

Nachdruck verboten.

Die Thalkönigin.

Roman von Hermine Billinger.

Nordöstlich vom Bierbacherthal, das sich bei Oppenau vom Renththal abzweigt, steht auf hoher Bergeshalde, gegen den Gebirgskopf des Kniebis zu, ein einsamer Bauernhof, der Mooshof genannt. Fast wie eingekleidet zwischen zwei fichtenumsäumten Waldhöfen liegt er da. Das tief herabreichende, dunkelgrüne Strohdach ist von allerlei Moos- und Flechtenarten überwuchert. Darunter läuft eine schön gedrechselte Galerie, um die sich zur Sommerszeit wilde Reben schlingen.

Im Hof rieselt aus einem Felspalt des nahen Berges kristallhell das „Silberbrünnele“ in einen riesig langen Wassertrog, an dem die gehörnten und ungehörnten Stallbewohner ihren Durst stillen. Eben sind die letzten in ihre Ställe zurückgekehrt.

Auf der Hausbank sitzt eine alte, weißhaarige Magd neben einem hellblonden, kaum fünfzehnjährigen Mädchen, das der Alten aufmerksam zuhört, denn sie erzählt von den vergangenen Zeiten, als die Abtei Allerheiligen noch von den frommen Mönchen bewohnt ward, lauter Heiligen; und was für ein Geläute sie hatten, so schön und feierlich, daß das Anhören allein schon andächtig stimmte.

„Das waren Zeiten,“ seufzte sie, „da hat's noch keine bösen Leute gegeben, da hat jeder gewußt, er darf nicht sündigen, sonst erfährt's der Abt. O, lieber Heiland, was hat auch die weltlich Macht gedacht, daß sie uns die frommen Brüder aus dem Land jagt! Eine Fabrik haben sie machen wollen aus dem herrlichen Klosterbau, aber Gott der Herr hat denkt: wartet ihr nur! — und hat seinen Blitz geschickt; der hat 's Gotteshaus zerrissen und die Mauern hingestreut auf den Erdboden, daß kaum ein Stein auf dem andern geblieben ist; am Himmel aber stieg eine Gluth auf, wie am jüngsten Gericht.“

Die Alte verstummte plötzlich und faltete die Hände. Von Bierbach drunten tönte die Angelus-Glocke herauf, und wenn's auch nicht gerade ein schönes Geläute war, hell genug tönte das Glöcklein doch, um die entferntesten Bauernhöfe zu erreichen.

Dort in den tiefer gelegenen Gründen fing es an zu dämmern, während die scheidende Abendsonne die noch mit einzelnen Schneestreifen bedeckten Bergkluppen der Hornisgründe und des Kniebis mit Purpurrothe übergoß.

Es war ein heiterer, klarer Aprilabend, und ob schon die Frühlingsluft auf den Berghalden noch sehr rauh wehte, so waren doch vor dem Mooshofe fast alle Familien-Angehörige versammelt, um, wie es Sitte war, gemeinschaftlich ihren Rosenkranz zu beten. Der alte Hofbauer allein schaute aus einem mit runden, bleigefassten Scheiben versehenen Fensterlein und betete andächtig, aber nur leise mit, denn zeitweilig überfiel ihn ein gewaltiger Krampfhusten. Bei einem solchen Anfall sprang das junge Ding, das Besele, plötzlich mitten im Gebet auf die Bank und schob den Vater vom Fenster weg.

„Geht in Eure Schlafkammer,“ bat es, „und setzt Euch in den Armstuhl, Baderle, die scharf' Luft hat Euch gewiß geschadet.“

„Gräm Dich nicht, Herzkäsele,“ meinte er lächelnd, „aber ruf mir nach dem Gebet die Buben 'rein, — der Wenzel ist schon wieder nicht zum Rosenkranz gekommen.“

Die beiden Brüder standen vor ihrem Vater; der eine sah aus wie der Herr, der andre wie der Knecht. Veldi, dem älteren, leuchtete die helle Lebensfreude aus den offenen, blauen Augen; mein ist die Welt, drückte das trotzig geschwungene Lippenpaar aus, komm' mir keiner in die Quere!.

Der Bruder neben ihm war groß und schlank gewachsen, wie er; die Unähnlichkeit der beiden bestand nicht in den Zügen, sondern im Ausdruck; Wenzels Auge blickte unstät und lauernd, in seinen Mundwinkeln saß ein unzufriedener Zug, seine Haltung war unfrei und zugleich brutal. Er sah zur Erde, während der alte Bauer die beiden Söhne mit einem kummervollen Blick aus seinen tiefliegenden Augen maß.

„Schaut,“ seufzte er, „es drückt mir fast 's Herz ab, daß Ihr das Händeln nicht lassen wollt; jetzt hab' ich hören müssen, daß Ihr schon wieder eine Kauferei gehabt, in der Traube in Bierbach, und recht wüßt soll's hergegangen sein; was war's denn jetzt wieder? Neb' Du zuerst, Veldi.“

„Natürlich, immer der Veldi,“ brauste Wenzel auf, „ich muß halt immer zurückstehen, 's ganze Leben lang; er kriegt den Mooshof, und ich soll mich auf der Sägemühl' abradern, wie ein Brunnenpumper, wo ich doch so viel besser für die Landwirtschaft taug' und auch viel mehr am Hof häng', als der Veldi.“

„Wie's gefehlich ist nach altem Herkommen, so soll's auch bei mir gelten,“ fiel ihm der Alte ins Wort, „der Veldi ist der Erstgeborene, ihm gehört das Hofgut. Wenn Du fleißig bist und Deine Sach' wohl thust, wirst Dir die Sägemühle ein schönes Auskommen ab, daß Du so viel zu leben hast, wie der Bruder. Aber leider muß ich hören, daß Dir kein ordentlicher Knecht bleiben will, weil Du grob bist wie Bohnenstroh und die Stern' vom Himmel 'rab fluchst. Hast bei mir nicht mehr Zugsinn gelernt? Gieb doch Fried', wirst mich nimmer lang sehen, werd' bald auf dem Gottesacker liegen, da möcht' ich doch gern scheiden mit dem Gedanken: meine Kinder sind einig.“

Die jungen Leute sahen zu Boden; sie waren beide bewegt; Veldi wollte sprechen, der Wenzel kam ihm abermals zuvor.

„Ich wollt' schon einig sein, Vater, wenn der Veldi nicht so ein herrischer, rechthaberischer Mensch wär'; ihm ist halt jeder Wille gethan worden von klein auf. Nach wem hat die Mutter selig gerufen, wenn Besuch auf dem Mooshof war? Nach dem Veldi natürlich, der war 's Wunderthier, der hat müssen gezeigt werden. Und so, wie er jetzt zum Fenster 'naus schaut und mit den Achseln zuckt, das ist von jeher seine hoffärtige Manier gewesen und“ — „Jetzt hör auf,“ herrschte ihn der Bruder an; eine dunkle Röthe war ihm ins Gesicht gestiegen,

die Sonne war ihm aus den Augen gewichen, die einen starren, bitterbösen Ausdruck angenommen, „Reidhammel, wüster, — unbändiger! Kaum hab' ich eine Freud' an etwas gehabt, gleich hat er's haben wollen, wenn er vorher nicht daran gedacht hat. So wieder gestern Abend; jetzt gefällt ihm auf einmal 's Traubenwirths Mejele, weil ich ihm ein wenig schön gethan, und kommt mir nach in die Wirthschaft und ruht nicht mit Hänfeln



Unter der Linde. Nach der Original-Zeichnung von A. Rothaug. Siehe das Gedicht auf Seite 8.

und Grobheiten, bis mir die Gall' überläuft und ich ihn sammt seinem frechen Knecht, dem Peter, zur Trauben n'aus werf! Hätt' ich mir den Schimpf vielleicht gefallen lassen sollen?"

Der alte Moosshöfer seufzte: „Sollst halt ein bißle weniger hitzig sein, Veldi, und der Wenzel weniger neidisch; ich mein', mit der rechten Frömmigkeit müßtet Ihr's erzwingen.“

„Ich hab's aufgesteckt mit der Frömmigkeit,“ unterbrach ihn der Wenzel, „die hat mir der Pater Gregor völlig verleidet. Da hat er in der Christenlehre immer von Gottes Gerechtigkeit gesprochen, aber er, — ungerecht ist er gewesen, daß es eine Schand' war; mir die Strafen, dem Veldi's Lob, das war wie's Brod am Laden. Da ist der Physicus ein anderer; wenn ihn auch der Pater Gregor einen Ungläubigen schilt, weil er in keine Kirche geht, — damals, wie wir beide krank gelegen sind an der Krupp, zuerst hat er mir geholfen; ich seh' noch der Mutter Bild, und wie sie auf den Veldi hingewiesen. „Nein,“ hat der Physicus gesagt, „der kann warten, der andere ist schlimmer dran.“ Das war gerecht, und wenn die Gerechtigkeit bei den Ungläubigen ist, so will ich lieber auch ein Ungläubiger sein.“

„O Du,“ der Bauer hob die gefalteten Hände gegen seinen Sohn empor; ein neuer Krampfhusten hinderte ihn am Weiterprechen; die Söhne sprangen ihm bei, Melan, die alte Magd, kam mit einem Kräutertee, den sie dem Bauern löffelweis einzulösen suchte; Befele war so erschrocken, daß es laut weinte. Der Anfall wollte kein Ende nehmen; das ganze Haus war in Bewegung, die Mägde machten Tücher heiß am Herde und ließen von der Küche in die Stube, von Melan zur größten Eile angetrieben; Veldi wollte eben den Befehl geben, anzuspannen und den Doctor zu holen, als sich der Kranke beruhigte. Schwerathmend lag er in seinem Kissen, seine Augen suchten die beiden Söhne, die zu ihm herantraten.

„Gebt denn Fried,“ flüsterte er mit matter Stimme, „laßt Trug und Zwietracht fahren mir zu lieb.“

„Ja, Vater,“ versprachen beide, und Veldi setzte hinzu: „Ich will den Wenzel ein Stück Wegs begleiten, da wollen wir's untereinander abmachen.“

Sie gingen; lustig sprang der mächtige Hoshund den stattlichen Burtschen voraus.

Im Hof, auf einer Bank unter dem Nußbaum, saßen die Knechte und rauchten. Erst war's ganz still hergegangen aus Rücksicht für den kranken Bauern; als aber die Lies zufällig aus dem Stall kam, begann der Mathis leise zu singen:

„O Mäde, warum bist stolz
Und härter als wie Buchsbaumholz?
So viele Kessel, außen roth,
Sind wurmig und nicht werth ein Lot,
Bist sauber wohl, doch falsch und fed,
Sieh Acht auf Dich, sonst!“

Ein unbändiges Gelächter folgte auf dieses „Gesetzle“. Der Knecht freute sich seines Erfolges und wollte eben mit dem Finger den brennenden Tabak in die Pfeife drücken, als die gesoppte Magd herbeischlich und blitzschnell aus dem Melkfübel den Wasserrest über den Kopf des Mathis leerte. Nun galt das Beifallsgelächter ihr, während sich der Mathis schüttelte.

„Flint bist freilich,“ hänselte er weiter, „aber heut' Nacht hab' ich von einer Dampfndel träumt, die hat ein Gesicht gehabt, und wie ich näher hinschau', ist's bigottscht Dein's; seither quäl' ich mich ab mit einem Keim auf Rudel; weißt vielleicht einen netteren als Hudel?“

„Ja,“ versetzte sie, „Dusel, — gestern Abend hast wieder einen grußigen gehabt, und wenn ich Dir nicht aus Christlichkeit einen Rippenstoß geben hätt', wärst den langen Weg in den Brunnentrog gefallen, — etsch!“

Jetzt plapten sie alle vor Lachen, der Mathis aber schnellte auf, um der jungen Magd eins zu wischen, aber sie duckte sich und war im nächsten Augenblick im Stall.

„Sie ist gar kein so Dummerle mehr,“ meinte Jerdi, der Nebenknecht, „auf dem Kirchgang hat sie schon ein paar Mal den Peter aus der Sagnmühl' fest angegafft; paß auf, die möcht' gern eine Bekanntschaft.“

Der Mathis wurde dunkelroth: „Die Zuchtel, sie hat nicht umsonst so rothlechte Haar, wie ein Fuchsbalg; aber discutiren wir lieber von was anderem. Zum Beispiel, wo hast denn's letzte Mal in Oppenau eingekehrt? Oder hast Deinen Durst verpart bis zum Bierbacher Thal? Am End' gar hat Dir's Kefele selber den Schoppen credenzt?“

Jetzt wurde der Jerdi roth: „Halt Dein Maul, Du Wunderfisch, wo ich einkehr', geht Dich einen Buzen und Pflückerling an!“

Er war aufgestanden und zum Brunnentrog gegangen, wo er sich hinsetzte. Der andere ging ihm nach und lenkte ein: „Du Hiseblig, mein' ich's vielleicht schlecht mit Dir? Eine Wordersfreud' hätt' ich, wenn Dich's

Kefele so gern hätt', wie Du's verdienen thust. Aber so lang der Veldi und der Wenzel ums Wirthstöchterle zur Traube rumscharwenzeln, so lang ist keine Hoffnung für ein arm's Knechtle, wie Du eins bist. Hast denn keine Augen? Roth und blaß wird's in einem Athem, wenn der Veldi in die Wirthschaft kommt; d'rum ist ja der Wenzel so fuchsteufelswild.“

Jerdi's Gesicht war immer blässer geworden, je länger sein Mitknecht in ihn hineinredete; nun seufzte er tief auf, während ihm ein paar dicke Thränen über die Wangen liefen.

„Sei kein Esel,“ tröstete ihn der Kamerad, „das sind halt so die Kümmerneiß', die man in der Jugend hat. Meinst vielleicht, mich quält nix? Ich verdruck's nur, aber fuchsteufelswild werd' ich vor Wuth, wenn die Lies mit ihren dummen Blauaugen nach einem anderen schießt.“

Der Jerdi erhob sich: „Ich glaub', 's ist gescheit, ich leg' mich auf's Ohr; ich bin wie wirbeljinnig und so krottenmüd; schau für mich noch einmal nach der Bleß und thu mir den Gefallen und laß mich jetzt mutterseeleallein.“

„Du wirst doch die Essenszeit nicht verschlafen wollen?“ verwunderte sich der Mathis.

„Bis dort hab' ich mich vielleicht erholt,“ seufzte der Jerdi.

Der Hausknecht gab ihm eins auf die Schulter: „'s giebt noch mehr Raible auf der Welt, zum Beispiel die Stas; hast noch nie gemerkt, wie sie Dich alleweil anschaut?“

„Nein,“ sagte der Jerdi und streckte sich, daß ihm die Knochen krachten. Der Mathis aber begab sich in den Stall, um die Arbeit für den liebeskranken Mitknecht zu thun. Er stieß mit der Stas zusammen, die mit dem Melkfübel von einer Kuh kam.

„Hm,“ sagte er, vor der Dirne stehend, „schau, wenn mich eine alleweil so jämmerlich anglozen thät, ich ging auf und davon; wer Bähn' hat wie eine junge Maus, muß's Maul nicht zusammenbeißen.“

Sie sah ihn fragend an, indem sie zu lächeln versuchte.

„So ist's recht,“ nidte er, „aber 's langt noch nicht.“ Inzwischen waren Veldi und Wenzel schweigend nebeneinander hergegangen. Die Worte des Vaters, sein blaßes Aussehen beunruhigten beider Gemüth, so daß die eigenen Angelegenheiten in den Hintergrund traten.

Am Waldeßbaum, wo ein Hohlweg gen Allerheiligen führt, machten sie Halt; es stand hier ein Marterl, ein steinerner Stock mit einer Blende, worin ein Marienbild befestigt war. Veldi nahm die Pelzmütze vom Kopf, der Wenzel nicht.

„Wenn's denn jetzt wieder in Ordnung sein soll zwischen uns,“ meinte er, „so möcht' ich fragen, kann ich Guern Sattelgaul übermorgen haben zum Latten fahren?“

Veldi befaß sich einen Augenblick: „Ja, kannst ihn haben.“

„Dann behüt' Dich Gott,“ jagte Wenzel und wandte sich zum Gehen. „Halt, noch eins, — ich will Dir am Feiertag gern einen Schoppen für die Gefälligkeit zahlen; wo magst am liebsten einkehren?“

Er sah den Bruder lauernd an.

„In der Traube,“ sagte Veldi, „wo sonst? Da wird sich's dann zeigen, wie ernst Dir's mit dem Frieden ist.“

„Ja, da wird sich's zeigen, wie Du die Sach' verstehst,“ stieß Wenzel hervor und schritt davon.

Veldi sah ihm nach; er war im Begriff gewesen, etwas zu sagen, zuckte aber, sich eines anderen besinnend, die Achseln und kehrte auf dem Wege zurück, den er gekommen war.

Vor ihm lag eine kleine, mit uralten, knorrigen Salweiden umfriedete Waldwiese. Mit einem Mal blieb der Burtsche wie festgebannet stehen und lauschte; nicht weit vom Moosshof ließ sich eine gar eigenthümliche, liebliche Musik hören; Geigen spielten, Klarinetten schmetterten dazwischen, ein Waldhorn ertönte, wie eine klagende Menschenstimme.

Vorsichtig näherte sich der junge Hofbauer der Stelle im Wald, von wo ihm die Musik entgegenglänzte und ein dichter Rauch zum Himmel stieg.

Den knurrenden Türl' beim Schopfe packend, startete Veldi durch das Geäst der Bäume hindurch auf die sonderbaren, abenteuerlichen Gestalten, die sich um ein mächtig ausfloderndes Wachtfeuer gelagert hatten; Kinder und halbwüchsige Burtsche und Mädchen trugen Keiser herbei; rings an den Bäumen waren kleine, weiße Pferdchen angebunden; ein Zelt wurde aufgeschlagen von Segeltuch; sie brachten eine alte Frau herbei, die hinkte, und setzten sie behutsam am Feuer nieder.

„Brrr,“ machte Veldi in seinem Versteck, „die garstige Hexe, — abscheuliche Frauen sind's, — die anderen auch.“

Plötzlich pfliff er leise in sich hinein, seinen Hund

noch fester an sich drückend. Neben der Alten kniete ein junges Mädchen, eifrig beschäftigt, ein kleines, schreiendes Kind zu beruhigen. Dem Burtschen ging der Athem aus, er stand und starrte das Mädchen an, über dessen Gesicht der helle Schein des Feuers fiel. Ihm flog durch den Kopf: „Sie kann nicht zu diesem Pack gehören, — sie haben sie gewiß gestohlen.“

Nun hörte er ihre Stimme: „Großmutter,“ sagte sie, „soll ich gehen zum Bauernhof, soll ich bitten die Leute um Milch? Ist keine mehr da, Großmutter!“

Veldi hörte die Alte sagen: „Geh', Uttala“; er warf noch einen Blick auf das Mädchen und eilte dann weg, um vor ihr zu Hause zu sein. Rasch trat er in die Küche, wo die Melan und das Kefele eben mit dem Anrichten des Nachtessens beschäftigt waren. Er wollte die beiden auf das Kommen der Zigeunerin vorbereiten, brachte aber kein Wort über die Lippen, sondern stand am Guckfensterchen und sah mit dunkelrothem Kopf das seltsame Geschöpf daher kommen. Sie mochte kaum sechzehn Jahre zählen; ihr Köpfschen war ein wenig geneigt; ihm war, als beschleiche ihn plötzlich ein unsagbares Weh und presse ihm die Kehle zusammen. Im nächsten Augenblick ging die Küchentüre auf, und als er sich umwandte, stand das Mädchen am Herd.

„Glück und Segen,“ sprach sie, sich tief verneigend, „haben ein krankes Kind, seid barmherzig, Ihr schönen Frauen, ein wenig Milch, nur ein wenig Milch, — nehme alles, wenn ich bekomme, — bitte, bitte!“

Mit großen Blicken maßen die beiden Frauen die schöne Bettlerin.

„Hm,“ brummte die Melan, „zu so später Abendzeit, das ist aber unverschämt!“

Befele war mitleidiger: „Wo seid Ihr her?“ fragte sie, „habt Ihr Euch verirrt? Wie kommt Ihr bei einbrechender Nacht zu unserem einsamen Hof heraus?“

„Kennt Ihr nicht das Wandervolk der Zigeuner?“ fragte die Fremde; „kommen überall hin.“

„Jesus Maria,“ schrie die Melan auf und bekreuzte sich; auch Befele that's, indem es schleunigst einen Schritt von der Zigeunerin zurücktrat.

Diese lächelte: „Thun Euch nichts, sind wohl hungrig, sind nicht schlecht.“

Sie erhob die kleine, braune Hand, wie zum Schwur.

Nun kam Veldi näher; die ganze Zeit über hatte er das Mädchen angestarrt, so hingewonnen war er von ihrer Erscheinung, von ihrer weichen Stimme und der fremdländischen, eigenartigen Sprache.

„Melan,“ befahl er, „gebt ihr einen Laib Kornbrod, ein paar Meßle Belschorngries und einen Sester Erdäpfel; auch ein paar Händ' voll Huzeln und Schnitz' legt dazu, — schnell, Befele,“ wandte er sich an die Schwester, „geh' mit der Melan auf die Bühne und holt, was ich gesagt.“

Die alte Magd brummte gewaltig, da ihr aber das junge Kind voran ging, blieb auch ihr nichts anderes übrig, als dem Bauernsohn den Willen zu thun.

„Ihr seid barmherzig,“ wandte sich die Zigeunerin an Veldi, indem sie die wunderbaren Augen groß zu ihm aufschlug, „schöner Herr, gütiger Herr, haben ein todtkrankes Kind, — darf übernachten auf Guern Heuschober das Kleine mit der Großmutter, daß ihm nicht Schaden bringt die feuchte Wiese? O, habt die Gnade, bitte, bitte, lieber Herr!“

„Da muß ich erst den Vater um Erlaubniß fragen,“ sagte Veldi, „es wird schon schwer halten wegen der Feuergefahr, denn bei Euch rauchen ja auch die Weibsbilder, wie ich gesehen hab'.“

„O nein, nein,“ unterbrach ihn die junge Zigeunerin, „legen nicht an ein Feuer, bannen es, wissen den Brandsegen, lieber Herr! Bei meinem Gestirn, dem Orion, sind keine bösen Menschen, wir Zigeuner, glaubet, o glaubet mir!“

Wieder erhob sie die Rechte zum Schwur, indem sie das Köpfschen wie lauschend vorbeugte, die Augen fragend in die des jungen Burtschen senkend.

Melan und Befele kamen die Bühnentreppe herab, und Veldi sagte zu der Fremden: „Wartet hier und eßt einen Teller Supp', ich will mit dem Vater reden.“

In der Hauptstube war schon das übrige Gesinde versammelt und betete, denn die Abendsuppe stand bereit. Als man sich niedergesetzt hatte, trug Veldi sein Anliegen vor, indem er mit großer Beredsamkeit den Jammer der Zigeuner schilderte, und daß man sich eben doch nicht den Tod des kranken Kindes auf den Hals laden solle.

„Was thut's,“ schloß er, „wenn so ein paar gelbe Weibsbilder einmal im Heuschober übernachten? Ich mein', man sollt's erlauben.“

Die vorsichtige Melan war dagegen: „Sie werden uns ausstehlen, wie die Nagel.“

„Aber sie sind uns überzählig,“ unterbrach sie der Mathis; „weisen wir sie ab, könnten sie uns zum Andenken den rothen Hahn aufs Dach setzen.“

Der alte Moosbauer nickte: „Das hab' ich mir auch gesagt; mögen die Weiber in Gottes Namen da schlafen. Nur aufpassen müßt Ihr!“

Wer war glücklicher, als Veldi; er ließ das Essen stehen und eilte hinaus, und da ihm der Herd voll Neugier gefolgt war, belud er den Knecht mit all den Lebensmitteln, die die Melan hatte herausgeben müssen. Das schlanke Zigeunerkind eilte mit der Milch voran, er, Veldi, kam ihr mit einem Packer Heu nach.

„Ihr habt so nette, kleine Köpfe,“ sagte er, „die sollen auch was haben!“

„Guter Herr! Guter Herr!“ rief das Mädchen aus und eilte leichtfüßig vor ihm her, als ob sie schwebte, und trug doch den schweren Topf Milch.

„Wo seid Ihr denn daheim? Ist's weit von hier?“ fragte der Bursche.

Sie nickte: „Dort, wo aufgeht die Sonne, dort bin ich geboren, im südlichen Ungarn, viele hundert Meilen von hier.“

Als sie sich dem Lager näherten, rief sie schon von weitem: „Schauet, schauet, viele gute Dinge, schöne gute Dinge, genug für uns alle! Der gute Herr, der schöne Herr, er hat uns alles gegeben.“

Nun ging's über Veldi her; die Kinder küßten ihm den Kock und die Hände; er wurde mit Segenswünschen überschüttet. Im Nu fladerte das Waldfeuer in mächtigen Flammen auf, der Kessel wurde darauf gesetzt; die Großmutter begann zu kochen, bedient von den Frauen und Mädchen. Unter die Kinder waren die Hügel und Schnitz vertheilt worden, nun hockten die kleinen braunen Affen lustig auf einem Haufen beisammen und lauten.

Im Halbkreis um das Feuer saßen die Männer und Bursche; ihr krauses, pechschwarzes Haar war von grauen, spigen Filzhüten bedeckt, sie rauchten aus kurzen Thonpfeifen und beobachteten mit ihren stehenden, schwarzen Augen schweigend den stattlichen Bauernsohn. Veldi aber sah nur immer die Eine, die ihm unter diesen dunkeln, verwahrlosten Gestalten wie eine Wunderblume vorkam. Sie hielt das kranke Kind im Arm und gab ihm aus einer Zinnschüssel die warme Milch zu trinken. Dabei lächelte sie Veldi zu, dessen Blick sie begegnete, und winkte ihm zu sich heran: „Arme Kleine, war so durstig,“ sprach sie leise; „hat verloren Mutter und Vater; arme Kleine, ist zu schön und zart für diese Welt.“

„Schön, so ein Negerbalg,“ dachte Veldi, indem er einen keineswegs entzückten Blick auf das dunkelgelbe Gesichtchen in Uttala's Schoß warf.

Als errathe sie seine Gedanken, setzte sie schnell hinzu: „Was man nennt mit uns schön, bei Euch finden sie nicht schön das dunkle Gesicht.“

„Manchmal doch,“ stotterte er, indem er einen bewundernden Blick auf ihr bräunliches Gesichtchen heftete.

Die Zigeuner hatten sich unterdessen über ihre Suppe hergemacht; die Großmutter füllte die großen und kleinen Teller, die ihr hingereicht wurden, nachdem sie eine Art Segen über den Kessel gesprochen.

Mit neugierigen Augen verfolgte Veldi das Gebahren der fremdartigen Menschen; das Anstandsvolle, beinahe Bornahme ihres Benehmens setzte ihn in Erstaunen. Er hatte schon manchen Zigeunerzug von weitem gesehen und einen wahren Abscheu vor der Bande gehabt; ein so stattliches Lager aber war ihm noch nicht vorgekommen. Er konnte nicht genug schauen; schließlich schwand ihm alle Scheu vor der wunderlichen Gesellschaft, daß er sogar seine Umerpfeife aus dem Wams zog und von dem nicht unangenehm duftenden Tabak rauchte, den ihm ein hagerer, majestätisch blickender Zigeuner aus seinem Ventel anbot.

Maurita aber, die Seniorin der Gesellschaft, wandte sich jetzt mit den Worten an Veldi:

„Schöner, junger Herr, wollt Ihr nicht haben die Gnade, auszusprechen einen Wunsch? Wäht Euch sein gefällig, Euch machen eine Freude, habet ein gütiges, ein großmüthiges Herz, junger Herr! Der Gott unserer Väter halte ab von Euch: Blitz und Hagel, Pest und Seuche! Der Maulwurf und Engerling sollen nicht schaden Euer Feldern und Wiesen, der Marder und Habicht verschone Euer Geflügel! O, thuet auf Eure Lippen, und laßt uns Euch dienen!“

Veldi, den jedesmal die Lust ankam, davon zu laufen, so oft das Auge der Alten ihn streifte, überwand seinen Abscheu und gab ihr nicht unfreundlich zur Antwort: „Ich habe nie in meinem Leben eine so schöne, glöckereine Musik gehört, wie die Eure; das könnt' mir schon passen, noch einmal so ein feines Stückle zu hören, wenn Ihr mir eins aufspielen wolltet.“

Hurtig eilten die Zigeuner zu ihren Instrumenten, und von neuem ertönten ihre zauberischen Weisen durch die nächtliche Stille des Bergthales.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Herd-Uberglaube.

Von Julius Stinde.



„Sind Sie abergläubisch?“

„Nein.“

„Ich auch nicht. Aber Sie freuen sich doch, wenn Sie ein Viertelblatt finden?“

„Warum auch nicht? — Es bringt ja Glück.“

„Ist Ihnen behaglich, mit Dreizehn bei Tisch zu sitzen?“

„Ich mache mir nichts daraus, aber, weil viele Leute sich daran stoßen, sorge ich stets dafür, daß in meinem Hause die böse Dreizehn vermieden wird.“

„Warum nennen Sie die Zahl böse?“

„Ich weiß nicht warum, aber sie ist mir unangenehm; vielleicht, weil sie andern peinlich ist. Man läßt sich eben in vielen Dingen beeinflussen, ohne daß man es merkt.“

„Und wird den Aberglauben nicht los, jene Meinung, daß dieses oder jenes Thun oder Lassen uns auf unerklärliche, gewissermaßen übernatürliche Weise Vortheil oder Schaden bringen könne. Warum klopf man dreimal unter den Tisch, wenn von dem Glück die Rede ist, vom Wohlergehen oder sonstiger guter Gabe, von frohen Hoffnungen und Wünschen?“ — Um sich zu erinnern, daß unheimliche Mächte in der Nähe sein könnten, deren Reid durch Ueberhebung geweckt wird. Das heißt jedoch, an diese Mächte glaubt der Klopfer jetzt nicht mehr, er macht nur einen allgemein üblichen Brauch mit; die Anschauung vom Reid der Götter und der Schicksalschweirern ist verwischt. Im Alterthum aber brauchte man als Vorbeugungsmittel gegen den Reid und Jörn der Unsichtbaren eine Demüthigung, indem man sich nach einem unbedachten oder übermüthigen Ausdruck in den eigenen Busen spie als Zeichen eigener Verabscheuung, und noch jetzt ist dreimaliges Ausspieien üblich, das Verufen abzuwenden. Durch übertriebenes Loben und Bewundern, durch allzu bestimmte Hoffnung wurde der Reid wach- und das Unheil herbeigerufen. Noch heute sagt selbst der Aukelärteste bei geeigneter Gelegenheit sein „unberufen“ als Gegenbeschwörung.

So fest ist der Glaube an schädigende und schirmende Gewalten, er ist unausrottbar als ein geistiges Erbtheil aus weit vergangener Zeit.

Wer aber sind diese Gewalten, wie stellte man sie sich vor? Es waren die Seelen der Verstorbenen.

Wie er aus dem Leben schied, so lebte der Verstorbene unsichtbar für die Ueberlebenden weiter. Und darum fürchtete der Held den Siedtod auf dem Krankenbette; in voller Kraft lebte er im Reiche der Unsichtbaren, wenn er im Kampfe fiel. Für seine Nachkommen war er gegenwärtig an dem Orte, wo man ihn begraben hatte. Und dieser Ort war — der Herd des Hauses.

Der Herd war das Grab des Familienahns, dort wohnte seine Seele. Diese Wohnung war sein eigen. Das älteste Eigenthum war in dem Zeitalter des Nomadenthums das Grab. Dort weilte der Gestorbene, dem man Waffen und Geräthe mitgegeben hatte in die enge Welt. Unnahbar, unberührbar war der Todte und, was ihm gehörte, Raum und Gerath. Hali hieß angelsächsisch „eigen“; allddeutsch hieß es hel; jetzt saget wir heilig und haben nur noch den Begriff des Unberührbaren, Unverletzlichen dafür. Heiligen bedeutet, ebenso wie weihen: zu eigen geben.

Aber aus Hel, dem Eigenbesitz der Seele, ward auch die Halle, der Wohnraum um den Herd, der mitten in dem ältesten Hause lag. Unter dem Herde „Hel“ ward später zur Hölle, der Ort, wo die abgetriebenen Seelen sich aufhielten. Denn zu dem Ahn versammelten sich die Seelen der übrigen Glieder der Familie, jedoch in dem Stammhause die Lebenden und die Seelen der Verstorbenen bei einander wohnten.

Darum heißt noch heute in vielen Gegenden der Winkel am Ofen die Hölle, weil der Ofen an die Stelle des Herdes trat.

Der Herd war der Mittelpunkt des Hauses. Auf ihm brannte das Feuer, um das man sich scharte, unter ihm weilte der Ahn mit den Todten, die geehrt wurden, indem man den Herd und das Feuer ehrte. Aus dieser Verehrung entwickelte sich der Begriff des Heiligen, wie wir ihn dem Worte jetzt beilegen. Aus Hel, dem Eigen der Ahnenseele, wurde das Heilige im übertragenen, ethisch und religiös erweiterten Sinne. Und als später Kirchen gebaut wurden, da begrub man unter oder in dem Altare die Gebeine eines Würtrers. Denn der Altar ist der Herd des Gotteshauses, auf dem statt des Feuers — Lichter brennen, und um jene Felder des Glaubens betete man die Gestorbenen, auf den Kirchhöfen nicht nur, sondern auch in den Kirchen.

So gab es Gemeinschaften der Todten ebenso, wie Gemeinschaften der Lebenden, und wenn noch heute einem Andersgläubigen das Begräbniß auf einem Kirchhofe verweigert wird, so sehen wir darin die alte Abgrenzung der Familien, Stämme und Völker, die den Fremden nicht in ihre Mitte nahmen und zu den Ihren zählten, es sei denn, daß er ihres Blutes wurde. Die Blutsbruderschaft, der wechselseitige Austausch lebenden Blutes im Becher unter Handschlag und Gelübde, band jedoch eben so fest wie Bande der Blutsverwandtschaft und heiligte, das heißt, sie gab und machte zu eigen. Der Fremde ward durch den Trunk Miteigner aller Rechte und Pflichten. So ist es noch heute bei manchen Völkern. Der Afrikareisende, der Blutsbruder eines Oberhauptes geworden ist, zieht sicher durch dessen Gebiet, als gehörte er dem Stamme durch Geburt an. Was der Häuptling versprochen hat, muß das Volk halten.

Nun herrscht in einigen Gegenden der Gebrauch, bevor man in ein neues Haus zieht, in das Ofenloch hineinzusehen, um „einzuwohnen“, d. h. um sich wohl in der Wohnung zu befinden. An anderen Orten soll die neu einziehende Magd ins Ofenloch schauen, dann wird sie sich bald gewöhnen. Am Harz sah früher die Dienstmagd gleich beim Eintritt in das Haus nach, ob Feuer im Ofen oder auf dem Herde sei, und schürte es, damit sie lange „im Dienst bleibe“.

Diese Gebräuche erscheinen sinnlos und haben doch einen tiefen Sinn, sobald wir sie richtig deuten, wenn auch der vom Volke längst vergessene Grund weit zurück in der Vorzeit liegt.

Der Schlüssel, der die meisten abergläubischen Gebräuche erschließt und ihren Sinn offenbart, ist die Vorstellung der Urvorfahren, daß die Seelen der Verstorbenen gegenwärtig seien und in das Geschick der Lebenden eingreifen können. Sie sind da, ohne daß man es weiß, sie können aber auch gerufen

werden, zumal aber halten sie sich an den Orten auf, wo ihre Gebeine oder ihre Asche beigesetzt sind. Deshalb spukt es auf Kirchhöfen, auf Schlachtfeldern und bei einsamen Gräbern. Dort wurden die Geister und Gespenster auch gesehen, weil sie eben nach dem Glauben der Vorzeit dort vorhanden sein mußten. Das Auge wäht zu erblicken, was der Glaube für wirklich hielt.

War in grauester Vorzeit der Herdstein der Grabstein des Familien-Oberhauptes, so mußte der Herd auch die Stätte sein, an der man den Geist des Ahnen ehrte, ihn um Schutz und Hilfe anging und um Rath fragte.

Tritt eine junge Frau ins Haus, so sieht man an manchen Orten darauf, daß die Ehegatten zuerst gemeinsam ein Stück Brod essen und Wein trinken, dann aber wird die Braut dreimal um den Herd geführt, „ums Hel geleitet“. So geschah es in Niederfranken und ganz Niederdeutschland bis Ostpreußen hinauf. In Böhmen muß sie wenigstens an den Herd treten, oder sie muß den Raum des Schöfötes umschreiten. Durch diese Weisbehandlung wird die Braut den unsichtbaren Häuptern des Hausverbandes übergeben; dadurch erst gehört sie dem neuen Hause an und steht unter dem Schutze seiner Herdgeister. Mit dem Zusammenspeisen ward der wirtschaftliche Verband der Eheleute begründet, die Aufnahme vor dem Herde aber bestätigt den Bund mit der Sippe, in deren Adern das Blut der Ahnen fließt; hat der Ahn die Fremde aufgenommen, so gehört sie zu denen, die in dem Ahn ihr unsichtbares Haupt verehren. Das dreimalige Umwandeln eines Ortes bedeutet so viel wie weihen, heiligen, das ist: dem dort weilenden Geiste zu eigen geben. Dreimal wurde das geschmückte und bekränzte Opfertier um den Altar geführt, Leiden wurden dreimal um die Kirche getragen.

Bei den alten Preußen gab der Freier der Braut einen Mantel zum Geschenk, als Zeichen, daß er sie unter seinen Mantel, das heißt in seinen Schutz nehme. Unmittelbar darauf stimmten die versammelten Freundinnen, Frauen und Jungfrauen ein Klagegedicht an, Eltern, Vieh und Feuer bejamernd, die sie ungepflegt und ungewartet zurücklasse. Dann sandte der Bräutigam einen Wagen, die Braut einzuholen.

Wenn sie die Grenze der neuen Heimat erreicht hatte, kam ihr ein Mann entgegen, in der einen Hand einen lodernen Feuerbrand, in der anderen ein volles Trinkgefäß. Dreimal umrannte er den Wagen, dann, ihr den Becher überreichend, rief er der Jungfrau zu: „Wie sonst in Deines Vaters Hause, so bewahre nun das Feuer in Deinem eigenen.“

In dieser Sitte spricht sich unverkennbar die symbolische Bedeutung des Herdfeuers aus, das mit den Eltern und dem werthvollsten Besitz, dem Vieh, gleichgestellt wird.

Der entgegengebrachte Feuerbrand ist der Willkommensgruß der Schutzgeister, der Götter der Familie, der die Braut angehört wird.

Aber nicht nur die Braut, sondern auch der Knecht und die Magd wurden bei ihrem Eintritt in das Haus um das Hel geleitet, sie wurden den Geistern des Hauses, — den Hausgöttern, — unterthan gemacht. Sehr passend pflegte man ihnen bei dieser feierlichen Gelegenheit ihre künftigen Pflichten vorzubalden.

Als nun die veränderte Bauart der Herde ein wirkliches Umleiten nicht mehr gestattete, als sie von der Mitte des Hauses an die Seite gerückt und aus der Haupthalle in die Küche verwiesen wurden, ersann man eine Aushilfe, indem man dem in der Mitte des Herdes hängenden Kesselhaken, dem sogenannten Helhaken, die Bedeutung des Herdes gab, ihn beweglich machte und dreimal um den neuen Hausbewohner schwang, „auf daß sie die neue Heimat lieb gewöhnen und nicht davon laufen“, wie man sagte.

Aber auch diese Form ward unverständlich und verschwand nach und nach, und der jungen Frau blieb nur noch die Pflicht, bei der Rückkehr aus der Kirche zunächst nach der Küche zu gehen und von allen Speisen zuerst zu kosten. Kluge Leute sagen, daß sie damit späterem Gelüste nach Leckereien vorbeuge, in Wirklichkeit jedoch ist dies Gerantreten an den Herd nichts, als die verblähte Erinnerung an die alte Herdweibe. Und dieselbe Bedeutung hat das Hineinsehen in das Ofenloch beim Einzug in ein neues Haus und beim Dienstantritt, sowie das vorhin erwähnte Feuerföhren der neu zugezogenen Magd.

In einzelnen Gegenden sind die Herdgebräuche ganz in Vergessenheit gerathen, und nur der fröhliche Trunk, der sich von alters her in Deutschland allen feierlichen Handlungen angeschlossen, ist erhalten und mit ihm der Name. So kam in solchen Gegenden das scheinbar sinnlose „ums Hel leiten“ zu der Bezeichnung des Zechens.

Alte Leute bedauern den Untergang der Herdgebräuche. Sie sagen, der Brauch bringe nicht nur dem Hause Segen, sondern er binde auch die eingeföhrteten Personen ans Haus, kräftige sie in der Treue und lasse das Heimweh nach den früheren Verhältnissen nicht wach werden. In diesen Worten liegt die reine, schöne Anschauung des alten Glaubens, daß, wer dem Schutzgeiste zu eigen gegeben war, auch stammesigen geworden sei, daß der Neuling durch ein Band, so fest wie Verwandtschaft an die Familie gebunden sei, und er treu wie ein Kind zu ihr stehen werde. Und da er ein wirkliches Glied der Familie geworden, so habe er auch nicht Noth mit dem Heimwegsehen, mit dem Heimweh. Treue aber und Anhänglichkeit konnten dem Hause nur zum Segen gereichen.

Die alte Diensthöten-Treue und Liebe zur Herrschaft wurden gefestigt durch die Weihe am Herde, durch das Leiten ums Hel; der Aberglaube war ein guter Glaube. Jetzt, da er nicht mehr gilt, höchstens noch an weifremden Orten, sind auch die Verhältnisse zwischen Herrschaft und Dienerschaft andere geworden als früher: Arbeitgeber und Arbeitnehmer stehen einander fremd gegenüber, seitdem der einigende Geist des Herdes abgethan wurde, und immer spärlicher werden Magd und Diener, die zur Familie gehören.

Die bindende Kraft der Herdweibe wurde sogar auf Thiere angewandt. Um sie am Entlaufen zu hindern, trieb man Kage und Hund dreimal um den Herd oder rief sie an der Feuermauer, wenn der Herd sich zum Umschreiten nicht eignete.

Auf der Begräbnißstätte hielten die Vorfahren das Todtenmahl, sie war der Ort, wo man vorzugsweise verweilte, um in Gemeinschaft mit dem Abgetriebenen zu bleiben, sein Grabstein ward zum Herdstein, um den man das Haus baute. Und zu dem Grabe des Familien-Vaters, des Oberhauptes, kamen auch die Seelen der gestorbenen Familien-Mitglieder, wie die Lebenden sich an seinem Grabe angesiedelt hatten. Darum ist der Herd, die Feuerstätte, der Ort der Geister. Diese Geister nahmen an



Marktplatz in Amsterdam. Bild von Paul Hermann. — Seite 118.

den Mahlzeiten der Lebenden theil, man warf ihnen Spenden von den Speisen in das Feuer, und die Mahlzeiten zu Ehren des Todten fanden an dem Herdfeuer statt, der, wenn auch unsichtbar, mitgeschmauste. Ihm zu Ehren wurde aufgetischt, was Küche und Vorrathshaus boten, und fröhlich ging es her, und zwar so heidnisch vergnügt, daß u. a. Karl der Große im Jahre 785 zu Paderborn den Befehl erließ, daß bei Todesstrafe die Sachen auf den Gräbern ihrer Vorfahren nicht mehr tanzen, singen und springen sollten. Später ordnete die Kirche ein allgemeines Todtenfest an, das Allerseelenfest, den abgehenden Geistern gewidmet, für deren baldige Erlösung aus dem Fegefeuer, — aus der allgemeinen Feuerstätte, — man beten sollte. In protestantischen Ländern ist der letzte Sonntag des Kirchenjahres, der Todtensonntag, als Erinnerungsfest an die Verstorbenen eingeführt. Lichter und Kränze sind die Gaben, die man heute bringt.

Den Geistern des Herdes opferte der Hausvater täglich, zumal aber an den Gedächtnistagen. In Norwegen war es Sitte, daß um Mitternacht, nachdem früh Morgens Feuer im Ofen angemacht war, die Familie mit dem Gelinde sich vor dem Ofen versammelte, die Kniee beugte und etwas Kuchen und Getränke in das Feuer warf. Dieser ernüchternde, auf alte Herdfeuer-Verehrung und Opfergabe hinweisende Gebrauch findet ein weniger ernstes Gegenstück in dem im Schwarzwald bekannten Gebet an den Ofen, das lautet: „Lieber Ofen, ich bet' Dich an, hast Du eine Frau, hält' ich einen Mann.“ Eine beliebte Pfandlösung beim Pfänderspiel ist auch vielerorts das „Ofenanbeten“. Das Kind geht hin und spricht:

„Ofen, Ofen, ich bet' Dich an,
Im Winter bist Du ein guter Mann,
Im Sommer seh' ich Dich gar nicht an.“

Bis zu diesem Kinderreim ist die Heiligkeit des Herdes geträbt. Der Ofen selbst ist ursprünglich nicht angerufen worden, sondern das Bitten und Sagen galt den Geistern des Herdes, den der Ofen vertritt, dem in den Märchen Personen ihr Leid klagen, das sie geschworen haben, keinem Menschen zu vertrauen. Auch diente das Feuer als Orakel, die Kirche aber verbot allerlei heidnische Zauberei und rottete sie aus, jedoch nur noch schwache Anklänge vorhanden sind. So soll man beim ersten Gebäck nach Neujahr so viel kleine Kuchen machen, als Leute im Hause sind, jedem den betreffenden Namen des Hausgenossen geben und mit dem Finger ein Loch hineindrücken. Wer nun im Laufe des Jahres sterben wird, dessen Küchlein bacht sich aus, daß kein Eindruck mehr zu erkennen ist. — Ferner meldet das Feuer Janz an, wenn brennende Zweiglein plätschen oder glühende Kohlen herauspringen.

Ein krankes Kind wurde über das Herdfeuer hinweggezogen, und da der Ofen den Herd vertritt, so schiebt man ein Kind, das nicht wachsen will, etliche Male in den Backofen. — Sterben kurz hintereinander viel Hühner, Enten und Gänse, so mache man Feuer im Backofen und werfe von der Gattung der Thiere eins hinein. Die Hefe, die das Sterben gemacht hat, muß dann mit verderben. — „Wo Herdfeuer brennt, schlägt kein Blitz ein“, sagt ein alter Spruch, der heute noch insofern befolgt wird, als beim herannahenden Gewitter geweihte Kräuter auf dem Herde verbrannt werden. Die Kirche zog es in diesem Falle vor, dem heidnischen Glauben christliche Fassung zu verleihen.

Es waren aber nicht ausschließlich friedliche Geister, die an der Feuerstätte wohnten, sondern, wie im Leben die Menschen sich in gute und böse schieden, so auch die Seelen nach dem Tode; ja selbst die Guten konnten erzürnt werden, wenn die Lebenden es unterließen, die gebührende Rücksicht auf sie zu nehmen.

Daher mußten die Leute am Herde darauf bedacht sein, die Hausgeister in wohlwollender Stimmung zu erhalten, sie weder durch unüberlegte Worte zu kränken, noch durch Abweichen von gewohnten Gebräuchen zu verlegen. Wer Neuerungen einführte und es anders machte, als Familiensitte vorschrieb, der jagte den herrschenden Hausgeistern den Gehorsam auf, denen zu Lieb' und Ehr' alles beim Alten blieb. Geschah eine Uebertretung versehenlich, so konnte sie gesühnt werden, und aus solchen Sühnen schreiben sich unzählige, kaum noch verständliche Regeln und Spruchsätze im Volksleben her. Knistert oder plätscht das Feuer, muß man ein wenig Butter hineinwerfen oder einige Tropfen Milch darauf sprengen, Gaben, welche als Speise-Opfer zu betrachten sind.

An den Festtagen, den Gedächtnistagen warf man Speisen in das Feuer, zumal süßen Brei und Kuchen. Die Schmausenden gaben den Todten ihren Antheil, von denen sie glaubten, daß sie Mitgenossen des Mahles seien. Aus diesen Mitgenossen, den unsichtbaren, die man nicht zählen konnte, ist nach und nach der Ueberzählige, der Dreizehnte geworden, nachdem die Zahl Zwölf, den Aposteln entsprechend, als heilige Zahl Geltung erlangt hatte. Der Dreizehnte ist ebenso überzählig über Zwölf, wie der Geist des Verstorbenen die Zahl der Festtage bei den Erinnerungsfeiern um einen übertraf; wird doch noch heute bei Begräbnis-Schmausereien in manchen Gegenden die Gesundheit des seelen Begrabenen ausgebracht, als wenn er mit am Tische säße. Der dreizehnte Gast, der überzählige, nimmt die Stelle des Todten ein, und darum heißt es, müsse er sterben. Aus dem Todten ist allmählich der Todes-Candidat, der dem Tode Verfallene, geworden.

Mit der Ausbreitung des Christenthums ging der Kampf der Kirche gegen die Verehrung der Hausgeister und Familien-Götter Hand in Hand, sie wurden für teuflische Wesen erklärt, die zu verabscheuen waren, die aber trotz aller Bemühungen nicht aus dem Glauben des Volkes verdrängt werden konnten, sondern fort und fort wirkten, wenn auch als Kobolde, Heinzelmännchen, Spukgeister und Dämonen aller Art. Wie auch heute der Moslemite und der Chinese die Menschen von Tausenden unsichtbarer Geister umgeben denken, die gekränkt und zum Zorn gereizt, nicht minder aber durch Wort und Handlung zum Wohltun veranlaßt werden können, so war auch in unseren Landen der Geisterglaube mächtig, wie an den Spuren des Aberglaubens im Volksleben ersichtlich ist. Die Sprüche und Meinungen des Aberglaubens, die unverständlich gewordenen Gebräuche sind, im Grunde genommen, Regeln für den Umgang mit den Unsichtbaren, sowohl im täglichen Leben, wie bei besonderen Fällen. Dazu gehörte die Kenntniß von den Gewohnheiten der Unsichtbaren, von der Art und Weise, wie sie sich äußerten und sich bemerkbar machten, wie sie nützen und helfen, wie sie Schaden und Unglück bringen konnten, wie und woran dies im voraus zu erfahren sei. Nicht Aberglaube war solches

Wissen, sondern feiter, ehrlicher Glaube. Was wir für veraltet ansehen, war einst neu und vollgültig; das Ueberlebte hatte einst junges Leben.

Wann das Uralt jung war, — wer vermöchte wohl die Zeiten festzustellen, die in grauer, grauer Vergangenheit liegen, wunderbar aber ist, daß der alte Glaube, trotz aller Trübungen und Verdunkelungen, oft in fragenhafter Verzerrung bis auf den heutigen Tag nicht ganz erloschen ist. Freilich wird der Herdgläubige und Herd-Abergläubige mit jeder Neuerung unverständlicher und unerklärlicher; an einer Gas-Kochmaschine erinnert nichts mehr an den alten Herd und seine Geräte. Und doch, wer weiß, ob der alte Glaube nicht neue Formen unter neuen Verhältnissen findet, wie er es im Laufe der Jahrtausende gethan hat. Denn tief im Menschenherzen wurzelt der eigentliche Stamm des Aberglaubens mit seinen wirren Zweigen und seltsamen Blüten, der Unsterblichkeits-Gedanke. Der Abgehende lebt mit den Lebenden unsichtbar weiter, am Herde ist seine Stätte nach dem Glauben der Vorfahren, und der meiste Aberglaube, der uns aus der Vergangenheit mit unbesiegbarer Fähigkeit überkommen ist, führt auf diesen Gedanken zurück. Und fest haftet der Aberglaube in der Seele des Volkes, weil keine Wissenschaft, keine sogenannte Aufklärung, kein Spott ihr den Glauben an die Unsterblichkeit zu rauben vermag.

Heilig war der Herd, heilig wie sein Glaube.

Nachdruck verboten.

Die Sektanscher.

Eine lustige Lieutenants-Geschichte von Alwin Römer.



n der kleinen, weltvergessenen Husaren-Garnison Aichenburg herrschte begreifliche Aufregung. Aber dieses merkwürdige Jahr war auch darnach, mit ganz besonders großen Augen betrachtet zu werden, was übrigens den Aichenburgern, wenn sie nur den Mund auch gleich dazu aufsperrten durften, nicht gerade schwer wurde. Im Januar hatte es ein Gewitter gegeben mit Hagel und Schnee, im März war die Spitze vom Bartholomäus-Thurm heruntergefallen und hätte beinahe den Nachtwächter erschlagen; im April hatte sich der Steuerassessor auf eine längere Reise ins Ausland begeben, wahrscheinlich, weil er durch die Gefahr, der der Nachtwächter nur mit knapper Noth entronnen war, Vorsicht zu üben gelernt hatte. Im Mai merkten die Aichenburger, daß der Wanderlustige seine Reise nicht ganz ohne Mittel angetreten habe, leider aber in der Beschaffung derselben geradezu verabscheuenswürdig vorgegangen war. Im Juli bereiteten sie dem Zurückkehrenden einen lärmenden Empfang und besichtigten ihn von Stadtwegen, ein gewiß rührender Beweis für ihre Opferfreudigkeit, den er jedoch auf die Dauer anzunehmen viel zu bescheiden geartet war und sich deshalb im August seinen Wohlthätern aufs neue entzog. Nun war der September gekommen und brachte neuen Alarm. Der wacker Oberst von Grise, der die Husaren in Aichenburg sieben volle Jahre commandirt hatte, sollte plötzlich noch zum Brigade-Chef ernannt worden sein, angeblich, weil beim eben verflochtenen Manöver eine von ihm ausgeführte Attade den allerhöchsten Beifall in ganz besonderem Maße herausgefordert hatte.

Natürlich war großer Festtag für die Husaren. Jeder fühlte sich mit befördert in der Person des „Alten“, den sie lieb hatten wie einen Vater, und die Aichenburger, keiner Gelegenheit zum Feiern mürrisch aus dem Wege gehend, sahen mit auf den verschiedenen Bierbänken und kannelierten eifrig darauf los.

So einen Kriegern sie sobald nicht wieder! Darüber waren sich Husaren und Bürgerleute einig. So leutselig und fürsorglich bei aller Strenge! Der hätte den letzten Thaler hergegeben für einen armen Husaren, wenn's nöthig gewesen wäre! Das wußte man! Freilich: seine Frau durste es nicht merken! Die war schneidig! Und genau! Auf's Tüpfelchen! Davon konnte der Meister Müller, der ihr die Braten lieferte, ein Liedchen singen! Die ließ sich keinen Knochen untermischen, wie die jungen Lieutenants-Frauen! O nein, so etwas gab's nicht! Und eine Liebchast ihrer Köchin oder des Stubenmädchens mit dem Burschen oder gar einem Herrn Unteroffizier dandete sie unter keinen Umständen! Was die eigentlich dachte, wozu man jung sei? Dieser Regiments-Drache! Mit diesem despectirlichen Namen nämlich hatten die Aichenburger die Commandeuse alsbald in ihre besondere Rang- und Quartierliste eingetragen.

Ob die Bezeichnung freilich nicht doch aus militärischem Munde stammte, war mindestens zweifelhaft. Jedenfalls scheuten sich auch die Herren Offiziere nicht, wenn sie unter sich waren, dieses unerhörte Wort zu gebrauchen. Dafür lieferte joeben der lange Himstedt, der Rittmeister von der vierten Schwadron, der mit den Lieutenants Radisberg und Sandel just über den Marktplatz auf die Commandantur zusteuerte, wieder einmal ein beklagenswerthes Beispiel, indem er anhub: „Na, das wird dem alten Regiments-Drachen ja passen: Frau Generalmajor! — Nimm mir's nicht übel, Radisberg, sie ist ja Deine Tante, aber ich bin eigentlich ganz froh, daß sie nun fortkommt.“

„Weil Du Dir eingebildet hast, sie machte Jagd auf Dich wegen ihrer Betty!“ warf Radisberg, ein hübscher Seconde-Lieutenant lächelnd ein.

„Ne, das gerade nicht!“ meinte Himstedt und blieb mitten auf dem Marktplatz stehen, den Nerven des Regiments-Drachens am zweiten Uniform-Knopf packend. „Im Gegentheil, wenn ich überhaupt heirathen wollte, die Betty könnte es schon sein! So einen munteren Kerl mag ich leben! Also da siehe ich mich schon gar nicht nöthigen, wenn eben meine Grundsätze nicht wären, heißt das! Und die Schwiegermutter selbstverständlich nicht zu vergessen!“

„Ja, die Schwiegermutter!“ seufzte nun auch der kleine Sandel, der immer eine geheime Sehnsucht nach der zweiten Tochter seines Obersten gehabt hatte, ohne sich in den zwei Jahren, die er nun schon beim Regiment war, schlüssig geworden zu sein, um sie anzuhalten.

„Was kann Euch jetzt wohl die Schwiegermutter noch schrecken!“ orakelte Radisberg aus der tiefgründigen Weisheit seiner vierundzwanzig Jahre heraus. „Die kommt doch nun höchstens noch zu Besuch! Und vom Elsaß bis hierher wird sie das nicht allzu oft machen bei ihrer Sparsamkeit!“

„Dafür würde sie dann nur um so länger aushalten!“ bemerkte Himstedt nicht gerade unrichtig und laute dabei seinen

blonden Schnurrbart durch, wie Leute zu thun pflegen, die mit sich einig sind, aber noch Gewissensbisse fühlen.

„Sicher!“ epoete Sandel. „Aber schade ist's um die Mädel!“

„Na, vielleicht besinnt Ihr Euch doch noch!“ sagte Radisberg.

„Dazu dürfte es nun, Gott sei Dank, wohl zu spät sein!“ entgegnete Himstedt, beinahe diabolisch. „Sie reifen doch schon übermorgen? Nicht?“

„Allerdings! Aber bis dahin kann noch wer weiß was geschehen!“

„Bei so einem jungen Blut ist das ganz zutreffend, lieber Radisberg!“ meinte der Rittmeister gönnerhaft. „Ein erfahrener Mann jedoch, wie ich, der seine stürmerproben Grundsätze hat, geht seinen Weg unbeirrt. Ich habe an dem Exempel lange genug herumgegrübelt, ehe ich das Facit gezogen habe; aber nun bin ich auch schon längst mit mir einig. Es geht eben nicht, und darum bleibe ich ledig!“

Radisberg warf einen Blick scheinbarer Bewunderung auf diesen dreiunddreißigjährigen Veteranen des Lebenskrieges, der „seinen Weg so unbeirrt“ zu gehen vermochte und dessen Organ bei der lezten Auseinandersetzung beinahe schwermüthig geklungen hatte.

War das derselbe Himstedt, der sich ihn vor ein paar Wochen erst, im Verein mit diesem nicht minder charaktervollen Sandel, zu einem ganz niederträchtig schlechten Witz erkoren hatte? An seinem Geburtstage war es gewesen, da hatten sie ihm durch ihre Burschen einen der modernen Hefenkeßel zum Bowle-Brauen geschickt und vier Flaschen Pommery und Oreno dazu, wofür er natürlich am Abend eine solenne Anekdote veranstaltet hatte. Gestern nun war es ihm eingefallen, gerade wie sein jüngerer Bruder, der noch im Cadetten-Hause war, bei ihm vorzuschlagen, eine von diesen geschenkten Goldspießen zu opfern, nach deren Wohlgeschmack die beiden Verschwörer ihn dann und wann schon schmunzelnd gefragt hatten. Mit einer gewissen stolzen Feierlichkeit diesem Verdenden gegenüber, der einem Rittmeister, dem die beste Sektmarke gerade gut genug als Beweis seiner freundschaftlichen Hochachtung ist, noch nie bezogen sein konnte, hatte er den Draht durchschritten. Schon der matte Fropfenklang war ihm alsbald wie eine düstere Ahnung aufs Herz gefallen. Ihn hatte er eingeklinkt, zaudernd, schlümmen Verrath witternd.

Ach, nur wenige, mikroskopisch kleine Perlen hatte der Göttertrank entwidelt. Mißtrauisch wie ein giftmordfürchtender Herrscher hatte er das Raß an die Lippen geführt, und mit einem Bebelaut war er sodann auf ein Faucenil gesunken. Das war kein Pommery, sondern irgend ein ideusliches Höllengemengel von Essig, Salz und Sodawasser, das ihm die beiden netten Kameraden da unter der Königsmaske des Champagners in den Keller geschmuggelt hatten! . . .

Und wie moquant so ein Cadett schon zu lächeln vermochte!

Im ersten Augenblick hatte er hinstürmen, sie zur Rechen-schaft ziehen wollen ob dieser jämmerlichen Bosheit! Aber er hatte mit Recht gefürchtet, nur um so gewaltiger ausgelacht zu werden, wenn er sich selbst verrathen würde. So war in ihm ohne eine vorläufig concrete Vorstellung über das „Wo, Wie und Wann“ doch der dumpfe Entschluß gereift, sich fürchterlich zu rächen. Die Gelegenheit mußte ja einmal kommen! Die ganze Nacht hatte er darüber gegrübelt, ohne daß ihm freilich etwas eingefallen wäre, und eben jetzt, in diesem Augenblicke, wo sie die Treppentritten zu der Wohnung ihres Regiments-Chefs emporstiegen, grübelte er schon wieder.

Plötzlich hielt er den Rittmeister an der Attila fest und wandte sich gleichzeitig auch an Sandel, der hinter ihm ging.

„Noch ein Wort, Kameraden!“ sagte er. „Meine Tante hat sich heute früh neben anderen Sachen auch den Hefenkeßel von mir holen lassen, den Ihr mir neulich mit dem Pommery geschenkt habt! Sie reichet nicht mit ihren Bowle-Gefäßen und wollte hier so kurz vor dem Umzug nicht noch neue kaufen! Wundert Euch also nicht und fragt nicht etwa gar darnach. Es könnte sie in Verlegenheit bringen!“

„Gut, daß Du Bescheid sagst!“ Mitunter macht man eine ganz harmlose Bemerkung, die unter solchen Umständen wie eine Bosheit klingen kann!“ meinte Himstedt. „Hast Du übrigens noch keine von den Pommerns geopfert, Kleiner?“

„Nein. Aber unter uns gesagt: wir werden ihn heute gemeinschaftlich trinken. Sekt hatte sie nämlich auch nicht genügend mehr, und da sie bei Fischer und Winkel neun Mark für die Fulle geben sollte, so hat sie lieber meinen ganzen Weinfeller ausgeräumt und schickt mir von W. aus eine Ersatzliste. Es hat mir leid gethan um den Pommery, weil er doch ein Geschenk ist; aber sie sagte, sie hätte ihn nöthig. Excellenz Zillmann würde wohl kommen, und der tränke nichts anderes als Pommery-Bowle. Na und da habe ich ihn hergegeben! Natürlich reinen Mund halten; das ist doch selbstverständlich!“

„Mensch!“ schrie Himstedt, der leichenblau geworden war und sich am Treppengeländer halten mußte, während Sandel, wie ein echter eingeborener Aichenburger, Augen wie Desert-Zeller groß machte und den Mund dazu offen stehen ließ, als gäbe es gar keinen Rheumatismus in den Zähnen.

Radisberg dagegen that nicht im geringsten so, als bezöge er das Entsetzen der beiden Mißthäter auf ihr schnödes Sekt-geschenk, sondern auf die Knauerigkeit seiner getrunkenen Tante, und sagte trocken: „Ja, Kinder, so ist sie! Wenig bis zum Ezech, obgleich sie Vermögen hat! Aber still, dort oben kommt sie!“

Wirkl. wurden im gleichen Augenblick auch oben leichte Frauenschritte hörbar und die Stimme der Frau Oberst ließ sich dem Trifolium gegenüber etwas scharf vernehmen: „Aber, wo bleiben Sie denn, meine Herren? Vor fünf Minuten habe ich Sie schon über den Platz kommen sehen! Schnell, Schnell! Wir erwarten jeden Augenblick Excellenz! Sie wissen doch, daß er kommt?“

Das Kleeblatt beeilte sich, den Vortritt zu erreichen und seine Glückwünsche mit einem ziemlich ceremoniellen Handkuf anzubringen. Dann trat er in das zur Garderobe eingerichtete kleine Hinterzimmer, wo eben Himstedt seinen Freund Radisberg inquisitorisch vernehmen wollte, ob die Mittheilungen auf der Treppe nicht etwa ein funkiger Rache-Akt seien. Aber das tüchtige Schicksal schob sich in Gestalt des noch einmal auftauchenden Regiments-Drachen dazwischen, der nach kurzem Anklopfen den „lieben Better Paul“, — das war natürlich Radisberg! — rief, um ihm noch einige intime Instruktionen für das schnell improvisirte Abschiedsfein zu geben.

Trotz allen Ueberblickens konnten die beiden arg verstimmt Pommery-Fabricanten des „lieben Better's“ zunächst nicht wieder habhaft werden. Ihre schlimme Laune wuchs mit

jeder Minute; als sie aber gar erst in einem lauschig eingerichteten Zimmer der großen Dienstwohnung den ihnen nur zu wohlbekannten, im schönsten Kupferglanz funkelnenden Bezenkessel mit dem eleganten Lanzendreieck herniederhängen sahen, packte sie eine gelinde Wuth. Die Sache war allem Anschein nach doch echt!

„O je, o je, wenn ihr Hölleugebräu in die Bowle für Excellenz Jilmann geriet! Das könnte eine nette Beförderung für sie werden!“

„Das hilft nichts!“ stützte Himstedt dumpf. „Hier müssen wir strategisch vorgehen! Sieh mal zu, ob Du nicht einen von den Burtschen aufgabeln kannst! Ich werde währenddessen mal die Tischordnung inspiciere. Wir wollen uns auf alle Fälle eine von den Töchtern des Hauses kapern, damit wir vielleicht auf diesem Wege eine Katastrophe verhindern können!“

Sandel schlängelte sich denn auch wie ein Spion durch die Gruppen der Kameraden und anderer Gäste in den Nebenzimmern, bis er einen der dienstbaren Geister durch einen heimlichen Wink in einer Ecke hatte.

„Eine Frage, Heinrich,“ flüsterte er, „wo steht der Sekt?“ „Ach,“ sagte der halblaut, „den hat die gnädige Frau unter Verschluss. Drüben im Arbeitszimmer des Herrn Oberst, General, wollte ich sagen!“ Mit einem unverkündeten Lächeln jedoch setzte er, als er das über seine Auskunft so bekümmerte Gesicht des Herrn Lieutenants sah, noch hinzu: „Ich werde schon für Sie sorgen, Herr Lieutenant. Sie brauchen mir nur mit die Augen zu plinken!“

„Esel!“ knirschte Sandel wüthend und drehte sich auf dem Absatz um.

„Na, denn nicht!“ murmelte Heinrich beleidigt. Er hatte es gut genug gemeint.

Himstedt hatte in derselben Zeit seine lange Heldenfigur nach dem Speisesaale gehoben und unbefümmert um das Ungehörige seines Eindringens die Tischordnung überflogen. Im Kriege ist eben jede List erlaubt. Und das war hier ein Krieg, den er gegen das Verhängniß zu führen hatte!

Natürlich hatte man ihm einen Fensterplatz gegeben, von wo aus er nicht anders zum Ausgang gelangen konnte, als durch das Aufstören von mindestens vier Tischpaaren. Als Nachbarin aber war ihm die Tochter des Justizraths Grobecker bestimmt, die sich am liebsten über die Mission in China und ähnliche fürchterliche Dinge unterhielt. Das sah diesem Regiments-Drachen 'mal wieder ähnlich! Schnell gefaßt vertauschte er seine Karte mit der des Assessors Heibing, der mit Fräulein Betty in der Nähe des Ausgangs sitzen sollte, legte Sandel's Platz frech neben den der zweiten Hausdchter, um auch hier nicht ohne Angriffsmöglichkeit zu sein, und wandte sich dann mit großen Zehensritten wieder der Thür zu.

Leider gelang es ihm nicht, unbemerkt zu entkommen. Betty von Oriele war toeben durch eine andere Thür hereingetreten und rief den Ausreißer verwundert an.

„Ach... mein gnädiges Fräulein... verzeihen Sie gütigst mein Eindringen!... Wollte nur 'mal... ah... ich nämlich komische Geschichte... ganz verzeiwelt komisch... das heißt... na, ich sehe schon, daß ich mich verheddere, also: ich habe ein bißchen Hocuspocus mit der Tischordnung getrieben, aus ganz bestimmten Gründen!... Auch in Ihrem Interesse!... hauptsächlich freilich in meinem!... Ha, kommt da nicht wer?... Nehmen Sie mir's nicht übel, wenn ich die Thuch ergreife. Ich erkläre Ihnen nachher alles! Nur stören Sie mir meine Kreise nicht, wie der alte Archimedes oder Pythagoras 'mal gesagt hat!“

Damit verschwand er schleunigst, Fräulein Betty mit einem heftigen Herzlopfen zurücklassend, das sich noch ganz gewaltig steigerte, als sie erkannte, wen dieser nette Herr von Himstedt, den sie von Anfang an am liebsten hatte leiden mögen, durch sein Hocuspocus zu seiner Tischnachbarin gemacht hatte. Wenn sie selbst zu arrangiren gehabt hätte, wäre der langweilige Assessor so wie so nicht an ihre Seite gekommen.

Himstedt war eben dabei, den armen Assessor auf sein trauriges Schicksal vorzubereiten, da die Hausfrau sicher nicht veräumt hatte, den einzelnen Herren während seiner Operationen ihre Damen bekannt zu geben, als sich Sandel ihm näherte. Er ließ den gutmüthigen Kerl daher gar nicht zu Worte kommen, sondern schüttelte ihm auf einmal so dankbar die Hand, als müßte der Assessor unbedingt eingewilligt haben. Mit sauerjüger Miene ergab der sich denn auch darein.

„So mache es jetzt sofort auch mit Trotha, der Dir Fräulein Lucie abtreten muß. Er bekommt dafür die kleine Walther, was ihm sicher ganz lieb sein wird. Aber beeile Dich, Junge, und laß die Alte nichts merken! Hast Du übrigens Radisberg nicht wieder aufstauden sehen?“

„Nicht 'mal seinen Schatten!“ „Es ist rein zum Teufelholen! Der könnte doch schließlich am ersten helfen! Und wie ist's mit dem Sekt? Einen Burtschen gefragt?“

„Steht im Arbeitszimmer des Alten!“ flüsterte Sandel.

„Schlüssel: der Drache!“ „Auch noch!“ stöhnte Himstedt. „Aber das soll uns trotzdem nicht entmuthigen! Die Betty wird schon Rath schaffen, wie ich sie kenne!“

„Oder aber die Lucie!“ meinte Sandel in einer leisen Verzückung trotz der bedrohlichen Situation, in der sie steckten.

„Du wirst Dich doch heute verplappern, Kleiner!“ drohte Himstedt. Aber der war schon auf der Jagd nach dem dicken Trotha, um diesen für den Tausch zu gewinnen.

Und nun saßen sie endlich glücklich bei Tische, nachdem Excellenz gekommen war. Die Frau vom Hause hatte zwar ein paar sehr verwunderte Blicke von ihrem Platz neben Excellenz nach den Uebertretern ihres wohlwolligen Arrangements hinunter geschickt; aber da sie die betroffenen Paare in leidlicher Unterhaltung fand, an der Thatsache ja auch so wie so nichts mehr zu ändern war, begnügte sie sich, neben der Kontrolle der Diener ein wenig darüber nachzudenken, wer ihre Anordnungen wohl gekreuzt haben könne, und ob dieser Himstedt jetzt im letzten Augenblicke noch etwas wie Absichten auf Betty mit sich herumtrüge. Jedenfalls wollte sie ihn scharf im Auge behalten und gegebenen Falls in ein gründliches Verhör nehmen. Denn dem ziemlich schüchternen Sandel traute sie die Dreistigkeit nicht zu und dem dicken Trotha auch nicht. Die waren sicher nur zum Zurechtführen verwechselt.

Die ersten Gänge des Mahles verliefen ziemlich still. Es gab Rheinwein und Bordeaux nach Wahl. Ein Unglück konnte dabei nicht passiren. Himstedt ließ es sich also schmecken und versuchte dann, nachdem er sich überzeugt hatte, daß Radisberg

nicht zu haben sei, seine holde Nachbarin langsam darauf hin zu führen, ihnen ihre Hülfe angedeihen zu lassen.

Betty, eingedenk seiner geheimnißvollen Worte über das Motiv des Platzwechsels, ergrühte, wenn er sie nur ansah. Und das ließ ihre frische Natürlichkeit umso prächtiger hervortreten. Wahrhaftig, so gut wie heute hatte sie ihm überhaupt noch nicht gefallen! „hm... wenn seine sturmerprobten Grundsätze nicht gewesen wären!“

„Gnädiges Fräulein!“ sagte er halblaut. „Ich sagte Ihnen schon vorhin... hm... wenn Sie wollten... ah... ich muß Ihnen zunächst ein Geständniß machen...“

„O, Herr Rittmeister, — hier?“ flüsterte sie zitternd und über und über von den Bluthwellen halb ängstlicher, halb freudiger Erregung überfluthet.

„Alle Wetter!“ fluchte Himstedt inwendig. „Wohin steuert denn der Rader?“

„Ja, hier!“ antwortete er dann hastig. „Es ist nämlich die höchste Zeit, wenn Excellenz nicht...“

„Excellenz?“ fragte sie erbleichend. „Es handelt sich um Excellenz?“

„Ja und nein! Kurz gesagt: wir haben neulich Ihrem Cousin Radisberg vier Flaschen Pommery geschenkt...“

„Wie splendid!“ warf sie ein, gezwungen lächelnd; denn sie wollte sich tapfer halten und ihre große Enttäuschung nicht merken lassen.

„Ja, profit, splendid!“ fuhr Himstedt fort. „Eisig ist's mit Salz und Brausepulver und sonst noch 'was! Der Kaiser von Fische und Winkels, der früher in einer Champagner-Kellerei war, hat sie ganz käuflich verschlossen, daß sie wirklich wie echte aussahen...“

„Nun, und?“

„Diese vier Flaschen sind jetzt in Ihrem Vorrath, wenn Radisberg nicht fürchterlich gelogen hat. Gnädige Frau Mama hat sich, weil alles so überhastet kam, von Ihrem Vetter wohl aushehlen lassen...“

„Daß ich nicht wüßte!“ erklärte Betty erröthend.

„hm... aber seinen Bezenkessel...“

„Richtig,“ mußte sie nun zugeben. „Da kann auch die Sache mit dem Pommery stimmen. Wir haben uns um nichts zu kümmern brauchen, Lucie und ich, Mama macht das alles mit einer fabelhaften Umsicht. Aber...“

„Ja, sehen Sie, wenn nun eine von den Teufelsflaschen in die Hände von Excellenz gerieth! Das wäre doch einfach scheußlich!“

„Ja, aber...“

„Zunächst läßt sich ja nichts mehr machen, weiß ich!“ erklärte Himstedt. „Aber wenn wir nach der Tafel vielleicht, wenn bis dahin noch kein Malheur geschehen sein sollte, 'mal den Vorrath durchsehen könnten...“

„Ich werde mit Mama reden!“

„O bitte, bitte, das nicht! Ich habe mich deshalb ja an Sie gewandt. Zu Ihnen habe ich Vertrauen; deshalb hat mir auch die Indiscretion bei dieser Geschichte keine Sorgen gemacht. Aber Ihrer gnädigen Frau Mama gegenüber...“

„Sie hat aber den Schlüssel, mein armer Herr Rittmeister. Und ohne den kommen wir nicht hinein!“

„Auch nicht von der anderen Seite? Das Arbeitszimmer des Herrn Generalmajor hat doch zwei Eingänge!“

„Woher wissen Sie denn, daß der Sekt...“

„O, recognoscirt haben wir schon, mein gnädiges Fräulein!“ lächelte trübselig Himstedt.

„Dann müßt' ich Papa darum angehn!“

„Ach, wenn Sie das thun wollten! Meine Dankbarkeit würde grenzenlos sein!“

„Es wird sich machen lassen!“ sagte sie einfach. Diesem langen Nichtsnuß konnte sie es seltsamer Weise nicht abschlagen.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Das Leben.

Bald, ach wie bald
Verrinnet das Leben,
Kraft und Gestalt
Sehn wir behende und treulos entschweben.
Ach! und was macht das Getriebe
Uns begehlich und neu?
Bliebe
Nicht Liebe
Bis an das Ende uns tren!

Richard Zoozmann.

Nachdruck verboten.

Unterhaltungen über die Sterne.

Von Dr. Herm. J. Klein.

IV.

Wie wir wissen, sind sämtliche Fixsterne, welche an der nächtlichen Himmelsdecke leuchten, und ebenso alle diejenigen, welche in den mächtigsten Teleskopen sichtbar werden, selbstleuchtende Weltkörper, Sonnen wie unsere Sonne, nur in vielen Fällen größer und heller als diese. Auch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts waren die Astronomen sich im wesentlichen darüber klar, daß die Fixsterne Sonnen seien, allein im Jahre 1778 trat der Astronom Christian Meyer in Mannheim mit der Behauptung auf, daß manche dieser Fixsterne von anderen, die er als Trabanten bezeichnete, umkreist würden. Diese Behauptung erregte damals ungeheures Aufsehen und allseitigen Widerspruch. „Wenn diese Trabanten,“ sagte u. a. ein berühmter Mann, „selbstleuchtende Sonnen sind, zu welchem Zweck brauchen sie dann eine andere Sonne zu umkreisen? Würde ihre Bewegung nicht zwecklos, würden ihre Strahlen nicht ohne jeden Nutzen sein?“ Diese an und für sich thörichten Einwürfe galten damals sehr viel; weil man keinen Zweck davon sah, glaubte man nicht an die Thatsache. Ganz ebenso gut hätte man aber auch das Vorhandensein der

Milchstraße leugnen können, denn wer vermag den Zweck derselben einzusehen? Ueberhaupt ist es thöricht, nach dem Zwecke der Natur-Erscheinungen zu fragen, denn darüber wissen wir Menschen nichts. Oder vermöchte vielleicht jemand den Zweck der herrlichen Morgenröthe anzugeben oder denjenigen eines schönen Frühlingstages? Die Astronomie kümmert sich nicht um die Zwecke der Himmels-Erscheinungen, sie forscht nur nach Thatsachen und sucht diese zu verstehen. Mit dieser Arbeit war gerade um die Zeit, als Christian Meyer mit seiner Lehre von den Fixstern-Trabanten verspottet wurde, ein Musiklehrer in Bath beschäftigt. Sein Name ist Wilhelm Herschel, und er war von Geburt ein Deutscher. Durch das Lesen astronomischer Schriften war in ihm eine solche Begeisterung für die Himmelskunde erwacht, daß er beschloß, sich ein Teleskop selbst zu fertigen und alle Einzelheiten des Himmelsgewölbes persönlich in Augenschein zu nehmen. Nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten gelang es ihm, in den Besitz eines guten Teleskops zu kommen, und im Jahre 1774 begann er damit den Himmel zu durchmustern. Diese Arbeit setzte er unverdrossen viele Jahre hindurch fort und fand dabei eine große Anzahl von Sternen, in deren Nähe ein schwächerer Stern steht, und die deshalb den Namen Doppelsterne erhalten haben. Als Herschel mehrere Jahrzehnte später diese Sterne wieder beobachtete, fand er zu seinem Erstaunen, daß bei manchen derselben der lichtschwache Nebelstern sich eine Strecke weit im Bogen um den helleren Hauptstern bewegt hatte und sich thatsächlich als Trabant des letzteren erwies. In unserem Sonnen-System sind die Trabanten der Sonne, nämlich die Planeten, zu denen ja auch unsere Erde gehört, an und für sich dunkel und empfangen ihr Licht von der Sonne; bei den Doppelsternen ist aber auch der Trabant eine selbstleuchtende Sonne, sodaß dort Sonnen um Sonnen kreisen. Aber noch mehr. In manchen dieser Doppelstern-Systeme sind die beiden Sonnen ungleich gefärbt; so ist z. B. bei einem Doppelstern in dem Sternbilde der Kassiopeja der eine Stern gelb und der andere purpurroth, ein Doppelstern in der Andromeda besteht aus einem goldgelben und tiefblauen Sternpaare, der Hauptstern in der Constellation der Fische ist aus zwei Sternen gebildet, welche grün und blau sind, kurz, es kommen bei den Doppelsternen sehr verschiedenartige Farben-Zusammenstellungen vor. Wenn es nun in jenen fernern Doppelstern-Systemen auch dunkle Planeten giebt, auf denen denkende Wesen sich ihres Daseins erfreuen, so ist klar, daß diese letzteren wirklich bunte Tage erleben. Denken wir uns eine rothe Sonne hoch am Himmel stehend, so wird die Landschaft rings um uns in glühenden Farben erscheinen, der Himmel dagegen schwarz-violett aussehend. Welch ein Farbenwechsel aber, wenn nun plötzlich eine zweite, etwa goldgelbe Sonne aufsteht und ihre Strahlen mit denjenigen der rothen Sonne sich vermischen. Niemand vermag zu sagen, welche farbigen Bilder sich dann dem Auge darbieten müßten. Als ich mich einst über diesen Gegenstand mit dem berühmten Maler Professor Camphausen unterhielt und ihn fragte, was wohl die Maler anfangen würden, wenn solche Verhältnisse in unserem Sonnen-System plötzlich stattfänden, antwortete er mir: „Das ist sehr einfach, sie würden ihre Pinselfortwerfen.“

Die Doppelsterne kann man nur im Fernrohr als solche erkennen, und natürlich am leichtesten diejenigen, bei welchen der Begleitstern ziemlich weit von seinem Hauptstern entfernt ist. Wendet man sehr kraftvolle Fernrohre an, so erblickt man manchen Stern doppelt, den man mit einem schwächeren Instrumente nur einfach sehen kann. Wilhelm Herschel, welcher zuerst sehr mächtige Teleskope benutzte, hat deshalb eine Menge Doppelsterne zum ersten Male entdeckt, später hat man mit den großen Fernrohren der Gegenwart noch zahlreiche andere Sterne als doppelt erkannt, sodaß man heute mehrere tausend Doppelsterne kennt. Aber nicht nur Doppelsterne haben sich bei diesen Nachforschungen gefunden, sondern auch dreifache, vierfache, fünffache und noch zahlreicher zusammengesetzte Sterne; doch sind diese im ganzen recht selten. Sehr merkwürdig ist, daß sich in manchen Fällen der Begleiter eines Doppelsterns selbst wieder doppelt zeigt, sodaß also dort der Hauptstern von einem Nebenstern umkreist wird, während um diesen Nebenstern selbst wieder eine dritte Sonne läuft. In ein paar Fällen besteht nicht nur der Hauptstern aus zwei Sternen, sondern auch der Nebenstern. Die Zeitdauer, innerhalb welcher der Begleiter um den Hauptstern kreist, ist natürlich bei den einzelnen Doppelsternen sehr verschieden; sie ist durchschnittlich am längsten bei denjenigen, in welchen der Begleiter am weitesten von seinem Hauptstern abzustehen scheint, und beläuft sich hier meist auf mehrere hundert, ja selbst über tausend Jahre. Bei den sehr engen Doppelsternen ist die Umlaufsdauer kürzer, der Begleiter läuft rascher um den Hauptstern, und man kennt heute sogar Beispiele, in denen diese Umlaufsdauer nur ein paar Jahre beträgt. Zu den merkwürdigsten Doppelsternen gehört der hellglänzende Sirius. Schon vor fünfzig Jahren vermuthete der berühmte Königsberger Astronom Bessel, daß Sirius ein Doppelstern sein müsse, obgleich kein Fernrohr einen Begleitstern desselben zeigte. Bessel stützte seine Vermuthung darauf, daß, gemäß seinen Beobachtungen, der Stern Sirius eine überaus schwache Bewegung zeige, die nur unter der Annahme erklärbar sei, daß ein uns unsichtbarer Stern sich in seiner Nähe befinden müsse, der etwa fünfzig Jahre zu seinem Umlaufe um den Sirius gebrauche.

Warum sollte es nicht auch unsichtbare Sterne geben? Die Erde und die übrigen Planeten sind ja auch, aus der Entfernung eines Fixsternes betrachtet, unsichtbar, und so darf man wohl annehmen, daß auch der Sirius seine Planeten hat, ähnlich wie die Sonne. In unserem Sonnen-System sind die Planeten alle erheblich kleiner und leichter als die Sonne, die Masse der Erde beträgt nur etwa den dreihunderttausendsten Theil der Sonnenmasse; die Astronomen fanden aber aus ihren Rechnungen, daß, wenn Sirius in seiner Bewegung durch einen benachbarten Stern merklich beeinflusst wird, dieser Stern ebenfals eine erheblich größere Masse besitzen müsse, als ein gewöhnlicher Planet. So blieb die Frage unentschieden bis zum Jahre 1862. Damals war der amerikanische Optiker George Clark damit beschäftigt, ein von ihm fertig gestelltes Riesensfernrohr zu prüfen, um sich von dessen Leistungsfähigkeit zu überzeugen. Am Abend des 31. Januar jenes Jahres war in seinem Wohnort sehr klare und ruhige Luft, und er richtete das Fernrohr auf den gerade hell strahlenden Sirius. Wer beschrieb sein Erstaunen, als er dicht neben diesem ein ganz kleines Sternchen gewahrte, und zwar, wie sich später erwies, genau an dem Orte, wo es nach Bessel's Vermuthung stehen mußte! Diese große Entdeckung durchstieß im Fluge die ganze

Nachdruck verboten.

Marktplatz in Amsterdam.

Nach dem Gemälde von Hans Herrmann.
Siehe Seite 4 und 5.

Amsterdam ist eine der originellsten Städte Europas. Man nennt es auch das nordische Venedig, obgleich zwischen beiden Städten nur rein äußerliche Berührungspunkte bestehen. Amsterdam ist gleich Venedig sozusagen aus dem Meere herausgewachsen; es ist auf Pfeilern erbaut und von unzähligen Canälen durchschnitten, über die Hunderte von Brücken führen. Wenn man dann noch in Betracht zieht, daß beide Städte durch ihren Seehandel zu einer außerordentlichen Wohlhabenheit gelangten, und daß sie in ihren Mauern viele Maler von Weltruf beherbergten, — wir nennen für Venedig nur Tizian und für Amsterdam nur Rembrandt, — dann ist alles erwähnt, was beide Städte miteinander gemein haben, und was den Amsterdam beigelegten Namen rechtfertigen könnte. Im übrigen, welcher großer Unterschied zwischen den beiden Städten! Dort das lachende Venedig, das sich mit seinen Kirchen und Palästen farbenfreudig aus den Lagunen erhebt, überspannt von einem heiteren Himmel; hier die trüben, tiefgrauen Wogen des Iuderssees und der meist bewölkten Himmel, der den spitzgebirgigen, schmudlosen Häusern den zu ihnen passenden melancholischen Hintergrund giebt.

Es ist immer verhängnisvoll, zu vergleichen; man erweckt damit von vornherein Erwartungen, die nicht erfüllt werden können. So auch bei Amsterdam. Die Stadt ist so interessant, daß sie nur für sich selbst betrachtet werden muß, und es verlohnt sich wohl, sie näher kennen zu lernen. Besonders das Leben und Treiben macht auf den Fremden einen großen Eindruck. Wer nach Amsterdam kommt, pflegt zuerst die Kalverstraat zu besuchen. Die Straße ist nicht breit, — kaum acht bis zehn Meter, — auch üben die Häuser durchaus keinen besonderen Reiz auf den Beschauer aus; es ist das stark pulsierende, großstädtische Leben, eine Welt im Kleinen, was den Fremden gerade zu ihr hingieht. Hier herrscht ein Menschengewühl, daß kein Apfel zur Erde kann; Angehörige aller Nationen wogen an uns vorüber; wir hören Laute der verschiedensten Sprachen an unser Ohr schlagen, und wenn dann noch die Glockenspiele der Kirchen hineinklingen, dann fühlt sich der Fremde in eine Welt versetzt, die er nicht in Europa gesucht hätte.

Drei andere Straßen: die Kaisergracht, die Herrngracht und die Pringengracht, sind das gerade Gegenteil des Kalverstraats. Hier herrscht vornehme Ruhe, und die Häuser zeichnen sich durch ein gefälligeres, aber nicht prunkvolles Äußeres aus, sie sind patrizische Bauten im eigentlichen Sinne des Wortes; denn hier hat die vornehme Welt ihre Wohnungen aufgeschlagen. Hier findet man auch die sprichwörtlich gewordene holländische Sauberkeit im höchsten Grade. Nicht nur die Fenster und Thürnen, die Thürgriffe und das Straßengpflaster sind blitzblank geputzt, auch die Mauern der Häuser werden allwöchentlich mit reichlichem Aufwand von Wasser sauber abgeputzt; und ist man draußen fertig, wird das Innere der Wohnungen womöglich noch sorgfältiger gereinigt.

Einen ganz anderen Eindruck machen die Gäßchen, in denen sich die Trübel-Läden der Juden befinden. Was hier alles aufgestapelt ist, läßt eine Freundschaft mit der holländischen Reinlichkeit nicht aufkommen. Neben schmutzigen Ballkleidern liegen ausgegetrene Stiefel, neben mottenzersessenen Uniformen schattige, gesprungene Porzellangefäße, Stühle, denen das Rohrgeflecht fehlt, zerfissene Bücher, gedörrte Fische, zerbrochene Fächer, kurz, ein fürchterliches Gemisch der abenteuerrlichsten Dinge, ein Chaos, das nur je ein erregtes Hirn in einer schlaflosen Nacht erfinden kann. Daß auch die Bewohner dieser Gassen sich wesentlich von denen der anderen Straßen unterscheiden, brauchen wir wohl nicht erst zu betonen.

Man würde indessen das Treiben in Amsterdam nicht ganz kennen lernen, wenn man nicht auch einen Wochenmarkt besuchte. Auf diesen Märkten kann man die holländische Bevölkerung, namentlich die weibliche, am besten beobachten. Wie nett sehen sie aus, die Frauen und jungen Mädchen, wenn sie in ihren sauberen Kleidern, die bekannte Goldhaube auf den blonden Haaren dahergeschritten kommen, — freilich in den Klumpjes, den plumpen Holzschuhen, aber das merkt man kaum, so zierlich sehen sie die Füße. Nicht so vortheilschaft sehen die Männer aus, sie haben etwas steifes, unbeholfenes an sich, trotzdem aber gefallen sie einem, besonders die Oeljaden, die Fischer aus den kleinen Strandbörsern. Man braucht nur in ihre wettergebräunten Gesichter und die treuen Augen zu schauen, um zu sehen, daß man sich auf sie verlassen kann, wenn man einen ganzen Mann braucht. Doch wir wollen nicht alle Typen beschreiben, die auf so einem Wochenmarkte zu finden sind, unser Maler hat besser geschildert, als wir es zu thun vermögen, sein Bild giebt dem Beschauer einen sehr interessanten Ausschnitt aus dem holländischen Leben, gleichzeitig charakteristisch der Schauplatz die Eigenart der holländischen Handelsstadt.



Frau L. in Hannover. — Wir möchten Ihnen empfehlen, sich an die Kaiserin-Augusta-Stiftung in Charlottenburg zu wenden. Ein Gesuch ist, wenn es sich um halbe oder ganze Freistellen handelt, an das Curatorium, wenn es sich um volle Pensionisten handelt, an die Oberin der Stiftung zu richten. Dem Aufnahmegesuch müssen Taufschein, ärztliches Gesundheits- und Impfschein, sowie Schulzeugnisse beigelegt werden. — Ihre anderen Anfragen können wir an dieser Stelle nicht beantworten; wir empfehlen Ihnen, sich in dem ausgezeichneten Büchlein „Die praktische Offiziersfrau“ von Johanna v. Sydow (Verlag von H. Eichenhalm in Berlin), Rath zu holen; Sie finden dort alle für Sie wissenswerthen Punkte, auch Näheres über andere Stiftungen, eingehend berücksichtigt.



Lieber Onkel!

Es war doch gut, daß der Papa einmal in einem Schaufenster ein Bild sah und dabei ausrief: „Sieh mal, Mutterchen, das ist unsere Lotte.“ Ich war es aber gar nicht! Da hat Mama nun gleich die schöne Idee bekommen, uns zu Papa's Geburtstag bei Bernards photographiren zu lassen. Wir finden es alle sehr schön, das Bild, Du auch? Aber beinahe wäre nichts daraus geworden, denn die Hanni tipelte mich, weil sie doch den Arm um mich schlingen mußte, und da mußte ich immer lachen. Susi hat gewackelt, die ist auch immer so ulkig. Was sich der Papa gefreut hat, kannst Du Dir gar nicht denken, Onkel. Wir gratulirten ihm alle so, wie auf dem Bilde, ich habe mein Gedicht ganz ohne Fehler gesagt, und dann haben wir Chocolate und Kuchen gekriegt.

Meine Puppenkätzin ist jetzt Mama geworden, denn ich habe ihr ein neues Kleid genäht und auch eine richtige Taille dazu, nun sieht sie aus wie eine Dame, so fein. Mama und ich und einige andere Damen sind auf die Jagd gegangen! Da haben wir den Kaiser und die Kaiserin gesehen und viele Gunde und Reiter in rothen Röcken, und auch das schwarze Wildschwein, wie es durch den See schwamm und dann dicht bei uns den Berg hinaufkrannte. Mama und Papa lassen vielmal grüßen, und meine Finger thun nun ganz weh. Viele herzliche Grüße

von Deiner Lotte Greinke.

Nachdruck verboten.

Unter der Linde.

Zu dem Bilde auf Seite 1.

Breitgestreut, bankumschlossen
Rauscht die Linde durchs Revier,
Ach, wir beiden Spielgenossen
Säßen manche Stunde hier!
Ihre Krone voller Klingen,
Wie ein rechtes Vogelhaus,
Und beschwingte Gäste gingen
Selig droben ein und aus.

Also stand die alte Linde,
Lieddurchflungen, sonndurchblitzt,
Und wir haben in die Rinde
Einst ein flammend Herz geritzt.
Nach der fernem Glanz und Schimmer
Zog ich wandernd dann von hier,
Doch wie Heimweh trug ich's immer
Nach dem Lindenbaum und dir!

Sieh, und heut umweht uns wieder
Lindenrauschen, Heimatsduft,
Und es klingt wie einst hernieder
Aus den Kronen, aus der Luft.
Sonnig zittern rings die Weiten,
Auch dein Herz erzittert nun, —
Willst du nie mehr, wie vor Zeiten,
Still an meiner Schulter ruhn?

Ach, in Sehnen und in Wangen
Wie das Blut ins Haupt dir steigt!
Und du hältst den Blick befangen
Auf den schmalen Ring geneigt.
Horch, wie fink und Umsel schlagen,
Brant-Choräle fern und nah, —
Laß dein Herz mir Antwort sagen, —
Sprich, — und wenn du sprichst, sag' Ja!
Frig Döring.

Welt, denn es war die Bestätigung einer astronomischen Vorherage, wie sie bis zum Jahre 1844 niemals dagewesen. Mit mächtigen Ferngläsern hat man seitdem den Begleiter des Sirius auf vielen Sternwarten gesehen und beobachtet, und es hat sich ergeben, daß seine Umlaufzeit etwas über 49 Jahre beträgt. Aber noch mehr. Da die Entfernung des Sirius von der Erde bekannt ist, so kann man auch die Entfernung seines Begleiters von ihm berechnen und findet, daß dieselbe siebenhundertvierzig Millionen Meilen beträgt; außerdem hat sich durch Berechnung ergeben, daß der Sirius an Masse unsere Sonne vierzehnmal übertrifft, während die Masse seines lichtschwachen Trabanten immer noch siebenmal größer ist, als diejenige unserer Sonne. So ungeheuer groß ist jenes kleine Sternchen, das zuerst Bessel's geistiges Auge erschaut, und das seitdem nur in den mächtigsten Ferngläsern als schwaches Pünktchen erkennbar ist. Wahrhaft bewundernswürdig erschienen uns hier die Leistungen des menschlichen Geistes, und mit Recht hat man die Bessel'sche Entdeckung des Sirius-Trabanten als einen schlagenden Beweis der hohen Ausbildung der astronomischen Beobachtungskunst angesehen. Wer hätte ahnen können, daß noch viel überraschendere Beobachtungen und Entdeckungen vor der Thüre ständen, daß es möglich werden würde, das Vorhandensein, die Größe und Entfernung von Doppelsternen nachzuweisen, welche so nahe bei einander stehen, daß sie überhaupt niemals von irgend einem Fernrohr getrennt werden können! Fast märchenhaft klingt es, daß solche Beobachtungen und Entdeckungen dem Menschen möglich würden; und dennoch ist das schier Unglaubliche geschehen! Wir kennen heute Sterne ihrer Größe und Masse, selbst ihrer physikalischen Beschaffenheit nach, die niemals ein Fernrohr zeigen wird, und die Angaben über diese Sterne sind innerhalb gewisser Grenzen so vollkommen sicher, als sie bei den sichtbaren Sternen nur sein mögen. Es ist das Spectroskop in Verbindung mit der Photographie, welches dieses Wunder vollbracht hat, freilich erst, nachdem ein scharfsinniger Kopf die Deutung desselben gegeben hat. Um jedoch diese merkwürdigsten aller astronomischen Entdeckungen allgemein verständlich darzustellen, bedarf es einiger Vorbemerkungen, welche ich für die nächste Unterhaltung aufsparen muß.

Nachdruck verboten.

Unsere Kinder.

Was wird heutzutage nicht alles gesammelt! Von Münzen, Gemälden, Kupferstichen, Waffen u. s. w. wollen wir ganz absehen, denn das Sammeln dieser Dinge erfordert neben großem Verstande auch zugleich einen wohlgefüllten Geldbeutel, es ist daher nur wenigen Ausgewählten gestattet. Aber welchen Umfang hat das Briefmarken-Sammeln angenommen! Es hat bereits einen eigenen Handelszweig, einige Fachzeitschriften und Briefmarken-Börsen hervorgerufen, und wenn das Sammeln ursprünglich nur von Kindern betrieben wurde, so sind aus den Kindern jetzt Erwachsene geworden, die den Sport mit ungechwächten Kräften fortsetzen. Vor mehreren Jahren war es allgemein beliebt, Autographen zu sammeln; unsere Schriftsteller und Künstler wissen heute noch ein Lied darüber zu singen! Dann kamen die Liebig-Bilder daran, und heutzutage sammeln Kinder und Erwachsene mit Eifer illustrierte Postkarten. Wenn wir nicht irren, wird es demnächst Mode, Visiten-Karten zu sammeln. Doch wir wollen hier nicht alle die begehrenswerthen Gegenstände aufzählen, wollen auch dahingestellt sein lassen, ob der Sammeleifer in allen Fällen gerechtfertigt ist, ob er nicht manchmal einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Nur auf eine Sammlung möchten wir hinweisen, die in jedem Hause, in jeder Familie, bei Hoch und Niedrig zu finden ist. Wir meinen die Sammlung von Photographien unserer Angehörigen und Freunde. Wie oft und gern sieht man die Bilder an, und namentlich die der kleinen Welt betrachtet man mit Wohlgefallen. „Unsere Kinder sind unsere Schätze, und unsere Augen ruhen voll Zufriedenheit und Hoffnung auf ihnen“, sagte das leuchtende Vorbild echter, deutscher Mutterliebe, die unvergessliche Königin Luise. Wer Gemüth hat, liebt die Kinder und beschäftigt sich gern mit ihnen. Welche Welt von Liebe und Unschuld thut sich vor uns auf, wenn wir uns in das Kindergemüth versenken. Wir werden wieder jung in unseren Kindern, werden selbst wieder zu Kindern, wenn wir sie recht verstanden haben.

Da liegen sie vor uns, die Bilder von Jung-Deutschland. Wir sehen es der kleinen Gesellschaft an, wie sie das wichtige Ereigniß des Photographirtwerdens lange vorher besprochen hat und sich dann frisch, frei, fromm vor den geheimnißvollen Kasten hingestellt und erwartungsvoll hineingeblickt hat, — was wohl herauskommen werde. Die Freude an den Kleinen wird aber noch erhöht, wenn man zu jedem Bilde einen eigenhändigen Brief der Kinder besitzt. Da hat man nicht nur das Bild des äußeren, sondern auch das des inneren kleinen Menschen. Haben wir nicht Recht? Durch die Begleitbriefe erhält so eine Sammlung erst den rechten Werth.

Wir selbst besitzen eine große Anzahl solcher Bilder und Briefe. Ja, vier-, fünf- und sechsjährige Männlein und Weiblein haben uns geschrieben; sie waren zwar noch nicht eingeweiht in die schwere Kunst des Schreibens, aber sie haben ihrem Mütterchen dictirt! Und welche reizende, nette Briefe sind zustande gekommen, wie zutraulich plaudern die Kleinen, und welche Phantasie spricht oft aus den wenigen Zeilen, trotzdem sie nur gestammelt sind. Betrachten wir nur die Kinder in ihrem Thun und Treiben, dann wird es uns klar: in jedem Kinde steckt ein Dichter.

Das neueste Bild unserer Sammlung mit dem dazugehörigen Briefe wurde uns auf unsere Bitte mit der Erlaubniß übergeben, es in unserer Zeitschrift zu veröffentlichen. Es würde uns freuen, wenn wir unseren Lesern hiermit eine Anregung gegeben haben, in ihrem Photographie-Album auch zugleich einen Brief der Kleinen aufzubewahren. Sehr dankbar aber würden wir sein, wenn uns aus unserem Leserkreise solche Kinderbilder, — die Kinder dürfen aber höchstens zwölf Jahre alt sein, — mit einem Briefe eingeschickt würden, zur Veröffentlichung zugleich an dieser Stelle. Der Brief kann direct an den Redacteur gerichtet sein; der zu unserem heutigen Bilde lautet:

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Hest 2, I.

Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 $\frac{1}{2}$ M.

Berlin und Wien, 15. Januar 1898.

Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 $\frac{1}{2}$ M.

XXV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Thalkönigin.

Roman von Hermine Billinger.

(1. Fortsetzung.)

Einzelne junge Paare tanzten leichtfüßig über den Rasen hin. Von Zeit zu Zeit erhob die Großmutter die Rechte und schwang das Tamburin, mit der Linken das kranke Kind umschlingend, das auf ihren Knien lag. Zu Attala war ein blutjunger, feingliederiger Kerl getreten, und eh' sich's Veldi versah, jagten sich die beiden umher, wie ein Schmetterlingspärchen, sich haschend und meidend; der Bauernsohn stand wie verzückt da. Es zuckte ihm in den Gliedern, es fuhr ihm durch die Beine wie ein elektrischer Strom; eine unbezwingliche Lust, sich unter die Tanzenden zu mischen, erfaßte ihn, und er sah sich nach einer Partnerin um. Allein die braunen Mädchen gefielen ihm nicht; er hielt es unter seiner Würde, sich mit ihnen einzulassen; ebensowenig

schien es ihm angemessen, sich mit den Hansmägden im Kreise zu drehen; sie waren, von der Musik gelockt, mit den Knechten herbeigekommen, und alle beeilten sich, am Tanze theil zu nehmen. Aber wie plump und unschierig nahmen sich die derben Bauern im Kreise dieser leichtfüßigen Gestalten aus! Veldi mußte laut auf-lachen über den hageren Mathis, der die dicke, laut leuchende Pies in den Armen hielt; der rothe Zopf hatte sich ihr losgewunden, und der Tänzer, dem er sich um den Hals geschlungen, hielt ihn unter dem Kinn fest, sodaß die Dirn den Kopf ganz schief halten mußte. Aber trotz ihrer Wuth, das Tanzen ließ sie nicht; sie rächte sich nur zuweilen, indem sie den Knecht von Zeit zu Zeit derb auf den Fuß trat. Ferdi drehte sich trotz seines Liebestummers mit der Stas herum, aber sie fanden den Takt nicht und mühten sich ab, wie im Taglohn.

Maurita, die nicht weit von Veldi saß, bemerkte recht wohl die eiferfüchtigen Blicke, mit denen dieser Attala und ihren gewandten Tänzer verfolgte. „Goar, mein Goldjunge,“ rief sie unter die Tanzenden hinein, „zu mir komme, die Cymbel ergreife, — Großmutter befiehlt!“

Unwillig trat der Berufene näher; er schien zu ver- stehen, denn seine dunkeln Augen schossen böse Blitze auf den Bauernburschen, und er stieß heftige Worte aus in einer Sprache, die Veldi nicht verstand. Da erhob sich aus der Schar der Musicirenden jener große, hagere Zigeuner und berührte die Schulter des zornigen Burschen mit seinem Fiedelbogen. Goar ließ den Kopf sinken, ergriff die Cymbel, wie ihm befohlen worden war, und warf sich auf die Erde, zu den Musi- kanten hin.

War Veldi zu Attala getreten, oder sie zu ihm, keines von beiden hätte sich darüber Rechenschaft zu geben vermocht. Die hellflackernden Flammen des Wald- feuers beleuchteten das schönste aller Tanzpaare.

Wie Veldi bei der Kirchweih gewohnt war, wenn er sich im Tanzsaal der Traube befand, so trieb er's auch jetzt. Jauchzend und schnalzend sich und seine Tänzerin in die Höhe schnellend, daß sie fast mit den Köpfen zusammenstießen, jagte er herum, ein Bild der Kraft und Gewandtheit, und willig überließ sich die an- muthige Attala seiner energischen Führung.



Die Verlassenen. Nach dem Gemälde von Jacques Dierckx. — Siehe Seite 16.

Plötzlich ertönte ein lautes Rufen und Schreien: die Melan war's; mit dem bellenden Türk an der Seite, in der hageren Rechten den Schlüsselbund, den sie, wie beschwörend, gegen die Musikanten ausstreckte, so stand sie da.

„Wollt Ihr gleich still sein, Ihr Scheuernpurzler,“ herrschte sie die Zigeuner an, „erbärmliches, gottvergeßenes, leichtfertiges Tagdiebsgefinde, mir zur Fastenzeit die Leut' zum Tanz zu verleiten, — ein heiliges Kreuz soll dreinschlagen! Gott verzeih' mir, daß ich sacramentir' in der Charwoche! Schert Euch zum Kuckud, marschirt ins Land, wo der Pfeffer wächst, — Ihr Heiden, Ihr schwarzen Neger, denen man auf zehn Stunden die Verwandtschaft mit dem leidhaftigen Gottseibeins ansieht!“

„Aber Melan,“ wollte sie Veldi unterbrechen; sie ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Habt Ihr das gelernt in Eures Vaters gottesfürchtigen Haus, — nicht der Kirche achten, der heiligen Charwoche spotten und mit solchen Gemeinschaft machen, die nicht an unsern Herrgott glauben? Was wird Vater Gregor sagen, wenn er von dem Höllenlärm hört, wird der Mooshof nicht im ganzen Thal in Verwirrung kommen, nachdem ihn der franke Moosbauer zu so hohen Ehren gebracht hat? Heim Ihr,“ wandte sie sich an die Knechte und Mägde, „Euch will ich die Leviten noch extra lesen, damit Ihr wißt, wie die Sünd' ausschaut, die Ihr zu Otern zur Veicht' zu tragen habt.“

Schweigend verließen die Mooshöfer das Zigeunerlager; niemand, nicht einmal die Zigeunermutter hatte versucht, der aufgetragenen Magd mit einer Entgegnung zu dienen.

Veldi hatte den Wunsch, das schonungslose Gebahren der Magd vor Attala, die neben ihm ging und das Kind trug, zu entschuldigen.

Statt des Mädchens nahm die Großmutter das Wort: „Ihr seid die Mächtigen, wir haben zu schweigen; lerne schweigen ist das erste Gebot, das wir lehren unsere Kinder; wer kann schweigen, auch wenn ihm geschieht Unrecht, den nennen wir weise.“

Sie waren im Hofe angekommen, und Veldi rief nach der Stall-Laterne, um die Frauen in ihr Nachtquartier zu bringen.

Die Alte blieb stehen: „Mir gebet die Hand, schöner junger Herr, will lesen aus den Linien Euer künftiges Geschick.“

Der Burtsche wollte die Rechte, die die Alte ergriffen hatte, zurückreißen, allein Attala's bittender Blick hielt seine Absicht im Zaum. Er sah ihr in das ernste, neugierig über seine Hand geneigte Gesichtchen, indeß die ihm so widerliche Zigeunermutter ihm in jugendem Ton, als lese sie eine Vitane herunter, ihre Prophezeiungen kund that: „Gutes, viel, Glück und Heil Euch bringt die Zukunft; segnete Jahrgänge Euch werden dreimal nach einander; wird wachsen Euer Wohlstand; Euer Hornvieh wird bleiben gesund; Felder und Wiesen werden eintragen das Doppelte; Roth- und Schwarzwild wird geben in Euerm Bergwald herrliche Jagden. Aber, — wie auch die Sonne hat ihre Flecken und Nebelpunkte, also sie hat Eure Seele; ist zu jach im Guten, ist zu jach im Bösen; wird ihr gehen, wie dem Silberschwan, Gefieder sein schönes werden besudeln graue Staubwolken, häßlicher Straßenkoth; aber so, wie er taucht unter in die kristallinen Wellen, um zu erscheinen wieder glänzender und schöner, so wird untertauchen Eure Seele in das Meer der Reue und Verzweiflung. Heil Euch, heil Euch, dann wird sie auf-erstehen aus diesem Reinigungsbad, und ist Euch beschieden ein schönes Alter, ein reiches Alter; in Silberhaaren wiegt Ihr auf den Knien schöne Knaben, muthige Knaben. — Ist geschehen mein Ausspruch, werdet denken daran in künftigen Tagen.“

Die Zigeunerin schwieg, indem sie, wie in tiefer Erschöpfung, nach Athem rang.

Veldi warf den Kopf zurück: „Ach was,“ lachte er etwas gezwungen auf, „ich glaub' kein Wort von Euerm Geschwäg!“

Ohne eine Miene zu verziehen, antwortete ihm die Alte: „Werdet's sehen, werdet's erfahren, daß Maurita gesprochen die Wahrheit.“

Sie nahm das Kind und kroch mit ihm in den Heuschuber; Veldi stand mit der Laterne unter der niedrigen Thüre.

„Attala,“ sprach er leise, „könnt Ihr auch wahr-sagen?“

„Nicht ich, aber Großmutter, — Großmutter alles kennt, — Vergangenes und Zukünftiges, — ist immer geschehen, was sie gesagt, — nicht lachen, — nicht lachen, — lieber Herr!“

Sie schlüpfte in das dunkle Gelaß, und Veldi wußte nicht, wie er die Leiter herunter gekommen war. Er saß auf der Galerie und starrte den sternbesäten Himmel

an, aber er sah nichts; alles schwamm vor seinen Augen, die mondbeschiedenen Höhen und Thäler, der nächtliche Hof mit dem lautplätschernden, hellglühenden Wasserstrahl. —

Wenn ich den Vater bitte, recht eindringlich, stellte sich der Burtsche vor, denn war's nicht eine Sünd', — auß' sie nicht zu Grund' gehen und selbst so häßlich und verwahrlost werden mit der Zeit, wie die andern, — war's nicht Christenpflicht, ihr die Hand zu reichen und sie auf den Hof zu nehmen und zur tüchtigen Magd zu erziehen. —

„O Befele,“ stammelte er, „hilf Du mir, Dir schlägt der Vater nichts ab, — durch's Feuer wollt' ich für Dich gehen, wenn Du —“

Er horchte plötzlich auf. Ein eigener Laut, als ziehe jemand Wäsche durch's Wasser, hatte sein Ohr getroffen. Er beugte sich über die Brüstung der Galerie, im nächsten Augenblick schraf er jäh zusammen: Attala stand da unten, die zierliche Gestalt über den Brunnentrog gebeugt, durch den sie langsam ein paar Stückchen Wäsche zog. Die junge Zigeunerin stieß einen leisen Schrei aus, als plötzlich der Bauernburtsche neben ihr stand.

„Was thut Ihr da in der Nacht?“ fragte er, sich zu einem strengen Tone zwingend.

„Ist gestorben das Kind,“ gab sie leise zur Antwort, „muß haben ein frisch' Hemdlein in die kühle Erde.“

Der Burtsche starrte sie an; wie schön war sie, jetzt im blaffen Schimmer des Mondes.

„Wie kommt's, daß Ihr so anders seid, als die schmutzigen Weiber Eurer Bande,“ fragte er, „gehört Ihr wirklich zu dieser wilden Gesellschaft?“

„Bin nur stammverwandt mit ihnen,“ sagte das Mädchen, „bin ich ein Waisenkind.“

„Gott sei Dank,“ rief Veldi aus, „daß diese Maurita mit ihrem Todtenschädel nicht Eure wirkliche Großmutter ist! Oder waren Eure Eltern auch so dunkel, so zigeunerhaft im Aussehen?“

„Habe nicht gekannt meine schöne Mutter,“ sagte das junge Mädchen, „aber mein Vater ist gewesen ein großer Zigeunerherzog, hat gesprochen viele Sprachen, ich auch kann viele Sprachen; ist gewesen weit berühmt durch sein Geigenpiel, hat gespielt vor Königen.“

„Aber warum baut Ihr Euch denn keine festen Wohnstätten, statt in der Welt herum zu ziehen und unter dem freien Himmel oder in Lehmhöhlen zu übernachten, wie die Scheermäuse?“

Die junge Zigeunerin richtete sich stolz auf: „Lieben das Wandern, sind frei wie die Zugvögel, möchten nicht tauschen mit Euch.“

„Könntet Ihr nicht das Stillstehen lernen?“ drang Veldi in sie.

Statt einer Antwort reckte sie den schlanken Arm aus: „Geht etwas vor in Euerm Haus!“

Er blickte auf; in des Vaters Schlafstube war Licht, Thüren gingen auf und zu, oben auf der Galerie ertönte Befele's Stimme, die nach ihm rief.

„Der Vater hat gewiß wieder einen Anfall,“ rief der Burtsche aus und eilte hinein. Fast zugleich mit ihm trat Attala in die Stube.

Der Moosbauer saß aufrecht, von der Melan gestützt; Befele warf sich schluchzend neben dem Bett auf die Kniee, während der Vater mit dem Erntiden rang.

„Holt heißes Wasser,“ befahl Attala.

Sie sprach so fest und sicher, daß der Mathis ohne weiteres ihren Befehl ausführte. Sie tauchte eines der Tücher, das sie im Arm trug, in die Schüssel und näherte sich mit dem ausgerungenen Tuch dem Kranken. Die Melan wollte sie zurückstoßen, allein Attala erklärte mit solcher Zuversicht: „Wird ihn beruhigen,“ — daß die alte Magd angesichts der drohenden Gefahr keinen weitem Widerspruch wagte, noch dazu weil Veldi befahl: „Laßt sie machen.“

Mit großer Gewandtheit hatte das Zigeunermädchen dem Kranken den nassen Umschlag um die Brust gelegt. Nun lag er still, mit geschlossenen Augen, der Krampf schien vorbei zu sein.

„Ich wasch' meine Händ' in Unschuld,“ murmelte die Melan mit einem grimmigen Blick auf das Zigeunermädchen, „ich hätt's nicht erlaubt, — Wasser an einen todtkranken Mann.“

„Aber es ist dem Vater besser,“ sagte Veldi.

„Freilich ist ihm besser,“ bestätigte der Mathis.

„O Vaderle, Vaderle, verlaß uns nicht,“ schluchzte das Befele, den Arm des Moosbauern umklammernd.

Er blickte auf, gerade in Attala's Gesicht, die unten am Bett stand und ihn voll Mitleid anschaute.

„Vater Gregor holen,“ stieß der Kranke mit schwacher Stimme hervor, „da stehen ja schon die Engel Gottes.“

Als der Tag anbrach, verkündete das feierliche Geläute der Bierbacher Kirchenglocken den Tod des alten Moosbauers.

Dem unter demselben Dach gestorbenen Kind des

wilden Stammes wurde kein christliches Geläute zu theil; die Seinen holten es ab unter den klagenden Klängen eines Trauermarsches und senkten es im nahen Wald in die ungeweihte Erde.

Die Mooshöfer kamen vom Friedhof; langsam, eines nach dem andern, stiegen sie den steilen Fußpfad von Allerheiligen herunter. Die herrliche Abtei mit dem von schlanken Säulen getragenen Gotteshaus lag in Trümmern; nichts war von der einstigen Pracht mehr übrig, als der Gottesacker, wo die Bauern noch immer ihre Todten beerdigten, bei ihren Vätern und Urgroßvätern, die rings um die kleine Kapelle lagen. Der alte Vater Gregor las die Todtenmessen; er hatte sich in der Sacristei der Friedhofs-Kapelle eingerichtet und hinkte nach wie vor durch's Thal in seinem langen, weißen Rod und dem breitrandigen, weißen Hut, der letzte der Prämonstratenser-Mönche.

Die Regierung ließ ihn gewähren; er war zu alt und schwach gewesen und hatte um die Gnade gebeten, die paar Jahre, die er noch lebe, als Seelsorger weiter wirken zu dürfen. Aber er lebte Jahr um Jahr weiter, von der einen Sehnsucht bejeelt und aufrecht erhalten, — die alten Klosterzeiten im Gedächtniß der Bauern nicht verblasen zu lassen. Denn er glaubte felsenfest an die Wiederkehr seiner lieben Brüder; und dann sollten sie sehen, was er, der Einfältigste unter ihnen, vermochte hatte, — allen Wandlungen, all den freireligiösen Zeitströmungen zum Trotz, die Bauern im Renththal waren die alten geblieben: die Wiederkehr der Mönche, der Wiederaufbau des Klosters war aller Wunsch und Ziel.

Auch jetzt, am Grabe des Moosbauers, war er wieder in seine alten Klostergeschichten gerathen, denen nur noch der ältere Theil seiner Zuhörer mit wirklicher Andacht lauschte; die Jugend fing an, der ewigen Wiederholungen müde zu werden.

Bevor Vater Gregor sein Amen gesprochen, war des Moosbauers zweiter Sohn schon weggelaufen.

Westlich vom Kloster, gleich vor dem schmalen Weg, der in die Schlucht führte, lag Wenzels Sägemühle; er ging ein paar Schritte hinab, setzte sich dann aber plötzlich auf einen Baumstumpf und wartete, er wollte mit dabei sein, wenn sie in der Traube in Bierbach einkehrten; jetzt, gerade in der Trauer, da zeigte es sich wohl am besten, wie der Bruder und das Neffe standen.

Er erhob sich, als die Mooshöfer kamen, und schloß sich ihnen an. In mannigfaltigen Windungen führte der Weg bald über schmale Brücken, bald an leiterartigen Treppen längs den wild aufspritzenden Wasserfällen hinab. Hoch über dem tosenden Gischthürmten sich die gigantischen Gneissfelsen auf, nur einem kleinen Stückchen Himmel Einblick in die schmale, düstergrüne Tannenschlucht gönnend. Ein Hühnervogel zog in lichter Höhe mit unheimlichem Geschrei seine Spirallinien, und Veldi sah manchmal nachdenklich zu ihm auf. Außer dem Leid um den Vater machte ihm noch etwas anderes zu schaffen, — das Wirthstochterle zur Traube hatte ihm gefallen, sie war frisch und rosig, und ihre Augen hatten ihm nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß ihr keiner willkommener sei, als der Veldi vom Mooshof. Nun aber wußte er mit einem Mal, — das war nicht das Richtige gewesen, — seit er dem braunen Zigeunerkind in die Augen geschaut, was ging ihn ein anderes Mädchen an? Ihm war so curios seither, so merkwürdig heiß und gruselig, so weh in der Seele und doch wieder zum Aufjauchzen froh zu Muthe. Und wenn er sich jetzt zwang und an den seligen Vater dachte, im nächsten Augenblick tönte es ihm in den Ohren: Du bist frei, Du bist frei, keiner hat Dir mehr etwas zu sagen, — zu verbieten — Du bist der Herr!

„Grüß' Gott, grüß' Gott, wie geht's?“ begrüßte der Traubenwirth die Leidtragenden unter der Thüre, „der gut' Moosbauer, so ein braver Mann, Gott hab' ihn selig, — vom Kothen, vom Guten, Neffele, duh Witt, duh Witt,“ — rief er seiner Tochter zu, die in der Einsicht stand, ganz in den Anblick Veldi's versunken.

Nun kam sie rasch herbei, stellte Gläser und Flaschen auf den Tisch, brachte längliche Laibchen Halbweißbrod und setzte sich dann zum Befele hin, es zum Essen nöthigend. Es brachte aber kaum einen Bissen hinunter, ebensowenig die Melan, aber sie steckte ihr Weißbrod in die Tasche, denn es hätte sie gekränkt, dem Wirth etwas zu schenken. Veldi und Wenzel tranken tapfer zu; der erstere trank aus Verlegenheit, der Wenzel wollte ihm nicht nachsehen, saß vierstrotzig da und theilte seine Aufmerksamkeit zwischen dem Bruder und dem Neffe. Es ließ den Blick nicht vom Veldi, von Zeit zu Zeit ein schüchternes Wort an ihn richtend. Dieser gab wohl eine Antwort, aber er sah nicht auf; wie ein Weltfremder sah er da, als kreisten seine Gedanken so hoch über den Menschen, mit denen er zusammen war, wie der Raubvogel über den Wasserfällen. Aber er trank,

und der Wirth rieb sich die Hände: „Ja, ja, so ist's recht, so ist's recht, der Moosbauer läßt was d'rauf gehen, der mach't's nicht wie der alt' Schacherer, der Judenlaxer, — nichts als Obst, Zwiebeln, Knoblauch genießt der, und ist ihm ein guter Pferde- oder Kuhhandel geglückt, so trinkt er ein Glas Apfelmoss, der Schmaroger. War heut' da und hat mir wollen einen funkelnagelneuen Ringerring aufschwätzen mit einem blauen Stein; hab' mit dem Daumen nach dem Mooshof gewiesen: »Dort oben kannst Du vielleicht Deine Geschäfte machen«, wer weiß — wer weiß —“

Dabei blinzelte der Traubenwirth den Veldi an und lachte, daß die Stube dröhnte.

Statt des Mooshofbauern nahm der Bruder das Wort: „Den Judenlaxer könnt Ihr mit dem Ring ebenfogut auf die Sägmühle schiden, es ist nicht nur der Bruder, der sich was leisten kann.“

Veldi widersprach nicht, und es war einen Augenblick so still in der Wirthsstube, daß man das Summen einer Fliege hörte. Dem Kefele waren die rothen Backen wie vom Gesicht weggeblasen; es stand auf und machte sich in der Einsicht zu schaffen.

Am Gefindetisch der Ferdi rechte den Hals nach ihr und vergaß darüber das Trinken. Um so angelegentlich besorgte es der Mathis, während die Lies sich ein Weißbrod um's andre aus dem Brodförbchen langte. Die arme Stas brachte nichts hinunter; es frampfte ihr förmlich die Kehle zusammen, daß der Ferdi immer nur nach dem blonden Scheitel in der Einsicht sah und darüber seine Nachbarin und sein volles Glas vergaß.

Auf dem Heimweg nahm das Befele den Veldi bei der Hand und ging mit ihm voraus: „Warum hast auch heut' kein Wort mit dem Kefele gesprochen,“ begann's, „schau, 's hat mich so gedauert, 's hat ordentlich gezittert, wie mir's zum Abschied die Hand gegeben hat.“

Der Bruder legte einen Augenblick den Arm um die junge Schwester.

„Ich hab' halt nichts rausgebracht,“ murmelte er. „Gleich morgen mußt's wieder gut machen; und noch was hab' ich auf dem Herzen; schau, jetzt bist der Herr im Haus, und da sollst es auch gleich recht machen; gelt, Du jagst die Figeuner vom Hof und gehst nimmer ins Lager zu dem wüsten Heidenwolf? Versprich mir's, Veldi!“

Er wurde roth: „Merkwürdig, gerad' in der Angelegenheit hab' ich mit Dir reden wollen. Wer sagt denn, daß es Heiden sind? Das hat Dir gewiß wieder die Melan in den Kopf gesetzt?“

„Du weißt wohl,“ unterbrach ihn die Schwester, „in der Gottesfürchtigkeit kommt ihr niemand gleich.“

„Nun ja, aber, wär's nicht gut und christlich und rechtichaffen, — ach Befele,“ rief er aus, „was soll ich lang wie die Kay' um den Brei gehen, schau, 's drückt mir fast 's Herz ab, daß die bildschön' Creatur bei dem schmutzigen Gesindel verkommen soll; hast gesehen, wie sie geht und steht, — sie könnte ja eine Prinzessin sein! Und hat sie nicht dem Vater zu einer guten Todesstund' verholten? Hast ja gehört, wie der Physicus gefragt hat: »Wer hat ihm den Umschlag gegeben? Das war gut, das hat ihm einen schweren Kampf erspart.« — Warum denn sollte sie nicht auch ein braves, frommes Maidle werden, wie Du eins bist, wenn sie mit Dir zusammen wär.“

„Ja was,“ unterbrach ihn Befele, „Du meinst doch nicht —“

„Ja, eben das mein' ich, ich will sie als Magd auf den Hof nehmen, und Du sollst mir beistehen, — ich thu's, ich thu's, — 's soll mich nichts davon abbringen, darum sei mir nicht entgegen, Befele, ich bitt' Dich um alles in der Welt.“

„Wenn's doch nichts hilft,“ seufzte sie, „was will ich denn machen? Aber wenigstens jetzt in der heiligen Charwoch' hältst Dich von dem Gesindel fern?“

„Ja, ja,“ sagte er zerstreut, „ach, Kefele, ich bin Dir so dankbar, — ich weiß mir nicht zu helfen, so froh bin ich.“

„Aber Veldi, wir kommen von 's Waters Grab,“ mahnte sie.

Am Abend erzählte sie ihrer alten Vertrauten, der Melan, was sie auf dem Heimweg erfahren hatte.

Die alte, dürre Person schlug die Hände zusammen: „So eine, so eine auf unsern Hof, das ist unser Unglück sag' ich Dir!“

„Aber Melan, er will ja nur ihre Seel' retten.“

„Und seine verlieren, — o Mooshofbauer, daß Ihr habt sterben müssen! Der Veldi ist noch zu jung, mit zweiundzwanzig kann sich der Mensch noch nicht selber regieren! Befele, jetzt hilft nur 's Beten, jetzt dürfen wir nicht ruhen, bis wir die zwei auseinanderbet' haben. Der Pater Gregor sagt: »Wer ausharrt, der siegt.«“

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Die Farbe des Meeres, der Seen und Flüsse.

Von Dr. W. Stof.

Schören Sie, verehrte Leserin, zu den Bevorzugten, die einmal auf dem schönen Stüd Erde weilen durften, „où l'antique Genève sur l'azur du Léman pomposement s'élevé?“ Die an den Ufern der Rhone lustwandeln oder sich auf dem blauen und grünen Spiegel der Schweizer und Italienschen Seen schaukeln durften? Oder trug Sie gar einmal ein Schiff auf den Ocean hinaus? Gewiß hat sich dann auch Ihnen immer und immer wieder die Frage nach der Ursache der wunderbaren Färbung der Gewässer aufgedrängt, die einen Lamartine und Byron, vielleicht auch Sie selbst zu poetischen Ergrüßen begeisterte. Warum leuchtet der eine See im reinsten Blau, „un diamant de la plus belle eau“, der andere im dunkeln Grün des Smaragdes? Warum sind die Bogen in der Ostsee grün, im Busen von Guinea tief blau? Diese und ähnliche Fragen sind gewiß schon so lange aufgeworfen worden, als es für die Schönheit der Natur empfängliche Menschen giebt. Der Versuch aber, sie von wissenschaftlicher Grundlage aus zu beantworten, datirt erst von der Zeit, da der große Newton das Wesen der Farbe ergründet zu haben glaubte. Er selbst war der Erste, der auch die verschiedenen Farben der Gewässer zu erklären versuchte. Aber bald genügte auch seine Erklärung nicht mehr. Immer wieder regte dieses Räthsel die Physiker zu neuen Beobachtungen an. Der blaue Himmel, der sich im Wasser wieder spiegelt, konnte unmöglich die Ursache sein. Dann müßten ja alle Seen blau, nie grün, und nur bei heiterem Himmel, nicht bei bedecktem, blau erscheinen. Wenn Cuvier in seinem Lobliede vom Genfer See sagt, „dont les eaux réfléchissent le bleu du ciel, mais plus pur et plus profond“, so hören wir gewiß nicht den Naturforscher, sondern nur den begeisterten Dichter sprechen.

Es war im Jahre 1716, als der englische Physiker Hallen sich in einer Taucherglocke bis zu einer beträchtlichen Tiefe in's Meer hinabließ und daselbst bemerkte, daß seine Hände auf der Oberfläche ganz roth, auf der Unterseite dagegen grün erschienen. Das gab zu denken. Warum erscheinen im Sonnenlicht, das durch rothes Glas hindurchgeht, alle Dinge roth? Weil das rothe Glas sämtliche Farben, aus denen das weiße Sonnenlicht zusammengesetzt ist, verschluckt, mit Ausnahme des Roth, das es hindurchläßt. Warum erscheinen uns die Blätter der Bäume grün? Weil sie einen Stoff enthalten, der alle Farben des Sonnenlichtes verschluckt, nur nicht das Grün, das er allein wieder zurückwirft. So mag Newton erwogen haben, als er erklärte, die Oberfläche der Hand erscheine im Wasser roth, die Unterseite grün, weil das Wasser ein Körper sei, der vom weißen Sonnenlicht nur das Roth hindurchlasse und das Grün zurückwerfe. Ganz allgemein: Das Wasser erscheint grün, weil es die rothen Strahlen des Sonnenlichtes hindurchläßt und nur die grünen zurückwirft. Diese Meinung erhielt sich lange Zeit, bis der berühmte Heidelberger Chemiker Bunsen nachwies, daß reines Wasser an und für sich blau ist. Er legte auf den Boden einer zwei Meter langen Glasröhre, deren Wände er durch Schwärzen undurchsichtig machte, weiße Porzellanstücke, füllte die Röhre mit reinem, destillirtem Wasser und siehe da, die weißen Porzellanstücke erschienen, durch die zwei Meter dicke Wasserschicht hindurch betrachtet, blau. Brachte er aber auch nur eine verschwindend kleine Menge von Sand oder Schlamm in das Wasser, oder gab er dem Boden des Gefäßes eine dunkle Färbung, so war auch sofort die natürliche blaue Farbe des Wassers wieder verschwunden. Durch diese Entdeckung schien endlich das Räthsel von der blauen Färbung des Wassers gelöst zu sein. Da wurden in neuerer Zeit Untersuchungen bekannt, die die nicht minder räthselhafte blaue Farbe des Himmels erklärten. Sie entsteht, wie durch Versuche dargethan wurde, durch kleine, dem Auge nicht sichtbare Körperchen in der Luft, die wegen ihrer Kleinheit nur blaues Licht zurückwerfen können. Der um die Erforschung des Genfer Sees verdienstvolle Physiker Soret kam nach zahlreichen Untersuchungen zu dem Schlusse, daß die Ursache der berühmten blauen Farbe des Genfer Sees im Wasser schwimmende, wegen ihrer Durchsichtigkeit und Kleinheit nicht bemerkbare Körperchen seien. In gleicher Weise wurde die Ursache der grünen Farbe des Vierwaldstätter und Züricher Sees erkannt. Damit war aber wieder die Frage, wann ist das Wasser blau, wann ist es grün? eine offene. Auch Bunsen's Ansicht konnte daneben bestehen. Ist absolut reines Wasser, d. h. Wasser ohne jene Körperchen, farblos oder nicht? Ist es in letzterem Falle blau oder grün? Diese Fragen waren nur durch Untersuchung von absolut reinem Wasser zu beantworten. Dem Belgier Spring gebührt das Verdienst, sie ausgeführt zu haben. Reines, destillirtes Wasser nimmt bei Berührung mit der Luft schnell lebende Organismen in sich auf. Durch Zusatz einer sehr kleinen Menge von Sublimat, eines überaus giftigen Stoffes, der alle Organismen tödtet, wird das Wasser vollständig rein erhalten. Spring füllte nun eine Röhre von fünf Meter Länge mit destillirtem Wasser. Das durch das Wasser hindurchgelassene weiße Sonnenlicht erschien blau. Ebenso durch ein zweites Rohr, das gleiches Wasser mit etwas Sublimat enthielt. Anders aber nach einigen Tagen. Das Wasser des ersten Rohres war grün geworden, das des zweiten blau geblieben. Wurde dem grün gewordenen Wasser etwas Sublimat zugefügt, so wurde es allmählich wieder blau, nahm aber schließlich eine bläulich grüne Farbe an. Was war hieraus zu schließen? Daß reines Wasser eine eigene blaue Farbe besitzt, Wasser mit kleinen Lebewesen und diesen zur Nahrung dienenden organischen Stoffen aber sich mehr oder weniger grün färbt, je nach der Menge dieser Organismen. Weitere Untersuchungen ergaben, daß das reine Wasser an sich blau ist, und zwar deshalb, weil es die rothen und gelben Strahlen des Sonnenlichtes verschluckt, die blauen aber von kleinen unorganischen Stofftheilchen, die jedes Wasser, selbst das reinste enthält, zurückgeworfen werden. Ist die Menge dieser Theilchen im Wasser gering, so wird das Blau des Sonnenlichtes erst zurückgeworfen, nachdem es einen größeren Weg durch das Wasser gemacht und seine rothen Strahlen dabei fast ganz verloren hat. Dieses gänzlich von Roth befreite blaue Licht erscheint viel intensiver blau, als das Licht, das beim Vorhandensein zahlreicher Theilchen schon aus geringer Tiefe zurückgeworfen wird.

Nun, verehrte Leserin, wird Ihnen wohl manche bisher räthsel-

hafte Erscheinung verständlich sein. Erinnern Sie sich vielleicht, daß Sie auf einer Fahrt über den Genfer See das Wasser in der Mitte tief blau, in der Nähe des Ufers hellblau sahen? Lassen Sie in Berichten von Meerfahrten, daß sich das Blau des Oceans in immer verschiedenen Nuancen zeigte? Das Wasser wird immer da das tiefste Blau zeigen, wo die das Licht zurückwerfenden Theilchen am geringsten, es wird das hellste Blau da zeigen, wo sie am zahlreichsten vorhanden sind. Aber, so fragen Sie, woher das Grün des Rheinwassers, des Vierwaldstätter Sees, ja, woher das grüne Wasser an dem Ufer des in der Mitte dunkelblauen Achensees? Weitere Untersuchungen haben ergeben, daß von den im Wasser befindlichen Stoffen besonders kohlensaurer Kalk die grüne Farbe zurückwirft. Ein See, Fluß oder Meerestheil werden um so grüner erscheinen, je größere Mengen dieses Stoffes sie enthalten. Indem sich die verschiedenen Nuancen des Grün mit der eigenen blauen Farbe des Wassers vermischen, entstehen die mannigfaltigsten Schattirungen des Grün vom Blau bis zum Braun. Je mehr ungelösten Kalk ein Gewässer enthält, um so grüner ist seine Farbe, je mehr Kohlensäure, die den Kalk auflöst, es enthält, um so blauer ist die Farbe. Das stimmt sowohl bei dem Genfer See, Achensee und der Rhone, andererseits beim Rhein und den grünen Seen der Schweiz. Der sonst dunkelblaue Achensee ist an seinem nördlichen Ufer grün, weil dort durch die fortwährende Bewegung des flachen Wassers von den kalkhaltigen Kieseln immer neue Kalktheilchen losgelöst werden. Aus demselben Grunde erscheint das Meerwasser da grünlich, wo es am flachsten ist, weil hier durch Zerreißung der Muscheln der Kalkgehalt fortwährend erneuert wird. — Zu allen diesen Ursachen der Färbung kommt noch ein wichtiger Factor hinzu: die Temperatur. Eine gleichmäßig erwärmte, mit Wasser angefüllte Röhre ließ das Licht ungeschwächt hindurch. Füllte man aber eine Röhre, deren Temperatur 4 Grad betrug, mit Wasser von 16 Grad, so erschien dieses vollkommen undurchsichtig, nach einigen Stunden jedoch, als der Temperaturunterschied ausgeglichen war, hatte es wieder seine vollständige Durchsichtigkeit erreicht. Eine im Genfer See versenkte weiße Platte war von Januar bis März in einer Tiefe von 14 bis 15 Meter noch sichtbar, verschwand dagegen im Juli und August schon in einer Tiefe von wenig über fünf Meter. Die Ursache dieser Trübung des Wassers sind Strömungen, die durch den Temperaturunterschied an der Oberfläche und in der Tiefe entstehen. Diese Strömungen müssen naturgemäß auch die Färbung des Wassers beeinflussen. So erklärt sich denn schließlich auch der Wechsel der Färbung der Gewässer mit dem Wechsel der Jahreszeiten. Wir sehen ein, warum die Farbe der Seen im Schatten einer Wolke eine andere Nuance annimmt, als im Sonnenschein, und warum sich die Farbe des See- und Meerwassers beim Eintritt kalter und warmer Winde verändern muß. Wenn der Montblanc seinen gefährdeten kalten Wind, die Bise, über den Genfer See sendet, und die verwöhnten Bewohner seiner Ufer sich in ihre Behausungen flüchten, da fliehet sich der See in sein schönstes, tiefstes Blau. Solche und manche andere, bisher räthselhafte Farben-Erscheinungen der Flüsse, Seen und Meere haben nun eine einfache und ausreichende Erklärung gefunden.

Nachdruck verboten.

Aus tiefer Noth.

Novelle von M. Tamms.

Sie, Herzenskind, gleich, — ich komme schon!“ Die junge Frau eilte unter die Portiere. Aus dem Bettchen streckten sich ihr im Dämmerlicht zwei verlangende Arme entgegen. Der Oberkörper des kleinen Kranken, mit Rissen veritaunt, schwanke im Anfall heftigen Hustens, und dabei rächelte die Brust und pffif der kurze Athem. „Mein Armes, der dumme Keuchhusten! Aber wart' nur, wir werden ihn gleich unterliegen!“ Beruhigend strich die Mutter über des Kindes Stirn. Sie war leucht von der Anstrengung, und hinter den Schläfen hämmerte das Blut. Die zuckenden Finger klammerten sich ineinander, und voll heißen Mitleidens sah die junge Frau das frampartige Wogen der schmalen Kinderbrust und die angstvoll großen Augen. Hastig griff sie hinter sich nach der Platte des Tisches, auf der die Arzneigläser standen; das arme Kind sollte so schnell wie möglich Ruhe finden. Ohne sich zum Anknüpfen des Lichtes Zeit zu lassen, nahm sie eine der Flaschen zur Hand, öffnete sie, goß im leichten, schwindenden Tageslicht die weiße Flüssigkeit in den Krankenlöffel und stöpte sie zwischen zwei Hustenanfällen ihrem Liebling schnell über die Lippen.

„So, das wird meinem Jungchen gut thun! Sieh Acht, Mütterlein hilft! Zieh' nicht sold' ein Gesicht, Gerhard, 's ist ja der schöne, süße Saft, den Onkel Doctor gestern neu verschrieben hat, und nicht die böse Morphinum-Medicin, die mein Liebling nicht mehr nehmen soll, weil sie auf die Dauer schädlich ist. Schüttelst das Köpchen? Glaubst mein Herzensohn mir nicht? Da, sieh, — von dem bitteren Morphinum durfte Mütterchen Dir nur sehr vorsichtig zwei Tropfen geben, — und hiervon nimmt mein Kindlein jetzt ganz artig zwei gehäufte Löffel voll, wie der gute Doctor es verordnet hat. Schnell, noch einen! So, immer brav! Sieh, da wird der Husten schon schwächer! Nun wird mein Jung' bald Ruhe haben und sich ganz fröhlich auf das hübsche Wiedersehen freuen können. Denk doch nur, Bubi, wer heute kommt? In wenigen Stunden schon! Nun, wer wohl, gelt?“

Der Knabe lehnte sich erschöpft an die Schulter der Mutter. Er schlang die dünnen Armechen um ihren Hals, drückte die Lippen an ihr Ohr, und flüsterte mit mattem Lächeln: „Mütterchen, der feinen Gerhard zwei Jahre nicht gesehen hat.“

Dann schloß er die Augen. „Nun will werd schlafen, Mutti, ganz fest. Bedst mich, wenn Bati kommt?“

Die junge Frau nickte. „Freilich, Liebling, ich verspreche es Dir.“ Sie legte den Kleinen sorglich in die Kissen zurück. Mit Händen, sanft und liebevoll, wie sie eben nur einer Mutter eigen sind, streichelte sie das müde Gesicht. Auf jedes gesenkte Augenlid drückte sie einen Kuß. Dann verließ sie das Zimmer. Im Nebenraum hatte man unterdessen die Lampe angezündet. Ihr vertheiltes Licht umstößte die liebliche Gestalt

der Eintretenden. Ein Weichen noch lauschte diese zurück, dann athmete sie beruhigt auf, zog die Thür zur Krankenstube leise hinter sich zu und durchschritt das Gemach bis zu dem Bly, den sie vorher auf den Ruf Gerhards verlassen hatte. Der alte, glückliche Ausdruck war in ihr Antlitz zurückgekehrt. Sie kauerte sich auf die Chaiselongue, faltete die Hände um die Kniee und blickte, den Körper vor- und rückwärts wiegend, mit weichem Lächeln vor sich hin. Keine Braut träumt seligeren Traum, als dieses junge Weib, während es so mit offenen Augen in die Lampe starrte. Gedanken und Sinne, ja die rhythmischen Bewegungen der Glieder waren auf eine einzige Melodie gestimmt: er kommt zurück, — er kommt zurück!

Mit einem Mal sprang sie empor. Schlich denn die Zeit auf Krücken? Erst halb, — noch ganze dreieinviertel Stunden!

Nun ging sie ein Weichen im Zimmer umher; gedämpften Schrittes, damit der kleine Schläfer nebenan nicht erwachte. An

wieder jung baden darf: der Mann ist im Laufe der Jahre wirklich das geworden, was Du damals schon in ihm vermuthetest, als er Dich kaum flügeltes Bögeln anlässlich seines letzten Besuches in der Heimat aus Deinem weltfremden Nest übers große Wasser heimführte, und Du zum ersten Mal voll ehrfürchtigen Staunens an seiner Seite durch unsere Felder und Pflanzungen rittst: ein richtiger überseeischer Rabob! Fordere nur, Kleine, Demanten und Perlen: ich streue sie aus goldenem Hüllhorn über Dein Haupt!

Liebste, Einzige, als ob ich nicht wüßte, daß Dein ernstester Sinn nach solchem Land kein Verlangen trägt! Noch liegt mir der Klang Deiner Worte im Ohr, die Du sprachst, als ich Dich vor zwei Jahren blutenden Herzens von mir lassen mußte, weil Gerds Erziehung und Entwicklung Eure Ueberfiedelung nach Deutschland bedingten: »Glaub' nicht, Günther, daß ich feige in die Zukunft sehe. Wir haben ja im Gebet

Du fragst, ob mir die Seereise eintönig geworden sei? Wie sollte sie, Liebste, umschwebte mich doch während all' der Tage mild wie Sternenschein eine wunderliebliche Vision: ein behagliches Zimmer umgab mich, — trauter Lampenschein spiegelte sich in den geschliffenen Gläsern und dem blanken Parkett, — ein blonder Knabe schmiegte sich an meine Kniee, — und vor dem Flügel, unter den schimmernden Lichtern, saß ein Weib, schön wie eine Lilie, in weichem, weißem Kleid und sang, — sang mit ihrem tiefen, herrlichen Alt, — sang, wie eben nur Eine singen kann, — sang die alten, lieben Lieder. —

Wie ich mich auf diese Lieder freue. —

Wie mein Herz sich sehnt, die Vision Wirklichkeit werden zu sehen. —

Wie ich Dich liebe, — und meinen Sohn! — — —

Als die junge Frau in der Lectüre bis zum letzten Wort gekommen war, küßte sie den Brief und steckte ihn in die



Winterabend. Nach dem Gemälde von A. Reinhardt. — Siehe Seite 16.

jedem Bilde, jedem Eckbrettchen, jeder Blumenvase machte sie Halt. Was würde er zu diesem Kauf, — zu jener Aenderung sagen? Und das Pastell-Bild Gerhards dort über dem Sopha, — was für ein großes Kind sie beide doch schon hatten! Sie lachte. Wahrhaftig, ja, sie waren ein ganz altes Paar und hatten sich doch so unjählich, so thöricht lieb!

Fast war's, als würde sie vor lauter Glückseligkeit in die Lüfte gehoben. Sie dehnte die Arme, als gelte es, jemand ans Herz zu reißen, drückte die Augen ein und warf den schönen Kopf mit der Fülle rothblonden Haares sehnsuchts-trunken in den Nacken. Dann aber nahm sie sich zusammen. Schickte sich das für eine alte Frau? Gewiß, um nicht vor Ungebuld zu vergehen, mußte sie sich ernstlich zur Bernunft zwingen.

Und sie ging zum Sopha zurück, zog den letzten Brief des Gatten aus der Tasche, schob die Lampe höher, stützte den Kopf in die Hand und las, — wer weiß, zum wievielten Mal, — was er ihr schrieb:

„Geliebte!

Wenn Du diese Zeilen erhältst, bin ich Dir schon ganz nahe. Ich stiege, stiege zu Dir! Was immer Geld vermag, die Fahrt zu kürzen, ich werfe es mit vollen Händen um mich. Denn wozu sonst habe ich all' diese Jahre gearbeitet vom Tagesrauen bis zum Niedergang, wenn ich nun nicht in dem Wiedersehen mit den beiden einzigen Weisen, die ich auf Erden mein nenne, Lohn für alle Entbehrungen finden soll? Ja, Liebster, der Mann, der morgen (o des glückseligen Gedankens!), so Gott will, wieder in Deine theuren Augen blicken, Deinen Mund küssen und den Wohlklang Deiner lieben Stimme hören darf, — der sein Kind an das Herz drücken und im Anblick der reinen Züge sich selbst

eine Brücke, die uns über das weite Meer verbindet, und auf der wir uns täglich begegnen werden! Ich will tapfer sein, Liebster, weil unser Heiland überall mit uns ist!

Dorothee, hätte ich bis dahin nicht gewußt, was ich an Dir bestze, — jene Worte hätten es mich gelehrt. Ich schwor mir im Herzen, daß sie mich niemals schamroth machen sollten. Weißt Du, Liebster, was Dein Name bedeutet? Geschenk Gottes! Ja, mein Weib, gottgeschenkt bist Du mir, und Dein Besitz hat mich besser gemacht. Giebt es ein Lob, das über dieses ginge?

Lächle nicht ob meiner liebestrunkenen Geschwägigkeit! Einmal muß ich Dir das Alles sagen, und morgen finde ich, das weiß ich wohl, vor Glückes-Uberschwang kein noch so armes Wort, wenn ich Dich in den Armen halte. Dich und Gerhard, unseren Jungen! Unser süßes, unter Flehen erbetenes, nach langem Harren geschenktes, voll Wonne begrüßtes Kind! Unser Einziges, Dora!

Und so habe ich denn endlich nach langer Fahrt gestern das Vaterland erreicht, um dasselbe, so Gott will, niemals wieder zu verlassen, — es sei denn, daß ich dermaleinst voll väterlichen Stolzes meinen Sohn und Erben als Chef in das überseeische Geschäft einführe! Die Beamten dort sind treue Leute, die Zucker-Plantage ist verkauft, Kaffee- und Tabak-Pflanzungen verwalteten geschickte Hände, und so ruht mich bis zu jenem, in ferner Zukunft liegenden Zeitpunkt nichts und niemand nach Java zurück! O, des seligen Gedankens, nun wieder in der alten Heimat eine Heimat zu finden! Fünfzehn Jahre mit Ausnahme kurzer Urlaubsreisen ununterbrochen in der Fremde, — wer da weiß, was an Entbehrung, Heimweh und Sehnsucht solch ein Zeitraum in sich schließt, kann meinen Heimatsrausch verstehen!

Tasche zurück. Dann hob sie den Kopf und lauschte. Wie feil Gerhard schlief! Kein Laut ließ sich hören. Der Husten-anfall hatte sich nicht wiederholt. Gepriesene Arznei! Mochte der Liebster ruhig weiter schlummern, dem Wiedersehen entgegen. Sie würde ihr Wort schon halten, ihn rechtzeitig zu wecken. Noch aber war es dazu viel zu früh.

Ob Elsette den Tisch sorgfältig gedeckt, — ob Johanne den Braten schon in der Pfanne hatte? Und Günthers Stube, ob die Rosen-Quirlen nicht zu stark dufteten? Und ob alle Lampen in Bereitschaft waren? Tausenderlei, das noch zu ordnen und zu überwachen war, kam der jungen Frau plötzlich in die Gedanken. Sie sprang auf, — aber mitten in all' dem Eifer fiel ihr etwas anderes ein. Des Gatten „Vision“. „In weichem, weißem Kleide“ hatte diese ihm seine Frau vors Auge gezaubert. Dorothee entsann sich, daß Weib von jeder seine Lieblingsfarbe an ihr war. Wie hatte sie nicht eher daran denken können! Schnell entschloß sie sich, das Versäumniß gut zu machen. Sie klingelte der Dienerin und befohl ihr, vom Corridor aus auf Gerhard Acht zu geben, für den Fall, daß er erwache und rufen sollte. Dann stieg sie in das obere Geschoß, zündete im Toiletten-Zimmer die Lichter an und kleidete sich um.

Schier wunderbarlich war ihr zu Sinne, als sie das dunkle Herbitkleid mit dem weichfaltigen, schneeflockenweißen vertauschte. Hatte sie doch in den letzten zwei Jahren, fern vom dem Gatten, weltabgeschieden wie eine Nonne gelebt.

Niemanden gab's in dem kleinen Landstädtchen, das Günther damals seiner gesunden Lage wegen für sie und das Kind zum Aufenthalt wählte, mit dem sie freundschaftliche Beziehungen angebahnt hatte, als die Pastors-Familie und Gerds lieben „Onkel Doctor“, ihren Hausarzt, einen alten Jung-



Ein Intermezzo. Nach dem Gemälde von Leop. Schmußler. — Siehe Seite 10.
Photographie-Berlag von Franz Konstantin, München.

gefallen mit dem weichsten Herzen von der Welt. So geschah es mit betäubender schmerzlicher Gefühle, daß sie jetzt, als die Bürtelspanne geschlossen und die Brosche befestigt war, zu lechter Kritik vor den Spiegel trat. Es galt, sich zu vergewissern, ob sie dem Heimkehrenden äußerlich noch das zu bieten hatte, was sie vor zwei Jahren für ihn befehlen, und das wiederzufinden seine „Vision“ ihm hoffen gelehrt. Sie wußte, Günther war anfordernd in diesem Punkt. Sein durch tausendfach wechselnde Lebensindrücke geschulter Blick war schwer zu befriedigen. Der Stolz auf die Schönheit seines Weibes, der sie früher beglückt hatte, legte sich ihr jetzt in der Erinnerung gleich einem Alp auf die Brust. Wie, wenn sie nicht hielt, was seine „Vision“ ihm versprochen?

Sie mühte sich, ihr Bild mit streng unparteiischen Augen zu prüfen. Und noch unter dieser Prüfung stieg ihr ein zartes Erröthen bis in die Stirn. Ihre Lippen theilten sich. In ihre Augen trat heller Glanz. Uebermüthig nickte sie ihrem Spiegelbilde zu. Es war doch hübsch, — hübsch zu sein!

Dann löschte sie die Lichter. Und plötzlich, impulsiv, wie sie in ihren Handlungen war, glitt sie im dunkeln Zimmer auf die Kniee.

„Gott!“ sprach sie aus tiefstem Herzen heraus, „ich danke, danke Dir! Für das, was die nächste Stunde für mich in Bereitschaft hält, — für meinen Mann, — für mein Kind, — für meine Schönheit selbst und meine Liebe, — für alles sei bedankt! O, so nimm mich bei der Hand, mein Heiland, mich und ihn, und führe uns! Wie die Klette am Kleid laß uns an Dir bleiben! Nur fest! laß unsern Wahlspruch sein!“

Gleich darauf ging sie die Treppe hinab. Die Magd gab gute Kunde: im Kinderzimmer hatte sich nichts gerührt. Auch der Rundgang durch Küche, Eßsaal und Herrenstube fiel befriedigend aus. Im Bratosen bräunten sich die Rebhühner; auf der Tafel blinkten Silber und Krystall; an der Schreibtischwand in Günthers buon retiro rankten sich die Spätjohanniskraut-Blüten bewillkommend über Bilder und Seffel herab.

Nun aber kam das Schönste! Auf leisen Sohlen schlich Dorothee zum Bettchen des Kindes. Mit einem Kuß galt es, den Langschläfer zu wecken, auf daß auch er sich mit frischem Roth und Jäckchen zum Empfang empfange.

Mittlerweile war's schon längst nicht mehr der letzte, blaße Tagesstrahl, der sich dort längs der Wand über das Lager des Kleinen stahl. Der kalte Mond lugte durch die Scheiben, und in dem breiten Bunde, mit welchem er Gerhards Kopfhaare überspannte, schien das schlafende Gesichtchen seltsam starr.

Dorothee beugte sich. Ihr Athem bewegte die weichen Haare des Kindes, aber seine Lider blieben geschlossen. Gleich darauf fuhr die junge Frau mit leisem Schreckenslaut vom Kissen zurück, — ihr Kuß hatte auf marmorkalte Lippen getroffen.

„Gerd!“ rief sie dicht am Ohr des Liebblings.

„Gerd, wach' auf!“

Wunderlich fester Schlaf.

Blaue Schatten, unheimlich wechselnd, warf der Mond über das Gesicht. Sie verzerrten die Züge und machten aus dem Kinderantlitz eine blutleere Maske.

Dora tastete auf der beschatteten Decke nach den Händen des Knaben. Wieder der Entsetzensschrei; was sie faßte, war kalt, wie Stein.

Ihr Herz begann zu flattern. Mit zitternden Fingern machte sie Licht. Bei seinem leuchtenden Strahle mußte der Dämmerpuls in Nichts zerrinnen. Dicht, ganz dicht senkte sie die Flamme zu dem kleinen Schläfer hernieder.

„Gerhard, wach' auf!“

Eigenthümlich schrill klang ihr die eigene Stimme inmitten der beklemmenden Ruhe ringsum. Angstvoll gruben sich ihre Augen in das stille Gesicht. Ihre freie Hand glitt über die regungslose Brust, — über den verhärteten Körper, dessen Umrisse die seidene Decke in wunderbar starren Falten kundgab. Der Leuchter in ihrer Rechten flirrte dabei, und weißer als ihr Kleid, wurde das Antlitz.

„Gerhard!“

Jetzt schrie sie ihn fast, den geliebten Namen.

Stille, Schweigen.

Hastig stellte sie das flackernde Licht auf den Tisch. Noch einmal begann sie ihre Prüfung. Auf den Betttrand niederkauert, rüttelte sie ihr Kind mit wilder Festigkeit.

„Gerd, mein lieber Junge! Schnell, wach' auf!“

Zwischen ihren angstbebenenden Fingern rief sie die kalten Händchen. Angehaltenen Athems lauschte sie auf einen Hauch aus den leichenfarbenen Lippen, auf einen Schlag jenes für immer feiernden Herzens. Sie hüllte die atlasartigen Sohlen der kleinen Füße in Tücher. Ohne nur das Geringste wahrzunehmen, glitten sie über Wände und Möbel, — streiften den Bettisch mit seinen Arzneien, — bis sie, leeren Blickes zuerst, dann mit immer steigendem Entsetzen an der leuchtbenetzten Flasche hängen blieben. Sie stand gleich vornan. Ueber ihrem Stüßel balancirte der gebrauchte Köffel. An seinem Rande war noch ein letzter Tropfen des vermeintlich unschuldigen Quinquinas zurückgeblieben, mit welchem Dorothee vorhin ihrem Kinde zur Ruhe verholfen hatte. Auf der Etikette jener Medicin-Flasche aber, klar von der Flamme des Nachlichts beleuchtet, unter drei Kreuzen und dem Todtenkopf stand in feiner Schrift: „Morphium“.

Ein Schrei, von Verzweiflung geboren, schrillte durchs Haus. Den Mann, der just in diesem Augenblick besüßigsten Fußes, von Kofferträgern gefolgt, die Treppe emporsteilte, traf er mitten ins Herz. Das Blut gerann ihm unter jenen markerschütternden Tönen. Mit Bindeseile stürzte er vorwärts, — der schaurige Ruf wies ihm den Weg, — in der nächsten Secunde stand er im Zimmer.

Sein Fuß wurzelte am Boden.

Die Frau mit dem wirren Haar und den grauengeschüttelten Gliedern, die sich bei seinem Eintritt von dem Kinderbett erhob, — war das sein Weib?

Und das todesstarre kleine Geschöpf auf den zerwühlten Kissen, — war das sein Kind?

Siedend stieg ihm die Angst zum Herzen.

Seine geöffneten Arme sanken herab.

„Dora!“ stammelte er verständnißlos.

Sie schlug die Hände vors Gesicht.

„Rühr mich nicht an!“ stöhnte sie, vor ihm zurückweichend,

„ich bin eine Mörderin.“

Und, von der eigenen, fürchterlichen Anklage zermalmt, brach sie zusammen.

Fünf Minuten später jagte Lisette, die alte, treue Magd, zum Doctor. Seiner harrend sah Günther Vormann Hand in Hand mit seinem Sohn. Der jähe Umschwung betäubte ihn. Die Todeskälte, welche sich aus jenen starren Fingern auf ihn übertrug, froh ihm durch alle Glieder. Sein Herzschlag versagte. Innerlich und äußerlich starb er ab. Er ertrank in den Wassern der Trübsal.

Derweil lag Dorothee in ihrem Armsünderwinkel des Zimmers auf den Knien und zerrang sich die Arme.

„Großer und fürchterlicher Gott, Du kannst das nicht wollen, — mit all Deiner zürnenden Gerechtigkeit, Du kannst es nicht! Denn Du weißt, daß ich mein Leben für das Kind gegeben hätte, daß ich alles hingegeben hätte, meine Gesundheit, mein Glück, meine Ruhe, daß es mein Tag- und Nachtgebet war, Günther seinen Stolz und Erben zu behüten! Nicht wahr, Du willst mich nur prüfen? Gerhard lebt, Herr, lieber Herr, nicht wahr, er lebt?“

Es lag eine kalte Verzweiflung in ihrer Stimme, welche die Worte Lügen strafte. Günther gingen die Augen über; aber sie selbst blieb thränenlos. Raslos, mit derselben trodenen Inbrunst und heimlichen Gluth begann sie von neuem: „Sieh, Herr, Du zerstörst unser ganzes Leben. Kannst Du das wollen? Kannst Du wollen, daß ich, mit einem Nord auf der Seele, gebrandmarkt durch die Welt gehe? Ich beabsichtige ja nichts Böses; Du weißt es, Herr! Die Flasche mit dem Morphinum hatte ich fortgestellt, — wer weiß, wie sie wieder auf den Tisch gekommen sein mag?! Und daß ich mir nicht die Zeit ließ, Licht zu machen, als ich Gerd den Saft gab, lag doch nur daran, daß er schnell Ruhe finden sollte. Herr, Du weißt das alles, Du hast gesehen und gehört, was hier vorging, und daß ich ihm versprochen, ihn zu wecken, — kannst Du denn jetzt nicht ein Wunder thun, wie an dem Jüngling zu Rain? Soll ich denn niemals wieder meine Augen zu Deinem Himmel erheben? Soll ich Deines Sohnes Kreuz niemals wieder umklammern? Nie meinem Mann wieder ins Antlitz sehen? Soll ich keine Ruhe finden, nirgends, Herr, Herr?“

Günther legte die Hand über die Augen. Das arme Weib! Wenn er es nur über sich gewinnen könnte, sie aufzurichten und an sein Herz zu nehmen! Aber die kleinen Finger der Leiche hielten ihn wie mit Stricken fest, — er vermochte es nicht. Zwischen ihm und Dorothee stand das todt' Kind.

(Fortsetzung folgt.)

Rachdruck verboten.

Frauen- und Kinderpflege.

Von Dr. J. Atros.



in sonderbares Bild an den Anschlagssäulen Berlins fesselt unsere Aufmerksamkeit. Ein weiblicher Genius mit breiten Wödenfittichen reicht die Milchflasche einem drallen Baby, das nach seiner Muskulatur ruhig der junge Hercules sein könnte, nachdem er die Drachen erzwürgt hat — oder auch einer der prachtvollen Neclame-Säuglinge, mit deren Portrait ein bekannter Fabrikant von Kindermehl die Mütter lockt. Auf einem Spruchbände, das die Weltalt umschlingt, liest man das tiefe Wort:

„Leben heißt nicht lebendig sein, sondern gesund sein.“

Unter dem Hauptbilde erblickt du das rührende Symbol der Mutterliebe: den weiblichen Pelikan, der sich die Brust aufgerissen hat, um seine hungernden Nestlinge zu füttern. Das ganze ladet zum Besuch der „historischen Ausstellung für Frauen- und Kinderpflege.“

Um zwei Preise kämpft die Kreatur seit Urbeginn auf zwei Schlachtfeldern, um die Erhaltung und um die Fortpflanzung des Lebens. Die Menschen-Kreatur hat sich die Aufgabe gestellt. Für die Erhaltung des Daseins streitet der Mann in seinem Berufe und auf der blutigen Walfahrt, ein harter Kampf, der leider im Friedensdienste unendlich mehr Opfer beizt, als im Kriegsdienste, aber doch oft ein Kampf, der Ehre bringt und Lorbeer.

Wenig Ehre und wenig Lorbeer aber bringt sein Theil am Lebenskampfe dem Weibe. Und doch ist er nicht weniger schwer, nicht weniger opferreich, nicht weniger gefährlich als der des Mannes.

Was auf den stillen Schlachtfeldern im Innern des Hauses gelitten und gestritten wird, sieht und verblutet, um das zarte junge Leben nach dem harten Worte der Schrift in dieses Dasein einzuführen und zur arbeitsfähigen, gesunden Reife des Geistes und des Körpers heranzubilden, davon meldet „kein Sang, kein Heldenbuch.“ Und doch ruht der beste Theil unserer Hoffnung und unserer Zukunft auf der Mutter und ihrer entgegungsvollen Bildnerarbeit, ihrer pelikanischen Opferfreude, wenn auch nur selten hinter den edelsten Namen der Geschichte schattenhaft das Bild der Mutter auftaucht, die sie zum Licht gebar und zur Größe führte, der Grachen Mutter und Frau Rath Goethe.

Nun hat unsere in vielem so große Zeit die traurige Erscheinung gezeigt, daß den Kriegerinnen des häuslichen Kampfes gegen die feindlichen Kräfte der Zerstörung zu den natürlichen Lasten und Leiden auch noch solche auferlegt werden müssen, die eigentlich des Mannes Theil wären. Unerbittlich reißt der sociale „Kampf ums Dasein“ die Schutzwehren nieder, welche die Natur selbst um die Pflichten des Weibes aufgerichtet hat, und reißt sie hinein in die Werkstätte, die Fabrik, den Verkaufsladen. Darunter leiden Kind und Mutter gleichmäßig. Die Mutter hat keine Zeit, um die Wunden auszubehlen, welche ihr der Kampftag schlug; das Kind sieht sich abgesperrt von seinem natürlichen Nahrungsquell, sieht sich später, wenn es in das Alter der eigentlichen Erziehung gelangt ist, der natürlichen Leiterin und Pflegerin aller guten Triebe beraubt. Hier blutet unsere stolze Kultur aus einer tiefen Wunde; viel Balsam ist nöthig, um sie zu schließen, mehr wahrscheinlich, als das Mittel schaffen kann; aber dennoch gehören alle freien Kräfte an das große Werk. Auch die Ausstellung, von der wir lesen, ist

ein Theil des großen Hilfswerkes. Ihre Erträge gehören dem Wöchnerinnenheim Berlin, welches dazu bestimmt ist, den ärmsten der häuslichen Amazonen die Pflege und Ruhe eines geordneten Heims zu gewähren, bis sie genügend gekräftigt sind, um den doppelten Lebenskampf wieder aufzunehmen.

In ein Schaustück und eine Lehrsammlung zerfällt die Ausstellung, zu der Graf Stolberg sein prächtiges Palais in der Wilhelmstraße hergeliehen hat, das Schaustück für die Neugierigen, die zahlen, die Sammlung für die Ernsten, die studieren wollen.

Die historische Abtheilung läßt nachdenkliche Tiefblicke in die Kulturgeschichte thun. Wie wunderbar berührt es uns, wenn wir das Modell des jungen Rothhaut-Baby sehen, dem die Mutter ein Brett auf den Kopf geschnürt hat, um dem Gedankenstöße die beliebte Spigbogenform zu geben! Unser Gefühl empört sich dagegen; wir betrachten es als eine zwecklose Grausamkeit; und doch, wie wenige von uns ersparen ihren kleinen Töchtern den Schmerz der Durchbohrung der Ohr-Läppchen, um für die Ringe Platz zu schaffen, die sie dereinst schmücken sollen, wenn der beseligte Bräutigam die größten Boutons für das kleinste Ohr darbietet. Wir thun nichts anderes, als was die Flathead-Mutter thut, aus denselben Gründen; auch uns leiten verschollene Kult-Vorstellungen und ein volkstümliches Schönheits-Ideal.

Ein schneller Blick in die vergleichende Völker-Psychologie! Hart und stark wollte der Spartaner sein Kind; die Mutter trug es nackt und frei auf dem Arme und bräunte und stählte es in Luft und Sonne wie ein junges Tierlein. Freilich gehört dazu der lachende Himmel und die Wärme der Morca, der Estimo muß wohl sein Neugeborenes in Pelze wickeln, wie Figura zeigt.

Frei und geschmeidig wollte der Athener seinen Sohn; und dies jonische Schönheits-Ideal prägt sich aus in dem Bildniß des jungen Bacchus, der strampelnd, nur mit einem leichten Tuch um die Lenden, in seinem Bettchen liegt. Aber freilich und correct, gemessen und gehalten wollte der Römer den Bürger der Zukunft, und er wickelte seine jungen Glieder vom Haupt bis zu den Füßen in feste Binden, in den ersten Monaten sogar auch die Arme. Es entsteht die Frage: war der Athener ein Künstler und Gymnast, weil man ihm als Säugling die volle Bewegungsfreiheit ließ, in jener bedeutsamsten Zeit, wo sich alle Eindrücke unverwundbar tief auf die reine Tafel des Geistes- und Gemüthslebens eintragen — oder ließ ihm der Vater die Freiheit, weil er selbst ein Freier war? War der Römer so hart und correct, weil seine ersten Lebensindrücke die der Starbeit und Gebundenheit waren, oder war es Ausdruck seiner Art, daß er den Neugeborenen in seinen „spanischen Stiefel“ schnürte? Wahrscheinlich ist beides Ursache und zugleich Wirkung gewesen mit dem Ergebnis, daß eins das andere immer verstärkte, bis aus den Angehörigen des einen Stammes der Graeco-Italiker, der vom Ural her bis ins Alpenland vorgezogen war, zuletzt jene so scharf unterschiedenen Typen wurden, der leicht bewegliche, freibewegliche Künstler-Athener dort, der schwerfällige, autoritäre Jurist-Römer hier.

Vielleicht findet es jemand lächerlich, solche weitgehenden Folgerungen aus der Methode zu ziehen, wie man — eine Säugling wickelt. Aber es ist nicht lächerlich. Wer je ein Neugeborenes hat Mensch, Geisteswesen werden sehen, wer je den Raum geistiger Entwicklung ermeßten hat, welche das Neunmonatskind vom Neugeborenen scheidet, die Unsummen von Erfahrungen, Vernünftungen, Gedanken, welche diese winzige Zeitspanne umschließt, der zweifelt nicht daran, daß gerade diese Zeit von einer unschätzbaren Bedeutung für die Bildung des Geistes und Gemüths sein muß. Das Kind wächst in dieser Zeit nicht nur körperlich an Maß und Masse an gewaltigsten, sondern geistig noch viel mehr. Ein Eindruck von der Dauer und Energie, wie die schnürende Wickelung, muß auf die ganze Charakter-Entwicklung einen tiefen Einfluß haben.

Unsere persönliche Meinung ist, daß auch bei uns in Deutschland in dieser Beziehung des Guten noch viel zu viel oethan wird, und zwar nicht nur aus Gedankenlosigkeit nach dem Geheiß der historischen Trägheit, weil man alles so macht, wie es Großmutter gemacht hat, sondern namentlich aus bewußter Bequemlichkeit. Der Versuch, die englische Methode bei uns einzuführen, d. h. die Kinder ohne Stechfäden und Wickel-Bandage sofort nach der Geburt im Trageliedchen zu halten, scheitert meist daran, daß das Stechfäden für die Mutter oder Amme so viel handlicher ist und viel weniger Wäsche kostet. Wir können aber nicht wissen, ob die beneidenswerthe Kraft, Geschmeidigkeit und Ausdauer der britischen upper ten nicht ebenso sehr ihrem Trageliedchen zu danken sind, wie ihrem nationalen Sport. Hier wäre eine Stelle, wo sich wenigstens die Mütter der oberen Klassen als „Pelikan“ erweisen könnten. Für die Armen wird ja die „graue Nothwendigkeit“ noch lange die Haltung der Kinder bestimmen, und nicht die hygienische und psychologische Erwägung.

Sonderbar ist das Menschengeschlecht! Da geht eine schöne Dame vor uns. Sie hat sich schauernd von dem kleinen zukünftigen Hüpfkling gewandt, dem seine Mutter aus reiner Mutterliebe jenen ideal schönen Spigschädel anzuquetschen bemüht ist, der dereinst, wie ihr Mutterstolz sie verichert, ihrem schönen Jungen alle Herzen der jungfräulichen Squaws würdigen lassen. Unsere Dame hat kein Verständniß für diese Modethorheit. Jetzt sieht sie mit lachendem Entsetzen vor dem Modell des Fühdens einer chinesischen Collegin im Sport des Herzenbrechens. Es sieht für unser Schönheits-Ideal schauerhaft aus, dieser winzige, hübschliche Klop, unter den die geschwollene große Zehe gepreßt ist. Auch diese Modethorheit kann die Schöne nicht verstehen! Aber — sie trägt ein Corset; und wenn sie auch dem Arzt versichern wird, sie schnüre sich nicht in geringsten, so erkennt doch sein geübter Blick aus dem Vergleich zwischen der Breite der Schultern und Hüften und der eleganten Taille, daß der Schnürleib sehr fest sitzen muß, wenn sie es auch so wenig mehr empfindet, wie die schlitzgäugige Mongolendame ihr Fuß-Corset. „Jedem Narren fällt seine Klappe, meine Gnädigste! Aber gestatten Sie dem berufsmäßig ungalanten Mediciner die Bemerkung, daß Sie viel nährlicher sind, als die Concurrentin am stillen Ocean. Denn der Fuß ist kein edler Theil; und wenn die Schöne aus der Wandspuren-Aristokratie im Interesse ihrer Unwiderstehlichkeit das Gehen einschränkt, so ist das lange nicht so schlimm, als wenn Sie Ihre Leber zermalmt und die Niere aus ihrer natürlichen Stellung drängen. Sie werden nachher im oberen Stockwerk die Ausstellung des „Vereins für Verbesserung der

Frauentleidung" jehen. Kimpfen Sie gefälligst nicht Ihre Nase; Ihr „shocking“ ist übel angebracht. Die Tracht ist nicht nur hygienisch, sondern auch praktisch und für jedes Auge schön, das den normalen Körper herrlicher findet, als die beliebte Nachahmung der Wespe. Lieber noch Hutführer, als Wespe, meine Gnädigste!

Hinrück von der Unnatur zur Natur! Ueber jeder Mode-theorie steht ewig wie das Sternenzelt die Liebe der Mutter zu ihrem Kinde. Hier wird der Schmutz, der der Selbstsucht so oft Selbstzweck und damit Zerrbild wird, zum zartesten Liebeszeichen. Es ist vielleicht zu gut des Guten, wenn reiche Mütter ihren Lieblingen einen solchen „Trousseau“ an die Wiege legen, wie ihn Goshenhofer und Noefide ausstellen, einen funkelnden Schatz von „schneeiger Wolle und schimmerndem Lein“, einen Schatz, der die Aussteuer von zwanzig Bräuten aufwiegt. Aber es ist rührend, an den beiden Zelten für den jungen Delawaren-Hauptling zu erkennen, daß immer die Liebe die Erzieherin zur Kunst gewesen ist. Das Winterzelt mit seinem Pelz-Teppich, das lustige und lustige Sommerzelt sind wahre Prachtschätze des häuslichen Kunstfleißes. Der Blüthenstaub, der das Sommerzelt verschwenderisch umgiebt, ist weniger theuer als kostbarer, als die Wolken von echten Blonden an den Steckhiffen des europäischen Millionär-Kindes.

Der Säugling wird zum Kinde. Im Spiele bereitet es sich auf seine Arbeit vor. Und Spielzeug ist sein Werkzeug. Darin sind alle Rassen und Klassen gleich. Und so führt uns der Gang durch die Säle durch das Spielparadies der Kinder von jener dunklen Zeit an, da im Schwemmland des Nil der Mensch zuerst die Natur bezwang, bis auf unsere Tage. Von den ungefügigen Spielpuppen der, — Zunge zerbrich nicht, — amerikanischen Kwiggpagmint, der Tlatlatskoala, Heskwiacht, Holzmodellen mit Köpfen aus Walroßzahn, Beinen aus gedrehten Lumpen, bekleidet mit Fellstücken, führt eine lange Kette immer naturähnlicher Gebilde über Afrika, Indien, Sibirien, Persien bis in den Saal, wo wohlthätige Damen für gute Zwecke die Wunderwerke der „Kleinkunst“ verhandeln, welche wir unserem ästhetisch verwöhnten Nachwuchs in die alles vernichtenden Händchen geben, übrigens, ohne daß sie viel Verständnis für die gesteigerte Eleganz besitzen. Die stridgeschlachte Puppe wird dem kleinen Sowahiti-Mädel gerade so viel Freude machen; ja vielleicht würde sie unfer Eudien oder Märchen selbst dem lebensgroßen Puppenfräulein vorziehen, das da oben, bestückt mit einer erschreckend hohen Preismarke, von dem Regal herabstarrt. Für Eudien und Märchen ist natürlich auch die Ausstellung des „Museum für deutsche Volkstrachten“ ebenfalls eine „Puppen-Ausstellung“, wie ihr heller Jubel zeigt.

Vom Spiel zur Arbeit führt ein sanfter Uebergang. Ganz allmählich wird aus dem Spielzeug das wirkliche Werkzeug. Der Kinder- und Menschenfreund kann in der Rotunde die Reime der hoffnungsvollen Erziehungsmethode beobachten, welche berufen ist, in Zukunft allgemein den ausschließlichen, formalen Geistesdrill unserer, „Schulen“ genannten, Quäntalitäten zu ersetzen. Hier zeigen der Fröbel-Berein, der Pestalozzi-Fröbel-Berein und der Berliner Hauptverein für Knaben-Handarbeit in den Resultaten die Methodik ihrer Erziehung. Sie sind keine Concurrenten, sondern lösen sich ab; jene beiden guten Kameraden sind die Kindergärten, der letzte bildet schon eine eigentliche Schule. In beiden ist noch Spiel und Arbeit gemischt, doch überwiegt dort noch das Spiel, hier schon die Arbeit. Aber ihr Ziel ist das gleiche: die lebendige Anschauung an Stelle des toten Gedächtnisses für abstrakte Dinge zu setzen, die Kraft und Geschicklichkeit des Körpers zu entwickeln, nicht auf Kosten, aber neben und damit zum Segen der geistigen Ausbildung. Noch sind wir weit vom Ziele: aber der größte Wald ist aus einem kleinen Samenknorn gewachsen, — und hier blüht schon ein starkes Bäumchen. Hoffentlich erwacht es bald zu einem schattigen Lustgarten für unsere geplagten Lieblinge, eine Oase in der dünnen Sandwüste des gewöhnlichen Schulmariums.

Da hängen die Tabellen Dr. Schmidt-Wonnards über die Kränklichkeit der Schulkinder. Sie geben eine furchtbare Bestätigung des harten Urtheils über unsere Schulmethode. Die wenigsten Menschen verstehen „Kurven zu lesen“. Es sind für sie Hieroglyphen, an denen sie theilnahmslos vorübergehen. Aber der Kundige schaudert, wenn er sie entziffert. Die Kränklichkeit bei Mittelschulkindern steigt von drei Prozent bei Knaben im siebenten Lebensjahre auf über dreißig Prozent im elften bis zwölften und sinkt dann auf unter zwanzig Prozent; bei Mädchen beginnt sie mit zwanzig Prozent Kränklichkeit, steigt bis gegen fünfzig Prozent und fällt dann auf fünf und zwanzig Prozent. Bei „freiwilliger Mehrarbeit“, d. h. häuslichem Extra-Unterricht, steigt die Ziffer bis über achtzig Prozent; fast ebenso verheerend wirkt der Nachmittags-Unterricht.

Die äußerlich lehrreiche Darstellung enthält aber neben der Krankheit auch das Heilmittel. Gesunde Bewegung, nicht nur in Sport und Spiel, Lawn-Tennis, Radfahren, Schwimmen, sondern auch bei Mädchen in der häuslichen Wirtschaft, drückt die Krankheitsziffer mächtig herab, ein Fingerzeig für die Richtung, welche unsere versteinerte und verropfte Pädagogik zu gehen haben wird, um die Schule der Zukunft zu errichten, in welche die Kinder nicht widerwillig, sondern freudig gehen werden, aus der sie nicht kränker, sondern gejunger hervorgehen werden. Ueber jeder Schule sollte der alte Weisheitspruch stehen: Mens sana in corpore sano! Und jeder Lehrer sollte gehalten sein, den Satz täglich drei Mal herzubeten, mit dem Schmidt-Wonnard sein Büchlein schließt:

„Man glaube aber nicht, daß man durch vieles Lehren gelehrte und tüchtige Menschen erziehen könne. Damit erzielt man nur Nervöse und Vielwisser. Verständnis und gute Leistung kann man im allgemeinen nur von einem nicht überlasteten Gehirn erwarten. Der Beweis dafür, daß es die Menge des Unterrichts nicht thut, ist in Schweden erbracht worden, wo man Klassen mit zwanzig und solche mit dreißig Stunden eingerichtet und bei ersteren bessere Erfolge als bei letzteren erzielt hat.“

Wir haben kürzlich unseren Lesern vom Schulranzen und der Büchermappe gesprochen. Unser ganzes Schulwesen ist gleich der Mappe. Sie verkrümmt und verflecht das Kind durch einseitige Belastung des Geisteslebens. Sie muß zum Schulranzen werden, welcher die Erziehungslast auf Geist und Körper gleich vertheilt und dadurch gesunde Vollmenschen heranzieht, statt geistesgebrühter Krüppel.

Da stehen Turnapparate, Spiele in Licht und Luft zu spielen, eine Auswahl, wie wir sie noch nicht kannten, als wir jung waren: Bocca, Lawn-Tennis, Croquet, Golf, Treibball und andere. Sie sind so nöthig wie Bücher und Hefte für die

Erziehung, die doch noch etwas mehr ist, als bloß Schulbelehrung. So lange die Schule dem Kinde nicht giebt, was des Kindes ist, müssen es die Eltern thun. Die gefährdeten Censuren werden dadurch nur besser.

Luft, Licht und — Wasser! Ins kalte Schwimmbad mit den Kindern; es wird ihnen bald die liebste Labe im heißen Sommer, nach der Hitze und dem Staub der Schulzimmer. Und reichlich Wannenbäder im Winter! Auch die Haut will athmen. Die prächtigen Bade-Einrichtungen, die ausgestellt sind, gehören in der That zur „Kinderpflege“. Es läßt einen tiefen Blick in eine gute Kinderinube thun, wenn der Dichter des „Wilden Jäger“, Julius Wolff, eine uralte kupferne Kinderbadewanne ausstellen kann, auf deren Rückseite die Namen all der kleinen Weltbürger eingravirt sind, die darin gezappelt haben, seit mehr als hundert Jahren.

Eine schwere Wahl hat der Vater, der es sich gönnen kann, seinen Kindern im Kampfe mit dem Drachen Wissenschaft die besten Waffen zu geben. Eine gute Lampe mit dem ausgezeichneten Schirm von Rodenstock gegen die Wärmestrahlung zu versehen ist nicht schwer; aber welches der verschiedenen Arbeitspulte mit verschiebbarem Sitz und verschiebbarer Platte ist denn das einzig „hygienische“? Nun, sie sind alle besser als die alten Marderbreiter, zwischen denen wir uns im Gymnasium den Brustkasten eindrücken und „brillentreif“ wurden. „Greif nur hinein ins volle Menschenleben!“

Und wenn Dir die Goldsüchse nicht zu schwer aus dem Beutel gleiten, dann denke daran, wie viele Kinder und Mütter mit dem Biennig larmen müssen und von der hygienischen Erkenntniß unserer Zeit kaum Vortheil hätten, wenn nicht mitleidige Seelen und offene Börsen mit ihrem Zauberstabe das verschlossene Thor der Gesundheit öffneten. Steh lange vor den Ausstellungen der „Ferientolonien“, der „Kinderheilstätten an den deutschen Seelästen“, der „Heime, Gorte, Krippen, Bewahranstalten und Volkskindergärten“, des Wöchnerinnenheims selbst, dessen „Benefiz“ ja hier gegeben wird, — und zeichne Dich mit einem tüchtigen Beitrag in alle die Listen ein. Groß ist die Noth und überall klaffen die Lücken, mangeln die Mittel; man soll nicht nur das überflüssige beschenken, sondern auch das entbehrliche. —

Nachdruck verboten.

Die Sektpanzher.

Eine lustige Lieutenants-Geschichte von Alwin Kömer.

(Schluß.)



... wurden im Nebenzimmer ein paar Sektflaschen geöffnet. Der frische Knall zauberte auf manchem Antlitz ein glückliches Lächeln hervor. Nur Himstedt bekam einen Knack, als ob er plötzlich Zahnschmerzen spürte, und sah schon nach dem noch eben durch die Portiere sichtbaren Büffet hinüber. Gott sei Dank, das war kein Pommery! Seine Falkenaugen hatten es an der Flaschen-Ausstattung erkannt. „Natales Geräch!“ murmelte er, halb als Entschuldigung über sein Zusammensucken.

„Unter den obwaltenden Umständen!“ lächelte Betty. „Sonst macht es Sie sicher nicht nervös!“

Auch Sandel hatte einen langen Hals gemacht, als ihm der bekannte Klang ans Ohr gedrungen war. Herrgott, wenn jetzt die Katastrophe käme! Die brauten da draußen womöglich eine Bawle für vierzig Personen, die nachher keine Menschenseele genießen konnte!

„Würden Sie ein Glas Sekt vorziehen, Herr Lieutenant?“ fragte schüchtern Lucie von Giese, die ihn beobachtete.

„Nein, nein, ich danke, gnädiges Fräulein. Ich schrak bloß über den Knall so zusammen!“

„Und wenn im Kriege die Kugeln pfeifen?“ fragte sie schelmisch.

„Das ist eine wonnige Musik gegen dieses plumpsige Geräch!“ behauptete er.

„Sie sind ein Spatzvogel, Herr von Sandel!“ sicherte sie. „Ach Gott, wenn Sie wüßten!“ stammelte er. Und dann fing auch er an, zu beichten.

„Aber das ist ja entsetzlich!“ wisperte sie, als sie Bescheid wußte. „Das muß sofort Mama . . .“

„Nein, nein . . .“ wehrte er. „Gnädige Frau darf doch nicht wissen, daß wir wissen, was eigentlich nur Radisberg weiß, nicht? Können wir nicht anders . . .?“

„Um, ich soll nachher Obacht auf die Burtschen geben. Sie wissen doch, was die sonst beiseite schaffen,“ flüsterte sie erröthend. „Wenn Sie dann nicht ins Rauchzimmer gehen, sondern unauffällig ins Nebenzimmer kommen wollen, können wir ja nachsehen, was dort vielleicht von Ihrem falschen Pommery zu finden ist!“

„Tausend Dank!“ hauchte der Verführer der blonden, kleinen Lucie in das zum Küssen zierliche Ohr und dachte dabei: Was hat sie doch für einen guten Charakter! Wenn mich dieser Himstedt nicht so auslachen würde, wahrhaftig, ich wüßte, was ich thäte!

Endlich, endlich, nach all' der Qual der Wänge und Toaste war die Tafel vorüber, und die Herren begaben sich in das Rauchzimmer, während die Damen der Hausfrau folgten.

„Gott sei Dank!“ stöhnte Klaus von Himstedt. „Länger hätte ich's, glaub' ich, nicht mehr ausgehalten!“

„Wie schmeichelhaft für mich!“ erklärte seine hübsche Tischdame.

„Ach, Sie wissen ja, wie es gemeint ist, gnädiges Fräulein!“ entschuldigte er sich, den Schurzbart doch ein wenig verlegen zwickelnd. „Wenn der Pommery nicht wäre, hätte ich mit Ihnen bis ans Ende aller Dinge sitzen können!“

„Na, na!“ drohte sie ihm neckisch, während sie ein leises Herzweh beschlich. Das sagte er doch bloß, um sie in ihrem Entschluß, sich von Papa den Schlüssel zu holen, nicht warten zu lassen.

Sandel hatte sich vorichtig durch die Portiere ins Nebenzimmer dirigirt, wo das Büffet stand, und da das Haus tiefe Fensterinsichten hatte, war es ihm nicht schwer geworden, sich von einem alten Eichenstuhl halb gedeckt, hier unbemerkt postieren zu können. Als Lucie nach einer Weile erschien, hatte er schon alle leeren Sektflaschen einer Beschichtigung unterzogen und dabei Himstedt's beruhigende Mittheilung bestätigt gefunden: Pommery war bis jetzt nicht dabei gewesen! Wenn

Himstedt nun bloß Glück hatte und das schlimme Gebräu herausfand!

Der Rittmeister stand schon eine geraume Weile mit klopfendem Herzen an der Hintertreppe, die zur zweiten Thür des Arbeitszimmers hinaufführte. Wenn Fräulein Betty nun den Schlüssel nicht erlangte? Vielleicht hatte ihn der Oberst gar nicht in der Tasche? Einbrechen konnten sie doch nicht! Dann ging diese Pein weiter, den ganzen Abend fort, bis schließlich das Unglück geschah und die Nachforschungen ergaben, wer der gnädigen Frau diese Blamage zum Schluß eingebrockt hatte! Er sah schon die vernichtenden Blicke von Excellenz Zillmann in ihrer ganzen Schärfe auf sich gerichtet! Er hörte schon die schneidenden Bemerkungen, die ihm das Blut ins Gesicht treiben mußten! Dann ade, Soldatenleben, und guten Tag, Ihr Krautjunker daheim! Es kommt einer, der nun auch seinen Kohl bauen wird und seine Kartoffeln! O, es war eine herrliche Perspektive!

Da nahen leichte Schritte. „Ach habe ihn!“ flüsterte Betty's weiche Stimme, und ihre Augen leuchteten fröhlich über das Gesingen.

Wie ein Engel! mußte er denken. Wenn diese albernen Grundzüge bloß nicht wären, mit denen man so renommirt hat! Leise huschten sie jetzt die Treppe hinauf, die nur spärlich beleuchtet war.

„Wir nehmen die Flurlampe mit!“ sagte Betty. „Sie wird doch genügen?“

„Vollständig!“ erklärte er. Zitternd schloß Betty auf. Es war doch eine sonderbare Situation, in die sie sich da hatte locken lassen. Wenn sie jetzt jemand überraschte?

Klaus von Himstedt war wie ein Pfeil auf die Batterie von goldköpfig blinkenden Flaschen losgeschossen und bat nun Betty, ihm doch mit der Lampe etwas näher zu kommen. So standen sie alsbald beide gebückt vor dem ansehnlichen Borrath, ziemlich nahe bei einander; der Rittmeister eine Flasche nach der anderen mustern und wieder zurückstellend; Betty, ein wenig hochgeschürzt, ihm die Lampe haltend! Jetzt kamen sie endlich an den Pommery!

Jede Flasche prüfte Klaus Himstedt, ohne freilich in der Aufregung und bei dem schlechten Licht zu einem endgültigen Urtheil zu kommen. Bald glaubte er hier, bald da eine der falschen entdeckt zu haben! Weiß Gott, es war zum Verzweifeln!

„Eilen Sie, eilen Sie, Herr Rittmeister!“ bat Betty, deren süßer Athem an seiner Seite seine Verwirrung nicht gerade zu mindern vermochte!

Plötzlich wurde jenes Rauseln hörbar, das ein Schlüssel verursacht, den man ins Schloß steckt! Wahrhaftig, da kam jemand . . .

„Mama!“ hauchte entsetzt Betty.

„Bombenelement!“ fluchte der Rittmeister leise, und wie von einem rettenden Gedanken getrieben pustete er die Lampe in Betty's Händen aus.

„Aber, Herr Rittmeister!“ flüsterte sie entrüstet. Dann ging die Thür in ihren Angeln und, mit einer Tischlampe in der Hand, erschien Betty's Mama auf der Schwelle.

Es war zu spät, um noch hinter den Ofen zu kriechen. Nicht einmal hinter den hochlehniqen Armstuhl war Klaus Himstedt mehr gelangt. Auf dem Wege dahin stand er, starr wie Lot's Weib, als sie die Schrecken Sodoms gesehen hatte, in jeder Hand eine Flasche Pommery und Oreno, extra dry. Frau von Giese leuchtete ihm ins Gesicht und fing an zu lachen. Dann aber sah sie, durch einen Scuzzer aufmerksam gemacht, ihr Töchterlein vor den Sektflaschen hocken, und das Lachen verging ihr.

Auf dem Vorsaal wurden die Schritte des Burtschen vernehmbar, den sie sich beordert hatte. Sie eilte zur Thür zurück und schickte ihn mit einem anderen Auftrag hinweg; dann zog sie den Schlüssel aus dem Schloß und drehte dasselbe von innen zu.

Klaus von Himstedt hatte schnell überlegt, was ihn hier noch retten konnte.

„Gnädige Frau,“ stotterte er verlegen, „ich habe die Ehre, Sie um die Hand Ihrer Fräulein Tochter zu bitten!“

Dabei war es ihm leider noch immer nicht eingefallen, die Champagner-Flaschen zur Erde zu stellen, und so übte denn der Antrag in dieser Umgebung und Beleuchtung eine nicht zu unterschätzende Wirkung aus, indem er den eifigen Ernst, in den sich der Regiments-Drache plötzlich gehüllt hatte, zum Schmelzen brachte. Dieser Werber sah doch gar zu komisch aus. „Ist das vielleicht der Verlobungssekt, Herr Rittmeister?“ fragte sie ironisch.

Jetzt erst bemerkte er, in welcher Figur er seine Worte gesprochen, und setzte geknickt die beiden Flaschen vor sich auf den Boden nieder.

„Betty, willst Du mir eine Erklärung geben, was Deine Anwesenheit hier bedeutet?“ fragte Frau von Giese streng.

Das Töchterlein warf einen fragenden Blick zu Himstedt hinüber.

„Ich will Ihnen die Geschichte beichten, gnädige Frau!“ ermannete sich der Rittmeister und erzählte nun der Wahrheit gemäß.

„Beter Paul ist ein Eulenspiegel!“ sagte lachend die Commandeuse. „Wir werden ihm das anstreichen, und so anschwärzen! Beruhigen Sie sich, Herr Rittmeister, was Sie hier sehen, ist alles echt! Wir haben Herrn von Radisberg nicht in Anspruch genommen!“

„Ach, wie mir wohl wird, gnädige Frau!“ stöhnte der Taugenichts und hauchte nach der Hand der Gestrangen, um ihr einen ehrlichen Beweis seiner Dankbarkeit darauf zu drücken. „Wenn Sie mir nun noch die Versicherung geben, daß in Ihrem Herzen kein Groll mehr . . .“

„Ich kann mir keinen lieberer Schwiegerohn wünschen, Herr Rittmeister!“ unterbrach ihn die Hausfrau.

„Dank, tausend Dank!“ stammelte er. Herrgott, wie schnell man sich doch verloben kann! Das hätte er nie für möglich gehalten! Mitten aus diesem etwas mephistophelischen Reflexionen riß ihn nun aber die Stimme Betty's, die ein verhaltenes Schluchzen verrieth.

„Herr von Himstedt hat das vorhin nur in der Verlegenheit gesagt, Mama! Er denkt gar nicht daran . . .“

„Aber, gnädiges Fräulein!“ sagte der Rittmeister verdutzt. Es gab ihm ordentlich einen Stich, daß die Sache nun doch nicht endgültig mit ihrer Vereinigung schließen sollte.

„. . . sich mit mir verloben zu wollen“, fuhr sie fort, „so wenig wie ich! Wenn Du ihn beim Wort halten würdest, möchte er womöglich glauben, ich hätte mich mit Dir ins Einnehmen gefügt, um ihn . . .“

Ihre Stimme erklang in einem Thränenstrom.
 „Ja, Betty,“ sagte befüßt die Commandeuse, „wie kann ich denn denken, daß Du so...“
 „Es stimmt auch nicht, gnädige Frau!“ erklärte Klaus, dem es angesichts dieser Mädchenhaftigkeit ehrlich warm ums Herz geworden war. „Fräulein Betty weiß ganz genau, wie gern ich sie gehabt habe, alle die Zeit her schon! Und wenn ich auch, offen gesagt, überhaupt nicht heirathen wollte, — aus Egoismus nämlich! Bis dahin hab' ich's immer Grundsätze genannt! — so ist das jetzt gründlich vorüber. Jetzt heirathe ich mit Wonne, wenn sie mich nur mag! Also, Fräulein Betty, haben Sie jetzt Courage? Sonst puß' ich diese Lampe auch noch aus!“
 „Ach Gott, Herr von Himstedt, die andere war ja von selbst ausgegangen!“ sagte sie erröthend mit einem ersten, leisen Lächeln auf den Lippen.

Da hielt er ihr die Hand hin, und nun lag sie auch schon in seinen Armen.
 Herr von Sandel stand noch immer in seiner Fensternische und wartete auf die Sektladung, die für die Pommern-Bowle kommen mußte. Da stand plötzlich Lucie neben ihm mit einem merkwürdig fröhlichen Gesicht. Sie war auf ein paar Minuten hinausgeschüchelt, um Zucker aus der Küche zu holen.

„Kommen Sie schnell, Herr von Sandel,“ flüsterte sie. „Es ist alles nicht wahr! Vetter Paul hat gesunkert, um Sie für den schlechten Witz zu strafen! Herr von Himstedt hat es eben von Mama erfahren! Man wollte Sie übrigens noch zappeln lassen. Sie dürften sich ruhig noch ein bißchen ängstigen, sagte der Herr Rittmeister. Aber ich will das nicht leiden! Wo bliebe denn Ihr Vergnügen? Und nun geben Sie, Sie, bei solchem Freunde zu bedanken, und gratuliren Sie ihm auch gleich dabei: er hat sich nämlich mit Betty verlobt!“

„Was? ... Himstedt? ... Mit seinen Grundsätzen? ... Und seiner Drachensucht?“ stotterte er.
 „Drachensucht? Meinen Sie, daß Betty ihm je ein Drache werden könnte?“ sagte sie entsetzt.

„Du arme Unschuld!“ dachte Sandel und freute sich ihrer ehrlichen Empörung im Interesse der Schwester.

„Nein, nein, Fräulein Lucie, sicherlich nicht. Eben so wenig wie Sie! Das war ja auch nur so eine seiner dummen Redensarten!“ sagte er dann laut, und ein wenig zaghaft kam es hinterher: „Wissen Sie, daß ich ihn beneide?“

„Wahrhaftig? So lieben Sie Betty auch?“ fragte sie hastig.
 „Nein,“ flüsterte er, tief Athem holend, „aber ihre Schwester Lucie!“

„Herr von Sandel!“ schrie die Kleine auf.
 „Magst Du mich, Lucie?“ bat er feurig.
 „Wie gern!“ hauchte sie verschämt.

So kam es, daß während der Pommern-Bowle wirklich zwei Verlobungen bekannt gegeben wurden, eine Thatsache, die den Küffel wegen seiner Hunkereien, den Herr von Radisberg davon trug, fast zu einer Art von Liebfosung herabdämpfte. Die glückliche Brautmutter wußte ganz gut, wem sie für diesen Knall-Effekt ihres Abschiedsfestes am meisten zu danken hatte. Ohne das Gespenst des falschen Pommern wäre das sicher nicht so weit gekommen!

„Eure Grundsätze sind nicht besser als Euer Sekt!“ sagte Radisberg lachend, wie er den Freunden Glück wünschte.

„O Du Lügenprinz!“ drohte der Rittmeister. „Dich will ich zwickeln für diesen Streich. Da verlaß Dich drauf!“

„Ich werde mit Exzellenz sprechen und einsehen lassen, daß Du auch gern in das Elsaß möchtest, Deiner Schwiegermutter wegen!“ wehrte sich Radisberg.

„Das wirst Du nicht, mein Junge!“ lachte Klaus. „Von Dir läßt man sich doch höchstens einmal anführen!“

„Das eine Mal aber gründlich!“

„Bis jetzt sind wir sehr zufrieden, was, Kleiner?“ wandte sich Himstedt an Sandel.

„Ich bin einfach selig!“ bestätigte der.
 „Und es ist noch nicht einmal Mitternacht!“ spottete Radisberg.

Aber dann überkam ihn doch ein Gefühl herzlicher Freude über das prächtige Resultat seiner Rache, und er sagte, beiden kräftig die Hände drückend: „Werdet glücklich, Ihr Sekt-pantiker!“

Kochdruck verboten.

Caroline Herschel.

Ein Gedenkblatt zur fünfzigsten Wiederkehr ihres Todestages. Von A. von Winterfeld.

Nur den wenigen Frauen, die sich der eben so erhabenen wie schwierigen Wissenschaft der Himmels- oder Sternkunde erfolgreich gewidmet haben, nimmt Caroline Herschel, die nicht weniger als acht Planeten selbständig entdeckt hat, einen ersten Platz ein. Noch viel Größeres hätte sie für sich selbst leisten, noch viel mehr Ruhm hätte sie erwerben können, wenn sie sich den Genuß eigener Forschung in weitem Umfange gestattet hätte. Allein, all' ihr Streben war so unpersonlich wie möglich, weil es gänzlich aus einer der edelsten, echt weiblichen Tugenden, der völligen, selbstlosen Hingabe aller ihrer Kräfte und Fähigkeiten an eine geliebte Person, hervorging. Diese Person war ihr Bruder, der berühmte Astronom Wilhelm Herschel. Nur für ihren Bruder „widmete sie sich dem Himmel“. Seine Arbeit theilend, sein Leben erleichtend, stand sie ihm zur Seite, nicht nur als sein wissenschaftlicher Gehülfe und Beistand, sondern auch als sorgsame und sparsame Haushälterin, die es ihm ermöglichte, ohne die Qual niedriger Sorgen, ganz seiner Wissenschaft zu leben. Nur durch die Kraft ihrer Liebe gelang es ihr, von den Hülfswissenschaften der Astronomie, namentlich von der Mathematik so viel sich anzueignen, um ihrem Bruder in seinen Bestrebungen folgen und die Resultate seiner Beobachtungen aufzeichnen zu können. Sie half ihm in der Herstellung seiner kunstvollen Teleskope, sie stand in kalten, klaren Winternächten bei ihm und seinem Fernrohr und schrieb nieder was er ersah, während die Tinte im Tintenfaße gefror. Dabei pflegte sie, die Jüngere, ihn mit der Sorgsamkeit einer Mutter und erhielt ihm so Gesundheit und Leben.

So bedeutend auch ihre eigenen astronomischen Arbeiten waren, und so viel Anerkennung ihr auch von gelehrten Männern und Gesellschaften zu theil wurde, sie wollte doch für sich nichts sein und nichts bedeuten. „Alles was ich bin und weiß,“

pflegte sie zu sagen, „schulde ich meinem Bruder. Ich bin nur sein Werkzeug, das er für seinen Gebrauch formte, — ein gut abgerichtetes Hündchen hätte dasselbe geleistet.“ Jedes Wort zu ihrem eigenen Lobe erschien ihr als ein Raub an ihrem Bruder.
 Caroline Lucretia Herschel wurde am 16. März 1750 in Hannover geboren. Ihr Vater war ein tüchtiger Musiker, der auch seine Söhne, namentlich den sehr begabten Wilhelm zu demselben Beruf zu erziehen suchte, während Caroline, nach dem Willen ihrer Mutter, Musikunterricht, sowie überhaupt eine höhere Ausbildung, nicht erhalten durfte. Kaum der Schule entwachsen, mußte sie alle ihre Zeit und Kraft den Haushaltungs-



Caroline Herschel.

Geschäften widmen. Ihre Jugend war daher für das talentvolle, geistig-strebsame Mädchen, das sich mit Schmerz von allem Höherem abgeschnitten sah, keineswegs glücklich.

Eine Wandlung zum Besseren, die auf ihr ganzes künftiges Leben bestimmend einwirken sollte, trat ein, als ihr um zwölf Jahre älterer Bruder Wilhelm, der sich inzwischen eine sehr geachtete Stellung als Musiker in Bath in England errungen hatte, im Jahre 1772 die Schwester zu sich nahm, um zu versuchen, sie als Konzert- und Oratorien-Sängerin auszubilden, da sie eine gute Stimme besaß. Dieser Versuch gelang über Erwarten; Caroline wurde bald eine geschätzte Sängerin, deren öffentliches Auftreten von Beifall begleitet war, und wenn sie sich hätte entschließen können, zur Bühne überzugeben, so wäre ihr eine glänzende Laufbahn sicher gewesen. Allein sie wollte davon nichts hören, weil sie sich sonst von ihrem Bruder hätte trennen müssen. War sie doch auch nie zu bewegen, in anderen, als von ihrem Bruder geleiteten Konzerten aufzutreten. — Neben der Musik aber betrieb Wilhelm mit Caroline eifrig die Astronomie.

Die Thätigkeit, welche die beiden Geschwister in den folgenden Jahren, in denen sich Konzerte, Oratorien, Musikunterricht, Herstellung von astronomischen Instrumenten, Himmels-Beobachtungen und Artikel für gelehrte Gesellschaften in fast beängstigender Weise zusammengedrängten, entwickelten, war eine wahrhaft staunenswerthe, und Wilhelm Herschel hatte vollauf Gelegenheit, zu erproben, daß niemand, auch seine beiden Brüder nicht, mit denen er es versuchte, Carolinens Beistand bei seinen astronomischen Arbeiten ihm auch nur annähernd hätte ersetzen können.

Inzwischen waren nicht nur die gelehrten Kreise Englands, sondern auch der Hof auf die erfolgreichen astronomischen Bestrebungen Wilhelm Herschel's und seiner Schwester aufmerksam geworden. Er erhielt seit 1782 als „königlicher Astronom“ ein genügendes Einkommen, und auch Caroline wurde als sein „Assistent“ mit festem Gehalt angestellt.

Die Folge davon war, daß Wilhelm seine Stelle als Musik-Director in Bath aufgab und nach Slough, in der Nähe von Windsor, übersiedelte, um sich nunmehr ganz der Astronomie zu widmen. Ohne Bedenken folgte Caroline seinem Beispiel und gab die Musik auf, in der sie so schöne Erfolge errungen, um lediglich ihrem Bruder in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen beizustehen. Wenn sich diese immer ruhmvoller gestalteten, so gebührt Caroline kein geringer Antheil daran. Selbständig zu arbeiten, fand sie nur selten Zeit, etwa wenn ihr Bruder verreist war. Dennoch hat sie, wie schon gesagt, acht Planeten entdeckt, sowie eine Anzahl Sternnebel, einen Sternatalog entworfen und mehrere Abhandlungen geschrieben. Ihre Verdienste wurden in späteren Jahren auch äußerlich durch ihre Ernennung zum Ehrenmitglied verschiedener gelehrter Gesellschaften und durch Ertheilung der englischen, sowie der preussischen großen goldnen Medaille für Kunst und Wissenschaft anerkannt. Auch nach der Verheirathung ihres Bruders blieb sie nach wie vor seine getreue und eifrige Gehülfin; nur daß sie ihm den Haushalt nicht mehr führte.

Ein furchtbarer Schlag war es für Caroline, als im Jahre 1822 der Bruder, mit dem sie fünfzig Jahre hindurch in innigster Gemeinschaft gewirkt und gestrebt, durch den Tod ihr entrissen wurde. Nichts konnte sie bewegen, länger in England zu bleiben, und sie kehrte, zweiundsiebzig Jahre alt, nach Hannover zurück. Hier lebte sie, allgemein verehrt, ja fast eine Berühmtheit der Stadt, in merkwürdiger körperlicher Mäßigkeit und geistiger Frische und Regsamkeit, in stetem brieflichen Verkehr mit dem Sohne ihres Bruders, Sir John Herschel, der sich ebenfalls ruhmvoll der Sternkunde gewidmet, noch fünfundsiebenzig Jahre, bis zum 9. Januar 1848, wo ein sanfter Tod die fast Hundertjährige erlöste.

Kochdruck verboten.

Die Verlassenen.

Nach dem Gemälde von Jacques Dierckx. — Siehe Seite 9.

Beim Betrachten unseres Bildes beschleichen uns wehmüthige Gedanken. Was haben die theils ängstlich aneinander geschmiegtten, theils stumpfsinnig dastehenden Kinder alles durchmachen müssen, ehe sie an diesen Ort kamen, um im Waisenhaus Aufnahme zu finden! Genußsucht und Sünde haben die Eltern dieser Aermsten so gefühllos gemacht, daß sie sie im Stich ließen, als ihnen der Boden der Großstadt zu heiß unter den Füßen wurde und sie ihr Heil in einer anderen Stadt oder drüben überm Wasser suchten. Was sind die Kinder den Verworfenen? Eine Last, ein Hemmschuh. Es kümmert sie nicht, was aus ihnen werden wird, ob sie untergehen oder verderben. — Gottlob aber giebt es wohlthätige Anstalten, die sich der Verlassenen annehmen und aus ihnen gute Menschen zu machen suchen. Bei manchen der Kinder ist freilich der Keim zum Bösen schon gelegt, und es bedarf der größten Liebe und Langmuth, um sie zum Guten zurückzuführen. Der Erfolg hat aber gezeigt, daß es in den meisten Fällen gelingt.

Kochdruck verboten.

Winterabend.

Nach dem Gemälde von A. Reinhardt. — Siehe Seite 12.

Den ganzen Tag hatte es geschneit. Leise, aber endlos wirbelten die weißen Flocken vom graubedeckten Himmel und legten sich auf Haus und Straße. Ich stand am Fenster und sah dem lustigen Treiben der Flocken zu. Außer bei einigen Jungen, die eine Schneeballschlacht lieferten, sah ich nur sehr wenige fröhliche Gesichter; der Großstädter liebt das Schneetreiben nicht, es hindert ihn auf seinen weiten Wegen, macht seine Kleider naß und durchweicht seine Stiefel. Wagen und Pferdebahnen schleichen langsam dahin, und wenn ein Pferd auf dem glatten Asphalt-Pflaster gestürzt ist, flucht der Kutscher über das miserable Wetter. Die schwarze Garde kommt herangezogen, mit Schaufeln und Hacken bewaffnet beginnen die Männer die Arbeit, und in wenigen Stunden sind die Straßen vom Schnee befreit.

Welch anderes Bild gewährt der Winter auf dem Lande. — Die Sterne blinken am Himmel und locken mich hinaus, und ich folgte ihnen gern. Rasch hüllte ich mich in meinen Mantel, suchte mir einen Schlitten und fuhr in die Nacht hinaus — weit, weit! — Wie im Schlafe liegt Wald und Feld, traum-befangen senken die Nichten ihre schneebedadenen Zweige, und leise zirpen die Vögel, die in den Nestern Schutz gesucht. Sonst ist weit und breit kein Laut vernehmbar. Ueberall Frieden. — Immer schneller fliegt mein Schlitten dahin, scharf streicht der Nachtwind mir ums Angesicht. Ich fühle es nicht, auch über mich ist der Friede gekommen, die Welt mit ihrem Hasten und Drängen liegt hinter mir, ich möchte nur immer so weiter fliegen, hinaus, hinaus, die weite weiße Schneedecke vor mir und das funkelnde hochgewölbte Himmelszelt über mir. Doch da winkt die Ruine vom Bergespitze und darunter steht ein schlichtes Wirthshaus. Wir sind am Ziele. Ich steige aus, damit das dampfende Pferd raste; vielleicht schmeckt mir auch ein heißer Trunk. Die Leute in der Gaststube schauen mich verwundert an; ob ich auf die Bahnstation wolle oder einen Kranken besuchen, fragen sie. Nichts von dem, erkläre ich ihnen, ich will nur einmal sehen, wie es in einer Winter-nacht bei ihnen ausseht. Da schütteln sie die Köpfe, und als ich gehe, höre ich sie sagen: Ist doch ein närrischer Herr, der Stadtherr, fährt bei der bitteren Kälte stundenweit aus dem Land für nichts und wieder nichts. Es giebt doch komische Leute!

Kochdruck verboten.

Ein Intermezzo.

Nach dem Gemälde von Leop. Schmuylor. — Siehe Seite 13.

Was hat der junge Mann den beiden Schönen so angelegentlich zu erzählen? Es muß wohl etwas sehr lustiges und interessantes sein, da sie so aufmerksam zuhören und so fröhlich lachen. Weshalb aber macht er ein so ernstes Gesicht? Das ist eine eigene Sache. Wenn es den Mann gepackt hat und er mit sich einig ist, diese oder seine Miße sein Eigen werden, dann ist es mit der Fröhlichkeit vorbei. Mancher hefter Cavalier wird nachdenklich und ernst, und obgleich er die Eleganz selbst war, ist er im Verkehr mit seiner Angebeteten kitschig und unbeholfen geworden. Ganz so schlimm ist es bei unserem Helden zwar nicht, er benimmt sich stets tadellos, doch sauer genug wird es ihm, seine Gefühle zu verbergen, und ganz gelingt es auch nicht — die beiden Mädchen haben ihn längst durchschaut, wissen auch ganz genau, welche von ihnen die Glückliche sein wird.

Er trat ins Zimmer, als sie die letzte Strophe eines Duettes zur Laute sangen. Nun hat er sie, fortzufahren. Die Lautenspielerin aber zögerte, sie wird ihm doch kein Liebeslied vorsingen! Leise griff sie die Schluß-Accorde und sagte: „Es war das Ende vom Lied!“ Er ließ aber nicht nach zu hitten. Da legte sich die Freundin ins Mittel; mit Erfolg. Sie trat sogar ihre Partie an den Jüngling ab. Als dann die beiden Sänger die ersten Strophen gesungen hatten, war sie still verschwunden. — Was wird nun das Ende vom Liede sein? —

Redactions-Post.

Neue Abonnentin in Eisenach. — Es ist selbstverständlich, daß wir Ihnen wie allen neuzugetretenen Abonnentinnen den vor dem 1. Januar 1898 erschienenen Theil des Romanes „Streber“ von Hanns von Jodelitz gratis und franco nachliefern. Geben Sie uns bitte Ihre Adresse auf.
Neue Abonnentinnen in Graz und in Wien. — Anonyme Anfragen beantworten wir grundsätzlich nicht. Ihre Fragen sind so harmlos, daß durchaus kein Grund vorliegt, Ihre Namen zu verschweigen. Wir können Ihnen übrigens nur brieflich antworten, da die Antworten nur für Sie selbst von Interesse sind.

Nachdruck verboten.

Die Thalkönigin.

Roman von Hermine Billinger.

(2. Fortsetzung.)

Den ganzen Tag hörte man ihr Gemurmel, Trepp auf Trepp ab, sogar beim Mittagessen, hinter dem Berg Mehlspeisen betete Melan vor sich hin, die tiefbekümmerten Blicke immerfort auf Veldi gerichtet. Er wußte sie recht wohl zu deuten, aber einstweilen hatten sie keinen andern Erfolg, als daß sie ihn aus dem Haus trieben. Er umschlich das Zigeunerlager, machte aber kurz vor demselben Halt und schlenderte langsam dem Bildstöckle zu. Er wollte sein Versprechen halten, er schämte sich vor dem braven Befehle, das den ganzen Tag um den Vater weinte.

Da, plötzlich wie vom Blitz getroffen, stand er still; unter ihm, zu Füßen des Marienbildes, saß das Zigeunerkind und wand einen Kranz; sie sang dazu, und leise trug ihm der Abendwind den hellen Klang ihrer Stimme entgegen.

Er eilte den schmalen Pfad hinab. Attala erhob

das Haupt und sah ihn kommen, ein leuchtendes Roth stieg in ihr Gesicht, sie ließ den Kranz sinken, und ihre dunkeln Augen hingen rüchhaltslos an der stattlichen Gestalt des Burschen, den sie zum ersten Mal im Sonntagsstaate sah.

„Schönes Kleid,“ rief sie aus, „sein und roth gefärbt; sind die Knöpfe von Gold? Keine Flecken, nirgends! Können wir nicht, — wie macht Ihr das?“

„Das ist uns anezogen,“ sagte er, sich ihr gegenüber unter einem Baum niederlassend; ihre Natürlichkeit gab ihm die nöthige Fassung; er zog sogar das Pfeifchen aus der Tasche, vergaß aber, es anzustecken.

„Die Melan,“ fuhr er zu sprechen fort, „wollt' mich schön ausschelten, wenn ich den Sonntagsstaat nicht in acht nahm!“

„Vrr,“ machte Attala, „die Alte, — mag mich nicht, — mag sie auch nicht!“

„Das nehm' ich Euch nicht übel,“ sagte der Bursche, „schön ist sie nicht, aber sie hat 's Befehle von der Geburt auferzogen, — die Mutter starb in den Wochen.“

Eine Pause entstand; das Zigeunerkind wand an seinem Kranz; Veldi, der den Weg nicht fand zu dem, was er sagen wollte, spielte mit dem Ohr seines Hundes, der vor ihm lag.

„Du, Du,“ rief das junge Mädchen mit einem Mal den Hund an, „komm, schnell schnell, — da, zu mir, zu mir!“

Türk erhob sich langsam, sah sich das ihm zulächelnde Geschöpf einen Augenblick prüfend an, ging dann hin und legte den Kopf auf der Zigeunerin Knie.

„Schau, schau,“ meinte Veldi verwundert, „das hab' ich ihn noch nie thun sehen.“

„Is' gescheit,“ sagte Attala, den Kopf des Thieres tatsächlich, „weiß er, bin gut Freund, — wissen alle Hunde, wer ist gut Freund, — leg' dich, — schön legen dich, ruhig sein.“

Im Nu stieg sie mit ihren rothbeschuhnten Füßchen auf Türks Rücken und wand den fertigen Kranz um das Bildstöckle.

„Attala,“ sagte der Bursche, „seid Ihr denn gläubig?“

„Wie denn nicht?“ gab sie zur Antwort, „beten wir zu demselben Gott, wie Ihr, verehren wir die Jungfrau Maria und alle Heiligen. Belieben zu glauben, lieber Herr,“ setzte sie mit einem leichten Kopfnicken hinzu.

Veldi wurde es federleicht ums Herz.

„Die Zigeuner sind also keine ungläubigen Heiden, die sich von gestohlenem Gut ernähren?“



Schafe an der Tränke. Nach dem Gemälde von Ad. Kaufmann.

Attala schüttelte unwillig das Haupt: „Schlagen Karten und prophezeien, spielen auf zum Tanz und verkaufen Kräuter heilsame und Salben. Großmutter macht gesund die Kranken und kann deuten die Träume.“

„Das sind aber doch alles Hexenkünste,“ meinte der junge Bauer.

Attala wiegte das Köpfchen: „Wird auch nicht sein bei Euch alles vollkommen?“

„Nein,“ lachte er auf, „wir haben auch unsere Gauner und Tagdiebe, — aber,“ setzte er mit einem unsichern Blick hinzu, „um Euch thut mir's leid, daß Ihr so herumzieht.“

Sie wollte antworten, da verwirrte sie der innige Ausdruck seiner Augen.

„Attala,“ flüsterte er, „geht nicht fort, hört mich an, — nur dieses eine Mal, — seit ich Euch gesehen, kann ich nichts anderes mehr denken, — wenn Ihr auf dem Mooshof bleibt, — überlegt's wohl, — es ist so schrecklich, das Scheuernpurzler-Leben, — kein Mensch achtet Euch, — hier bei uns, — ich geb' Euch einen guten Lohn als Magd, — Befehle würde Euch alles lehren, — Ihr hättet's gewiß gut, — ich —“

Er konnte nicht weiter reden, es krampfte ihm den Hals zusammen, er sah ganz hülflos drein.

Mit großen, weit aufgerissenen Augen stand die junge Zigeunerin vor ihm: „Ich nicht verlass' mein Volk, — ich nicht ertrage Verachtung in Euerm Haus.“

„Dafür laßt mich sorgen,“ unterbrach er sie, „ich bin der Hofbauer, — um Gotteswillen, um Gotteswillen, Attala, schaut, ich weiß nicht, was das ist, — ich bin wie verhezt, — was habt Ihr mir gethan, — ich überleb's nicht, wenn Ihr von mir geht!“

Er hatte ihre Hände ergriffen, schwer athmend lag er vor ihr und starrte sie an.

„Die Meinen,“ murmelte sie, „Maurita, der Hauptmann.“

„Ihr gehört ja nicht zu ihnen, Ihr habt mir selbst erzählt, Ihr seid ein Waisenkind.“

„Aber Goar, — sollt' Goar zum Mann nehmen.“

Der Bursche schnellte in die Höhe: „Eher bring' ich Dich und mich um, — Attala, das ist kein Spaß, was in mir vorgeht.“

Er umschlang sie und weinte wie ein Kind; auch sie weinte; zitternd richtete er ihr Gesicht in die Höhe und küßte sie auf den Mund. Einen Augenblick verschlug es beiden den Athem; sie wurden ganz still, wie ersticht von einem Schrecken, den sie nicht verstanden.

„Attala,“ fragte er, „bist Du mir gram?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Bist Du mir gut?“

„Wie denn nicht?“ sprach sie leise.

Er wollte aufjubeln, aber sie sah ihn traurig an: „Ist nicht unser Glück.“

„Wann kann ich mit den Deinen reden,“ fragte er, „morgen?“

Sie besann sich: „Nein, nein.“

Er sah sie stehend an: „Ich hab' keine Geduld, — hab' doch ein Einsehen.“

„Morgens,“ sprach sie zögernd, „Osterjonnat Abend ist Tanzmusik in der Traube, unsrige spielen auf, da komm', sind allein, Harald, die Großmutter und ich.“

Sie wandte sich zum Gehen.

„Attala,“ rief er ihr nach, „ist's denn wahr?“

Sie sah sich um und slog ihm mit einem leisen Aufschrei an den Hals. Sie weinten nicht mehr, sie konnten sich kaum trennen.

Nach der Kirche, am Osterfeiertag flüsterte Veldi dem Befehle in's Ohr: „Gelt, schließ' die obere Kammer mit dem Blick in's Bierbacherthal auf, 's kann sein, daß ich die neu' Magd schon heut Abend mit heim bring'.“

„Was,“ verwunderte sich die Schwester, „die groß' schön' Kammer für eine Magd! Das ist ja was ganz besondres!“

„Die Magd ist auch was besondres,“ erklärte er.

„So, so sieht's,“ jammerte die Melan über ihren Schüsseln und Pfannen, nachdem ihr das Befehle des Bruders Befehl mitgetheilt, „aber sei ruhig, Herzkäferle, 's giebt schon ein Mittel, 's giebt eins; 's sind keine zwei Jahr her, hat's der Veldi drunten in Oppenau auf die schön' Kellnerin im Panther abgesehen gehabt. Seid ruhig, hab' ich zum Moosbauern damals gesagt, ich ver' ihn los, ich halt' eine neuntägige Andacht zur allerjüngsten Jungfrau Maria; wer's auf der Stell' hingebracht hat, daß die Kellnerin mit einem Stadtherrn durchbrennt, war mein Muttergottesle. So ein Rosenkranz alle Tag, das hat sie halt gern.“

Sie lachte über ihre Pfannen und Schüsseln weg, in denen das Geräucherte und Gebackene lustig prasselte; sie wußte ihrer Sache so sicher.

Veldi wußte den ganzen Tag nicht was anfangen vor Ungeduld auf den Abend; er hatte gehofft, Attala

wieder am Bildstöckle zu treffen, aber sie kam nicht. Er steckte sich ein Zweiglein von dem Kranz, den sie um die Muttergottes geschlungen, in's Knopfloch und sah dem Lauf der Sonne zu, die heute gar nicht hinter den Bergen verschwinden wollte. Endlich stahl er sich zum Lager.

Die Zigeunermutter saß am Kohlfeuer und rauchte; sie hatte Karten auf ihrem Schoß liegen, in die sie ganz vertieft schien. Attala lag neben ihr, das Gesicht in den Armen vergraben; sie richtete sich nicht auf, als Veldi kam, sie sah ihn nicht einmal an. Harald, der Hauptmann, ging dem Moosbauern entgegen. Der sprach sofort von seinem Anliegen, mit zitternder Stimme seine Werbung hervorstotternd.

„Ist großmüthig Euer Herz und ohne Geiz,“ sprach der Hauptmann, „haben gejagt in Euern Wäldern und gefischt in Euern Bach. Sind arm und bedürftig, ein verfehntes Volk in Euern Augen, aber wird kommen die Zeit, in welcher wir auferstehen als ein mächtiges Volk, als eine große Nation, was sind gewesen im Egypterland unsre Vorfahren. Kommt Ihr und freit um die Perle unsres Stammes, sehe ich darin kein Heil, aber Attala ist frei. Unser großer Herzog, ihr Vater, hat sie mir anvertraut mit dem hohen Befehl: laßt sie wandeln unter euch frei und ohne Zwang, — auf Händen traget sie, ihrem Willen beuget euch. Hat sie gesprochen, daß sie Euch will folgen auf Euern einsamen Hof, daß sie Euch hat lieber als die Freiheit, — ich nicht kann verstehen, aber ich nicht darf sein ihr entgegen.“

„Kreuzdame und Herzhub, wohl wohl,“ murmelte Maurita, „aber Schippenaß daneben; wird ihr Los sein Glück und Unglück.“

Sie legte das Pfeisichen weg und sah Veldi mit ihren großen, tiefstehenden Augen finster an:

„Muß sie Euch geben, hab' ich keine Wahl, aber sollt' sie schützen, sollt' es nicht leiden, daß treffe unsern Liebling, unsre Taube ein hartes Wort, ein kränkender Spott. Haltet sie rein und heilig; ist sie wie die Maiblume im tiefen Schatten des Waldes; beim Orion, thut ihr nichts an, bevor sie Euch angetraut als ehelich Weib. Schrecklich straft das blutig strenge Gesetz unsres Stammes solchen Frevel; denn sind streng unsere Sitten, hart unsere Strafen. — Du aber,“ wandte sie sich an Attala, die in leidenschaftlichem Schmerz neben ihr im Graße sich wand, „hast genossen die Freiheit und weißt nicht, was sie ist werth, hast Dir gewählt ein Leben der Abhängigkeit und weißt nicht, wie es ist schwer. So gehe, mein Kind, meine Taube, Du Schönste Deines Geschlechtes! Aber beim Orion, sollt' Dich treffen inmitten der weißen Menschen eine Schmach, sollt' der, den Du erwählt, erheben im Zorn die Hand gegen Dich, ich Dir befehle, kehre zurück zu dem Volk Deiner Väter; nicht beuge Dich vor den Fremden, nicht Schmach leide, die Tochter unsres großen Herzogs, den' an Dein Ungarn, dieses schönste Land!“

„Nehmt sie fort,“ wandte sie sich an Veldi, „so lang die anderen sind weg; noch heut Nacht brechen wir ab unser Lager; wer verläßt uns, dem folgt der Fluch des Stammes; würden fallen böse Worte von Seiten der unsrigen, — geht, geht!“

Während Attala sich unter heißem Schluchzen an die Alte klammerte, handelte Veldi dem Zigeunerhauptmann eines der weißen Pferdchen ab, und die Silberthaler, die er dafür hinlegte, riefen ein behagliches Schmurren auf den verwitterten Zügen des alten Zigeuners hervor.

Veldi nahm das Thier bei der Leine, er schlang den Arm um sein Mädchen, um sie dem unheimlichen Ort zu entführen. Aber Attala ließ die Großmutter nicht los; sie weinte und schrie, sie war wie von Sinnen.

Da krachte es in den Zweigen des nahen Gebüsches, und Goar, der schlanke, dunkle Bursche, stürzte wie ein Verzweifelter auf Attala zu.

„Was geht vor?“ schrie er, „was will das Milchgesicht? Laß los, Attala, ich Dir sag', oder beim Orion.“

Der Hauptmann ergriff ihn beim Arm, sprach zu dem an allen Gliedern zitternden Burschen ein paar Worte in einer fremden Sprache, und Goar stürzte mit einem lauten Aufbrüllen zu Füßen der Großmutter nieder.

„Hast immer gehabt schlechte Karten, mein Goar, mein Goldjunge,“ murmelte sie und barg das wachsgelbe Gesicht in ihre zerfetzte Schürze.

Veldi aber nahm die weinende Attala in seine Arme, hob sie auf das Pferdchen und stürmte mit ihr davon. Aber hinter ihnen her ertönte Goar's leidenschaftlich erregte Stimme:

„Und sollt' Dich bewachen hundert Drachen wie die Höllenhunde, werde kommen wieder, werde erspähen — ob Du bist glücklich, — Attala, — Attala, — wirst es nicht sein!“

Die alte Melan wunderte sich nur über eines: daß so eine, die ohne einen Paßen Wäsche und ohne ein Sonntagsgewand auf den Hof gekommen war, sich nicht zu Tod schämte. Sie konnte es denn auch nicht lassen, sondern fragte Attala bei jeder Gelegenheit nach ihrer Kleidertruhe, und ob sie ihr von den Herren Zigeunern nicht bald nachgeschickt würde.

„Haben wir auch keine Truhen voll Kleider,“ gab ihr das junge Mädchen einmal zur Antwort, „sind doch reinlich, treffen auf unseren Wanderungen Flüsse und Bäche genug und baden mit Lust.“

„Jesismareie,“ schrie die Melan auf, und die Schamröthe stieg in ihr ehrwürdiges Gesicht, „baden wie's liebe Vieh, so eine Tod'sünd', — an meinen Leib ist noch kein Tröpfle Wasser gekommen.“

Da indes Attala, wenn die alte Melan sie unterwies oder anschauete, stets Stillstehen beobachtete, so war der Frieden des Hauses nicht gefährdet, zumal das übrige Gesinde sich wohl ablehnend, aber nicht aufässig zeigte. Stand doch Attala unter dem Schutz des Hofbauern, der gleich die Stirne runzelte, wenn eines sie schief ansah.

Vielleicht wenn sie etwas mehr wie eine Bäuerin ausgehört hätte, würden sich die Knechte und Mägde wohl schneller an sie gewöhnt haben, allein auch in der Thaltracht, die Attala nun trug, machte sie mit ihrem farbigen Schmuck, von dem sie sich nicht trennen konnte, mit ihrem so geschmeidigen Wuchs und der unbeschreiblichen Leichtfüßigkeit nach der Leute Ausspruch, den Eindruck, als sei sie eine verkleidete Hexe.

„Habt Ihr gesehen, Melan,“ tuschelte die Lies der alten Magd in die Ohren, „sie lacht über uns beim Essen; mit ein paar Gabele voll ist sie fertig; wie ich neulich einen Kloß in den Mund gesteckt hab', — er war vielleicht ein bißle groß, — haben mich ihre Augen so kapenmäßig angefunzelt, daß ich vor Aerger fast erstickt war.“

„Ja, das hat mir schon lang schwere Gedanken gemacht, daß mir die Zigeunerdirn' meine Kost veracht,“ murmelte die Melan, „aber so viel ist gewiß, sie geht mir an die Schnitz'. Ich hab' neulich zum Veldi gesagt: Die Mäus' sind's nicht, die mir auf einmal an's Dürroß gehen. — Er schaut mich an und lacht, ärgert sich kein bißle. Ich sag' Dir, Lies, hilf mir beten, daß die Blindheit ein End' nimmt, bevor's zu spät ist.“

„Ich will nix versprechen,“ meinte die Magd, „am Tag hab' ich keine Zeit, und Nachts bin ich so müd, daß es oft kaum zu einem Vaterunser für's eigene Seelenheil reicht.“

„An mir bleibt halt alles hängen,“ seufzte die Melan.

Befehle aber erlag sehr bald dem Zauber des liebenswürdigen Zigeunerkindes; ein wenig mehr als die Melan war sie doch dem Außergewöhnlichen zugänglich; zudem wollte sie ihre Aufgabe, die arme Landstreicherin zu einer frommen, tüchtigen Magd heranzubilden, durchaus gerecht werden. Ihr kleiner herzförmiger Mund stieß daher fortwährend über von Weisheitsprüchen und gottgefälligen Redensarten, und Attala gab sich alle Mühe, dem klugen, besonnenen Befehle eine aufmerksame Zuhörerin zu sein. Sie war ja so glücklich! Wohl durchzuckte sie jedesmal, so oft ihr jemand fremd oder unfreundlich begegnete, ein brennendes Heimweh nach den ihren, die sie auf Händen getragen und jeden ihrer Wünsche erfüllt; aber dann brauchte nur der Veldi über den Hof zu gehen und sie anzuschauen, das half ihr über alles weg, das schlug ein wie der Blitz.

Inzwischen war das Pfingstfest in's Land gekommen; Bursche und Mädchen, Knechte und Mägde aus all' den verschiedenen Gehöften rings umher, rüsteten sich für das große Tanzfest in der Traube, im Bierbacherthal.

Niemand aber war so früh aufgestanden wie Ferdi, das Knechtlein; an dem blauen Wams glänzten funkelnagelneue Silberknöpfe, und über der rothen Scharlachweste hing eine dicke, schwere Uhrkette; in den hohen Stulpenstiefeln konnte man sich einfach spiegeln.

Leise stahl er sich über den Hof und ging hinunter nach Oppenau, wo er eine riesige Pfingstbretzel erstand, mit zwei reichverzierten eingelegten Herzlein.

Im ganzen Thal war's ein offenes Geheimniß, daß Attala, die braune Hexe, den Veldi vermittelt eines Liebestrankes verzaubert habe. Der junge Mooshofbauer war seit dem Tode des Vaters nicht mehr in der Traube eingelehrt, und jedermann wußte, das Rezele hatte das Spiel verloren.

Darauf baute Ferdi, der Unterknecht, seine Hoffnungen. Mit klopfendem Herzen trat er in der Traube ein und fand zu seiner großen Freude das Rezele allein in der Wirthschaft. Er bestellte einen Schoppen Zwölfer, und als das Mädchen, das seine rothen Backen noch nicht wieder bekommen hatte, ihm den Wein hinstellte,

reichte er ihr mit einem schüchternen Blick die Bregel über den Tisch.

„Was denkt Ihr auch,“ rief das Kefele aus, „ich werd' doch nicht so ein prachtvolles Geschenk von Euch annehmen, das möcht' beim Wenzel böß Blut machen.“

„Beim Wenzel?“ fragte Terdi und starrte sie ganz verblüfft an.

Sie nickte: „Ich bin Braut.“

Das Lächeln aber, zu dem sie sich zwingen wollte, gelang ihr nicht, sie brach in Thränen aus:

„Um Gotteswillen, Terdi, sag's keinem Menschen, richtet mich nicht aus im Thal, ich bitt' Euch um alles in der Welt!“

„Könnt' ruhig sein,“ sagte er, „möcht' lieber mir selber als Euch ein Leids anthun.“

Sie sah ihn an, und es wurde ihr mit einem Mal klar, was ihn hergetrieben, jetzt und all' die Zeit her.

„Armer Burisch, wenn ich Euch mit dem Wenzel auswecheln könnt; mir wär's gleich recht: Ihr hättet gewiß Geduld, — da braucht' ich mich nicht zum Lachen zu zwingen, wenn ich weinen möcht'.“

„Warum nehmt Ihr ihn denn?“

„Der Vater will's, — er sagt, ich dürft' den Schimpf nicht auf mir sitzen lassen, daß ich beim Welsi s' fünf' Rad am Wagen worden sei; das wär' nur gut zu machen, wenn ich den Wenzel nähm', damit die Leut' glaubten, ich hätt' von Anfang an ihn mögen.“

„Wenn man halt nur ein Knecht ist,“ seufzte Terdi, „da da, — ja, da muß ich denn jetzt gehen.“

Er sah sie fragend an, und dem Kefele schoß es durch den Kopf:

„Den halt fest, besser meint es keiner mit Dir.“

Aber schon im nächsten Augenblick sagte sie Behüt' Euch Gott, und verschwand in der Einsicht.

Er war eben doch eine gar zu miserable Partie gewesen für des Traubenwirthes Kefele, — nein, sie hatte nicht den Muth, den Kampf mit dem Vater und den Spott der Leute auf sich zu nehmen.

Der Burische trank seinen Schoppen aus, widelte die für Kefele bestimmte Bregel wieder in's Papier und schritt gefenkten Hauptes dem einsamen Mooshof zu.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Aus tiefer Noth.

Novelle von M. Tamms.

(Fortsetzung.)



er Himmel weiß, wie gern der gute „Onkel Doctor“ geholfen hätte. Aber seine Kunst mußte höherem Willen weichen. So that er wenigstens eines, für das Günther ihm unaussprechlich dankbar war: er ersparte Dorothee Vormann alle Weiterungen und Folgen, indem er Herzschlag als Todesursache angab. Der brave Mann entschloß sich ruhigen Bewußtens zu dem Schritte. Keiner wußte besser, als er, wie innig die junge Frau ihr Kind geliebt, wie sorgsam sie es gepflegt hatte. Was sollten sich die Gerichte in ihren Klammern missen? Sein treues Gemüth verneinte von vornherein jede Schuld; und verdiente sie trotzdem Strafe, so trug sie deren Übergang an ihrem eigenen, schweren Kreuz. Gott allein mochte ihr Richter sein.

So kam das Begräbniß heran.

Werd lag mit seinen blonden Locken wie ein schlafender Engel, der nur seine Schwingen zu entfalten brauchte, um beim zu fliegen.

Des Morgens in der Frühe hatte Dorothee von ihm Abschied genommen. Dann, als die Feier begann, war sie still wieder in ihr abgelagertes Zimmer zurückgeschlichen, das sie in den drei Tagen seit dem Tode nur zur Abendzeit verlassen hatte, um während der Nacht am Sarge des Kindes Leichenwacht zu halten. Was in jenen Stunden nächtlicher Einsamkeit beim düsteren Kerzenschimmer zwischen Gott und ihr vorging, wird wohl immer Geheimniß bleiben. Wenn Günther, dessen Augen in den sechsunddreißig Stunden ebenfalls keinen Schlaf kannten, um die stille Mitternacht, von Unruhe getrieben, sein Zimmer verließ, um durch den monderhellsten Vorraum nach dem Saal hinüberzulauschen, in welchem die kleine Leiche aufgebahrt stand, so vernahm er keinen Laut. Und traf er Dorothee, wenn sie des Morgens die Treppe zu ihrem Zimmer hinaufglitt, so entdeckte er keine Thränenspur in ihrem überwachten Antlitz.

Oft zog es ihn in diesen Nächten mit all der ungestillten Sehnsucht seines Herzens zu dem einst heißgeliebten Weibe hinüber. Er hielt wohl schon die Klinke umspannt, welche ihm Einlaß gewähren sollte, — aber der Schritt über die Schwelle unterblieb trotzdem. Denn in solchen Momenten war's ihm, als schauten Gerhards todte Augen durch die eichene Thür bohrend in die seinen, als habe sich seine kalte Hand aus den Palmen und Rosen, als freude er gebietend sein Aermchen vor. — Still ging er seinen Weg zurück.

So war das Begräbniß herbeigekommen und wie alles im Leben, Frohes und Trübes, vorübergerauscht. Die Leidtragenden hatten sich auf dem Friedhof zerstreut. Günther Vormann trat wieder in sein Haus.

Allette hatte die Fenster des unteren Stockes aufgerissen, damit der Chlor-Geruch sich verlieren möchte. Aber noch war er da. Er hing an den Tüchern, welche die Spiegel im Saale verhüllten, trankte die schwarzen Draperien um Bilder und Kronen und trug dem Heimkehrenden mit dem ersten Athem-

zug sein ganzes, frisches Glend wieder zu. Sie und da, auf Säusern und Girisch, lag welfend ein zertretener Zweig aus irgend einem Todtenkranz, und wo der Sarg gestanden hatte, war der Boden mit Fußspuren bedeckt. Diese wehmüthigen Ueberreste waren alles, was Günther von seinem Glück geblieben war.

Er schleppte sich in sein Zimmer und ließ sich schwer in den Sessel fallen.

Das also, das war seine Heimkehr!

Nach was die Verwirklichung seiner Vision!

Noch steckten die Taschen seiner Koffer voll von Geschenken, welche aller Herren Länder für Gerhard geliefert hatten. Noch lag in der Kasse der Schmutz, den er sehnsuchtstrunken und wiedersehensberauscht seinem Weibe in das goldene Haar flechten wollte. Und nun? Der eine schlief draußen auf dem Friedhof, von Herbstwinden umrauscht, in Kälte erstarrt, — und die andere, obgleich unter den Lebenden, war mehr als todt für ihn. Ach, daß ihn auch von ihr nur ein Hügel trennte, ein frisch aufgeworfener Erdbau, wie der seines Kindes! Er konnte dann an ihrem Grabe beten und ihrer gedenken, wie einer Verklärten. Seine Liebe brauchte sich nicht zu schämen und zu verstecken. Die Hoffnung auf eine Wiedervereinigung wäre kein Unrecht. Aber so! Tod und Schuld versperrten den Weg zu ihr. Sein hingepfletter Sohn stellte sich zwischen sie. Und ob sie die Arme nach einander streckten und an der inneren Trennung zu Grunde gingen: ein Abgrund dehnte sich zwischen ihnen, den niemand überbrücken konnte. Niemand, selbst Gott nicht.

Immer tiefer versank Günther Vormann in seine bitteren Gedanken. Erst als die Abendstunden ins Zimmer krochen, sprang er auf. Schon seit Stunden hatten ruheloße Schritte zu seinen Häupten seine Grübeleien begleitet, ohne daß er bewußt ihrer geachtet hatte. Gleichmäßig und tepidgedämpft drangen sie durch die Stille des vom Tode geweihten Hauses an sein Ohr.

Dorothee war's, die dort oben in ihrem Zimmer unaufhörlich von einer Ecke zur anderen wanderte. Maßlose, bis zu körperlicher Ermattung führende Bewegung schien ihr der einzig erträgliche Zustand. Es galt, die Gedanken zu überrennen, welche sich wie böse Geister aus allen Winkeln an sie heranschlichen, der brennenden Qual zu entfliehen, die sich verfolgungslüftern an ihre Sohlen heftete.

Schließlich vermochte Günther das Geräusch über sich nicht mehr zu ertragen. Seine Nerven waren ohnehin aufs Aeußerste gespannt. Und zudem regte sich ein tiefes Mitleid mit der Verlassenen dort oben. Er schritt entschlossen zur Thür, stieg die Treppe hinauf und öffnete ihr Zimmer.

Sie hatte sein Kommen gehört. Blaf und verhärtet, mit scheuen Augen blickte sie ihm aus dem Dämmerlicht entgegen. Sein Herz that einen schnellen Schlag, — was hatten diese drei Tage aus seinem Weibe gemacht! Der Schmelz ihrer Farben war dahin, die tannensolze Haltung gebrochen. Die düsteren Crepe-Falten des Kleides verhüllten eine gramzerstörte Gestalt.

„Dora,“ sagte er sanft, „komm' herunter! Es ist kalt und dunkel hier oben, und Du hast den ganzen Tag noch keinen Bissen gegessen.“

Sie zuckte zusammen.

„Warum sprichst Du so freundlich mit mir?“ fragte sie statt aller Antwort.

Er trat einen Schritt näher.

„Weil Du mich jammert, mein Weib. Wehr, als ich sagen kann! Aber nun komm', und wenn es Dir schwer wird, das alte Leben wieder aufzunehmen, so bedenke, daß Du Pflichten gegen Haus und Gatten hast.“

Sie verließ ihren Platz und folgte in stummem Gehorsam. An der Thür stand sie noch einen Augenblick still. Günther sah, daß ihre Knieer bebten.

„Du verstoßest mich also nicht?“ flüsterte sie.

Die Augen würden ihm feucht.

„Da sei Gott vor, daß ich ein solches Unrecht thue!“ sagte er mit gebrochener Stimme.

Sie sah an ihm vorüber, und ein seltsamer Zug erstrahlte auf ihrem Gesicht.

„Wo sollte ich auch hin?“ murmelte sie kaum verständlich.

„Ich habe ja niemand sonst auf der Welt.“

Günther verfolgte ihre letzten Worte während der ganzen Nacht. Die Uhr im einsamen Schlafgemach tickte sie ihm zu. Sein eigenes Herz wiederholte sie in immer heiferen Schlägen: „Sie hat ja sonst niemand in der Welt.“

Und derviel sah Dorothee im weißen Nachtleid auf der Kante ihres Bettes. Ein sanftes, volles Mondlicht erleuchtete den Raum. Zwischen den Vorhängen des Fensters sah sie die funkelnden Sterne. Ihre Hände lagen gefaltet im Schoß. Ihre Augen blickten in die Nacht hinaus. Von allen schweren Stunden der vergangenen Tage war diese die schwerste. Es galt, an vollständige Hoffnungslosigkeit sich zu gewöhnen. Günther's Liebe war todt, das sagte ihr sein freundlich gelassenes Mitleid klarer, als ein Ausbruch wilder Leidenschaft es vermocht haben würde. Nun hieß es, zur Demuth sich herabzukämpfen. Nehmen doch die Hündlein von den Brotsamen, die von der Herren Tische fallen! Das Wort schmedte ihrem verwöhnten Herzen wie Essig und Galle. O, wie sprach er noch vor drei Tagen in seinem letzten Brief zu ihr! Es gab eine Zeit, wo sie seines Lebens Krone und seines Herzens Kleinod war. Das alles hatte Gerhard für immer in seinen kleinen, kalten Händchen mit in's Grab gerissen!

Wie nun, wenn auch der letzte Abglanz seiner einst heißen Gefühle, das Mitleid, allmählich verblaßte? Wenn seine Güte nicht Stand hielt vor der Pein, die Mörderin seines Kindes immer um sich zu haben? Wenn sie, die ihm in seinem Sohn und Erben, dem vergötterten Gegenstand seines Vaterstolzes, die ganze Zukunft genommen hatte, ihm auch die Gegenwart unerträglich machte? Was dann? Wo sollte sie hin?

Dorothee fröstelte. Die kühle October-Nacht rann ihr durch Adern und Glieder. Wehr noch die Dual dieses Zukunftsbildes. Vergeblich, daß sie die Decke über den Körper zog und das Haupt in die Kissen drückte. Alles blieb. Sie sah prophetischen Geistes Augenblick um Augenblick ihres kommenden Lebens an sich vorübergleiten, — ein düsterer Zug des Todes. Und sie schlug die geballten Hände gegen die Stirn und verstopfte sich die Ohren vor der angstvollen Frage in ihrem Inneren: was soll werden? Weißt Du einen Ausweg, Gott? Wo soll ich hin?

Ein stilles Leben begann.

Günther suchte seinen Kummer durch Arbeit zu betäuben. Er ordnete seine Papiere, sortirte seine Sammlungen, schrieb Briefe, räumte Bücher ein und aus und kramte in seinem Schreibtisch. Dazwischen unternahm er weite Wanderungen durch die waldreiche Umgebung des Städtchens. Kam er müde zurück, so fand er das Essen pünktlich auf dem Tisch und Dorothee, die er seit dem Frühstück nicht gesehen hatte, als pflichttreue Hausfrau still an ihrem Platz.

Morgens in der Frühe aber war sein erster Gang zum Friedhof. Der stumme Gruß, den er dort mit der Lagerstatt seines Sohnes tauschte, war für ihn des Tages Weibe. Er befähigte ihn, die nächsten vierundzwanzig Stunden kluglos zu durchkämpfen. Und immer wieder, wenn dann nach durchwachter Nacht Sinne und Körper versagten, gab ihm am nächsten Morgen der Besuch am Grabe neue Kraft, sodas er mechanisch, wie ein Uhrwerk den Kreislauf um das Zifferblatt, abermals sein Tageswerk zu vollbringen vermochte.

Sankten dann, nach Tages Arbeit und Kampf, die Abendstunden auf das weinunspinnene Haus herab, so trat Dorothee, in ihr düsteres Crepetuch und dicke Schleier gehüllt, aus der Thür, um ihrerseits den Schritt zum Kirchhof zu lenken. Sie blieb dort lange. Und wenn sie heimkehrte, ging sie still in ihr Zimmer hinauf. Auch ihre Besuche bei den Armen des Orts hatte sie ganz mechanisch wieder aufgenommen. Kein Tag verging, der sie nicht auf dem gewohnten Wege durch die untere Stadt bis zu dem haußälligen Hüttchen hinter dem Fluß betroffen hätte, wo ein sieches junges Weib in Schmerzen und Nöthen ihrer Pflege wartete. Trotz gewährten ihr diese Krankenbesuche nicht. Im Gegentheil! Wenn sie auf dem Heimweg im Zwielicht so vor sich hin die öde Chaussee entlangschritt, der Herbstwind knarrend durch die kahlen Pappeln strich und der wolken schwere Himmel sie fast zu Boden drückte, — oder wenn sie den kürzeren Weg durch den Wald über das verwitterte Brüdchen nahm, das der angeschwollene Fluß jeden Augenblick mit gierigen Armen in die Tiefe zu reißen gewillt schien, und ihr Fuß in den wellen Blättern versank, deren Massensterben den Waldboden in eine Walfstatt veränderte, dann dünkte sie alles umher nur der verkörperte Klageschrei ihres verschmachtenden Herzens zu sein. Sie warf sich in der Waldbainsamkeit auf der kleinen Brücke nieder, umkrampfte das morsche Geländer, schlug sich an den Balken die Stirn fast blutig und schrie:

„Mein Heiland, hole mich zu Dir, — hole mich zu Dir, oder ich verfinke in der bodenlosen Glendstiefe!“

Ein Weilschen lag sie dann wohl regungslos und hartete auf Antwort. Aber nichts als der Wind ging durch die Luft, und das Rascheln sinkenden Laubes.

Das ging so fort, einen Tag, wie den anderen. Und jeder neue Tag verzehrte ein Stück von ihrer beider Leben. Dora's Antlitz ward zusehends schmäler, ihr Auge weltentrüfter, ihre Gestalt hinfälliger. Günther bemerkte das alles, und um sein Glend voll zu machen, dünkte sie ihn in ihrer Zerbrechlichkeit schöner, denn je. Er biß die Zähne aufeinander, damit kein verrätherisches Wort über seine innere Erregung ihnen entfliehe, — denn, wie der Engel vor dem Paradiese, stand während Tag und Nacht das Bild seines todten Knaben auf dem Wege, der zu seinem Weibe hinüberführte. Wie er ringen und kämpfen mochte, — nur um so mahrender hob jener das weiße Antlitz mit den stillen, leeren, bannenden Augen. Die Dual machte ihn schließlich krank. Sein Kopf hämmerte. Er fühlte sich fiebrisch und zerfchlagen an Körper und Geist.

Das Schlimmste aber war: je lauter das Leben seine Stimme allmählich wieder zu erheben begann, um so weniger wußte ihm dort draußen auf dem Friedhof sein stilles, kleines Grab zu sagen, wie lieblich es ihn bisher auch zu trösten verstanden hatte. Selbst bis an jenen Hugel verfolgte ihn Dora's Bild. Wo er ging, erstand ihr Antlitz, — aus den Herbstnebeln hob sich ihr Haar, — die ganze, schwankte Gestalt winkte ihm entgegen. O, des unseligen Morgens, an welchem ihm klar wurde, daß seine Sehnsucht nicht länger dem Toden, — daß sie allein der Lebenden galt! Seine Pulse flogen; in dunkler Rüste brannte sein Gesicht. Umsonst, daß er die Versuchung mit wehenden Armen von sich scheuchte: sie folgte ihm bis tief in die Wälder hinein. Auf Schritt und Tritt heftete sie sich an seine Sohlen. Wo er ging, wo er rastete: er sah, hörte und empfand nur Eines, — verbotene Muth nach seinem Weibe.

Schließlich verdoppelte er sein Tempo. Wie ein verfolgtes Bild brach er waldeln. Durch Wasserlachen und Pfützen, welche der langanhaltende Regen zurückgelassen hatte, stürmte er vorwärts. Die seuchsten Zweige spritzten ihm in's Gesicht, klatschend schlug das nasse Unterholz hinter ihm zusammen. Der morastige Boden wogte unter seinen Füßen.

Endlich gebot der Fluß ihm Halt. Denn dieser, in der Regenfluth lester Tage zum Riesen gewachsen, hatte das morsche Brüdlein, welches die einzige Verbindung zur Stadt bildete, truglich aus den Fugen gerissen und auf seinen starken Schultern hinabgetragen. So blieb Günther nichts anderes übrig, als denselben langen Weg zurück zu gehen, und halb gerädert, mit brennendem Kopf und versagenden Kräften kam er endlich zu Hause wieder an. Aber die Stunden einsamer Wanderung hatten einen Entschluß zur Reife gebracht: er mußte fort! Sobald, als möglich! In den nächsten Tagen schon! Vielleicht, daß ihm dereinst nach Jahren in der Fremde im blaffen Abendschein seines ausgebrannten Lebens eine Heimkehr beschieden sein mochte, die ohne Versuchung und darum ohne Reue war.

Sofort, nachdem er sich des Hutes und Mantels entledigt hatte, ging er, Dorothee aufzusuchen, um ihr seine Absicht mitzutheilen. Es galt, nicht zu zaudern.

Ihre Stube war leer. So öffnete er zögernd die nächste Thür. Sie führte in's Kinderzimmer. Und hier fand er die Gesuchte. Sie saß auf einer Bank vor der offenen Kommode, und um sie her am Boden lag allerhand Spielzeug verstreut: Bälle, Bücher, Soldaten, — was immer Gerhards Knabenherz zu beglücken vermocht hatte. Den Kopf in die Hand gestützt, schaute sie still auf des todten Lieblings Schätze.

Als ihr Mann hereintrat, stand sie auf. Augenscheinlich aber fand sie sich nicht so schnell in die Gegenwart zurück, denn der vertraumte Ausdruck blieb auf ihren Wienen. Auch spielte sie, während Günther sprach, gedankenverloren mit den Schleifen der Kinderjacke, die sie in den Händen hielt.

Er mühte sich, alles ruhig und sachgemäß auseinanderzusetzen, und sie hob nicht ein einziges Mal die Lider. Undurchdringlich lagen die dunkeln Wimpern auf ihren Wangen.

Als er schwieg, strich sie mit zitternden Fingern über die Stirn.

„Du willst fort?“ stammelte sie, fast, als habe sie seine Worte nicht begriffen.

Günther wiederholte in freundlicher Gelassenheit die sorgsam ausgegrübelten Lügen von dem wichtigen Brief und den eingetretenen Geschäfts-Schwierigkeiten, welche ihn zu unaufschiebbarer Rückreise nach Java nöthigten.

Ein sonderbarer Zug ging über ihr Gesicht.

„Du willst fort!“ wiederholte sie, während die Finger noch immer mechanisch mit dem Bande tändelten.

„Und so bald schon!“

Sie war bis in die Lippen erblaßt.

Aber er schien kaum weniger bleich.

„Es braucht ja nicht für lange zu sein,“ meinte er unsicher.

Sie hob den Blick.

„Warum suchst Du mich zu täuschen?“ fragte sie tonlos.

„Du weißt ja doch, daß es für immer ist.“

Er wich ihrem Auge aus.

„Woher sollte ich das wissen?“ sagte er ablenkend.

„Wer vermag in die Zukunft zu sehen?“

Sie erwiderte nichts. Nach einem Weilschen, währenddem er auf eine Antwort gewartet hatte, verließ er das Zimmer.

Dorothee ging zu ihrem Platz zurück. Das Mädchen legte sie, sorgsam geglättet, neben sich und faltete die Hände in den Schoß. Ganz ruhig saß sie da; nur daß sich ihre Augen schlossen, als blende sie ein unheimlich aufflammendes Licht, oder als fürchteten sie sich, in einen Abgrund zu blicken.

Er wollte fort! Die Stunde war also da, in der sie ihr großes Opfer bringen mußte. Sie hatte sie lange kommen sehen, und nun sie auf der Schwelle stand, war sie vorbereitet.

Er wollte fort. Sie trieb ihn von Haus und Hof, von Vaterland und Heimerde. Die Geschichte mit den Geschäfts-Schwierigkeiten hatte sie keine Minute geglaubt. Nein, sie allein jagte ihn davon, sie war sein Verhängniß, sie war der Mühlstein, der ihn in's Elend zog.

Wie jämmerlich hatte sie ihm Güte und Treue gelohnt! Sein einziges Kind, — sie tödtete es. Die Liebe zu ihr, — sie vergiftete sie. Den Jubel der Heimkehr, — sie erschrte ihn. Die Freude am Leben, — sie stahl sie ihm. Soll zum Ueberfließen war das Maß ihres Unrechts. Und darum war die Stunde gekommen, wo sie zur Sühne der Schuld ihr großes Opfer bringen mußte. Ihr Leben für das seine, — einen anderen Ausgleich gab es nicht.

Wie logisch sie heute denken konnte! Es war, als fänke ein Schleier nach dem anderen von ihren gramgetriebnen Sinnen, und sie vermochte den dunkelsten Daseinsfragen auf den Grund zu sehen.

War's etwa unverständlich, wenn nach alledem, was sie ihm zugesagt, Günther ihr stuchte? Wenn finstere Gedanken und verbotene Neigungen in ihm brüteten, — und wenn die Frucht derselben der sündige Wunsch war, von ihr befreit zu sein? Wer weiß, vielleicht ersehnte er ihren Tod. Es verlangte ihn, einen Strich unter sein verfehltes Dasein machen, ein neues beginnen, wieder ein Weib nehmen zu können, die ihm seines Herzens Leere füllte. O, und wenn das so war, wer war an dieser ganzen Kette höllengeborener Wünsche schuld, die seine Seele in die Verderbnis zerzte? Sie, sie allein! Darum war jetzt die Stunde da, in der sie zur Sühne dieser Schuld ihr großes Opfer bringen, in der sie sich selber aus dem Wege räumen mußte. Ihre Seligkeit für die seine, — einen anderen Ausgleich fand sie nicht.

Aber es war schwer! Fast wollte der Muth ihr sinken, trotzdem sie die Stunde lange schon hatte kommen sehen. Nicht, daß sie noch am Leben hing, — o nein, und käme der Tod zu ihr, sie würde ihn freudig begrüßen. Nur, daß sie zu ihm kommen, daß sie ihn suchen mußte, statt sich suchen zu lassen, das stritt wider alles, was gottgeboren in ihr war.

Sie rückte nun doch unruhig auf dem Bänkehen hin und her. Was alles schloß der Abschied von ihrer Seligkeit in sich.

Wie sich einem Ertrinkenden Bild um Bild seines Lebens vor das brechende Auge stellt, — so zogen die theuersten Erinnerung und süßesten Hoffnungen jetzt an ihrer ertrinkenden Seele vorüber.

Sie sah sich als Kind. Ueber ihr Bettchen geneigt stand die Mutter, und deren sanfte Finger fügten ihre kleinen Hände zum ersten Gebet ineinander. Was würde sie sagen, wenn sie bereinst aus dem tausendstimmigen Geheul und Zähneklapper der Hölle des eigenen Kindes Stimme herauserkennen mußte?

Sie sah sich als Confirmandin und später als Braut. Ihr ganzes Herz hatte sie dormalen zu des Heilands Füßen niedergelegt. Wie würde er nach ihr suchen, wenn all die Erlösten bereinst in weißen Kleidern vor ihm knieten, — und sie war nicht darunter?!

Ein Schauer überfiel Dorothee. Gewiß, das Opfer war groß. Ihrer Liebe stand kein größeres zu Gebote. Und das Schlimmste war: sie durfte nicht mehr beten.

Nie wieder beten! Jäh sprang sie empor. Dort, — der Spruch über der Kinder-Commode störte sie. Eigenhändig hatte sie ihn beim Einzug in dieses Haus dorthin geheftet. Von schwarzem Grunde schimmerten in Silberschrift die Worte „nur selig!“

Oft hatte der Spruch ihr Trost in's Herz gestrahlt. Aber jetzt drehte sie ihn nach der Wand. Sie konnte seinen Anblick nicht ertragen. Er warf ihren Muth zu Boden und knebelte ihn. Wie sollte sie es über sich gewinnen, unter dem Flammenzeichen seines Wortes das Opfer zu vollbringen? Die Furcht trotz ihr durch Mark und Bein. Kalte Schweißtropfen sammelten sich auf ihrer Stirn. Sie brach in die Kniee und schrie:

„Ich kann nicht, — kann nicht, — kann nicht!“

Aber dann sammelte sie sich und stand wieder auf.

Gewiß, sie konnte! Und sie wollte auch! Wozu sonst hatte sie sich wochenlang auf diese Stunde vorbereitet? Nur war die Ausführung des Opfers um so schwerer, als sie den

Tod auf ungezwungene Weise suchen mußte. Nie durften ihren Mann Zweifel an der Natürlichkeit desselben beschleichen. Es galt, aus freier Liebe einen Steg zu schlagen, der ihn mitten aus den Wassern der Trübsal an das Ufer ruhigen Glückes trug. Sah er, daß dieser Steg mit ihrem Herzblut zusammengeschweigt und aus den Trümmern ihres freiwillig in den Tod gegebenen Daseins gemimmert war, so betrat er ihn nicht. Ihr großes Opfer war dann werthlos. Der Einfaß ihrer Seligkeit brachte ihm dann hier und dort keinen Gewinn.

Schäfschen des Weihnachtsmarktes, — alles einen Dreier! Wie kann man Kinder zur Sparbarkeit erziehen ohne Dreier? Schade um das echte Kindermünzchen! Uebrigens spukt der Dreier als idealer Rechnungsfaktor noch in jedem Wädelkasten; wenn vier Semmeln jetzt zehn Pfennige kosten, so stellt diese letzte Summe nur vier verschleierte Kupferstücke alter Währung dar.

Mit der Markt-Umwälzung ging es bei uns viel schneller, als es conservative Schwarzseher prophezeit hatten. Jähe genug ist sonst das Volk im Festhalten alter Münzgeschichten; im alten weiland kursächsischen Kreise Torgau berechneten noch viele Landleute in den sechziger Jahren den Lohn fürs Gefinde nach Goldgülden. — Genug vom Gelde, die Geschichte ist zu ernsthaft, denn in Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf.

Die Mode, diese gewaltige, wunderliche Königin, die sich so gut wie die Presse für eine richtige Großmacht ausgeben darf, wirft verhältnismäßig nur wenige Stücke, und diese sehr langsam, in die geschichtliche Kumpellammer. Wir sind vor Keifrock und Krinoline so wenig, wie vor Pops und Chignon auch nur auf einige Jahrzehnte gesichert; kleine Kococo-Büchsen, mit Nischalz gefüllt, habe ich neuerdings vielfach mit anderen kleinen Rippen am Gürtel der Damen eingekerkert gesehen.

Unser Augenmerk, — es ist Zeit, daß wir nicht mehr um den Hauptern unseres Themas wie die Kage um den heißen Brei schleichen, — soll auf kleinere oder größere, wichtige oder auch nebensächliche Gegenstände gerichtet sein, die etwa seit einem halben Jahrhundert (so lange kann ich leider schon, ohne an meine Wiege zu stoßen, zurückdenken), hauptsächlich durch neue Erfindungen oder Entdeckungen außer Gebrauch gekommen sind, und deren Rückkehr ins Kulturleben durchaus unwahrscheinlich oder unmöglich erscheint. Und wir wollen dabei schlicht aneinanderreihen und auf jede Classification feierlich verzichten, denn in einer Kumpellammer ist man zu einem gewissen Grade von Unordnung schließlich berechtigt.

Zuerst schnell ein wahres Prachtstück: Die Lichtpustische und das zu ihr gehörige, blecherne Schiffschen, ihr Ruheplatz nach der Arbeit! Sollte man in der Reichshauptstadt im größten Geschäft für Haushaltungsstücke noch eine Lichtpustische, sollte man bei einem Universal-Seifenhändler noch ein richtiges Talglätt mit dem schönen, faserigen, qualmenden Dochte oder Dachte, wie man in einigen Provinzen sagt, um theures Geld ersehen können? Ja glaube es kaum.

Der russische Bauer und der Kosak müssen längst ihren Geschmack verändert haben, wenn sie einmal über die Grenze wölten, denn auf der Suche nach ihrem Leibgericht, den Talglättchen, müßten sie elendiglich umkommen. Mit welcher Würde und Wichtigkeit wurde Anno dazumal die Lichtpustische gehandhabt, nur für erwachsene und wohlgeschulte Personen, für den Hausherrn in Sonderheit und die Hausfrau war das Ding vorhanden, — ein Herrschafts-Scepter, — Kinder galten bei der ihnen verbotenen Schere für untauglich, denn sie wollten spielen und tockeln, gebrauchten die Schere zu oft oder zu selten, pusteten und schnäpften zu hoch oder zu tief, daß der Räuber stehen blieb oder das Licht ausging. Und welche Kunstgebilde von Lichtpustischen wurden geliefert? Türkentöpfe, Schlangenkieser, Krokodilstrachen, Storch- und Kranichschmäbel fand man in buntem Wechsel, und dazu schön eingravirte Sinnprüche die Fülle. Unwiederbringlich dahin! Dahin mit dem Talglätt! Letzteres bildete im Jahre 1863, als ich im Herbstmänner von einem Bauernhof zum andern zog, ebenso im folgenden Jahre während des deutsch-dänischen Krieges noch die normale Abendbeleuchtung. Die sonst zähen Schleswiger Bauersteute waren gar nicht sparsam, sondern sehr splendid mit dieser Lieferung; sie bereiteten diese Lichte in ihren Gehöften selbst zu, in eigenthümlich geformten Zinn-Apparaten, und fette Schöpfe und Schafe gab's ja genug bei dem verlassenem Bruderstamm. Freilich, die Lichtpustische fehlte häufig genug, die halbnassen Daumen und Zeigefinger der Hausfrau pflegten selbige in friedlichen Zeiten zu erziehen. Mein Vursche verstand sich auch leidlich auf die Kunst. In solchen Bauernstuben giebt es bei Käsehärdern und anderen Sachen allerlei unentwirrbare Gerüche, denn der Bauer ist der geschworene Feind alles Lüftens. Oft genug habe ich beim Schlafengehen meinem Vurschen, wenn er das Licht à la Hausfrau auslöschten wollte, zugerufen: „Fritze! Nur blasen! ruhig qualmen und glöhen lassen! Man weiß doch wenigstens, was man riecht.“

An keiner Stelle vielleicht sind die Reformen und hoffentlich die Fortschritte so in die Augen fallend, als bei der Beleuchtung. Ich kenne zum Ausgang der sechziger Jahre bei den Ackerbürgern einer kleinen Provinzialstadt noch den Kienstapfen am kleinen Kamin als Leuchtkörper; freilich war das ein mehr trauriges als trauliches Halb-, — nein Fünffachtelbündel. Auch kostbares Material sah ich im Nachbarbaue zur Beleuchtung verbrauchen, die Hausfrau füllte dort nämlich eine höchst primitive Zinnlampe, indem sie aus einer Steintraube mit einem Blechlöffel gutes Gänsefett auf den Docht schöpft.

Die Augen sind unser anspruchsvollstes Organ geworden; bei einer rüblgespeisten Lampe mag jetzt kein Handwerker mehr arbeiten, und wie stolz blühte man früher auf eine Stobwasser'sche Moderaturlampe? Die edle Wachskerze allein behauptet immer noch hier und da ihren alten vornehmen Platz, — sonst Strumpflügllicht und elektrische Birne!

Wir sind etwas weit von unserer Lichtpustische abgekommen, aber so wenig wir uns an Ordnung binden wollen, so wenig liegt Gleichmäßigkeit in der Länge bei Behandlung unserer Kabinetts-Stücke in unserem Programm; mag man getrost die Schreibart hier mit einem schwachen Vater, dort mit einer Stiefmutter vergleichen.

Aber nun eile, meine Feder, zur Feder! Zur wirklichen Gänsefettfeder, die auch bereits der Geschichte angehört. Mein alter Lehrer Ise schmitt sich und uns noch diese Federn, als ich mit Tinte schreiben lernte, aber schon nach eines Jahres Frist hörte das auf. Die Herrschaft der Stahlfeder hatte begonnen, der Gänsefett fuchtete sich in Genre-Bilder, wo er noch in der Hand eines alten Volksschulmeisters oder eines Registrators mit Schreibarmeln gefunden wird.

Eine unbedingte Nothwendigkeit war dieser Wechsel, wer sollte



Fürstin Marie zu Hohenlohe-Schillingsfürst. Siehe den Artikel auf Seite 24.

Daher galt es, findig zu sein. Acht Tage nur blieben ihr Zeit. Traß sie bis dahin nicht Mittel und Wege, so war's zu spät. Nach Ablauf dieser Frist trug sein Schiff ihn vom Strande, und zwischen ihn und das Ufer seines Glückes legte sich das unendliche Meer.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Kleine historische Rumpellammer.

Von W. Koelbchen.

In Irrthümer zu vermeiden, wie der vorsichtige Gastwirth sagt, wollen wir den Titel etwas näher beleuchten und vor allem hübsch einschränken. Alles was wohl geordnet in ein richtiges historisches Museum gehört oder daran erinnern kann, ist zunächst ausgeschlossen; wie sollten wir sonst fertig werden? Daß der heutige Hinterlader den Vorderlader verdrängt hat, daß statt der alten glatten Kartautonen und Scharfmeßen jetzt gezogene Geschütze wohl durchweg im Gebrauch sind, daß schon früher die todbringende Kugel den Bolzen der Armbrust und den Pfeil des Bogens ablöste, wollen wir hier nicht weiter betrachten; ebensowenig mögen wir eine Pfahlbau-Ansiedlung mit unserm heutigen Dorfe vergleichen. Zu weit-schichtig und zu gelehrt für uns!

Verlockender wäre schon ein kleiner Streifzug in eine Geldstück-Sammlung, um mich gemeinverständlich auszudrücken, in ein numismatisches Cabinet, derweil wir selbst eine gewaltige Münzumwälzung in unserem lieben deutschen Vaterlande mit durchgemacht haben, und auf die letzte Hälfte unseres Jahrhunderts kommt es mir just an. Man hat uns ja den Thaler noch gelassen mit Rücksicht auf die heranwachsende Jugend, bei deren Pfänderspielen das alte ehrwürdige Geldstück als Wanderer geradezu unentbehrlich ist. Man versuche nur einmal zu singen: „Fünfstück, Fünfstück, du sollst wandern — von dem einen zu dem andern,“ eine neue Melodie wird nöthig, an die man sich erst gewöhnen muß. Wo ist aber der Zwölfsthaler geblieben, das weltberühmte Zweigroschen-Stück, des Hausknechts Silberbild? Es giebt noch fanatische Anhänger des alten Systems, die dem Hausknecht noch fünfundsiebzig richtig abgezählte Pfennige verabsolgen, die meisten Seber variiren zwischen zwanzig und dreißig Reichspfennigen; leider ist über den wichtigen Punkt, ob die Interessenten besser oder schlechter gegen früher fahren, noch keine amtliche Enquête eingeleitet. Es wäre wirklich Zeit für den Reichstag mit einem Antrag, mindestens einer Anfrage.

Und der Dreier, diese wahre Einheitsmünze des Aram-, Schan- und Raschmarktes? Einmal Karussell-Jahren, ein Scheibenschuß, ein Stück von dem absolut honigfreien Honigtuchen, das



Jan Arny-Jesin Kopecký 1894

ABRENTAMOUR

Heber Berg und Thal. Nach dem Gemälde von Jaroslav Vesln. — Siehe Seite 24.

in unserer hastigen und dabei schreibseligen Zeit noch die Federn schneiden? Wann und von wem eigentlich die siegreiche Concurrentin der Gänsefeder erfunden ist, habe ich nicht in Erfahrung bringen können (der große Unbekannte tröste sich mit dem Erfinder des Fahrrads, dem auch noch kein Nationaldenkmal gesetzt ist), allgemein wird Birmingham als der erste Ort genannt, an dem die heutige Stahlfeder fabricirt wurde. Die Bogelschreibfeder, — einige legen sogar auf Klaven- oder Krähen-Abstammung Gewicht, — gehörte eben in die ruhige alte Zeit; wie bedächtig ging es bei den Zuspitzen her; und dann die gewichtige Prüfung auf dem Fingernagel!

Wo bleiben aber jetzt nur die vielen überflüssigen Gänsefedern? Zahnstocher werden meistens daraus gemacht, große Gasthofsbesitzer und edle Weinhäuser lassen darauf als Reclame ihre Firma feinst einbrennen.

Noch fühlst Du Dich sicher, Du bläuliche oder weiß vernidelte Stahlfeder, als Herrscherin von Tinte und Schreibzeug, aber sei nicht zu übermüthig! Nicht die schüchternen Versuche, Dich durch Horn oder Hartgummi zu erheben, können Dir gefährlich werden; aber wenn durch die Riesenunde in den schneigen Goldfeldern Alaska das Gold auf ein Reithilf seines heutigen Preises sinkt, dann kommt vielleicht die Concurrrenz. Der reiche Mann mit der goldgefüllten Börse schreibt jetzt schon mit der ewig gefüllten Goldfeder, die nach den Anpreisungen mindestens ein Menschenalter aushält und von dem Schreibegreis noch auf Kindeskinde vererbt werden kann.

Wieder zum anderen, — eine Reliquie aus meinem Berufsbandwerkszeug (ich habe nämlich vor grauer Zeit durch einige Prüfungen die Berechtigung erworben, mich Doctor und Arzt zu nennen), die Charpie! Die Sprachreimiger haben zu spät das gute deutsche Wort Zupflinnen dafür entdeckt und in Vorschlag gebracht; wer spricht noch davon, wer denkt noch daran, seit die Mikroben auch in jedem Laientopfe ihren fest begründeten Wohnsitz haben? In die Kumpelkammer mit allen Charpie-Ballen, und dann Carbonsäure mecrartig darüber! Jedes anti-, nein aseptische Gemüth erschauert bei dem Gedanken an Zupflinnen, welches den alten, sadenscheinigen Taschen-, Hand- und Betttüchern entsproß; ein junger aseptisch-waschwechter Colleague muß einfach sofort Gänsehaut bekommen, wenn er sich eine Gruppe von Charpie-Zupferinnen vor Augen stellt. Und wieder einmal ein Beweis, daß Entdeckungen wie die Lister'sche mit ihrer Charpie-Vernichtung nach mehreren Richtungen hin rechtzeitig kommen! Früher ging's mit den Kriegen etwas langsamer, man konnte nicht in ein paar Tagen ein Armeecorps von der Weichsel an den Rhein befördern, auch die Zahl der Krieger war winzig gegen die heutige. Mutter und Töchter setzten sich also nach der Kriegserklärung in Familienkreisen zum Charpie-Zupfen zusammen, ein guter Redefaden begleitete die Fäden, auch wohl manch herzlicher Seufzer und Gruß an die marschierenden Väter, Gatten, Söhne und Brüder. Bis zur ersten Schlacht waren denn auch genügende Charpie-Ballen vorrätzig und zur Stelle, — es wäre böß um unsere Soldaten 1870/71 bestellt gewesen, hätte man sich auf das historische Zupflinnen verlassen müssen.

Nun muß ich aber durchaus ein Stück aus der nothleidenden Landwirtschaft bringen, denn erstens wohne ich selbst auf dem Lande, zweitens habe ich für allerlei Noth ein sehr mißfühlendes Herz. Uebrigens kann ich als landwirtschaftlicher Laie durchaus nicht nachweisen, ob und wie die besagte Nothlage mit der Wanderung dieses Stückes in die historische Kumpelkammer zusammenhängt. Der Pflug wird jetzt wesentlich nur noch als frästriges Scheltwort gebraucht, der eigentliche, der Dreschpflug, ist auch im kleinsten Dorfe durch die Maschine ersetzt. Das patriarchale Wesen leidet ja unvermeidlich bei dem vielen Dampf, man dürfte wohl von diesem Standpunkte aus behaupten, daß der Großgrundbesitzer seine Drescher nicht mehr den ganzen Winter hindurch beschäftigen kann; er braucht im Winter weniger, im Sommer mehr Leute, vielleicht hängt damit die Sachsendüngerei, der Zugzug sommerlicher Kräfte aus den Ost-Provinzen, sehr lebhaft zusammen. Doch bescheiden wir uns als Nichtnational-Ökonomen! Mir thut das Schwinden des Dreschpfluges in gemüthlicher Weise leid; ich habe es immer gern gehört und gesehen, wenn ein halbes Duzend geschickter Menschen auf der Tenne drohst. Ein hübsches Winterbild! Da kam, trotz der weiten Schwingungen, kein Pflug dem anderen in die Quere, und das Klappen der glatten Föhler war mir ein angenehmes Geräusch, als jetzt das zitternde Schurren der Räder und Treibriemen. Und dann die lustigen Späßen, die so froh und froh vor der Tenne in ganzen Scharen hockten und piepsten, auf ihren Beuteantheil lauerten und bei jedem scheuernden Auf höchstens für eine Minute aufs Nachbardach verschwanden. Nun, — ein richtiger Spaß sieht schon zu, wo er bleibt, Jochen verhungert nicht und räubert sich durch, aber ein Stückchen Poesie ist verdampft. Freilich der Erdgeist in seinem Schaffen am saujenden Webstuhl der Zeit kann sich nicht darum kümmern, ob das Schurren der Spulen allemal den Ohren einzelner Menschenkinde behaglich klingt.

Von den wirklichen Schlüsseln, — „wirklich“ soll hier der Gegensatz sein zu dem Paß- und Violin-Schlüssel der Zonichnungen, wie auch zu dem Schlüssel für geheimnißvolle Chiffre-Depeschen, — wird nun auch bald der größte und der kleinste der Vergangenheit angehören: der Haus- und der Taschenuhr-Schlüssel. Was man heute noch Hauschlüssel nennt, verdient den Namen kaum. Wie wehmüthig brummt schon Herr Hummel in Freitag's „Verlorener Handschrift“ seine Klage aus über den Niedergang des echten deutschen Bürgerthums, den er mit dem mangelnden oder mangelhaften Hauschlüssel in Verbindung bringt. Ja! er gab eine gewisse freudige Zuversicht, war zur Noth Schutz- und Truppswaffe, dieser antike, gewichtige Hauschlüssel, den der vorsichtige Student bereits beim Morgenkaffee zu sich steckte; Herr Hummel will nichts wissen von den forstzieherartigen Gebilden, mit denen man die Thüren aufdreht; wenn der alte, würdige Filzbut-Fabrikant noch unsere Aluminium-Drücker kennen gelernt hätte, er würde noch viel tiefer und erregter das dicke Haupt geschüttelt haben.

Ich selbst gehöre immer noch zu den altmodischen Leuten, die keine Remontoir-Uhr besitzen, und kann mich nicht entschließen, meine alte brave Uhr, die ich bereits drei und ein halbes Jahrzehnt durchs Leben und vielerlei Weidentaschen getragen habe, undankbar abzuhalfen; ich habe ja bisher noch immer leidlich gewußt, was die Glode geschlagen hat. Auf der Metallplatte, welche unter dem dicken Kländendeckel meiner Uhr liegt, da wo die Stifte zum Aufziehen und Stellen emporgragen, sind vielerlei Schrammen, Kraper und Risse zu sehen, — eine höchst merkwürdige Runenschrift von den Abenden, wo mangelhafte

Beleuchtung oder vielleicht eine gewisse Trübung der augenblicklichen Sehschärfe das Uhrschlüsselloch nicht gleich finden ließen, sodas eben der Schlüssel schrammen mußte. Und eine solch lehrreiche Warnungstafel aus der Jugendzeit sollte ich mir nicht allabendlich vor Augen stellen? Nein, keine Undankbarkeit gegen jene fröhlichen, duftigen, jugendlichen Nachstunden! Und wenn meine Uhrschlüssel-Sammlung, die wahrhaftig nicht klein ist, noch mehr anwächst, weil ich bei jeder Reise das kleine Ding gewissenhaft vergeße, ich bleibe bei meiner alten Uhr. Vor meiner Familie kann ich's verantworten, ohne für einen Verschwender zu gelten, denn ich kaufe nur Ware für zehn Reichspennige; den einzigen güldenen Uhrschlüssel, ein Geschenk meiner guten Frau, habe ich natürlich als Verloren verloren und inständig gebeten, den Verlust an keinem Geburtstag zu ersehen. Sollten in einiger Zeit die Museen um die kleinen vorweltlichen Dingchen in Verlegenheit kommen, ich kann fürs Vaterland Rath schaffen.

Mit einem Zukunftsblick, der einem vierbeinigen Lebewesen gilt, möchte ich schließen. Wie lange wird es noch dauern, bis man in einem historischen Museum ein ausgestopptes Reispferd mit vollem Riemen- und Sattelzeug zeigt? Eine Erinnerung an die heute noch nicht ganz überwundene Centaurenzeit der Menschheit! Das Fahrrad wird dem Reispferd bald den Garaus machen, dafür bürgen die Siege von Palensee. Als zu Paris neulich im Bois de Boulogne ein einfacher Reiter harmlos einhertrabte, rief man ihm tausendstimmig erstaunt aus entrüsteten Radfahrerkreisen nach: „Voilà un cheval, un cheval de selle!“

Kochkunst verboten.

Die Frau im modernen Schauspiel.

Von Adolf Bartels.

Seit alten Zeiten ist es das Drama gewesen, das die typischen Frauengestalten eines Volkes am lebendigsten verkörpert hat, und wenn wir uns heute die reinsten und edelsten, die gewaltigsten und frevelhaftesten Naturen des weiblichen Geschlechts vorstellen wollen, so denken wir seltener an die Gestalten der Geschichte, als an die der dramatischen Dichtung. Iphigenie und Antigone, Elektra und Medea, das sind uns die charakteristischen Griechinnen; die Römerinnen, wie Volumnia und Porcia, auch Kleopatra sehen wir gern im Spiegel Shakespearescher Dichtung, desgleichen die zarten und lieblichen, wie die hohen und stolzen Mädchen und Frauen Alt-Englands; die Franzosen endlich, das Theatervolk par excellence, haben uns gar eine fast völlig lüdenlose Galerie ihrer Frauengestalten von den Tagen Richelieu's bis auf die Gegenwart geliefert. So glücklich, eine solche in unserem Drama zu besitzen, sind wir Deutschen nun zwar nicht, aber doch hat uns unser größter Dichter den ureigenen deutschen Mädchen-Typus in reinster Verkörperung gegeben, sodas unsere Nachbarn wohl noch heute von Deutschland als dem „pays de Grothchen“ reden, und ferner hat Schiller, wenn auch nicht die tiefste Natur, so doch viel vom Geiste der deutschen Frau im klassischen Zeitalter dargestellt. Echt deutsche Gestalten sind wohl auch Kleist's Käthchen, die Genoveva, die Alara und die Agnes Bernauer wie die Arimbild Hebbel's, und wenigstens die früheren Heldinnen Wagner's können wir für unser Volk in Anspruch nehmen. So ist jede echt dramatische Literatur, — ich erwähne nachträglich noch die indische und die spanische, — an hehren Frauen-Typen reich, und das Drama kann daher auch ein wichtiges Mittel werden, den Charakter der Frauen eines Volkes und einer Zeit kennen zu lernen; es ist eben seine Natur, das Zufällige so viel wie möglich zu entfernen und das Wesentliche herauszuarbeiten. Und so wäre wohl auch aus dem Drama der Gegenwart ein Bild der Frau der Gegenwart zu gewinnen?

Da ist nun freilich von vornherein zu bemerken, das typische und zugleich voll lebenswahr, für ein ganzes Volk charakteristische Gestalten doch eigentlich nur das hohe Drama, das Drama der größten Dichter liefert, das die dramatische Durchschnittsliteratur einer Zeit eben auch nur Zeit-Typen, ja oft nur einzelne Züge, aus denen man sich die Zeit-Typen zusammensetzen kann, ergibt. Gerade die Franzosen, die immer eine gute dramatische Durchschnittsliteratur, doch wenig Genies unter ihren Dichtern hatten, besitzen jene die ganze Nation repräsentirenden, hohen und ewigen Typen der Frau nicht, dagegen allerdings unzählige vor treffliche Zeit-Typen, von den als Römerinnen verkleideten großen Damen der Fronde in den Stücken Corneille's bis zur mondänen Pariserin, während wir Deutschen umgekehrt die hohen Gestalten besitzen, die Zeitgestalten aber nicht, oder doch nur unvollkommen. Es sind das Lustspiel, und neuerdings das Schauspiel, die die Zeit-Typen zu liefern haben, und namentlich das erstere ist bei uns ja kaum je zu wirklicher Mäthe gelangt. Untersuchen wollen wir unsere Komedie und Bauernfeld, selbst unsere Benedix und Moser darum doch nicht; geben sie kein Gesamtbild der Frauen ihrer Zeit, so doch manche lebenswahren Züge, und mit Zuhilfenahme des gleichzeitigen Romans lassen sich dann doch immer hübsche Frauen-Studien machen. Fast völlig wertlos in dieser Hinsicht sind die Stücke der die siebziger und achtziger Jahre beherrschenden Bühnen-Schriftsteller, Lindau, Blumen-thal u. s. w., sie waren völlig von den Franzosen abhängig, nur das sie viel zahlreicher auftraten als diese, und wo sie etwas „Deutschen“ bedurften, entnahmen sie das dem conventionellen Bühnen-Figurespiel. Gegen sie erhob sich dann in Deutschland ein Sturm und Drang der Jugend, der ihre Bedeutung vollständig und zum Theil auch den Einfluß der Franzosen vernichtete. An deren Stelle aber trat Ibsen.

Wer ein Bild der modernen Frau aus der modernen dramatischen Literatur gewinnen will, ist in der That vornehmlich auf Ibsen angewiesen. Zwar können wir uns nicht verhehlen, das von seinen Gestalten die früheren aus spezifisch norwegischen Verhältnissen herauswachsen, so das sie nicht ohne weiteres allgemein gültige Typen der modernen Frau sind, während die späteren weniger dem Leben, als einer reinen Phantasie-Welt entstammen, die sich der Dichter mehr oder minder bewußt geschaffen, um in ihr die Lösungen moderner Fragen zu finden, die das Leben nicht gut geben kann. Ohne Zweifel spielt aber in Ibsen's Dramen die Frau eine verhältnismäßig viel größere Rolle, als bei irgend einem anderen modernen Dichter, und der Norweger ist auch ein gewaltiger Durchdringer der Frauennatur, hat für das, was die moderne Frau ist und

erstrebt, den schärfsten Blick, das tiefste Verständnis, die stärkste Sympathie. So tritt uns aus seinen Werken eine ganze Reihe wirklicher Gestalten entgegen, die auf alle Fälle unsere höchste Aufmerksamkeit beanspruchen dürfen, allerdings meist problematische Naturen, — aber gerade diese sind wohl auch für die Gegenwart charakteristisch. Seine europäische Berühmtheit hat Ibsen mit der „Nora“ erlangt, die bei uns in Deutschland im Jahre 1880 zuerst bekannt wurde. Schon vorher, in den „Stützen der Gesellschaft“, hatte der Dichter in der „Amerikanerin Dina Dorn“ einen freien, ganz auf sich selbst gestellten Frauen-Charakter gezeichnet, jetzt stellte er in der „Nora“ oder, wie der bezeichnendere Titel lautet, im „Puppenheim“ den ganzen Proceß der Freimachung (Emancipation) der Frau dar, die Entwicklung vom sogenannten child-wife zu der ihrer Menschenrechte sich bewußt gewordenen Frau. Es ist hier nicht nöthig, auf die Gestalt der Nora näher einzugehen, sie ist jedermann bekannt; man hat mit Recht bemerkt, das ihre Entwicklung nicht ohne psychologische Gewaltthaten vor sich gehe, und der Schluß, das Verlassen — nicht des Mannes, aber der Kinder wird den meisten Leserinnen des Dramas immer unersichtlich, je unendlich erscheinen, wie denn das ganze Stück im Grunde nur ein erster Akt ist. Dennoch kann nicht energisch genug betont werden, das der dem Werke zu Grunde liegende Conflict zwischen Mann und Frau ein natürlicher, kein gemachter ist, das das Herausstreben der Frau aus dem „Puppenheim“ eine berechtigte Zeitbewegung darstellt, das das Verlangen der Frau selbst und durch sich selbst, nicht bloß durch den Gatten etwas zu sein, auf die Dauer nicht unterdrückt werden kann. Freilich es werden nie alle Frauennaturen dieses Verlangen haben, wie denn ja auch nur wenige Männer nach selbständiger Auffassung von Welt und Leben ringen, die meisten sich mit den landläufigen Anschauungen begnügen. Um die Rolle, die „Nora“ in der Frauenbewegung gespielt hat und noch spielt, festzustellen, bedürfte es einer genaueren Untersuchung, die muß es genügen, zu constatiren, das sie vielfach für den Typus der modernen Frau gehalten worden ist, wohl mit Unrecht, das aber doch viele Frauen Ursache hatten und noch haben, den von ihr geführten oder doch begonnenen Kampf sympathisch gegenüberzutreten.

Frau Helene Alving in den „Geipenstern“, die Mutter des unglücklichen Oswald Alving, steht insofern im Gegensatz zu Nora, als sie in einer wirklich unglücklichen Ehe ausbalt freilich erst, nachdem ihr Jugendgeliebter ihr Pflichtgefühl gestärkt, und dann ihres Sohnes wegen. Aber wiederum ist es auch die Fortsetzung der Nora, da sie die selbständige, in sie gefestigte Weltanschauung besitzt, die zu gewinnener Nora angeht. Glücklich macht diese stark radical gerathene Weltanschauung allerdings nicht, und so sehen wir denn die meisten der späteren Frauengestalten Ibsen's wieder hinausstreben an der schneidend kalten Winterwelt, in der die nackten, alle Illusionen tödtenden Gedanken herrschen, wieder das „Wunderbar“ verlangen, von dem auch Nora redet, und ohne das die Frau nun einmal nicht leben zu können scheint. Da finden wir nun bei Ibsen zwei verschiedene Typen der modernen Frau, die mit ungebrochener, und die mit gebrochener Willenskraft, — hypnotisirende und hypnotisirte, könnte man beinahe sagen, — und je, — nachdem der Wille vorherrückt oder nicht, entwickelt ist auch das Problem. Beketta in „Rosmersholm“ ist die räuberähnliche Willensnatur, die vor keinem Mittel zurückschreckt, um an ihren Platz zu gelangen; das Stück aber zeigt, auch eine solche durch das Willen, dem ein wahrhaft vornehm Mann den Stempel ausprägt, nach und nach gezähmt werden kann. Ellida Wangel, die „Frau vom Meer“, steht völlig in der Banne eines fremden Willens; als man sie aber frei gibt, vermag sie doch selbständig das Rechte und Gute zu wählen. Hedda Gabler, die einzige Aristokratin der Ibsen'schen Dramen, — das alte Bauernland Norwegen weist sonst nur das, was wir Honoratioren nennen, auf, — nennt sich selbst feig, und sie ist es, obgleich sie doch den perversen Willen hat, den geliebte Mann, den sie nicht besitzen kann, auf ganz gemeine Weise zu den Tod zu treiben. Dagegen hat Hilda Wangel („Baumeister's Sohn“) wieder die Wolfsnatur, und in Rita Almers („Aften Eynolf“) lebt ein gewaltiges Begehren nach sinnlicher Lebensschönheit, während Ella Renthelm („John Gabriel Borkmann“) zu den entsagenden Naturen gehört, wenn sie auch nicht gerade schwächlich ist. Alle diese Frauengestalten Ibsen's sind nun noch weniger allgemein gültige Typen der modernen Frau als Nora und Helene Alving, auch mit dem Schlagworte „Ausnahmestaturen“ bezeichnet man sie kaum richtig, sie sind in der Hauptsache phantastische Schöpfungen eines zugleich überspannten und grübelnden Dichtergehirns, und es ist nichts falscher, je verderblicher, als sie, wie es wohl geschieht, als Vorbildlich hinzustellen, beispielsweise Hedda Gabler als die Vertreterin einer freieren, kühneren Sittlichkeit, eines in Heiterkeit und Schönheit tapfer lebenden, schroffen Idealismus. Aber in irgend einer Beziehung hängen die Gestalten Ibsen's doch in der Regel mit dem Leben zusammen, — ganz abgesehen davon, das sie sehr bestimmt in die Wirklichkeit der norwegischen guten Gesellschaft hineingesezt sind, — irgendwie sind seine Probleme doch nicht bloß interessant, sondern auch für das moderne Frauenleben bedeutsam. Wenn z. B. Ellida Wangel die Seinsucht nach dem großen, freien Meer in der Seele trägt und an der lauen, trägen Fluth des binnenländischen Fjords zu verflümmern fürchtet, so ist sie mit mancher weiblichen Natur, die die Ehe in eine ihr unangemessene Atmosphäre gebracht hat in gleicher Lage, und Rettung bringt hier wie dort allein die freie Entschluß, das Leben, wie es sich nun einmal gestaltet hat, auf sich zu nehmen, sich zu acclimatiren; auch die ungewöhnlich starke Abhängigkeit gewisser Frauen von einem Erlebniß der Vergangenheit kann man hier verkörpert finden. Hedda Gabler ist gewiß kein Charakter, der besondere Sympathie erwecken kann, aber in wie mancher Seele wohnt, wie in den übrigen, der Ekel vor dem Dasein in der Conventienz, die Seinsucht nach einem thatenfreudigen Leben. Wenn Rita Almers ihren verkrüppelten Sohn, der ihr die Liebe ihres Mannes raubt, todt wünscht, so ist das gewiß Unnatur oder Schlimmeres, aber doch giebt es Frauen genug, deren Liebe zu ihrem Mann von geradezu verzehrender Gewalt ist, die auch nicht einen Winkel seines Dergens anderen Menschen oder Dingen gönnen. Man kann sagen, keine Ibsen'sche Frauengestalt ist normal, keine ist das Portrait eines wirklichen Wesens, aber etwas ist freilich in ihnen, was sie wie Fleisch von unserem Fleische und Blut von unserem Blute erscheinen läßt; daher vermögen sie auch einen starken, wenn auch meist unheimlichen Eindruck zu erzeugen. Es sind alles starke, abenteuerliche Gestalten, und

Ihr norwegisches Milieu, das von der Lage am großen Weltmeer mit bestimmt wird, gleichsam etwas Amerikanisches hat und dabei doch alle Befindlichkeiten der Kleinstadt-Misere aufweist, macht sie uns Deutschen noch fremder, von dem gesuchten Symbolismus der späteren Dramen, der in das harmloseste Wort einen tiefen Sinn zu legen strebt, gar nicht zu reden; dennoch fühlen wir, daß in Ibsen's Gestalten etwas nach dem Lichte ringt, was in hundert modernen Frauen schlummert, daß hier Gedanken und Empfindungen laut werden, die mit dem besonderen Leben des weiblichen Geschlechts eng verknüpft sind. Wir gehen nicht so weit, in dem norwegischen Dichter einen Träger der Zukunft zu sehen, einen Propheten, der die Dinge verkündet, die da kommen werden, wir verweisen keinen Augenblick, daß Phantasterei und geistreiche Willkür in allen seinen Dramen mehr als billig vertreten sind, aber ein großer Frauenkundiger und Herzenskinder ist er doch, und die gewaltige Gährung, die in das Geistes- und Gemüthsleben der modernen Frau gekommen ist, hat er doch wohl am besten von allen modernen Dichtern darzustellen vermocht.

Neben Ibsen wollen zwei andere nordische Dichter, Björnson und Strindberg, für uns nicht viel bedeuten, obgleich ersterer im „Handschuh“ eine bestimmte moderne Forderung energisch genug betont, letzterer fast in der ganzen Reihe seiner Werke das Unheimliche der Frauennatur mit unheimlicher analytischer Kunst darzustellen gestrebt hat. Auch über die romanischen Dramatiker, die sich mit der modernen Frau befaßt haben, können wir kurz hinweggehen, — alle die neueren französischen, italienischen, spanischen Verfassungen kommen ihrem Volks-Charakter gemäß von den alten Ehebruchs- und Demimonde-Themen nicht los, wenn sie vielleicht auch besser beobachtete Gestalten bringen, als Dumas fils und Sardou. Wenn wir uns dann zu den modernen deutschen Dichtern wenden, so sehen wir sie zunächst wesentlich unter dem Einfluß Ibsen's stehen, Sudermann, wie Gerhart Hauptmann haben ihm direct ihre Probleme, ja ihre Gestalten entlehnt. Wer findet nicht in der Magda Sudermann's Ibsen's Nora wieder, wer nicht in dem Problem des „Glück im Winkel“ das der „Frau vom Meer“? Und Hauptmann's „Friedensfest“ hat genau die Atmosphäre der „Gespensier“, seine „Einsame Menschen“ erinnern innig an „Rosmersholm“. Allerdings streben beide deutsche Dichter darnach, deutsche Verhältnisse, deutsche Menschen zu geben, und bis zu einem bestimmten Grade ist ihnen das wohl auch gelungen, — typische deutsche Verhältnisse, typische deutsche Menschen haben sie bisher jedoch noch nicht zu schaffen vermocht, die deutsche Frau der Gegenwart, ihr Wesen und ihr Streben, ist im modernen deutschen Drama bis jetzt keineswegs hinreichend ver- körperlicht.

Sudermann gilt heute nur noch als routinierter Bühnen-Schriftsteller, nicht mehr als Dichter, gewiß nicht mit Unrecht. Doch hat er eine Reihe weiblicher Gestalten geschaffen, zu der sich die Urbilder in der Gesellschaft am Ende finden lassen. Seine beste Schöpfung, die nativ-verborgene Alma in der „Ehre“, gehört freilich nicht zur Gesellschaft, und die Leonore in diesem Stück bleibt völlig schattenhaft, aber schon in „Sodom's Ende“ treffen wir auf Gestalten, die uns in gewissen Gesellschafts-schichten begegnen, auf Frau Adah Barzinowitsch, „ganz Werden und Eitelkeit“, und ihre Nichte Kitty, deren „Phantasie schon ganz hübsch angefrischt ist“. Vertreterinnen der deutschen Frauen sind diese beiden jedoch nicht, sie gehören zu der ziemlich bedenklichen internationalen Gesellschaft, die sich in allen Großstädten der Welt findet. Dann Magda in der „Heimat“! Sie ist oft genug als Vertreterin der modernen Frau hingestellt worden, selbst von deutschen Professoren der Kunst- und der Literatur-Geschichte. „Daß hier ein tief in das Leben eines jeden einzelnen von uns, die wir Glieder der in schweren Rhythmen freihängenden Gesellschaft unserer Tage sind, direct oder indirect eingreifendes Problem mit dem ganzen Ernst und der ganzen Wucht einer aus schweren inneren Kämpfen geborenen Ueberzeugung zu machtvoller künstlerischer Gestaltung gekommen ist, darüber können unter Unbefangenen zweierlei Meinungen wohl nicht bestehen,“ meinte der eine, und der andere sagt: „Magda vertritt gegenüber den engen, starrsinnigen Forderungen der anständigen bürgerlichen Moral das Recht des starken, genießenden, durch Schmerz und Schuld müthig hindurchgehenden, der Kraft der eigenen Individualität läßt vertrauenden Sich-auslebens.“ Ich bin aber der Ansicht, daß die deutschen Frauen, auch die starken Individualitäten unter ihnen, sich diese Vertreterin mit ihrem „Io sono Io“ energisch verbitten werden. Gewiß ist an Magda gesündigt worden, und die Forderungen, die ihr Vater an sie stellt, sind durchaus unberechtigt, da er keine seiner Pflichten erfüllt hat, aber andererseits ist Magda durch ihren Entwicklungsgang zwar eine große Sängerin, aber als weibliche Individualität auch gar nichts, absolut gar nichts geworden (denn die paar modernen Phrasen zählen doch nicht), und das Recht, das sie verlangt, läuft im Grunde doch nur darauf hinaus, ihren Liebhaber beliebig oft wechseln zu dürfen. Nein, diese große Sängerin mit den Circus-Damen-Manieren ist weiter nichts, als eine verorbete Nora, aber keine Vertreterin der modernen deutschen Frau, die ganze „Heimat“ ein bloßes Effectstück. Unendlich viel sympathischer und auch lebenswahrer als Magda ist Elisabeth im „Glück im Winkel“, aber an ihr ist nichts Modernes zu entdecken, als höchstens ihre Liebe zu dem junkerlichen Uebermenschen. Da aber diese ganze Uebermenschen-Geschichte leider der reinste Hocuspocus ist, — ich bitte um Verzeihung für den derben Ausdruck, — so kann auch hier von einer Gestaltung der modernen Frau im modernen Drama kaum die Rede sein. Die eine oder die andere weibliche Nebenfigur in Sudermann's Stücken, so noch die Mutter im „Freigen“, kann man als gelungen bezeichnen, obwohl er auch bei ihnen leicht übertreibt; im ganzen ist aus seiner Dramatik über das Geistes- und Gemüthsleben der deutschen Frau wenig zu erfahren.

Daß Gerhardt Hauptmann sehr viel ernst zu nehmen ist, als Sudermann, hat sich allmählich auch dem größten Theile des breiteren Publicums aufgedrängt; seine neuen Dramen werden mehr und mehr als die wichtigsten literarischen Ereignisse des letzten Jahrzehnts anerkannt. Hauptmann ist Dichter, kein Bühnen-Schriftsteller, aber doch kein eigentlicher Dramatiker; typische Gestalten hat auch er kaum geschaffen, so treu in einzelnen er auch die Wirklichkeit wiedergeben vermag, und einen Durchdringer der Frauennatur, wie Ibsen, kann man ihn gewiß nicht nennen, dazu ist er in seiner Subjectivität viel zu sehr gebunden. Von seinen sämtlichen Dramen gehen uns eigentlich nur „Einsame Menschen“ näher an, nur hier wird ein die moderne Frauenbewegung angehendendes Problem

wirklich behandelt. Zwar ist schon Loth in „Vor Sonnenaufgang“ bereit, seiner künftigen Frau „alles wieder zu geben, was die Frau im Laufe der Jahrhunderte eingebüßt hat, wenn sie nur auf den Theil seines Wesens verzichtet, der seiner Lebensaufgabe gehört,“ aber eben dieser Loth verläßt dann das von ihm geliebte Wesen in der größten Noth, und so ist von ihm als Vorkämpfer der Frauenrechte schwerlich viel zu halten. Seine Geliebte, Helene, eine Bauerntochter mit Herrenhuter Bildung, einiger Naivität und viel Sentimentalität, kann auch nicht gut als Typus der deutschen Jungfrau unserer Zeit angesehen werden. Eher wäre Ida, die Heldin des „Friedensfest“, als die ideale Jungfrau zu bezeichnen, da sie ihren Wilhelm vor dem Untergang bewahrt, aber sie ist doch nur typisch im schlechten Sinn, d. h. eine Typen, keine Individualität. Erst in „Einsame Menschen“ treten zwei für unsere deutschen Verhältnisse eher beziehende weibliche Wesen auf, die kleine weinerliche Frau Käthe Boderat und die in Zürich studirende Deutschrussin Anna Mahr; hier wird auch ein wichtiges Problem erörtert, nämlich: ob Freundschaft zwischen einem Mann und einer Frau neben der Ehe bestehen kann. Hauptmann verneint die Frage für unsere Zeit, läßt aber seinen Helden ein glänzendes Zukunftsbild schauen: „Nicht das Thierische wird dann mehr die erste Rolle einnehmen, sondern das Menschliche. Das Thier wird nicht mehr das Thier eblichen, sondern der Mensch den Menschen. Freundschaft, das ist die Basis, auf der sich diese Liebe erheben wird. Unlöslich, wundervoll, ein Wunderbau geradezu. Aber ich ahne noch mehr: noch viel Höheres, Reineres, Freieres.“ Was das Höhere, Reineres, Freiere ist, erfahren wir freilich nicht, und ich bin so böhsch, zu bezweifeln, daß Hauptmann es selber weiß; immerhin können wir in dem Drama zur Noth einen wirklichen Conflict zwischen himmlischer und irdischer Liebe entdecken, und jedenfalls sind die Frauen des Stückes, auch die alte fromme Frau Boderat, die Anna Mahr nicht mehr leiden kann, weil sie einmal drei Tage lang mit einem Loch im Aermel herumgegangen ist, in unserem deutschen Leben möglich. Nur schade, daß Johannes Boderat, der Held des Dramas, ein so trauriger Held ist, daß sich der Conflict seinerwegen gar nicht lohnt. Ueberhaupt ist es für Hauptmann bezeichnend, daß seine Männer immer über Mangel an Verständnis seitens ihrer Frauen jammern und daran zu Grunde gehen, im „Friedensfest“ der alte Dr. Scholz, dann Johannes Boderat, College Crampton, neuerdings auch noch der Glogensießer Heinrich. Es handelt sich bei dem Verhältnis zwischen Mann und Weib doch, weiß Gott, nicht bloß um geistiges Verständnis, — nur dieses ist immer gemeint, — die Ehefrage ist doch keine Bildungsfrage, wesentlich sind vor allem die Temperamente. Aber Hauptmann ist über jene Auffassung kaum hinausgekommen, seine dichterische Bedeutung liegt auch in anderer Richtung, als in der der Gestaltung moderner Probleme.

Was außer Hauptmann und Sudermann gegenwärtig in Deutschland noch auf dramatischem Gebiete thätig ist, bedarf hier keiner ausführlicheren Behandlung. Ludwig Fulda hat einmal ein hier zu nennendes Stück, „Die Sklavinnen“, geschrieben, das aber im Grunde nur seine mangelhafte Kenntniß deutscher Verhältnisse und deutscher Naturen verräth, und das er dann selbst, in den „Kameraden“, perflirt hat; Ernst von Wolzogen's ernste Stücke streifen das Sensationelle, doch hat er auf dem Boden des Lustspiels immerhin allerlei seine Züge zur Charakteristik der deutschen Frau zu verwerthen vermocht. Solche finden sich wohl auch noch in den Stücken anderer neuerer Dichter, selbst mancher älteren, wie Henke und Wilbrandt, ein gutes Bild unserer Gesellschaft, wirklich typische deutsche Geisalten, sed aus dem Leben herausgegriffen und echt künstlerisch dargestellt, hat aber bisher niemand gegeben. Wenn wir auch so etwas wie ein sociales Drama haben, das deutsche Gesellschafts-Drama fehlt uns noch, — vielleicht, weil wir immer noch keine Gesellschaft, keine einheitliche Gesellschaft haben. In gewisser Beziehung bietet uns der moderne Roman einen Ersatz, vor allem der Frauen-Roman, der zur Zeit in durchaus erfreulicher Entwicklung begriffen ist und das ganze Leben und Streben der modernen Frau wiederzuspiegeln strebt. Freilich, ein völlig klares Bild, lauter wertvolle Typen giebt auch er nicht, kann er nicht geben, eben als Roman, der seiner Natur nach stets viel Erde mitzuschleppen muß, dann, weil die Wahrung auf dem Gebiet des Frauenlebens heute noch zu groß ist, weder die Ideen, noch die Ziele der Bewegung bisher klar hervorgetreten, die alten Lebensformen vielfach geiprenkt, neue noch nicht geschaffen sind. Ein wirklich bedeutendes modernes Drama könnte jetzt von dem günstigsten Einflusse sein; denn, wenn es auch nicht die Aufgabe der Dichtung ist, sociale Fragen zu lösen, es ist, wie ich hervorhob, die Art des echten Dramas, zu vereinfachen, das Zufällige zu entfernen, das Wesentliche hervorzuheben; wir würden in ihm also die Zeitmenschen in den wertvollsten Exemplaren, die Zeitfragen in der denkbar reinsten und geklärtesten Form schauen und über unsere Zeit klar werden. Aber zur Schöpfung eines solchen Dramas gehören große Talente und große Persönlichkeiten, und an denen sind wir zur Zeit nicht übermäßig reich, wenn wir auch die Hoffnung, daß unsere Literatur im Aufstreben begriffen ist, noch nicht aufzugeben brauchen.

Rachbrand verboten.

Vom Schreibtisch aus.

Von Clara Biller.



—, sieh mal, mein Jettchen, „das Wirkliche“, wie Du's nennst, behagt Dir, und Du verlangst noch mehr „so echte Briefe“, wie ich Dir neulich sandte. Wollen sehen, was die Tante davon in Vorrath hat. Denn sobald ich Dir mittheile, was nicht mich allein angeht, muß ich natürlich auch überzeugt sein, daß ich's erzählen darf. Ich hab' da heut' aus meinem Schubfach einen Brief herausgeholt, mit dem ich's riskiren kann, obgleich er nicht an mich, sondern an die Mutter der Schreiberin gerichtet ist, von der ich ihn einst erbeiten habe. An dem schon recht vergilbten Papier würdest Du gleich sehen, daß er nicht von heut' oder gestern ist. Er ist beinahe dreißig Jahre alt und von Villiers le Bel datirt, einem hübschen Gleden unweit Paris. Der Inhalt weniger, als was sich daran knüpfte, wird Dich interessieren. Die Schreiberin, — meine liebe Freundin Lida, — jezt längst eine tüchtige Hausfrau, Mutter und Großmama, — war damals ausnahmsweise in einer großen Mädchen-Pension einquartirt, um den Unterricht nicht zu unterbrechen, den sie bei einem der ersten französischen Maler genoss. Dieser

hatte eine Villa in Villiers und brachte die Sommermonate mit seiner Familie dort zu. Ich muß dies zur Orientirung voranschicken.

Es war an meinem Geburtstag. Trotz des Regenwetters hatte sich eine Anzahl lieber Freunde bei mir versammelt, darunter Lida's ältere Schwester und deren Gatte, ein Universitäts-Professor. Letzterer hatte einen Freund mitgebracht, der ihn vor seiner Abreise nach dem fernen Osten noch einmal sehen wollte und sich deshalb zum Besuch bei ihm befand. Die Geburtstagsfeier wurde mit süßem Wein begossen. Das gab Veranlassung, außer dem Geburtstagskind auch ein paar Abwesende, darunter Lida, leben zu lassen.

„Sie ist mit der Gratulation im Rückstand“, entschuldigte ihre Schwester, „weil sie zu gleicher Zeit Dir ein Aquarell von Villiers senden wollte, das noch nicht ganz fertig ist. Doch hab' ich einen lustigen Brief von ihr in der Tasche, den ich Dir dalassen werde.“

„Den Du zum allgemeinen Besten vorlesen wirst!“ entschied peremptorisch ihr Gatte.

„Damit das arme Ding von Euch“, — sie warf einen Blick auf ihren Mann und seinen Freund, eine echte Gelehrten-Physiognomie, — „verspottet wird!“

„Keine Spur! Unwissenheit in gewissen Dingen ist bei der Frau kein Verbrechen, — besonders nicht, wenn sie so aufrichtig gebeichtet wird. Du, Richard, als Astronom, — wirst Dein specielles Gaudium an dem Briefe meiner kleinen Schwägerin haben.“

Dabei brach der Bochsaste in schallendes Gelächter aus. Der junge Gelehrte verzog keine Miene seines ernsten Gesichtes. Er war mit seinen Gedanken wohl schon in T. . . . wohin er unter glänzenden Bedingungen für ein paar Jahr verpflichtet war, um die Errichtung einer Sternwarte zu leiten.

Das halbe Duzend meiner übrigen Gratulanten war auf den Brief nun aufmerksam geworden und verlangte stürmisch, ihn zu hören. Die Schwester Lida's mußte sich wohl oder übel bequemen, ihn vorzulesen. Vorher ließ ich Lida's Photographie, — da einige sie persönlich nicht kannten, — herumwandern.

„Man sieht's ihr gar nicht an, was sie für eine kluge Elfe ist!“ meinte der böhschte Schwager, dem Astronomen das Bild reichend.

„Im Gegentheil!“ erwiderte dieser, es mit augenscheinlichem Interesse betrachtend.

Darauf entfaltete Lida's Schwester den Brief und las wie folgt: Mein Herzensmamachen!

Es ist doch gar zu schön hier, — dazu die guten Nachrichten von Euch. Jezt könnte ich nun vollkommen glücklich sein, wenn ich nicht eine solche Blindumheit von mir zu erzählen hätte! Wir sprachen nämlich vorgestern bei meinem lieben Lehrer von Sternschnuppen. Glücklicherweise nur er, die Frau und seine zwei Mädel dabei. Die Sternschnuppen führten auf andere Himmelserscheinungen. „Ich liebe den gestirnten Himmel,“ sagt C. . . . „und die Sonne ist mein Meister, — doch von der Wissenschaft versteh' ich herzlich wenig. Nicht wahr, ma chère Lida, der Mond bewegt sich um die Erde?“ „Wah verblüfft's immer, wenn mich jemand nach 'was fragt, woran ich so ewig lange nicht gedacht habe, doch ich fasse mich schnell: „Ja, — der Mond bewegt sich um die Erde,“ erklär' ich ihm. — „Und die Erde dreht sich um sich selbst?“ fährt er fort. Diesmal bin ich gleich sicher, Galiläus' Ausspruch daß sich mir eingepägt. Das giebt mir wissenschaftlichen Halt. „Jawohl,“ entgegne ich mit der Ruhe der Ueberzeugung, „die Erde bewegt sich um die eigene Achse.“ Angeregt durch solche Kenntnisse, forsch' mein lieber Meister weiter: „Und die Erde bewegt sich um die Sonne?“ Jezt wird mir schweiß, — ich hab's vergessen! Umsonst verjuche ich mich zu sammeln, — ich finde nichts, an das ich mich mit einiger Sicherheit klammern kann, als 22 Millionen deutsche Meilen, die sich in der Unendlichkeit vor mir dahinspinnen.

Wenn die Entfernung in gerader Linie schon solche Anzahl deutscher Meilen beträgt, — so muß der Kreis um die Sonne ja noch viel, viel größer sein, — da kann die Erde in einem Jahr auch nicht herumkommen, durchleuchtet's mich, und so sage ich überzeugt: „Nein, — die Erde bewegt sich nicht um die Sonne.“ — „Das ist doch wirklich merkwürdig,“ — entgegnet C. . . . — „da hab' ich nun bis jezt in dem Irrthum gelebt, daß sich die Erde um die Sonne drehe. . . . ja, — wenn das nicht der Fall ist, — was bedingt denn da die Jahreszeiten?“

Die suchtbaren Gespensier der Jahreszeiten verwirren mich erst recht. Um ihnen auszuweichen, thu' ich, als hätte' ich nicht gehört, und frage schnell: „Wissen Sie, wie weit die Sonne von der Erde entfernt ist?“ Aber eh' er noch antworten kann, ruf' ich: „Es ist gleich Zwölf, — ich muß zum Frühstück!“ Den Hut auf und heid! Von dem kleinen Berg auf dem C. . . . wohnt, stürz' ich mich in's Thal, und mir ist, als ob die Sonne mich hoblnlachend mit ihren Strahlen verfolge, — als ob das helle Mittagslicht der Dunkelheit in meiner Seele spote. Ich setz' mich an den Tisch und weiß nicht, was ich esse, und denke nur in einem fort: Wie kann ich nur erfahren, ohne eigentlich zu fragen, ob die Erde wirklich diese weite Reife macht! Ich kann die deutschen Schulen doch nicht so blamiren! Da durchblüht mich beim Dessert ein Gedanke. Ich nehme einen Apfel und sage zu meiner Nachbarin, die eine der Schulvorsteherinnen ist: Wissen Sie, daß deutschen Kindern oft die Bewegung der Erde und ihr Verhältnis zur Sonne mit Hülfe eines Apfels oder einer Orange klar gemacht wird? „So wie bei uns,“ spricht sie und nimmt mir den Apfel aus der Hand, wie unser Herr Kappel ihn ergriffen hätte. Mir funkeln die Augen, und schnell halte ich ihr eine Weinbeere hin: „Da ist der Mond, und hier, eine Birne stellt die Sonne vor.“ Sie dreht den Apfel schon am Stiel, — ich rechne ja auf die Lehrgewohnheit, — und so kreist er um die Birnenfonne. „Da ist ein Jahr schnell zurückgelegt, — so geschwind kann's die Erde nicht,“ spricht sie. Ich sah beschaunt da, wie ein Gottes-Leugner. Dann hab' ich mir gleich ein kleines Schulbuch bei Seil' genommen und weiß nun wieder, was die Jahreszeiten bestimmt. Zu C. . . . hab' ich mich aber heut' nicht hinauf gewagt; eigentlich hab' ich ja die Verpflichtung, nachdem ich ihn um seinen Kinderglauben betrogen, ihm wieder dazu zu verhelfen, aber ich schäme mich so, davon anzufangen!

Mit innigster Liebe, Herzensmama,

Deine kluge Elfe.

*) Der berühmte französische Maler war der Sohn eines Schulmeisters und nur in einer Dorfschule gewesen.

Die Wirkung dieses Briefes auf die Männer schien keine ungünstige, während von den Frauen einige meinten, es sei doch etwas „kurios“, daß ein weibliches Wesen aus gebildeten Kreisen über eine so einfache Wahrheit, die jedes Kind u. s. w. Eine neue Gratulanten unterbrach das Gespräch; Lida's Verwandte mit ihrem Gast empfahlen sich bald darauf. Da, zu meinem Erstaunen, erhalte ich gleich nach Tisch ein paar Zeilen von dem jungen Astronom: Würde ich ihm am folgenden Morgen eine kurze Unterredung gestatten? Selbstverständlich sagte ich zu, während ich mir den Kopf zerbrach, was er mir wohl anzuvertrauen hätte!

Mit einer gewissen Feierlichkeit trat er zur festgesetzten Stunde bei mir ein.

„Sie werden sich vor allen Dingen wundern,“ — begann er, — „daß ich mit einer seltsamen Anfrage gerade zu Ihnen komme.“

„Darüber kann ich erst urtheilen,“ — entgegnete ich, — „wenn ich Ihre Anfrage gehört habe.“

„Der Nächste in der Sache wäre ja mein Freund, indes, gerade er“ —

Er stockte, als wollten ihm die Worte nicht recht gehorchen. Er war blaß vor Erregung. Ich bat ihn, nur ganz ungenirt und ruhig zu reden.

„Ruhig!“ wiederholte er. „Es ist für mich nicht leicht, — ich bin so ungeschickt, — besonders im Verkehr mit Frauen. — Mein Studium hat mir wenig Zeit gelassen, — und dann waren meine Verhältnisse, — ich will ganz offen sein, — bisher auch derart. — Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen? — indes“ —

Er stockte wieder, streckte die etwas langen Beine von sich und starrte die Diele an.

„Jetzt aber gehen Sie einer glänzenden Zukunft entgegen, wie Ihr Freund uns anvertraut hat,“ sagte ich, um eine Verlegenheitspause zu füllen.

„Ja, — jawohl! — Die Bedingungen, die man mir gestellt, sind äußerst günstig. — So gern ich auch im Vaterland geblieben wäre, ich durfte sie nicht zurückweisen. — Ich kann jetzt daran denken, mir eine Häuslichkeit zu gründen.“ —

Er drückte die Hände in einander und schien sich gewaltsam fassen zu müssen, um fortzufahren. „Die Zeit drängt, — darum verzeihen Sie die fast unvermittelte Frage: Ist das Herz Ihrer Freundin, — jener, die den — sympathischen Brief schrieb, — noch frei?“ —

Dieser eigenthümliche Antrag, — ein solcher konnte auf die Gewissensfrage ja nur folgen, — hatte doch etwas Verblüffendes. So viel ich wußte, war einer früheren, aber längst überwundenen Neigung bei Lida keine zweite gefolgt, — sie war in dem Punkt von großer Offenheit mir gegenüber. Aber wie würde sie diese, wie aus der Pistole geschossene Werbung auffassen? Und wieder, — überlegte ich, — ist es nicht vielleicht ihr Lebensglück, das hier auf dem Spiele steht? Da war ein tüchtiger, ernsthafter Mann, — sein Freund, der ihn seit den Knabenjahren kannte, war stets seines Lobes voll gewesen, — der ihr die Hand bot. — Aus der schlichten, schüchternen Art seines Auftretens meinte ich auf eine tiefempfindende Seele schließen zu dürfen; — sein Verlangen war originell, das ließ sich nicht leugnen, aber einem Astronomen, der den Blick immer in den Sternen hat, muß man dem nicht Manches nachsehen? So kreuzten sich die Gedanken in mir; doch mehr der Sache zu als abgeneigt. — Zu reden wurde mir ebenfalls nicht leicht.

Er schien mein Zögern zu begreifen. „Sie finden mich absonderlich, — meine Frage vielleicht — indiskret. — Verstehen Sie auch nur: im Fall Sie mir Hoffnung geben, — schiebe ich meine Abreise bis zum nächsten Schiff hinaus — und bahne mit Ihrer Hilfe eine Bekanntschaft an, — brieflich oder auch —“

Er hatte entschieden die ernsthaftesten Absichten. „Ich kenne Lida ziemlich genau,“ sagte ich jetzt, „und weiß, daß sie der Werbung eines tüchtigen Mannes werth ist, allein, was bringt gerade Sie auf die Idee? — Es ist doch seltsam, daß jemand, der auf dem gestirnten Himmel so zu Hause ist, wie wir auf unserem Stadtplan, sich um der astronomischen „Kenntnisse“ willen, die jener Brief enthält —“

„Kenntnisse!“ rief er ernst. „Ach, — Sie glauben nicht, wie bescheiden hinsichtlich des Wissens man gerade in meinem Beruf wird, dem „gestirnten Himmel“ gegenüber. Nein, — Kenntnisse verrieth jener Brief nicht, dafür aber etwas anderes: Gemüth und Intelligenz. Die Photographie Ihrer Freundin weißte mir dasselbe, — auch ihre Mutter und Schwester sprechen zu ihrem Vortheil, — es ist derselbe Stamm. Da kam mir der Wunsch, ihr näher zu treten. Freilich bin ich ihr persönlich noch nicht begegnet, — aber bedenken Sie doch, wie oberflächlich unser gesellschaftlicher Verkehr, — wie oft täuschten sich meine Freunde, die auf Wällen, oder bei ähnlichen Gelegenheiten ein Mädchen zu kennen glaubten.“ —

Hier konnte ich ihm allerdings nicht ganz unrecht geben. „Uebrigens, — was wir hier gesprochen, — Vertrauenssache, nicht wahr, bis etwa —“

„Selbstverständlich.“

„Mein Freund ist ein herrlicher Mensch, allein in diesem Fall, — denken Sie nur an die Epigramme, die jener Brief, — und mein Beruf als Astronom, — veranlassen würde. Jedenfalls ist mir Ihre Vermittlung lieber, — wollen Sie so gütig sein und mir helfen?“ —

Ich schlug in seine dargebotene Rechte und versprach, Lida sofort seine Absicht in einem Briefe mitzutheilen, den ich ihm zur Beförderung senden würde, falls er noch ein paar Worte beizufügen wünsche. Ich glaube auch, ihm ein guter Advokat gewesen zu sein, — so weit ich bei der kurzen Bekanntschaft dies mit meiner Ueberzeugung vereinen konnte, — trotzdem war die Antwort ihm nicht günstig. Lida hatte verschiedene Bedenken: das ferne, ferne Land, in dem's so viele giftige Schlangen gebe, — ihren lieben Meister verlassen, und das Malen aufgeben, während sie doch „so gern in der Farbe manische.“ — Das hätte sie übrigens nimmer gedacht, daß sie mit ihrer „Wissenschaft“ eine Eroberung machen würde, während es ihr in der Kunst, in der sie doch so viel weiter sei, noch nicht so gut gegangen wäre u. s. w.

Etwas würdiger, wenn auch ablehnend, war die Antwort, die sie auf seine Anfrage gegeben. Sie hatte mir das Concept derselben mitgetheilt.

Beinahe ein Jahr darauf erzählte mir Lida's Schwester ganz beiläufig: „Denk' Dir, daß mein Mann gestern die Todes-

nachricht von seinem Freund erhielt, der nach T... ging. Wie's scheint, hat er das Klima nicht vertragen. Heinrich weint eigentlich nie, — aber ich behaupte, er hatte nasse Augen, als er sagte: „Da ist Einer dahin, der's ernst mit seinem Beruf nahm, — und hatte der Kerl ein Herz! — solch ein Herz!“ Ich weiß nicht, ob Du Dich auf den jungen Mann erinnerst, — er begleitete uns voriges Jahr zu Deinem Geburtstag“ —

Ob ich mich erinnerte! —

So viel für heut, mein Jettchen, nur eine Mahnung möchte ich noch an die kleine Geschichte knüpfen. Deine Mama schrieb mir neulich, Du hättest bei einem Abend-Spaziergang ihr die Sternbilder so nett erklärt. Den großen und den kleinen Bären, die Kassiopeia u. s. w. Laß Dich ja nicht etwa abhalten, diese lehrreichen Studien aufzugeben, weil es nach dem Vorhergehenden fast scheinen könnte, als ob ein junges Mädchen mit der Unwissenheit mehr Glück bei Män —

Na, — ich hör' schon auf, — sei nur wieder gut! Denn ich sah Dich in Gedanken eben wüthend werden, als Du die letzte Zeile lasest, Du kleine, liebe, hübsche, wilde Kage! Und ich möchte doch nicht, daß ich beim nächsten Wiedersehen in Gejahr käme, Deine Krallen zu spüren! In treuer Liebe

Deine Tante.

Rachdruck verboten.

Fürstin Marie zu Hohenlohe-Schillingsfürst.

Von E. Schmidt.

Siehe das Portrait auf Seite 20.



urch den unerwartet schnellen Tod der Fürstin Marie zu Hohenlohe-Schillingsfürst am 21. Dezember v. J. wurde die Familie und die Person des deutschen Reichskanzlers aufs neue in tiefste Trauer verjert.

Den Heimgang dieser allgemein beliebten Fürstin und bedeutenden Frau werden viele beklagen, dem greisen Gatten aber, der mehr als fünfzig Jahre Hand in Hand mit ihr gegangen, der, mit ihr vereint, des Lebens Bitterkeit nur halb so schwer empfunden und frohe Tage durch sie und mit ihr doppelt froh genossen hat, — für ihn bedeutet ihr Tod den „größten Schmerz der Zeit“, denn mit der geliebten Gattin verlor er zugleich den besten Freund, den treuesten Kameraden auf der Lebensreise, der, — wie der Fürst in dem Trinkspruch auf seine Gemahlin anlässlich der goldenen Hochzeitfeier am 16. Februar 1897 selbst sagte: in guten und bösen Tagen treu zu ihm gestanden, in mühsamen und ernsten Zeiten ihn mit Muth und gutem Rath unterstützt, und in der Zeit, als die politischen Kämpfe auch in die gesellschaftlichen Kreise eindrangten, sich allen Angriffen entgegenstellte und ihm so manches Mal den Weg gebahnte, auf dem er sein Ziel verfolgen konnte.“ —

Die Fürstin Marie Antoinette Karoline Stephanie Hohenlohe wurde am 16. Februar 1829 als Tochter des Fürsten Ludwig Adolf Friedrich von Salm-Wittgenstein-Berleburg und dessen erster Gemahlin Stephanie geb. Prinzessin Radziwill zu Petersburg geboren. Kaum drei Jahre alt, verlor die Prinzessin ihre Mutter; in der zweiten Gemahlin ihres Vaters, der Fürstin Leonille, Tochter des kaiserlichen russischen Geh. Rathes Fürsten Iwan Variatinsky, aber fand die kleine Prinzessin und ihr um zwei Jahre jüngeres Brüderchen, Prinz Peter Dominicus Ludwig, einen vollen Ersatz an mütterlicher Fürsorge und Liebe. Eine frohe und ferner ungetrübte Jugendzeit verlebte die Prinzessin Marie wie Prinz Peter mit ihren drei Stiefgeschwistern, — der Prinzessin Antoinette, späteren Fürstin von Chigi-Albani, und den Prinzen Friedrich und Alexander, — meist auf den russischen Besitzungen der Eltern, vorzüglich auf Werth bei Wilna oder auf Haliboki und Tereize im Gouvernment Winsk. Hier lernte Prinzessin Marie die Reize und die Ungeborgenheit des Landlebens im großen Stil, in den russischen Hauptstädten und auf häufigen Reisen auch die Vorzüge der vereinigten europäischen Kultur kennen und schätzen. Unerkrodenheit, Muth und Energie kennzeichneten von jeher ihre Handlungsweise, und ohne Zweifel sind diese vorwiegenden Charakter-Eigenschaften der Fürstin, ihre außergewöhnlich große Vorliebe für die Jagd, wie für Sport jeder Art, das Resultat ihrer Erziehung in der Freiheit des Landlebens. Am achtzehnten Geburtstage der Prinzessin fand zu Bingen ihre Vermählung mit dem in diplomatischen Diensten stehenden Fürsten Elobowig Carl Victor zu Hohenlohe-Schillingsfürst statt. Die Fürstin begleitete ihren Gemahl überall, wohin sein verantwortungsvoller Beruf ihn führte. Nur wenig Zeit blieb ihr zum Genuße ihres häuslichen Glückes, — doch die großen Charakter-Eigenschaften dieser Frau fanden in dem ereignis- und wechselvollen Leben, das ihr beschieden war, reiche Gelegenheit, zu höchster Vollkommenheit sich zu entwickeln. Die ersten zwei Jahre ihrer Ehe verlebte das fürstliche Paar in Italien, wohin Fürst Hohenlohe als Abgesandter des damaligen Reichsverwesers, Erzherzog Johann, geschickt war, dann in Griechenland. 1851 und 1852 residirte Fürst Hohenlohe und seine Gemahlin in Rußland, von 1852 an fast ständig auf Schloß Schillingsfürst in Mittelfranken. Das Jahr 1867 brachte dem Fürsten die Berufung als bayerischer Ministerpräsident nach München, dann als Gesandter nach Paris, wo es dem fürstlichen Paar, — trotz der bestehenden schwierigen Verhältnisse, — gelang, sich allseitige Anerkennung und die französischen Sympathien in so hohem Maße zu erwerben, daß der Fortgang des Fürsten nach Straßburg, im Jahre 1885, in seiner Eigenschaft als Statthalter der Reichslande Elsaß-Lothringen das größte Bedauern hervorrief. Auch in Straßburg überwand die persönliche Liebendürftigkeit des fürstlichen Paares mit großem Geschick die Hindernisse, welche sich ihm als Vertreter des deutschen Reichs entgegenstellten, und nur ungern sah man im Jahre 1894 den Fürsten von hier scheiden, der an die Stelle des inzwischen zurückgetretenen deutschen Reichskanzlers, des Grafen Caprivi, zu treten bestimmt war.

In zärtlicher Sorge für die nicht immer feste Gesundheit ihres Gatten hätte die Fürstin diesen Wechsel in der Stellung ihres Gatten gern verhindert. Erst als sie ihre Bitten an dem festen Entschluß des Fürsten scheitern sah, fügte sie sich ins Unabänderliche. Bis zuletzt hat sie dann in Berlin, — fast eifrig auf Amt und Würden ihres Gatten, — für dessen Gesundheit gewacht, ihm die bei seinem hohen Alter so nöthigen Erholungsstunden erzwungen, während dieser kostbaren Zeit ihn dann ganz seiner schweren Arbeitslast entrückt, bis der

Tod dem innigen Verhältniß zwischen den Gatten ein unerwartetes Ende machte. Drei Söhne und zwei Töchter waren dem fürstlichen Paar geboren. Prinzessin Elisabeth, geb. 1847, die unvermählt geblieben, die bereits verstorbenen Prinzessin Stephanie, geb. 1851, vermählt mit dem Grafen Arthur von Schönborn-Wiesentheid, der in Podiebrad in Böhmen lebende Erbprinz Philipp Ernst und die Zwillingstöchter, Prinzen Moriz und Alexander. Auf die Prinzessin Elisabeth ist somit das Vermächtniß der verstorbenen Fürstin übergegangen: die Armen und Unglücklichen zu trösten und selbst helfend einzugreifen, wo es Noth zu lindern giebt.

Ganz besonderes Interesse hat die Fürstin stets den mannigfachen Bestrebungen zur Heilung von Lungenkranken, wie dem Samariter-Wesen entgegengebracht und im Verein mit der Prinzessin Elisabeth sowohl in Straßburg wie in Berlin wiederholt chirurgische Lehrgänge unter ärztlicher Aufsicht eingerichtet. Auf den russischen Besitzungen, den nach dem Tode ihres Bruders ihr zugefallenen und schon genannten Gütern wurde sie von ihrer Unterthanen ihrer Hilfsbereitschaft halber nahezu wie eine Heilige verehrt. Alljährlich pflegte das Fürstenpaar einige Zeit der Erholung dort zu verleben und besonders am Jagdpost sich zu ergöben. Als Ueberbleibsel der durch kaiserlichen Ulas einst zur Veräußerung bestimmten russischen Besitzungen mütterlicherseits war Werth der Fürstin besonders werth. Das die größten Seltenheiten und kostbarsten Schätze bergende Schloß steht inmitten eines ungeheuer großen Parkes, an den sich ausgedehnte Treibhäuser und Thiergehege anschließen, die die besondere Fürsorge der verstorbenen Fürstin genossen. In Werth führte die Fürstin einen echt russischen Haushalt, in dem auch das Hausgefinde mit wenig Ausnahmen der russischen Nationalität angehörte. Mit Vorliebe trug die Fürstin die russische Frauentracht, bediente sich auch meist der russischen Sprache und unterhielt sich in leutseligster Weise mit dem niederen Volke. Als höchst segensreiche Schöpfung der Verstorbenen verdient eine „freiwillige Feuerwehr“ genannt zu werden, die unter der Leitung des ihr treuergebenen Gutsverwalters von Werth, — des Inspectors Orza, — steht. Wie in Rußland, so pflegte das Fürstenpaar auch in Alt-Rußsee eine Erholungszeit zu verleben. Die Lebensgewohnheiten waren hier gewissermaßen „ins Deutsche überjeht“. Als leidenschaftliche Jägerin hatte die Fürstin auch die Hochjagd im „Alt-Rußsee Todten Gebirge“ gepachtet. Da sah das Frühjahr die fürstlichen Besitzer dann schon zur Auerhahnjagd, im Juli bis August rief die ungleich gefahrvollere Bären- und Elennjagd sie auf kurze Zeit in die Bergwälder ihrer russischen Heimat, erst die Spätherbmonate führten die Fürstin wieder auf einige Wochen nach Rußsee. In der Schwarzenbergalpe, in der Schwandalp und in Wildenseen wurden stattliche Jagdhäuser nach ihren Angaben erbaut, — der „Marienweg“ von der Seewiese am Alt-Rußsee nach Wildensee verdankt gleichfalls Namen und Entstehen der Fürstin. Mit den Bewohnern des Ortes und deren Familien-Verhältnisse war die hohe Frau eng vertraut, und im Verkehr mit Jung und Alt gebrauchte sie gern das vertrauliche „Du“. Kein Wunder, daß auch das Volk mit inniger Verehrung an der leutseligen Fürstin hing, deren reger Wohlthätigkeitssinn so oft Gelegenheit zur Betätigung nahm! Ueberall, wo sie in ihrem wechselreichen Leben gewohnt, blickt man der Heimgegangenen trauernd nach, weiß doch jeder, wie unaussäglich die Lücke ist, die der Tod durch das Hinscheiden dieser seltenen und trefflichen Frau nicht nur in den Familienkreis des Reichskanzlers gerissen hat.

Rachdruck verboten.

Ueber Berg und Thal.

Nach dem Gemälde von Jaroslav Vesin. — Siehe Seite 21.

Bei, wie faust der Schlitten den Berg hinunter, daß man fürchten möchte, er werde nimmer heil unten ankommen! Das Gefährt ist an einer Stelle angelangt, die zur Vorfrist macht, die Insassen des Schlittens sind eifrig bemüht, das Pferd zurückzuhalten. Wenn sie aber auch die Peine so straff wie möglich anziehen, sie sind doch weit davon entfernt, ängstlich zu werden. — „Wenn nur Gott mich nicht verläßt, und das Weizenbrod,“ pflegt der Ungar zu sagen. Um das letztere müht er sich während des Sommers fleißig, und sein Gott vertrauen verläßt ihn niemals. Wie könnte er sonst auch so sorglos Fahrten unternehmen, die so gefahrvoll sind, daß Rosselckern anderer Nationen eine Gänsehaut dabei überlaufen würde. Ihm ist's aber gerade so recht, je toller, je besser, sein Uebermuth kennt dann keine Grenzen.

Aber merkwürdig, derselbe Ungar, der sich in Wagehaligkeit nicht genug thun kann, ist zu Zeiten der ernsteste, schwermüthigste, phlegmatischste Mensch. Man muß ihm nur bei der Feldarbeit zusehen, dort prägt sich die ernste Natur des Magyaren am deutlichsten aus. Die Gemüthsstimmung, in der er seine Arbeit verrichtet, finden wir in einem auf tiefstittiger Wahrheit beruhenden Ausspruch der Bibel ausgedrückt: „Sie säen unter vergossenen Thränen, sie ernten unter Singen.“ In der That, wie er den Acker pflügt, da scheint er zu weinen, so traurig sind die Melodien, die er aus dem Stegreif singt. — Bei der Ernte geht es zwar nicht gerade lustig zu, aber die Hetertheit gewinnt doch die Oberhand, so weit es nämlich die anstrengende Arbeit zuläßt. Im Winter aber, wenn Berg und Thal von Schnee eingehüllt sind und die Wohnhäuser kaum aus der weißen Decke herauslugen, dann ruht der Ackerbauer aus, er verrichtet nur die nothwendigsten Arbeiten, im übrigen vergnügt oder langweilt er sich, so gut er kann. Eine seiner liebsten Belustigungen ist es, im Schlitten über die Steppe oder bergauf bergab dahinzujagen, oftmals in Begleitung seines Weibes. Ob es kalt ist oder der Wind ihm den Schnee ins Gesicht treibt, ihm ist es gleich, denn er ist wetterfest; ja es ist ihm sogar lieb, wenn der Sturmwind pfeift, das gehört mit zum Vergnügen.

Redactions-Post.

Frau Marie in Kiel. — Wehhalb sollten Sie das Radfahren nicht noch erlernen können, da Sie Lust dazu haben und gesund sind? Die Zeitungen berichteten kürzlich, — ob's wahr ist, vermögen wir nicht festzustellen, — daß die hundertjährige Mrs. Deborah Doty zu Fremburg im Staat New-York das Fahrrad bestieg, da sie nicht aus dem Leben gehen wollte, ohne dieses neue Beförderungsmittel versucht zu haben. Wenn's die alte Dame riskirt, werden Sie's doch auch dürfen.

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Hest 4. 1. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2¹/₂ M. Berlin und Wien, 15. Februar 1898. Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¹/₂ M. XXV. Jahrg.

Kachdruck verboten.

Die Chalfönigin.

Roman von Hermine Billinger.

(3. Fortsetzung.)

Veldi, seine Schwester und Attala hatten den Hof eben verlassen, um einen Spaziergang zur Feier des Tages zu unternehmen, da die Geschwister der Trauer wegen an der Tanzbelustigung des Abends nicht theilnehmen durften.

Sie gingen die Kniebisstraße hinan, an den mit Tannen und Föhren bewachsenen Bergabhängen vorüber bis in die Nähe des Hornkopfes, zur berühmten Schwedenschanze, wo sie im Wirthshaus „Zur Zuzucht“ einkehrten.

Der junge Hofbauer bestellte eine Flasche echten Klingelberger.

„Und sonst, Frau Wirthin,“ rief er, übermüthig auf den Tisch schlagend, „Fisch und Vögele, was Ihr Guts habt, her damit!“

Dem Befehle wurde ein wenig unheimlich; gar so nobel brauchte man es doch einer Magd wegen nicht zu treiben.

Die Wirthin aber sagte, indem sie am Tisch Platz nahm:

„Jetzt höret, so ein malafiz schönes Maible hab' ich ja in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen; wer ist sie auch, wenn man fragen darf?“

„Ein Verwandt's aus dem Lothringischen,“ log Veldi darauf los, „könnt's Ihr an der Sprach' anhören, daß sie eine Welsche ist.“

Und er bediente Attala mit einem Eifer und einer Aufmerksamkeit, als sei sie die Bäuerin und er der Knecht.

Sie gingen, und alles rannte unter die Thüre, um Attala nachzugaffen, die ihren schwarzgefärbten Rock, das buntbebänderte Nieder, den bläulich grünen Tschoben mit dem rothleuchtenden Mailänder Halstuch mit einem Anstand trug, der sogar diese frohe, nicht immer zusammenstimmende Farbenpracht in Harmonie auflöste.

Alle Augenblick stieß Veldi einen Jauchzer aus, um seinem übervollen Herzen Luft zu schaffen. Und wie gern hätte Attala mit eingestimmt, wie mußte sie sich im Zaum halten, denn was hätte das ernsthafte, gefestete Befehle gesagt, wenn sich Attala plötzlich ihrer zügellosen Natur überlassen hätte!

Ein schattiger Bergpfad nahm sie auf; Veldi war



Quadrille à la cour. Nach dem Gemälde von G. Wetter.

still geworden, auch Attala sprach kein Wort; nur dann und wann wechselten sie einen Blick. Plötzlich schrie der Bursche auf:

„Hurra! Attala!“ und ein Bald-Echo rief dreimal den Namen zurück.

Da faßte er, seiner selbst nicht mehr mächtig, Attala bei der Hand und raste mit ihr die Anhöhe hinan.

Besele machte große Augen, als sie plötzlich die Stimme des Bruders über sich hörte:

„Da schau' jetzt in die Ferne, Attala, schau' Dich einmal so satt, bis Dir Deine schönen Herzkirschenaugen übergehen. — Ist's nicht so schön hier wie in Deinem Ungarland? Oder hast Ihr auch solche dunkelbewachsenen Tannenwaldhöhen? Solche alten Schlösser auf einsamen Berggründen? Und was da im Hintergrund ansteht, die Alpenkette, die weißen Spitzen, die im Sonnenschein glänzen, — kennst Du was Aehnliches? Ach, nein, nein, jubelte er auf, wo wir zwei beisammen stehen, gelt, da ist's am schönsten, am herrlichsten auf der Welt!“

Und er umfaßte und küßte sie, er konnte nicht länger an sich halten.

„Veldi,“ schrie Besele auf, „Veldi was thust Du?“

„Ja, Besele,“ sagte er tief aufathmend, „nun ist's heraus, Gott sei Dank! Märle Du, schau' nicht so confus drein — weißt, wer vor Dir steht, schön wie ein Maitag im Paradies? Die künftige Moosshofbäuerin, — ja die, — die ist's, — komm, gieb ihr die Hand, Schwesterle, — schau', ich bin so mordsglücklich, — verdirb' mir's nicht.“

Aber das Besele rührte sich nicht von der Stelle; es stand da, leichenblaß, und starrte Attala an, die erglüht war bis in die Haarspitzen, deren Augen unverwandt an den bebenden Lippen der Bauertochter hingen.

Aber das ist ja unmöglich, stammelte sie.

„Warum?“ fuhr Veldi auf, „wenn sie arm ist, hab' ich nicht genug? Und was sonst die Leut' denken, geht's mich was an? Bin ich nicht der Moosshofbauer, kann ich nicht thun, was ich will!“

„O Veldi, Veldi,“ jammerte das Besele, „denk' an die Flappergöschchen im Bierbacherthal! Sie werden keine Ruh' geben, und uns hänseln und verspotten, — es wird ein schreckliches Unglück über uns hereinbrechen, — nie, nie hätt' der Vater es zugelassen.“

„Sie meint's nicht so, sie meint's nicht so,“ wollte der Bursche Attala beruhigen, aber diese riß sich von ihm los; ihre dunklen Augen schossen Blitze, ihr Gesicht war blaß wie der Tod:

„Ich nicht ertrag' Verachtung,“ stieß sie in zischenden Tönen hervor, „ich will zurück, — ich will fort, — o Maurita, Maurita, — mich holen, mich holen, — schrecklich! schrecklich!“

Sie lag auf der Erde und weinte und schrie und schluchzte, daß dem Besele vor Schreck die Thränen versagten. Mit großen, verwunderten Augen starrte es auf die zudende Gestalt hin, die Veldi aufrichtete, heiße Liebesworte stammelnd.

Nun lehnte sie an seiner Seite, bleich und erschöpft mit geschlossenen Augen; auch Veldi war alle Farbe aus dem Gesicht gewichen. Besele wurde ganz kleinnützig bei diesem Anblick; das Herkömmliche war ihr stark eingepägt, aber das gute Herz war doch stärker in ihr; sie konnte Veldi nicht traurig sehen.

„Ich will Euch nicht entgegen sein,“ sprach sie, sich die Thränen von den Wangen wischend und Attala die Hand hinreichend.

Mit einem scheuen Ausblick legte das Zigeunerkind die schmalen Finger in Besele's Rechte. Die beiden Mädchen sahen sich an, so ernsthaft und nachdenklich, als ahnten sie: „Zwischen uns liegen Welten, über die es keine Brücken giebt.“

Veldi fuhr sich mit dem Taschentuch über die Stirne; sie sahen still beisammen. Mit einem Mal meinte Besele:

„Wenn sie nur wenigstens den heidnischen Namen nicht hätt'!“

„Ist nicht heidnisch, mein Name,“ sagte Attala, „hat gegeben eine heilige Attala, war gewesen Aebtissin im Kloster zu Straßburg, ist gewiß wahr, — kann beschwören.“

„Das nimmt mir einen großen Stein vom Herzen,“ seufzte das Besele.

Auf dem Heimweg ging sie an der Seite des Bruders; Attala streifte durch die Wiese, Blumen und Kräuter pflückend.

„Und der Traubenwirth, der gehofft hat, Du nimmst's Kefele,“ sagte Veldi's Schwester, „s ist Dir gut, ich weiß es.“

„s wird nicht so gefährlich sein,“ suchte Veldi einzuwenden.

„Auch fürcht' ich, Du hast nicht die rechte Geduld, wenn Dich's die Leut' fühlen lassen, daß Du eine Scheuerpurzlerin zur Frau genommen hast.“

Er wurde der Antwort entzogen durch lockende Vogelstimmen, die hinter ihnen ertönten. Sie wandten sich um und sahen Attala daher eilen, wie eine Lerche jubelnd. Beim Anblick der erstaunten Gesichter des Geschwisterpaares fuhr sie fort, alle möglichen Vogelstimmen nachzuahmen; dann zeigte sie die Kräuter, die sie gepflückt, und erklärte deren Heilkraft. Sie sah nicht nach Veldi, sie sah immer nach dem Besele, das seine Kummermine noch nicht abgelegt hatte. Da fing Attala an zu singen, Lieder aus ihrer Heimat, traurige und heitere; den Laufenden vergingen alle Sorgen, sie schritten im Takt daher, schwenkten die Arme und sahen so vergnügt drein, als sei alles auf der Welt in schönster Ordnung.

„Du, Attala,“ sagte das Besele, als sie vor dem Moosshof standen, „wenn Du singst, ist's aus mit allem gram sein.“

Hierauf schlüpfte es in die Küche und beeilte sich, der Melan das Ereigniß des Tages mitzutheilen.

Die alte Magd schlug die Hände zusammen: „Moosshofbäuerin, die! — Es hat mir gleich nichts Gutes geschwam, aber das geht über's Bohnenlied, — das darf nicht sein.“

Veldi kam: „Hast's nicht erwarten können, Klein's Plaudertäschle?“ rief er der Schwester zu.

Sie machte sich eilig davon. Der junge Hofbauer aber gab der Magd eins auf die Schulter:

„Schaut nicht so essigauer drein, Melan, 's hilft doch nix.“

Sie seufzte und fuhr sich mit dem Rücken der Hand über die Augen: „Man erlebt viel, wenn man alt wird.“

„Jetzt sagt's einmal ehrlich, Alte, kann man sich ein schöneres Bräutle wünschen?“

„Schön?“ wunderte sie sich, „sie hat ja nicht einmal rothe Backen, und wenn sie auch dicke Zöpf' hat, sie sind ja nicht blond, und was hab' ich von so ein paar Bollaugen, wenn's Schurrantenaugen sind? Da ist unser Besele was anders, und 's Traubenwirth's Kefele war mir am kleinen Finger lieber gewesen.“

„O Melan,“ sagte der Bursche, „kocht einen guten Kaffee, das versteht Ihr besser.“

„So,“ machte sie, „freilich, der Veldi, der ist jetzt der Hofbauer, aber was versteht denn der, wenn man fragen darf? Wo bleibt denn 's Gefind? Um Achte ist jedes zu 's Vaters Zeiten selig daheim gewesen, von Zwei bis um Achte, hat er gesagt, kann sich einer ausgeganzt haben. Jetzt ist's Meune, 's kann auch Zehne werden. So ist's, seit der alt' Moosshofbauer selig gestorben ist; mit der Ordnung hat's ein End', wo die Kay' fehlt, sind die Mäuf' Herr. Die Welt liegt im Argen; 's ist keine Freud' mehr, zu leben; ich wolk', der alt' Moosshofbauer holt' mich heim, ich hab' das Thränenthal satt, ich kann mich nimmer in die Jungen schicken, ich gehör' zum alten Eisen; Gott erbarme Dich meiner.“

„Amen,“ lachte Veldi und ging hinein.

Es wurde zehne, und es mußte wohl oder übel die Arbeit der Knechte und Mägde gethan werden, denn diese ließen sich noch immer nicht blicken.

„Die Melan hat recht,“ brummte Veldi, „das war beim Vater selig nicht vorgekommen, ich muß ihnen 's Hafersäckle höher hängen.“

Der Unterknecht Ferdi hatte oft genug gemahnt: „Ihr Moosshöfer, 's ist Zeit zum Heimgehen!“

Aber die Lies konnte sich nicht vom Tanzboden trennen.

„Besonders jetzt,“ sagte sie, „wo der Peter aus der Sägmühle kommt, der sieht mich gar gern.“

Sie sagte das nur, um den Mathis zu ärgern, weil ihm das Trinken wichtiger war, als das Tanzen.

„Du,“ flüsterte ihr der Ferdi zu, „das thut kein gut, Du weißt, die Moosshöfer und die von der Sägmühl' stehen nicht grün.“

„Was geht's mich an,“ sagte die Lies, warf einen herausfordernden Blick nach dem Mathis und ließ sich vom Peter zu einer Polka führen.

Nach dem Tanz griff Peter zum Weinglas und begann zu singen:

„Hattala, das braune Kind,
Wär' für manchen wohl ein Schid,
Plattrig ist es wie der Wind —
Dol' den Vogel, er ist flügg';
Nächt' auch einmal tanzen seh'n
Zottelbär und Lumpenpad,
Könnten beid' hausiren geh'n,
Und er trägt den Bettelrad.“

Eine Anzahl Bursche und Mäd'el traten neugierig näher; der Mathis aber nahm die Bank zwischen die Beine und sagte zur Lies, die in ihre Schürze sicherte:

„Hast's bigottsicht nicht nöthig, über unsere neue Magd zu lachen, denn sie ist rechtschaffen und kein

so ungattigs Weibsbild wie Du, naschest bei allen Burschen herum, bis Dich ein ordentlicher Kerl nimmer mag.“

„Bist mir ein Kobler,“ höhnte der Peter, „zu so einem hergelaufenen Zigeunerfray zu halten, pfui Teufel, sollten sich schämen, die Moosshöfer.“

Mathis ballte die Faust im Sack: „Und Du stehst nicht auf,“ fuhr er die Lies an, „bleibst bei einem sitzen, der die Moosshöfer beschimpft?“

„Sie können ja wieder schimpfen,“ sagte die Lies. Stas, die Kaufhändler ahnte, suchte sie vom Peter wegzuzerren.

„Kommt heim,“ mahnte Ferdi, „'s ist Zeit.“

Der Sägerknecht aber eiferte fort: „Der Wenzel wird's dem Bruder schon sagen, wo Bartel den Most holt, der hat auch ein Wort mitzureden, wenn der Veldi so ein Tappschädel ist, und die Hattala zur Moosshofbäuerin.“

Jetzt schlug der Mathis auf den Tisch, daß die Gläser umfielen:

„Du schlißhöriger Lausbub, Du Erzschelm, der keinen Bögelesgroßchen werth ist, — elendiger Tropf, den ein siedig Donnerwetter erschlagen und der Teufel lothweis holen soll, — Schinos miserables, Dir schlag' ich eins hin, daß Du's Feuer im Elsaß sehen sollst!“

Er hatte sich erhoben, mit seiner markigen Rechte gehörig ausholend, da zog der Peter blitzschnell ein Messer, und eh' sich's die Umstehenden versahen, wand sich der Mathis stöhnend am Boden. Nun entstand ein Petergeschrei von allen Seiten; Stas eilte in die Küche, um Wasser zu holen; Ferdi strich die blaß gewordene Stirne des Oberknechtes mit Wein an; die Lies aber that wie verzweifelt.

„O Mathis,“ stammelte sie, „Mathis, stirb nicht, ich elende Kreatur, — 's war ja nur Trug, ich hab' Dich nur ärgern wollen, — Jesus im Himmel, heilige Maria Muttergottes, hau' mir ein Bein ab, reiß' mir den Arm aus, alle Haar' will ich mir ausraufen, nur den Mathis laß nicht sterben.“

Man hatte den bewußtlosen Knecht verbunden, so gut man's verstand, und lud ihn auf einen Leiterwagen. So fuhren die Moosshöfer unter Weinen und Beten den Weg hinan, den sie so froh und wohlgemuth herabgekommen waren.

Der Peter hatte sich während des allgemeinen Wirrwarrs aus dem Staube gemacht, der schwäbischen Grenze zuwendend, um den Landjägern zu entgehen.

Im Moosshof betteten sie den Knecht auf sein Lager, und während die Melan ihre Bußpredigt hielt, und Lies sich halbtodt weinte, riß Attala dem Mathis das Wam' vom Leib, wusch die Wunde mit heilsamem Kräuterjast aus und legte ihm einen Verband an, jodaß der laubstöhnende Mann erleichtert aufathmete und in Schlummer verfiel. Sie wollte bei ihm wachen, aber die Lies flehte sie an:

„Laß mich bei ihm bleiben, ich hab' viel gut zu machen.“

So gingen sie alle still auseinander; am nachdenklichsten war der junge Hofbauer; Ferdi hatte ihm die Ursache des Streites mitgetheilt. So fing der Kampf schon an. Aber Veldi wollte ihn aufnehmen; er lachte siegesgewiß in sich hinein: Und sie wird doch mein Weib —

In der Nacht fuhr Ferdi von seiner Lagerstätte auf, die er im Stall hatte. Es ging so laut her nebenan beim Mathis; er eilte in dessen Kammer. Da fand er die Lies zu Füßen des Bettes liegen, wie sie heulte und schrie:

„Mathis, Mathis, hast mich denn nimmer gern, — was machst für Augen, Mathis? Ach, sag' doch ein Wörtle, — Gott sei Dank, Ferdi,“ rief sie aus, „da schau her, immer reißt er sich 's Federbett weg, so oft ich ihn zudeh“ — er wird mir gewiß sterben!“

Ueber dem Bett hing die Stalllaterne und beschien das dunkelrothe Gesicht des Mathis, der schrecklich stöhnte, und dessen Arm die Lies umklammert hielt, damit er nicht wieder das ihm bis an den Hals reichende Federbett von sich schleudere.

„Vielleicht hat er Durst,“ sagte Ferdi und ging mit dem Krug zum Brunnen. Stas stand an dem Fenster ihrer Dachkammer und spähte herunter; es war ihr so gewesen, als habe sie die Stallthür gehen hören. Sie eilte in den Hof und trat mit dem Knecht in des Mathis' Kammer.

„Wie geht's denn?“ fragte sie.

„Schlecht,“ kreischte die Lies auf, „er kennt mich schon nimmer, hört wie er schnauft, — der kalt' Schweiß steht ihm auf der Stirn“ — o heilige Maria Muttergottes, gleich wird's aus sein.“

Sie heulten alle drei zusammen, was das Zeug hielt, bis die Stas mit einem Mal sagte:

„Herrgott, ich hol' schnell die Hattala!“

Attala war kaum in der Kammer, da wurde gleich alles anders; sie öffnete das Fenster, kühlte dem Fiebernden die Stirne, gab ihm zu trinken, und während sie sich um ihn bemühte, wurde er ruhig wie ein Kind.

„Das haben wir Dir zu verdanken,“ sagte Ferdi draußen im Hof zur Stas, „mir ist's ganz leicht um's Herz; gelt, wart' ein bißle, ich bin gleich wieder da.“

Er verschwand im Stall und kehrte mit der großen Bregel, die er in Oppenau gekauft, zurück:

„Schau, nimm das Geschenk von mir an,“ bat er, „Du hast's verdient.“

Der Stas verschlug es die Rede; mit beiden Händen griff sie zu, und die herrliche Gabe an ihr Herz drückend, lief sie damit davon, ohne im Stande zu sein, ein Wort des Dankes hervorzubringen.

Veldi fuhr in der Frühe des anderen Tages selbst nach Oberkirch hinunter, um den Amtsarzt zu holen. dessen erste Frage war, als er den Mathis untersuchte:

„Wer hat ihm den Verband so meisterhaft umgelegt? Das hätte ich nicht besser machen können.“

Melan, Besele und Lies standen im Krankenzimmer; von draußen lauschten Ferdi und Stas.

Der junge Hofbauer schickte nach Attala.

„Zapperlot, die ist aber nicht in Euerm Renththal gewachsen,“ rief der alte Physikus beim Eintritt der jungen Zigeunerin aus, „das macht Ihr mir nicht weis.“

„Nein,“ sagte Veldi, der vor Freude erröthete, „sie ist eine Fremde.“

Der Physikus, der die Bauern alle mit einer gewissen Ironie zu behandeln pflegte, weshalb sie ihn sehr fürchteten, wandte sich mit den Worten an Attala:

„Ihr habt ja Euere Sache ganz vortrefflich gemacht, schönstes Jüngferle, zu Euch sollten alle Bauernweiber in die Schule gehen; wo habt Ihr denn Euere Kenntnisse in der Heilkunde erworben?“

„Bin Zigeunerin, Herr,“ gab sie mit einem lieblichen Reigen des Hauptes zur Antwort, „kann ich nicht kochen und scheuern, wie sie es treiben in ihrem Haus, kenn' ich doch die Kräuter des Waldes und ihren Nutzen; Wunden ich kann heilen, Krankheiten bannen. Belieben zu glauben, lieber Herr, ist nicht Hexerei, sind gute Mittel.“

Der alte Doctor sah die Sprecherin mit dem Ausdruck unverhohlenen Entzückens an; das Verbissene, Ironische, das sich seinem Gesicht in dem jahrelangen Kampf mit der Dummheit der Bauern eingepägt, war wie weggewischt.

„Und wenn ich Euch nun den Verwundeten überliesse, was würdet Ihr in Zukunft mit ihm vornehmen?“ fragte er.

„Lasse ich die Wunde acht Tage verbunden,“ gab sie zur Antwort, „dann ich sie wasche aus und nehme neuen Verband; soll er trinken Milch, nicht essen Schweres; ist er schwach, ich ihm gebe Schnaps ein wenig.“

„Ihr werdet ihn in vier Wochen wieder hergestellt haben,“ sagte der Arzt, „und mir erlaubt, lebenswürdige Kollegin, Euch rufen zu lassen, wenn mir ein Unfall begegnet.“

Darauf gingen die Mooshöfer ganz still auseinander; sie waren alle wie beschämt; hatte der Doctor jemals mit einem von ihnen ein solches Wesen gemacht? Am tiefsten ging's der Melan; sie war bisher diejenige gewesen, die das Geriß hatte, wenn einem im Haus etwas fehlte.

„Die lehrt alles um,“ murmelte sie und betete darauf los: „Heilige Muttergottes, eil' Dich, eil' Dich, wend' dem Veldi 's Herz eh's zu spät —“

Der Mathis ging schon nach drei Wochen wieder herum, und im ganzen Thal verbreitete sich die Kunde von Attala's Wissen, das der Physikus überall rühmte.

Viele von den Nachbargehöften kamen zum Mooshof und holten sich Rath und Hülfe bei Attala; sie ging auch selber mit den Leuten, schaute nach ihren Kranken und pflegte sie. Ohne daß sie etwas verlangte, wurde ihr für ihr Thun manche Geldspende zu theil. Sie legte die Silberstücke in eine blau und roth bemalte Schachtel, die ihr Veldi geschenkt hatte.

„Hörst Du,“ sagte sie zuweilen, indem sie die Schachtel vor seinen Ohren schüttelte, „bin nicht arm, — ist mein Brautschatz!“ Und sie lachte und freute sich wie ein Kind.

Das Verlöbniß der beiden war nun bekannt geworden, und Attala ging täglich nach Allerheiligen hinauf zum Pater Gregor, der sie in der Christenlehre und im Lesen und Schreiben unterrichtete.

Der alte Herr hatte sein Möglichstes gethan, um Veldi von seinem Vorhaben, die junge Zigeunerin zu heirathen, abzubringen. Da es ihm nicht gelungen war, wollte er wenigstens eine gute Christin aus der künftigen Mooshofbauerin machen.

Aber Pater Gregor war nicht der Mann, das wilde Zigeunerkind zu zähmen. Sie hatte wenig Ausdauer zum Lernen und Stillsitzen, und was sie nicht begreifen wollte, das begriff sie nicht. Wie oft hatte er sie schon ermahnt: „Meine Tochter, lege diesen eiteln Tand, diese vielfach um Deinen Hals geschlungene Kette ab; sie ziemt sich nicht für eine Bäuerin.“

Da sah sie ihn ganz wild an:

„Ich meine Kette liebe, — meine bunte Kette, meine schöne Kette, — warum soll sie sein eine Sünde? Ist Gott nicht gut?“

Und sie lachte und schaute den nach Worten suchenden Alten mit schelmisch blühenden Augen an:

„Gott ist viel mehr gut als Ihr!“

„Flüchtig, recht flüchtig ist sie,“ klagte er zuweilen dem jungen Mooshofbauern, aber der war voll Muthes:

„Das wird sich schon geben, Ihr solltet nur sehen wie sie sich anstellt, immer schaut sie mir nach den Augen; mit einem Wort kann ich sie leiten.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Mit der Zeit.

So lange stand mein Rosenstrauch
Von Laub und Blüten kahl,
Nun treibt er frisch im Frühlingshauch,
Geweckt vom Sonnenstrahl.

Mein Herz hat mit geschwindem Schlag
Begrüßt das zarte Grün;
Es fragt wohl hundertmal am Tag,
Ob seine Rosen blüh'n?

Geduld! schon zeigt die Knospe sich,
Die schwellend sprengt ihr Kleid,
Die Zeit bringt Rosen auch für Dich,
Nur laß ihr etwas Zeit!

Ernst Lenbach.

Nachdruck verboten.

Unterhaltungen über die Sterne.

Von Dr. Herm. J. Klein.

V.

Entzujutage weiß jeder, welcher auf Bildung Anspruch macht, daß man unter einem Spectrum jenes Farbenband versteht, welches man erhält, wenn man das Licht der Sonne durch einen schmalen Spalt fallen läßt, hinter welchem ein Glas-Prisma sich befindet. Ein einziges Glas-Prisma giebt nur ein schmales Farbenband, ein kurzes Spectrum; allein wenn man in geeigneter Weise mehrere Prismen zu einem sogenannten Spectroscop vereinigt, so werden die einzelnen Farben sehr auseinander gezogen, und das Spectrum erscheint sehr lang, unter Umständen mehrere Fuß lang. Dann erblickt man, unregelmäßig über die einzelnen Farben vertheilt, schwarze Querlinien in dem Spectrum, deren Zahl außerordentlich groß ist und von denen manche sehr stark und schwarz, viele andere sehr fein und matt erscheinen. Man hat lange nicht gewußt, was man aus diesen Linien machen sollte, als aber endlich das Geheimniß derselben durch die Professoren Kirchhoff und Bunsen in Heidelberg enthüllt worden war, hatte die Wissenschaft einen Schlüssel in der Hand, welcher ihr den Zugang zu den entlegensten Räumen des Himmels eröffnete. Derjenige Theil der Physik, welcher sich mit der Untersuchung aller auf das Spectrum bezüglichen Erscheinungen beschäftigt, wird Spectral-Analyse genannt. Sie lehrt, daß die dunkeln Linien im Spectrum der Sonne die Anwesenheit bestimmter chemischer Elemente im Zustande glühender Dämpfe auf der Sonne anzeigen, und zwar entsprechen jedem Elemente gewisse Linien und Liniengruppen. Auf diese Weise hat sich gefunden, daß in der glühenden Sonnen-Atmosphäre unter anderem: Eisen, Natrium, Wasserstoff, Blei, Zink und viele andere einfache Körper vorhanden sind, und als man die Spectra der Fixsterne untersuchte, fand sich, daß diese Elemente auch dort vorkommen. Wir dürfen also mit Recht schließen, daß die stofflichen Elemente, welche auf unserer Erde vorhanden sind, auch überall im Universum angetroffen werden, sobald im ganzen Weltall, soweit es unserer Untersuchung zugänglich ist, eine stoffliche Uebereinstimmung herrscht, die auf einen gemeinsamen Ursprung aller Himmelskörper hindeutet. Die genaue Untersuchung hat ferner ergeben, daß die dunkeln Linien im Spectrum eines jeden leuchtenden Körpers ihre Lage etwas verändern, wenn dieser Körper sich bewegt, und zwar werden sie gegen das violette Ende des Spectrums verschoben, wenn der Körper sich dem Beobachter nähert, gegen das rothe Ende des Spectrums, wenn er sich vom Beobachter entfernt. Diese Verschiebungen der Linien sind sehr gering, und die Bewegung des leuchtenden Körpers muß recht schnell sein, damit in den besten Instrumenten jene Verschiebung überhaupt sichtbar wird. Nach diesen Voraussetzungen wird es nun nicht schwer sein, den Weg zu verstehen, auf welchem die höchst merkwürdige Entdeckung gemacht wurde, die ich am Schlusse unserer letzten Unterhaltung andeutete.

Auf der Sternwarte zu Cambridge in Nordamerika hatte man sich gegen Ende der achtziger Jahre damit beschäftigt, die Spectra einer Anzahl heller Sterne zu photographiren. Unter diesen Sternen befand sich auch der bekannte Stern Mizar im großen Vorn, und zwar war an verschiedenen Tagen der Jahre 1887 und 1889 das Spectrum dieses Sterns photographisch aufgenommen worden. Als nun später Professor Pickering diese

einzelnen Photographien mit einander verglich, fand er, daß eine der dunkeln Linien zu gewissen Zeiten doppelt erscheint, zu anderen Zeiten verschwommen ist, und wiederum zu anderen Zeiten scharf und einfach aussieht. Diese merkwürdige Thatsache führte zu weiteren Untersuchungen, aus denen sich ergab, daß die Linie in Zwischenzeiten von etwa 52 Tagen regelmäßig doppelt erscheint. Die anderen Linien im Spectrum dieses Sterns sind entweder zu breit oder zu schwach, um bei ihnen eine zeitweise Verdoppelung erkennen zu lassen. Was ist aber die Ursache dieser Verdoppelung? Professor Pickering hat sie ergründet und gezeigt, daß man die Annahme machen muß, der Stern Mizar sei ein Doppelstern, dessen Begleiter aber so nahe bei dem Hauptstern steht, daß kein Fernrohr ihn zeigen kann und dessen Umlaufsdauer um den Hauptstern etwa 104 Tage beträgt. Beide Sterne haben wesentlich das gleiche Spectrum, sodaß ihre dunkeln Linien übereinander fallen, so lange ihre Bewegung gegen die Erde die gleiche ist. Wenn sich aber der Begleiter um den Hauptstern in einer nahezu kreisförmigen Bahn bewegt, so muß regelmäßig der Fall eintreten, daß sich dieser Begleiter von der Erde entfernt, während die Bewegung des Hauptsterns in der Richtung auf die Erde hin stattfindet. Dann werden die dunkeln Linien im Spectrum des Begleiters sich gegen das rothe Ende des Spectrums verschieben, diejenige im Spectrum des Hauptsterns aber gegen das violette oder mit anderen Worten: die bis dahin einfach erscheinenden Linien werden doppelt. Das Gleiche muß sich ereignen, wenn der Begleiter in seiner Bahn sich der Erde nähert, der Hauptstern dagegen sich entfernt, die Verdoppelung geschieht also zweimal während der Dauer eines Umlaufs, und da jede Verdoppelung nach je 52 Tagen erfolgt, so muß die ganze Umlaufszeit 104 Tage betragen. Dieses überaus merkwürdige Ergebnis ist aber noch nicht alles, was man aus der Verdoppelung der Linien im Spectrum schließen kann. Es ist nämlich einleuchtend, daß die Verschiebung jeder dieser Linien um so beträchtlicher sein muß, je größer die Geschwindigkeit des Sterns ist, welche sie hervorruft, und man kann aus der einen auf die andere schließen. So hat sich denn gefunden, daß die Bewegung des unsichtbaren Sterns in jeder Secunde 100 englische Meilen beträgt, und weil er 104 Tage braucht, um seine ganze Bahn zu durchlaufen; so muß diese als Kreis einen Umfang von 900 Millionen Meilen und folglich einen Durchmesser von 286 Millionen Meilen haben. Steht nun im Mittelpunkt dieses Kreises der Hauptstern, so muß folglich der Begleiter 143 Millionen englische Meilen oder rund 215 Millionen Kilometer von seinem Hauptstern entfernt sein. Die Schlüsse, welche zu diesem Ergebnisse führen, sind so einfach und leicht begreiflich, daß kein besonders großer Verstand dazu gehört, ihnen zu folgen und ihre Richtigkeit zu begreifen. Die Astronomen haben aber mit Hülfe ihrer Berechnungen noch weiter gefunden, daß die beiden Sterne, von denen hier die Rede ist, zusammen mindestens vierzig Mal größer sein müssen, als die Sonnenmasse ist. Um die volle Bedeutung dieser Forschungsergebnisse zu würdigen, muß man sich erinnern, was dem Menschen unmittelbar zugänglich ist. Wir sehen am Himmel einen mäßig hellen Stern, und selbst mit dem größten Fernglase kann man nichts weiter an ihm wahrnehmen, als einen hellen Punkt; die Wissenschaft dagegen sagt uns jetzt, daß dieser helle Punkt aus zwei Sonnen besteht, sie bestimmt die Umlaufsdauer derselben umeinander und ihre gegenseitige Entfernung, ja sie hat diese Sterne gewissermaßen auf einer Waage gewogen und gefunden, wieviel Mal schwerer sie sind als unsere Sonne. Und alles dies ist von Menschen erreicht worden, die sich niemals von der Erde entfernen, die sich nicht einmal zwei Meilen hoch in die Lüfte erheben können! Aber auf den Flügeln des Geistes haben diese Menschen den Raum durchgemessen und mit dem Auge der Wissenschaft erpäht, was dem leiblichen Auge ewig verborgen bleibt.

Der Stern Mizar ist nicht der einzige geblieben, bei dem man mit Hülfe des Spectroscops und der Photographie einen Begleitstern entdeckt hat, vielmehr wurde fast gleichzeitig bei einem anderen Sterne, der den Namen Algol führt, dieselbe Thatsache nachgewiesen. Dieser Stern Algol ist dadurch merkwürdig, daß er nach jedesmal 2 1/2 Tagen während 4 1/2 Stunden allmählich an Licht abnimmt, dann aber 4 1/2 Stunden hindurch wieder bis zu seiner ursprünglichen Helligkeit wächst, worauf nach 2 1/2 Tagen sich der Vorgang wiederholt. Man bezeichnet deshalb diesen Stern als veränderlichen Stern und hat schon seit dem vorigen Jahrhundert die verschiedensten Erklärungen über die Ursache dieser Veränderlichkeit aufgestellt. Am wahrscheinlichsten erschien es, daß die Ab- und Zunahme des Lichtes dadurch entsteht, daß ein dunkler oder doch ein schwach leuchtender Körper nach je 2 1/2 Tagen vor dem Algol vorüberzieht und diesen also theilweise für uns verdeckt. Mit Hülfe der Spectro-Photographie hat man auf dem astrophysikalischen Observatorium zu Potsdam gefunden, daß jene Hypothese in der That richtig ist und Algol sich während der 4 1/2 stündigen Abnahme seiner Helligkeit von der Erde entfernt, während der Lichtzunahme aber sich uns wieder nähert, genau so, wie es sein muß, wenn Algol sich hinter einen dunkeln Körper schiebt. Die Geschwindigkeit seiner Bewegung beträgt 5 bis 7 deutsche Meilen in der Secunde, und weiter ergiebt sich, daß der Hauptstern einen Durchmesser von 230 000 Meilen, der Begleiter einen solchen von 180 000 Meilen haben muß, und daß beide Sterne 700 000 Meilen von einander entfernt sind. Auch das Gewicht beider Körper konnte berechnet werden, es beträgt bei dem größeren 1/10 bei dem kleineren 1/100 der Sonnenmasse. Professor Vogel, der diese Untersuchungen ausgeführt hat, bemerkt, daß man annehmen müsse, die beiden Körper seien mit mächtigen Atmosphären umgeben, von denen diejenige des Hauptsterns eine große Leuchtkraft besitzt. Wir finden bei diesen beiden Weltkörpern Verhältnisse, wie sie sonst am Sternenhimmel nicht bekannt sind, indem die Entfernung beider ungewisser großen Körper im Verhältnis zu dieser Größe sehr gering ist, ja so gering, daß die Atmosphären beider Sterne kaum 400 000 Meilen von einander entfernt bleiben. Wie es in der Heimat dieses Sternpaares aussieht, ob der Begleiter völlig dunkel oder nur schwach leuchtend, d. h. glühend ist, kann man nicht mit Gewißheit sagen, so viel ist aber unzweifelhaft, daß, wenn die Erde unserer Sonne bis auf eine halbe Million Meilen nahe gerückt würde, hienieden die Oeane verdampten und die ganze Erdoberfläche verbrennen würde. Vielleicht ist jener Stern, der den Algol umkreist, ein alter Planet, der seiner Sonne im Laufe unzähliger Jahrtausende oder Jahrmillionen immer näher und näher gekommen ist und zuletzt in sie hineinstürzt wird. Wer weiß es!

Nachdruck verboten.

Mein erstes Auftreten.

Von Minnie Haut.



Als Bühnensängerinnen ihr Debut im Alter von sechzehn oder siebzehn Jahren gemacht haben, ist schon vorgekommen, und ich selbst zählte noch nicht siebzehn Jahre, als ich in Bellini's reizender Oper „Die Nachtwandlerin“ an der italienischen Oper in Paris im letzten Jahre des dritten Kaiserreiches debütierte.

Meine Leier dürfte dieses Debut vielleicht mehr interessieren, als manches andere Ereigniß meiner Künstlerlaufbahn, mich aber interessiert in viel höherem Grade ein ganz anderes Debut, das ich im Alter von sechs, — sage sechs Jahren auf einer öffentlichen Bühne gemacht habe. Ich glaube kaum, daß irgend



Minnie Haut als Kind von sechs Jahren.

eine meiner Colleginnen dasselbe von sich sagen kann, und da es also eine Art Unicum ist, so mag es hier erzählt sein.

Wegen der Erkrankung meiner Mutter mußten wir unsere alte Heimat in Providence, im Staate Rhode Island, verlassen und ein anderes, besseres Klima weiter westlich, an den Ufern des Missouri aussuchen. Während mein Vater nach einer geeigneten Gegend forschte, blieben meine Mutter und ich in Canzas City, das heute wohl eine Großstadt mit ein paar hunderttausend Einwohnern ist, aber zur Zeit meiner Kindheit ein kleines, schmutziges Nest mit einigen tausend Einwohnern und einem einzigen, halbwegs annehmbaren Hotel war. In diesem Hotel fanden wir Zuflucht, und für mich war es selbst in meinem Kindesalter ganz interessant, täglich den Durchzug Hundertter von Auswanderern zu beobachten, die mit Kind und Kegel, mit Kisten und Kisten aus den Oststaaten der großen amerikanischen Republik kamen, eine Zeit lang in Canzas City, diesem Grenzort der großen Prairien, rasteten und dann weiter westlich zogen.

Dieser lebhafteste Verkehr brachte natürlich auch viel Geld nach Canzas City, und die wandernden Theatertruppen, wie sie noch heute in Amerika bestehen, kamen gern hierher, um einige, gewöhnlich sehr gut besuchte Vorstellungen zu geben. Es waren nicht etwa immer sogenannte „Schmierer“, sondern häufig auch Gesellschaften besserer Art mit ganz bekannten Künstlern, deren Repertoire aus Shakespeare'schen Dramen, aber auch dem Geschmack des „westlichen“ Publicums entsprechend, aus allerhand Schauer- und Märchenstücken bestand. Die Truppen trafen auf ihrer Wandererschaft gewöhnlich Vormittags ein, spielten am Abend und zogen am nächsten Morgen wieder weiter, nach der nächsten Stadt. Man nennt diese Orte, wie Canzas City damals war, und wie es deren heute Tausende anderer giebt, „one night stands“, — Aufenthalte für einen Abend. Ueberall wurde dasselbe Stück aufgeführt, denn man konnte doch den Apparat für mehrere Stücke nicht auf Reisen mitschleppen; die Künstler waren nur auf dieses eine Stück einstudiert, und jede Rolle war natürlich nur einfach besetzt.

Eines Vormittags verkündete lautes Lärmen in den Gängen unseres aus Holz gebauten Hotels, Gepolter von Kisten und Koffern, Sprechen und Lachen die Ankunft einer Wandertruppe, für mich daunenlanges Kind stets ein wichtiges Ereigniß, denn die ganze Gesellschaft pflegte an der table d'hôte Platz zu nehmen, und ich konnte aus unmittelbarer Nähe all die großen Berühmtheiten der amerikanischen Grenzstädte kennen lernen. Plugs warf ich mich in mein hübschestes Sonntagsgewand, an das ich mich noch heute erinnere, — ein kurzes Kleidchen aus hellgrünem Kaschmirstoff, mit einer römischen Schärpe um die Taille, — strich mein langes, gelocktes Haar zurecht und war schon eine halbe Stunde, bevor die Gongschläge die Mahlzeit verkündeten, auf meinem Platze. — Richtig da kamen sie alle, die Helden, Väter, Liebhaber, junge und alte Schauspielerinnen, an ihrer Spitze ein dicker, stattlicher Herr, der gerade Mama und mir gegenüber Platz nahm: der Manager (Director). Er war sehr geräuschvoll, sehr nervös, sehr geschäftig, commandierte die Kellnerinnen herum und hatte fortwährend etwas auszusprechen. Dabei war er aber meiner Mama gegenüber sehr aufmerksam, und ich war ganz Ohr für die Gespräche dieses großen Mannes. Das Thema kam auf das am Abend aufzuführende Schauspiel. Der Manager zuckte bedeutungsvoll die Achseln und meinte, es wäre sehr zweifelhaft, ob die angekündigte Vorstellung wirklich stattfinden könnte. Er sei in der größten Verlegenheit, denn eine junge Schauspielerin, welche eine wichtige Scene in dem Stücke hatte, war so schwer erkrankt, daß sie unmöglich spielen könne, und auf ein anderes Stück sei er nicht

eingesetzt. Jammergeschade, denn das Haus sei jetzt schon ausverkauft, und die Kosten der Truppe wären sehr groß!

Das Pech des großen Mannes ging mir sehr zu Herzen, und ganz aufgeregert lauerte ich auf den Augenblick, um zu Wort zu kommen. Kaum hatte der Manager geendet, so sprang ich von meinem Sitz, lief zu ihm hinüber und ihn beim Rockschloß zerrend, bat ich ihn lebhaft: „Lassen Sie mich doch heute Abend die Rolle spielen!“ Der Manager wandte sich um, betrachtete mich Däumling und brach in lautes Gelächter aus, in das alle anderen Thalia-Jünger herzlich einstimmten. Meine arme Mama war aus Verlegenheit ganz roth geworden und rief mich zu sich zurück. Aber je mehr sie rief, und je lauter die ganze Tischgesellschaft lachte, desto beharrlicher wurde ich, um schließlich in heftiges Weinen und Schluchzen auszubrechen. Nun nahm mich Mama fort in den anstößenden Salon und versuchte mich zu beruhigen. In dessen ohne Erfolg; ich hatte mir die Sache fest in den Kopf gesetzt, das Gelächter hatte meinen Stolz verwundet, und ich machte meinem Schmerz durch erneuertes Schreien und Weinen Luft. Die Gattin des „Manager“, eine stattliche Dame, schien mehr Gefühl für meine Schmerzen zu haben; sie stand auf, holte das Rollenbuch und gab es mir, die ich kaum das ABC ordentlich meisterte, zu lesen, nur um mich zu befähigen. Aber so leichten Kaufes sollte sie nicht davon kommen. Ich bat und drängte, sie möge mir doch die betreffende Scene vorlesen, und endlich willigte sie ein. Meine Thränen versiegten, als ich die pathetischen Sätze vernahm. Es handelte sich um die kleine Tochter eines wegen Mordes oder irgend eines anderen Verbrechens eingesperrten Menschen, die in sein Gefängniß kam, um ihn zu trösten und ihm Hoffnung auf eine bessere Zukunft oder auf ein besseres Jenseits, — ich weiß es nicht mehr, zuzusprechen. Ich war aufs tiefste ergriffen. Wieder und wieder mußte die Frau Manager den Monolog vorlesen. Dann rief ich: „Halt, ich kann's nun auswendig!“ und sprach nicht nur den ganzen langen Monolog Wort für Wort, sondern spielte auch meine Rolle, wie ich sie mir dachte, wobei meine arme Mama den alten Verbrecher darstellen mußte.



Minnie Haut.

Ohne daß ich es bemerkt hatte, war inzwischen der dicke Manager an die zum Salon führende Glashür getreten, um mich zu beobachten, ein Schauspieler nach dem anderen kam leise herein, und als ich meine Scene beendet hatte, brachen sie in lautes Beifallsklatschen aus. Nun schien das Spiel gewonnen. Stolz trat ich vor den Director und sagte ihm, ich würde heute Abend bestimmt mitspielen. Der gute Mann mochte sich die Sache wohl überlegt haben, es galt ja die Einnahmen des Abends zu retten, und er bat nun in der That meine Mama um Erlaubniß zu meiner Mitwirkung. Lange weigerte sie sich; als sie endlich nachgab, ahnte sie wohl nicht, daß sie damit die ganze Jugend, die ganze Laufbahn und das Leben ihres einzigen Kindes entschieden hatte.

Der Abend kam, und angezogen mit meinem hellgrünen Sonntagskleid wurde ich von Mama ins Theater, auf die Bühne geführt, wo ich durch ein Guckloch im Vorhang das dicht gedrängte Auditorium sehen konnte, ohne daß mich diese Hunderte von Augen aus der Fassung gebracht hätten. Das Stück hieß „The Golden Farmer“ (der goldene Farmer), den Namen des Verfassers habe ich längst vergessen, und auch das Stück habe ich nie wieder gesehen, noch überhaupt eine Anzeige darüber gefunden. Als der dritte Akt kam, stand ich ruhig hinter den Coullissen, auf mein Zeichen wartend. Wie oft habe ich seither in den großen Opern-Theatern unserer Weltstädte an dieses erste Auftreten gedacht und mich um meine damalige Ruhe beneidet! Endlich kam der große Moment, ich sprang hinaus, eilte in die Arme meines Vaters, und mich mit Leib und Seele in die Scene verlegend, als handele es sich um die Wirklichkeit, sagte ich meinen Monolog her, ja ich ging darüber hinaus und fügte allerhand Koseworte und Zärtlichkeiten bei, ohne irgendwie an das Publicum zu denken.

Als sich der Vorhang senkte, erweckte mich der donnernde Applaus, der dahinter erdröhnte, aus meiner Rolle. Jetzt erst erfaßte mich das Bewußtsein, daß ich, ein sechsjähriger Wurm, vor Hunderten von Menschen auf einem wirklichen Theater gespielt hatte, und die Aufregung machte mich zittern. Thränen traten in meine Augen, als mich Mama in größter Erregung in ihre Arme schloß und fest an sich drückte, aber ich mußte hinaus, das Publicum hatte stürmisch nach mir verlangt. Mich zusammenfassend, trat ich festen Schrittes auf die Bühne, und im Verein mit meinem Bühnenpapa mußte ich noch mehrmals vor der Kampe erscheinen.

Alle Schauspieler kamen, um mich zu beglückwünschen, die

stattliche Frau Directorin küßte mich ab und gab mir eine Schachtel Bonbons, und ein großer, fremder Herr ließ sich Mama vorstellen. Er erkundigte sich nach meinem Namen, wie lange ich schon auf der Bühne thätig sei u. s. w., und als er von Mama erfuhr, daß dies ein Impromptu-Auftreten gewesen war, wurde er ernst und sagte: „Dann soll sie auch auf der Bühne bleiben; sie wird eine der größten Schauspielerinnen werden!“

Ich schloß in der Nacht nach diesem ersten Auftreten kein Auge. Nicht das Auftreten, der Erfolg, der Beifallssturm, sondern die ernstesten Worte des fremden Mannes gaben mir zu denken, und als am nächsten Morgen Mama mich wie gewöhnlich mit einem Kuß im Bette begrüßte, sagte ich ihr entschlossen: „Mama, ich gehe zum Theater.“

So ist es ja auch gekommen. Jedesmal, wenn ich in irgend einer Weltstadt, in Paris, London, Wien, Berlin, New-York oder sonst wo debütierte, mußte ich an mein erstes Auftreten in Canzas City denken, denn überall war, wie dort, auch die theure Mama hinter den Coullissen, um mich zu berzen und zu küssen. Jetzt ist sie nicht mehr, und jetzt hab' ich ausgespielt.

Nachdruck verboten.

Aus tiefer Noth.

Novelle von M. Tamms.

(Schluß.)

Als Dorothee wie gewöhnlich am Nachmittage von dem Gange zu ihrer Kranken heimkehrte, — es war ein weiter Marsch gewesen, weil sie die zerfetzte Brücke unpassierbar gefunden und sich genöthigt gesehen hatte, den Umweg über die Ghauffee zu wählen, — trat ihr Visette mit der Botschaft entgegen, daß der Herr sich krank fühle. Er habe sich Chinin aus der Apotheke holen lassen und liege fiebernd auf dem Sopha.

Dorothee erschraf. Sie durchschritt die Halle und trat in das Zimmer ihres Mannes.

Die Abendstrahlen lugten in's Fenster. Sie mischten sich mit der Kamingluth, deren unruhige Schatten den dunkelnden Raum mit fantastischen Gebilben bevölkerten. Kaum vermochte die junge Frau, nach der Nachmittagsheile draußen, sich in dieser Dämmerung zurechtzufinden, und erst allmählich gewöhnte sie sich so weit, daß sie einen prüfenden Blick in das Antlitz des Gatten werfen konnte. Wie bleich es war, — und wie dunkelgerändert war sein Auge! Der Schreck griff ihr an's Herz. Gewiß, sie würde noch damit enden, ihn zu tödten! Der Abschied von der heißgeliebten Heimat zerrieb seine ohnehin mürben Kräfte! Umsonst, daß er sich angesichts ihrer merkbaren Angst zu einem Lächeln zwang, — er täuschte sie nicht. Sie wußte ganz genau: er ging körperlich und seelisch zu Grunde durch sie.

„Kann ich nichts für Dich thun, Günther?“ fragte sie hastig. „Willst Du etwas Wärmendes? Darf ich die Pelzdecke holen? Ach, erlaub' mir doch, daß ich Dich pflegen darf!“

Er stemmte den Ellbogen in die Polster und richtete sich auf.

„Faulheit, nichts als Faulheit!“ meinte er in einem Ton, der die Worte Lügen strafte, „daneben eine tüchtige Erkältung, — das ist alles! Wirklich, Dora, Du thust meinem Zustand zu viel Ehre an, wenn Du ihn für etwas anderes, als Schnupfenfieber hältst. Geh mir eine Dosis Chinin, da Du Dich gütiger Weise zur Hülfe erbietest, und ich verspreche Dir radikalen Erfolg!“

Sie flog, seinen Wunsch zu erfüllen, und von seinem Lager aus beobachtete er sie. Nicht, daß ihr Anblick ihm wohlgethan hätte, dazu trieben ihm ihr unverhofftes Erscheinen und der verschleierte Klang ihrer Stimme das Blut zu heiß durch die Schläfen. Die Augen brannten ihm förmlich, als sie hinter den halbgeschlossenen Lidern hervor lauernd fast und hungrig ihren Bewegungen folgten.

Ein Strom von Gedanken wälzte sich fessellos durch sein Hirn, und die fiebernden Sinne zeitigten wunderliche Gesichte.

Wie sich die Kamingluth an ihren weißen Händen in die Höhe leckte, während sie die Oblate feuchtete und das Pulver mischte! Sah's nicht aus, als stöße ein Blutstreck unausfahsam über ihre Finger, — und weiter, — über Hals und Antlitz, — höher, immer höher, — breiter, immer breiter, — bis er endlich an der Wand ihr zu Häupten Gerhard's Bild ebenfalls mit seiner widrigen Röthe überschwemmte! Wie er flackerte! Wie er zuckte! Aus Blut und Feuer zog er ein Menetekel um Mutter und Kind!

Es grauste Günther vor sich selbst und den Stimmen in seinem Inneren. So, wie sie dort auf ihn zugeschnitten kam, sorglich den Löffel mit dem Pulver in der Hand, so war sie damals auch an das unschuldige Bettchen Gerhard's getreten. So, gerade so hatte sie zu Tod und Verderben den Arm gehoben. So das Gift an die vertrauenden Kinderlippen geführt!

Ein dumpfes Aechzen entrang sich ihm. Schaudernd bog er den Kopf zurück. Seine Hand stieß nach dem Pulver. Klirrend fiel der Löffel zu Boden.

Einen Augenblick stand Dorothee, wie vom Blitz getroffen. Ihre Augen sahen verlöschend in die feinen. Dann, plötzlich, schlug sie die Hände vor's Gesicht; sie hatte verstanden. In wilder Flucht stürzte sie aus dem Zimmer.

Es wurde ganz still im Gemach. Nur das Feuer im Kamin knisterte.

Günther lag wie ein Todter. Seine Blide starrten regungslos in die Flammen. Ihm war eisigruhig zu Sinn. Der Fieberausbruch war verflohen.

Und die Zeit verstrich. Das Feuer verlösch. Fahle Dämmerung säumte den Himmel. Der Abendwind erwachte und strich um das Haus.

Da weckte ihn ein leises Geräusch aus seiner Lethargie. Wie eine heimlich zullappende Thür hatte es geklungen. Er sprang auf und laufte. Fast schien es, als entfernten sich Schritte. Aber nein, er mußte sich getäuscht haben. Alles war still, wie ausgestorben.

Er schob die Glieder auf's Sopha zurück und drückte die Arme unter das Haupt. Wenn er doch schlafen könnte! Wenn er doch Ruhe fände!



Katzen bei der Coiffette. Nach dem Gemälde von L. G. Ramberti. — Siehe Seite 32.

Aber nach einer Weile erhob er sich von neuem. Etwas Fremdes, ahnungsvoll Hastendes jagte ihn auf. Willenlos ließ er sich treiben. Es zerrte ihn vorwärts, — die Halle entlang, — die Treppe hinauf, — über den oberen Corridor, — in Dorothee's Zimmer. Und hier, angelehnt an die leeren vier Wände, angesichts des Lichtstimpfens auf dem Tisch und des Briefblattes, das sein qualmender Docht beleuchtete, riß jene räthselhaft treibende Macht, welche ihn gepackt hielt, den Schleier von seinem Gesicht. Rast und bloß grünte sie ihn an. Aus ihren Augenhöhlen starrte das Grauen. Seine Zähne schlugen zusammen. Er griff nach dem Bogen und riß ihn auf. Wenige Zeilen nur, in steigender Eile geschrieben, standen darauf.

„Ich gehe zu meiner Kranken. Sorge Dich nicht, falls ich länger ausbleibe, und warte nicht. Der Kürze halber schlage ich den Weg über die Brücke ein, aber ich könnte mich tropdem verspäten.“

Weiter nichts. Einen Unbefangenen hätten die Zeilen täuschen können; Günther nicht. Alles, was dem Briefe vorausging: die Scene in seinem Zimmer, das Gespräch am Morgen betrefß seiner Reise, Dorothee's hoffnungsloses Gesicht dabei, — all' das lehrte ihn jetzt den Brief verstehen. Er war ein Abschied, — ein Abschied für immer! Schon daß er überhaupt geschrieben war, wo Dora und er sich gewöhnt hatten, einander nur die nothwendigsten Dinge wissen zu lassen, stempelte ihn zum Angeber. Und dann die anscheinend überflüssige Erwähnung der Brücke! Sie verrieth ihm, daß Dora von der Zerstörung derselben, nicht aber von seiner durch den Früh-Spaziergang erlangten Kenntniß dieses Umstandes wußte, und daß sie ihn vermöge jener flüchtig eingestreuten Bemerkung glauben machen wollte, sie sei bei der Dunkelheit verfehlend in den Fluß gerathen, — wenn man sie später fand.

Ihm stürzten die Thränen aus den Augen. Liebe jeder Federstrich! Liebe ihr Opfer! Liebe bis zum Tod!

Secundenlang, während er auf das Briefblatt starrte, stiegen seine gefolterten Sinne hinein in den Abgrund ihrer Kämpfe und ihrer Seelenangst. Er, der den Christenstimm seines Weibes und ihr pharisäerhaft geheiztes Verdamnungs-Urtheil derer kannte, die mit dem Maßzeihen des Selbstmordes aus dem Leben schieden, vermochte sich nur tastend zurechtzufinden in der Höllenqual ihrer freiwilligen Seligkeits-Entäußerung. Es war aber auch jetzt nicht die Zeit dazu. Er raffte sich auf. Vielleicht war noch nicht alles verloren. Vielleicht holte er sie ein, bevor es zu spät war. Die Zeilen kündeten ihm, Gottlob, den einzuschlagenden Weg, — vielleicht wurde noch alles gut! Gott im Himmel, gieb Kraft und Gelingen!

So schnell er vorwärts raste, die Straße hinab, um die Friedhofstraße, den Weg am Dorfmoor entlang, — sein Herz eilte voraus in lang zurückgedämmter, leidenschaftlich fluthender Liebe. Und voraus jagten die Gedanken, stürmte die Todesangst. Weiter, — weiter! Schon zog sich dort hinten um die bereifte Wiese der Saum des Waldes. Kaum, daß Günther sich Zeit gönnte, die Schweitropfen zu trocknen, welche Anstrengung und Entsetzen ihm auf die Stirne trieben. Da, jetzt, — die ersten Ausläufer der Forst waren erreicht. Und jetzt verankert sein Fuß in dem elastischen Boden. Die Stämme nahmen ihn zwischen sich, das Abenddämmern blieb dahinten. Schweigen und Dunkel umfingen ihn.

Wunderlich, war's ein Trug seiner Sinne? Wieder der Ton, den er schon seit Minuten neben sich vernommen hatte! War's der flüchtige Lauf eines Wildes? War's raschelnder Mäherfall? Wie ein Trippeln hurtiger kleiner Füße klang's, und ob er stürmte und jagte, sie hielten gleichen Schritt. Plötzlich, als habe ihm jemand die Lösung in's Ohr geflüstert, wußte er, was es war. Gerhard war's, sein Kind, das mit ihm ging, die Mutter zu suchen. Er sah im sahdurchstimmerten Geäst sein weißes Hemdchen schimmern. Vorwärts streckte es die sehnüchlich geöffneten Arme. Das verklärte Gesichtchen hob es zu dem feinen, und sanft, wie Abendäufeln im Laub, kühlte Günther die Kinderstimme seine Wange umwehen: „Wati, wo hast Du mein süßes Mütterchen gelassen?“ Voll Thränen standen die reinen Augen; die blinckten, wie der Thau in den Zweigen.

Da wurde es in Günther's Gewissen wach. Mit einem Schlage wurde ihm klar, daß er sich all' die Wochen selbst betrogen, daß seines Herzens Härte allein trennend zwischen seinem Weib und ihm gestanden hatte. Mit der Hülle seines todten Sohnes hatte sie sich umkleidet, um mit einem Schein von Berechtigung und Ehrbarkeit auftreten zu können; und es gelang ihr, ihn zu täuschen. Aber Gottlob, diese Stunde hatte den Betrug entdeckt, — der trennende Abgrund war verschwunden, — Gerhard's kleine, kalte Händchen selbst rissen ihn zu Dora hin!

Und er lief. Er lief. Sein Athem keuchte.

„Dora!“ schrie er durch den Wald.

Von ferne drang das Rauschen des Flusses herüber.

„Dora!“ Die Verzweiflung verstärkte seine Stimme.

Da war's ihm, als antwortete weither durch die Stämme ein erstidter Aufschrei seinem Ruf. Mit letzter Kraft zwang er sich Bahn. Das Unterholz durchbrach er; durch Zweige und Aeste riß er sich fort. Das Blut kochte in seinen Schläfen, es drohte die Adern zu sprengen, und feurige Nebel fladerten vor seinem Blick.

„Dora!“

Da hinten rauschte der Fluß, — und hier, neben einer Buche, stand sein Weib. Stand und blickte ihm düster entgegen. Ihr Gesicht war weiß, und ihre Augen brannten.

Er stürzte vor. Ohne ein Wort zu sprechen, schlang er seinen Arm um ihren Leib, als könnte sie ihm jetzt noch entschlipfen. So zerrte er sie waldbaus, fort von den verhängnißvollen Wassern, in unwiderstehlicher Hast, daß ihre Füße nicht Schritt zu halten vermochten und ihr Kleid an den Dornen hängen blieb. Erst, als das Rauschen verklang und vor ihnen, durch die Stämme lugend, die Wiese sichtbar ward, bezwang er sich nicht länger. Die Gerettete freigehend, stürzte er vor ihr nieder.

„Warum hast Du mir das angethan, Dorothee!“ rief er außer sich. „Liebste! Geliebte! Wußtest Du nicht, daß Dein Tod auch der meine gewesen wäre?“

Dora war's, als ob sie träume. Sie strich sich über die Stirn und sah ihn schüchtern an. Was meinte er mit seinen Reden? Was sprachen seine Blicke? Gewiß, sie träumte! Eben noch schiffbrüchig an Leib und Seele, banquerott an Hoffnung, verdurstend, und nun — War dies das Glück? O, es glaubt sich nicht leicht daran, wenn man schon auf der Schwelle der Verdamniß stand!

Ein zitternder Seufzer theilte ihre Lippen.

„Du meinst doch nicht,“ flüsterte sie zaghaft und wurde feuerroth dabei, „daß Du mich trotz allem doch noch, doch noch niemals wieder zu lieben vermöchtest?“

Er sprang empor. Mit starkem Arm umfing er sie.

„Du mein Kleinod!“ jagte er bewegt, „ich könnte nicht leben ohne Dich!“

Seine Augen strömten über. Still barg er sie in ihrem Haar. Aber dann schüttelte er die Nahrung ab. Das Haupt hob er, wie ein Bannbreiter, und seine Augen blitzten.

„Aber mit Dir, Dorothee, kann und will ich leben! Und Du mit mir! Nicht hier, Lieblich, in den wundtreibenden Fesseln täglich neuen Schmerzes, nicht in den Geleisen unserer eingefahrenen Trübsal. Nein, drüben auf der neuen Erde, unter unseren köstlichsten Ehefrühlings-Erinnerungen, von denen dort jeder Fleck zu erzählen weiß. Wir gehen nach Java zurück, Dorothee! Du mit mir, — ich mit Dir. An den vermeintlichen Schluß unseres Lebens knüpfen wir muthigen Herzens den Anfang wieder an!“

Er beugte sich herab und nahm ihr Haupt in seine Hände. Schweigend ruhten Blick in Blick, bis der ihre sich vor den Flammen senken mußte, mit welchen Günther's Augen ihr Antlitz in Brand setzten.

„Dorothee!“ jagte er leiser, denn die Erregung dämpfte seine Stimme. „Wilst Du sie hören, meine neueste Vision? Fern hinter den Wolken sehe ich's glühen und blühen, — eine neue Sonne steigt aus den Wassern empor. Ich sehe ein Weib, das wieder lächeln gelernt hat, und einen Mann mit jungem, starkem Glücksbewußtsein im Herzen, und auf den Armen der beiden ein neues Gottesgeschick, das langt mit den zarten Händchen bis in den Himmel und pflückt ihnen täglich frische Wonnen von dort droben auf ihren Weg. Dora, Geliebte, ich weiß es, diese Vision wird mit des Herrn Gnade Wahrheit werden!“

Er drückte sie fest an sein Herz.

Zitternd schmiegte sie sich an ihn.

Und zum ersten Mal fand sie Thränen.

Nachdruck verboten.

Einiges über Einbürgerungsversuche mit fremdländischen Vögeln in Deutschland.

Von Alexander von Prosch.



ie Liebe zur Vogelwelt ist dem deutschen Volke von jeher eigen gewesen, und die Bethätigung der Vogelliebhaberei kann, Dank der Vielseitigkeit des Wesens der Vögel, recht mannigfach sein, wobei der Geschmack des Liebhabers meistens maßgebend ist. Ich will mir nun erlauben, die freundlichen Leserinnen zu einer Art Vogelhaltung anzuregen, wie sie leider viel zu selten gehandhabt wird. Ich meine, man soll oder kann dem Vogel, als dem Kinde der Luft, möglichste Freiheit gönnen, man soll ihn mehr unserem Hausgeflügel ähnlich halten, — und man wird unendlich viel mehr Freude an seinen Pflügelchen haben, als wenn sie in Einzelhaft oder doch überhaupt als Gefangene vor unseren Augen zu leben gezwungen sind. Man versuche es nur, in den weitaus meisten Fällen gelingt der Versuch, recht fertigen die Thierchen das in sie geübte Vertrauen, rechtigen den mir gegebenen Raum weit überschreiten, wenn ich zum Beweise über alle die Vogelarten sprechen wollte, mit welchen mir das Halten in voller Freiheit, also aus- und einfliegend, voll gelungen ist. Ich werde nur von einigen Arten erzählen und greife dazu den rothen Kardinal und den Mönchs-Sittich, beide von Amerika, und den allbekannten Hausfreund, den Kanarienvogel, heraus.

Die Verträglichkeit ist mein Rittergut in der sächsischen Ober-Lausitz, dessen Hof am Osthang des 453 Meter hohen Rothsteines gelegen ist. Zur leichteren Orientirung schicke ich voraus, daß alle meine Vögel zwei frühere Beamtenstuben im Geflügelhaus bewohnen. Von den nach Süden gelegenen vier Fenstern ist je eines jeder Stube durch Ausheben einer der unteren Scheiben das ganze Jahr Tag und Nacht offen. Die Vögel der einen Stube haben jedoch durch die Oeffnung nur Zugang in einen zwei Quadrat-Meter großen allseits unbedeckten Drahtgitter-Vorbau, während sich den Bewohnern der anderen Stube Zugang in Gottes freie Natur bietet. Statt der Thür zwischen beiden Stuben ist ein engmaschiges Drahtgitter gezogen. Die erst erwähnte Stube dient zum Eingewöhnen neuer Vögel, welchen in dem Gitter-Vorbau Gelegenheit geboten ist, sowohl die Umgebung sich einzuprägen, als auch sich zu acclimatiren. Man wird sich nun un schwer denken können, durch welche verschiedenen Manipulationen endlich Vögel von der einen Stube in die andere versetzt, also dann in volle Freiheit kommen. Als Möbelen der beiden Stuben sind diverse Sitzgelegenheiten mit Niststätten, je ein großer Futtertisch, und in der von den Vorbereitungs-Candidaten bewohnten Stube ein großer Wassernapf zu erwähnen.

Wenn die freundlichen Leserinnen mich jetzt im Geiste auf einem kleinen Rundgange durch Hof und Garten begleiten wollen, so denke ich, wird auf Schritt und Tritt das fremdartige Leben auffallen, das meine verschiedenen Zöglinge in all' ihrem Thun entfalten. Indem wir zur Hausthür hinaustreten, hören wir hoch über uns den feurigen Schlag, die wechselreichen Touren eines Kanarienvogels, dessen Organ trotz der von Jugend auf kräftig entwickelten Lungen nicht grell schreiend, sondern lieblich, wenn auch entschieden fröhlich, auf unser verwöhntes Ohr wirkt. Kaum haben wir den andächtigen Sänger auf dem Rand eines der gegenüberliegenden Schornsteine entdeckt, da erhebt er sich und segelt, immer noch trillernd, mit ruderndem, an die Fledermaus erinnerndem Flügel über uns hin, bis er sich in den Gipfel eines alten Apfelbaumes herabsetzt, wo er sein Lied stärker und in immer schnellerem Wechsel der Strophen hören läßt; dieses Flattern ist der Lenzflug oder das Liebespiel. Ihn hatte beim ruhigen Vortrag auf hoher Warte das plötzliche Erscheinen seines Weibchens, das auf kurze Zeit vom Gelege eilte, um des Leibes Nahrung und Rothdurst nachzugeben, so in Verzückung versetzt. Nun können wir die beiden nach Art der Hänflinge einem mit Unkraut bestandenen Bodenhaufen oder einer ähnlichen, Nahrung verheißenden Vertiklichkeit zustiegen sehen, bis plötzlich das Weibchen

dem Bache zueilt, um endlich, immer gefolgt vom Männchen, wieder so lange in unserem Gesichtskreis zu erscheinen, bis es in's Blätterwerk des wilden Weinspaliers am Hause und in sein Nestchen schlüpft. Wer zum ersten Mal Gelegenheit hatte, meine zahlreichen Kanarien im Freien zu beobachten, war immer voller Bewunderung, und nicht zum wenigsten darüber, daß ihm an diesen Vögeln zuerst eigentlich nur der Gesang bekannt erscheint oder Anhalt bietet, daß er es wirklich mit Kanarien zu thun habe. Ihr Wesen, Fluggewandtheit u. a. m. lassen sie als echte Naturkinder unter unbekanntem Namen passiren. Zu diesem Incoognito trägt allerdings noch wesentlich die graue, beziehungsweise beim Hahn grünliche Färbung bei. Viele meinen, diese Farbe deute auf Kreuzung mit einheimischen Vögeln, andere glauben, das natürliche Leben habe das gelbe Gelb in dunkle Töne verwandelt. Thatsächlich übe ich seit 1885 unter Verfolgung desselben Zuchtzieles, durch Ausmerzung aller hellen Federn eine strenge Zuchtwahl, sodas meine Vögel neben allen anderen für sie vortheilhaften Eigenschaften wohl den wilden Ahnen auf den kanarischen Inseln so nahe kommen, wie kein zweiter Stamm auf dem Kontinent.

Wenden wir uns auf unserem kleinen Rundgange nun dem Garten zu, so werden eine große Zahl ausländischer Coniferen-Arten durch ihre mannigfachen Färbungen und durch ihre oft an Kunst erinnernden Formen sofort auffallen. Sie alle sind nicht nur zur Pflanze, sondern für die Kanarien gepflanzt. Bei der näheren Beschäftigung einer Tuja springt plötzlich ein graues Vögeln aus dem dunkeln Gezweig, und wir erkennen in dem über dem Boden hin flatternden ein Kanarienvögelchen, das durch sein Gebahren die Verfolgung von der Brut auf sich lenken will. Wir kennen das aber schon von unserer Graswiese und lassen uns nicht täuschen. Das Nestchen ähnelt sehr dem des Bluthänflings, ist aber immer reichlicher mit Wolle, Gespinn und Federchen ausgekleidet als jenes. Die in der Farbe stark variirenden, jedem Vogellebhaber genügend bekannten Eierchen werden vom Weibchen allein ausgebrütet, doch übernimmt der Hahn bei der Aufzucht die Hauptarbeit. Er ist es denn auch, der den ihm später überall hin bettelnd folgenden Jungen den Zugang zur Vogelstube zeigt, sodas sie den Futtertisch zu finden wissen, sobald die Eltern mit der nächsten Brut beschäftigt sind. Später finden sich dann die selbständigen jungen Kanarien zu Flügen zusammen und streichen ziemlich weit umher, ja im Herbst gehen dann alljährlich eine Anzahl in Gesellschaft der nahverwandten Gerlitz mit weg. Die anderen halten sich mit Beginn rauherer Witterung mehr in der Nähe des Gehöftes auf, und man hört in jedem Strauche das muntere Singen der Hähne. Am wirkungsvollsten ist der Effect aber im Winter, wenn sie sich rudelweise in locker gefallenen Schnee haben oder bei eisigem Wind auf kalten Zweigen ihr Lied anstimmen.

Während wir noch bei den Coniferen stehen, hören wir plötzlich vom Dorfe her, immer näher kommend, gellende Schreie, und schon sehen wir sie, die Mönchs-Sittiche, mit durchdringendem Kreischen in eine alte Baumgruppe des Gartens einfallen. Je näher wir hinzutreten, desto lauter wird der Lärm, und plötzlich streichen sie in lockerer Kette über den Objurgarten hin. Wir konnten achtzehn Stück dieser Sittiche zählen, mithin waren sie alle zusammen, was darauf schließen läßt, daß sie von einem gemeinsamen Auszug zurückgekehrt waren; denn nur zu größeren Touren sammeln sie sich vorher, um dann mit elementarem Gezeiter ganz plötzlich davon zu stürmen. Am möglichst unauffällig zu erscheinen, nehmen wir auf der Veranda Platz, und nach kurzer Zeit sehen wir die Sittiche meist paarweise vom Bache herauf einer Afaziengruppe zustiegen, auf der sie sich knappernd beschäftigen. Sehr bald entfernt sich einer nach dem anderen, jeder unter Mitnahme eines mitunter bis ein Meter langen mit scharfen Dornen besetzten Afaziensastes. Sie nehmen alle denselben Weg: durch die ausgehobene Fensterscheibe in die Vogelstube. Zwei von ihnen aber können wir sehen, wie sie mit ihrem sonderbaren Baumaterial dem Neste an der Dachrinne des Wohnhauses zustiegen; nach kurzer Zeit hat jeder sein Nest verbaut und steigt davon, um ein neues zu holen. Das Bauen selbst sieht gar nicht mühsam aus, und doch, sieht man sich die Nester in der Vogelstube an, so muß man staunen über die Sorgfalt, mit der sie herge stellt sind. Dort dienen als erster Baugrund dem ersten vor fünf Jahren erworbenen Paar Mönchs-Sittichen einige Eiferneister, die ich sammt den betreffenden Birkenwipfeln aufrechtstehend befestigt ließ. Da sich die Kolonie seither so stark vermehrt hat, ist inzwischen Nest an Nest gebaut und durch deren fortwährende Vergrößerung die Stube schon recht beengt worden. Diese Nester sind im ganzen kugelförmig und haben nur einen Eingang von unten herauf in jede Nesthöhle. So stachelig sie von außen aussehen, so wunderbar glatt ist das Innere. Als Unterlage für die sechs Eier des Geleges dienen seine Nindenspäncchen, welche vom Innern abgenagt werden.

Während der Brut kommt das Weibchen höchstens bis vor das Einschlußloch, es wird vom Männchen ernährt, auch dann noch, wenn die Jungen bereits dem Ei entschlüpft sind. Sobald die Jungen aber vierzehn Tage alt sind, steigen beide Eltern nach Nahrung aus und füttern von da an gemeinsam. In den Zwischenzeiten tragen sie eifrig Keiser herbei, mit dem sie den Eingang röhrenförmig verlängern. Man kann schließlich mit dem Arm nicht bis an die Jungen heranlangen. Je älter ein Nest, desto größere Dimensionen nimmt es an; ich habe eins von drei Meter Durchmesser! Die Jungen sitzen sehr lange im Nest; steigen sie endlich aus, so werden sie von den Alten meistens weit weg, in eine ihnen zuzugende Baumgruppe geführt, wo sie noch zwei Wochen ruhig sitzen. Der Grund, warum die Alten nicht meine alten Bäume als erste Unterkunft für die Jungen wählen, liegt an den vielen Belästigungen, denen diese in ihrer anfänglichen Ungeschicklichkeit seitens der bei mir zahlreich nistenden Staare ausgefegt sein würden. Ich sehe alljährlich mit großer Spannung dem Tage entgegen, an dem die jungen Sittiche sich so weit selbständig fühlen, um sich an den Ausflügen des alten Bestandes zu betheiligen, und beim ersten Wiedersehen zähle ich gespannt die Häupter meiner Lieben. Im vorigen Jahre flogen sechs Stück aus einem Nest, und nach circa vierzehn Tagen, in welche die schlimmste Regenzeit fiel, kamen fünf Stück zurück, die nun längst in der Vogelstube, nach Anbau von Schlafnestern an die vorhandenen, nisteten. Obgleich die Sittiche nachweislich im Umkreise von zehn Meilen gehen werden, sind sie doch nachts ausnahmslos wieder in ihren Nestern. Diese scheinen auch für andere Vögel große Anziehungskraft zu besitzen. Das Nest an der Dachrinne dient gleichzeitig Sperlingen und Fledermäusen zur Ruhe,

ja ein Paar Spagen haben in einer Nische zwischen der Rinne und der Hauswand gebaut und Junge großgezogen. Die Strohhalm, welche an der Stelle herunterhängen, können zu der irdigen Annahme verleiten, als polsterten die Stütze das Nest innen mit zertrümmerten Stoffen aus, was nie der Fall ist. In diesem Beispiel sieht man aber, wie solche Vogelhaltung oft zur weiteren Erforschung der Lebensgewohnheiten einer Art beitragen kann. Man liest in den Werken der verschiedensten Reisenden die Angabe, daß diese Nester mit weichem Material ausgepolstert würden. Zweifellos mögen viele Arten der kleinen südamerikanischen Virenvögel durch den gleichen Geschmack meiner Sperlinge zu dem naheliegenden Irrthum der Reisenden geführt haben.

Die Nester-Colonie in der Vogelstube dient im Winter dem größten Theil meiner freilebenden Kanarien und auch anderen Vögeln zu Versteck für die Nachtstube, ja einige freilebende Holztauben und auch Kanarien haben mehrfach in den Nischen dieser Reifigebäude genistet. Auch Mäuse kann man darin herumklettern sehen; sogar ein Wespennest war im vorigen Jahre daran befestigt.

Um den dritten vorerwähnten Ausländer im Freien beobachten zu können, müssen wir unsere Wanderung durch den Garten jetzt fortsetzen und uns den äußeren Gartenanlagen zuwenden, wo durch eine mit hohem Gras durchwachsene Fichtentulur der innere, besser gehaltene Theil des Gartens gegen die Felder und einen kleinen Wiesengrund mit plätscherndem Forellengraben abgegrenzt wird. Haben wir Glück, so können wir schon aus ziemlicher Entfernung den volltönenden, durch nachtigall-ähnliche Flötentöne besonders sich auszeichnenden Gesang des roten Kardinals, auch virginische Nachtigall genannt, vernehmen, und bei vorsichtigem Nähertreten erkennen wir auf der Spitze eines mächtig emporgeschossenen Triebes einer jungen Fichte den vom Sonnenlicht umstrahlten, prachtvoll rothen Sänger mit seiner Spitzhaube. Bei einiger Vorsicht entdeckt man dann meistens in der Nähe, tief unten im Geäst oder am Boden, das düster gefärbte Weibchen, wie es entweder Blatt für Blatt des alten Laubes umwendet, um fetter Lederbissen aus der Insectenwelt habhaft zu werden, oder wie es aus allen Kräften an einem dünnen Heidekraut oder einer feinen Wurzel zerrt, und daraus Nüssen wir schliefen, daß es noch am Unterbau des Nestes arbeitet; später verwendet es viel weidere Stoffe, wie Baststreifen, Grasspitzen und -Blätter, mit denen es auch den inneren Ausbaa vollendet. Der Hahn singt ihm bei der Arbeit fleißig vor, dadurch etwaige Rivalen in die Schranken rufend, — freilich hier umsonst, — denn mein zweites und drittes Pärchen ist noch in der Völiere, beziehungsweise Vogelstube.

Die Kardinals sind sehr streitbare Gefellen, man kann mehrere Männchen unmöglich auch nur aus- und einfliegend in demselben Raume halten. Es vertreibt dann bestimmt Einer den Anderen. Sonst halten sie sich sehr leicht, sind im Sommer sehr billige Kostgänger, indem sie sich und die Brut durch den Ertrag der Insectenjagd vorwiegend erhalten. Besonders schön nimmt es sich aus, wenn der Hahn mitten im Gesang abbricht, um ein fliegendes Insect zu erbeuten, wobei man erst die volle Gewandtheit dieser plumpschneidenden Dickhäutler bewundern kann.

Es würde mir eine Freude sein, wenn ich es vermocht hätte, auch andere zu ähnlichen Versuchen angeregt zu haben, in welchem Falle ich zu näheren Auskünften jederzeit gern bereit bin.

Zum Schluß möchte ich im Interesse der Erhaltung unserer heimischen Sänger noch die Bitte aussprechen, daß gerade die Damen recht eifrig alle Schritte, welche zum Schutze der Vögel jetzt öffentlich allenthalben in's Werk gesetzt werden, unterstützen möchten. Besonders wichtig sind Wintersütterungen und Aufhängen der neu und unübertroffen konstruirten von Berlepsch'schen Nistkästen. Dann aber möchten die Damen der Mode, Mitglieder oder Leihen gemordeter Singvögel auf den Hüten zu tragen, energisch entgegenreten.

Nachdruck verboten.

Ganz hinten, in der Steinzeit.

Von Ernst Muellenbach.

Nun zehn Uhr, am achten August, schloß Doctor Felix Richter, Geheimrath und ordentlicher öffentlicher Professor der Zoologie, mit üblichem Dank und Ferien-Wunsch sein Colleg und verließ unter dem gleichfalls üblichen Beifallscharen der diesmal besonders vollständig erschienenen Zuhörerschaft den Lehrsaal. Draußen im Wartezimmer hatte er dann noch einige dreißig Mal seinen Namen in die ihm der Reihe nach vorgelegten Meldebücher von ebenso viel Studenten einzutragen, als vorchriftsmäßige Quittung darüber, daß die Herrschaften die Vorlesung nicht bloß belegt, vielmehr auch wirklich gehört hatten. Jedesmal vor dem Unterschreiben klappte der alte Herr die Titelseite des Heftes auf und las den Namen des Besizers; manchen ihm bekannten Herrn begrüßte er mit freundlichem Nicken und gab das Heft mit einem Händedruck und ein paar herzlichen Worten zurück. Zuweilen kam es auch vor, daß er etwas länger an einem Namen buchstabirte und zu dem ihm so gänzlich neuen Träger dieses Namens mit einem gewissen ironischen Lächeln aufschaute, welches den jungen Mann verlegen erröthen ließ; aber auch diese Sünden erhielten ihr Heft mit der vorchriftsmäßigen Unterschrift und einem kurzen, höflichen: „Bitte!“ wieder zugestellt.

Nachdem der Geheime Rath Richter solcherweise den Forderungen eines hohen vorgeordneten Ministeriums und der Statistik genügt hatte, setzte er bedächtig den breitrandigen Strohhut auf sein berühmtes Haupt, zündete seine Cigarre an und verabschiedete sich mit einem silberhaltigen Händedruck auch von der Gattin des Hülfes-Rebells, welche vor jeder Vorlesung die Wasserflasche im Wartezimmer frisch füllt und nach der Schlussvorlesung zufällig vor der Thüre steht, um dem Herrn Professor vergnügte Ferien zu wünschen; und mit rüstigen, merkwürdig jedernden Schritten, wie ein Jäger, wandelte er durch die noch dichtbelaubten Kastanien-Alleen seinem Hause zu, eine kleine, fast zierliche Gestalt mit langen, weißen Haaren und grauem Bart, aber aufrecht, rothbackig und mit den klarsten blauen Augen, die heute ganz besonders stillvergüht, fast schalkhaft in den friedlichen Sommertag hinausgahen.

Unter der Hausthüre, schon beinahe im Vorgarten, empfing ihn wie immer seine Gattin; auch sie war kein Niesenkind, aber hübsch und frisch, mit dem freundlichsten, von silberglänzendem Haar umrahmten Matronen-Antlitz, und, wie er, sauber und fein gekleidet. Der äußeren Erscheinung entsprach die Art, wie sich die beiden begrüßten. Sie waren, was Ehegatten immer sein sollten, aber nicht immer sind, galant zu einander, obgleich sie nun von der silbernen Hochzeit schon etwas weiter ab waren, als von der goldenen; und wie sie ihm nun in ihrem Frühstückszimmer, nach dem Garten hinaus, den Jambig reichte und den Portwein credenzte, hätte es auch die Jüngste im ganzen Gefühl der Wichtigkeit eines ersten Flitterwochen-Frühstücks nicht besser gemacht.

Im wunderlichen Gegenlag zu solcher friedlich-häuslichen Anmuth mochten einzelne Stücke der Zimmer-Ausstattung erscheinen: mehrere ausgepöpte, buntfederige Papageien und andere Tropen-Vögel, seltsame indianische Waffen an den Wänden, und vor dem Fenstertischchen ein Jaguar-Fell mit furchtbar gefleckten Sähen. Und überaus wunderbarlich war es zu denken, daß dieser Jaguar, — und keineswegs bloß dieser, — von dem sicheren Schuß des kleinen Herrn gefallen war, der soeben, fast wie zur Visite gekleidet und scheinbar jeder Zoll Geheimrath, so zärtlich-höflich mit der zierlichen Matrone plauderte; daß diese seine deutsche Gelehrtenfrau mit in Urwälder und weiter als je zuvor eine ihrer Kaffe vorgegredenen war, — damals, als die silbernen Loden noch braun waren und der jetzige preussische Geheimrath noch dem Kaiserreich Brasilien als „Erforscher der Natur“ diente.

Freilich waren nun auch schon wieder dreißig und mehr Jahre verflossen seit jenen Urwaldsreisen, von denen Frau Helene Richter so verschiedene Reiseerichte mit in die alte Heimat zurückgebracht hatte: Thierfelle, vor denen jedes neue Stubenmädchen acht Tage lang sich entsetzte, Nachtisch-Recepte, anziehend für akademische Gourmands und erschrecklich für alle Colleginnen, — und vielleicht auch eine größere Fähigkeit, die großen und die kleinen Erlebnisse richtig zu sondern, als sie viele Colleginnen auf dem Lebenswege aus dem väterlichen Professoren-Heim in dasjenige des Gatten sich anzuweihen vermochten. Aus dem brasilianischen Krongelehrten war inzwischen ein deutscher Privatdocent, und aus dem Docenten dann sehr bald ein berühmter Professor geworden, der mit seiner treuen Gefährtin sehr beglaglich und fest in der kleinen Villa an der Hauptallee saß und manches Jahr sogar die großen Ferien vorübergehen ließ, ohne sich nach einer Reise zu sehnen. Ab und zu einmal an die See, in den Schwarzwald, oder am liebsten auf bequemem Rheindampfer, — natürlich stromauf, wie der Landschaftskenner, nicht stromab, wie der Bädeler reist; — weiter hatte es die beiden ergrauten Urwaldfahrer nicht mehr getrieben. Heute aber hatten sie es anders vor; diesmal wollten sie noch weit über die Kultur jener Indianer-Stämme des Amazonas zurückdringen, von denen Felix Richter in seinem berühmten Reiseerichte zuerst genau berichtet hatte; — bis in die allerälteste Steinzeit sollte die Reise führen, und das Merkwürdige war, daß sie so kurz dauern sollte. „Denn siehst Du,“ sagte der Geheimrath Felix Richter, „der Schnellzug fährt also 2 Uhr 5 Minuten, in etwas über zwei Stunden sind wir dort, und wenn wir uns dann nicht zu lange mit den Vorgenüssen und Erinnerungen an das, was noch früher liegt, aufhalten, so können wir bequem um fünf Uhr die Schelle am Museum ziehen und gelangen also genau zur historischen Stunde ganz hinten in die Steinzeit, wie es sich schickt, pünktlich auf die Minute des ersten Aufstiegs.“

Frau Helene hüdtete sich nach ihrer herabgeglittenen Serviette, mit einem Erröthen, das ihr trotz der greisen Haare gar nicht albern stand, und dann lachte sie leise. „Hoffentlich kommt uns nur nicht vor der Zeit der Herr Museums-Director Hardt in den Weg,“ sagte sie, „oder sein artiges Töchterlein. Es wäre eine wunderliche Ironie, nachdem wir die beiden voriges Jahr bei dem Congreß hier kennen gelernt und uns so angefreundet haben, wenn sie uns nun das Spiel ver-dürben.“

„Da sei ohne Sorge,“ versicherte der Geheimrath, „der Eingang zum Provinzial-Museum ist, wie Du wohl noch weißt, weit ab von der Privat-Thür des Directors und auf der anderen Seite. Professor Hardt ist um diese Tageszeit schwerlich noch im Museum, vermutlich ist er überhaupt verreist, und keinesfalls treibt er sich da unten herum. Er hat ja seine Aufmerksamkeit seit Jahr und Tag völlig seinen geliebten Werken der romanischen und gothischen Kleinkunst zugewandt, und die befinden sich glücklicher Weise im oberen Stock. Vierzig Treppensufen und tausend und etliche Jahre trennen ihn von unserer Steinzeit; es ist alles Mögliche, wenn er sich überhaupt noch bewußt ist, daß eine Seitentreppe von seiner Wohnung in den prähistorischen Flügel des Souterrains führt, — benutz hat er sie jedenfalls nie. Er ist in seiner Art genau so einseitig wie sein Vorgänger von damals, der sich einen Dir bekannten jungen Naturforscher eigens als Hülfсарbeiter verschrieb, damit der ihm bei der Würdigung seiner Steinbeile und Höhlenknochen zur Hand gehe. — Also laß Deine Befürchtungen nur, Helene; wenn Du willst, können wir heute Abend bei Professor Hardt und Deiner niedlichen Namensschwester vorsprechen, ohne daß sie merken, daß und warum wir schon vorher nebenan waren. — Im übrigen ist ja alles bereit, nicht wahr? Wir essen punkt eins.“

„Alles in Ordnung,“ nickte die Gattin; „für den Fall, daß Besuch kommt, habe ich der Betty schon Anweisung gegeben.“

Ein heller Klang der Hausglocke unterbrach sie. Man hörte einiges Hin- und Herreden, die Stimme des neuen, — wie sich Frau Helene seufzend sagte, noch sehr neuen, — Dienstmädchens und eine sehr wohlklingende, männliche Stimme, dann erschien das Mädchen mit einer Karte in der Hand.

„Ich habe schon gesagt, daß die Herrschaften verreisen und Frau Geheimrath also nicht wohl sind,“ berichtete sie, „aber der Herr möchte doch wenigstens Herrn Geheimrath nur 'mal eben —“

„Führen Sie den Herrn auf mein Arbeitszimmer,“ sagte der Geheimrath. „Es ist unser jüngster Doctor, weißt Du, liebe Helene, — Doctor Hans Radlauff; ich habe ihn schon an der Stimme erkannt. Er hat gestern sein Staats-Examen bestanden und wird mir die übliche Abschieds-Visite machen wollen. Ein sehr angenehmer junger Mann.“

„Sehr,“ bestätigte Frau Helene; „ich würde ihn unter anderen Umständen auch gerne annehmen, aber so —“

Der Gatte winkte lächelnd ab. Mit einem ritterlichen Handluch nahm er Urlaub und stieg die Treppe hinauf zu seinem Besucher.

Doctor Hans Radlauff, im schwarzen Rock mit Klapphut, hatte sich wohl auf längeres Warten gefaßt gemacht. Er lehnte am Bücher-Regal und las in einem Briefe von kleinem Format auf rosigem Papier, den er beim Eintritt des Hausherrn hastig in der Brusttasche verbergte. Mit seiner gewohnten väterlichen Freundlichkeit wußte der Geheimrath die ersten verworrenen Entschuldigungs- und Dankreden des jungen Mannes abzukürzen. „Nun, mein Lieber,“ sagte er, „ich wünsche Ihnen nochmals Glück! Sie haben ja vortrefflich abgelehnt, — ein ausgezeichnetes Doctorlehre-zeugniß.“

„Ja,“ erwiderte Doctor Radlauff, noch immer etwas ungerath, „ich — ich wundere mich selbst darüber!“

Der Geheimrath lachte ein wenig. „Aber ich bitte Sie,“ sagte er, „warum denn? Ich hatte es nicht anders erwartet, und die Collegen gewiß auch nicht. — Aber bitte, nehmen Sie doch Platz.“ Er schob einen Stuhl bereit und ließ sich selbst in dem bequemen Sessel vor seinem Schreibtisch nieder. So im Sitzen fiel der Höhenabstand zwischen den beiden minder auf, die Verlegenheit des Jüngeren schwand, da er nicht mehr von der Höhe seines Garde-Mahes auf den Reiter, vor dem er sich geistig so klein fühlte, hinabzusehen brauchte. Sehr oft und lange hatte er an dieser Stelle gesessen, um in zwanglosem Gespräch einen wissenschaftlichen Verkehr zu genießen, welchen Geheimrath Richter keinem strebsamen Schüler versagte und selber gelegentlich für die unerläßliche Ergänzung des Unterrichts im Colleg und Experimentier-Saal erklärte. Die Erinnerung an jene langen Gespräche erfüllte den jungen Mann mit Dank, aber zugleich mit Schrecken, denn er war auf der Visiten-Jagd, hatte noch drei akademische Häupter auf der Liste und wollte doch durchaus in drei Stunden abreisen. „Hoffentlich macht er's kurz,“ seufzte Doctor Radlauff im Stillen; Frau Helene dachte in demselben Augenblick unten an ihn und seufzte etwas lauter dasselbe.

Der Geheimrath verrieth mit keiner Miene, daß er die gemeinamen Wünsche der beiden abnte oder theilte. „Nun,“ sagte er bedächtig und sehr freundlich, „Sie wollen also zunächst von Ihrem Zeugniß auch wirklich im Schuldienste Gebrauch machen. Ich finde das vollkommen richtig. Sie werden der Wissenschaft doch nicht untreu werden, nicht wahr? Und es wird sich ja wohl in einiger Zeit eine Arbeit ausfinden, mit der Sie sich in die akademische Lehrthätigkeit ehrenvoll einführen können.“

Der junge Mann strich sich etwas nervös mit der weißbekleideten Rechten über den rothblonden Schnurrbart. „Daran wage ich kaum zu denken, Herr Geheimrath,“ sagte er. „Was mir jetzt nach Abschluß meiner Studien noch von meinem kleinen väterlichen Erbschaft bleibt, — er erröthete, — ist bescheiden, — sehr bescheiden —“ wiederholte er trübselig lächelnd, „und ich muß also, mehr als mir lieb ist, darauf sehen, wo sich mir zunächst sichere Ausichten bieten.“

Der alte Herr blickte ihm ins Gesicht, freundlich aber sorgsam forschend; der offene Gegenblick des Jüngeren schien ihn zu befriedigen. „Nun,“ sagte er mit seinem gewohnten, ruhigen und beruhigenden Lächeln, „das ist ja hinderlich, gewiß, — ich kenne das auch von früher, — aber es werden sich schon Wege finden. Ich möchte jedenfalls im Namen der zoologischen Wissenschaft noch nicht auf die Hoffnung verzichten, daß wir uns über kurz oder lang Ihre Kraft völlig sichern. — Ich habe mich eben dieser Tage wieder mit Ihrer Dissertation beschäftigt, — ich muß darin, wie ich Ihnen schon sagte, den Kern einer sehr fruchtbaren, größeren Arbeit erkennen, die Sie doch ja nicht vernachlässigen sollten. Sehen Sie,“ — er griff ein schmales Büchlein vom Schreibtisch auf und blätterte nach, — „hier, was Sie auf der vorletzten Seite sehr richtig zusammenfassen, das eröffnet doch einen sehr schönen Ausblick.“

„Nun ist er drin,“ seufzte der Doctor Radlauff innerlich. Aber nach einigen Minuten war er bereits selber mit „drin“ in der schönsten fachwissenschaftlichen Diskussion, und es war sehr gut, daß Frau Helene ihren Gatten als Gelehrten in jeder Hinsicht zu würdigen wußte. „Anna,“ rief sie im Garten, gerade unter dem offenen Fenster des Arbeitszimmers, „Sie denken doch daran, daß Punkt eins servirt sein muß?“ Und aus der Küche antwortete eine sehr helle und laute Köchinnensstimme: „Gewiß, Frau Geheimrath, gerade hat es halb eins geschlagen!“

Bei dieser Botschaft fuhren die beiden Gelehrten, der alte wie der junge, erschrocken auf; der alte zog die Uhr, der junge wollte dasselbe thun, aber seine Hand verirrte sich vor der plötzlichen Erkenntniß, daß sich für zwei nicht immer dasselbe schickt, und brachte statt der Uhr nur den rosenfarbenen Brief hervor, um ihn sogleich wieder hastig zu verbergen.

„Ei, so spät schon?“ sagte der Geheimrath. „Nun, dann darf ich Sie nicht länger aufhalten. Sie wollen wohl heute noch abreisen, — wohin denn?“

Doctor Radlauff nannte einen Städtenamen, der dem Geheimrath wunderbar vertraut schien. „Ach,“ sagte er, „das trifft sich ja — ich meine, wir wollen nämlich auch heute abreisen, meine Frau und ich. — Also dorthin wollen Sie, — haben Sie da Verwandte?“

Der Doctor erröthete. „Wenigstens in der Nähe,“ sagte er, „in Dammendorf wohnt ein Onkel von mir, bei dem ich öfters auf längere Zeit einkehre; es ist nur eine halbe Bahnstunde von da bis zur Stadt, und da ich den Director des dortigen Real-Gymnasiums kenne, möchte ich gerne für mein erstes Jahr dort ankommen.“

„Gewiß, gewiß,“ erwiderte der Geheimrath etwas zerstreut, „das trifft sich ja —. Uebrigens, hören Sie 'mal, mein Lieber, da stellen Sie sich doch gelegentlich dem Director des Provinzial-Museums, Herrn Professor Hardt, vor; oder kennen Sie ihn schon? So, also persönlich noch nicht? Nun, also grüßen Sie ihn von mir, ich werde ihn voraussichtlich nächsten auch sprechen und Sie bei ihm anmelden. Er ist mehr für das Kunst- und Kulturgeschichtliche, wissen Sie, — nun, man kann da ja reizende Sachen bei ihm finden, — aber das Museum hat auch einen sehr schätzbaren naturhistorischen Bestand, — der Mann ahnt ja gar nicht, wie unsereinem bei einem solchen Schatz das Herz aufgeht, — da könnten Sie ihm 'mal ordentlich zur Hand gehen, — na, so eine Art freiwilliger Assistent, — wer weiß, wozu das alles gut sein kann. — Aber Sie haben wohl wirklich Eile,“ unterbrach er sich,

Nachdruck verboten.

Die Dienstboten im 16. Jahrhundert.

Von Dr. G. Schuster.

Nunter den im Germanischen National-Museum zu Nürnberg aufbewahrten schriftlichen Denkmälern des Mittelalters sind die Wirtschaftsbücher des Nürnberger Rathsherrn Paul Behaim besonders bemerkenswerth. Mit peinlicher Sorgfalt geführt und nach dem Tode des Rathsherrn (1568) von dessen Gattin Magdalena, einer geborenen Römer, gewissenhaft fortgesetzt, gewähren sie einen Einblick in das Hauswesen und die Bedürfnisse einer vornehmen Familie jener Zeit, der in kulturgeschichtlicher Beziehung kaum seinesgleichen finden dürfte.

Von hervorragendem Interesse sind namentlich die Aufzeichnungen über die Dienstboten des Behaim'schen Hauses. Geht doch aus diesen Bemerkungen unter anderem hervor, daß die Klagen über die Dienstboten kein Product unserer Zeit sind, daß sie vielmehr schon vor mehreren Jahrhunderten ihre charakteristischen Vorbilder gehabt haben, wenn man nicht annehmen will, daß sie bereits so alt sind, wie das Bedürfnis nach den Diensten dieser leider unentbehrlichen Hausgeister.

Wir erfahren aus den Behaim'schen Wirtschaftsbüchern, daß man die Köchin Susanne, welche nur ein Vierteljahr von Lichtmess bis Walpurgis (2. Februar bis 1. Mai) 1556, im Dienste des Hauses stand, „fahren ließ, umb daß (weil) sie sogar faul und langsam gewest ist.“

Wir hören weiter, daß die Köchin Kuenlein von Laurenzi (10. August) 1556 bis 20. Februar 1557 im Dienst „stund“; „ist von mir tomen, umb (da) sie mit im Haus lang krank wart, auch sonst nichts an ir war.“ Von der Untermaid Verblein, welche von Allerheiligen 1557 bis 1559 diente, sagt Behaim: „Mein Weib hat ir urlaub geben, um sie selbst urlaub oft begert, do mans aber gepeten hett zu pleiben, so werc pleiben.“ Die Köchin Gredla, „so von Allerheiligen (1. November) 1558 bis Januar 1559 im dienst ist gewest, hat ein landsknecht am dienst Hans Wagner von Borchheim genomen, so ein vischer gewest.“

Die Köchin Klara „ist gar faul, frech und entwidt (nichtsnußig) gewest“; sie wurde nach kaum vier Monaten, am 10. Februar 1561, „geurlaubt“, während die Untermaid Endlein, die Lichtmess 1562 in den Dienst getreten, bereits zu Laurenzi wieder entlassen werden mußte, „umb wegen, daß sie so gar kindisch unachtam gewest ist, und ir nichts zu vertrauen, großer ungeschicklichkeit halben.“ Die Köchin Els wurde Lichtmess 1562 angenommen, „und nach dem ir mütter gestorben ist, hat sie vil urfachen furgewendt (vorgebracht), nit zu pleiben, also hat sie mein weib am 20. marcio (März) 1563 faren lassen.“ Die Untermaid Juliana mußte nach einjähriger Dienstzeit am 29. Juli 1563 „geurlaubt werden, umb das sie sich mit der kindsmid nit hat konnen betragen.“ Eva, Allerheiligen 1562 als Kindsmid angenommen, „hat mein Weib ist Lichtmess 1563 wieder geurlaubt, umb sie so gar pos und heftig ward.“ Nicht viel besser war die andere Kindsmid, die Magdalena. Nachdem sie Laurenzi 1564 gedient worden, wurde sie Laurenzi 1565 „geurlaubt von wegen, daß sie unter mein kindern allein einem kind, dem Friedrich, ist obgelegen, und ihr die andern zu vil sind gewest, der (ihrer) zu warten.“

Die Köchin Ketterle diente von Laurenzi 1563 bis eben dahin 1565; sie mußte entlassen werden, „umb sie als bos gegen andern maiden gewest ist und sonst nichts kenth (verstanden) hat.“ Die Untermaid Verblein aus Bamberg trat ihren Dienst zu Laurenzi 1563 an und ist nach Verlauf eines Jahres „geurlaubt worden von wegen, daß sie sich mit der kochin nit hat konnen vertragen,“ und bald darauf mußte auch ihre Nachfolgerin, die Untermaid Verblein, den Dienst aufgeben; „umb sie gar faul und nit arbeitsam gewest.“ Die Kindsmid Margret, von Laurenzi 1565 bis Lichtmess 1566 im Dienst, „hat mein weib fahren lassen, umb sie ein gar groben püffel gewest ist.“ Der mit ihr gleichzeitig eingetretenen Untermaid Gerlein wurde schon nach vierzehn Tagen der Laufpaß gegeben, „umb daß sie der Els, meiner kochin, zwei hemet (Gemden) gestolen hat.“ Ihre Nachfolgerin, Verblein, ward zu Walburgi „geurlaubt, umb sie gar geschwezig als ein Schwebin und jurwig gewest ist.“ Die Kindsmid Agnes, von Lichtmess bis Walburgi 1566 im Dienst, erbat und erhielt ihre Entlassung, da „solche kindsmid ein zimermansgestellen genommen hat.“

Die Köchin Els ist zu Lichtmess 1567 „geurlaubt worden, umb sie zu einer kochin nichts kenth hat.“ Die Maid Margret, anfangs als Kindermädchen zu Walburgi 1566 gemietet, jung „den 4. februar 1567 zu lochen an.“ Aber schon am 25. Juni 1567 „hat sie mein weib geurlaubt, um bulerei willen mit dem knecht Jobst, und daß sie auch nit treu gewest.“

Die Untermaid Endlein, die vom 1. Mai 1567 gedient hatte, „hat sich wol gehalten, die stiegen gern gefegt, hat nit lenger pleiben wollen.“ Ihre Gefährtin Ellen hat nach dreimonatlicher Dienstzeit, — am 13. August 1567, — Urlaub erhalten, „umb sie gar faul, grob und ungeschickt gewest ist.“ Die Kindsmid Madlin Kindbäuerin, vom 25. Juni 1567 bis 5. Februar 1568 im Dienst gestanden, „ist auf die legt gar einseitig und kindisch gewest.“

Soweit die Mittheilungen Behaim's. Zu beklagen ist nur, daß nicht auch eine Kunde von Beschwerden der Dienstboten über ihre Herrschaft, an denen es sicherlich nicht gefehlt haben wird, auf uns gekommen ist. Dem Zeitbilde, obschon auch ohne sie interessant genug, würde dann nichts mehr an seiner Vollständigkeit fehlen.

Zum besseren Verständniß der obigen Ausführungen sei noch hinzugesagt, wie wir aus anderen zeitgenössischen Berichten wissen, daß in Nürnberg ehebem die Dienstboten meist auf ein Jahr gemietet wurden, daß aber diese Zeit selten von beiden Theilen inne gehalten wurde. Feststehende Mieths-Termine waren Mariä Lichtmess, Walburgi, Laurenzi und Allerheiligen. Der Lohn war den damaligen Verhältnissen durchaus angemessen. Die Untermaid erhielt auf das Jahr vier, die Köchin sechs, die Kindsmid dagegen sogar sieben Gulden.

strafte, ihnen Denkmäler setzten und die Gestorbenen einbalsamirten. Ferner erzähle ich von Mohammed, der lieber ein Stück seines Rockes abschneidte, als daß er die darauf schlafende Sklave weckte, erzähle von Petrarca, der sie besang, von Scarlatti, der eine Kagen-Fuge componirte, von E. T. A. Hoffmann, der die Geschichte des Kater Murr schrieb, von dem Kagen-Raffael Gottfried Mind und so weiter. Für heute will ich mich damit trösten, daß man so oft hört, wie liebe gute Menschenkinder mit „Schmeicheltöpfchen“ bezeichnet werden, und meine Betrachtung schließen, denn sonst höre ich vielleicht von einer verehrten Leserin: „Das ist für die Sklave!“ H. S.

Unsere Kinder.



Lieber Onkel!

Endlich kommen wir dazu, Dir zu schreiben. Durch das schöne Fest, das nun vorüber ist, haben wir uns so sehr damit verspätet.

Wir wollen Dir nun etwas von Weihnachten erzählen. Am heiligen Abend führte uns Papa in die erste Stube, wo der kleine Baum stand, den wir uns für fünfzig Pfennig selbst gekauft hatten. Der Weihnachtsmann hatte ihn schön geschmückt und seine Lichter brannten. Er sah auch gar nicht mehr so klein aus als zuerst. Viele Spielsachen lagen drum herum, und wir freuten uns sehr. Auf einmal machte Papa die andere Thür auf. Da stand in Mama's Zimmer ein großer Baum mit vielen Lichtern und schönen Sachen. Den hatte der Weihnachtsmann gebracht. Das war ein Jubel! Am letzten Donnerstag haben wir ihn geplündert, und heute wollen wir ihn an Onkel Förster schiden, der pflanzt ihn im Walde ein. Vielleicht bekommen wir ihn dann nächstes Jahr wieder. Unsere Reizege werden sich dann wohl wieder sehr freuen. Sie haben oft darin gefessen und gesungen. Weißt Du, was sie zu Weihnachten bekommen haben? Einen schönen Salatopf! Um den haben sie sich tüchtig gezankt, und er war doch so groß, daß sie ihn alle beide nicht auftrügen konnten! Aber das Männchen gönnt dem anderen immer nichts!

Neulich hatten wir auch zwei Raikäfer. Ein Herr, der Papa besuchte, hatte sie uns geschenkt. Wir setzten sie in einen Blumentopf und der eine fing gleich an, sich in die Erde zu wühlen. Sie sind bald gestorben. Darüber weinte Eva sehr. Papa sagte, sie wären aus Chokolade und Schmecken sehr fein. Aber sie wollten es gar nicht glauben, die Kleine!

Schvester-Nachmittag waren wir im Theater, Eva zum ersten Male. Es wurde Händel und Gretel gegeben. Die Vorstellung war sehr schön. Wie Händel und Gretel saßen und Händel tanzten lernte, das war sehr lustig! Wie aber die beiden Kinder allein im dunkeln Walde waren, und der Ruckuck rief und das Echo antwortete, da bekamen wir Herzklopfen. Nachher, wie die Engel kamen und die Kinder bewachten, wurden wir wieder froh. Das schöne Gebet von Händel und Gretel können wir auch. Als die Hexe verbrannte, freute sich Eva. Sie dachte, es wäre eine richtige Hexe gewesen und richtig verbrannt. Ich glaube aber, es war nur eine verkleidete Frau, die in den Backofen kroch und die schon längst wieder raus war, als der Backofen zusammenbrach. Eva dachte auch, Händel wäre erst zehn und Gretel erst acht Jahre alt; dazu waren sie aber zu groß, Gretel war gewiß schon zehn und Händel zwölf.

Wenn Papa wieder nach Berlin reist, kommen wir vielleicht mit und besuchen Dich. Viele herzliche Grüße senden Dir, der Tante und Deinen Kleinen

Ilse und Eva Römer.

da er die große Verlegenheit des jungen Mannes wahrte, der anscheinend seinen ganzen Sprachschatz bis auf ein mehrmals wiederholtes „ja, ja, Herr Geheimrath,“ verloren hatte und gefesteten Hauptes mit dem Handschuh krampfhaft den Deckel des Klapphutes bürtete. Der Geheimrath erleichterte ihm, wie die Begrüßung, auch die Abschieds-Complimente, indem er ihm mit freundlichem Händedruck und Segenswunsch die Qual der Rede abschneidte. Als Doctor Radlauff sich endlich wieder allein auf der Treppe fand, that er einen großen Seufzer der Erleichterung; Frau Helene hörte seinen Schritt und senkte hinter der Thüre des Chzimmers ebenso erleichtert auf.

Dem Geheimrath entging auch diesmal die bemerkenswerthe Uebereinstimmung seiner Gattin und seines Schülers. Er sah wieder in seinem Schreibstisch und betrachtete abwechselnd in tiefen Gedanken die Büsten Alexander von Humboldt's und Johannes Müller's vor dem Bücher-Regal und das große Porträt über dem Schreibtisch, mit eigenhändiger Widmung und Unterschrift des zweiten und einstuweilen letzten Kaisers von Brasilien. Aber weder der gute Dom Pedro, noch die beiden Fürsten der Wissenschaft hatten diesmal Theil an den Gedanken des Mannes, der den dreien sonst so gern für vieles dankte. Ganz andere Bilder ließ die Erinnerung, durch die Mittheilungen des Doctors Radlauff wunderbar wieder geweckt und verstärkt, vor ihm vorüberziehen. Bilder waren es aus der Zeit, als er selber nur ein junger Gelehrter mit noch etwas weniger „Vermögen“ und noch weniger „sicheren Aussichten“ als der Doctor Radlauff war — und unter anderem Nachhülfsstunden in der Mathematik für acht Groschen die Stunde in demselben Hause gab, wo das blonde, hübsche Fräulein Helene als Erzieherin „wirkte“; aus der Zeit, wo sie einander manchmal saßen, immer an einander dachten und bei solchem Denken einander immer besser verstanden; — und dabei doch so eingeengt von all den Rücksichten und Schidlichkeiten, daß sie zur ersten gegenseitigen Versicherung ihres völligen Einverständnisses schließlich nur ein sehr merkwürdiges, entlegenes und zu ganz anderen Zwecken bestimmtes Plätzchen fanden, — „ganz hinten, in der Steinzeit“. Irgend einen Ausweg findet Gros immer, und wenn es gar nicht anders geht, so legt er dem Herrn Museums-Assistenten den Schlüssel zu der kleinen Seitentreppe der Directorial-Wohnung ins Souterrain des Museums in die Hand, und der jungen Lehrerin eine unbezwingliche Neugierde für prähistorische Menschen, Höhlenbären-Knochen und Steinbelle ins Herz, damit sich die beiden so recht unauffällig und zufällig begegnen, wenn das Museum am wenigsten besucht ist, Montags nach fünf Uhr nachmittags, — heute vor vierzig Jahren, — am Tage nach Empfang des Angebots, welches dem jungen Zoologen eine vorläufige „sichere Aussicht“ in Brasilien eröffnete.

„Heute vor vierzig Jahren,“ wiederholte der Geheimrath Felix Richter und faltete die feinen, weißen Hände. Die Dissertation des Doctors Radlauff lag fürs erste völlig vergessen vor ihm. Als Frau Helene eintrat, um den Gatten zum — Festmahl abzuholen, fand sie ihn durchaus in der richtigen Stimmung.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Kagen bei der Toilette.

Nach dem Gemälde von L. E. Lambert. — Siehe Seite 29.

Die niedlichen kleinen Kägen gehen auf dem Toiletten-Tisch ihrer Gebieterin spazieren; warum sollten sie auch nicht, sie fühlen sich zu Schwamm und Puderdose außerordentlich hingezogen und offenbaren damit ihre angenehmsten Eigenschaften: Reinlichkeit und Eitelkeit. Daß die Kagen sehr eitel sind, kann ich aus eigener langjähriger Erfahrung versichern. Wenn mein Kägen eine Maus gefangen hat, bringt sie mir sie stets und legt sie herausfordernd vor mich hin, ich mag nun beim Essen sitzen oder am Schreibtisch. Angenehm ist das sicherlich nicht, ich bin aber noch froh, daß es in unserem Hause keine Ratten giebt! Glücklicher Weise verschwindet Mieke sofort mit ihrer Beute, wenn ich sie gelobt und gestreichelt habe, — ich beileibe nicht daher stets, ihrer Eitelkeit Rechnung zu tragen. Ist dies Gebahren der Kage nicht auch ein Beweis für ihre Weltklugheit? Sie ist auf ihren Vortheil bedacht und stellt ihr Licht nicht unter den Scheffel, sie liegt lieber auf einem Teppich als auf dem Fußboden, trinkt lieber Milch als Wasser und ißt lieber Fisch und Geflügel als trockenes Schwarzbrot. Diese Eigenschaft hat die Kage mit vielen Menschen gemein, und man sollte deshalb glauben, daß die Menschen Kagenliebhaber sein müßten. Dem ist aber nicht so, im großen und ganzen sind wir Menschen den Kagen nicht sonderlich zugethan, wir können es nicht leiden, wenn uns „eine Kage über den Weg läuft“, oder wenn eine Kage „um den heißen Drei geht“, uns ist „Kagenjammer“ und „Kagenmuß“ sehr unsympathisch, trotzdem aber mögen wir „keine Kage im Saal laufen“. Ich habe meine Gefühle noch nicht sorgsam abgewogen, möchte aber behaupten, daß meine Juncigung die Abneigung um das Dreifache überwiegt. Meine Mieke ist zwar ein Pracht-Exemplar, das muß ich sagen, sie ist nie aufdringlich; wenn ich ins Zimmer trete, begrüßt sie mich mit ihrem schönsten Kagenbuckel und trippelt dann leise davon. Und wie nett spielt Mieke, ich könnte ihr stundenlang zusehen, wenn ich nichts anderes zu thun hätte; unbeschreiblich behaglich ist es aber, wenn ich arbeite und mein Kägen liegt am Ofen und „spinnt“. Georg Kollhagen, der Verfasser des „Froschmeuselers“, scheint kein Kagenfreund gewesen zu sein, er sagt: „Das sind die gefährlichen Kagen, die vorne lecken und hinten krapen“, ich möchte aber annehmen, er hat die Kagen nicht gefannt, denn mir ist noch keine vorgekommen, die dieses Kunststück fertig gebracht hätte. — Ob ich einmal in einer gelehrten Abhandlung eine Lanze für die Kagen breche? Ich will mir's überlegen. Dann fange ich bei den alten Aegyptern an, die die Kagen sehr verehrten, einen Kagenmord mit dem Tode be-

Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 5, I.

Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2¹/₂ M.

Berlin und Wien, 1. März 1898.

Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¹/₂ M.

XXV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Thalkönigin.

Roman von Hermine Billinger.

(4. Fortsetzung.)

N in einem schönen Julimorgen ging Veldi mit seiner jungen Braut den Weg nach Allerheiligen; es war kurz vor der Hochzeit; sie wollten des Vaters Grab und den frommen Hüter der alten Klosterstätte zum letzten Mal vor dem ersten Schritt, den sie vorhatten, besuchen.

Noch fiel kein Sonnenstrahl in die Schlucht, und finster, beinahe schwarz, hoben sich die Tannen rechts und links von dem weißen, hochaufragenden Gisch der tosenden Wasserfälle ab.

Vor einem weit vorspringenden Fels, unter dem sich eine tiefe Höhle aufthat, machte Attala Halt; eine Moosbank stand



Rückenissen.



Glasfenster.

Nach Entwürfen von J. Lesler.
Siehe den Artikel auf Seite 38.



Paravent.

hier, von der man zwischen hohen Felsblöden weit in's Thal sah. Es war ein unbeschreiblich schöner, düsterer Ort, — die „Zigeunerhöhle“ genannt. Wie oft hatte Attala schon hier gejeffen und heiße Heimwehthänen geweint! In ähnlichen Höhlen, wie diese, hatte sie so manches Mal mit den Jhrigen gehaust, und nun, wie anders war ihr Los. Sie dachte an die alte, gichtgeplagte Maurita, die nie in ihrem Leben in einem guten, weichen Bett gelegen hatte, über deren Haupt sich nie ein so festes, moosbewachsenes Dach gewölbt, wie der Mooshof eines hatte. — Freilich war's auch manchmal eng, ach so eng darunter, schwüle Stunden gab's, in denen plötzlich etwas in ihr erwachte, ein Drängen, eine Sehnsucht.

„Mich immer lieb haben,“ flüsterte sie in solchen Augenblicken Veldi in's Ohr, „immer scheine mir die Sonne Deiner Augen.“

Sie beteten mit Vater Gregor am Grabe des alten Mooshofbauern und wandelten dann langsam zwischen den Mauerresten und Schutthaufen der ehemaligen Abtei umher.

„Schau Veldi,“ sagte der Vater, „so geht's, wenn die Leut' 's besser wissen wollen und der guten alten Zeit abtrünnig werden. Wenzel, hab' ich zu Deinem Bruder gesagt, warum seh' ich dich nie mehr in der Kirch'? „Ich kann die alten Klostergeschichten nicht mehr mit anhören“, hat er geantwortet. Nun ja, nun ja, der will seinen Weg ohne den lieben Gott gehen, und was wird daraus? Was wird daraus? Bierzehn Tag' ist er verheirathet, und schon leben sie wie Hund und Kat'. Ich hab' wollen einkehren bei ihnen, sie ermahnen, da hat er mir, dem Diener Gottes, die Thür gewiesen. So was wär' nicht vorgekommen in den heiligen Zeiten, als unser frommer Abt noch regierte. Seither wächst die Sünd' rings im Thal in die Höb', daß einem Hören und Sehen vergeht. Kinderle, Kinderle, weicht nicht ab vom Weg der guten, alten Zeit. Sieh 's Beispiel, Veldi, mach's nicht wie der Wenzel, hab' Deinen Vater vor Augen; Dein Vater; ja, der war meinem Herzen eine Freud', der hat mir nie die Antwort gegeben, er könnt' die alten Klostergeschichten nicht mehr anhören. Du

aber, meine Tochter,“ wandte er sich an Attala, „hast Dir doppelt Müh' zu geben, eine brave, eifrige Christin zu sein; schwer werden's die Bauern vergessen, daß Du einem verachteten Volke entstammst; d'rum sei demüthig, diene Deinem Manne willig und freudig, dafür, daß er Dich zu sich erhoben, ein heimatloses Geschöpf. Kannst nicht genug thun, meine Tochter, nicht genug!“

Veldi und Attala verließen die Klosterstätte; sie sahen beide still vor sich nieder; ihn grämte des Bruders Schicksal, in Attala's Seele aber war ein dumpfer, brennender Groll eingezogen. Demüthig sollte sie sein, ihrem Mann dienen, einer Magd gleich, sie, das freie Kind des freien Stammes.

Veldi blieb plötzlich stehen; da unten lag Wenzels Sägemühle; Kefele war beschäftigt, Wäsche auf der Wiese vor dem Hause auszubreiten. Sie blickte auf, und als sie die beiden da oben sah, ließ sie alles stehen und liegen und eilte in's Haus. Veldi war tief betroffen; welche Veränderung war mit dem noch vor kurzem so rothigen, heitern Kefele vor sich gegangen!

„Attala,“ sagte er, „ich möcht' gar gern gut' Wetter mit dem Bruder machen, sie thun mir so leid, die zwei. — Laden wir sie zur Hochzeit ein, da wär' vielleicht allem Habder ein Ende gemacht.“

Sie waren eben im Begriff, den Grund und Boden des Bruders zu betreten, als Wenzel mit einem puterrothen Kopf aus der Hausthüre schoß:

„Bleibt mir vom Hals,“ schrie er den Bruder an, „Du bist dümmmer als mein rother Scheck, daß Du mit dem hergelaufenen Zigeunertraz Ernst machen willst. Bind' lieber Deinen Hennen die Schwänz' auf und wink' einem blinden Gaul, 's wär' gescheiter, als eine zum Altar führen, die keinen Kreuzer zur Lausfalb' hat. Tausend Schaufeln können die Schand' nicht begraben, daß Du so eine zur Mooshofbauerin machst!“

Außer sich vor Wuth, griff Veldi nach einem schweren Stein, um ihn auf den Bruder zu schleudern. Attala hielt ihn am Arm fest:

„Nicht, nicht, — Veldi, kommst vom Grab Deines Vaters, — ist Dein Bruder, der Wenzel, — ich nicht bei Dir bleibe, wenn Du Böses thust!“

Er ließ den Stein fallen; blaß und stumm durchheilen sie die Schlucht, auch im Waldweg zum Mooshof sprach keines ein Wort. Veldi's Hände waren geballt, er stierte vor sich nieder; wie er kurz vorher nur Liebe und Veröhnung im Sinne getragen hatte, so war nun der Haß bei ihm eingezogen, und der Wunsch, an dem Bruder sich zu rächen, kreiste ihm mächtig im Blut. Er wollte am Bildstöckle vorüberreiten, da hörte er ein dumpfes Aufschluchzen; Attala lag vor dem Marienbild,

preßte das Gesicht gegen den harten Stein und weinte, als wollte ihr das Herz brechen.

„Ich räch' Dich ja,“ sagte Veldi, „sei nur ruhig, ich räch' Dich!“

Sie sah auf, an ihm vorbei, dorthin, wo sie herkommen.

„Hörst Du nicht, klingt wie das Seuzzen und Weinen einer armen Seele, das Aechzen der Sägmühle, — o, wenn es geht dem Meßele so grausam, wie dann mir, der Fremden! Hör' ich sie rufen, Maurita, die Weise: komme zurück, unsere Taube; Du, unser Liebling, nicht bleibe im engen Thal, — werden stiehn Dich wie eine Ausjäzige, — wirft Haß und Rache unter ihnen säen, Veldi, laß mich gehen, laß mich gehen!“

„Eher soll mich ein Blitzstrahl treffen,“ gab er zur Antwort. — Sie rang die Hände:

„Mir glaube, ist besser für Dich und mich, laß mich gehen!“

„Eher soll mir der Hof abbrennen, und die Seuche mein Vieh wegraffen!“

Er hob die leichte Gestalt auf den Arm und trug sie den Berg hinan.

Ein paar Tage später fand die Hochzeit statt; sie wurde ganz im Stillen gefeiert, machte aber viel von sich reden.

Tags darauf kam der Physikus mit seiner Frau und ein paar Stadtdamen angefahren. Er hatte ihnen nicht zu viel von dem reizenden Naturspiel erzählt, was er da oben entdeckt hatte. Die Frauen ließen den Blick nicht von der jungen Bäuerin, die sie in der großen schönen Bauernstube anmuthig willkommen hieß und gastlich bewirthete. Veldi brachte den Wein, und der Amtsarzt begann eine lustige Rederei mit der jungen Hofbäuerin, indem er behauptete, sie pfusche ihm mit ihren Mitteln und ausgezeichneten Kräuterkräften derartig in's Handwerk, daß er bald den ganzen Tag werde spazieren fahren können. Attala gab ihm muntere Antworten, als habe sie Zeit ihres Lebens unter Stadt-leuten verkehrt, und als ihr Veldi, der vor Stolz auf seine Frau glühte, die Mandoline in die Hand drückte, besann sie sich keinen Augenblick, sondern stimmte bald ihre heitern, bald ihre traurigen Zigeunerweisen an, womit sie die Gäste völlig bezauberte.

Da Attala, nun sie die Bäuerin war, weder herrlich noch hoffärtig auftrat, hatte sich auf dem Mooshof wenig verändert; nur die Melan bemühte sich, den befehlenden Ton, den sie gegen die junge Magd angeschlagen, in einen freundlichen umzuwandeln. Wer mit dem Hofbauern auskommen wollte, durfte seinem Weib nicht zuwider sein. Nach ihm war sie nicht nur die Schönste, sie war auch die Fleißigste und Tüchtigste. Wenn sie bei Tisch sagte:

„Veldi, heut' ich gekocht hab,“ hatte er in seinem Leben nicht besser gegessen. Als er eines Abends vom Fenster aus zusah, wie das schlanke Geschöpf einen über-vollen Kübel auf den Kopf schwang, daß es fast den Anschein hatte, als wolle die schwere Last ihr den zarten Hals knicken, rührte ihn das so außerordentlich, daß er ihr später im stillen Kammerlein das Geständniß machte, er glaube, im Vergleich zu ihr keinen Schuß Pulver werth zu sein.

Der Haß gegen den Bruder, die Rachegeanken waren ihm wie aus der Seele weggeblasen; sang sie nicht den ganzen Tag, Trepp' auf, Trepp' ab, — da hielt kein Groll Stand. Nur die Melan brummte in ihrer Küche:

„'s sind alle toll, und warum? rumhantiren thut sie wohl, aber ohne Uhr im Kopf; 's ist alles halb gemacht, und ich kann zuschauen, wie ich mich mit dem Essen einricht', wenn sie gekocht hat. Hab' ich vielleicht weniger zu thun, jetzt, daß eine Bäuerin auf dem Hof ist? O Jesus Maria, bis ich nur die Fenster alle wieder zu hab', die sie den ganzen Tag aufsperrt. Ein Wirbelwind ist nicht so quecksilbrig wie der Bäuerin ihr Gemüth; kann sie nicht eben singen und lachen, als gäb's nichts zu thun auf der Welt, um übereinmal einem Vogel nachzugaffen, als möcht' sie gleich mit ihm davon fliegen. In Gottesnamen,“ schloß sie seufzend, „dem Veldi ist sie recht.“

Und sie ging mit sich zu Rath:

„Soll ich's bleiben lassen mit meinem Rosenkranz, oder ist's am End' doch gescheiter, ich bek' sie auseinander, — so eine Zigeunerin will ja immer wandern, — geht sie, sind wir sie los.“

Attala selbst machte ihren Zweifeln ein Ende.

Sie war in die Küche gekommen und langte nach einem blau und weiß gestreiften Teller im Schrank.

„O Bäuerin,“ rief sie die Magd an, „Ihr werdet doch dem Judenlaxer nicht von dem schönen Teller zu essen geben, erst neulich hat er mich wieder mit einem schlechten Halsstuch angeschmiert.“

Kaum hatte sie ausgesprochen, flog der Teller in

die Luft, auf und nieder, hin und her, mit entseßlicher Schnelligkeit vor Melan's Nase herum, daß der alten Person Sehen und Hören verging. An allen Gliedern zitternd, sank sie auf die Holzliste, und als sie sich wieder erholt hatte, da wußte sie's: „es war keine Sünd', eine Heze vom Hof weggubeten, es war eine heilige Pflicht.“

Eines Tages überraschte Veldi sein Weib droben auf der Bühne, wie sie einem Schwarm Zugvögel mit seltsam großen, tieftraurigen Augen nachstarrte.

„Ich glaub' gar,“ rief er aus, ihr Gesicht zwischen seine Hände nehmend, „Attala, bist Du nicht glücklich?“

Sie umschlang ihn: „Wie denn nicht? Aber jetzt, wie ich sah die Vögel heimwärts ziehen, kann ich dafür, — mußte denken der Meinen.“

„Du bist auch so wenig herausgekommen,“ sagte er, „arm's Zugvögele, Du! Aber sei ruhig, die Arbeit ist geschehen, die Scheunen sind voll: morgen in der Früh', nehm' ich den schwarzbraunen Sattelgaul und Du Dein Schimmel; da sollst einmal staunen, denn romantischer kann's selbst in Cuerm Bärenthal, in Ungarn, nicht sein, als bei uns am Wildsee.“

Sie ritten aus, nach der Kirche, an einem herrlichen Sonntagmorgen, nur von Türl begleitet. Hinauf ging's, auf den Gipfel des Seebentopfes, wo in einer tiefen Schlucht der Wildsee liegt. Wie ein smaragdgrünes Auge schimmerte er herauf von grünem Laubwerk umgeben, während ein sonnenheiterer Himmel sein freundliches Lichtblau über ihn goß. Attala lag auf der Erde und blickte hinab in das stille, regungslose Gewässer mit seinen kleinen Blumeninseln. Krüppelföhren hingen ihre grauen, zur Wurzel abfallenden Flechtenbärte tief in das am Ufer sich dunkler färbende Wasser.

„Muß ich hinunter,“ sagte Attala, nachdem sie lange geschwiegen hatte.

„Ich hab's nicht gern,“ meinte der neben ihr stehende Veldi, „es ist ein verrufener Ort.“

Früher, wenn des Abends die Abteiglocken den englischen Gruß läuteten, suchte jeder Förster und Köhler den Platz da im Hochwald zu meiden. Es soll manchmal ein teuflischer Lärm da unten aus dem Wildsee gekommen sein; die bösen Geister, die die Klostermönche ausgetrieben, sollen da Zusammenkunft gehalten haben. Auch von einer bösen Nix' erzählt man sich; ein Hirtenbub hat sie singen hören; es soll ihn so bewältigt haben, daß er sie beim Namen gerufen hat. —

„Wie ist ihr Name?“ fragte Attala.

„Man soll ihn nicht aussprechen,“ gab ihr Veldi in leisem Ton zurück, „dem Hirten hat's damals 's Leben gekostet.“

„Herzliebster, nenn' mir den Namen,“ bat das junge Weib, „willst Du haben ein Geheimniß vor mir? Ich doch hab' keines vor dir!“

Sie umschlang ihn, bat und schmeichelte, schmollte und lachte ihn im nächsten Augenblick voll Liebe an, sie drückte ihr Ohr gegen seine Lippen, ungeduldig mit dem kleinen Fuß stampfend.

„Amarilla,“ stüsterte er ihr zu. Da lachte sie wie ein Kobold auf:

„Amarilla, das klingt ja fast wie Attala!“

„Still,“ fuhr er sie an, aber sie lachte noch lauter, schwang sich auf ihr Pferdchen und jagte wie der Wind durch das Gestrüpp hindurch, über Stock und Stein, hinunter zum See. Dem jungen Bauern verging Hören und Sehen, war das sein Weib, die sich ihm so sanft anschniegender Attala, die da mit fliegenden Röpfen wie ein Mann auf dem kleinen Schimmel saß, Hurraffa, Hurraffa! schrie und mit den Fingern schnalzte. Laut freischend flogen einige Ruffhähner über ihrem Haupte dahin; unten angekommen, raste das Pferdchen mit fliegender Mähne rings um den See, so dicht am Ufer, daß es Veldi schwindelte, während er außerdem alle Mühe hatte, sein schweres Ross den steilen Bergpfad hinunter zu leiten.

Attala stand am entgegengesetzten Ufer des See's.

„Bist da?“ rief sie herüber und riß sich hastig die Kleider vom Leib.

„Attala,“ schrie Veldi auf, „was thust Du!“

Einen Augenblick hatten die Sonnenstrahlen einen schlanken feinen Körper in leuchtende Klarheit getaucht, dann spritzte das Wasser hoch auf, und Attala war verschwunden.

Veldi stand da wie vom Donner gerührt; es fuhr ihm wie der Blitz durch die Seele: sie war eine Nixe, er hatte sie verloren —

Da, mitten im Wasser tauchte ihr dunkles Köpfchen auf, wohligh ausgestreckt, wie auf einem weichen Kissen wiegte sie sich auf dem smaragdgrünen Gewässer, das leise Wellen um sie zog.

„Amarilla! Amarilla!“ tönte es jauchzend durch die Vergesslichkeit, „Attala Dich ruft, — Amarilla! Amarilla!“

Da sah der entsetzte Veldi mit ein's sein Weib untertauchen, eine dunkle Gestalt im Wasser hing sich an sie, zog sie hinter sich her und schleppte sie dem Ufer zu.

Der junge Hofbauer schlug ein Kreuz, die Kniee schlotterten ihm, der Schweiß stand ihm auf der Stirne. Der böse Geist holte seine Frau, sie hatte ihn gerufen, — er rächte sich —

Im nächsten Augenblick schrie er laut auf: Türl war's, der an's jenseitige Ufer froch, Attala an den Röpfen nach sich ziehend.

Sie warf sich in ihre Kleider, bestieg ihr Köpflein und jagte an dem wortlosen Veldi vorbei, den steilen Bergpfad hinan.

Er ritt ihr langsam nach; es ging dem jungen Hofbauern, wie es der Melan gegangen war, als ihr die sonst so fügsame Attala plötzlich mit ihrem Taschenspieler-Kunststück ein Schnippchen schlug. Ihre Kühnheit, ihre Furchtlosigkeit jenen unheimlichen Mächten gegenüber, die er fürchtete, verstimmte ihn über die Mäßen, zudem daß er sich im Innern seines Weibes schämte, — wenn sie belauscht worden wären, was würde das für ein Gerede geben unter den Bauern, — zornig stopfte er seine Pseife.

Oben saß Attala in der Sonne; sie hatte ihre Röpfe geöffnet, und das dunkle weiche Haar hüllte sie bis zu den Knien ein. Sie sah Veldi mit einem geheimnißvoll fragenden Blick an, ihre feinen Nasenflügel zuckten leise.

„Was hab' ich für ein Weib!“ stieß er weich hervor.

„Was denn für eines?“ fragte sie.

„Das sich nicht schämt, unter freiem Himmel sich auszukleiden!“

Sie schüttelte den Kopf: „Schäm' ich mich nicht vor dem Himmel, fürcht' ich mich nicht vor der Nix', — ich nicht bin zahm, ich bin wild, kannst Du mich nicht lieb haben so wie ich bin, — aus ist's.“

Sie schüttelte sich, als friere sie, und sah ihn mit einem unendlich traurigen Blick an.

„Kannst Du denn das Zigeunerweisen nicht lassen?“ fragte er.

„Bist ein Bauer und kannst auch nicht anders“ —

„Aber ein Bauer ist doch was Rechts, — und“ —

Es stieg ein leises Schluchzen aus ihrer Kehle, während ihn ein schreckhafter Blick aus ihren großen Augen plötzlich verstummen machte.

Er warf sich vor ihr nieder und preßte das Gesicht gegen ihre Kniee.

„Sei mir nicht böse, Herzens-Weible.“ —

Sie zog sein Haupt an ihre Brust:

„Nie, ich nie böse, — o Veldi, mußt können lieb mich haben, wie ich bin.“

„Ja, ja,“ versprach er.

„War so schwer,“ seufzte sie, „wollt' sein wie die andern, — Dir zu lieb, — denn ich nicht kann leben ohne die Sonne in Deinen Augen!“

Sie ritten heim.

Noch gab's ein paar schöne Octobertage, und Attala lief in den Wald so oft es ihr einfiel, oder sie sattelte ihr Pferdchen und ritt am hellen Werktag davon.

„Wenn der Bauer mit der Rod' zufrieden ist,“ brummte die Melan, „mir kann's recht sein, aber ich hab' noch keine Bäuerin gekannt, die am Werktag nicht geschafft hätt.“

Die Abende wurden länger, der Sturm fuhr durch den Wald, es wurde frisch auf den Höhen. Die Mooshöfer saßen um den warmen Kachelofen, die Knechte spalteten Kienholz zu kleinen Spänen, indeß die Mägde an der Kunkel saßen oder Berg spannen.

Die Melan schaute von Zeit zu Zeit zum Fenster hinaus und prophezeite einen harten Winter, weil die Raben so heißhungrig krächzten und die Rothtannen so eigen knarnten.

Die junge Bäuerin erzählte; die wußte schöne Sachen; mit offenem Mund saßen sie da und lauschten.

Zuweilen unterbrach sie das Besefle: „Du spinnst bald zu langsam, bald zu hastig, das giebt einen ungleichen Faden, mußt besser acht geben, Attala.“

„Gieb ihr nur sein gute Lehren,“ belobte die Melan ihren blonden Liebling, wenn sie draußen in der Küche waren, „s' ist bigottscht nöthig, wenn's auf dem Mooshof nicht ganz zu unterst und zu oberst gehen soll. Sonst, da ist man bei seinem Nädle so wohligh halbwegs eingeschlafen, und 's war ein Friede wie im Paradies. Jetzt reißt die Bäuerin alle fingerlang ein Fenster auf und läßt die gut' Wärme 'naus, daß einem 's Holz im Ofen kränkt.“

„Hast schon recht, Melan,“ gab das Besefle zu, „aber schön zu erzählen weiß die Bäuerin; den' Dir auch wie prächtig 's im Welschland sein muß, wo sie allemal Sommer haben, und kein Mensch 's Frieren kennt. So was Neu's ist halt doch unterhaltlicher, als die alten Geschichten, die man schon hundertmal gehört hat.“

„O Befehle,“ sagte die Melan, „glaub' mir, 's Alte ist gesunder. Hat nicht neulich der Mathis gesagt: ich möcht' doch auch einmal das Welschland gesehen haben. — Das sind keine frommen Wünsche; der Mensch soll nicht über sein Heimatland 'naus wollen, Gott weiß, wie's dort hinten mit der Frömmigkeit aussieht. Ja, ja, ich hab' auch ausgehört bei Dir, hörst auch lieber der Bäuerin ihre Geschichten als meine.“

„Ich muß doch zu ihr halten,“ sagte das Befehle, „ich hab' mir's halt vorgenommen, nicht nachzulassen, bis sie die richtig' Frau für den Veldi ist.“

„Sie wird Dir schon auch noch einen Streich spielen,“ brummte die Melan, die den tanzenden Teller nicht vergessen konnte.

Attala, die nie die Rauheit eines deutschen Winters kennen gelernt, schaute traurig in die wirbelnden Schneeflocken, die zeitweilig von eisigen Schloßen abgelöst wurden, die prasselnd gegen die Scheiben schlugen. Eine große Unruhe erfasste sie, das Stillstehen in der Stube wurde ihr unerträglich. Als der Judenlaxer mit seinen Herrlichkeiten auf dem Hof erschien, empfing sie ihn wie einen Freund; sie holte ihn in die warme Küche, und als die Melan und die Mägde sich dagegen auflehnen wollten, schalt die Bäuerin zum ersten Mal mit ihren Leuten, indem sie erklärte:

„Der Jud' ist so gut ein Mensch wie ihr, wer ihn schimpft, dem weiß ich die Thür.“

Veldi hörte von der Geschichte, und sie war ihm ärgerlich; er konnte es nicht gut heißen, so wie Attala es jetzt trieb, und eine leise Angst bemächtigte sich seiner, ob sie mit ihrem seltsamen Gebahren nicht am Ende den guten Ruf des Mooshofes in Mißkredit bringen könne. Aber diese Gedanken vergingen ihm rasch und machten einer wirklichen Sorge Platz. Attala veränderte sich mehr und mehr; bleich und stumm schlich sie durchs Haus; wo war ihr Singen, ihr frohes Lachen hingekommen? Der bleierne Himmel lastete auf ihr, die Kälte machte sie erstarren, sie litt unter dem Einerlei ihres Daseins und wußte sich vor Heimweh nach den sonnigen Landen, die die ihren nun durchstreiften, kaum zu fassen.

Da, eines Tages heiterte sich der Himmel auf, die graue Dede verschwand und machte der leuchtenden Winterjonne Platz. Türk kroch aus seiner Hütte, ging vors Thor und gleich darauf kündete sein lautes Gebell Besuch an.

Attala fuhr aus ihrer Verjunkenheit auf und eilte ans Fenster. Reißenthall, die Schellen eines Schlittens wurden hörbar; da kam Leben in die Hofbäuerin; sie eilte zum großen Wäschehaufen, band sich eine neue Schürze um und streckte sich flugs die Böpfe frisch auf.

„Aha,“ sagte die Melan so laut, daß es der Veldi hörte, „es plangert der Bäuerin nach fremden Leut', die eigenen reichen ihr nicht aus.“

Der Doctor fuhr vor mit seinen Damen; sie kämen, sagte er, um nach der Thalkönigin zu sehen, wie der südlichen Majestät der derbe Schwarzwälderwinter bekomme?

Da hatte ihr blaßes Gesichtchen im Nu seine leuchtenden Farben wieder. Die Gäste wurden bewirthet und bedient, wie sehnüchlich erwartete Freunde; so oft sie aufbrechen wollten, hielt sie Attala fest, und als sie endlich gingen, bat sie dringend um recht baldige Wiederholung des Besuchs.

Veldi war im Brennhaufe beschäftigt, wo er Kirchengestalt bereite; er dachte dabei an den Besuch, der über Mittag da war. Der Doctor hatte beim Abschied gefragt: „Darf ich das nächste Mal ein paar Freunde mitbringen, die sehnüchlich wünschen, Ihre Bekanntschaft zu machen?“ „So viele Sie wollen,“ hatte ihm Attala nachgerufen.

Ein unbehagliches Gefühl beschlich die Seele des jungen Hofbauern; mißmuthig setzte er sich zum Abendtisch. Aber Attala, die sich sonst über jedes Näcklein auf seiner Stirne beunruhigt hatte, war so benommen von der Aussicht auf den baldigen Stadtbesuch, daß sie von nichts anderem sprach, als was sie ihren Gästen alles aufstischen wolle.

Sie ließen nicht lange auf sich warten; die Sonne hatte das Gebirgsland in einen kristallinen Märchengarten verwandelt, aus dem die hohen Tannen mit ihren schweren Schneemänteln wie greise Waldkönige ragten. Da war's eine Lust, über den glitzernden, lustig krachenden Schnee zu fahren. Hei, wie die Schornsteine des alten Bauernhofes rauchten! Kein Wunder! Melan stand in einer wahren Wolke, unter ihren mageren Händen züchte das Fett, aus dem sie wundervolles Spritzgebäckes kochte, von goldgelber Farbe. Dann wieder schaute sie nach dem Schinken, der im Sutt kochte, oder sie riß einen der Backöfen auf, wo ein Braten schmorte, während im anderen ein ungeheurer Kugelhupf seiner Vollendung entgegen sah.

Das Herz der alten Magd blutete aus tausend Wunden: alles für Fremde, für hochmüthige Stadtleute, denen man nicht das geringste schuldig war.

„Ach Gott,“ seufzte die Alte, „mir ist, als hört' ich den alten braven Hof in all' seinen Jagen krachen, als jammert' er mit mir: so geht's nun hinaus, — was aufgespeichert worden ist in guten langen Jahren, — da sitzen nun die fremden Leut' und fressen mich arm. — Was weiß die Bäuerin vom Sparen; wer auf der Gass' aufgewachsen ist, der achtet den Besitz gering, der kennt den Schweiß nicht, der dran klebt, die Müh', die Arbeit. Und ich kann nichts thun, muß selber Hand anlegen, dem alten Hof den Garauß machen, — Gott tröst' die alten Leut' in ihrer Ewigkeit!“

Die Mägde, welche im Sonntagsstaat kamen und gingen, ließen die Alte an ihrem Herdfeuer brummen. Mathis hatte ihnen den Kopf zurecht gesetzt, als sie sich unterfangen wollten, mit der Melan über die Bäuerin los zu ziehen.

„Ihr zwei seid Gänj,“ belehrte er sie, „und die Melan ist eine alte Kuh; wie ich am Tod lag, wer hat mir helfen können? Ihr alle nicht, aber die Bäuerin; wem sie nicht recht ist, der hat's mit mir zu thun.“

Und die Lies mußte sich nicht mehr; die beiden waren mit einander im Reinen, das heißt, ein Aussprechen hatte nicht zwischen ihnen stattgefunden, aber als der Obernecht wieder bei Kräften war, gab er der Dirn' eines Tages einen wuchtigen Schlag auf den Nacken, worauf sie ihm lachend die Zunge herausstreckte. Seither waren die beiden sparsam, in der sicheren Voraussetzung, für ihr künftiges „Reitle“ Sorge tragen zu müssen.

Zur Stas sagte die Lies: „Das Schnäbeln, wie Du's mit dem Jerdi treibst, mit so Dummheiten geben sich der Mathis und ich nicht ab, das ist uns zu einfältig.“

„Weißt,“ tröstete der Jerdi seinen Schatz, „der hängen die Tränble zu hoch, sonst wollt' sie schon zubeißen; der Mathis hat mir gesagt: wenn eine Feuer im Dach hat, muß man sie kurz halten.“

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Blumen-Corso und Mocoli in Rom.

Von Dr. Franz Oppenheimer.

Als ich ein kleiner Junge war, da waren „Grube's geographische Bilder“ meine Lieblings-Lectüre. Lang, lang ist's her! Das meiste, was mich das prächtige Buch gelehrt hat ist meinem Gedächtniß purlos entschwunden; aber eine Schilderung hat unerbittlich gehaftet, der römische Carneval mit seinem Pferderennen, seinem Blumen-Corso, und „Mocoli“, dem lustigen Lichterkampfe, in dem die römische Bevölkerung eine heitere Schlacht schlägt, Mann gegen Mann, Weib gegen Weib, eine Schlacht, in der jeder jedes anderen Feind ist, wie weitland die geharnischten Krieger, die aus Medea's Dracheneier entsprossen. Keine Anabenseele jauchzte, wenn ich mich in dieses tolle Durcheinander hineintraumte, in welchem jeder sein Licht trägt, gleichmäßig bemüht, das seiner Nachbarn auszulöschen und das eigene gegen den Angriff derselben Nachbarn zu schützen. Das kam mir so lustig vor! Und ich sehnte den Augenblick herbei, wo ich mich in diesen Streit stürzen durfte.

Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle. Auch dieser Traum ward Wirklichkeit. Vor meinem Gasthose hält der „Streitwagen“, den ich mir noch rechtzeitig gesichert. Aber kein Pfeilgespieter Köcher droht von seiner Wand, keine Senzenklingen starren aus den Speichen; die Röhlein tragen keinen Harnisch, aus dem Lanzenspitzen herausfunkeln, sondern Blumenkränze vom Ohr bis zum Schwanz, Maiblumen und Crocus, gelbe und rothe Rankenrosen. Und meine Munition auf dem Rüdfig sind Blumensträuße, zahllose, wie sie der italienische Frühling schenkt, ausgehäuft in einem mächtigen Weidenkorbe. Die Mobilmachung ist vollendet. Wir sind „archiprèts“ zum ehrenvollen Streite. „Avanti!“

Durch die lange, schmale Straße des Corso, die vom Pincio bis zur Piazza Venezia führt, schiebt sich die Doppelreihe der Droschken und Equipagen aneinander vorbei, Schritt für Schritt, wenn es überhaupt vorwärts geht. Blumen überall, Weiden vor allem, dann Crocus, Kefeda, Anemonen und Rosen aller Farben; Blumen in mächtigen Körben auf dem Rüdfig der Wagen, Blumen in allen Händen, an allen Hüften, ein Hagelwetter von Blumen in der Luft, das Straßenpflaster bedeckt mit Blumen. Auf den zierlichen Balconen zu beiden Seiten, in allen Fensteröffnungen, über bunte Decken gelehnt Frauen jeden Alters, jeder Klasse, die lachenden Auges die duftenden Geschoße auffangen und verjenden. Zwischen den Wagen, durch die Räder hindurch schlüpfen barfüßige, braune Schlingel, gewandt wie die Wiesel. Sie sammeln die Blumen von dem Straßendam in flache Körbe; sie stehlen Dir blüßschnell aus Deinem Vorrath ganze Hände voll und bieten sie Dir im selben Moment mit der köstlichsten Harmlosigkeit zum Kaufe an. Einmal erwische ich eine solche diebische Hand mit einem ent-rüsteten Griff, daß die Gelenke knaden. Wie ich sie mir näher ansehe, sitzt sie an einem runden Arm, und der Arm an einem runden, blüßäugigen Crociaren-Mädel, das mich erschrocken anlächelt. Ich ließ ihr ihre Beute. Alle zwei Sekunden bietet Dir ein anderer Civis romanus Mocoli an für das abendliche Lichterergnügen, einfache Wachsfäden, Stearinkerzen, unverlöthliche Feuerwerkskörper. Ein tolles Jauchzen, ein Kreischen und Lachen steigt zum Himmel auf, ein scharfer Duft von zermalmenen Blüten schwimmt in der staubigen Luft. Eine schöne Römerin, jung wie ein Maitag, lehnt im Fond

ihrer Coultage neben der stolzen Mama. Eine wahre Kaskade von Blumen stürzt auf sie zu, ein Bombardement, gegen das sie sich in halber Kofetterie, glühend vor Stolz, vergebens mit dem Fächer zu decken versucht. Ihre weissen Zähne blitzen. Hinter ihr fährt eine dürre Engländerin. Sie giebt sich alle Mühe, gleichgültig auszusehen; es fällt kein Blatt in ihre Einsamkeit. Auch beim Blumen-Corso giebt es Rauerblümchen! — Ein junger Offizier fährt vorbei, den dunklen Mantel à la Fra Diavolo um die Schulter geschlungen. Es regnet Blüthen auf ihn; er dankt kaum mit einem Lächeln des stolzen, blästrigen Gesichtes. Sein ganzer Vorrath besteht aus langstieligen, edelsten Marischall Nel-Rosen; nur selten greift er hinein; wenn sich aber eine Schönheit zeigt, dann kreuzen sich zwei heilige Blide, und seine Gabe kommt an ihre Stelle. Ein landes-fundiger Ehebaner hat mir versichert, daß in Italien merkwürdigerweise die Offiziere eine bevorzugte Stellung bei den Damen einnehmen.

Au! Meine Hand fährt an's Ohr. Jemand hat mich mit einem Schleuder-Apparat bedacht, der aus einem harten Knopf besteht, dem man mittelst eines daran befestigten Bändchens die nöthige Centrifugalkraft verleiht. Mein Ohr war also gerade in der Tangente, merkwürdig! Es brennt übrigens wie Feuer. Keine Möglichkeit, den Attentäter zu entdecken. Aber Nachse ist süß. Riisch! steigt das kleine Geschoß in die Masse. Wieder ein Schrei! Jetzt preist es von allen Seiten von diesen Bremsen.

Die Blumen sind verworfen. Die Dunkelheit sinkt auf die Straße, die vornehmen Equipagen lenken heimwärts. Am Café nazionale steigen wir aus. Allmählich drängt eine langsam vorrückende Wand lebendiger Menschen den letzten Plaker in die Seitenstraßen. Wir werfen uns in das Gedränge. Bald sitzen wir fest wie im Schraubstock. Da leuchtet ferne das erste Mocolo. Wie eine Sternschnuppe ist's verschwunden. Und jetzt, hier, da, überall, auf den Balconen, auf langen Stöden blühen die Leuchtkäferchen auf. Und, wie toll stürzen sich die nächsten darauf, um das Flämmchen zu erlöchen. Es gelingt mir, mein Wachlicht in Brand zu setzen, nachdem mir freudunwillige Nachbarn wohl zwanzig Mal das Zündhölzchen ausgeblasen. Gerade will ich es triumphirend heben, da schlägt ein Tuch darauf. Aus ist's. Wer war's? Ein kleiner Balg von drei Jahren, ein süßes Dirndchen, das die kleinen Häutchen in die Seiten preßt, um nicht vor Lachen zu erlöchen über die Helventhat. Ich schenke ihr ein Mocolo. Der Papa befestigt es an seinem Stock und setzt sie sich auf die Schulter. Stolz hebt das Aermchen eine Secunde lang das brennende Flämmchen. Da fährt eine Art gigantischer Fliegenklatsche vom nächsten Balcon herab. Aus ist's. Die Kleine lacht selig. — Wieder brennt mein Licht. Ich halte es hoch am Stock und passe auf, wie ein Jagdhund auf der Hühnerjagd. Ein Kerl springt mir buchstäblich auf die Schulter und pufst aus Leibeskräften. Ich schüttelte ihn ab. Noch brenne ich. Da hebt sich neben mir ein langer Stock; ich ahne nichts Böses. Auf einmal geht es fit! mein Licht ist aus. Es war ein Blasrohr.

Keine Möglichkeit mehr, an die Zündhölzer zu kommen. Keine Möglichkeit, sein Licht an dem eines anderen zu entzünden, denn keiner duldet es und keiner hält sein Licht so lange brennend. Alles ist außer Rand und Band; die Funken stieben wie an der Schmiede-Esse, ein dicker Qualm von verbranntem Wachs und von Bengalkerzen steigt empor; es wird einem ganz wirbelig. Ich dränge mich zur Seite durch, Schrittschen vor Schrittschen. Alles macht mir Platz, so viel es irgend kann, kein rohes Wort, keine Thätlichkeit bringt einen Mißton in die sonnige Fröhlichkeit. Berühre ich jemanden unsanft, so bin ich gewiß, auf mein „scusi“ das lebenswürdige „di niente“ als Antwort zu erhalten.

Endlich bin ich heraus aus dem Hegenkessel. Froh bin ich, daß ich draußen bin, froh bin ich, daß ich drin war. Die Römer! Ueber's Ohr hauen sie einen mit Passion; aber eine lebenswürdige Bande bleiben sie darum doch.

Nachdruck verboten.

Ganz hinten, in der Steinzeit.

Von Ernst Muelkenbach.

(Schluß.)

Verschiedenen wilden Indianer-Stämmen mit den schwierigsten Namen hatten Felix und Helene Richter auf früheren Reisen Stoff zu merkwürdigen und heiteren Beobachtungen geliefert; diesmal gaben sie ihn den weissen, mehr oder minder civilisirten Mitmenschen. Es lag ein wunderlicher Hauch über ihrem Thun und Wesen. Spottlustigen und oberflächlichen Witzeleien mochte es wie eine verspätete Parodie auf die verhaltene Seligkeit eines eisenbahnfahrenden Hochzeitspärchens erscheinen: — und freilich war es schon achtunddreißig Jahre her, seit Doctor Felix Richter sich zum zweiten Male, — diesmal mit seiner Jungvermählten, — nach dem Reiche Dom Pedro's eingeschifft hatte. Aber näher der Wahrheit kam der schnurrbartige Schaffner, der am Abend dieses Tages nach überlangem Dienste endlich mal wieder dabei bei Muttern saß und berichtete: „Zwei harte Dahler und eine Cigarre habe ich heute getriegt. Den einen Dahler von einem jungen Ehemann, erster Klasse, der 'n Coupé für sie und sich allein wollte; na, und sie brauchten es ja wohl auch, schon von wegen den vielen Hutschachteln. Den andern Dahler hat mir 'n alter seiner Herr, zweiter Klasse, gegeben, mit 'ner alten Dame; rein für umsonst. Und nu war das merkwürdig: als ich mir die zwei Pärchen nachher noch mal so besah, da sahen die jungen natürlich so aus, weißt Du, selig und 'n bißken dumm, wie sich das ja wohl gebürt und für solche Romangs im Leben schickt; aber die alten, die sahen sich an, als hätten sie sich justement verlobt und wären nun bis zur nächsten Station mit allem zufrieden, sogar mit dem Herrgott.“ Von dem Spender der Cigarre war ihm nichts Auffälliges im Gedächtniß geblieben, obgleich es eigentlich merkwürdiger und im Verhältniß auch freigebiger ist, wenn ein bescheidener Probe-Candidat eine Cigarre, als wenn ein millionenschwerer junger Chemann drei Mark schenkt. Doctor Hans Radlauff hatte keine Ahnung davon, daß der Geheimrath Richter nebst Gemahlin im selben Zuge, nur zwei Waggons weiter vorn, denselben Ziele wie er zuzufuhr. Wenn er es gewußt hätte, so würde er sein Möglichstes gethan haben, sich vor dem sonst so hochverehrten Paare zu verbergen, denn auf seiner heutigen Reise wünschte er keine



Märchenschloß. Nach dem Gemälde von Leop. Rothaug.

Begleitung, als die Vorfreude, die ihn so weit hinriß, einem Schaffner ohne irgend welche Gegenforderung seine vorletzte Cigarette zu schenken. Hätte er aber gehört, was und wie die beiden von ihm sprachen, so würde das allerdings seine Freude noch erheblich gesteigert haben. „Ja, ja,“ sagte der Geheimrath Richter unter anderem, „es ist ein sehr vielversprechender junger Mann, und wie Du sehr richtig sagst, liebe Frau, es ist an sich so begreiflich wie entschuldigbar, wenn er sich nach sicheren Ausichten sehnt. Erwinnere mich doch, bitte, daran, daß ich feinetwegen an einige Kollegen und auch an den Ministerial-Director schreibe. Seine Dissertation ist ein Fähigkeitsbeweis, auf den man ganz unparteiisch hinweisen kann, und wenn er übers Jahr mit einer Habilitationsschrift von gleichem Werthe an die Leute herantritt, kann er auch ohne

Felix Richter zu sitzen, leidend oder legend eine Wiesenblume botanisch zerlegend, wobei ihn das flimmernde Sonnenlicht häufig zwang, aufzusehen und die Augen durch ein längeres Sehen über den grünen, kinderbelebten Platz hin zu erquiden, besonders wenn auch die drei Schmidt'schen Kinder mit ihrer Erzieherin sich dort herum bewegten. Blumen und Kinder blühen in immer neuen Geschlechtern auf, — der Kinderspielplatz im Stadtgarten war auch jetzt nach vierzig Jahren noch nützlich, vorhanden und belebt, nur seine soziale Stellung schien sich etwas nach unten verschoben zu haben; die „vornehmeren“ Kinder des heutigen Geschlechtes weilten wohl größtentheils mit ihren Eltern an der See oder sonstwo in der Sommerfrische, unter den beaufsichtigenden Damen überwogen diesmal die Mütter aus dem Volk neben wenigen „herrschaft-

zunde“ aufweist, von den fränkischen und römischen Grabfunden immer weiter rückwärts ins vorgeschichtliche Dunkel bis zum Allerältesten „ganz hinten, in der Steinzeit“.

Langsam und leise wandelten die beiden durch die menschenleere, gewölbte Halle. Sie sprachen nichts zu einander, und eigentlich waren sie es auch nicht mehr selber. In ihrer Erinnerung schwand die Gegenwart völlig vor der Vergangenheit. Keine greise Matrone, — ein junges, schlankes Mädchen schritt sehr ängstlich und selig zugleich an den räthselhaften Zeugen der begrabenen und ausgestorbenen Völker vorüber. Hier vor dem Grabstein des römischen Centurio hatte sie fünf Minuten lang in peinlicher Unruhe auf die unverständlichen lateinischen Worte gestarrt und die kloßig großen Eiden auf dem Brustbild des todtten Römers immer wieder von vorn gezählt; eins,



Unschlüssig. Nach dem Gemälde von C. Breuning.

Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

Streberei und Vermögen auf Förderung und eine baldige Professur rechnen. Was ich dazu thun kann, will und darf ich mit gutem Gewissen thun. Einstweilen werde ich ihn heute an Professor Hardt empfehlen; es ist besonders hier zu Lande für einen jungen Gelehrten immer heilsam, wenn er in einem gewissen Standes- und Fachverkehr bleibt.“

Auch der Droschkentritscher, den der Geheimrath vor dem Bahnhof anheuerte, versagte sich seine stillen Anmerkungen über das Pärchen nicht. Eine vorrückere Jour war ihm seit langem nicht aufgetragen worden: zum Gasthof, dann zur Clemensstraße, durch diese recht langsam, aber ohne Anhalten; dann zum Stadtgarten, und von dort nach viertelstündigem Warten zum Provinzial-Museum. Ihm blieb es verborgen, weshalb seine beiden weißhäuptionen Fahr Gäste einander in der Clemensstraße so zärtlich bei der Hand faßten und nach dem ersten Stod eines Hauses hinausschauten, in welchem sich doch nur ein Wiener Schubazar und ein Geschäft in fertigen Herrenkleidern befanden; — vor vierzig Jahren hatte dort freilich der Justizrath Schmidt mit seiner Gattin, einem mathematisch unbegabten Sohne und drei erziehungsbedürftigen Töchtern gewohnt. An schönen Nachmittagen spazierten diese Töchterchen unter der Obhut ihrer Erzieherin manchmal nach dem neuen Stadtgarten, wo eben der erste Kinderspielplatz angelegt war, ein großes Wiesenrund, von jungen Kastanien und Platanen umrahmt, vor denen hier und da Bänke standen. Auf einer dieser Bänke liebte der Museums-Assistent Doctor

lichen“ Kindermädchen in rosigen Waschkleidern und mit Tüllrüschen auf dem Scheitel. Eines dieser Mädchen saß auf der Bank, die damals Herr Doctor Richter bevorzugte, neben ihm ein Gefreiter von den Kürassieren, der den rechten Arm sacht um die Taille des Mädchens gelegt hatte und mit der linken kunstgerecht den Kinderwagen zur Beruhigung des schreienden Insassen hin- und herschob, während ein zweiter, etliche Jahre reiferer Jüngling seiner Dame an seinem Reiterstiefel hinaufkletterte, wie Erös am Arnie des männermordenden Ares. Sehr freundlich betrachtete Felix Richter seinen kinderfreundlichen Nachfolger. Frau Helene blickte fast schon zu den breiten, schattigen Kronen der Bäume hinauf. „Mein Gott, wie das wächst und altert, — in vierzig Jahren,“ sagte sie. Er schaute ihr liebevoll in das Antlitz unter den weißen Haarslechten, die damals so jugendblond waren. „Wenn der Kern nur jung bleibt,“ sagte er. Sie nickte getrübet und schritt zufrieden lächelnd an seinem Arme weiter.

Auch im Museum war gerade neuerdings Vieles anders und natürlich besser geworden, — besonders in der kunstgeschichtlichen Abtheilung, eine Treppe hoch; der Castellan versicherte es und war erbötig, es den Herrschaften durch den Augenschein zu beweisen. Diese aber verzichteten, sie gönnten ihm sein Trinkgeld wie dem Schaffner „rein für umsonst“ und wandten sich ohne Führer dem linken Flügel des Souterrains zu, der in einem großen und zwei rechthöckig anstoßenden kleineren Sälen, laut der Aufschrift über dem Eingang, nur „Aelteste

zwei, drei, vier, fünf, sechs, — bis endlich der einzige Besucher außer ihr, ein langer Engländer, seinem Touristen-Gewissen genügt hatte und den Saal nach einem lezten, langen Fischblick auf eine an der inneren Thür angeheftete Uebersichtstafel verließ. Damit hatte auch der römische Hauptmann alles Merkwürdige verloren, — nur jetzt muthig weiter, langsam anfangs, heuchlerisch langsam, und immer schneller, je näher der Saalecke, — ob er schon dort ist, — und allein, — ob sie ihn beim Einbiegen um die Ecke dort stehen sieht, „ganz hinten, in der Steinzeit“, wie er es ihr heute Morgen in dem Briefchen angab?

Ein kleines Zettelchen war es, mit wenigen, hastig geschriebenen und jetzt sehr vergilbten Zeilen, an denen das Lampenlicht in dem deutschen Erzieherinnen-Stübchen und die Tropen-Sonne Brasiliens gezeit hatte. In ihrem Visitenkarten-Täschchen trug die Frau Geheimrath dies Andenken auch heute bei sich; es war sozusagen ihre Eintrittskarte zu jenem lezten Saale, dem auch sie nun, wie damals das junge Mädchen, unwillkürlich und unbewußt mit immer schnelleren Schrittschritten, — mit einer eiligen Vorfreude, die der weißhaarige Mann an ihrer Seite freundlich lächelnd gewährte und theilte.

Nun bog sie aufathmend um die Ecke, — und da stand er wirklich ganz hinten, gerade in der Ecke des Saales. Nämlich der Doctor Hans Radlauff, im Viertelprofil, das Antlitz einer kleinen Thür in der Ecke der Rückwand zugekehrt. Und eben wurde diese Thür geöffnet, ein junges Mädchen, schlank und

blond im hellen Sommerkleide, trat aus ihr hervor und lag sogleich in den Armen des Doctors, der sie zärtlich küßte. Aber indem sie sich zurückbog, um ihm glücklich ins Antlitz zu schauen, gewahrte sie am anderen Ende des langen Ganges die Feigen ihres Glückes, und die anmuthige Gruppe löste sich in jähem Schrecken.

Felix Richter und Frau Helene sahen einander lächelnd in die Augen. Alles, was in diesen beiden gesegneten Seelen an fröhlicher Weisheit und Güte beisammen wohnte, trat in diesem Blick und Lächeln vor die Thür. Dann wandten sie sich seitab und begannen, sehr ernsthaft und langsam vorwärts wandelnd, ein gelehrtes Gespräch über die Wertwürdigkeiten der älteren Bronzezeit. Sie hatten einander wieder einmal ohne Worte verstanden, — wie vor vierzig Jahren.

Das junge Mädchen hätte inzwischen wieder hinter der Thür verschwinden können. Aber die Ueberraschung, oder aber die weibliche Diplomatie, veranlaßte es zu bleiben. Als die beiden alten Herrschaften endlich bis zur Steinzeit gelangt waren, in einer sehr lebhaften und lauten wissenschaftlichen Erörterung, stand Fräulein Helene über eine Collection Steinbeile gebückt, von der sie emsig mit ihrem Taschentuch den Staub abwedelte, während der Doctor Kadlauff in der anderen Ecke mit verzehrendem Eifer den Kinnbade eines Höhlenbären betrachtete. Zu gleicher Zeit sahen sie auf und blickten in bekannte Gesichter. Die Ueberraschung war erschütternd groß und allseitig.

„Nun, mein liebes Fräulein,“ sagte der Geheimrath Felix Richter, „das ist in der That sehr hübsch, daß Sie ein so reges Interesse für diese Dinge zeigen. Die echte Tochter ihres Vaters, nicht wahr, liebe Frau? Sie wundern sich natürlich, uns hier zu sehen. Wir gedachten, Sie und Ihren Herrn Vater zu überraschen, vorher wollte ich nur meiner Frau in aller Eile und Heimlichkeit hier die einstige Stätte meines Schaffens zeigen. — Sie wissen vielleicht durch Ihren Herrn Vater, daß ich auch einmal einige Monate hier assistirt habe, — vor vierzig Jahren.“

„Ach,“ sagte Fräulein Helene hastig, mit heldenmüthiger Fassung, „da wird sich aber Vater recht freuen! Er ist heute früh dienstlich verreist, — zu einer Ausgrabung hier in der Nähe, — kommt aber mit dem Siebenuhrzug zurück. Wir dürfen Sie doch als unsere Gäste begrüßen? Aber nein, bitte, gnädige Frau, es macht uns gewiß gar keine Umstände! Wenn Sie erlauben, schide ich gleich nach Ihrem Gepäck, — ich will nur dann eben unserer Hausdame Bescheid sagen.“

Sie stockte erröthend, dann fuhr sie fort: „Wenn ich Sie gleich zu uns hinauf geleiten darf, — wir können nämlich hier den Weg abkürzen, durch diese Thür sind wir gleich an der Seitentreppe.“

Der Geheimrath nickte freundlich lächelnd. „Ich weiß, liebes Fräulein, — ich habe diese Thüre auch öfters benützt, wenn ich ungestört sein wollte. Es ist mir sehr erquicklich, die alten Erinnerungen aufzuspüren. Nach dem Gepäck schiden Sie bitte nicht; wir möchten mit dem ersten Frühzug heimkehren, und der Gasthof liegt so bequem an der Bahn; aber Ihre freundliche Einladung zum Abend nehmen wir mit vergnügtem Danke an, — entschuldigen Sie, bitte, einen Augenblick.“ Legte er etwas leiser hinzu, „ich möchte da eben noch einen Bekannten begrüßen.“ Er ging nach der anderen Seite des Saales zu dem Doctor Hans Kadlauff, der sich nach dem ersten höflichen Gruße wieder seinem Bären-Kinnbade zugewandt hatte und für nichts anderes in der Welt Sinn zu haben schien.

„Nun, mein lieber Doctor,“ sagte der Geheimrath und betrachtete das merkwürdige Stück ebenfalls, „das gesteh' ich, Sie machen dem Handwerk Ehre. Wir sind ja wohl mit demselben Zuge angekommen, und nun finde ich Sie schon wieder beim Studium. Ursus spelaeus, nicht wahr, sehr hübsch erhalten? — Uebrigens das trifft sich ja sehr nett, — wir haben da eben die Tochter von Herrn Professor Hardt getroffen, an den ich Sie empfehlen möchte, — Sie kennen die junge Dame wohl noch nicht?“ „Doch, ja, — das heißt flüchtig,“ sagte der Doctor und wachte sich mit dem Taschentuch übers Gesicht, „ich glaube, sie war bis vor kurzem ein paar Monate zur Erholung in Wannsdorf, während ich mich dort bei meinem Onkel aufs Examen vorbereitete.“ „Das wird denn wohl so sein,“ versetzte der Geheimrath aufs freundlichste, „dann darf ich Sie vielleicht heut' Abend auch mit dem Herrn Professor bekannt machen, das Fräulein war so lebenswürdig, und einzuladen.“ Er sah die Grenadier-Hand des Doctors zutraulich mit seinen uralten Fingerringen und geleitete ihn zu den Damen hinüber. „Darf ich so kühn sein, liebes Fräulein, Ihnen noch einen Gast zum Thee zuzuführen? Wie ich höre, hat Herr Doctor Kadlauff bereits das Vergnügen, Ihnen von Ihrem Landaufenthalte her flüchtig bekannt zu sein.“

Die beiden jungen Herrschaften verbeugten sich, sehr höflich murrend. Frau Helene betrachtete ihre erglühenden Gesichter mit unendlichem Vergnügen. „Mein Gott, sollten sie am Ende wirklich nichts gemerkt haben?“ dachte Helene.

„Ich schätze den Herrn Doctor, meinen werthen Schüler, — wenn er mir die Bemerkung verzeihen will, — als einen ausgezeichneten und in jeder Hinsicht zu empfehlenden jungen Gelehrten und möchte ihn als solchen auch bei Ihrem Herrn Vater einführen,“ fuhr der Geheimrath fort. Helene erröthete womöglich noch mehr, diesmal aus dem edelsten Grunde, vor Freude über das Lob ihres Velden; in überwallendem Gefühl faßte sie die Hand der Frau Geheimrath. „Es wird — meinem Vater — gewiß — sehr angenehm sein,“ stammelte sie. Doctor Kadlauff verbeugte sich immer wieder in größter Verlegenheit. „Aber Herr Geheimrath, —“ setzte er an, „ich — ich — ich.“ „Ja, sehen Sie, Kindchen,“ sagte die Frau Geheimrath nach mehrmaligem Hüpfeln, „so sind diese Gelehrten, der Herr Doctor möchte am liebsten gar nicht wieder aus der Steinzeit fort, ich glaube, wir haben ihn nur gestört. Mein Mann war gerade so, als wir noch heimlich verlobt waren.“ Das klang nun doch wieder so verdächtig, die junge Heuchlerin fühlte ihre Kräfte schwinden, sie zitterte in außerst Hülfslosigkeit zu der grausamen, alten Dame auf, wie ein verwundetes Reh, und Frau Helene erbarmte sich. Zärtlich umschlang sie die Taille ihrer Namens- und Schuldgenossin: „Kommen Sie, Kindchen,“ sagte sie, „wir wollen hinaufgehen und die Herren Gelehrten ihren Steinbeilen und Höhlenthieren überlassen; sie verdienen nichts Besseres.“

„Sehr richtig,“ bemerkte der Geheimrath, „zeigen Sie meiner Frau diese merkwürdige Seitentreppe, liebes Kind, sie wird sie gewiß gern einmal betreten, da ich so oft mit ihr davon gesprochen habe. Wir kommen auf dem ordnungsmäßigen Umwege durch die Hausthüre nach, nicht wahr, mein Lieber?“

Inzwischen wollen wir uns hier noch ein wenig in der Vergangenheit umsehen, und wenn es Ihnen recht ist, auch in Ihrer Zukunft. Mir ist da unterwegs noch Einiges eingefallen, was Ihnen vielleicht passen könnte, und meiner Erfahrung nach plaudert es sich auch von solchen Zukunftsplänen recht angenehm und ungestört an einem stillen Plätzchen wie hier, — ganz hinten, in der Steinzeit.“

Nachdruck verboten.

Moderne Wohnungs-Einrichtung im Wiener Kunstgewerbe-Museum.

Von Natalie Brud-Auffenberg.
Siehe die Abbildungen auf Seite 33.

In Wien pflegt man jeder neuen Modeströmung mit viel Verständnis und Eifer entgegenzukommen, und die selbständigen neuen Ideen scheinen förmlich aus dem Boden zu quellen. Trotzdem war dem Wiener Publikum infolge unbegreiflichen Niederhaltens der neuzeitlichen Strömungen in Kunst und Kunsthandwerk, durch eine Anzahl wortführender älterer Künstler und ein paar rückschrittlich gesinnter Nachhaber der Kritik die große Wahrheit verschwiegen worden, daß wieder einmal einer jener Augenblicke auf Erden gekommen war, wo das Alte überwunden werden soll, und wo neue Gedanken in neuer Form allerorts durchbrechen.

Erst dem Zwange der Nothwendigkeit, dem Drange von Außen her, wich man langsam schrittweise und stets über die Häßlichkeit und Geschmacklosigkeit des Ungewohnten jammern. Raum sind es zwei Jahre her, seit man den Modernen in den Wiener Kunst-Ausstellungen breiteren Raum giebt, und heute stehen wir vor einer entscheidenden That der neuen Direction des kaiserlichen Kunstgewerbe-Museums: einer Ausstellung von Möbeln, Geräthen und Interieurs modernsten Stils.

Der Erfolg bewies, daß diese Ausstellung eine Nothwendigkeit war. Während nun alle tonangebenden Kreise sich beeilen, die neue Strömung verstehen zu lernen und vom ersten Ausstellungstag ab die reizenden Modelle an sich zu bringen, erhebt sich gleichwohl eine Gegenströmung. Man zerrt das Schlagwort vom „englischen Stil“ hervor, kehrt sich gegen die Mode-Vorliebe für englische Art in allem und jedem und klagt über das Fallenlassen der deutschen Renaissance. Ganz begreiflich, die Leute hatten, spät nachhinkend, sich wohl erst vor kurzem mit Renaissance-Schnitzereien eingerichtet; die Kaufleute hatten ihre Warenlager mit Vorräthen dieser Art überfüllt! Beim ersten Schritt in diese Ausstellung muß man sich aber sagen, daß man hier einer neuen Welt, dem Stile des neuen Jahrhunderts entgegentritt, wie Bing in Paris in seinem Hause der „Art nouveau“ nach jahrelangen harten Kämpfen zum Siege verhalf, wie die Ausstellung im Münchener Glaspalast ihn bringt, und wie die Künstler in aller Welt ihn gleichzeitig und gleichartig erriethen. Hier ist kein Schwanken und Ringen nach neuen Ausdrucksweisen mehr, sondern ein wirklicher Stil, in dem die freie, geschwungene Linienführung und die kühne Zusammenstellung der Farbe vorwiegt, und das Anlehnen an Vorbilder eines bestimmten Zeitalters vermieden wird.

Man sondert das Aneinander der einzelnen Räume nicht mehr streng nach Stilarten; ja jene Interieurs, wo man das Verschiedenste, das gerade einen hübschen Zusammenklang ergab, mit Geschmack angeordnet hat, machen erst recht einen besonders wohligen, von der gewohnten steifen Decorations-Schablone rühmenswerth abweichenden Eindruck: Von einem blumig stilisirten, in grobhartigen Linien verschlungenen Tapetengrund des berühmten Engländers Morris hebt sich eine flachgeschnittene altitaliener Wandtafel mit Trinktisch und Wirtchen holländischen Messing-Platens ab; daneben steht ein unregelmäßig eingetheiltes, altchinesisches Buffet aus dunkeln, halbgehobeltem Holz, es zeigt seltsam bäuerliche Eisenbeschläge, deren leichter Kupferbelag wie Rost schimmert, und eine verglaste Abtheilung daran sieht aus, wie von allerlei dicken Glascherben und Flaschenböden mit Blei zusammengestellt, aber doch ausdrucksvoll gemustert, — ein Prachtstück. Im selben Gemach stehen noch ein paar steif-hochtechnische Stühle, die aber äußerst bequem sind.

Man sprach spöttisch von einem Hühnerstiegen-Stil und von Kunstmöbeln aus alten Kisten, von schlechtem, durch bunten Delanstrich verdecktem Holz, schalt über den Mangel an geräumigen Schränken bei der englischen Einrichtung, der sich freilich durch die in den englischen Cottages befindlichen Wand-schränke erklärt, aber bei unseren Verhältnissen nicht am Platze ist: man schalt über die japanisirende Art, die alle Muster in Flächenzeichnung und Contouren ohne Perspective und Modellirung über einander schiebt. Unser an die ornamentale Füllung auch der kleinsten Flächen gewöhntes Auge empfindet befremdend die strenge Bornehmtheit der glattpolirten Mahagoni-Möbel, die man dem alten Gerümpel beizuzählen gewohnt war. Und doch, — welche Wohlthat für die Hausfrau, die, als Sklavin ihrer geschnittenen Einrichtung, jeden freien Augenblick mit dem Staub-pinsel hinter der Arbeit ihrer Nägele hantiren mußte!

Das Möblement ist nun zierlicher, leichter und freier; das höfliche Mißverhältniß der riesenhafte Prunkmöbel aus den italienischen Fürsten-Palästen mit den schmalen Ecken der jetzigen, vielthürigen Wohnzimmer verschwindet endlich, und man bringt für vielerlei Bedürfnisse Nothwendiges, wie es das bürgerliche und das tägliche Leben erfordert, wieder in einen Raum zusammen. Bisher mußte man neben seinen silbergedrehten Prunkträumen immer noch einige Wohnzimmer haben, und bei Benutzung sahen jene Staatszimmer immer gleich gottderbärmlich anachronistisch aus. Die neue Art hat entschieden für sich: Praktischere Brauchbarkeit, leichtes Einordnen und Unterbringen, und im Ensemble die Wohllichkeit, die uns an dem während eines langen Lebens zufällig zusammengetragenen Mobiliar alter Leute und alter Landhäuser so ungemein entzückt, die Möglichkeit, die verschiedensten Gruppen und Winkelchen nach Laune anzuordnen, die Zimmer durch das Bewohnen nicht derangirt, sondern nur traulicher erscheinen zu lassen.

Diese Richtungsnahme modernster Kunst zur Trau- und Gedankenwelt ist es aber, die ihr die Fähigkeit giebt, mehr als seit langer Zeit wieder decorative Verwendung zu finden. Es ist die neueste Phase, daß die auf Exklusivität haltenden Kreise nicht mehr den Decorateur, sondern einen Maler oder

Bildhauer mit ihrer Wohnungs-Einrichtung beauftragen, beziehungsweise einzelne Einrichtungsstücke von der ureigenen Factur dieses oder jenes Künstlers zu erwerben trachten. Das heißt kurzweg, dasjenige, was wir Frauen seit Jahren als häusliche Kunst getrieben haben, und was uns als das für andere unnachahmliche Cachet persönlichsten Schaffens in unbeschreiblich erfreute, ist heute die würdige Beschäftigung der Künstler von Bedeutung eines Chéret oder Grassat in Paris, Berlesch und Edmann in Deutschland, von Heinrich Kestler, Engelhart und anderen in Wien, und man mußte diesem neuen Streben, wie schon erwähnt, auch im Münchener Glaspalast Raum geben, so wie auf anderen Ausstellungen neuesten Datums wo die originellen Möbel von Künstlerhand das Einerlei der Bilderwände interessant beleben.

Jedenfalls garantiert gerade diese Bestrebung unserer Zeit eine dauernde Bedeutung in der künftigen Kunstgeschichte und zielbewußter als heute ist wohl noch niemals vorgegangen worden. Deutsche Kunst wird dabei diesmal einen bedeutenden Einfluß ausüben, das fühlen die deutschen Künstler, und es geht eine mächtige Bewegung durch ihre junge Schaar. Das Schlagwort von der „angewandten Kunst“ ist auf fruchtbaren Boden gefallen; allerorts tauchen kunstgewerbliche Zeitschriften in der Art des berühmten „The Studio“ auf; ja ein solches neues Fachblatt ladet zum Wettbewerbe für Tapetenmuster, Placate, Teppich-Designs, Stimmöbel, Majolica-Lampen, Buch-Einbände u. s. w. ein und setzt für die besten Entwürfe hohe Preise aus.

Nach welcher Richtung hin die Entwürfe gehalten sein sollen, sagt gut symbolisirend das Titelblatt jener Zeitung: Ein lächelnd wuchernder Busch langstengliger persischer Cyclamen, diese bezeichnend modernsten Blumenform, erhebt sich, augenfällig stilisirt, von einem antiken Säulen-Capital mit Akanthus-Blättern, auf dem blinzelnd und verschlafen ein Paar weiße alte Eulen sitzen, sichtbar indignirt über einen um sie herum summenden Bienenschwarm, — die jungen Stürmer und Dränger von heute.

Der bedeutendste Theil der Kunstgewerbe-Museum-Ausstellung ist in diesem Sinne und wohl auch in der Eintheillichkeit und Neuheit der glänzenden Gesamtwirkung das sogenannte „Kestler-Zimmer“. Von diesem Räume werden wir in unferem nächsten Hefte eine eingehende Beschreibung und eine Abbildung veröffentlichen.

„Der neue Werthe schafft, zerbricht die Tafeln der alten Werthe, darum wird der Schaffende gehaßt,“ — sagt Nietzsche Zarathustra. Darum das Sträuben der Alten, die einsehen, daß sie nun umlernen sollten, nicht mehr unlernen können und sich überlebt haben, das Sträuben der Besessenen, deren Besitz durch das hereinbrechende Neue in die aller schlimmste Position der halbvergangenen Zeit zurückgedrängt und damit entwertet werden soll, darum das zurückhaltende Staunen selbst der neuesten und fortschrittlich Gesinnten, welche die neue Welt nicht so rasch klar zu sehen vermögen, als sie diese gern faßen möchten.

Und eben darum ist es eine erlösende That, wenn man diesen bisherigen Alleinbesitz der Wissenden ins hellste Tageslicht rückt; das hat für Wien eben der „neue Kurs“ des Kunstgewerbe-Museum-Direction gethan.

Aber es geschieht noch mehr. Das Museum bildet geschickte kleine Handwerker heran, indem es Copien werthvoller Originale von ihnen herstellen läßt, die Ausführung überwacht und ihnen einlaufende Aufträge zuweist. Es errichtet in entlegenen, armen Gegenden Schulen und Genossenschaften, so zu Cortina im Ampezzothal, wo ausgezeichnete Holz-Intarsien, und zu Bleiberg in Kärnten, wo bewundernswürdige Holz- und Nahrungsschnitzereien nach Museum-Zeichnungen gefertigt werden. Das Museum hält auch Umschau nach Schätzen aus alter Zeit, die sich der modernen Zeit anpassen lassen, ja es ist sogar bereit, Interessenten bei Einrichtung ihrer Wohnung mit Rath und That zur Seite zu stehen. Den Künstlern kommen eine Anzahl österreichischer Cavaliere, wie Fürst Johann Liechtenstein, Graf Bathiany und Markgraf Pallavicini entgegen, indem sie ihre kostbaren Altwiener Möbel zum Kunststudium zur Verfügung stellen. Schließlich möchten wir noch erwähnen, daß die von k. k. Staatsdruckerei prachtvoll hergestellte neue Monatschrift des österreichischen Museum „Kunst und Kunsthandwerk“, redigirt von A. von Scala, neuesten Anforderungen in Form und Inhalt entspricht; sie soll den steten Contact zwischen Publicum und Künstlern rege halten. So gehen wir zweifellos einer neuen, glanzvollen Aera im Wiener Kunstgewerbe entgegen, das aus einem kurzen Winterschlaf gewedt zu haben, dem neuen Museum-Director gründlich gelungen ist.

Nachdruck verboten.

Wohlerzogenheit.

Eine Plauderei von P. G. Heims.

Wie der junge Parisian in seiner köstlichen „Lumbheit“ sich auf den Weg macht, um aus dem heimischen Walde in die weite, weite Welt hinauszuziehen, da wird ihm das ernsthafteste Wort mit auf den Weg gegeben, er soll nicht fragen, noch Wissens-Sorge tragen; ein Rathschlag, der ihm scheinbar verhängnißvoll wird, als ihm im gegebenen Augenblick die gebotene Frage verliert. Die Unfähigkeit nahe weihen und geschwägigen Ausfragens der Nebenmenschen ist in dem Verbot auf schöne Weise ausgedrückt; und mehr als eines unserer modernen jungen Herren — und jungen Mädchen, — könnte es beängstigt jeden Morgen aufs neue eingeschärft werden. — Es ist ja etwas Schönes um einen rechten, lebhaften Wissenstrieb, der sich in die rechten Formen zu finden weiß; und das Wort behält immer recht: „Alles kann ich vertragen besser, als stumpe Menschen und stumpe Messer.“ Aber ebenso wie ein leichter Schwäger eine fürchterliche Erscheinung ist, vor dem auszureihen keinem als Feigheit ausgelegt werden kann, ebenso ist ein „Frager“ eine wenig sympathische Gestalt. Es giebt ja Leute, die eine geradezu gräßliche Ausdauer darin haben, ihre Nebenmenschen mit ihrer „Theilnahme“ bis aufs Blut zu quälen. Denn „Neugierde“ ist das auf seinen Fall! Dagegen würden sie sich heftig verwahren, wie jener sagte: „Ich bin nicht neugierig, aber ich mag gern alles wissen.“ Und besonders das, was den Fragenden durchaus nichts angeht. Diese unglückliche und menschenquälerische Reigung entwickelt sich meistens schon in der Kinderstube, jener

Pflanzbeet für alles Gute und Böse, alles Schädliche und Unschädliche im Menschen. Es giebt ja Kinder, die einen rein toll machen können mit ihren Fragen. Wenn ein kleines Mädchen fragt: „Mama, hast Du schon einen Walfisch auf dem Nest gefischt?“ dann mag ihm das hingehen als irgend- wie oder wo angeregter Wissensdrang; aber es entspringt dem jungen Gehege der Zähne doch oft Fragen, die keinen anderen vernünftigen oder unvernünftigen Zweck haben, als den Gefragten zu fortwährendem Antworten in Athem zu halten, sodas den Zuhörer schon ein leiser Schauer beschleicht, wenn das Kind den Mund aufthut: „Papa“, — oder „Mama“: — sie wissen bestimmt, nun kommt etwas Dummes. Eine unvernünftige Mama wird das ja auch „reizen“ und „süß“ oder „himmlisch“ finden; eine vernünftige wird dem oder der Fragenden gelegentlich einen Klaps geben und sagen: „Nun bist ich mir aus, das Du still bist!“

Wenn man doch auch manchem Erwachsenen einen Klaps geben könnte um seines Fragens willen! Ich gehe im Frühling spazieren, und ein guter Bekannter begegnet mir. (Ich konnte ihm leider nicht mehr ausweichen!) „Guten Morgen! Feiner neuer Ueberzieher! Sehr hübsch! Wieviel kostet er denn?“ Wenn man da doch sagen könnte, wie jenes Radioweb in München: „Gest das Thna ebba was a?“ — Ich wandle allein, denn das thue ich gern, und um die Ecke kommt Herr So und So eilig auf mich zu: „Ausgezeichnet, das ich Sie treffe! Aber so allein? Warum ist denn Ihre Frau Gemahlin nicht mitgegangen?“ — Ich denke mir, weil sie eine Ahnung hatte, daß ich Jenen begegnen würde. Das kann ich leider nur still für mich sagen. — Ich gehe im Wald so für mich hin; da springt aus dem Gebüsch der fürchterlichsten Menschen einer auf mich zu: „Jamos, mein Verehrtester, daß ich Sie treffe; wir haben uns für heute Abend verabredet in der „Guten Quelle“; Sie schliehen Sie doch nicht aus?“ — „Bedaure sehr; ich kann nicht!“ Das heißt: ich mag nicht! „Was? Sie können nicht? Weshalb denn nicht? Was haben Sie vor?“ Und die Antwort mühte lauten: „Es ist mir immer und grundsätzlich vollständig gleichgültig, was Sie thun und treiben; ich würde es aber als besonderen Vorzug ansehen, wenn Sie ebenso über mich dächten.“ — Ich gehe mit einem Herren oder gar einer Dame; an der Ecke reichen wir einander die Hand und trennen uns. Da kommt Herr Fantopulos über die Straße herüber. „Ach, einen Augenblick! Guten Abend! Ach, sagen Sie doch mal, wer war denn das?“ Und es dürfte eigentlich zurückfragen: „Eine Dame, der es vielleicht recht unangenehm wäre, wenn sie wüßte, daß Sie zu meinen Bekannten gehören.“ — Es liegt mir ein ander Mal daran, mit meinen Gedanken allein zu sein. Da kommt mir Herr Serchblades in die Quere: „Darf ich mitgehen? Wunder-schöner Abend!“ Ja, wenn ich ihn ohne Dich gehen könnte. Und er heftet sich wie Schiller's Erinnyen an meine Sohlen. Aber vielleicht ist er auch ein wirklich gebildeter Mann und merkt, daß ich der Antworten entbehren nicht möchte, und sagt verständnisvoll blinzelnd: „Ach ja, ich verstehe; Sie möchten nicht darauf eingehen; schön; ich dränge mich nie auf! Gott bewahre, ich bin die Discretion selber! Aber im übrigen können Sie auf meine vollste Verschwiegenheit rechnen: das Grab ist die reinste Kaffeegesellschaft gegen mich! Es ist nur Theilnahme; nichts weiter!“

Ja, die liebe Theilnahme! Da mag man auch zuweilen sagen: „Gott bewahre mich vor meinen Freunden; vor meinen Feinden will ich mich schon selber hüten!“ Es ist ein Krankheitsfall über die Familie gekommen, und mit ihr kommen „theilnehmende“ Freunde. Ich liege still und friedlich so für mich hin; da klingelt's und mir graust es: „Nur einen Augenblick!“ höre ich im Vorzimmer; „sehen darf ich ihn doch mal!“ Und die theilnehmende Seele drängt sich an mein Bett und sitzt eine Stunde oder zwei davor, bis mir die Fieberhitze vor Lirieren die nur den Muth nicht! Ich habe „ganz dasselbe“ gehabt. Die Aerzte hatten mich schon aufgegeben! Und nun sehen Sie mich mal an! Eine Operation wird ganz gewiß unnötig sein; das geht so vorüber! Und wenn auch — sie operiren jetzt zu elegant; man merkt es kaum! Ja früher, ehe man mit Chloroform arbeitete, da war's einfach scheußlich. — Oder in anderer Tonart: „Seien Sie doch nur bloß vorsichtig! Man kann nie wissen, was daraus wird! Die In- fluenza ist eine ganz heimtückische Krankheit! Ich weiß Beispiele plötzlichen Todes durch Lungen Schlag“ u. s. w.; daß dem mit solcher liebenden Theilnahme Gequälten die Haare zu Berge stehen und er erschöpft in die Kissen fällt, und mit matter Stimme sagt: „Laß mir den unerträglichen Menschen bloß nicht wieder ans Bett!“ Und es war doch ein „sehr gebildeter Mann“, oder eine „sehr gebildete Frau.“

„Bildung macht frei!“ ist ja eines der Stach- und Losungs- worte unserer Zeit. „Machen Sie meine Tochter nur recht gebildet!“ sagte eine Dame zur Pensions-Vorsteherin, der sie ihre Mägdelein brachte. Mit welchem Stolz sagt solch junges Mädchen nachher: „Als ich noch in der Pension war,“ und erzählt beiläufig, es habe 3000 Mark jährlich gekostet, oder die Mutter rüht: „Ausgezeichnet! Und es kostet nur 1200 Mark!“ Aber wo die Kinderstube nicht schon vom dritten Jahr an oder früher die rechte „Pension“ gewesen und den rechten Grund zur Bildung oder sagen wir lieber zu innerlich vornehmer Lebensführung gelegt, da wird es trotzdem in manchen Fällen heißen, wie das Volk sagt: „Eine Gans flog über'n Rhein, — eine Gans kam wieder heim!“ Aber es braucht ja nicht gerade immer der Rhein zu sein. Auch andere Flüsse beanspruchten die Ehre des Uebergangs für sich. — Was ist denn die vielgerühmte „Bildung?“ Sie steht doch auf keinem Stundenplan und in keinem Prospect, und Französisch und Englisch haben an und für sich wenig mit ihr zu thun; und Chemie und Geographie von Hinter- indien noch weniger. Und man kann eine tadellose Cirkel- Verbeugung machen, und es kann trotzdem doch arg mit ihr hapern. Der reich gewordene Bäcker, der sich rühmt, auf seiner ersten „Gesellschaft“ nicht ein einziges Mal „mir“ gesagt zu haben, war gerade kein gebildeter Mann; aber er wäre es auch nicht gewesen, wenn er gleich ein tadelloses Deutsch gesprochen hätte. Auch jenes junge Mädchen war nicht gebildet oder wohlgezogen, die vom Tanz glühend ins Nebenzimmer geführt kam und sich neben Schleiermacher ungestüm aufs Sopha warf mit dem Ausruf: „Ich bin wie gefohlt!“ worauf Schleiermacher ruhig sagte: „Und doch noch so roh?“ Manchmal hängt das Erkennen des Mangels an innerer Wohlgezogenheit von schein- baren Kleinigkeiten ab. Dahin kann zum Beispiel das kleine

Wörtchen „auch“ gehören. Eine Dame erzählt verquält: „Mein Mann hat mir zu Weihnachten ein neues Kleid geschenkt!“ Und kaum ist ihr das Wort entflohen, da schallt es neben ihr: „Ja, habe auch eins bekommen!“ Oder sie berichtet abthätlos: „Meine Tochter war in A. auf dem Casino- ball eingeladen und hat viel getanzt,“ da tönt auch das Echo erregt: „meine Kathinka war auch in A. zum Ball und hat keine Tour über geessen!“ Oder sie meldet harmlos: „Wir sind zum Essen beim Präsidenten eingeladen!“ und drüber heißt es schnell: „Ach, mein Mann soll morgen auch zum Diner bei Amtsraths, aber er hat abgejagt.“ Und die Erste erzählt klagend: „Seit dem Tode ihres ältesten Sohnes ist meine Schwester sehr stark nervös afficirt,“ worauf es vom anderen Tisch her sieghaft klingelt: „Ja, das glaube ich, ich bin auch oft furchtbar affectirt; so was merkt man!“

„Wie er sich räufert und wie er spuckt, das hat ihr ihm glücklich abgequält,“ heißt es an seinem Ort; und nichts Jammer- volleres als diese unberechtigten Ansprüche der Talmibildung. Und diesen Mangel an Wohlgezogenheit dockt doch kein Geld- sack, mag er noch so groß und schwer sein, und Titel und Orden sind auch keine sichere Medicin dagegen, wo er einmal befielt. Es stand einmal vor Jahren ein sehr ausgezeichnetes kleines Gedicht in den „Fliegenden Blättern“ mit dem etwas verben Rehrreim: „Ich bin ein vollendetes Kindvieh — meine Mittel erlauben mir das!“ Man wird oft im Leben daran erinnert. Die Dame, die mir in der Pferdebahn gegenüber saß und mit einem Armband prunkte, an dem ein kleines Vermögen in Zwanzigmarkstücken strirte; der Reisende, der mit seiner Simli- Brillant-Busenadel renommirt und die amerikanische Williar- dartin, die im Theater eine edle, dem königlichen Diadem von England nachgebildete goldene Krone von riesigem Werthe trug; sie gehören alle zu einer Gesellschaft, die aber nicht zur guten, wohlgezogenen Gesellschaft gehört. Eine Frau, eine Dame kann in ihrer Garderobe sehr schwach bestellt sein, aber in ihrem Kattunkleid entzückend bescheiden und vornehm aussehen, wenn ihr zugleich etwas von jenem „inwendigen Menschen des Herzens“ anzusehen ist, und der stille Stolz einer großen, freund- lichen Seele ihr aus den Augen leuchtet; und die alte Scherz- frage behält immer ihr Recht: „Was ist in diesem Jahr das Hübschste in Sommerhüten?“ mit der Antwort: „Ein freund- liches, vornehmes Gesicht.“

Es wird mit den Stammbuchversen ein heilloser Unfug getrieben. Neulich fand ich einen z. B.: „Ich lag im Grabe und schlief, — da kam ein Engel und rief, — Emma, Du sollst auferstehen, — und zum heiligen Abendmahl gehen!“ Solcher Blödsinn liegt noch unter dem Niveau der Unerzogen- heit; besser und empfehlenswerther, das Wesen des wohl- zogenen Mädchens, die „Dame“ werden will, Spiegelnd, scheint mir jener andere:

Ein Mägdelein soll hold und fein,
Barmherzig, freundlich, geduldig sein;
Still und getreu ihrer Arbeit warten
Eine duftige Blume in Gottes Garten;

oder die Mahnung:

Hüt' Deine Lippen zu jeglicher Frist!
Das Beste an Dir verloren ist,
Mußt Du auch alle Pfützen patfschen
Und seelenlos mit den anderen Matschen.

Hüt' Deine Zunge zu jeglicher Frist!
Nur die ein wonniges Mägdelein ist,
Von deren Lippen gleich Perl' und Korallen,
Worte der Huld und des Friedens fallen!

Die wird, ob Pfarrerstöchterlein oder Oelsträulein „auf stolzem, hohem Schlosse“ immer als ein wohlgezogenes junges Mädchen ihren Weg machen und alle Herzen in Sturm nehmen, und ein weiblicher, jungfräulicher Parfissal, vornehm und schweigend in die weite, weite Welt ziehen, wissend, was es bedeutet: „Nicht sollst Du fragen, noch Wissens Sorge tragen.“ Es giebt eine seltsame Unschuld, die fragt nicht; die weiß alles. An die wagt sich kein Strolch und kein Wurm. Und diese harmlose Unschuld, die ist in der Kinderstube in die Seele gepflanzt. Nirgend anders.

Rachdruck verboten.

Bräutwerbung.

Skizze aus Tirol von Karl Wolf.



in Kreuzkopf ist er schon gar aus, der Lind- hofer Hans, klagte der Gruberbauer, als er, versteckt hinter dem großen Küchenschrank, bei einer mächtigen Schale Kaffee koste und das halbhartes Bauernbrot in der Flüssigkeit auf- weichte. So öffentlich Kaffee zu trinken, würde sich für einen Bergbauern nicht schiden. Aber schon gar aus nicht. „Ein Kreuzkopf ist er! Untere Anna ist ein Diandl, nit viel laufen herum im Thal, frisch wie a Bergquell' und munter wie's Böggerl im Strauch.“

Frei! Frei! stimmte die Bäuerin dem Manne zu. „Ein harter Mensch ist's und nit schreckig, wenn er Passions halber a mal auf's Wildern geht. Und an Kirchtag ist er a nie ausgewich'n, der Hans. Ist er a mal g'schmitza worden, wenn's rauhet hergangen ist?“

„Alle gleich sein thut's, es Weiberleut,“ sagte der Bauer völlig unwirsch. „Bei an Quabm seht's lei, wie er ausschaut, wie er geht, wie er steht, ob er Schneid hat, aber wie schwarz er ist, a kein Frag nach der Wichtigkeit! Wie viel Stück Vieh hast zählt gestern, wie's vom Lindhof zur Tränk trieben haben? Einunddreißig! Und sechs Schwein rechn i, und sicher fünfzig Schaf und Geisn im Berg. Siehst Alte, so was ist a schön's Aussehn bei an jungen Menschen. Ob nachher sein Haar glatt, oder gschneegelt ist, ob er lang oder kurz, fett oder mager, jelt ist ein Sach!“

„Hast nit unrecht,“ pflichtete die Bäuerin bei, „aber wenn's gute Aussehn von an Quabm sammt'n Wohlstand da ist, so ist's haltern kein Schaden, vermein i.“

„Ist nit dran anzusehen,“ pflichtete der Bauer bei, „aber wenn i lei wüßt, ob den Quabm unsere Anna mag.“

In diesem Augenblick wurde die Küchentüre aufgerissen, und herein trat mit hochrothen Wangen von zorniger Auf- regung und mit fliegenden Böpfen des Gruberbauern Anna. „In der Sach könnt's Euch jeden Weg und jede Red er-

sparen,“ sprudelte sie förmlich heraus. „Der Lindhofer Hans? Ja, der thät der Rechte sein für mi. Der tappete Bua bringt ja sein Maul nit auf, wenn er einem heim begleitet nach'n Kirchn am Sonntag. A halbete Stunde geht der Weg durch'n Wald, und schön ist's, daß einem 's Herz aufgeht vor Freud'n. Ja wol 's Herz aufgehn! Der Schuster könnt dem's Maul zugenäht haben, so stumm rennt er neben eim her! Neuli bat mi der Kramer Luis um d' Mitten guunnen und hat glagt, a saubers Diandl thät i sein. Na ja, der Kramer Luis hat halt Augn im Kopf! Und was thut der Tapp? Davon grennt ist er! Na na, mit so an Quabm thut's mi nit Ruh lassen! Verstanden!“

Hinaus war sie, und die Thüre trachte hinter ihr zu, daß drei Kaffeeschalen aus den Schüsselrahmen an der Wand zu Boden gefallen wären, hätte die Mutter nicht zur rechten Zeit zugegriffen.

In aller Gemüthlichkeit trank der Vater seinen Kaffee aus, wachte sich mit dem Rücken der Hand den bärtigen Mund und schmunzelte die Mutter an. „Ist schon der Rechte für die Anna, der Lindhofer Hans? Da kenn i mi aus! Welt, Alte, grad so ist's mir a amal gangen, vor viel Jahr?“

„Geh, Du narrischer Mensch,“ schmolzte die Bäuerin und schob den Vater zur Thüre hinaus.

Am nächsten Sonntag stand wirklich wieder der Lindhofer Hans an der Friedhofsmauer, und er, der stattliche Bursche, bemerkte gar nicht, wie ihm manches Diandl freundlich zu- lächelte. Seine Augen suchten nur eine, die Gruber Anna.

Heimlich, aber ganz heimlich hatte das Diandl auch schon ausgepäht, ob ihr stummer Verehrer da sei. Ein glückliches Lächeln flog über ihr Gesicht, als sie den Burschen bemerkte, und das fröhliche Ding, sofort nahm sie sich vor, ihren Anbeter zu foppen.

„Ja, da schau, döös ist ja ganz aus der Weiß,“ sagte erstaunt der Kramer Luis, als die schöne Anna ihr Niedersträußel plötzlich neben der Hahnenseder auf seinem Hut bestiegte. „Geh, sei still,“ lachte das übermüthige Mädchen, „Dir ist's ja nit vermeint, döös weißt ja. I möcht ja lei a mal den Klop da drenten zum Reden bringen. Wart, den werd i eifer- sichtig machen!“ lachte sie und zog den Luis mit sich fort.

„Sei so gut,“ wehrte sich dieser und warf einen scheuen Blick auf den ihnen folgenden Hans zurück.

„Mir sein sonst gut gfreundet, aber an Haus'n Schläg von Hans möcht i nit.“

„Aber etwas anders hab i für Di, Anna. Beim Wirt hab i die Abred gehört, heut Nachmittag bekunnt's an Quab.“ „Was D' nit sagst,“ entgegnete das Diandl verwundert, ja wem denn?“

„Den Martljörg und sein Quabm, den Christi. Blumen- stränkln werden sie ausbunden haben, — kennst Di aus?“ „Jesess der Martljörg und sein Christi,“ lachte das Mädchen hell auf, „der Martljörg will für sein Sohn um mi anfragen?“ Pöblich aber wurde das Mädchen ernst und verabschiedete sich schnell vom Kramer Luis.

Nachdenklich stieg sie den Waldpfad hinan, und bald war auch der Hans an ihrer Seite.

Stumm schritten sie beide den Pfad hinauf, und als sich das Mädchen vor Ungeduld schier nimmer halten konnte und tief aufseufzte, sagte der Bursche gelassen: „Schon frei warm ist's heit, schon hößlich warm.“ Dann zog er seine Zoppe aus und hing sie über die Schultern.

Am oberen Rande des Waldes, wo wieder die Wiesen und Felder beginnen, theilt sich der Weg. Zum Lindhof führt der eine hinauf, der andere quer zum Gruberbauern.

Bedächtlich stieg Hans über den Zaun, welcher einen so- genannten Uebersteig hatte, um das im Freien weidende Vieh einzusperrern, dann reichte er dem Diandl die Hand herüber zum Abschiede. „Allemal freuen thut's mi, wenn i mit Dir den Waldweg da heraufgehn kann. Mit kein andern Diandl thät's mi so freuen.“

Lange hielt Anna die Hand des Burschen und schaute ihm gar lieb und treuherzig in die Augen.

„Und sonst hast mir gar nit zu sagen?“ Als hätte er einen trockenen Hals, so schluckte er einige Male und wurde feuerroth dabei. „A mal nit,“ wirgte er heraus.

Unwillig wendete sich das Diandl ab, und im Fortgehen noch rief sie zurück: „Geh, kumm heut Nachmittag zu uns, so um a zweit!“

Der Martljörg war ein recht angesehenener Bauer. „Auf der Endb“ nannte man seinen Hof, welcher schon ein bißchen weltverlassen in einem Seitenthale lag, inmitten ausgedehnter Wiesen und Weidefläcken.

Wie es den Leuten auf so einsamen Plätzen schon oft er- geht, menschenscheu werden sie, und im Dorfleben an Sonn- tagen, mitten unter den vielen Leuten, fühlen sie sich unbehaglich und fremd. So war es auch mit dem jungen Sohn des Martljörg gekommen. In der Schule schon wurde er gehänselt von seinen Kameraden, und je mehr er heranwuchs, desto scheuer wurde sein Wesen. Wochenlang hatten ihn seine Eltern bearbeiten müssen, und endlich legte sich gar der Parrer ins Mittel, bis der junge, stämmige Bursche seine Einwilligung gab, daß man sich umhah unter den Diandlen des Thales als Jungbäuerin auf dem Hofe.

„Die Gruber Anna,“ sagte eines Tages der Martljörg zu seinem Sohne, „die Gruber Anna, dieselb taugt für Di.“ Auf das Mädchen aufmerksam gemacht, begann er, der Anna auf allen Wegen und Stegen nachzuspüren, aber mit derselben Vorsicht, wie vielleicht der Jäger einem Murrelthier.

Das Diandl anzuspüren, hatte er nicht den Muth. Er war nun sehr häufig abwesend vom Hause, und wurde er befragt, wo er sich denn herumtreibe, gab er trocken zur Antwort: „Wei, wo werd i denn sein? Auf B'Schau ausgehn thu i halt!“

So vergingen Wochen, und der Bursche verliebte sich ernst- lich in die hübsche Anna. Endlich wurde aber der Vater doch ungeduldig, und auf scharfes Befragen gestand der Sohn, daß er mit der Auserwählten seines Herzens noch kein Wort ge- sprochen habe. Da machte der Vater kurzen Prozeß. „Am Sonntag,“ sagte er, „am Sonntag gehn wir Kirchn und essen beim Wirt z' Mittag. An Nagerbuschn (Nestentrauß) steckst Dir auf'n Hut und nachher trinkst um ein — zwei Krüz Wein mehrer, daß D' a Schneid bekunnt. Nachmittag gehn wir zum Gruber und machen die Anfrag, wie's schidlich ist und taugt. Selb müßt mit'n Teufl zugehn, wenn der Martljörgn Sohn dem Gruberbauer nit angenehm sein thät!“

Jetzt war die Liebe wie ausgeblasen aus dem Herzen des jungen Burjchen, und dafür zog die Furcht ein und die Angst. Er konnte sich die Geschichte gar nicht vorstellen, wie das sein würde, mit einem Weibe an der Seite. Aber er fand keinen Ausweg, der Sonntag brach an, die Mutter band dem Vater und Sohn jedem einen mächtigen „Nagerbusch“ auf die Hüfte als Zeichen, daß die Zwei auf Brautwerbung auszuziehen, und das Geschick nahm seinen Lauf.

Auf dem Gruberhofs war es, wie an Sonntagen immer. Die Ehehalten (Dienstboten) verzogen sich nach dem Tischgebet nach allen Seiten hin, die schöne Anna räumte den Tisch ab, nur zeigte sie heute eine gewisse Unruhe, die Mutter saß am kleinen Fenster der Stube und las aus der heiligen Legende,

Der Martljörg begann nun, wie es in Tirol bei solchen Anlässen üblich ist, seinen Spruch.

„Wohlebramer Gruberbauer und ehrsame Mutter! Aldann brauch i ja nit viel herum zuredn, wenn i zu Ent kumm und an Nagerbusch auf'n Hut hab.“

Die alten Leut müssen den Jungen Platz machen, selb ist schon von Alters her so eingricht. Und das Ausweichen werd den alten Leuten ja leicht, wenn a Hoamet da ist, mit volle Wäschschrein, a tüchtige Milch und Butterkanne, a Stall voll Vieh und a Stadl voller Futter. Jrgend a Winkert werd a sein im Haus, wo a Briestisch stekt mit'n nöthign Geld, bis die jungen Leut 's erste Vieh verhandeln können.“

Jetzt wendete sich der Martljörg gegen die Anna, und sein Sohn tuckte sich hinter ihm noch mehr zusammen.

Die Mehrzahl der Kunstwerke wurde von dessen Mitgliedern eingeleistet. Aber auch einige fremde, ausländische Künstlerinnen waren vom Vorstande zur Beteiligung daran eingeladen und sind dieser Einladung bereitwilligst gefolgt. Der Verein war bei seiner Gründung das Recht zugestanden worden im Februar jedes zweiten Jahres jene drei Räume des Akademie-Gebäudes, den durch Oberlicht erhellenen Uhrsaal, den Corridor an der östlichen Hälfte, der den Linden zugesehene Front, und den diesem parallelen, nur durch eine Wand von ihm getrennten, sogenannten langen Saal, der durch hoch angebrachte halbrunde Fenster in seiner Nordwand sehr gut beleuchtet wird, für eine solche Ausstellung in Anspruch zu nehmen. Was man vor manchen Jahren auf den ersten Vereins-Ausstellungen zu sehen bekam, war überwiegend von recht dilettantischer Art und hat vielfach den Spott herausgefordert. Dies Schicksal ist den Bestrebungen des weiblichen Geschlechtes, seine Fähigkeit zur geistigen Production zu beweisen und zu betätigen, anfangs auf jedem künstlerischen und wissenschaftlichen Gebiet widerfahren. Aber es hat die tapferen Frauen und Mädchen nicht entmutigt und nicht abgelenkt, nach den selbstgesteckten hohen Zielen weiter zu ringen. In jenem Verein haben sich die Berliner Künstlerinnen eine Organisation, durch das Zusammenschließen der vereinzelt Kräfte eine Macht geschaffen, durch die jene Bestrebungen wirksam gefördert worden sind. In dem von dem Verein gegründeten Kunstschule, in welcher auch ausgezeichnete männliche Künstler als Lehrer mitwirken, ist den Schülerinnen Gelegenheit geboten, sich alles anzueignen, was in der Kunst gelehrt und gelernt werden kann. Immer zahlreichere junge Mädchen haben von dieser Gelegenheit Gebrauch gemacht und durch eine künstlerische Ausbildung erworben, die ihnen das nötige Selbstvertrauen gab, um ohne Scheu und Befangenheit auf den Schauplatz hinaus zu treten. Nambah Künstlerinnen von bereits gereiftem Talent, aus der Fremde wie aus anderen deutschen Städten, haben sich nach Berlin gewendet, sind hier dem Verein beigetreten und haben durch ihre Leistungen in hohem Grade anspornend auf seine Mitglieder und den jüngeren Nachwuchs gewirkt. Glücklich Talente haben sich entwickelt, haben ihre höhere Ausbildung auch in anderen Centren des Kunstlebens, besonders in Paris, gesucht und gefunden. Die Kunstjüngerinnen haben ihre Studien mit wachsendem Ernst zu betreiben begonnen, die anfängliche, auf veralteten traditionellen Vorurtheilen beruhende Scheu vor dem gründlichen Studium, den Zeichnen und Malen des nackten menschlichen Körpers endlich überwunden.

Die erfreulichen Folgen sind nicht ausgeblieben. Das Gesamt-Niveau der Leistungen unserer Künstlerinnen hat sich gewaltig gehoben. Die diesjährige Ausstellung des Vereins giebt ein glänzendes Zeugnis dafür. Das Beste Meisterliche freilich, was unsere Malerinnen vielleicht zu einer einzigen Ausnahme hervorbringen, liegt auch dem noch immer auf den Gebieten der Bildniß-, Landschafts- und Stillleben-Malerei. Jene einzige Ausnahme ist Frau Bagza-Wagner. Sie schafft Außerordentliches auch in großartigen, bedeutsamen Compositionen und nimmt es im Verständnis und in der einfach natürlichen, wie der stiliserten Darstellung der menschlichen Gestalten auch mit hervorragenden männlichen Meistern auf; d. h. in der gezeichneten und der auf Kupfer radirten, bzw. lithographirten Darstellung. Von dieser Künstlerin gemalte farbige Bilder sind bisher kaum bekannt geworden. Die Besuche anderer deutscher Kolleginnen, die den Spuren der modernen Symbolisten, oder der Impressionisten und „Arme-Leute-Maler“ folgen, ihre phantastischen Traumbilder in „bauenden Gestalten“ zu befestigen, haben meist zu ziemlich unglücklichen und wenig erfreulichen Resultaten geführt.

Zweiundachtzig Künstlerinnen haben die Ausstellung mit im Ganzen 291 Kunstwerken besetzt. Die Mehrzahl der Ausstellerinnen bilden die Deutschen, und unter ihnen wieder die Berlinerinnen, wir nennen u. A.: Dora Hitz; Ernestine Schulze-Naumburg; Luise Vegas-Parmentier; Hildegard Lehner; Wilma Parlaghy und Sophie Koner. Aber auch ausgezeichnete fremde Malerinnen, wie Mad. d'Anethan, die viel genannte jung verstorbene geniale Baskirtjeff, Maria Luisa de la Riva-Muñoz in Paris, die Berta Wegmann in Kopenhagen, Maria de Bièvre, Henriette Konner, Marie Destrée-Danje und Juliette Wyttsmann in Belgien, Therese Schwarze, Sophie Janßen-Groth in Holland haben Gemälde eingeschickt. Frau Cadwallader-Guid, Helene Luitmann, Gräfin Kalkstein und Anna v. Kahl sind die einzigen Bildhauerinnen, die sich betheiligen haben.

Mit der Ausstellung der 291 selbständigen Kunstwerke ist die der Studien von Schülerinnen aller Klassen der Zeichen- und Malerschule des Vereins verbunden.

Wenn die diesjährige Ausstellung ärmer an wichtigen und ganz dilettantischen Werken, und reicher an gediegenen und rühmlichen Arbeiten ist, als jede frühere, so ist sie zugleich auch vor ihnen allen durch die höchst würdige Inszenierung und vornehm gefällige Ausstattung der Räume vor allen ihren Vorgängerinnen ausgezeichnet. Mit einem prächtigen Blumenkor sind die Treppen-Wangen des Vorraumes der Säle, mit langen Gehängen aus Lorbeerzweig-Gewinden die Wände des Stiegenflurs geziert, die inneren Türen damit eingefasst und bekrönt. Eine riesige Fächer-Palme im ersten Saal auf mächtigem, hohem Sockel und Lorbeerbäume, alles aus den Treibhäusern der großmüthigen Gönnerin des Vereins, Frau von Stemen, dienen den Räumen zum schönen Schmuck. Die Wände sind theils mit stumpfrothen, theils mit gelblich grünen, theils mit goldfarbigen Stoffen bespannt. In dazu passenden Tönen gehalten, von verschiedenen Künstlerinnen geschmackvoll mit Ornamenten bemalte Paneele bilden die Wandfelder. In einem Kabinet, das von Maria Kirschner eingerichtet ist, schmücken den unteren Theil der Wandbelleidung von dieser Meisterin kunstvoll gestickte, aufsteigende stilisirte Lilien-Stengel und Blüthen (siehe unsere Abbildung). Der Eröffnung der Ausstellung ging am 31. Januar eine Vorbesichtigung durch die beiden Kaiserinnen, unsere Prinzessinnen und ein eingeladenes Publicum von Künstlern, Kunstfreundinnen und Kunstfreunden voraus. Schon an diesem Tage trug der Verein einen schönen Triumph davon, und er war ein wohlverdienter. Die betheiligten Künstlerinnen können mit berechtigter Gemüthung sagen: „Sie sehen, was wir können!“



Kabinet aus der Ausstellung des Vereins der Künstlerinnen in Berlin.

während der Bauer mit steifen Fingern und laut aufschreiender Gansfeder allerlei Notizen in seinen Kalender schrieb.

Nach einer Weile kam der Lindhofer Hans, tupfte mit dem Goldfinger in das Weihbrunnen-Krüglein an der Thüre und grüßte: „Gutn Nachmittag thät i halt wünschen!“

„A so viel,“ entgegnete der Bauer, ohne sich stören zu lassen, die Mutter blickte des Besuches wegen nicht einmal von ihrem Buche auf.

„Grüß Gott a, Anna,“ sagte nun Hans zum vor Bergnügen schmunzelnden Diandl. „Grüß Gott a! Soll i leicht mit den Zithern oans aufspielen?“

„D freilt kannst selb,“ sagte Anna und langte das kleine Instrument von der Wand. Hans nahm auf der Ofenbank Platz, legte die Zithre auf die Knie und begann zu spielen. Das konnte er besser als reden. Man glaubt gar nicht, wie die einfachen, schlichten Weisen dieser Bergzithern zum Herzen dringen. Anna legte ihre gefalteten Hände auf die Schulter des spielenden Burjchen, und leise, ganz leise begann sie der Melodie zu folgen.

„A kloans brennets Herzl,
Hätt i zu verchenk'n,
Der Bua, dem's vermoant ist,
Thut gar nit d'rau denken!“

„Du herzfines Büabertl,
Hab' mi a weng liab,
Sunst werd'n meine Keugeteln
Vom Boanen lei trüab!“

Dem Hans wurde ordentlich warm ums Herz. Jetzt fühlte er, wie unendlich lieb ihm das Diandl war, o, so lieb! Anna lehnte sich fest an seine Schulter und sang mit bebender Stimme:

„Rei herzliaber Schatz, schau,
I darf's ja nit sagen,
Um d' Liab muß ja der Bua
Das Diandertl fragn!“

Da krallten sich Hansens Finger in die Saiten, daß es klirrte, aber er brachte kein Wort hervor, ja er wagte nicht einmal, der Anna in die Augen zu schauen, denn da hätte sie ja seine Gefühle herauslesen können.

In diesem Augenblick ging die Thüre auf, der Martljörg und hinter ihm sein Sohn, bleich, als würde er zur Nichtstätte geführt, traten ein. Fromm nahmen sie Weihbrunnen, und der Vater pflanzte sich mitten in der Stube auf. Anna septe sich zur Mutter am Fenster, der Gruberbauer legte, verwundert über den Besuch, die Feder fort und stand auf. Hans aber blieb wie angenagelt sitzen und starrte auf den Besuch. Das war ja ein Hochzeitsbitter! Wie ein Messerstück ging es ihm durchs Herz.

„Zweitens werd das Playmachen leicht, wenn so a lebfrisches, herziges Diandl mit Grüaberln im Sinn und in d' Wangen als Bäurin einrudn soll. Sie bringt nit lei zwei arbeitame Händ, an Kopf voll Sparfamkeit, sondern a Herz voller Liab mit ins Haus!“

Hans starrte tief erschrocken auf die Anna, und da schien es ihm, als winkte sie ermunternd zu.

Plötzlich stand Hans zum höchsten Staunen aller Anwesenden mitten in der Stube.

„Ja, so ist's, wie der Better da, der Martljörg sagt. Und weil i so a Anred in mein Lebtag nie zusammenbracht hätt, hab i ihm bittet, für mi den Anhalt zu machen um d' Anna, wenn's Ent recht sein thät, Gruberleut.“

Zubehnd stog ihm Anna an den Hals, Vater und Mutter konnten sich vor Staunen nicht fassen, und der Brautwerber brachte nichts heraus, als ein kräftiges: „Kreuz Teuf!“

Sein Sohn hatte Geistesgegenwart genug, der riß sich heimlich den Strauß vom Hute und steckte ihn in die Tasche.

Der Alte hatte dieses Manöver bemerkt, und das brachte ihn auch wieder in das Gleichgewicht.

„Alsdann,“ sagte er, seinen Zorn und Grimm verbeißend, „freut's mi, daß die Sach so schön in Ordnung kummt. Halt'n nur gleim Anna, dös ist a tüggischer Kerl, der verdient's, wenn er a bissele gmartert werd.“

„I werd mir's merken,“ lachte Anna, überglücklich auf über den gelungenen Streich.

Während die Bauersleute miteinander verhandelten und sprachen, näherte sich etwas befangen Hans seinem Nebenbuhler.

„Wenn's austrausn willst die Sach,“ machte er seinen Vorschlag, „am nächsten Sonntag, wie früh und wo d' willst.“

„Bist narrisch,“ flüsterte dieser zurück.

„Bergelt's Gott, sag ich Dir, im Himmel auf! I hat Angst und Sorg gnuua ausgestanden! Zu Todt froh bin i, daß 's so ausgangen ist!“

So kam der junge Lindhofer zu seinem Weiblein.

Rachdruck verboten.

Die Ausstellung des Vereins der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen in Berlin.

Von Ludwig Pietsch.

In den drei, für solche Zwecke bestimmten Räumen im ersten Geschoß des Gebäudes der Berliner Kunst-Akademie unter den Linden ist am 1. Februar eine Ausstellung von Kunstwerken: Gemälden, Zeichnungen, Radirungen und plastischen Arbeiten eröffnet, die ausschließlich von weiblichen Urhebern geschaffen worden sind. Sie ist von dem Berliner Verein der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen veranstaltet.

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Hest 6, I.

Jährlich 24 Hefte. Preis
vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50).

Berlin und Wien, 15. März 1898.

Große Ausgabe. Preis
vierteljährlich M. 4.25 (fl. 2.35).

XXV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Thalkönigin.

Roman von Hermine Billinger.

(5. Fortsetzung.)

Es gab nur zwei Unzufriedene bei dem großen Fest zu Ehren der Stadtgäste, — Beldi und Melan. Aber während sie sich um die Wohlfahrt des Hofes sorgte, ihm bangte um den Ruf seines Weibes. Saßen

sie doch da, die Stadtlaffen, die der Doctor von Oberkirch mitgebracht hatte, und starrten es unverwandt an. Einer, den sie Baron nannten, schrie alle Augenblicke: „Charmant!“

Beldi juckte es in den Armen, und das Blut schoß ihm zu Kopf; was sein Weib that und sprach, mit nichts war er zufrieden; alles war ihm zu frei, nicht würdevoll und hochmüthig genug, wie sich's für eine Bäuerin, diesem Schmarotzervolke gegenüber, geschickt hätte.

Nun lief sie auch noch mit der ganzen Rotte durchs Haus, an jedem Arm eine Stadtdame, das Herrenvolk hinterdrein; so ging's von den Ställen auf die Bühne, in die Vorrathskammern, in die Scheunen, in jeden Winkel steckten sie die Nasen. Dann saßen sie wieder in der Stube, der Physikus nahm die Mandoline vom Nagel und hing sie Attala um den Hals; der Baron ließ sich vor ihr auf ein Knie nieder. Sie spielte und sang; der Baron hatte die Gitarre geholt und begleitete sehr geschickt. Da ging ein fröhliches Leuchten über Attala's Zügen, sie sprang auf:

„Jetzt ich hab' Musik, jetzt ich tanze, ist so lang, daß ich nicht hab' getanzt!“

Sie verließ die Stube.

„Habe ich zu viel gesagt,“ wandte sich der Physikus an die Anwesenden, „ist sie nicht wie eine Gestalt aus jener Gegend, wo einst das Paradies lag mit seinem ersten, schönen Menschenpaar? Ja, Moosbauer,“ nickte er dem jungen Mann zu, „Ihr müßt es schon zugeben, daß ein so seltenes Kleinod auch andere Augen erfreut. Schönheit ist Gemeingut.“

Attala war zurückgekommen, und alle schrien laut und erhoben sich von ihren Plätzen. Sie trug ihr Zigeunerkleid, das so leicht und lose um ihre geschmeidige Gestalt hing, an den bloßen Füßchen die schmalen rothen, spitzzulaufenden Schuhe. Stille stand sie da, wie traumverloren, zuweilen einen Accord auf der Mandoline greifend. Sie sang ein Lied, klagend und traurig vom Himalaya, wo ihre Vorfahren besiegt und in alle Welt vertrieben wurden. Plötzlich aber schwelkte ihr Lied zu einer Art Siegeshymne an, die die künftige Herrlichkeit ihres Volkes schilderte; sie warf die Laute auf den Tisch, nickte dem Gitarren-Spieler zu, und indem sie das Haupt zurückbeugte und die Augen schloß, fuhr's wie ein elektrischer Schlag durch ihren Körper. Sie richtete sich auf, schlug die Castagnetten zusammen, und das Kind des wilden Volkes führte vor den Augen der erstaunten Zuschauer einen Tanz auf, dessen Grazie und Leidenschaftlichkeit die Anwesenden in einen Taumel des Entzückens versetzte.

Nur der Hofbauer blieb kalt; mit grimmem Blick nagte er an der Unterlippe, unfähig zu begreifen, daß sein Weib sich so

vergessen konnte, daß sie sich nicht schämte, angehörs all' der Blicke, die sie verschlangen, wie eine Seiltänzerin im Kreise sich zu drehen, — sein Weib, — die Bäuerin vom Mooshof! Und fast gar in die Erde sank er, als sie plötzlich mit glühendem Antlitz und gelösten Bösen sich zierlich verneigend, eine Kußhand ihm hinwarf, — vor aller Augen.

Dann hörte er das Geschwäh beim Abschied: „Ade, Thalkönigin, — ja wahrhaft Königin, denn wir sind alle Ihre Unterthanen.“

„Ade, Wunderdoctorin, man braucht ja nur in Ihre

Augen zu sehen, um gesund zu werden. — Ja, gesund am Leib, aber krank im Herzen,“ seufzte der Baron.

Die Damen luden die Mooshofbäuerin zum nächsten Sonntag nach Eppenau ein, und freudig sagte Attala zu, wenn's ihrem Mann recht sei.

Der schwieg, und der Physikus, der ihn mit einem Blick streifte, ging mit einem besorgten: hm hm, zur Thüre hinaus.

Dann, nachdem die Gäste alle gegangen waren, brach das Ungewitter los: „Du machst mir Schand', Du machst mir Unehre,“ fuhr Beldi sein junges Weib



Bauernhaus im Schwarzwald. Nach dem Gemälde von W. Hasemann. — Siehe Seite 48.

an, „mein Hof ist kein Comödianten-Haus, — nun wird's gleich heißen im Thal: wollt ihr die Zigeuner-Herzogin tanzen sehen, ihr könnt's für umsonst haben, der Bauer schenkt den Wein dazu, — Bergkönigin, Bauerngräfin, Thalkönigin und was sonst noch! Denkst Du denn gar nicht an Deinen Mann, und was Du dem Moosshof schuldig bist? Du gehst nicht in die Bist nach Oppenau, und nie mehr will ich die bunten Fegen an Dir sehen. Ich muß Dich halt ziehen jetzt, wenn Du nicht von selbst einsehst, was für eine Bäuerin schicklich ist.“

„Hast Du nicht gesagt, daß ich darf sein, wie ich bin?“ fragte sie leise.

„Gott bewahr' mich, wenn das so fortgehen sollt', nein, die Zigeunerin muß' ablegen, wenn wir mit einander auskommen sollen. Ich schäm' mich ja grad' vor den Leuten zu Tod, wie schlauderig Du's mit der Arbeit treibst.“

„Aber Du, Du willst nicht ablegen den Bauern?“ fragte sie mit zitternder Stimme.

„Den Bauern? Soll ich mich vielleicht zum Zigeuner machen lassen.“

Sie sagte nichts mehr und verließ die Stube.

Beldi versuchte am anderen Tag zu tropfen, er hielt's aber nicht lang' aus, suchte sein Weib in allen Stuben und Kammern, fand sie endlich beim Bildstöckle und versöhnte sich mit ihr.

Melan war zur Sägemühle gegangen, um dem Wenzel ihr Leid zu klagen, denn sie sah den Untergang des Moosshofes voraus, und das war das einzige, was sie auf Gottes weiter Welt nicht ertragen zu können glaubte.

Wenzel hatte sich sehr verändert; seine Nase war roth vom Trunk, er sah immer aus, als würge er an einem entsephlichen Zorn, der jeden Augenblick loszubrechen drohe.

Oftmals des Abends, wenn er im Rausch von seinem Schwiegervater kam, war er hinauf gegangen zum Moosshof, um zu erlauschen, wie's dort hergehe, wie's die Zigeunerin in seines Vaters Haus treibe. Da war ein Lachen, ein Singen, ein lustiges Plaudern; da sah er in der Stube, beim flackernden Schein des Kienspans, wie sie friedlich beisammen saßen, die schöne dunkle Heze unter ihnen, an deren Antlitz Beldi's Augen hingen. — Wie so anders ging's drunten, auf der Sägemühle zu, — da lachte, da scherzte kein Mensch; ein blaßes Weib schlich herum und that mißmuthig seine Pflicht. Wenn sie seufzte, so wußte er, es galt dem, der auf dem Moosshof saß; ihr Weinen im Traum galt ihm, der seines Vaters Haus dem Gespött preisgab, der die gehüteten Schätze den Launen seines Weibes überließ. —

„Wie die mit der Wäsch' umgeht,“ jammerte die Melan, „mit der Bäuerin selig ihrem Hausmacher-Leinen, 's ist nicht zum ansehen.“ — Sie hatten das Gemeinsame, die alte Magd und der Wenzel: die Liebe zum Moosshof. Den schädigen, in seinem Ansehen schmälern, ein größeres Verbreechen gab's in ihren Augen nicht.

Er frohlockte denn auch, der Wenzel, als ihm die Melan erzählte, der Beldi sei endlich einmal wild geworden, neulich, als es die Bäuerin mit den Städtern zu toll getrieben habe.

„So, hat er endlich ein Einsehen, Melan, das ist einmal eine Nachricht, die mich freut. Die zwei wollen wir noch auseinander bringen, dafür laßt mich sorgen.“

„Darum bitt' ich ja Gott alle Tag,“ sagte die Melan, „ein rändig's Schaf thut man auch von der Herd' weg. Wenn's heißt, — entweder der Hof oder die Bäuerin, da wird man sich doch nicht besinnen, wer dran glauben muß.“

Attala griff wieder zur Arbeit; sie hatte den besten Willen, es Beldi recht zu machen, sah nur immer nach seinen Augen und that sich selber alle Gewalt an. Aber wenn sie Vater Gregor auf den Hof kommen sah, machte sie sich leise davon und war im ganzen Haus nicht zu finden. Als Beldi sie darüber zur Rede stellte, brach sie in Thränen aus:

„Er mich achtet so gering, ich immer soll demüthig sein, — ich nicht hören mag, wenn er schmählt mein Volk; der Doctor das nicht thut, er mich versteht, — er an mich glaubt.“

„Es braucht Dich keiner zu verstehen, als Dein Mann,“ sagte Beldi.

Er blieb allen Wirthshäusern fern, um nichts von den bösen Reden zu hören, die Wenzel in Umlauf gesetzt und die die Bauern einander zuflüsterten. Aber es war seltsam still geworden an den Spinnabenden; die Stunden flossen langsam dahin, indes die alte Melan von den vergangenen Moosshofzeiten erzählte, wie sparsam der Bauer und die Bäuerin gewesen, wie fleißig die Knechte und Mägde. Das war nicht unterhältlich, und das Gesinde schaute manchmal verstohlen nach der Bäuerin hin, ob sie nicht endlich den Mund aufthue,

um von jenen Ländern zu erzählen mit dem ewigen Sommer, oder ein Lied singe, das ihnen das Herz erfreue.

Aber Attala schwieg; Beldi hatte ihr gesagt: Du mußt Dein Wanderleben vergessen, nicht mehr davon reden. — Und sie gab sich Mühe, seinem Willen zu gehorchen, sie wollte ihm alles zu lieb thun, — lieber leiden, als ihn zornig sehen. Nur manchmal überkam sie eine kaum zu bezwingende Sehnsucht nach frischer Lust; der Tabaksqualm, die Glühitze, die dem Ofen entströmte, drohte sie zu ersticken; aber sie wagte nicht mehr, das Fenster zu öffnen, aus Angst vor einer Küge. Pries doch die alte Magd bei jeder Gelegenheit die Wärme als die höchste Gabe Gottes, neidisch jedes Spätklein am Fenster verstopfend, damit ja keine Luft eindringen und der Stubenwärme Abbruch thun könne.

Aber wenn auch Attala schweigen gelernt, vergessen konnte sie die bunten Bilder aus ihrer Wanderzeit nicht. Mechanisch den Fäden drehend, gab sie sich dem gefährlichen Spiel ihrer Träumereien hin. Was sie mit den Jahren an Noth und Entbehrung, an Verachtung und Verfolgung gelitten, es war alles vergessen; nur eines wußte sie noch: sie war die Taube gewesen, die Perle, die Sonne ihres Stammes; kein hartes Wort hatte sie je getroffen, kein unfreundlicher Blick ihr Antlitz gestreift, ein Reich der Liebe hatte ihr zu Füßen gelegen. —

In solche Gedanken versunken, saß sie wieder einmal hinter dem Spinnrocken; die Abende waren kürzer, es ging dem Frühjahr zu, — da fuhr sie plötzlich wie eine Sinnlose von der Bank auf und stürzte zum Fenster. Sie hatte einen Pfiff gehört, einen durchdringenden, nur zu wohlbekannten Pfiff. Thür schlug an, und Attala rief ganz außer sich:

„Das sind die Meinen, die Meinen!“

Aber schon im nächsten Augenblick riß Beldi sie vom Fenster zurück, und die Widerstrebende fest umfassend, zog er sie hinauf in die Schlafkammer, die er zusperre.

„Du bist jetzt die Moosshofbäuerin,“ erklärte er, „und hast nichts mehr mit dem Gefindel zu thun; das gab ein schönes Gered' unter den Bauern, wenn mir auch noch die schwarze Bande auf den Hals rüdte.“

Ein paar Mal noch schlug Thür an, dann wurde es still auf dem Hof.

Attala weinte sich in den Schlaf, wie ein kleines Kind; Beldi warf sich unruhig auf seinem Lager herum; konnte sie sich's denn nicht genügen lassen mit ihm, mußte ihr Herz immer noch an anderen Menschen hängen? Dieser Goar, gewiß, wenn sie ihn gesehen hätte, sie wäre ihm an den Hals geflogen. —

Am anderen Morgen hatte Beldi in Oppenau zu thun und brachte seinem Weib ein seidenes Tuch und eine weiße Weste mit. Er strahlte sie an mit der alten Sonne im Blick, und Attala war gleich bereit, alles zu vergessen, was am Abend zuvor zwischen ihnen vorgefallen war.

So war denn wieder gut' Wetter im Land, und als am Fastnacht-Dienstag die Melan die gelben Klüchle aus dem Schmalz fischte, bestreute sie die Bäuerin mit Zucker, und ihr Lachen ertönte in alter Frische, indes der Bauer ihr lustig die Kuchen aus der Hand aß. Es mußte ein großer Vorrath gebaden werden für all' das Narrenvolf, das sich, wenn das Wetter es erlaubte, zur Fastnacht auf dem Moosshof zusammen fand. Und der Tag war schön, kein Lüftchen regte sich; nur auf den Höhen lag noch Schnee.

Beldi begann sich eben, ob er vom Sechsziger oder Zweiundsechsziger schenken solle, als plötzlich alles im Hof an die Fenster stürzte.

Eine merkwürdig wilde Musik ließ sich hören, ein Geschwirre von Geigen, Clarinetten und Trompeten. Einen Augenblick hatte sich Attala verfürbt, dann aber begegnete sie lächelnd dem Blick ihres Mannes und trat mit ihm vor die Thüre.

Da tanzten sie heran, die braunen Mädchen und Bursche, kleine, mit Segeltuch überspannte Wagen folgten; in dem ersten kanerte ein altes Weib, das Thonpfeifchen im Mund, die Karten auf den Knien. Auf einem phantastisch geschmückten Zelter jagte der Hauptmann einher; vor dem Moosshofe kommandirte er Halt; im Ru war das Lager aufgeschlagen, der kupferne Kessel hing über dem hellauflackernden Feuer, Fleischwürste schwammen in dem zischenden Wasser, Hühner und Gänse wurden am Spieß gedreht, immer neue Herrlichkeiten entlud man dem vollgepackten Proviant-Wagen.

Lächelnd standen Attala und Beldi unter der Hausthüre; nun hatte auch er errathen, wer die Gesellschaft war, die sich unter der phantastischen Maske verbarg.

Unter den lustigen Klängen eines Zigeunermarsches führten die Mädchen und Weiber, mit Silbermünzen und Goldflitter in dem rabenschwarzen Haar, einen

wilden Tanz auf, mit allerlei artigen Verschlingungen und Geberden; zum Schluß verneigten sie sich alle mit auf der Brust gekreuzten Armen gegen Attala und mit dem Rufe: Heil Dir, o Thalkönigin! Mit unbeschreiblicher Grazie erwiderte sie diesen Gruß, sodaß die Männer in ein Jubelgeschrei ausbrachen und die Mägen gegen sie schwenkten. Die Zigeunermutter aber humpelte, von einigen jungen Dirnen begleitet, dem Hof zu und betrat die Stufen, wo Beldi und sein Weib standen.

„Heil Dir, Königin unseres Stammes, gazellen-äugiges, schlankes Kind,“ hub die Alte mit ihrem tiefen Bass an, „wir sollen Dich grüßen von den Völkern Deiner Heimat, wir sind gekommen, Dir Dank zu sagen, Dir und dem Weißgesicht, Deinem Mann, die ihr mit Gaben uns überhäuft, die Hungerigen gespeist, den Durstigen Tranke gereicht. Nun hat ein gut' Geschick sich unsrer Armuth erbarmt, und wir sind gekommen, unseren Ueberfluß mit Euch zu theilen. Denn nicht ohne Stolz sind unsere Seelen, und Großmuth ist unseres Stammes erste Tugend. So steigt denn herab von dem Sockel Eures schwarzgeräucherten Hauses, und tretet ein in unser Zelt, umstrahlt vom azurnen Himmel; zuvor aber nehmt hin, was mir die Cuern, o Attala, für Euch mitgegeben.“

Sie griff in die Körbe, die ihr die Mädchen hinstreckten, und nahm daraus Päckchen mit Thee, Chokolade und feinen Bäckereien; auch goldgeränderte Porzellantassen und Weingläser mit farbigen Blumen; das alles nöthigte sie der jungen Bäuerin auf; dann führte sie das junge Paar unter das Zelt, und auch das Gesinde wurde herbeigerufen.

Da wurden den Moosshofern große Ehren zu theil; sie mußten essen und trinken den ganzen Nachmittag, bekamen aufgespielt und vorgetanzt, daß ihnen der Kopf schwirrte, und die alte Zigeunermutter ging herum und sagte die schönsten Dinge wahr.

Attala aber war weder zu einem Tanz, noch zu einem Lied zu bewegen; wenn ihr der Hauptmann oder sonst einer von der Gesellschaft ein wenig nah rüdte oder auch nur das Wort an sie richtete, warf sie einen ängstlichen Blick auf ihren Mann, und in ihr blaßes Gesicht stieg eine leise Röthe.

„Hofbauer,“ sagte die alte Zigeunermutter, indem sie sich mit gekreuzten Beinen neben Beldi niederließ, „Euer Weib gefällt mir nicht; wo ist ihre Heiterkeit hingekommen, ihr herziges, unbefangenes Wesen? Ihre Wanglein sind schmal geworden, ihre Augen schier übermächtig anzuschauen. Habt Ihr den zarten Schultern zu viel aufgeladen? Wißt Ihr nicht, daß die Knochen dieser freigeborenen Wesen, deren Tagewert Singen und Spielen ist, anders geartet sind, als die derben, an Feldarbeit gewohnten Bauernknochen?“

„Mein Weib will nichts andres sein als eine Bäuerin,“ sagte Beldi, der recht wohl wußte, daß es der Rhyffikus war, der unter der Maske der Zigeunerin steckte.

„Kurzächtiger,“ fuhr sie auf, „glaubt Ihr, den bunten Falter in einen kriechenden Käfer verwandeln zu können? Ja, wenn Ihr ihn seiner Schwingen beraubt; aber was bleibt dann? Uebrigens allen Ernstes, wenn Ihr Euch nicht weh thun wollt, so schickt sie nach Rigoldtsau im Frühjahr, das wird sie herstellen.“

Attala stand am Fenster und lauschte auf die verhallenden Klänge des melancholischen Zigeunerliedes; das Mondlicht glänzte über den Tannenzwipfeln, in dessen fahlem Schimmer die abenteuerliche Gesellschaft den Berg sich hinabbewegte.

Da legte Beldi den Arm um die Schultern des in Gedanken versunkenen Weibes.

„Wieder Heimweh?“ fragte er leise.

„Hab' ich nicht,“ lächelte sie, „war ich nun recht?“

Er nickte.

„O Beldi, Beldi, war so schwer, zu hören Musik und nicht zu tanzen.“

„Dafür kommt jetzt auch die Belohnung; mein Weible darf im Frühjahr wie eine Stadtdam' in's Bad gehen; freut's Dich?“

Er sah sie mit der alten Liebe an, und sie flog ihm an den Hals. —

Gleich nach Pfingsten fuhr der junge Moosbauer Frau und Schwester in's nahe Bad Rigoldtsau. Im Gasthaus waren erst wenige Kurgäste, ein paar Bäuerinnen aus der Umgegend, und wie Augustin, der Kellner berichtete, eine sehr kranke Gräfin aus Paris, die drüben im Neubau wohne.

Diesem Augustin, der der Sohn des Traubenwirths im Bierbacherthal war, empfahl Beldi seine Weibskunst und meinte dann, indem er Attala die Hand zum Abschied reichte: „Nicht' Dich nur in allen Dingen nach dem Befehle, dann wird's recht.“

Die junge Schwägerin ließ es denn auch an Ermahnungen von früh bis spät nicht fehlen.

„Was denkst auch, Attala, die Moosshofbäuerin darf

nicht so gemein mit jedem hergelaufenen Menschen reden; da muß man immer erst den Augustin fragen, ob's auch wer rechter ist." — Oder: „Attala, Du mußt bei Leibe nicht zum Fenster hinaus singen, man könnt's sonst leicht falsch auslegen und glauben, Du weißt nicht, was sich für eine Bäuerin schickt.“

So ging's fort von früh bis spät; Attala sollte sich nicht rühren, weder umschauen, noch auslachen, sich irgend einen Menschen ansehen. In ihr aber regten sich allerlei frohe Geister, der Wechsel, das Neue elektrifizierte sie; schon nach acht Tagen hatte sie ihr blühendes Aussehen wieder; sie hätte in den Wäldern herumstreifen und singen mögen, sich so recht auslaufen und austoben. Aber Befele war unerbittlich.

„So wildes Thun schickt sich nicht,“ sagte sie, „wir machen alle Tag' einen Spaziergang zum Klosterle, halten dort eine Andacht und gehen in der Abendlüfte zurück.“

Manchmal kam ihnen der August entgegen, aber obwohl er und Befele sehr viel mit einander zu reden hatten, sie vergaß darum doch keinen Augenblick ihre Pflicht, die Schwägerin zu hüten. Traten sie in's Speisezimmer, so ging sie immer vor Attala her und schnöbberte mit ihrem kleinen Näschen in allen Ecken herum, ob auch niemand da sei, der der Moosshofbäuerin schön thun könne. Redete jemand die junge Frau an, gleich gab Befele an ihrer Statt die Antwort, in der Angst, Attala möchte durch ihre freie Art Aussehen erregen. Sie war unter einer beständigen Vormundschaft, und alle Tage regte sich der Wunsch lebhafter in ihr, dem überweisen Befele einen Streich zu spielen.

Wenn sie ihren Spaziergang machten, begegneten sie gewöhnlich der kranken Gräfin, die von ihrem Kammerdiener in einem Fahrstuhl langsam des Weges geschoben wurde; eine Pflegerin schritt neben her.

Die Gräfin hatte ein blaßes, längliches Gesicht; sie hatte harte, schöne Züge und tiefliegende, fast finstere Augen. Beim Anblick Attala's belebten sich diese plötzlich, und die festgeschlossenen Lippen verschönte ein Lächeln.

Attala mit ihrem raschen Blick entdeckte sehr bald das ihr entgegenkommende Wohlwollen, und eines Tages neigte sie grüßend das Haupt, als sie an der Gräfin vorüber schritten.

„Du weißt doch gar nicht, was sich schickt,“ schalt das Befele, „jetzt wirst Du wieder viel zu vertraulich gegen diese vornehme Dame, was wird sie auch denken! Du lernst doch nie einen Unterschied machen zwischen hoch und niedrig.“

Tags darauf, als sie wieder mit der Gräfin zusammen trafen, hörte Attala sie sagen: „Wie schade, ich möchte dieses Mädchen ansprechen, aber sie wird nicht französisch verstehen.“

„O ja, Madame,“ sagte Attala in französischer Sprache, sich der Dame nähernd, „ich wäre glücklich, Ihnen dienen zu können.“ — Eh' sich das Befele von seinem Erstaunen erholt hatte, waren die beiden in der lebhaftesten Unterhaltung begriffen, und sie mußte nebenher gehen, verstand kein Wort, und das Gefühl ihres Uebergewichts Attala gegenüber bekam einen empfindlichen Stoß.

So oft nun die beiden Schwägerinnen bei ihrem Spaziergang die Gräfin trafen, machte sich das blonde Befele mit seinem gekränkten Bauernstolz schleunigst davon, um ja nicht mehr jene untergeordnete Rolle spielen zu müssen, neben den beiden her zu gehen, ohne ein Wort von ihrer Unterhaltung verstehen zu können.

Und während das verlassene Befele mit seiner Handarbeit vor dem Gasthaus saß und sich bitter beim Augustin über das schändliche Betragen Attala's beklagte, saß diese drüben, im Neubau, zu Füßen der Gräfin.

Gräfin d'Horville war eine hochbedeutende, fanatisch gefeierte Sängerin gewesen; aber nur kurze Zeit, Graf d'Horville entführte sie ihrem Beruf; er glaubte, ihr durch seine große Liebe die Vergangenheit erzeihen zu können. Dies war nicht der Fall; sie eignete sich weder zur liebenden Gattin, noch zur pflichtgetreuen Mutter. Sie verlor Mann und Kind durch eigene Schuld, brachte viele Jahre in einer Nervenanstalt zu und schleppte sich seither mit ihrem siechen, gebrechlichen Körper von einem Bad in's andere.

Aber die Künstlerin in ihr, die war nicht umgekommen trotz all' der schweren Schicksalschläge, der Verdüsterungen ihres Gemüthes, der Furchen, die Schuld und Neue ihr verursachten. Wohl war die Stimme dahin, der die Menge mit so großem Enthusiasmus zugejubelt hatte, die schöne, stolze Gestalt der Künstlerin war gebrochen, aber in dem tiefliegenden Auge glimmte noch der alte Funken, da rührte sich noch etwas, das sich bethätigen, das wirken wollte. — Einstmals auf ihrer Jagd nach Neuem, nach Etwas, das sie fesseln, interessiren möchte, entdeckte sie ein Talent, — ein junges Geschöpf mit einer Stimme. Und diese Stimme

bildete sie aus; es wurde ihr zur Freude, zur Genugthuung, der Welt Künstlerinnen zu geben, die ihre Schule, ihre Auffassung in aller Erinnerung zurückriefen. —

Beim Anblick Attala's war ihr erster Gedanke: wenn dieses Geschöpf eine Stimme hätte, sie würde die Welt erobern. —

„Ach,“ rief sie aus, nachdem Attala auf sie zutreten war und sie in französischer Sprache angeredet hatte, „ich dachte mir doch gleich, Sie sind keine Bäuerin, Sie haben sich nur verkleidet!“

Die junge Frau belehrte sie eines anderen; sie erzählte von ihrem Hof, von dem Gefinde, wieviele Kühe sie im Stall hätten, und daß es ihr gut ergehe, trotzdem sie's gar einsam hätten und oft den ganzen Winter lang kein Mensch zu ihnen herauf komme.

Aber an einem schönen, stillen Nachmittage, da erzählte Attala noch mehr, noch ganz andere Dinge. — Sie saßen im Wald, im Schatten einer mächtigen Eiche, auf die Füße der kranken Gräfin senkten sich die Sonnenstrahlen warm hernieder.

„Aber Sie, mein Kind, wollen Sie nicht auch in den Schatten kommen?“ fragte sie Attala.

Sie lächelte: „Mir die Sonne nichts thut.“

Die tiefliegenden Augen der Gräfin senkten sich mit einem forschenden Blick in die Attala's:

„Sind Sie immer in diesem Thal gewesen?“

„O nein, nein, nein!“

Welch' eine Veränderung, welch' ein Mienenspiel mit einem Mal:

„Zigeunerin bin ich — lange, lange ist's, daß ich nicht hab' dürfen sprechen von diesen Zeiten, von den meinen, — o schöne Dame, von Maurita und ihrer großen Weisheit und Gerechtigkeit, — genüßig ist mein Volk, großmüthig, unendlich fröhlich, — ach, es war ihre Liebe so groß, so groß ihre Bewunderung, wenn ich tanzte und sang, sie mich getragen auf Händen durch die ganze Welt, — überall bin ich gewesen, frei wie der Vogel in der Luft, — hab' nicht gewußt was Kummer ist, — weiß es jetzt.“

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

„Ach leider!“

Novelle von Luise Schend.



is Junge hatte Hans Lüders das Nachbars-töchterchen Dorette Claußen nicht leiden können, eine Abneigung, die ihn bestimmte, sich auf das Hartnäckigste allem Tanzunterricht zu widersetzen. Nur weil er sich nicht mit Dorette hatte im Walzer drehen wollen, lernte er das Tanzen überhaupt nicht, und hatte dann später die linkische Rolle des Eckenstehers, wenn andere junge Leute sich vergnügten und sich bei den Mädchen beliebt machten. So verpaßte er es ganz und gar und wäre gewiß als ein mürrischer Junggeselle allein auf dem schönen, nahrhaften Hofe sitzen geblieben, wenn sein Vetter Martin ihn nicht eben vor Thorhofs zu lieben Verwandten mitgenommen hätte.

„Siehst Du,“ sagte der kurzweilige Verwalter auf dem Wege zu der Oberförsters-Witwe, „da sind Malchen und Minchen, beide zu gut für Dich, aber eine solltest Du Dir aussuchen.“ Hans Lüders schwieg und lachte den anderen aus, der — wie immer, wenn es ihm recht Ernst war, — auf Plattdeutsch fortfuhr: „Is beten, sid vun sien Fro regeren to laten, as vun de Hushöllersch.“

„Doo . . . noch hab' ich das Steuer!“

„Ja, aber Mamell is de Kapteihn.“

„Na,“ fragte Vetter Martin auf dem Heimwege, „s ist Malchen, he?“

„Ne, Minchen,“ entschied sich Hans Lüders in diesem kritischen Augenblick. Er brauchte sich keine Frau ausdrängen zu lassen, — meiner Frau! — er konnte selber wählen. Roth und weiß und stachshaarig waren sie beide, aber mit Malchen hatte Hans Lüders die ganze Zeit gesprochen, während das stridende Minchen einsilbig daneben geseffen hatte. So nahm Hans Lüders aus purem Widerspruchsgeliste die verkehrte; aber er hatte doch die Energie bewiesen, — als welche er den bisweilen sein Pflaster kreuzenden Eigensinn zu bezeichnen pflegte.

Das Wirthshausgehen, Herrn Lüders liebte Erholung von seinen ländlichen Geschäften, konnte er natürlich nach seiner Heirath nicht ganz aufgeben, doch kam er präcise zu Tische, ehrte die Leistungen seiner Frau durch einen guten Appetit und machte nur ausnahmsweise Gebrauch von dem Hausschlüssel. Es war ein stilles Glück auf dem Hofe, denn die jungen Eheleute sprachen beide nicht. Als aber im Laufe des Jahres die Frau Oberförster starb, und Malchen als Stütze der Hausfrau zu ihnen zog, kam die Unterhaltung in Fluß, besonders wenn Vetter Martin da war.

Endlich aber löste die Hoffnung auf einen Sohn auch die Junge des Hausherrn. — Wie der kleine Hans ihn in die Ställe und in die Brennerei begleitete, wie er mit ihm über die Felder und später auch in's Wirthshaus gehen würde. — Diese und andere Zukunftspläne machten Hans Lüders fast gesprächig. — Aber es kam anders.

Nun, man kann gratuliren? Wie ich höre eine Tochter?“ Vetter Martin's Glückwunsch klang ein wenig ironisch.

„Ach leider!“ versetzte Hans Lüders. Malchen kam gerade mit dem Neugeborenen auf den Armen herein, um es dem Vater zu präsentieren. Dieser aber kehrte sich um:

„Wuß Telegraphistin werden,“ murmelte er und verließ das Zimmer.

„Ach leider!“ is 'n jnatichen Willkommen,“ grölste Vetter Martin, dem Malchens hervordredende Thränen die Stimmung verdarben, „aber . . . na, na, mein liebes Malchen, mit dem Telegraphen eilt es ja nicht, wenn nicht etwa Hans Lüders die freudige Kunde verbreiten will.“

Als Minchen nach einiger Zeit wieder im Wohnzimmer und in der Wirthschaft erschien, sah sie nicht gerade fröhlich aus. — Wer wußte, ob nicht der große Hans sie die Enttäuschung entgelten ließ, die der kleine Hans ihnen beiden bereitet? —

Höchst merkwürdig war es gewiß, daß sich in gänzlicher Verkennung der Sachlage noch ein zweites kleines Mädchen in das Lüders'sche Haus wagte.

„Ach leider!“ rief der Vater auch diesem entgegen. Er hatte, über ein Gewerbe für sie nachsinnend, noch zwischen Lehrerin und Ladenfräulein geschwankt, als gar die Dritte, — nämlich ein Zwillingsschwesterchen, — erschien. Da stieß er mit einem tiefen Seufzer hervor:

„Ach leider!“

„Was?“ rief Martin, dem endlich die Geduld ausging. „So 'n Vater giebt's nicht mehr.“

„Ja, was denkst Du? Ich kann nichts mitgeben. Wenn der Junge wohnen soll, müßen die Mädchen mit einem Pflichtenheil abgefunden werden.“

„Na, erlaube 'mal, welcher Junge denn?“

„Weiner, mein Junge . . . Und wer soll die Mädchen um Gotteswillen heirathen? Ich bin kein Töchtervater, der auf Bällen herumzieht; mir sind Bälle ein Greuel. Nummer Drei muß auch was ergreifen, — Rastren, Turnen, Schwimmen, einerlei, wenn's nur seinen Mann ernährt. — Federträufeln soll nicht schlecht verdienen.“

Vetter Martin und Malchen warfen sich einen Blick zu wie zwei Verschwörer, zwei Menschenverächter und wie zwei Kinder-narren trotz alledem. Sie, als die Pathen, kannten ihre Pflicht. Die kleine Tina, — eigentlich Martina Amalia, mutmaßliche Telegraphistin, gehörte ihnen schon als Pathchen. Nun ließen sie sich auch bei den Kleinen die Ehre nicht nehmen.

Minchen war es recht, und Hans Lüders war es einerlei, ob sie Martha und Mally oder sonst wie hießen, und am bequemsten war es auch. Er kümmerte sich wenig um sie und verzog kaum den Mund, wenn Mally, die ein Schelmchen war, ihre allerdrohligsten Bemerkungen machte. Zu übrigen constatirte Vetter Martin mit einiger Befriedigung, daß er sie wenigstens nicht schlecht behandelte.

Vier Jahre waren die Kleinen alt, als endlich der ersetzte Erbe ankam.

„Gottlob,“ rief Hans Lüders, „Gottlob!“ Und er achtete gar nicht darauf, daß Vetter Martin bemerkte:

„So, nu kann't Bertred'n losgahn.“ Von dem Vater hatte es jedermann erwartet, aber, daß auch Minchen den kleinen Hans Gottlob zu ihrem Lieblich erkor, das nahmen Martin und Malchen sehr übel. Sie hätten die Schwäche wohl milder beurtheilt, wenn sie bedacht hätten, daß die plötzlich aus ihrer Apathie erwachte Frau erst durch den kleinen Hans Gottlob den Weg zu dem Herzen des großen Hans gefunden und erst durch ihn auf dem Hofe heimlich geworden war.

Wie dick und stark der Junge auch war, er mußte besonders gepflegt werden. Tolayer Wein bekam er schon in der Wiege, und sein gebadetes Fleisch zum Ausaugen, bevor er noch Zähne hatte. Vetter Martin hatte ein Grauen von dieser Diät.

„Ist das zu glauben? Der Bengel wird mit Beefsteaks aufgefüttert? — Und macht 'n Skandal, als wenn ihm der ganze Hof gehört.“

„Das thut er ja auch,“ versetzte Malchen. „Für die Mädchen bleibt's beim Pflichtenheil.“

„Das wären denn vorläufig Bonbons und Chocolate,“ sagte Vetter Martin, seine Taschen leerend. „Mich dauert es um die Kleinen. Ach leider!“ . . . Was sollte aus ihnen werden ohne Sie, liebes Malchen!“

„Und ohne Sie, Vetter Martin! . . . Entweder die rothe Wollle warf einen Widerschein auf ihr hübsches Gesicht, — Malchen stidte nämlich rothe Gluckspantöffelchen, drei niedliche Paare, eines immer kleiner als das andere, — oder die Erklärungen hatten sie verlegen gemacht. Auch ihre Stimme klang ein wenig heiser, wie sie jetzt der kleinen Mally zurief:

„Geh' in den Garten und sag' dem Papa, daß Vetter Martin da ist.“ Die Kleine kam aber zu ihnen heran, und ihre Arme um Vetter Martin's Hals schlingend, bat sie in weinerlichem Tone:

„Komm' Du mit, mein lieber Vetter Martin. Ich lenne Papa ja gar nicht.“ — Nummer Drei konnte wirklich drollig sein! Hans Lüders selber mußte es einräumen.

Der junge Erbe hatte nun in allen Dingen seinen irdischen Willen. Man erzählte die ungläublichsten Geschichten davon, — zum Beispiel die, daß er einmal gehault, weil die Mutter ein Butterbrod zerschnitten, das er ganz behalten wollte, und daß Minchen es wieder zusammen genäht habe, um ihn zufrieden zu stellen.

Der Tanzlehrer war im Städtchen angekommen. Und sogar Minchen stimmte mit Malchen dafür, daß ihre kleinen Mädchen an dem Kursus theilnahmen. Hans Lüders wollte aber nichts davon wissen. — Die Mädchen brauchten nicht zu tanzen, — Basta!

Ein paar Tage später hob er den jetzt dreijährigen Hans Gottlob auf den Braunen. Der Junge freizichte so laut und freudig, daß auch Mally in die Hände klatschte und sehnsüchtig ausrief: „Ach auch, ich auch.“

„Geh' Du in die Tanzschule,“ sagte Hans Lüders in spöttischem Tone. „Reiten ist nicht für Mädchen.“ Glückselig über ihres Vaters Sinnesänderung zog Mally ein paar reine Strümpfe an, darüber die neuen Knöpfschuhe, setzte ihren Hut auf und lief aus dem Garten hinaus, die Chaussée hinunter bis in die Stadt, wo sie wußte, daß die Tanzstunde gerade stattfand.

„Das 'n heilige Deern!“ rief Vetter Martin, und selbst Hans Lüders war nicht unangenehm überrascht. „Nummer Drei!“ hing an, ihm Spaß zu machen. Die Folge war, daß auch Eins und Zwei das nächste Mal mit in die Tanzstunde gingen. Sie alle waren überglücklich, einmal etwas wie ein Vergnügen kennen zu lernen. Aber den Schlupball durften sie nicht mitmachen. Das setzte Hans Lüders durch.

Wenn er mit dem kleinen Hans Gottlob über den Hof und die Felder ging und ihm alles zeigte und erklärte, hieß es zuletzt:

„Und es ist alles Deines.“

„. . . Ist alles meines,“ wiederholte der kleine Hans Gott-

lob oft zu seiner Eltern Freude. Als sie aber einmal mit anderen Personen zusammen ein Schiff besahen, schämte es sie, daß der Junge laut fragte:

„Ist das Schiff auch meines? Ist alles meines?“

Der kleine Hans Gottlob, der schon bei seiner Taufe mit einer beträchtlichen Summe auf der Sparkasse eingeschrieben war, bekam bei allen Gelegenheiten blanke Geldstücke geschenkt. Die Mädchen dagegen — nun, was brauchten denn Mädchen? — Was sollten die mit Geld? Kleider und Kost hatten sie, und Garn und Nadeln obendrein. Die Mädchen kriegten gar nichts. Sollten sie etwa Stidereien kaufen oder dergleichen unnütze Dinge? Hans Lüders, der die kleinen „Ach leider“ allmählich besser ausstehen konnte, war ein großer Verächter weiblicher Handarbeiten. — Ist noch immer das billigste, wenn die Frauenzimmer nichts thun! Traß er die drei kleinen

diese Erfolge? So handelte es sich nur noch um Mally, die Masseuse oder eventuelle Federkränzerin; aber auch dieses Geschäft konnte nicht eröffnet werden, da Mally auf der Doppelhochzeit der Schwestern das Herz des verwitweten Bürgermeisters gewann. Der stattliche Herr war freilich schon ein wenig alt, gerade für die jüngste, aber sie sagte nicht nein. — Ja, Mally war ein Glücksfind und ein Schelm dazu. Das wußten die Eltern und die Patben. Niemand wunderte sich, sie von nun an in allen Gesellschaften in der rechten Sopha-Ecke paradieren zu sehen. Aber der Schelm hat ihr trotz aller Ehren und Würden so tief im Naden, daß sie nicht nur dem Bürgermeister das Leben erbeuterte, sondern sogar ihren Vater zu einem umgänglichen, leidlich vergnügten Herrn machte. — Nummer Drei war ja immer sein Liebling gewesen! — Aber auch Eins und Zwei machten ihm nichts wie eitel Freude. —

Aber etwas anderes hatte er zu beichten; verliebt war er bis über die Ohren in eine kleine Pfarrerstochter; er jagte das so aufrichtig und herzlich, daß die Eltern in dieser Neigung eine Bürgschaft hätten sehen müssen für die Entwicklung alles Guten, das in ihm schlummerte. Aber die Partie war ihnen nicht genehm. Der Vater sagte, sie hat nichts, und die Mutter sagte, sie versteht nichts. O, er konnte viel größere Ansprüche machen, „eine Hofbesizers Tochter mit ebenbürtigem Vermögen und Institutsbildung, eine Schönheit und achtzehnjährig,“ sagte Hans Lüders.

Sie hatten es ihm gänzlich ausgerebet und freuten sich, als sie ihn wieder aus dem bunten Rock und zu Hause hatten. Er bekam nun Verwalterrang und bildete sich immer mehr in der Landwirtschaft aus. Schafzucht trieb er und Schweinezucht, eine Berkshire-Sau mit sechs Ferkeln wurde ihm



Das Lesler-Zimmer im Wiener Kunstgewerbe-Museum. — Siehe Seite 47.

einmal im Wohnzimmer um Malchens Stuhl hersehend, um einen neuen Stich oder ein Häkelmuster zu lernen, so fuhr er sie zornig an:

„Was ist hier los? Ist hier 'ne Nähsschule? Geht hinaus, alle miteinander. Ich will in meinem Haus keine Nähsschule haben.“ Es dauerte nur wenige Secunden, und die kleine Schar war zerstreut.

Früh schon nahm Hans Lüders den kleinen Hans Gottlob in das Wirthshaus mit und gab ihm einen Schluck aus seinem Seidel oder aus seinem Grogglase, wie es gerade kam. Er führte den hübschen, aufgeweckten Jungen mit Stolz unter die Leute. Daß die Mädchen heranwuchsen, schien ihm zu entgehen.

Aber Kinder werden Leute, und Jungfern werden Bräute, sagt das Sprichwort. Malchen wurde das lezttere sehr spät, erst, als Vetter Martin die Direction der Vereins-Meierei im Städtchen übernommen hatte. Und weil sie keine Zeit mehr versäumen wollten, folgte die Hochzeit der Verlobung auf dem Fuße. Die kleinen „Ach leider!“, die anfangen, Leute zu werden, standen in der Kirche hübsch und thaufriß, wie drei Hedenröslein, hinter dem Brautpaar. So auf dem Felde aufgewachsen, wie sie waren, mit ihren rothen Baden und ihren sonnenblonden Flechten gefielen sie allen Leuten.

Vetter Martin und Malchen, die eine hübsche Amtswohnung inne hatten, waren selten ohne eines von den Patben; wenn sie aber auf eine Festlichkeit gingen, nahmen sie alle Drei mit, froh, sich wieder mit ihnen zu verjüngen. Tina verlobte sich bald mit einem des Telegraphirens nicht unkundigen Postsecretär, und Martha mit einem Gymnasiallehrer. Wer war froher als Hans Lüders? — Er hatte seinen Töchtern nichts mitgeben können, als eine vernünftige Erziehung, und nicht

Wer hätte das gedacht! Er hatte sich oft um ihre Zukunft geforgt. — „Ach leider“, citirte Vetter Martin.

So waren die kleinen „Ach leider“ alle unter der Haube, bevor Hans Gottlob seine Carriere als Einjähriger bei den Dragonern begann.

Da er mit Beessteaks aufgefäugt war, gebrauchte er ein gutes, starkes Pferd und einen guten Tisch.

Der Vater versorgte ihn reichlich mit Geld, und Hans Gottlob nickerte nicht. Er ließ was aufgehen und ließ sich auch merken, daß er es that; er kriegte bald viele Freunde, deren Schmeicheleien er für baare Münze nahm. Da er nie geleitet worden war, verstand er es nicht, sich selber zu leiten, und fiel immer dem Freunde in die Hände, der sich gerade seiner annahm. Böse war er nicht, aber ein wenig leicht, ein wenig eitel, ein bildhübscher Burfsche obendrein, die blühenden Farben seines Gesichtes noch gehoben durch die blaue Uniform mit den gelben Aufschlägen; dazu die glänzenden Augen, die glänzenden Haare unter dem Silberhelm und dem Federbusch. Hans Gottlob war wirklich eine blendende Erscheinung, beinahe ein wenig zu bunt in der Wirkung, aber so auffallend, daß er nicht nur bei den Damen der Garnison in die Mode kam, sondern auch bei den Kellnerinnen und Harfenstinnen, bei den Schauspielerinnen der kleinen Wandertruppe, deren tragische Liebhaberin ihn von der Bühne her mit feurigen Blicken auszeichnete. Dann gebrauchte er erst Geld, viel Geld! Es mußte ihm wirklich gesagt werden, wenn er am nächsten Sonntag käme.

„Thu' es, Vater,“ hat Minchen.
„Nee, Mutter thu' Du es. Ich mag es wirklich nicht.“
Dabei blieb es. Die Wandertruppe hatte die Garnison geräumt. Hans Gottlob beichtete in der nächsten Zeit keine neuen Schulden mehr.

auf der Ausstellung prämiirt; auch mit Rennpferden fing er leise an. Erst eines nur, daß die Eltern sich allmählich gewöhnten. Wenn er im eleganten Sports-Kostüm durch das Städtchen ritt, sezuzten alle Mädchen hinter ihm drein. Das behaupteten die Eltern; er hätte wohl an jedem Finger zehn gehabt. — Und was geschah?

Noch nicht zwei Jahre waren vergangen seit seiner thörichten Liebe zu der Pfarrerstochter, da wollte er wieder heirathen. Und wen? Eine Stütze auf dem eigenen Hofe, — ein Mädchen ohne Geld, ohne Familie, nicht hübsch und gar nichts! Diesmal wurden die Eltern ernstlich böse. Es war doch nicht richtig, ihn noch länger als unverheiratheten Haussohn bei sich wohnen zu lassen. — Erst aber mußte die Stütze fort, je schneller, desto besser! Mit dem nächsten Zuge!

Die Eltern siegten wieder. Aber eine große Verstimmung war die Folge. Hans Gottlob sprach in acht Tagen keine Silbe mit ihnen; sonderbarerweise schien er viel weniger betrübt, als gegen die Eltern erzürnt. Diese riefen endlich Mallys Vermittlung an; eine Ausöhnung fand statt, bei der die Eltern und Hans Gottlob bittere Thränen weinten. — Sie wollten ja nur sein Bestes, und er behauptete, daß sie ihn um sein Lebensglück brächten. Im Hause blieb er, aber er widmete sich den vielfachsten Zerstreuungen. Ein zweites und ein drittes Rennpferd wurden gekauft. Hans Gottlob lehrte meist zu später Stunde vom Städtchen nach dem Hofe zurück. Einmal kam sein Pferd um Mitternacht, vier Stunden vor ihm selber an; er war abgeworfen worden und am Walle liegen geblieben.

So konnte es nicht länger fortgehen. Es war Zeit, sich nach der ebenbürtigen Hofstochter umzusehen, die auch bald gefunden war, blond und schmucl und wohlgezogen, sehr reich und „achtzehnjährig,“ sagte Hans Lüders. Die Sache wurde

war er
gte das
eigung
g alles
ihnen
Mutter
e An-
irzigem
itzehn-

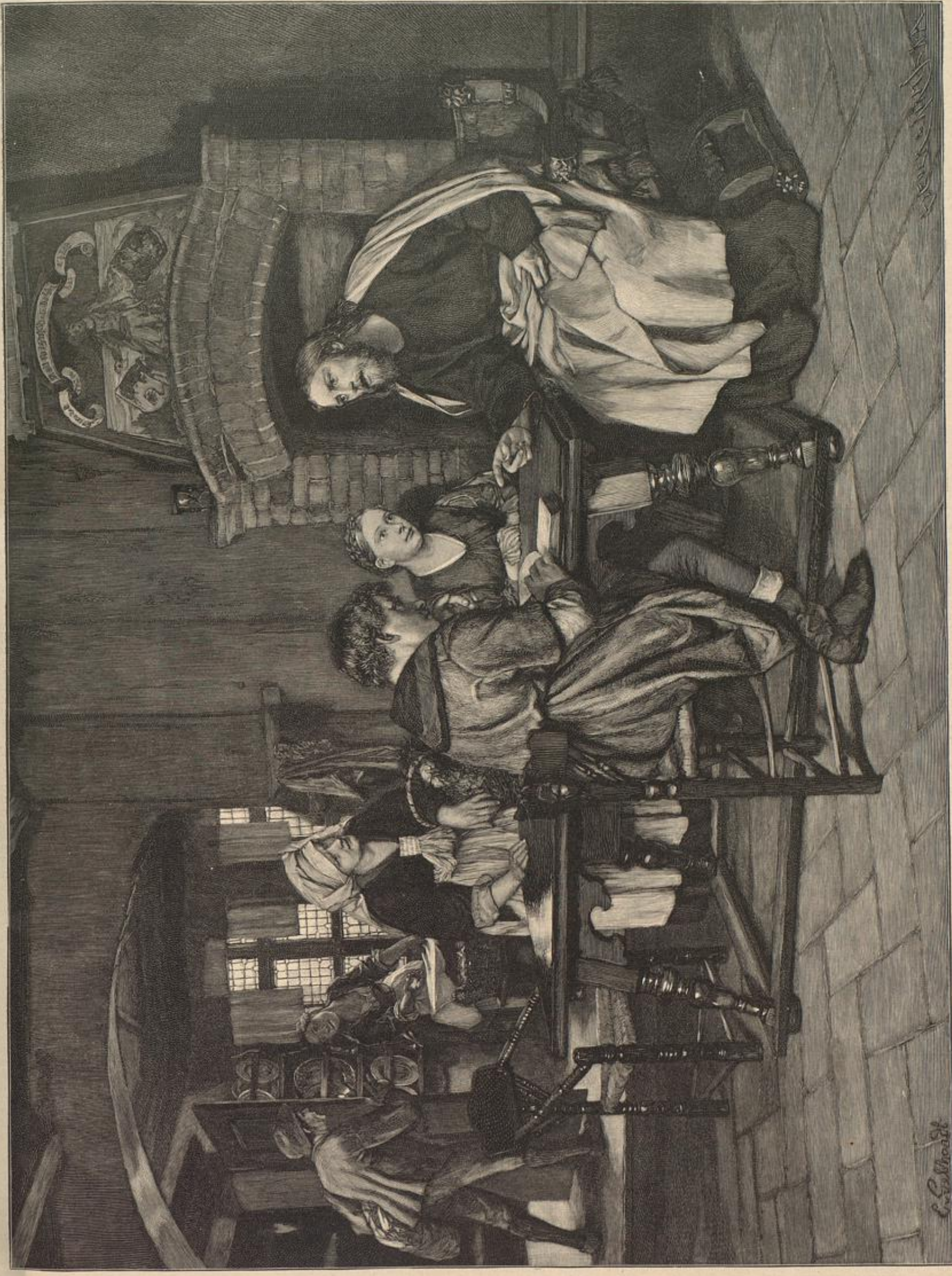


ing er
sch ge-
h das
Das
zehn

richten
athen.
ädchen
iesmal
richtig,
ohnen
deito

ammung
Silbe
st, als
ttlung
Dand
Bestes,
ächten.
n Ber-
en ge-
vom
ed um
ar ab-

it, sich
ld ge-
er reich
wurde



Christus in Bethanien. Nach dem Gemälde von G. von Gebhardi. — Siehe Seite 47.
Photographie-Verglag der Photographischen Union in München.

C. Schmitt

flug durch einen Verwandten eingefädelt und zur allseitigen Zufriedenheit abgemacht. Es schloß nur noch die officiële Verlobung, als die Wandertruppe ihre Bühne im Städtchen aufschlug.

Was fiel nur dem armen Hans Gottlob ein, daß er an demselben Morgen, da für den Nachmittag die feierliche Familien-Zusammenkunft verabredet war, mit der tragischen Liebhaberin am Arme über den Marktplatz ging? Die listige Schauspielerin hatte ihn durch Redereien dahin gebracht, daß seine Heirath daran scheitern würde, war ihm nicht eingefallen. Doch die Partie ging zurück wie die beiden anderen.

Hans Gottlob launte im Hause und verschwärmte die Nächte im Städtchen. Die Eltern schlugen ihm vor, zu seiner Zerstreuung eine Reise zu machen, daß er sich die Geschichte aus dem Sinn schlage. Und so geschah es. In einigen Tagen reiste er, und zwar hinter der Wandertruppe her in ein anderes Städtchen, und bald darauf in Begleitung der tragischen Liebhaberin nach Helgoland, wo das Spiel ernst wurde. Es dauerte nicht lange, da zeigte er den Eltern seine Heirath an und zugleich seine demnächstige Rückkehr nach dem Hofe. Die junge Frau schrieb daneben, daß sie um den Segen der lieben Eltern bitte und Frau Winchen die Hand küsse. Es blieb aber bei der guten Absicht. Als sie nach drei Tagen eintrafen, trat sie so fest und sicher auf, als ob ihr selber die Handklöße der anderen gebührten.

Hans Lüders überlebte die Ueberraschung nicht lange. In seiner Krankheit ließ er seine Töchter zu sich kommen, drei stattliche, blühende junge Frauen, und bat die noch im Städtchen lebende Wally im Geheimen, sich recht oft nach ihrem Bruder umzusehen; er hatte die kleinen „Ach leider“ im ganzen Leben nicht so lieb gehabt wie im Tode. Daß er Better Martin ebenfalls im Geheimen gebeten, sich nach dem Hofe umzusehen, war schon vorausgegangen.

Winchen, die sich zu keiner Minute über seinen Verlust tröstete, — so innig hatten sie sich mit einander in ihrer thörichten Liebe zu dem Sohne eingelebt, — zog mit einer jährlichen Pension in die obere Etage von Malchens hübschem Hause. Es war besser, daß sie nicht Zeugin davon war, wie sonderbar die junge Frau wirtschaftete, und wie sie sich langweilte, grenzenlos langweilte. — Nach einem Jahre war der jungen Frau das Landleben völlig zum Ueberdruß geworden, und sie bat viel Besuch nach dem Hofe, besonders Herren, mit denen sie sich so gut es anging, die Zeit vertrieb. Hans Gottlob wurde so ganz darüber von ihr vergessen, daß es jetzt an ihm gewesen wäre, sich zu langweilen. Aber er blieb nicht im Schmolzwinkel sitzen, sondern ritt aus oder ging ins Wirthshaus.

Es hatte böse Scenen auf dem Hofe gegeben, ehe die junge Frau mit einem Anbeter davon ging, — und viele Werthfaden sollte sie mitgenommen haben, sagte das Gerücht. Auf Hans Gottlobs Bitten lehrte die Mutter nach dem Hofe zurück. Sie war eine stille, traurige Frau geworden, und er hielt sich wenig bei ihr auf. — Es sei unmöglich, die Abende mit ihr zu verbringen, behauptete er. Aber auch Wally und Malchen suchten ihn vergeblich heranzuziehen. Sie konnten es sich bald alle nicht mehr verhehlen, daß er nur noch für das Wirthshausleben Sinn hatte, daß er bei Fests- und Spielgelagen mehr und mehr herunter kam. Das einzige Interesse, was ihm außerdem geblieben, seine kostbare Liebhaberei für Pferde verschlang das, was seine anderen Gewohnheiten übrig ließen. So sank er tiefer und tiefer.

Der Hof war verkauft, Winchen wieder zu der Schwester zurückgekehrt. Hans Gottlob, der ein paar Zimmer in ihrer Etage bewohnte, schwankte eines Morgens, nach durchschwärmter Nacht auf das Haus zu, wo Better Martin am Fenster stand. Er sah sehr bleich aus, das unbedeckte Haar wirr zu Berge stehend, der Rock vorne weit offen. Better Martin ging ihm entgegen und führte ihn in sein eigenes Zimmer, um der armen Mutter den Anblick zu ersparen.

„Wie kamst Du denn nur ohne Hut nach Hause?“
„Wa... was? ... Ich muß ihn vergessen haben. Schlecht war er, doch...“ Hans Gottlob sank auf das Sopha zurück.
„Es paßt mir augenblicklich nicht, einen neuen zu kaufen... Na, schon sah es nicht aus, was mein lieber Better Martin? Ich muß am Ende gar bei meinen Schwestern betteln gehen, die sind ja reich... und ich, und ich!“ Da übermannte ihn der Schlaf, aber eine schwere Thräne rann langsam über seine blasse Wange; er weinte leicht, wenn er einen Kauf hatte.
„Ja, ja, so ist es gekommen,“ murmelte Better Martin, das noch hübsche, verführte junge Gesicht einen Augenblick betrachtend:

„Ach leider“ tragen seidene Kleider,
An Gottlob hatt' keen' Hout opp'n Kopp!

Nachdruck verboten.

Essay wider Essays.

Von W. Noeldeken.

Bisweilen schreibe ich auch einen Essay, z. B. den vorliegenden. Aber das schadet nichts, es wird sich schon herausstellen, daß ich nicht gegen mein eigen Fleisch und Blut arbeite und wüthe. Zudem wer Wissenschaftlichkeit, so rechte Klartiefe Wissenschaftlichkeit zum Umerkmal eines Essays macht, wird dieses oder dem ähnliche Schriftstücke nicht einmal mit solchem ehrenvollen Namen bezeichnen.

Uebrigens bin ich bei meiner zeitweiligen Schreibseligkeit dauernd Neurasthener. Warum sollte ich auch nicht? Da ich nicht einmal zu den Radfahrern zähle, kann ich mir wenigstens diese Moderkrantheit des scheidenden Jahrhunderts leisten. Leidlich vornehm ist sie, wie früher das Podagra bei Leuten, die zu gut gelebt hatten. Also reine Herz-Neurasthenie! Der gewissenhafte Beamte, Familienvater und Mensch schlechthin hat sich aber möglichst lange für Staat, Familie und Menschheit zu erhalten. So ziehe ich denn jedes Jahr mit meinem etwas ramponirten Herzmuskel zu seiner Aufmunterung und Erfrischung nach Nauheim. Und wenn ich mich dort von meinem Leiden etwas erholt habe, suche ich wieder mich und meinen Intellekt in der Schweiz zu erholen von dem wahrhaft hirnaustrocknenden Vadeleben.

Also, — ich fahre auf der Thüringischen Eisenbahn zunächst nach Frankfurt a. M.; auf dem Hinwege wähle ich stets die zweite Klasse, weil es weniger ruckelt, zurück öfters die dritte,

weil sie billiger ist, und ich mich auch gern einmal, wenngleich mehr eingepfercht, mit vernünftig redenden Menschen unterhalte.

Neben mir hat ein Mann oder, wie man in der Postersklasse zu sagen hat, ein Herr Platz genommen; die bläulich stark angehauchte Brille läßt die Augen nicht erkennen, dünnes Haar auf dem Kopfe, ein weicher, graumelirter Vollbart, gleichfalls dünn wie ein Getreidefeld bei Mäusefraß, geben weiter keinen Aufschluß über den Charakter des Besitzers. Wie er nervös mit den Troddeln des Fensterriemens spielt, halte ich ihn auch zunächst für einen Neurasthener. Ihm gegenüber sitzt ein niedliches, badeschaltiges Mädchen mit auffallend großen Augen und noch größerem, — natürlich relativ genommen, Strohhut.

Wir befinden uns irgendwo zwischen Weimar und Eisenach, und der Mitreisende hebt in einem Tone, daß ich denke, der Postersitz unter ihm werde sich gleich in einen Katheder verwandeln, also an: „Adda, mein Kind, merke Dir!“

Die Kleine reißt die Augen geradezu Juno-götterhaft auf und spitzt die Ohren, wie ein Trompeterpferd beim Signal zum Einhalten.

„Liebe Adda! Wir befinden uns hier auf der Wasserscheide zwischen Elbe und Weser. Du kannst es Dir sehr schön und leicht merken, denn wir fahren gerade zwischen Weimar und Eisenach, und das sächsisch-thüringische Großherzogthum ist Dir doch aus der politischen Geographie bekannt?“

„Ja, Papa!“
„Wasserscheiden sind außerordentlich wichtig, und man sollte überhaupt, besonders aber beim Reisen, mehr Werth darauf legen. Ich bin im Begriff, über diesen Punkt einen eingehenden, wissenschaftlichen Essay zu schreiben, anknüpfend und gestützt auf meine letzte Vorlesung in unserem Gewerbeverein. Du erinnerst Dich doch noch daran, Adda?“

„Ja, Papa!“
„Zwischen Bebra und Frankfurt werde ich Dich auch noch auf die Wasserscheide der Weser und des Rheines aufmerksam machen, denn derartige Betrachtungen ist erprießlicher und darum befriedigender, als das sinnlose Haschen nach landschaftlichen Bildern, die sich immer wiederholen. Nicht wahr, Adda?“

„Ja, Papa!“
In Bebra mußte ich umsteigen und that es diesmal ausnahmsweise gern, hoffentlich führte mich kein Unstern wieder zu dem Wassermann; ich spürte nicht das geringste Verlangen, den armen, kleinen Badsich noch weiter wissenschaftlich mißhandelt zu sehen, und konnte dem Würmchen doch nicht helfen. Vielleicht hätte das Mädchlein so gern mit seinen großen Augen an Wäldern und Bergen sich erfreut, an den schmutzen Dörfern mit den grünen Wiesen ringsum und den wogenden Getreidefeldern, — aber nein! Der Vaterweisheit beliebte es anders. Da spricht man von der Grausamkeit, eine Gans zu nadeln, was doch zum Besten der Menschheit von gutem Geschmack geschieht, und ein Menschenkind muß sich ruhig und wehrlos stundenlang mit Wasserscheiden füttern und quälen lassen! Ich weiß es nicht, aber ich möchte nachträglich darauf wetten, daß der Wasserscheiden-Propheet seinem Kinde in Bebra keine Tasse Kaffee besorgt hat, er stillt nur Wissensdurst, und Essay-Schreiber sind von Natur grausam. Und ein solches wissenschaftliches Exemplar beschränkt sich leider nie auf einen engen Kreis, es bleibt nicht in der Familie; nie habe ich jenen Tyrannen wiedergesehen, ich bin jedoch überzeugt, daß der große Wasserscheider mit seinen Polypen-Armen nach einem möglichst hohen Procentfuß seiner Mitmenschen angelt, und er wird erbarmungslos seinen Vortrag in erweiterter Form erst mündlich als Wanderlehrer und später leider schriftlich wiederkäuen.

Arme Menschheit! Und das läßt Du Dir gefallen?! Wie viel Quadrat-Kilometer Land, wie viel Millionen Kubikmeter Wasser mögen bei diesen Wasserscheiden-Auseinanderlegungen geschluckt werden müssen, ein Trant nicht ganz so scharf, aber eben so abscheulich wie Scheidewasser! Wie mag es dabei wimmeln von Zahlen und Procenten und Decimalstellen? Der Himmel gebe euch armen Zuhörern und Lesern Geduld oder den erstern einen freundwilligen Nachbar, der bei all zu lautem Schnarchen mit dem Ellenbogen aufhört!

Ja, da sind wir nach langer Wegstrecke über Weimar Eisenach Bebra endlich bei den wissenschaftlichen Essayern angelangt. Muß denn nur die ganze Welt so entsehrlich klug, wissenschaftlich gebildet sein? Die Züchtung von einem halben Duzend Riebsche'scher Uebermenschen erscheint mir durchaus als kein Ziel auf's Innigste zu wünschen, und ich will gern auch die Masse der Menschheit fortfortreiten lassen, aber warum sollen nicht einige tausend oder Millionen Leute ohne astronomische Kenntniß im großen Bären nur ein schönes Sternbild erblicken?

Wer, welche Zeitschrift hat mit den Essays nur begonnen? Gewiß war es gut gemeint und ließ sich auch im Anfang erträglich an. Aber heute? Was wird nicht alles populär-wissenschaftlich auf Gutenberg's Wegen verarbeitet und dann auf den Lesemarkt geworfen? Nicht nur alle vier Facultäten, auch die ganze Welt und noch drei Dörfer, wie der Volkswitz sagt. Freilich komme ich nun in eine üble Sadgasse; über meine eigene Facultät müßte ich aus collegialer Rücksicht schweigen, bei den anderen habe ich nur ein durch feinerlei Fachkenntniß getrübbtes, ungetrübbtes Urtheil. Aber ich meine ja nirgends den Einzelnen, dann auch nicht die Vernünftigen, sondern die Janatiker. Darum also Beispiele später nach freier Auswahl!

Die gründlichen Essayer, zweifelsohne die schlimmsten von allen, beginnen stets mit einer höchst gelehrten Definition, nach deren Schluß man sich unmöglich noch eine Vorstellung von der ursprünglich einfachsten Sache, von dem klarsten Verhältniß machen kann. Es folgt dann Geschichte und ausführliche Literatur über den Gegenstand. Jetzt ist der Zeitpunkt da, ja es ist die allerhöchste Zeit, daß der bildungsbedürftige Leser einschläft, denn die wissenschaftlichen Essays werden als eine Art Nachmittags am besten nach der Hauptmahlzeit (ich bin Arzt und spreche als solcher) auf dem Sopha in halb oder ganz liegender Stellung eingenommen.

Vom Stil, von den schönen Umschreibungen und den unnützen Fremdwörtern mag ich heute gar nicht anfangen; wenn statt Luft: das uns umgebende, gasförmige Medium, statt Nische: die reifenden Verbrennungs-Produkte vorgeführt werden, so kann ich das nicht scharfsinnig, sondern nur albern und abgeschmackt finden.

Am drockigsten von allen Essay-Schreibern sind die feindlichen Brüder, sie treten paarweise auf, wie die allensfalls symmetrischen, aber nie congruenten Handschuhe, und sehen an demselben Dinge, der eine nur Licht, der andere nur Schatten. Von einem

alten Sophisten aus Athen erzählt man, er habe sich gerüthet, daß er in zwei auf einander folgenden Stunden erst einen Essay beweisen und sodann ihn mit Beweisen sofort umstoßen wolle. Bei den feindlichen Essay-Brüdern habe ich immer die Empfindung, als sei jener alte sich brütlende Grieche in zwei Hälften geschnitten, wie der Türke von Umland's Schwabenstreit.
Ob nicht diese Leute nebenher von einer gewissen Art der Geschichtsforschung angefaßt sind? Ursprünglich war man gewohnt, den Liberius, Nero und Herrschergegnossen für Uebelsäuren gerettet und weißgewaschen, und später ist man das wieder darauf verfallen, sie für ziemlich bedenkliche Naturen zu halten u. s. w. Natürlich alles quellenmäßig unterstützt, denn im Quellenpunkt ist der Geschichtsforscher trotz aller Gelehrsamkeit der Essayer gemeinlich der ihnen überlegene.

Jetzt aber zu den feindlichen Essayern selbst, die wir in einigen Beispielen kennen lernen müssen. Wir entnehmen letztere in Erinnerung an unsere einleitenden Wasserscheider der Naturwissenschaft oder -beschreibung, denn diese können nächst der Medicinerei für die am meisten gerittenen Stedenpferde gelten. Zunächst eine schlichte, einfache Ueberschrift: Vom Staube. Nebenbei gesagt liebe sich wirklich darüber vielleicht ganz so trüglisch plaudern, aber das Plaudern ist den strengen Volksgelehrten durchaus ein Greuel. Der geschätzte Verfasser verbreitet sich also zuvörderst über alle Arten von cosmischen tellurischem, natürlichem und unnatürlichem oder künstlichem Staube, welchen letzteren Industrie und Kohlenverbrauch mit sich bringen; er beschreibt auch wohl die Farben von Mäusen und Bäder bis zum Schornsteinfeger. Unzweifelhaft hat er mit der Logarithmen-Tafel ausgerechnet, wie viel Milliarden und Billionen Staubkörnchen auf ein Kilogramm kommen. Der Schluß und Hauptstück, bei dem uns die nöthige Gänsehaar überläuft, bildet der statische Nachweis, daß alles Leben diesem Jammerthale, Erde genannt, vom Staube ausgeht. Gottlob! soll unsere Jurcht vor diesem Glend nicht lang andauern, denn der gegnerische Essayer erscheint schon nach zehn Tagen auf dem papiernen Kampfplatz und erklärt mit der üblichen Bezugnahme auf falsche Darstellungen, daß genannte Staub eigentlich der wahre Wohlthäter des Menschengeschlechts ist. Ohne Staub keine richtige Tropfenbildung in der Atmosphäre, keine Strahlenbrechung, kein Regenbogen, überhaupt kein blauer Himmel, sondern das reine Chaos.

Beruhige Dich also, gutmüthiger Leser, und gehe zu einer anderen Schrifttag über, der von dem Winde, Sturme, von der Zugluft handelt. Zuerst Definition und Theorie der Luftbeweglichkeit; man erfährt den schönen Unterschied zwischen Zug und Ventilation: Wenn sich die Luft in einer Secunde nur so und soviel Centimeter fortbewegt, ist's noch Ventilation, nachher wird es Zug. Gewöhnlich, nein durchweg wird das vergessen, daß die Menschenkinder verschieden empfindlich sind, ich kenne nur den praktischen Unterschied: wenn es mir zieht, ist's Zug, sonst meinethwegen Ventilation. Das Ende des Essays bildet wieder die unangenehme Ueberraschung, daß der einmal unvermeidliche Wind als die echte, wenngleich trübe Quelle aller irdischen Leidens, aller Rheumatismen, Forstschäden, Lungenleiden, Schiffsunfälle anzusehen ist. —

„Warte! Du willst ich heimleuchten!“ denkt und murmelt ein zweiter Kenner, ein ebenso beruhener Zünger der Wissenschaft, und es erscheint ein Aufsatz, der klipp und klar nachweist, daß wir dem Himmel für jeden Wind auf den Armen zu danken haben. Ohne Wind keine Befruchtung des Getreides, also Hungersnoth; ohne Wind kein Aufhören aller epidemischen Krankheiten, also Entvölkerung, ohne Wind keine Schiffahrt, keine Wohlthat! Kurz wir werden windelweich bei dem schauerlichen Gedanken, daß einmal ruhiges Wetter auf Erden sein könnte.

Auch die Reibung bildet einen sehr angenehmen Artikel zu wissenschaftlichen Verarbeitung. Der Reibungs-Coeffizient ist ein statisch gelehrtes Wort, und je höher seine Decimalstellen desto tiefer die Weisheit des Schreibers. Diese abscheuliche Reibung (in der Politik sagt man Friction, oder heißt dafür das deutsche Wort Reiberei?) entpuppt sich als ein recht hinterlistiger Heim aller Erdwohlthat. Ein großer Theil der mühsam erzeugten „Kraft“, — auch ein beliebtes Kraftwort, — geht schonungslos durch diese häßliche Reibung verloren. Die Reibung ist nämlich, — das aus dem entgegengekehrten Bestreben einer mit Beharrungs-Vermögen behafteten Materie und einer treibenden Kraft resultirende Moment.“

Wenigstens irgend so etwas Unerhörtes ist Reibung. Ohne diese Reibung würden wir erwachsenen Menschenkinder vermuthlich mit einem paar Stiefel durchs ganze Leben wandern (womit freilich Schuster und Schuh-Fabrikanten nicht zufrieden wären); die von der geriebenen Luft nicht mehr getriebene Locomotive würde mit der Hälfte der Kohlen und doppelter Geschwindigkeit arbeiten (freilich hat sie an der Schiene unten die vertrackte Reibung wieder nöthig). — Ja, — ohne Reibung kein böses, trüges Weltall denkbar!

Nache und Widerspruch, schlimmer als in den schüchternen, oben benützten Klammern, schlummern nicht. Wenn der Schriftleiter, der den Reibungsartikel annahm, ihn nicht ergrimmt in den Papiertorb schleudert, kann er in der übernächsten Nummer seiner Zeitschrift bereits ein Schriftstück bringen, das von der weltallgrundlegenden Wirkung, von der Unentbehrlichkeit der Reibung ein einwandfreies Zeugniß ablegt. Nur die wohlthätige Reibung ist es ja, die jeden Regentropfen hindert, uns tod zu schlagen; wenn sie aufhörte, würden uns die Kleider vom Leibe fallen; ja, das Entsehrlichste auf unserem Planeten: Die Radfahrer könnten ohne Reibung ihr blipbedämendes Dasein schlechterdings nicht weiter führen.

Soll ich noch beispielsweise zu den kleinsten, erbärmlichsten Lebewesen heruntersteigen, — um mich bei Gebildeten verständlich auszusprechen, zu den Mikro-Organismen? Ein Beispiel aus meiner medicinischen Facultät, die mit der Naturwissenschaft nicht nur Nahrung, sondern Gottlob! einen gemeinsamen, jährlichen Congreß hat! Die Bacillen, — brrr! brrr! Wer will bezweifeln, daß Vätern, Müttern, Melancholikern ein so recht gepfeffertes, populär-wissenschaftlicher Bacillen-Artikel die Nachtruhe rauben kann? Aber wenn es schon einige Beruhigung gewährt, daß man bei sonst leidlich gesundem Magen einige, selbst verschiedenartige Tausende von den kleinen, unlieblichen Kadern täglich sehr gut vertragen kann und unbewußt solche gemüthlich bringt, so folgt bald ein richtiger Trostaussatz von einem waderen Bacillen-Freunde, der uns kund thut, daß ohne diese nothwendigsten Schwerenöther im Haushalte der Gesamtnatur unsere Erde schon eben so tod wie der Mond sein müßte.

denn Faulnis, Gährung, Zerlegung bringen frische Keime, ohne Dung seine Ernte, — und „neues Leben wächst aus den Ruinen.“

Ich denke, es ist genug gebräutelt. Bei Zeus und allen Göttern, die zu ihrem olympischen Glück und Behagen noch nichts von Bacillen wußten! Der frommen Denkart keimfreie, einwandfreie Milch wird dem fröhlichen Menschen in gährendes, bacillenschäumendes Drachenblut umgewandelt mit all der Belehrung und Befehung; wer sein bißchen Verstand aus all dem Für und Wider noch ziemlich unbeschädigt herausrettet, kann von vielem Glück sagen.

Bei allem wissenschaftlichen Hin- und Herzerren möchte man schließlich rückwärts zu dem alten, jetzt abgedankten Hegel flüchten und mit ihm sprechen: „Alles was ist, ist vernünftig, — mit Ausnahme der Menschen, der Esfaher.“

Männer des Wissens! Macht euer ignoramus-ignorabimus und noscimus-noscimus gefälligst unter einander aus! Gönnt den harmlosen Mitgeschöpfen, denen „das Wissen der Tod ist“ ein wenig Leben, Irrthum, Blindheit, Dummheit! Das ewige Herumtanzen auf fremder Leute Verstandeslasten ist ein unbilliges Vergnügen.

— Will jemand einen Segen-Essay wider dies vorliegende, nunmehr gleich schließende Schriftstück abfassen, wobei man wigig an die ersehnte Dummheit anknüpfen könnte, — gut! Will niemand anbeissen, und wollen die Weisen mich mit stummem Ahselzucken strafen, — auch gut! Es kommt schließlich auf eins hinaus, ob man todgeschlagen oder todgeschwiegen wird, und ich tröste mich in jedem Falle mit dem Taciturnus: „Neues Leben wächst aus den Ruinen.“

Nachdruck verboten.

Ein Traum, — ein Leben.

Erinnerungsblatt von P. Bellardi.

Ange, lange ist's her, — da lag am Main zwischen wogenden Kornfeldern ein Knabe; die Arme hielt er verschränkt unter dem Kopfe, die Mütze deckte das Gesicht. Heiße Mittagsluft zitterte über den Halmen, ein geheimnisvolles Flüstern und Raunen ging durch die stille Breite; Lerche und Nebuh'n lagen mit losen Flügeln in der braunen Furche, nur die Grille sang unablässig ihr eintöniges Lied. Da bewegten sich plötzlich die Aehren inmitten der Flur, — die „Kornfrau“ schritt unsichtbar am Main entlang und rührte leise mit ihrem Zauberstabe das träumende Menschenkind. Mit der weißen Hand strich sie ihm über Stirn und Haar, — da stiegen gleichende Bilder der Zukunft in ihm auf, Schlachtenruf und Kriegsgetöse, blizende Waffen und höfischer Glanz; und die Fee führte ihn an der Hand, vorwärts, hinaus in die Höhen der Menschheit, wo Macht und Reichthum gebieten. Er sah sich unter den Großen der Erde und stand am Throne des Herrschers, das strahlende Licht rings blendete ihn, — rasch mußte er die Augen wieder schließen, die von der Sonne getroffen wurden: ein Traum, und doch, so klar und deutlich stand alles vor ihm; noch sah er, wie die Göttin winkte und ihn aufwärts trug!

Und der Traum wurde Leben. — Christian ging nach wie vor aufs Feld und hütete die Kühe seines Vaters; aber es war ein eigener Geist in ihn gefahren. Heißhungerig verschlang er die Bücher, deren er habhaft werden konnte; der alte Lehrer der Dorfschule lieh, was er hatte, und das war nicht viel, — wir stehen in der Zeit der ersten französischen Revolution, — der Pastor des Ortes half weiter und führte den Ehrigen sogar in die Geheimnisse der lateinischen Sprache ein; schließlich gab der Vater, ein einfacher Kossäth oder „Stellenbesitzer“, wie man in Schlesien sagt, dem Rathe der Alten und dem Flehen des Jungen nach und that ihm auf das Gymnasium nach Breslau. Die guten Leute aber hatten die Rechnung ohne den Landrath gemacht; der erhob Einspruch dagegen, „daß gemeine Leute so hoch hinaus wollten,“ auf Umwegen setzte er seinen Willen durch, und Christian mußte wieder, kaum daß er aus dem Berne des Wissens geschöpft, in die Heimat zurück.

Da schwoll ihm das Herz, — hinaus in die Welt, frei von diesen drückenden Fesseln! Wie konnte sein glänzender Traum hier in Erfüllung gehen? Darum fort! — Heimlich packte er sein Mäntel, mit heißen Thränen nahm er von Vater und Mutter stillen Abschied, und dann hinaus in die stille Nacht, einer ungewissen Zukunft entgegen. Noch einmal umfahnte sein rückblickendes Auge das liebe Rupperdors, seine Heimat, dann setzte er den Wanderstab fest auf und eilte raschen Schrittes dem aufstimmenden Morgenroth entgegen. Und neben ihm schritt das Glück.

Die Erde war erfüllt von Kriegsgeheul; bald da, bald dort loderte verzehrender Brand auf, und die ganze Welt war entsetzt über die Greuel auf Frankreichs Erde. Auch Preußen stand in Waffen. Christian fand bald ob seiner schönen Handschrift Dienst bei einem Kriegsrath in einer oberschlesischen Stadt. Das Brod war kümmerlich, aber es reichte, und oft wurde es noch getheilt mit einem jungen Kapuziner, der sich innig an ihn, den Keper, ansetzte; und der Mönch ward zum Traumdeuter; er zeigte den Weg, der in die Höhe führt, er lehrte den Freund, wie man mit Großen umgehen und Flug sein müsse. — Die Lehrjahre waren keine verlorenen. Christian ward bald Sekretär des Generals von Mengden und dann Beamter bei der preussischen Regierung in Warschau. Als aber im Jahre 1806 der gewaltthätige Cäsar Napoleon das Vaterland in den Staub warf, da stand Christian Rother abermals vor dem Nichts, — sein Traum schien zerronnen. Anstän und schüchtern fuhr er hier- und dorthin, und doch schien er den Feinden schon bedeutung genug, ihn für längere Zeit in enger Haft zu halten, ja ihm den Prozeß als „Hochverräter“ zu machen. Ein edler Pole befreite ihn und bot ihm guten Dienst in Polens Solde; doch Rother blieb seinem gednehteten Vaterlande treu, obgleich es ihm nichts bieten konnte. Ostpreußens Hauptstadt nahm ihn gastlich auf, und hier trat der Sohn des Dorfes jenen vielgenannten Männern näher, welche damals und später des Vaterlandes Geschick bestimmten. Namentlich war es Stein, der an dem tüchtigen, freimüthigen Beamten Gefallen fand; er empfahl ihn weiter, und Altenstein, damals Finanz-Minister, rief Christian Rother nach Berlin.

Am Weihnachtsabend 1809 betrat er den Boden von Preußens Residenz. Bald ward der einfache Rechnungs-Rath die rechte Hand seiner vielbeschäftigten Vorgesetzten, die in der allgemeinen Noth oft genug keinen Ausweg wußten. Hardenberg schenkte ihm sein unbeschränktes Vertrauen, und die Ereignisse rückten

den rastlos thätigen Mann immer mehr in den Mittelpunkt des gesammten Finanzwesens. Im Frühjahr 1813 ging er mit Hardenberg nach Breslau, und hier war es, wo er dem Könige vorgestellt und warm empfohlen wurde. Immer weiter aufwärts! Der Krieg brach aus. Vom Könige war der Staatskanzler persönlich für die Soldzahlung und Verpflegung der Truppen verantwortlich gemacht, — der aber verließ sich auf Rother, seine sichere Stütze, in jeder Noth ein treuer Helfer. — Es würde zu weit führen, wollten wir die Thätigkeit des nie Ermüdeten im einzelnen schildern. Nach dem Friedensschlusse, der ihm unter anderen Ehren auch das Eiserne Kreuz am weißen Bande brachte, war es seine Haupt Sorge, das gesammte preussische Credit- und Staatsschulden-Wesen von Grund aus zu reformiren, — und das ist ihm glänzend gelungen.

Von Stufe zu Stufe trug's ihn empor, den einfachen Mann mit Dorfschulbildung. — 1815 stieg er vom Rechnungs-Rath zum Geheimen Ober-Finanzrath und Ministerial-Director, 1820 zum Präsidenten der Staatsschulden-Verwaltung und Chef der Seehandlung auf; 1836 erreichte er die höchste Staffel der Beamtenlaufbahn: er wurde königlicher Staatsminister und bald darauf geadelt. Zu seinem goldenen Dienstjubiläum (1847) verlieh ihm Friedrich Wilhelm IV. den Orden vom Schwarzen Adler, und im Frühjahr 1848, vor jetzt fünfzig Jahren, zog sich der alte müde Mann, nach einer Laufbahn ohnegleichen, zurück; selbst den Besten seiner Zeit hatte er genug gethan, nun wollte er der Ruhe pflegen.

Wie tiefe Spuren hat seine rastlose Thätigkeit zurückgelassen! Gedend, daß er selbst gerietst ein armer Junge war, hat er nach den verheerenden Kriegen die Kinder auf den Straßen der Großstadt gesammelt und ihnen, die der Verwahrlosung anheimzufallen drohten, ein Heim geschaffen, damit sie zu tüchtigen Menschen erzogen würden. Noch heute besteht die von Rother gestiftete, in reichem Segen wirkende Anstalt; draußen im Borort Zehlendorf erheben sich jetzt ihre weitläufigen Gebäude. Die dankbare Stadt Berlin aber ernannte den warmherzigen Menschenfreund zu ihrem Ehrenbürger.

Wer ehedem in Noth gerieth, fiel oft dem Bucharer in die Hände; einen anderen Ausweg gab es nicht, wenn sich nicht milde Herzen öffneten. Da schau Rother das königliche Leihamt in Berlin, wohin auch die Armuth sich wenden konnte, um gegen Unterpfand und billigen Zins der augenblicklichen Noth sich zu erwehren, bis bessere Zeiten kamen.

Noch mehr: wie oft war ihm der stille Gram, daß nicht zur Schau getragene Leid begegnet; er hatte schon Augen dafür, denn er kannte es ja aus eigener Erfahrung. Besonders ging ihm das Elend zu Herzen, dem allzu oft die „Töchter der besseren Stände“ anheimfielen. Damals, nach dem großen Kriege, gab es der Erwerbsquellen für sie nicht so viele, wie heute, fast alle Berufsarten waren ihnen verschlossen, das fluthende Leben ließ sie abseits ziehen. Und ob auch ihre Väter zu tausenden auf dem Schlachtfelde ihr Leben gelassen hatten, — das Vaterland hatte für sie, die mittellosen Töchter, nicht viel übrig. Da rief der edle Rother jene Stiftung ins Leben, die seinen Namen noch heute trägt und noch heute hunderten von „älteren unverorgten Töchtern königlicher Beamten und Offiziere“ eine Stütze und ein Zufluchtsort für die alten Tage ist. 1842 wurde das „Stiftshaus“ (seinen Namen hinzuzufügen vermied der bescheidene Mann), am Halle'schen Thore in Berlin eröffnet, — der Bau kostete etwa 50 000 Thaler, — 1895 wurde das Haus mit seinem weiten Garten für fast zwei Millionen Mark verkauft, und gegenwärtig erhebt sich ein neuer, schöner Bau im Borort Lichterfelde, der im Sommer dieses Jahres von den Damen wieder bezogen werden soll.

Mit allen Fasern seines Herzens hing Christian Rother an der alten Heimat. Und einst, als er die höchsten Staffeln schon ersteigen, an Gut und Ehren reich, war er wieder in seinem lieben Rupperdors; langjamem Schrittes, da und dort alte Schulgenossen herzlich grüßend, ging er hinaus, wo einst des Vaters Aker war, — wie damals, alles still ringsher, die Grillen zirpten, „hellhörig“ war die Lust und trug den fernen Ruf des Hirten, den leisen Glodenhall herüber. Und wieder nahte sich die gute Fee des Feldes und rührte leis den Sinnenden: „Der Traum ist Leben nun geworden, das Leben schuf die That, und Deine That war gut, — Du kannst nun ruhn von schwerer Arbeit!“ — Auf Schlesiens Fluren fand der brave Mann die letzte Ruhe. —

Nachdruck verboten.

Christus in Bethanien.

Nach dem Gemälde von E. v. Gebhardt. — Siehe Seite 45.

Wir leben künstlerisch in einer Zeit der seltsamsten Gegensätze. Die „Alten“ und die „Jungen“ stehen einander schroff gegenüber. Und der am Kampf persönlich unbetheiligte Laie wendet sich herzlich und dorthin, — und steht vor einer überaus schwierigen Entscheidung. Die innige Anlehnung an die Natur, die Furcht vor allem Gemachten und Gelehten, das starke, ursprüngliche Empfinden der „Jungen“ zieht ihn mächtig an; aber das waghalsige Abschreiben derselben Natur, auch wo sie abstoßend und häßlich wirkt, das Haschen nach Farbenwirkungen, auch wo sie ästhetisch unmöglich und unerlaubt sind, die unmittelbar greulichen Wirklichkeiten, die sie uns aufdrängen, weil einmal vorhanden: — die treiben uns wieder zurück. Die Kunst hat, — hundert Jahr nach der Literatur, — ihre Sturm- und Drangperiode in unseren Tagen durchzumachen. Von den alten Akademikern wird, wenn der Kampf ausgefochten ist, nicht viel übrig geblieben sein; aber auch die „Jungen“ werden viel ablassen müssen; und dann wird eine starke, stetige und geklärte Kunst aus dem Kampf der Parteien entstehen. Die starken Schläge des Pendels werden sich allmählich ausgleichen, — bis ein neuer Antrieb ihn wieder in Bewegung setzt.

Gebhardt hat unter den Neueren, wenn auch nicht unter den „Jungen“, eine ganz eigenartige Richtung eingeschlagen. Während Bldorfst und Pfannschmidt dem weltfremden und weltfremden Idealismus in ihren biblischen Bildern huldigen und Gestalten überirdischer Herrlichkeit auf die Leinwand bannen, gehen Freig. Uebe, Liebermann und Gebhardt einen ganz anderen Weg. Sie greifen in ihren Bildern aus dem Leben des Herrn ins volle Menschenleben unserer Tage oder unseres Volkes hinein. So Gebhardt in dem Bilde: „Christus in Bethanien.“ Christus selbst ist, bis auf das überlebensmäßige Gewand, ein blonder, hellhäutiger deutscher Wanderlehrer, der Einkehr gehalten hat in

einer deutschen, mittelalterlichen Bauernstube, in deren Hintergrunde die bei der Wäsche beschäftigte Magd mit dem Anecht plaudert, in der Küche mit den kleinen bleigefassten Scheiben und dem blanken Zellergeschirr. Neben an im Wohnzimmer sitzen sie im eifrigen Reden und Horchen um den eichenen Luthertisch mit den gedrehten Beinen und der gewachsenen Platte. Vorm Kamin, über dem das Wappen der Familie prangt, sitzt im geschützten Sessel der Herr und redet, sanftmüthigen Angesichtes, auf Maria und Lazarus ein. Maria ist ein kerndeutsches, nachdenkliches, weltvergessenes Gretchen, die ihre blonden Böpfe um den Kopf geschlungen hat und die Hände andächtig gefaltet hält; Lazarus ein derber Landjunker in Stiefeln und Schabe, der von dem aufgeschlagenen Testament auf-, und dem Herrn tiefinnig zustimmend in die Augen blickt. — Beide sehen und hören nichts, als ihn allein. Am Ende des Tisches steht Martha, die ältere Schwester; sie hört wohl auch zu, — aber es läßt ihr keine Ruhe mehr. Sie kommt aus dem Garten mit einem Korb voll Gemüse zur Abendmahlzeit. Die sollen zubereitet werden zu des Leibes Nahrung und Nothdurft, Pflicht und Arbeit rufen, und ein leichter Zug von Ungeduld liegt auf ihrem Gesicht. Sie ist im Begriffe, den Herrn zu unterbrechen: „Herr, fragst du nicht darnach, daß meine Schwester mich allein dienen läßt?“ so die beiden aus ihrer seligen Versunkenheit wendend.

Innig und fremdartig zugleich mußteth uns das Bild an. Es will unserem Empfinden näher kommen durch die Entdeckung des Vorganges aus seiner Urzeit in eine uns mehr bekannte und deutsch anheimelnde Umgebung. Das Bild ist fraglos „modern“. Und doch ist diese Auffassung nicht durchaus neu. Kein Geringerer als Membrandt hat ihr seiner Zeit schon Ausdruck gegeben. Sein „Jesus erweckt den Lazarus“ versteht uns auch in eine Zeit und Umgebung, die mit der biblischen nichts gemein hat. Und so die ganze Historienmalerei der älteren Schulen mit ihrer treuherzigen Wiedergabe der Gebäude, der Gewandungen und Gestalten ihrer Tage. Man vergleiche nur die alten Bilderbibeln. Aber was bei ihnen reinste Nativität ist, das ist bei Gebhardt bewußtes und Zweck wollendes Thun. Er weiß, es war im Orient zu Christi Zeiten anders; aber er will als Deutscher zu deutschen Gemüthern reden, und er macht aus seinem Christus darum einen deutschen Heliand. Und ob es uns, die wir alle noch im Bann des Materialismus und des Idealismus stehen, auch zunächst fremdartig anmuthet, etwa als wenn uns eine Uebersetzung des Neuen Testaments in unserer heutigen Umgangssprache vorgelegt würde: Das Bild hat seinen unverkennbaren Werth in seiner inneren Wahrhaftigkeit und seiner stillen, innigen Schönheit. Die Wahrheit Christi gilt eben zu allen Zeiten.

P. G. Heims.

Nachdruck verboten.

Das Lesler-Zimmer im Wiener Kunstgewerbe-Museum.

Von Natalie Bruck-Ruffenberg.

Siehe die Abbildung auf Seite 44.

As im Wiener Kunstgewerbe-Museum ausgestellt, zeigt das Lesler-Zimmer recht deutlich, welche Resultate erzielt werden, wenn Künstler von Beruf und Bedeutung ihre geistige Kraft in den Dienst der Ausschmückung unserer Wohnräume stellen. Nicht ein einzelnes Gerath oder ein paar von Künstlerhand entworfene Teppiche oder dergleichen geben dem Zimmer das Gepräge, sondern es macht erst dann einen tieferen Eindruck auf den Beschauer, wenn der ganze Raum bis in seine kleinsten Einzelheiten hinein einen künstlerischen Gedanken verwirklicht, wenn alle Entwürfe von Künstlerhand herühren und nur dem Decorateur und dem geschickten Handwerker die Ausführung überlassen blieb. Darauf beruht auch der große Eindruck, den das sogenannte Lesler-Zimmer macht. Drei junge Wiener Künstler, der Maler Heinrich Lesler, der Architekt Josef Urban und der Bildhauer Franz Mathausky, lauter ganz „Neuzeitliche“, haben einmüthig zusammengewirkt und jenes Zimmer geschaffen, welches vom Decorateur Schönthaler exact ausgeführt wurde, und von dem wir im vorliegenden Heft eine Abbildung veröffentlichen.

Die Tapete von Lesler zeigt auf nitgrünem Grunde ein Muster von lila Passionsblumen in edler Stillirung, ein breiter Hohlkehlenfries schließt nach oben ab, er zeigt auf mattvioletttem Grunde japanisch gehaltene, mattrothe Rosenblumen-Büschel und Vögeln; graugrüner Atlas bespannt faltig die Decke, deren Mitte eine Art vieredriger Glaskasten mit in Blei gefassten, bunten, vorwiegend himmelblauen Verglasungen einnimmt, hinter denen sich elektrisches Licht befindet. Gleich originell sind ganz oben in den vier Zimmer-Ecken langstengelige Beleuchtungskörper mit Glühlichtern angebracht. Um das ganze Zimmer läuft in Brusthöhe eine Bekleidung aus polirtem Kuchholz mit lichten Intarsien in einem an ägyptische Motive mahnenden, langstengigen Ornament; Kupferbeschläge halten ringsum Klappen fest, die sich als kleine Wandtäfelchen bequem herunterklappen lassen, sie dienen auch als Träger für eigenartige Vasen und lichtgrün-goldbe patinierte Büsten und Statuetten von Mathausky. Zierliche Mahagoni-Möbel von wunderbar geschwungenen Formen mit Zwischenbeilen von glänzenden Bronzebraut-Spangen sind mit wassergrünem Noiro bezogen, auf dem leuchtendrothe Rosenblumen, — das Leitmotiv des Raumes, — ägyptisch-altenglisch stilisirt eingestickt wurden. Die gleiche Blume, aber in Zahrosja, steigt vom Unterrande der breiten cremeweißen Wollvorhänge der Erker-Abtheilung hoch empor; durch die breite Mittelscheibe des Erkers, die mit einem leichten Vorhang behängt ist, hat man eine freie Aussicht; die Scheiben rechts und links zeigen entzückende Märchenbilder in Glasmalerei von Lesler: Aschenbrödel mit der Fee und Dornröschen in der Rosenhede. Am Fenster Sims stehen Majolica-töpfe mit Farnen. Zwei breitlehniqe Eckstühle im Erker zeigen hochinteressante Applications-Polster nach modernster Zeichnung. — „Schwanenteich“, „Passionsblumen“, „Käseförmchen“ von Lesler; Stücke von einzig dastehender Originalität. Das Entzücken der Damenwelt ist der Paravent aus Mahagoni-Holz mit altblauer Japanseide bespannt und mit prächtigen Wiedermaier-Bildchen in Applications-Stickerei geschmückt; das Stück hat unbeschreiblichen Reiz. Selbst die Teppiche „Rosenblumen“-

und „Drachenkampf“ sind von Dinglay in Wiener-Neustadt nach Lesler's Skizzen gewebt.

Der Hauptgegenstand des Zimmers aber, dem auch der Preis der Eigenart gebührt, ist Urban's „Hochzeitschranz“ aus rothem Mahagoni mit Silberbronze-Beschlägen; der Obertheil ist die „Brauttruhe“, in der man durch ein Glasfensterchen seitwärts den darin aufbewahrten Myrtenkranz und das Brautkleid sieht; auch der Briefwechsel des Brautpaares und sonstige Andenken finden darin Platz. Das Portrait Josef Urban's und seiner jungen Frau in getriebenem Silber schmückt die Truhe, ebenso reiche Beschläge, an denen der Myrtenkranz als



Prinz Ernst von Sachsen-Altenburg und Gemahlin.

Ornament stetig wiederkehrt. Eine verblüffende Wirkung übt die Wanduhr mit vieredigem Zifferblatt aus, an der in getriebenem Metall verschiedener Färbung die Tageszeiten symbolisirt sind. An dem Sopha ist einseitig ein Büchergestell angebracht, dessen Inhalt allerdings etwas beängstigend auf den Kopf zu fallen droht, wie die Kritik tadelnd bemerkte, — aber hübsch ist's doch. — Außerordentlich interessant ist es aber, wie sich in dieses allmodernste Interieur der Schmuck aus Kunstobjecten verschieden-modernerer Manier sozusagen einzig einfügt, — sodas man sich sagen muß, nur das könne hier Platz finden, und nur hier könne es richtig wirken. Die licht spangrün-goldenen Sculpturen, das lebensgroße Frauen-Portrait allerletzte Wiener Erfindung von Graf: primitivste Contourlinie in Kohle auf grauer Pappe, — das impressionistisch-fühne „Mohnfeld“ von Kaufmann als Supraport, zum Zimmermotiv wie geschaffen, das in lila Nebelstimmung in Pastell nachlässig hingeworfene Brückenbild, lauter Dinge, die noch vor ein paar Jahren in einer Gemälde-Ausstellung uns den gewissen Riß durch die Nerven gegeben haben würden, sie sagen uns, welch gutes Anrecht sie für eine kommende Zeit haben, wo man ein Bild wahrscheinlich nach seiner Farbestimmung und seinem Gesamteindruck zum Raume lausen wird und nicht bloß nach dem Prinzip, daß Stillleben und altniederländische Bauern im Speisezimmer, Blumenstücke im Voudoir, und Landschaft- und Historienbilder im Salon aufgehängt werden müssen.

Heinrich Lesler, der vor zwei Jahren durch seine Illustrationen zu dem Andersen'schen Märchen „die Prinzessin und der Schweinehirt“ berechtigtes Aufsehen machte, ist der Sohn des Wiener Malers Josef Lesler, dessen Kinderreise allgemein bekannt sind. Lesler studierte in München und Wien und vereinigte sich seit einiger Zeit mit dem Architekten Josef Urban zu gemeinsamem Schaffen. So entstand zuerst ein selbstsam schauerliches Aquarell, welches den beiden Künstlern die goldene Medaille einbrachte, und in jüngster Zeit folgte ein Cyclus sehr schöner Illustrationen in Federzeichnung zu dem Musäus'schen Märchen „Rolands Knappen.“ Nun hat sich den Zweien noch der Bildhauer Franz Rathausch zugesellt, und die drei Künstler haben in dem Zimmer ein Werk geschaffen, welches dem Kunstfleiß Wiens zu hohen Ehren gereicht.

Kachdruck verboten.

Bauernhaus im Schwarzwald.

Nach dem Gemälde von W. Hasemann.

Siehe Seite 41.

Die Schwarzwaldlandschaften gewähren einen äußerst lieblichen Anblick. Wenn auch die Grundstimmung in Folge der mit Nadelholz überwaldeten Bergkluppen meist ernst ist, so wird sie doch gemildert durch reizende kleine Seitenthäler, frische Bächen, über Baumstämme und Steine lustig dahinfließende Bäche und vor allen Dingen durch die in malerischer Abwechslung eingestreuten Bauernhöfe. So ein schwarzwälder Bauernhaus macht einen ungemein anheimelnden Eindruck, selbst auf den verwöhnten Großstädter, der im Sommer in den Schwarzwaldbergen herumlettert, und der bisher geglaubt hat, nur in einer Wohnung mit Parkett und Stuck ließe sich ein menschenwürdiges Dasein führen. Hier ist allerdings von der überfeinen Kultur nichts zu spüren, die Bauart der Häuser ist höchst einfach: sie haben nur ein Stockwerk und sind ganz aus Holz gebaut. Die Wände bestehen aus über einander gelegten Balken, die außen und innen mit Brettern verschlossen

und überdeckt sind; das große Strohdach reicht weit herunter, es springt auf drei Seiten weit vor und unter ihm ziehen sich Galerien oder Lauben hin. Unter demselben Dache befinden sich die Wohnungen der Menschen, der Stall für das Vieh und die Scheuer, zu welcher auf der Rückseite des Hauses, das sich meistens an einen Bergabhang anlehnt, auf unterbaute, breitem Fahrweg die Heuwagen unmittelbar hineingeführt werden können. Die niedrige Wohnstube, durch deren Fenster nur das nothdürftige Licht hereinkommt, ist einfach und schmucklos, ebenso die Einrichtung, die sich nur auf das Allernothigste beschränkt. In keinem Hause aber fehlt der kolossale Kachelofen mit seinen steingedeckten, übereinander geschichteten Ofenbänken. Das Wohnzimmer ist der eigentliche Sammel- und Mittelpunkt des Hauses, und um den Kachelofen spielt sich besonders in den langen Winterabenden das Familienleben ab, das uns Auerbach, Reich, Hebel und Hermine Billinger so anziehend beschrieben haben. Da schnitzelt der „Ketti“ seinen Tabak, und die „Marei“ luegt ihn freundlich und bittweise an: „Verzeih' us näumtis, o Ketti, weisch, so wieder wie necht letzte Nacht, wo's Chüngli (Kunigunde) het wolln vertschloffe!“

Und 's Chüngli und 's Annebäbi und d' Marei rücken unterdessen mit den Chunkle (Spinnrocken) näher an's Licht und spannen die Saiten des Spinnrades und bestreichen das Mädchen mit einem „Schwärtli“ von Speck und zupfen einander am Kermel; und der Joppi (Jakob) nimmt eine Hand voll Lichtspöhn, setzt sich an das Licht und spricht: „Das will ich verrichte“, und der Hansjerg liegt den langen Weg über dem Ofen, luegt herab und denkt: „Da droben hör' ich's am beste und bin niemand im Weg.“ Und nun fällt der Ketti sein Pfeifchen, hebt's unter den Leuchtspah, zündet an und trinkt in gierigen Zügen, bis es brennt, und erzählt die schaurig-schöne und zugleich moralisch-lehrhafte Geschichte vom „Charfunkt“. Die Beleuchtung der Stube ist freilich mangelhaft; sie geschieht durch die aus Buchenholz selbstgefertigten Spähne, die einzeln auf einen hölzernen Stock gesteckt und immer neu ersetzt werden, wenn sie abgebrannt sind, welches Geschäft der Erneuerung in unserem Hebel entlehnten Bilde eben der Joppi zu besorgen versprach. Jetzt freilich ist diese uralte Beleuchtungsmethode im Schwarzwaldhaus, an der das Del-, Talg- und Stearinlicht, als zu theuer und unpraktisch, spurlos vorübergingen, durch das Petroleum und eine für „die Stube“ entsprechend construirte Lampe fast ganz zu Grabe getragen.

Unsere Kinder.



Lieber Herr!

Ich schick Dir die Photographie, und der wo die Hös anhat, das ist der Sepp. Ich heiße Wally Ziegtrum und bin vier und ein halbes Jahr alt, bin ein großes Mädel schon. Ich habe eine kleine Schwester und eine große Schwester, und einen Bruder habe ich auch noch, den Fritz. Beim Hausbräu zu Holzkirchen im Rindszimmer wohn ich, und in Tegernsee bin ich schon gewesen und in München auch, mit der Mama. Mein kleines Schwesterl heißt Lotte, wir sagen aber Wirbel. Ich hab auch eine Mama, die ist in Eterwangau zusammengefallen und hat sich am Knie sehr weh gethan.

Schönen Gruß von Sepp und Wirbel

Deine liebe Wally.

Wally hat den Brief ihrer größeren Schwester diktiert.

Kachdruck verboten.

Etwas von der Stubenfliege.



in altes Sprichwort, welches unter der Landbevölkerung Norddeutschlands im Gebrauch ist, sagt: „Fliegen im Winter bringen Geld.“ Der Dorfbewohner achtet daher im Winter genau an die im Zimmer sich aufhaltenden Fliegen an, weiß, wieviele er bis zum Frühjahr „durchgebracht“ hat. Wir wollen dem Ursprunge dieses Sprichwortes nicht nachforschen, können aber nicht umhin, festzustellen, daß die alte Bauernregel nicht so ganz Unrecht hatte, als sie die Fliege gewissermaßen als nützliches Thier hinstellte. — Wenn man eine Fliege betrachtet, die sich nach einem Fluge durchs Zimmer zum Kästen niederlegt, so sieht man, daß sie zuerst die Hinterfüße gegen einander reibt, dann mit diesen über Flügel und Hinterleib fährt und sie wieder an einander reibt und hierauf mit den Vorderfüßen ähnliche Bewegungen macht. Man könnte annehmen, die Fliege reinige sich auf diese Weise, wird in dieser Annahme aber schwankend, wenn man beobachtet, daß das Insekt die Stelle, an der es die angebliche Reinigung vorgenommen hat, sorgfältig mit dem Saugrüssel betupft. In der That verzehrt die Fliege eine Menge Parasiten, die sie durch mikroskopische Untersuchungen festgestellt wurde, von ihrem Körper abgestreift hatte. Fliegen, die sich in Zimmern mit verdorbener Luft aufhalten, sind wohlgenährt und zahlreich mit Parasiten bedeckt, während solche an gutgelüfteten Orten mager und fast frei von Parasiten sind. Zieht man ferner in Betracht, daß in Zimmern mit reiner Luft die Fliegen sich nur in geringer Zahl aufhalten, so scheint erwiesen zu sein, daß diese lästigen Zimmergenossen, indem sie sich ihre Nahrung suchen, sich um die Reinigung der Stubenluft nicht unwesentlich verdient machen.

Daß die Fliegen Infections-Stoffe von einem Ort zum anderen tragen, ist bekannt, und eine verständige Hausfrau schützt deshalb die Speisen vor den Fliegen. Die Anwesenheit vieler Fliegen aber ist ein Zeichen, daß die Luft im Zimmer verdorben und Lüftung dringend geboten ist.

Kachdruck verboten.

Prinz Ernst von Sachsen-Altenburg und Gemahlin.

Die Vermählung des Prinzen Ernst von Sachsen-Altenburg mit der Prinzessin Adelheid zu Schaumburg-Lippe hat am 17. Februar in Bückeburg stattgefunden. Prinz Ernst ist der Sohn des Prinzen Moriz von Sachsen-Altenburg und dessen Gemahlin, Prinzessin Auguste von Sachsen-Weinigen, er ist am 31. August 1871 zu Altenburg geboren und steht jetzt als Hauptmann des 1. Garde-Regiments zu Fuß in Potsdam. Die Braut, Prinzessin Adelheid, ist die Tochter des Prinzen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe und dessen Gemahlin, Prinzessin Elisabeth von Anhalt; sie ist am 22. September 1871 zu Rathboritz in Böhmen geboren. Das junge Paar hielt am 24. Februar seinen Einzug in Altenburg und wurde von der Bevölkerung festlich empfangen.

Redactions-Post.

Gertrud in Gekkenmünde. — Wann der Damenruff zuerst aufkommen ist, steht nicht fest, es läßt sich indessen nachweisen, daß er bereits gegen Ende des 15. Jahrhunderts in Venedig in Gebrauch gewesen ist. Damals war der Ruff ein nicht allzu großes Object aus Sammet, Brokat oder Seide, mit Pelzwerk gefüttert und an beiden Enden mit kostbaren Knöpfen geschlossen. Im 16. Jahrhundert benutzten auch die Herren sehr prunkvolle Ruffe; es waren kleine, nutzlose Toiletten-Objecte, mit Wäbern, Goldfäden, Franzen und Stickereien geschmückt. Unter Ludwig XVI. sollten nur Stoffruffe getragen werden. Später bedeuteten der Hermelin, der graue Wä, der Fobel den Höhepunkt der Eleganz; das Otterfell und der Blauschaf kamen später hinzu, ebenso die unverhältnißmäßig kolossalen Ruffe aus Angora-Ziegenfell, die im Schlitze beinahe die Decken erreichten. Ende des 18. Jahrhunderts wurde der Ruff klein und elegant im „Dictionnaire amoureux“ wird er citirt als ein „mit Atlas gefüllter Briefkasten“, der, aus feinstem Wolspels hergestellt von den Jahrmärkten in Nishnij-Novgorod in alle Welt verschickt wurde.

Frau v. J. in Adln. — Vielen Dank für Ihre freundliche Sendung. Wir haben schon viel früher einen Frühlingboten empfangen: Ein munterer Tagfalter flog uns am zweiten Weihnachtstage ins Fenster, wir haben ihn sorgfältig gepflegt, und er hat volle acht Wochen sich seines Lebens erfreut.

Helene St. in Jena. — Das niedliche Kinderbild in Heft 4 ist vom Hof-Photographen W. Köffert in Magdeburg aufgenommen. Sie haben recht, es ist ein Bild von seltener Vollkommenheit.

Vadisch in Bamberg. — Sie täuschen sich, grausam sind wir durchaus nicht. Ihren humoristischen Gedichten fehlen nur noch die saunige Pointe, die Logik und die gute Form — sonst sind sie ganz hübsch.

Gertrud D. in Kiel. — Sie sind im Irrthum, angemessenes Würgen der Speisen macht diese nicht nur schmackhaft, sondern ist zur Anregung der Verdauungsthätigkeit sogar nothwendig. Denselben Zweck verfolgen die warmen Aufgüsse von Kaffee oder Thee, wir genießen sie regelmäßig, trotzdem deren Nährwerth gleich Null ist, weil wir aus Erfahrung wissen, daß sie das Verzehren feiner Nahrung erleichtern.

H. W. in Ansbach. — Lassen Sie Ihrem Herrn Gemahl die Ehre, sie schadet ihm nichts. Gegen mäßiges Rauchen hat kein verständiger Arzt etwas einzuwenden, Dr. Hermann Kerr in London schrieb jüngst: „Wenn ich heute in ein Fieber-Hospital gehen müßte, würde ich jedenfalls rathen, Der Tabakrauch zerstört sowohl die Nerven der Cholera, wie die der Lungenentzündung. Wenn ein Familienvater todtmüde und äußerst müde von der Arbeit heimkehrt, wenn er an allem etwas auszusagen hat, an dem Geplauder der Kinder, am Essen und allem Uebrigen, dann braucht seine Frau ihn nur zum Rauchen aufzufordern, und der Wä wird ein Lamm, der häusliche Friede ist wieder hergestellt.“

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Hest 7, I.

Jährlich 24 Hefte. Preis
vierteljährlich M. 2.50 (R. 1.50).

Berlin und Wien, 1. April 1898.

Große Ausgabe. Preis
vierteljährlich M. 4.25 (R. 2.55).

XXV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Thalfönigin.

Roman von Hermine Billinger.

(6. Fortsetzung.)

Attala lag mit den Armen auf den Knien der Gräfin, zu ihr aufschauend mit Augen, in denen sich die tiefste Verzweiflung malte: „Weiß ich, warum ich nicht bin glücklich, ich weiß es nicht, — möcht' nicht lassen von ihm, hab' ich ihn lieb, lieb, o schöne Dame, mehr als mein Leben, — aber ich nicht kann sein, so wie er möchte, — kann nicht lassen meine Freude an Gesang und Tanz, — mag nicht stillsitzen einen Tag wie den andern, — möcht' ich lebendige Freude, wilde Freude, — in's Tanzen legen meine Seele, alles, alles, mein Leid, mein Weh, meine Lust am Leben. — Und ich nicht soll, — soll eine Bäuerin sein, und ich nicht kann, — bringt mich um.“

Sie schluchzte, sie weinte in das Kleid der Gräfin hinein, wie eine Sinnlose.

Bleich und stumm sah die Dame auf sie nieder; war das nicht ihr Leben, ihr Kampf, ihr Schicksal? Auch von ihr war verlangt worden, daß sie eine andere sei, als die sie war. — Und sie hatte es nicht gelonnt, ihr Kind, ihr kleiner Sohn lag an einer Gehirnentzündung darnieder, und sie fuhr in's Konzert und sang, — sie hatte es sich erkämpft, ein Mal, ein einziges Mal als Gräfin d'Horville in einem Wohlthätigkeitskonzert singen zu dürfen; — das Kind starb in jener Nacht. Dann kam die Verzweiflung, die Neue, sie lebte ihrem Mann zu lieb, er sollte zufrieden sein, sie wollte alles thun, alles lassen, wie es ihm gefiel. Aber eines Tages erwachte es wieder, es war wieder da und beunruhigte sie, jenes Gefühl, jene Sehnsucht, sich hinzugeben, die Welt in ihrem Innern in Tönen ausströmen zu lassen, endlich nach Jahren des Schweigens. — Und sie sang. Es war ein kleiner Kreis von Menschen, der ihr zuhörte, aber darunter war einer, der sie verstand, dessen Bewunderung ihr Künstlerherz erbeben machte, nach dem sie sich fortan sehnte, und der sich nach ihr sehnte. —

Der Graf haßte die Musik, wie einen Rivalen; er begriff nicht, daß sie noch singen mochte, nachdem sie gesungen hatte, während ihr Kind starb; er fand es herzlos. Jener andere begriff's; wenn sie es nicht mehr aushalten konnte, traf sie sich mit ihm, und sie musicirten mit einander. Dann kam die Katastrophe, das Duell, in dem ihr Mann blieb. —

„Seid barmherzig,“ jammerte das junge Weib zu ihren Füßen, „weiß ich nicht, was thun, weiß ich nicht, wie aushalten das strenge Leben, so freudlos und kalt, — und doch ich nicht kann lassen von meinem Mann, — helfst mir, denn Eure Augen sehen in die Zukunft, wie Maurita's Augen, und Eure Stirn hat das Zeichen der Weisheit.“

„Der Erfahrung, ja wohl,“ sagte die Gräfin, „es giebt nur eines, mein Kind, kämpfen. — Sie müssen Bäuerin werden, es bleibt Ihnen nichts anderes übrig, wenn Sie nicht Ihres Mannes und Ihr Glück zerstören wollen.“

Attala sah bange, wie auf ein milderes Wort wartend, zur Gräfin auf, dann erhob sie sich: „Will versuchen, will alles thun,“ sprach sie leise.

Die Gräfin griff in eine kleine Tasche, die sie an der Seite hängen hatte und reichte Attala eine Karte hin.



Eine Tochter Spaniens. Nach dem Gemälde von Fr. Masriera. — Siehe Seite 56.

Photographie-Berlag der Photographischen Union, München.

„Nehmen Sie; hier steht mein Name und mein Haus in Paris; wenn Sie je einer Hülfe oder eines Rathes bedürfen, so wenden Sie sich an mich.“ —

Es war das letzte Zusammensein der beiden gewesen; am anderen Tag kam Veldi, um seine Frau nach Hause zu holen.

Er war im Wirthshaus zur Traube mit seinem Bruder zusammen getroffen; Wenzel hatte sich an ihn heran gemacht und ihm die Hand zur Verjöhnung geboten. „So am dritten Ort,“ meinte er, „wollen wir uns doch lieber nicht Feind sein, 's ist wegen der Leut', und auch dem Vater zu Lieb. Auf den Mooshof freilich komm' ich nicht, — nicht zehn' Pferd sollen mich da hinauf bringen, und ich weiß, der Vater selig thät mir recht geben. Die Leut' reden viel, nun ja; da ist gerad' ein Bekannter von mir in Rigoldtsau gewesen, scheint, 's Besele und der August, mein Schwager, die haben's einander angethan.“ —

Er lachte, daß der Tisch wackelte:

„Hab' bigotscht nix dagegen, 's soll nur jeder 'neintappen in's Ehejoch, 's ist nicht alles Gold was glänzt. — Auch Dein Weib hat er gesehen, mein Bekannter, sie sind zusammen am Tisch geseßen, — über ein Mal, sagt er, kommt da einer in die Wirthsstub', mir nix dir nix, bietet mir keinen guten Tag und geht schnurstracks auf die Mooshofbäuerin los und sagt ihr was in's Ohr. Aufspringen und davon gehen mit dem Kerl ist eins. Ja, soll 's Besele geseußt haben, so macht sie mir's alle Tag, wenn der August nicht wär, ich könnt' zuschauen, wie ich's vor Langerweil' aushalt'.“ —

„Schau, da hab' ich gedacht, Veldi, ich will Dir's stecken; der Kerl soll Kammerdiener sein bei einer Gräfin; was geht's mich an, aber bist halt doch mein Bruder, und der Mooshof, no ja, möcht' nicht, daß er so völlig um seinen guten Ruf küm'm. So wilde Weible, bei denen man überhaupt nicht weiß, was die Frau Mutter und die Frau Großmutter für Früchtile waren, die hält' man besser unter dem Daumen.“

Tags darauf fuhr der Veldi in's Bad. Den Verdruß, den ihm Wenzel's Gerede verursacht, verschwieg er, Attala trat ihm so schön, so freudig entgegen.

Als sie aber nach Tisch, — der Schwarzbraune war schon eingespannt, — schnell noch in das Haus gegenüber eilen wollte, hielt sie der Veldi fest:

„Wohin?“

„Zur Gräfin, Lebewohl sagen.“ —

„Was hat die Mooshofbäuerin mit einer Gräfin zu schaffen, da bin ich viel zu stolz, als daß ich so einen Umgang erlauben möcht'. Steig' auf!“

Er nahm die Frau unter dem Arm, und eh' sich's Attala versah, saß sie oben.

Augustin half dem Besele hinauf, das ein dunkelrothes Gesichtchen hatte und einen großen Strauß in der Hand hielt.

Die Gräfin stand am Fenster; sie sah alles, wie der junge Hofbauer sein Weib festhielt und auf den Wagensitz hob, und nun, nachdem er dem Knecht einen Gulden hingeworfen, mit der Peitsche knallte und davon fuhr. Sein Weib aber war plötzlich vom Sitz aufgeschwungen, ihr Antlitz glühte, sie weinte laut, und mit unbeschreiblicher Innigkeit die Fläche ihrer Hand küßend, sandte sie diesen Abschiedsgruß nach dem Fenster der Gräfin hin.

Der Bauer fluchte laut; auf der Welt gab es für ihn nichts Entsetzlicheres, als dergleichen öffentliche Bärtlichkeits-Ausbrüche, die sich nach seiner Meinung nur für Comödianten schickten.

Für Attala aber brach eine neue Zeit an. Sie war ruhiger. Wilde Tänze und Spiele lockten sie nicht mehr. Melan lehrte sie Kinderhemdchen nähen, und Besele schaffte fleißig mit; aber es saß jetzt lieber wieder draußen in der Küche bei der Melan, statt drin, bei Attala, der sie seit dem Rigoldtsauer Aufenthalte keine Weisheitsprüche mehr zu Theil werden ließ. Auch wurde es die alte Magd niemals müde, immer wieder von dem prächtigen Augustin sich erzählen zu lassen, und daß sie es ausgemacht hätten, nach der Kindtaufe auf dem Mooshof solle die Verlobung sein.

So rückte die heilige Nacht heran; über Berg und Thal hatte der Winter seinen schneeweißen Silbermantel ausgebreitet. Und als die Vierbacher Kirchenglocken den heiligen Abend einläuteten, da wurden der noch nicht achtzehnjährigen Attala die ersten Mutterfreunden zu Theil.

In der großen Stube stand Veldi mit Besele und dem Gesinde unter dem mit bunten Kerzen, Oblaten, Nüssen und rothen Aepfeln gezierten Tannenbaum, als Melan zur Thüre herein trat und mit zitternder Stimme verkündete: „Ein junger Moosbauer ist uns geboren!“

Veldi schrie laut auf vor Freuden: „Am Stephanstag wird er getauft!“ Und er langte in die Tasche und legte zu den Strümpfen, Socken, Taschentüchern, Halsbändern,

Schürzen und Tabakspfeifen seiner Leute für jedes noch einen blanken Gulden hin; dann eilte er hinauf zu Weib und Kind.

Melan sah ihm nach, nickte zu allem, was sie die Leute fragten, wie geistesabwesend mit dem Kopf, aß kaum einen Bissen, trank nichts und schlüpfte so bald sie konnte in ihre Kammer. Dort sank sie auf ihr Lager und schlotterte mit dem ganzen Körper.

Veldi hatte sie auf die Welt bringen helfen, den Wenzel, das Besele; immer war sie es gewesen, die frohen Herzens die Geburt der Kinder im Mooshof angesagt, — diesmal aber —

„O du lieber Herrgott im Himmel,“ stammelte sie, „was werden die Leut' sagen, was wird das für ein Gered' geben im Thal!“ —

Sie horchte plötzlich auf, draußen kam eins die Treppe herauf und tastete sich in Dunkel auf die Bühne. Die Magd griff nach ihrer kleinen Laterne und leuchtete in den Bodenraum, neben dem sie schlief.

Da saß der Veldi, mitten unter den Kräutern, die sein Weib für die Kranken und Preßhaften hier trocknete; mit aschfahlem Gesicht saß er da und starrte die Magd an:

„Melan, des Moosbauern Sohn ist ein Mohrle.“

„'s ist freilich schwarz,“ seufzte sie, „aber Veldi, Ihr habt die Frau gewollt, jetzt müßt Ihr halt auch die Nachkommenschaft nehmen, wie sie ist.“

„Ich schäm' mich zu Tod,“ murnelte er, „wenn das der Wenzel erfährt, — er soll so einen schönen flachköpfigen Buben haben, und ich so einen Balg, — einen schwärzeren hab' ich in meinem Leben nicht gesehen, — nein, ich kann mich nicht zu so einem wolköpfigen Mohrenbraten zwingen.“ —

„So dürst' Ihr nicht reden,“ unterbrach ihn die die Magd, „'s bleicht vielleicht noch ein wenig mit der Zeit. Geht jetzt in die vordere Kammer, Veldi, und legt Euch schlafen; ich wach' bei der Frau.“

Er stand auf und folgte der Alten die Treppe hinunter. Bevor sie sich trennten, raunte er ihr noch zu:

„Zeigt das Kind keinem Menschen, auch nicht den Leuten, ich könnt's nicht ertragen.“ —

Es kam aber doch herum; das Gesinde flüsterte es sich zu im Stall; in der Traube wußte man's, auf der Sägmühle, in den Nachbargehöften: auf dem Mooshof ist ein Mohrle zur Welt gekommen. —

Eine eigenthümliche Schwüle und Stille herrschte im Hause; niemand wagte, nach dem Kinde zu fragen oder zu sehen. Außer dem Augustin, der mit dem Besele Pate sein sollte, war niemand zur Taufe geladen. Sogar Pater Gregor fuhr ein wenig zusammen, als Melan den weißen Schleier von dem Täufling weg zog.

Aber die junge Mutter war glücklich; sie hatte keine Ahnung von der Verstimmung rings um sie her, sie fand ihr kleines, zierliches, dunkelfarbiges Bublein wunderschön.

Wer an der Thüre der Wochenstube vorbei ging, der hörte sie singen und schwagen; ihr war so wohl, daß sie sich um gar nichts auf der Welt zu kümmern hatte, als um dies liebe, kleine Wesen.

Melan sorgte getreulich für Mutter und Kind; sie war ernstlich mit sich zu Rathe gegangen: jetzt, daß ein Kind da war, jetzt mußten die Eltern beisammen bleiben; sie durfte nicht länger die Bäuerin zum Haus hinausbeten.

„Machen wir einen Strich,“ sagte sie zur Muttergottes, „ich dank' für diesmal, kannst mir die vielen Rosenkränze für was andres anrechnen.“ —

Veldi kam meist des Abends in die Wochenstube herauf; er setzte sich dann in den Schatten des großen Wäschechranks und hörte dem seligen Geplauder der jungen Mutter mit getheilten Empfindungen zu; der Stäffe sollte geschmeid werden, o so geschmeid und muthig und schön, auf ihrem weißen Köpfelein sollte er reiten, alle Sprachen, die sie kannte, sollte er lernen, ein wahres Wunder sollt' er abgeben, der junge Moosbauer. — Und der unglückliche Veldi fragte sich immer das eine:

„Sieht sie denn nicht, wie schwarz er ist, — merk' sie denn nicht, daß es eine Schand' ist, ein solches Kind zu haben?“

Drei Wochen nach der Geburt des kleinen Stäffe war Verlobung auf dem Mooshof. Veldi grante es vor dem Fest, aus Angst, es möchte jemand den Kleinen sehen wollen, den er, so lange Attala sich in der Wochenstube aufgehalten, den Blicken der Neugierigen hatte fern halten können.

Nun aber ging Attala mit ihrem Kind durchs Haus; sie bettete den kleinen schwarzen Wurm nicht nach Bauernart bis an den Hals in ein Traglissen, sondern ließ ihn frei in seinem losen Hemdchen zappeln. Jetzt erst merkte die Bäuerin, wie überaus unfreundlich das Besele gegen das Kind war; nie nahm sie 's auf den Arm, nicht ein

Lächeln hatte sie für den kleinen, lustig auf einem Kissen am Boden zappelnden Kerl.

Einmal, als Attala, da sie gerufen wurde, das Kind schnell dem Besele hinreichte, nahm die 's widerwillig an sich, indem sie das Gesicht von dem kleinen Wesen abwandte.

Und jetzt stieg in der jungen Mutter ein bitterer, leidenschaftlicher Groll auf:

„Gott sei Dank, daß sie aus dem Haus kommt, eine, der mein Kind nicht recht ist, kann ich nicht um mich haben.“ —

Als sie sich am Verlobungstage eben die schöne Korallenkette, die ihr der Veldi geschenkt, um den Hals wand, kam er herein.

„Om ja,“ meinte er, sie betrachtend, „bist schon eine feine Mooshofbäuerin, kannst Dich sehen lassen, aber“ —

Er schielte nach der uralten Holzwiege, in der seit Generationen die hellblonde, milchweiße Nachkommenschaft der Mooshöfer gelegen hatte; nun schlummerte da drin einer, dessen Haut fast noch dunkler war, als das schwärzliche Holz der Wiege.

„Ja, Du kleiner Spatz,“ sagte Veldi und beugte sich einen Augenblick über das Kind; in den Arm hatte er es noch nie genommen. „Wenn sie so ganz klein sind,“ entschuldigte er sich, „kann ich nichts mit ihnen anfangen.“ —

Und Attala hatte ihm geantwortet: „Da sind sie ja am allerliebsten!“

Er saß und besann sich, es war nicht so leicht, was er vorbringen wollte, es kostete ihn eine schreckliche Ueberwindung, und doch, —

„Weißt Du, bring' ihn nicht hinunter,“ sagte er mit einemmal, all' seinen Muth zusammen nehmend, „sie sind so wunderfösig, die Bauern; später, wenn er ein wenig heller ist, dann kannst ihn zeigen.“ —

Sie blieb ganz still; es hatte sie mitten in's Herz getroffen, sie wußte es plötzlich: er schämte sich seines Kindes.

„Mußt es nicht böß' aufnehmen,“ meinte er, zu seinem Weib hintretend, „er ist halt gar zu schwarz, das sind die Bauern hier zu Land nicht gewöhnt, da giebt's gleich ein Gered'; die Melan meint, 's wird schon heller werden mit der Zeit, dann ist's ja gut.“ —

Also hatten sie schon darüber geredet, und die Alte hatte ihn getröstet.

Mit einer wilden Geberde stürzte sie auf ihr Kind zu, riß es aus der Wiege, drückte es mit ausbrechender Leidenschaft an Herz und Mund, schluchzend, in ersticken Tönen die Worte stammelnd:

„Du mein Alles, mein Liebtes Du, — mein schönes, wunderschönes Engelskind! Beim Orion, wirst sie überstrahlen alle mit Deiner Augen Pracht, mit Deines Körpers Herrlichkeit.“ —

Veldi hatte sich abgewandt und schaute zum Fenster hinaus; es überkam ihn immer ein Gefühl der Scham, wenn Attala in ihre alten leidenschaftlichen Zigeuner-Maniren verfiel.

Das Kind lag wieder in der Wiege; die Ehegatten gingen hinunter in die zum Verlobungessen festlich hergerichtete Hauptstube.

Besele war eine überaus glückliche Braut.

„Wie ein Zuckerpüpple schaut sie aus,“ behauptete Augustin.

Es war ihr ernstlich darum zu thun, mit der Schwägerin gut auseinander zu kommen, und sie bemühte sich, Attala die freundlichsten Worte zu sagen. Aber die Moosbäuerin dachte nur eines: Gottlob, daß du vom Hof weg kommst!

Mit der Melan allein wollte sie schon fertig werden, die hatte wenigstens nie einen Abscheu gegen das Kind gezeigt, wie dessen nächste Angehörigen.

Der Traubenwirth, der sich zu Anfang der Mahlzeit höchst heiter und leutselig gezeigt, selbst gegen Attala, der er's im Innern seines Herzens nicht verzeihen konnte, daß sie seinem Besele den Veldi weggeführt hatte, der Traubenwirth wurde, je mehr er dem vorzüglichen Klingelberger zusprach, immer ausgelassener, und allmählig fand manches anzügliche Wörtlein den Weg über seine Lippen.

Augustin suchte, so gut es ging, die Reden des Vaters zu vertuschen, auch Pater Gregor suchte den Frieden zu erhalten, indem er das Wahl mit Worten der Gottesfurcht und der Nächstenliebe würzte.

Aber der Traubenwirth unterbrach ihn jäh, indem er plötzlich aufstand, und alles, was er bisher gesagt mit den Worten übertrumpfte:

„Es lebe der Bauernherzog, die Bauernherzoge und der Mohrenbraten!“

Ein schallendes Gelächter belohnte seine Frechheit; nur Besele sah voll Schrecken zu Veldi hin, der abwechselnd roth und blaß wurde, und in dessen geballter Hand das Glas einen knirschenden Laut von sich gab.

Augustin betrieb schleunigst das Anspannen, indem er den stark wankenden und immer tollerem Zeug schwabenden Vater zur Thür hinausbeförderte.

Attala war ruhig geblieben; was that ihr der Spott dieses Fremden, unter dem sich ihres Mannes Bauernstolz wie unter dem Biß einer Viper wand, — was ihr der Vater ihres Kindes angethan, dagegen war alles andere nichts.

Sie ging einmal in die Kammer, um nach dem Kleinen zu sehen; da fand sie den Mathis oben; er wiegte das Kind und sang mit lallender Stimme ein Lied dazu, das er immer mit den Worten unterbrach: „Den Mohrenbraten tränk' ich ihm ein!“

Attala blieb einen Augenblick stehen, sie erhob die Hand wie zum Segen über des Knechtes Haupt und ging dann wieder zu den Gästen hinab.

Veldi aber blieb der böse Spott, den ihm der Traubenwirth angethan, wie ein Stachel in der Seele sitzen. Er war mißmüthig und wie von einer inneren Unruhe geplagt. Ging er in's Wirthshaus, glaubte er, aus aller Augen die Schadenfreude blitzen zu sehen. Zu Haus gefiel's ihm auch nicht. Kam Attala mit dem Kleinen herein, konnte er sie vor Knechten und Mägden fragen:

„Was macht er, der schwarze König aus dem Morgenlande?“

Da gab's dann allemal ein schallendes Gelächter; nur der Mathis stimmte nicht mit ein, die Bis aber that's für zwei.

Da nahm er sie einmal im Stall auf die Seite und gab ihr eine Ohrfeige, daß ihr die Wade wie eine Dampfnudel aufquoll.

„Schau, Weidele,“ sagte er, „wenn die Weibsknecht sich vor Lachen nicht helfen können, so muß man's ihnen weisen, daß Wehthun kein Pläster ist.“

„Aber auch so grob,“ schluchzte sie, „zuletzt wirft mir noch gar 's Essen verbieten wollen.“

Er schüttelte den Kopf: „Ich halt's mit dem Sprüchle: Was in den Mund 'nein geht, das ist keine Sünd.“

Was Veldi aber besonders kränkte, ihn bis in's Innerste seiner Seele verletzte, das war die Wahrnehmung, daß Attala nur noch für das Kind auf der Welt zu sein schien. Wenn er sie aufforderte, einen Spaziergang mit ihm zu machen, erschien sie mit dem Kinde auf dem Rücken, wie er's bei den Zigeunerinnen gesehen.

„Du wirst doch nicht glauben, daß ich so mit Dir herum zieh', die Bauern thäten ja mit Fingern auf uns weisen; laß den Balg daheim!“ schrie er sie an.

„Ich nicht laß mein Kind allein — nicht eine Stund,“ gab sie zur Antwort.

„Out, aber mer! Dir's, Du bist's, die mich in's Wirthshaus treibt!“

Noch trank er nicht über den Durst, denn das Herz that ihm viel zu weh; er sehnte sich nach der Liebe seines Weibes, er war voll Eifersucht auf das kleine Wesen, dem ihre heiße Zärtlichkeit nun galt. Ein Gefühl des Hasses beschlich ihn beim Anblick des Kindes; wenn es schrie, hob er die Hand gegen es auf.

Das war nicht der Weg zum Herzen der Mutter, das er sich himmelweit hätte erschließen können mit einem Blick, einem Wort der Liebe für sein Kind.

Ob stand er vor der Kammerthüre und konnte nicht begreifen, wie sie da drin singen und lachen konnte, während er, der Mann, da draußen stand mit blutendem Herzen. Zuweilen hing sein Blick bittend an ihren Zügen, er bettelte förmlich um ihr altes Lächeln, — ein Wort, und er wäre der Alte gewesen. Aber sie sprach es nicht aus; sie sah seine Qual, sie litt mit ihm, aber sie drückte ihren Stäße an's Herz mit dem feierlichen Schwur: „Ich nicht will seine Liebe, so lang er nicht liebt sein Kind.“

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Vier Fremdlinge auf dem deutschen Mittagstisch.

Von Professor W. Marshall.

Es war einmal für ein paar Tage als Gast in einem sehr vornehmen Hause in der Provinz. Der Hausherr, ein Graf, besaß ein schönes Schloß mit Park, großer Wildbahn, Fischteichen und solchen angenehmen Dingen mehr. Die Frau Gräfin war eine sehr liebenswürdige Dame und bis in das Kleinste durchaus Patriotin. Sie würde es für Vaterlandsverrath gehalten haben, andere Musik zu pflegen, — sie war sehr musikalisch, — als deutsche, andere Bekleidungsgegenstände zu tragen als deutsche, und sie hielt auch darauf, daß, soweit das eben thunlich war, nur deutsche Gerichte auf ihre Tafel kamen, und setzte ihren Stolz darin, womöglich das Material dazu aus den Besitzungen ihres Gemahls zu beziehen. „Sehen Sie,“ sagte sie eines Tages zu mir, „da denke ich mit dem Dichter:

Willst Du immer weiter schweifen, Sieh', das Gute liegt so nah.

Das Meiste, was bei uns auf den Tisch kommt, ist so echt deutsch, urdeutsch, — unmittelbar von den Besitzungen des Grafen.“

„Zum Beispiel?“ warf ich fragend ein. „Zum Beispiel der Fisch, — es giebt keinen delicioßeren Karpfen, als aus unseren Teichen; Damwild, das dem Rothbirch weit vorzuziehen ist, und herrliche Fasanen hegen unsere Waldungen die Hülle und Fülle.“

„Vielleicht auch Kaninchen?“ erkundigte ich mich. „Ei done! Wer wird Kaninchen essen? Wie kommen Sie darauf?“

„Nun, wilde Kaninchen sind, richtig zubereitet, garnicht zu verachten. Aber deshalb frug ich nicht; sondern bloß der Vollständigkeit wegen.“

„Der Vollständigkeit wegen? wie ist das nur wieder zu verstehen?“

„Ja,“ sagte ich, „Kaninchen gehören in gewissem Sinne zum Damwild, zum Fasanen und zum Karpfen. Sie sind alle vier Kinder aus einer Schule.“

„Sie sprechen heute in Räthseln! Ich bedauere, daß ich Ihren Paradoxen nicht folgen kann.“

„Nichts einfacher als das, meine Allergnädigste! Alle diese Thiere sind Ausländer. Sie haben bei uns im Laufe der Zeiten zwar so eine Art Bürgerrecht errungen, aber deutsch sind sie deshalb noch nicht.“

„Sie legen hoffentlich nicht voraus, daß ich das glaube?“

„Ich kann es beweisen.“

„Da wäre ich neugierig. Die Herren Professoren dociren ja immer gern und tragen stets einen unsichtbaren Katheder in der Tasche mit sich herum. Bitte fangen Sie an. Ich bin ganz Ohr!“

Ich nahm also meinen unsichtbaren Katheder, machte ihn zurecht, schwang mich darauf, öffnete den Mund und begann: „Der Karpfen (Cyprinus carpio) ...“

„Verschonen Sie mich um Gotteswillen mit dem schrecklichen Latein! Ich will Ihnen alles glauben, alles, aber, bitte, ohne wissenschaftlichen Perücken-Puder!“

„Also der Karpfen ist ein Chinese. Nun wäre es ja, nach den neuesten Vorgängen im politischen Leben, immerhin möglich, daß die Chinesen einmal unsere Landsleute würden, aber vorläufig hat es damit noch gute Wege, und vorläufig müssen wir noch einen jeden Chinesen, ob Fisch, ob Fleisch, als Ausländer betrachten. Die bezopften Bewohner des himmlischen Reiches haben die Karpfen schon vor Jahrtausenden zum Hausthier gemacht. Von ihnen dürften ihn die Perser, durch diese die Griechen und weiter die Römer erhalten haben. Wann das geschah, wissen wir nicht. Jedenfalls war im späteren Alterthum der Kyprianos (das ist kein Latein, gnädige Frau, sondern Griechisch) ein recht bekannter Fisch. Woher er seinen griechischen Namen, ob von der Insel Cypern selbst, oder von der Venus, die auch den Beinamen die „cypriische“ führt, bezogen hat, wissen wir gleichfalls nicht. Man vermuthet aber, daß das letztere der Fall ist. Für die Weiterverbreitung des Karpfens im Abendlande sorgte dann die katholische Kirche, d. h. die Mönche. Wo nur ein Mönchskloster sich erhob, wurden auch bald Karpfenteiche gegraben, und vieler Orten sind diese die einzigen Spuren, die von den frommen Männern übrig geblieben sind. Gnädige Frau kennen ja Reinhardtsbrunn im Thüringerwald und Michaelstein bei Blankenburg im Harz. Nach England kam der Fisch gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, erst im sechzehnten nach Scandinavien, leider zu spät für die guten Mönche, die mittlerweile dort oben ihr beschauliches Dasein abgeschlossen hatten.“

Der Karpfen bildet verschiedene, sehr eigenthümliche Rassen, woraus man schon entnehmen kann, daß er ein sehr altes, d. h. seit sehr langer Zeit vom Menschen gezüchtetes Hausthier sein muß. Die Eigenthümlichkeiten der Hausthier-Rassen beginnen in der Regel mit Veränderungen und Abweichungen in der Färbung und sonstiger Beschaffenheit ihrer äußeren Körperhülle. Diese wird naturgemäß zuerst von den veränderten, dem Normalen doch nicht durchaus entsprechenden Lebensbedingungen beeinflusst werden. Eine solche Kultur-Rasse ist der rotte Goldkarpfen, der ganz dem gemeinen Goldfisch gleicht, oft auch verlängerte Flossen wie die Schleiersfische hat. Sie ist in China und Japan sehr beliebt. Bei dem Lederkarpfen ist Schwund der Schuppen eingetreten. Sie lassen sich mit den nackten Formen der Haushunde in den tropischen Gegenden der alten und neuen Welt vergleichen. Auch beim Spiegelskarpfen oder Karpfenkönig ist die Haut theilweise nackt, lederartig, an den Seiten aber mit einer Reihe spiegelartiger Platten bedeckt, die eigentlich aus einer Anzahl verchromter, kleiner Schuppen bestehen.

Der Fasan ist zwar kein eigentliches Hausthier, wie der Karpfen, aber er ist vom Menschen absichtlich in das Abendland eingeführt worden. Gnädige Frau mögen gütigst gefaßten, daß ich den lateinischen Namen des Vogels nicht unterschlage, da er in diesem Falle besonders bedeutungsvoll ist: Phasianus colchicus, — einer, der vom Flusse Phasis im Lande Colchis stammte. Nach modernen geographischen Begriffen wäre der Name etwa mit „ein Anwohner des Flusses Aion in der transkaukasischen Landschaft Kautais“ wiederzugeben. Der Vogel ist im Laufe der Jahrhunderte derselbe geblieben, so sehr sich auch sein Name verändert haben würde. Auch jetzt noch ist er in seiner ursprünglichen Heimat, an den östlichen Gestaden des Kaspischen Meeres bis zum Kaukasus kein seltenes Thier. Bei uns zu Lande haben die Menschen den Fasan wesentlich zu einem Waldvogel gemacht, aber von Haus aus ist er das gar nicht, im Gegentheil, er liebt busch- und schilfreiche Strecken in der Nachbarschaft der Gewässer, Verhältnisse, wie er sie unter Umständen auch in Deutschland antrifft. So auf den Inseln der Donau und des Rheins. Es wird erzählt, daß der Vogel sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts während der Revolutions-Kriege von den Rheininseln bei Straßburg, wo er im Zustande völliger Wildheit lebte, weg stufauswärts bis nach Säckingen und Waldshut gezogen habe, sobald aber das Kriegstheater geschlossen war, sei er in seine alten Quartiere, die ihm offenbar angenehme Lebensbedingungen boten, zurückgekehrt.

Schon die alten Argonauten, die jene abenteuerliche Fahrt gen Colchis unternahmen, um das goldene Vließ zu holen, sollen die Vorzüge des edeln Fasans erkannt und ihn mit nach Griechenland heimgeführt haben. Jedenfalls beweist diese Ge-

schichte, wenn auch sonst weiter nichts, doch soviel, daß die Einführung des Vogels nach Europa in einer sehr frühen Zeit stattgefunden haben muß. Von den Griechen erhielten die Römer den Lederkarpfen, und Kaiser Helioagalabus, der bekanntlich an Cäsaren-Wahnsinn zu leiden gerathet, soll seine gefangenen Löwen mit Fasanen gefüttert haben.

Das edle Wild genießt die zweifelhafte Freundschaft des Menschen, der ihn doch nur hegt und pflegt, um ihn zu verderben, auch in Deutschland seit sehr langer Zeit. In den Tagen Alberts von Bollstädt, den man den Großen nennt, und der in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts blühte, lebte das Thier im südlichen Deutschland schon ganz in der Art wie heute. Konrad von Regenberg, der um 1350 die erste deutsche Naturgeschichte, „das puoch der natur“ genannt, schrieb, erzählt vom Fasan dieselbe Geschichte, die wir heute vom Vogel Strauß erzählen: Er pflege, wenn er bemerkte, daß er einer Gefahr nicht mehr aus dem Wege gehen könne, seinen Kopf zu verbergen, in dem Wahne, daß er, wenn er den Feind nicht sähe, auch von diesem nicht wahrgenommen würde.

Bei dem Damhirsch liegt die Sache etwas anders, als beim Karpfen und beim Fasan. Zur Zeit sind die Küstländer des Mittelmeeres seine eigentliche Heimat, wo er wirklich wild vorkommt. In die anderen Gebiete Europas, in denen er gegenwärtig angetroffen wird, ist er erst in historischer Zeit und verhältnismäßig spät eingeführt worden, so in die Mark Brandenburg unter dem Großen Kurfürsten, und nach Pommern unter Friedrich Wilhelm I. Aber eigentlich ist das schöne Thier doch in Deutschland heimatsberechtigt.

Jetzt ist der Damhirsch zahlreich in Kleinasien und in Nordafrika, soweit das Land nicht gänzlich waldlos ist. Er findet sich selten in Spanien und Griechenland, ist aber auf der Insel Sardinien sehr häufig, wenn auch nicht mehr so häufig wie im vorigen Jahrhundert, wo jährlich im Durchschnitt dreitausend Stück zur Strecke kamen. Auch in den Sevennen und im Alpengebiet der Dauphiné in Frankreich soll es noch wirklich wilde Damhirsche geben. Der berühmte Mönch Elshard von St. Gallen erwähnt ihre Gegenwart in der Schweiz, und noch 1576 lebten sie in den Bogenen. An beiden Lokalitäten sind sie jetzt ausgestorben. In vorgeschichtlicher Zeit aber war der Damhirsch viel weiter nach Norden verbreitet: Man hat charakteristische Nester von ihm, besonders Geweihtheile in Dänemark, England und in vielen Gegenden Deutschlands und Oesterreichs gefunden. Im Jahre 1871 wurden mitten in der Stadt Hamburg Damhirsch-Reliquien ausgedrückt. Offenbar gehört dieser Wiederläufer zu denjenigen Thieren, die während der großen Kälte-Epochen, die man die Eiszeiten nennt, aus Mitteleuropa verdrängt wurden.

Das wilde Kaninchen endlich, das gnädige Frau zwar nicht zu den Tafeltieren gerechnet wissen wollen, das aber doch auch seine Liebhaber hat, ist ursprünglich ein Spanier. Auf der iberischen Halbinsel trat es schon vor Jahrtausenden schädlich auf, ja der Name Spanien oder Hispania soll von der altphönizischen Bezeichnung des Kaninchens herrühren, das also dort den schlauen Handelsleuten besonders imponirt haben muß.

Durch die Römer, die den Nager als Hausthier hielten, kam er nach Gallien und in das Land der Bataver, wo er, seiner fast allenthalben auf Erden zur Geltung kommenden Neigung nach, bald verwilderte. Jetzt finden sich scheinbar wilde Kaninchen, das heißt in Wahrheit verwilderte Nachkommen altrömischer Hausthiere in ganz Mitteleuropa.

Ich erhob mich, machte eine Verbeugung und klappte meinen unsichtbaren Katheder zusammen. Die Frau Gräfin sah ein wenig fatigirt aus.

Nachdruck verboten.

Zum hundertjährigen Geburtstage Hoffmann's von Fallersleben.

Von Dr. H. Gerstenberg.

Siehe die Abbildungen auf Seite 53.



In einem Zeitalter hoher geistiger Entwicklung und weittragender Erfindungen, des Aufschwunges von Handel und Gewerbe und schmerzlichen wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Ringens wächst für ein Volk die Gefahr, daß es in seinen einzelnen Gliedern und in seiner Gesamtheit an seinem höchsten Gute, an seiner Seele, Schaden erleidet. Denn die Wissenschaft ist nur allzuleicht geneigt, den Geist über das Gemüth zu setzen; und ebensowenig gönnen wirthschaftliche und politische Kämpfe mit all ihrer kalten Berechnung und unruhigen Hast dem Gemüthselben sein Recht. Unwillkürlich sucht man in einer solchen Zeit nach einem Gegengewicht gegen die Gefahr zunehmender Herzenserkältung und Ernüchterung und erquickt sich an dem Bilde von Männern, in deren Persönlichkeit Geist und Gemüth in schönem Einklange erscheinen. So soll uns in diesen Tagen die hundertjährige Wiederkehr seines Geburtstages an einen deutschen Dichter und Gelehrten erinnern, der bei ernstem wissenschaftlichen Forschen und heiligem politischen Ringen unter schweren wirthschaftlichen Kämpfen und Sorgen die Tiefe und Reinheit des Gemüthes, den kindlichen Sinn bis in sein hohes Alter sich bewahrt hat.

August Heinrich Hoffmann von Fallersleben, wie er sich nach seinem hannoverschen Geburtsorte nannte, ist am 2. April 1798 geboren. Er begann seine gelehrten Studien in Göttingen und setzte sie an der jungen Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn fort. Zum Theologen bestimmt, wandte er sich vorübergehend der Archäologie zu und begeisterte sich dann für germanische Philologie. Im Jahre 1823 erlangte er das Amt eines Custos an der Universitäts-Bibliothek zu Breslau, wo er sich 1830 den akademischen Lehrstuhl errang und 1835 zum ordentlichen Professor der deutschen Sprache und Literatur ernannt wurde. Im Jahre 1840 erschienen seine „Unpolitischen Lieder“, satirische Gedichte, welche die damaligen politischen und socialen Verhältnisse Deutschlands geißelten und als echte Kinder ihrer Zeit großes Aufsehen erregten. Für den Dichter selbst hatten sie freilich empfindliche Folgen; denn er wurde 1842 seiner Professur entsezt. Lange Zeit führte er nun ein Wanderleben, bis das Jahr 1848 eine Wendung zum Besseren brachte. Er erhielt von der preussischen Regierung ein Bartegeld; in sein akademisches Amt wurde er jedoch nicht wieder eingesetzt. Nach seiner Verheirathung im Jahre 1849



Garten der Villa Corsini in Rom. — Nach dem Gemälde von Max Hofer. — Siehe Seite 50.

lebte er in stiller Häuslichkeit, zuerst am Rhein in Bingerbrück und Neuwied, dann 1854—1860 in Weimar, wohin er von Großherzog Carl Alexander berufen war, um mit Oskar Schade das „Weimariſche Jahrbuch“ herauszugeben. 1860 siedelte er in das Weferthal nach Schloß Corvey bei Höxter über, wo er als Bibliothekar des Herzogs von Ratibor in stiller Zurückgezogenheit, doch unter freudigster Anteilnahme an den großen Schicksalen unseres Vaterlandes lebte, bis er am 19. Januar 1874 die Augen schloß. Mit seiner ihm vorausgegangenen Ehegattin wieder vereint, ruht er von der mühsamen Wanderung seines bewegten Lebens auf dem einsamen Friedhofe des Schloßes Corvey.

Durch Jakob Grimm wurde Hoffmann als Student der jungen vaterländischen Wissenschaft gewonnen. Mit seinem Spürsinn und einer Ausdauer, die beim Suchen nicht rastet, bis sie findet, durchforschte er die Bibliotheken und zog manch verschollenes Denkmal altdentscher Sprache und Dichtung, z. B. das Ludwigslied, ans Licht. Auch im Volke selbst spürte er nach; auf seinen Wanderungen durch die deutschen Gauen erlauschte er die alten trauten Lieder, die Sprichwörter und seltenen Redewendungen, das Erbtheil einer früheren Zeit, um alles dieses als kostbare Fundgruben zur Kenntniß unseres Volkslebens und unserer Sprachentwicklung zu veröffentlichen. Die „Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit“, die „Deutschen Gesellschaftslieder des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts“, „Unsere volkstümlichen Lieder“ bieten die reifsten Früchte seiner gelehrten Thätigkeit.

Schon auf diesem Gebiete tritt Hoffmann's Vorliebe für alles Volkstümliche, sein inniges Verständniß für das Leben und Weben unserer Volksseele hervor. Dieser Zug kehrt in dem Schaffen des Dichters wieder, ja er bildet den Grundzug seines Dichtens. Die höchsten Höhen der Dichtkunst zu erklimmen, ist Hoffmann's Talent ver sagt geblieben; er ist fast ausschließlich Lyriker. Aber er ist der besten einer. Thaurisch, wie die über Nacht erblühte Knospe, muthen seine duftigen Lieder an. Wie die Goethe'schen dringen sie vom Herzen zum Herzen und paden durch ihre Schlichtheit, Natürlichkeit und Empfindungstiefe.



Schloß Corvey in Westfalen. Original-Zeichnung von Franz Hoffmann-Fallersleben.

Vaterlandslieder. In einer Zeit, als Deutschland nur ein Name, ein Schall war, da fühlte Hoffmann sich schon als Deutscher und schlug kräftig die Saiten zum Preise Deutschlands. Gleichzeitig mit den „Unpolitischen Liedern“ sang er seine herrlichen Vaterlandslieder „Deutsche Worte hör' ich wieder“, „Treue Liebe bis zum Grabe“, „Wie könnt' ich Dein vergessen“, „Frei und unerschütterlich“, — und die edelste Perle in diesem reichen Kranze ist sein „Deutschland, Deutschland über Alles“, das heute erschallt, so weit die deutsche Zunge klingt. Und seinem schmerzlichen Wunsch vom Jahre 1837 „Wenn der Kaiser doch erstände!“ brachte das Jahr 1871 Erfüllung:

„Du, edles Deutschland, freue Dich,
Dein König, hoch und ritterlich,
Dein Wilhelm, Dein Kaiser Wilhelm ist's!“ —

Die Lieder des Sängers, dessen Geburtstag in diesen Tagen zum hundertsten Male wiederkehrt, muthen uns an wie frischer Erdgeruch, wie klare Himmelsluft



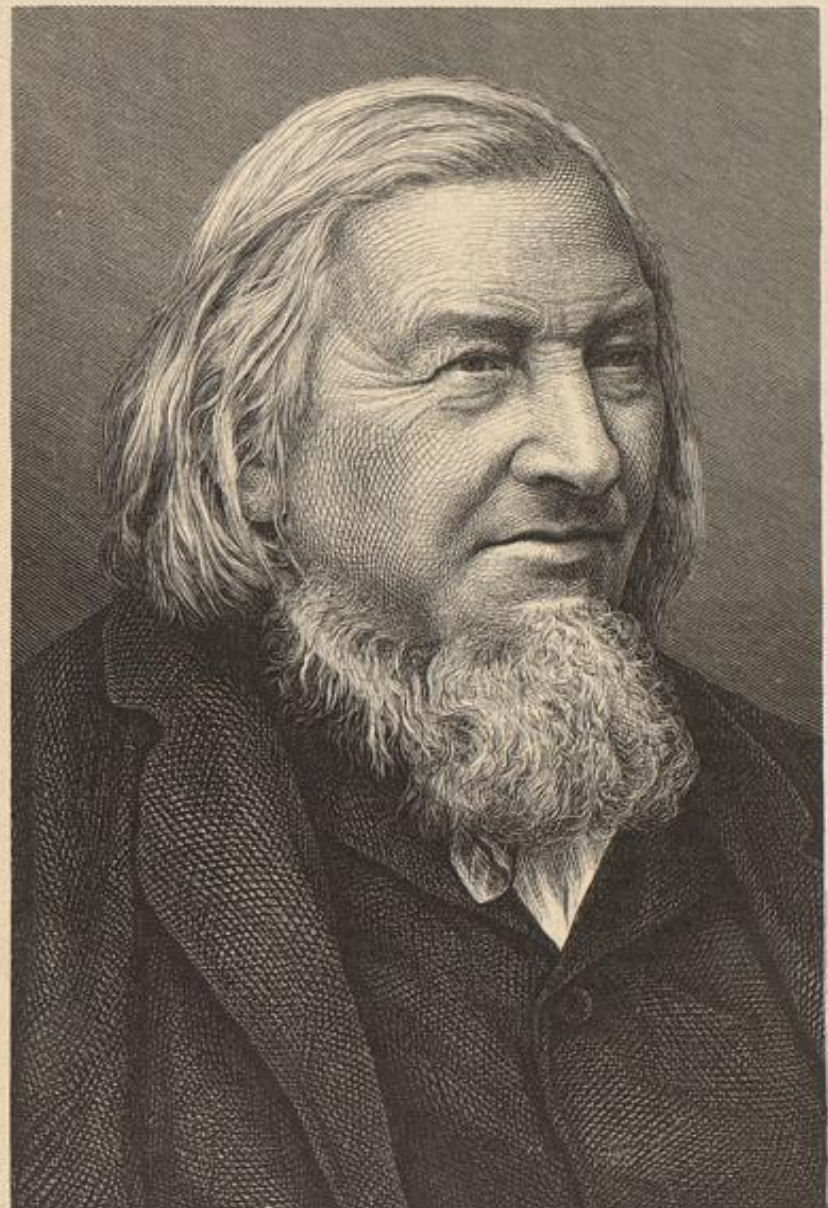
Das Geburtshaus Hoffmann's von Fallersleben.
Nach einer Photographie von G. Wäders in Celle.

Die Sprache ist einfach, edelgehalten und bilderreich, kräftig, doch ohne Wortschwall und Pathos, in den reiferen Gedichten auch frei von Manier, die seinen Jugendschöpfungen vorgeworfen wird. Was aber seinen kleinen Liedern einen besonderen Zauber verleiht, ist ihre Singbarkeit. Das Goethe'sche „Nur nicht lesen, immer singen!“ ist auch das Schiboleth der Hoffmann'schen Muse. Er dichtete seine Lieder nicht, er sang sie nach trauten, alten oder nach selbstgeschaffenen Weisen. Und das Singbare seiner Lieder wirkte auch auf andere anregend: Die Lieder seines Dichters der nachgoethe'schen Zeit sind so häufig componirt worden, wie die Hoffmann'schen. In dieser innigen Verschmelzung mit einer schlichten, ergreifenden Weise sind sie Eigenthum des Volkes geworden und leben fort, so lange deutsche Sinnigkeit und Sangeslust bestehen. So ziehen wir mit dem Dichter in die weite Welt hinein: „Morgen marschiren wir, ade! ade!“ jubeln unserem schönen Heimatlande zu: „Nur in Deutschland, da wohnet Freud' und Bönne“ und rüsten uns zum Abschiede von dem hohen Waldesdom: „So scheiden wir mit Sang und Klang: Leb' wohl, du schöner Wald!“ Die Leidenschaft der Liebe zu befangen, ist dem zarten Gemüthe unseres Dichters ver sagt; in seinen Liebesliedern bevorzugt er das Sinnige, Welche, ohne weichlich zu werden:

„Soviel der Mai auch Blümlein beut
Zu Trost und Augenweide,
Ich weiß nur eins, das mich erfreut:
Das Blümlein auf der Heide!“

Und auch die Töne stehen unserem Dichter voll zu Gebote, die der Kinder Herzen erwärmen. Rein und ungetrübt, wie eine Kindesseele selbst, muthet ein Hoffmann'sches Kinderlied an, mag er dem lieben Weihnachtsfeste entgegenjubeln: „Morgen kommt der Weihnachtsmann“, oder sich über Frühlingsankunft freuen: „Alle Vögel sind schon da“, oder sein Abendlied anstimmen: „Wer hat die schönsten Schäfschen, die hat der gold'ne Mond“. So erscheint uns Hoffmann als der Sänger des deutschen Gemüthes mit all' seiner Schlichtheit und Tiefe.

Robert Prutz nennt ihn einmal und mit Recht „den Deutschen“. Mit diesem Ehrentitel steht Hoffmann's politische Stellung nicht im Widerspruch. Es soll nicht geleugnet werden, daß er vor 1848 die damals bestehenden Verhältnisse bald mit gutmüthigem Spott, bald mit beißender Ironie bekämpfte. Aber nicht von den revolutionären Ideen, die 1848 zum gewaltsamen Durchbruch kamen, war er erfüllt, sondern von dem Gefühle unbefriedigter Vaterlandsiebe. Seinem Schmerze über die Zerrissenheit Deutschlands muß die heutige Zeit, die erlangt hat, was er so heiß ersehnte, die allzu-lebenshaften Ausbrüche seiner kriegerischen Muse vergeben. Daß wahre, innige Liebe zu einem einzigen, freien deutschen Vaterlande und Reich der Grundton seines Herzens war, beweisen seine



Hoffmann von Fallersleben

und würziger Blüthenduft, wie munterer Vogelsang und heiliges Walbesrauschen. Nichts von der schwülen Atmosphäre der Gegenwart, nichts von dem scharfen Parfüm und der prickelnden Nahrung, die für unser heutiges Geistesleben unentbehrlich erscheint, nichts von dem, was man unter dem Namen *fin de siècle* zusammenzufassen pflegt, aber gerade deshalb edles Gold, aus der Tiefe des deutschen Volksgemüthes gefördert.

Nachdruck verboten.

Mein Invalide.

Aus den Aufzeichnungen einer Dame von Friedrich Meißner.

Don Kindheit an hatte ich stets ein unbestimmtes Grauen vor dem Sprechzimmer eines Arztes gehabt; es war mir immer, als spüre ich dort den Einfluß unbefangener, aber schrecklicher Geheimnisse, und der Arzt selbst war mir eine unheimliche Persönlichkeit, von der ich die Begriffe von Blut und Tod und anderen Schrecken nicht zu trennen vermochte; trotzdem aber sah ich eines schönen Tages in solch einer Schauerhöhle und erwartete, nicht ohne eine gewisse ungeduldige Aufregung, die Rückkehr des Herrn Doctor Curtius von seinen vorläufigen Patienten-Besuchen.

Die Angelegenheit, die mich zu dem Doctor führte, war ganz eigentümlicher Art und wohl dazu angethan, das Warten auf seine Ankunft noch aufregender und unbehaglicher zu machen, als wenn ich eine Patientin gewesen wäre. Zum Glück war ich nicht allein gekommen; meine Freundin, die Frau Geheimrätthin Eisenlohr, bei der ich als alleinstehendes junges Mädchen ein recht erwünschtes Unterkommen gefunden, und die überdies die Urheberin meines seltsamen Unternehmens war, hatte mich begleitet. Sie war eine alte Bekannte des Doctors und hatte in meinem Interesse mit ihm schriftlich unterhandelt, — wir wohnten damals nicht in Berlin, sondern in Steglitz, — und diese Correspondenz endete schließlich mit der Bitte des Doctors, daß ich mich zu ihm bemühen und das Weitere persönlich mit ihm besprechen möchte. Man hatte mir gesagt, daß er ein Junggeselle, sonst aber ein recht lebenswürdiger und angenehmer Mann sei.

Der Grund, der mich auf diese Weise die Bekanntschaft des Doctor Curtius suchen ließ, war folgender: Ich war, wie schon gesagt, ein ganz alleinstehendes und auch bisher vom Glück recht vernachlässigtes junges Mädchen, das nicht recht wußte, wofür und wovon es eigentlich leben sollte. Meine treue Freundin, Elisabeth Eisenlohr, hatte mich vor einiger Zeit gebeten, ihre drei Kinderchen zu unterrichten und zu beaufsichtigen, um mir so eine Heimstätte anbieten zu können, in der ich mich, dank des formellen Engagements, unabhängig und glücklich fühlen möchte. Die Beschäftigung mit den Kindern aber nahm einen so geringen Theil meiner Zeit und meiner Fähigkeiten in Anspruch, daß ich in mir unaussprechlich die gebieterische Mahnung fühlte, noch auf eine andere Weise der Welt und mir selber nützlich zu werden. Außerdem wußte ich, daß es in diesem Zeitalter der schnell wechselnden Moden sehr schlimm um ein angemessenes Herbst-Kostüm bestellt sein würde, wenn ich nicht mit Ernst daran dachte, mein bescheidenes Einkommen durch irgend welche Maßregeln etwas zu vermehren.

Oft und viel hatte ich mit Elisabeth hierüber gesprochen; Damen können ja unendlich viel besprechen, wenn sie mit ihren Handarbeiten ungesührt bei einander sitzen. Ich glaube sicherlich, daß den Herren, die einer solchen Sitzung unsichtbar beiwohnen könnten, beim Anhören all der Pläne und Arrangements, die da erdacht, geprüft, verworfen oder auch definitiv festgestellt werden, und alles dies in kürzerer Zeit, als jene gebrauchen, um sich überhaupt erst zum Denken vorzubereiten, der Kopf wirbeln würde.

„Ich habe ein neues Project, Louise,“ sagte meine Freundin eines Morgens. „Ich konnte gestern Abend lange nicht einschlafen; der Hund auf dem Nachbargrundstück heulte wieder so entsetzlich, — ich begreife übrigens nicht, daß Du so etwas nie hörst; na, kurz und gut, ich hatte so allerlei Gedanken, und endlich fiel mir's ein. Du weißt, daß die Behörden viel Schreibarbeiten von Privatpersonen anfertigen lassen und recht gut dafür bezahlen; auch Damen beschäftigen sich auf diese Weise. Du schreibst eine schöne und deutliche Hand und würdest sicher Deine Sache auch nicht schlechter machen, als die andern. Da aber auch ein maßgebender Stelle sitzender Freund nicht zu verachten ist, so will ich gleich einmal an den Doctor Curtius schreiben und ihn um seine Verwendung für Dich bitten. Er ist Stabsarzt der Landwehr, wie Du weißt, und hat an gewissen Tagen in der Woche in dem Bureau zu thun, das das Kriegsministerium in einem Privathause der Leipzigerstraße provisorisch eingerichtet und unter die Leitung des Generalarztes der Marine gestellt hat. Sowie ich weiß, werden dort die Pensions-Ansprüche festgesetzt, die die im Feldzuge zu Invaliden gewordenen Soldaten zu erheben haben. Doctor Curtius hat mehrere Verwundeten-Transporte aus Frankreich nach Deutschland gebracht und darüber genaue Listen geführt, auf Grund deren man ihn zur Mitarbeit herangezogen hat. In jenem Bureau giebt es Schreibarbeit in Hülle und Fülle. Ich bin überzeugt, daß er uns einen Fingerzeig geben kann. Er ist sehr lebenswürdig und in Gefälligkeiten gegen Damen wirklich musterhaft. Es wäre doch zu hübsch, wenn Du Dir auf diesem Wege ein kleines Extra-Einkommen sichern könntest.“

Diese Idee leuchtete mir ein. Von jeher begte ich ein großes Vertrauen zu Elisabeth's Weltersahrung und praktischem Blick, und so unterwarf ich mich von vornherein allen ihren Anordnungen.

Die Antwort des Doctor Curtius traf umgehend ein. Er schrieb, daß er selbst dergleichen Arbeiten zu vergeben habe und daß, wenn die Dame eine leserliche Hand schreibe, er wohl ihre Hülfe für sich in Anspruch nehmen möchte.

Auf eine weitere Anfrage meiner Freundin über die Art der Arbeiten, und ob diese auch im Hause angefertigt werden könnten, kam nur die Bitte, die neue Secretärin möchte sich nur recht bald sehen und sprechen lassen, nicht in dem Invaliditäts-Bureau, sondern in seiner Wohnung am Schönberger Ufer; und so geschah es, daß ich mich eines schönen Tages mit Elisabeth Eisenlohr in Doctor Curtius' Sprechzimmer befand und beinahe zitternd seiner Ankunft entgegen sah.

Zu gleicher Zeit mit uns warteten einige Landwehrmänner, zwei von ihnen noch in alte, verschossene Militärmäntel gehüllt,

auf das Erscheinen des Doctors. Sie sahen bleich und hohläugig aus, des einen Kermel war leer, ein anderer ging an Krücken. Das Herz that mir weh beim Anblick dieser braven, jetzt so unglücklichen Krieger, und ich wünschte inständigst, daß jedem von ihnen eine recht hohe Pension beschieden sein möchte.

Die Thür klappete auf und zu, Leute kamen und gingen wieder, wenn ihnen das Warten zu lang wurde, und schon war beinahe eine Stunde seit unserer Ankunft verstrichen. Endlich wurde draußen auf dem Corridor ein sanneler, fester Schritt hörbar, — das mußte der Stabsarzt sein. Ich zitterte nun wirklich; mein Vorhaben erschien mir mit einem Male als ein höchst ungehöriges, und ich beneidete meine Freundin innerlich um ihre Ruhe.

Doctor Curtius trat ein; zagend blickte ich zu ihm empor. Er war, abgesehen von seiner Eigenschaft als Arzt, gar nicht so fürchterlich; groß und stark war er ja, er hatte mindestens das Gardemaß, sein Antlitz aber trug, bei aller Männlichkeit, einen Ausdruck freundlicher Gutherzigkeit zur Schau.

Er begrüßte die Frau Geheimrätthin mit vieler Wärme, war recht wohlwollend gegen mich, noch wohlwollender gegen die wartenden Landwehrmänner und dann in augenscheinlicher Verlegenheit, was er mit uns allen anfangen sollte.

„Bemühen sich die Damen einstweilen dort hinein,“ sagte er nach kurzem Besinnen, „bis ich die Kameraden hier abgefertigt haben werde.“

Er öffnete die Thür zu einem Gemach, das wir sofort als sein Wohnzimmer erkannten, complimentirte uns über die Schwelle und zog die Thür hinter uns zu.

Wir besanden uns in einer komischen Lage, und ich blickte mit einiger Verwirrung auf meine Freundin.

„Er ist ein Junggeselle,“ flüsterte Elisabeth mir gleichsam entschuldigend zu, „und hat allem Anschein nach nur diese beiden Zimmer. Aber nett und sauber ist es hier, das kann man nicht anders sagen. Sieh nur diesen Brüsseler Teppich; ich wollte, ich hätte einen solchen in meinem Zimmer. Und dieses reizende Porzellan.“

„Und dann der Gedanke,“ unterbrach ich sie, „daß alles dieses, und solch ein prächtiger Schrank, solch ein großer, kostbarer Spiegel, an einen Mann verschwendet wurde! An ein Weib, das weder den hinteren Bau seiner Haartour, — er hat übrigens bereits eine kleine Glaze, — noch die Falten und Säume seiner Röde zu studiren braucht!“

„Das Nadelkissen hier ist entschieden die Arbeit einer jungen Dame,“ fuhr Elisabeth fort, deren schnelles Auge den erwähnten Gegenstand aus blauem Sammet mit Stiderei von Glasperlen, dann einen Uhrhalter von gleichem Muster und noch verschiedene andere Kleinigkeiten entdeckt hatte, die sich ein Mann nimmermehr selbst angeschafft haben würde.

In einer Ecke stand ein Stiefelknecht, daneben ein Paar seiner Hausschuhe, die aus Feenfüßen hervorgegangen zu sein schienen. Wir waren sicherlich nicht berechtigt, den Ort, den seine Patienten und Berufspflichten ihm übrig ließen, einer so eingehenden Musterung zu unterwerfen. An genügender Zeit hierzu fehlte es uns allerdings nicht.

Endlich öffnete Doctor Curtius die Thür.

„Wenn ich nun bitten darf, meine Damen,“ sagte er mit höflicher Handbewegung.

Wir verließen das Zimmer.

„Entschuldigen Sie diese beschränkte Lokalität,“ fuhr er fort. „Nach meiner Rückkehr aus dem Feldzuge fand ich in der Eile nichts Passendes und muß mir vorläufig daran genügen lassen.“ Dann sah er die Geheimrätthin an, als erwarte er, daß sie nunmehr die Verhandlungen beginnen werde.

Elisabeth that dies mit dem ihr eigenen Takt und sicheren Wesen, ich selber aber antwortete dann auf die an mich gestellten Fragen so verkehrt und kindisch, daß es mir ganz unglaublich erschien, daß der so verständig blickende Mann dort am Schreibtisch sich in irgend welche geschäftliche Verbindung mit solch einem idiotischen Dinge einlassen werde. Die einzige vernünftige Antwort, die ich dem Doctor gab, war, als ich ihm auf die freundliche Bemerkung, die Arbeit würde nicht sonderlich angenehm sein, erwiderte, daß ich sie ja nicht zum Vergnügen übernehmen würde.

Er verneigte sich leicht, lächelte und tauchte in die Tiefe eines mächtigen Papierkorbes hinab, der neben seinem Stuhl stand.

„Ich muß mich wirklich schämen,“ sagte er darauf, zu der Geheimrätthin gewendet. „Ich hatte da in den Evacuationszügen eine Menge Listen zu führen, und Sie wissen ja, was für ein Federheld ich bin. Zudem hat mich die Natur mit einer bellagenerwerthen Handschrift behaftet, und wenn Fräulein von Gemming diese Hieroglyphen zu entziffern gütigst übernehmen will, so wüßte ich kaum, wie ich ihr dafür angemessen danken sollte.“

„Aber was soll dies?“ fragte ich in äußerster Verwirrung.

„Was habe ich hiermit zu thun?“

Der Doctor hatte nämlich einige Rollen dicken, gelben Padpapiers auf den Tisch gelegt, die mit kaum erkennbaren Zeichen in Bleistift beschrieben waren; andere wiesen ein wildes Durcheinander von Krähensfüßen in theils blauer, theils schwarzer Tinte und hier und dort große Flecken dieser undurchsichtigen Flüssigkeit auf; weiße, größere und kleinere Papierstücke, bekruppelt und beklert, und sogar dicht beschriebene alte Visitenkarten vervollständigten die Sammlung.

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein,“ war seine Antwort, „ich vergaß, daß sie noch keine Ahnung davon haben können, um was es sich hier eigentlich handelt. Ach bitte — wenn Sie um ein Geringes weniger verwundert und verstört dreinschauen könnten, Fräulein von Gemming, so wäre das eine große Beruhigung für mich. — Leider muß ich zunächst das Bekenntnis ablegen, daß ich die Listen bisher unverantwortlich nachlässig geführt habe, äußerlich wenigstens. Gabe es eine Entschuldigung dafür, so wäre es die, daß ich diese Notigen zum Theil im Felddienst unter erschwerten Umständen, zum Theil an Bord der Eisenbahnzüge in den wenigen freien Momenten, die mir die Pflege meiner Verwundeten ließ, auf's Papier geworfen habe; ja, und auch an Papier fehlte es zuweilen; da habe ich dann benützt, was mir gerade in die Hände kam. Diese curiosen Documente,“ fuhr der Doctor fort, indem er ein großes Folio-Buch öffnete, das auf dem Schreibtisch lag, „sind nun aber von großer Wichtigkeit und müssen sämmtlich sauber und deutlich in dieses Buch übertragen werden. Würden Sie sich dieser Aufgabe unterziehen? Einige Seiten sind bereits ausgefüllt und könnten Ihnen als Muster dienen. Ich hatte vor einiger Zeit einen jungen Mann, einen verunglückten

Studenten, zu dieser Arbeit herangezogen; dieser Muffensohn entwickelte eine außerordentliche Geschicklichkeit; er würde mir den Kopf vom Leibe gestohlen haben, wenn ich ihn nicht noch rechtzeitig weggejagt hätte.“

Schon hatte ich den Mund geöffnet, um dieses Anstimmeln abzulehnen, als ich Elisabeths Blick begegnete, und dieser Blick sagte so deutlich, als die sprechenden Augen meiner Freundin dies auszudrücken vermochten: „Versuche es, ich helfe Dir!“

Darauf sah sie sich die Einrichtung des Buches an und schien die Sache so schnell zu begreifen, daß auch ich Muth faßte und die Arbeit zu übernehmen beschloß.

Der Gedanke an meine Bedürftigkeit war hierbei nicht der geringste Ansporn, und als ich noch die Gewißheit erlangt hatte, daß ich alle die Schätze mit nach Hause nehmen dürfte, acceptirte ich lähn und entschlossen die Anstellung als Privatsecretärin des Dr. med. Curtius, Stabsarztes der Landwehr.

„Sollten Ihnen vielleicht einige Worte unleserlich sein,“ sagte mein Chef in seiner wohlwollenden Weise, als ob ich einsehe, daß ein solcher Fall nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit liege, „so haben Sie wohl die Güte, sie anzuzureichen, damit ich sie später in der Reinschrift ergänzen kann.“

Ich blickte auf die Krübeleien, in denen mir vorläufig kaum hier und da einige Buchstaben annähernd leserlich erschienen, und bemühte mich vergeblich, ein Lächeln zu unterdrücken. Der Doctor bemerkte dies.

„Ein dicker Strich durch jede Seite, nicht wahr, das dachten Sie soeben?“ sagte er. „Ich bewundere Ihren Heldenmuth, Fräulein von Gemming; vielleicht aber wird Sie bei dieser Herkules-Arbeit der Gedanke unterstützen, daß Sie das Wohl manches armen Krüppels fördern helfen, der auf Frankreich Gefeld für das Vaterland und somit auch für Sie gebüht hat und den Dank des deutschen Volkes in vollem Maße verdient. Ich wünsche Ihnen Erfolg und bitte Sie um Nachsicht.“

Der Doctor widelte das Buch in Papier, und ich packte es mir auf, obgleich er sich erbot, mir's durch die Post zuzufenden, und Elisabeth bemächtigte sich einer Rolle der famosen Documente. Ich brannte vor Verlangen, das Buch zu beginnen und glorieux zu beenden, und freute mich, doch auch etwas für die armen Invaliden thun zu können. Allerdings hatte ich während des Feldzuges mein Scherflein in Gestalt eines Päckchens vollener Strümpfe zur Armee geschickt, mußte aber nachher zu meinem Leidwesen hören, daß sie viel zu fein und daher nur von geringem Nutzen gewesen waren.

In allerlei Zukunftsträume versunken und der Gegenwart beinahe unbewußt, schritt ich an der Seite meiner Freundin durch die Potsdamer Straße dem Bahnhof zu, bis das schwere Päckchen, das immer mehr und mehr aus meinem Arme geglitten war, plötzlich zur Erde fiel. Die Papierhülle war zerrissen, weit aufgeschlagen lag das Buch zu meinen Füßen auf dem Trottoir.

Ehe ich mich darnach bücken konnte, sprang ein gerade vorübergehender Offizier herzu, hob das Buch auf, klappete es zu und überreichte es mir mit lächelnder Verbeugung.

Die Handlung an sich hatte nichts Auffallendes, dennoch machte die Scene auf mich einen gewissen Eindruck, und die Gestalt des Offiziers, sein ansprechendes Gesicht und sein ganzes ritterliches Wesen blieben mir merkwürdig lange im Gedächtniß.

Der nächste Morgen fand mich an Elisabeths Schreibtisch vor mir das Buch, des Doctors Documente und eine Fülle von Schreibmaterialien. Meine Freundin hatte sich mit ihrer Arbeit an das nahe Fenster gesetzt, um mich durch ihre Gegenwart und nöthigenfalls auch durch ihren Rath zu unterstützen.

Die gelbgraue Papierrolle war ganz geschmackvoll mit einem rothen Bändchen zusammengebunden.

Ich löste die Schleife mit heiliger Scheu und examinirte sorgfältig das erste Stück Papier, das mir in die Hand kam. Es war fast unbeschrieben, nur in einer Ecke unterrichteten mich einige Bleistiftnotizen, daß Doctor Curtius seiner Waschtrags sechs Hemden, sieben Taschentücher, drei Paar Unterbeinkleider, acht Paar Strümpfe und noch andere Gegenstände überhand habe, deren Benennungen ich nicht zu entziffern vermochte.

Eine Weile sah ich sprachlos.

„Hier liegt sicher ein Mißverständniß zu Grunde,“ rief ich dann. „Ich will die Papiere lieber nicht weiter durchlesen, um nicht hinter seine Privatangelegenheiten zu kommen.“

Elisabeth langte nach der Rolle und unterwarf sie einer ruhigen Prüfung.

„Die Sache ist ganz unbedenklich,“ sagte sie, „um so mehr als alles zum größten Theil in chinesischen Lettern geschrieben zu sein scheint. Ich fürchte nur, liebe Louise, daß Dir bei der Entwirrung dieses Geschreibels die Augen aus dem Kopf springen werden. Es ist wirklich eine Schmach für Robert Curtius, so bodenlos leichtsinnig in Geschäftsangelegenheiten zu verfahren!“

„Und dieser Mann,“ rief ich empört, „befindet sich in einer so verantwortlichen Stellung und erhält jedenfalls dafür, daß er seine Geschäfte in eine Verwirrung bringt, wie man sie selbst in Deiner Kinderstube nicht finden würde, ein immenses Gehalt, und nur weil er Doctor ist! Es ist wirklich zu schrecklich!“

„Was ist zu schrecklich?“ fragte meine Freundin. „Doch er ein Doctor ist, oder daß er seine Listen nicht besser in Ordnung hält? Wenn er lesteres thäte, dann hättest Du wohl kaum die Gelegenheit gefunden, sie zu Gunsten Deiner Herbes Toilette in eine verständliche Form zu bringen.“

„Aber ich bitte Dich, sieh doch nur dieses Geschmier hier an! Etwas deutlicher hätte er seine Buchstaben doch wirklich machen können!“

„Das hätte er allerdings gekonnt; es scheint aber gegen seine Natur zu sein. Ich will Dir was sagen, Louise. Ich glaube, es wird zunächst von Wichtigkeit sein, zu wissen, wo überhaupt mit dem ganzen Krumpel geschehen soll, und hierzu wird uns die Arbeit des geschickten Muffensohns die beste Anleitung geben können.“

Sie nahm das Folio-Buch auf den Schoß und deutete mit dem Zeigefinger auf den obersten Theil der Seite.

„Wie Du siehst,“ fuhr sie fort, den Finger langsam abwärts führend, „stehen hier die Namen der Soldaten alphabetisch geordnet. Hier, rechts davon, lesen wir Alter, Geburtsort, Wohnort, Beruf, Namen und Nummer des Regiments, Datum des Eintritts und der Entlassung, Art der Verwundung, wann und wo erhalten. Dann, auf dieser anderen Seite, folgt die

spezielle Beschreibung eines jeden Falles. Gleich hier ist ein solcher, der mir ziemlich klar zu sein scheint."

Damit ergriff sie eins der Papiere, wendete den Kopf hin und her und drückte die Augen halb zu, um die Sehkraft derselben zu schärfen.

"Das ist ein W-Wal-Wat-Wer-Wil-Wilhelm-We-We-Wa-Weber-Wilhelm Weber, achtzig Jahre alt — " "Ach, Unsinn!" sagte ich. "Ein achtzigjähriger Landwehrmann!"

"Dann soll's wohl fünfzig, oder vielleicht dreißig heißen," sagte Elisabeth. "Wahrhaftig, Doctor Robert Curtius, Du bist eine Prüfung für uns, und Du hast wohl daran gethan, Dir im voraus die Nachsicht Deiner Secretärin zu erbitten."

Nach ungefähr einer Stunde hatten wir den vorliegenden Fall soweit festgestellt, daß Wilhelm Weber, — wenn er so hieß, dreißig Jahre alt war, wenn's eben nicht fünfzig sein sollten; daß er in Bernburg, — es konnte auch Budapest heißen, — geboren war; daß er von Profession Böttcher, — wenn nicht Buchhändler, — sei; daß er in Zehdenitz, Zehdenitz oder Ziegenhain wohnte und eine Gewehrflugel in Tibet, — was das heißen mochte, wußten wir nicht, und eine Bombe ins rechte Auge erhalten habe.

Um meinen freundlichen Lesern in ihrem großen Erstaunen zu Hülfe zu kommen, will ich schon jetzt constatiren, daß, wie sich später herausstellte, der Mann nicht Wilhelm Weber, sondern Walter Müller hieß; besagter Müller war achtunddreißig Jahre alt, in Bromberg geboren und wohnte in Zielenzig; er hatte eine Schußwunde in der rechten tibia davongetragen, und ein Bombensplitter hatte ihm das rechte Auge verletzt.

Diese Notizen gehörten zu den leserlichsten der Sammlung; man wird hiernach unsere Arbeit beurtheilen können.

Ich schrieb also die Data, wie soeben erwähnt, in das große Buch, und war zufrieden, so gut in den Sinn der Sache eingedrungen zu sein; auch Elisabeth machte das Bewußtsein, mir so geschickt auf den rechten Weg geholfen zu haben, viel Vergnügen.

Sie lehnte sich still in ihren Stuhl zurück, um meine Feder nicht aufzuhalten, die jetzt mit staunenswerther Geschwindigkeit die Resultate meines mit jeder neuen Entdeckung wachsenden Scharfsinns zu Papier brachte. Bald aber sah ich mich wieder einem Räthsel gegenüber, und nachdenklich zögernd fragte ich: "Glaubst Du wohl, Elisabeth, daß ein Mensch, — dem eine Kanonenkugel den Kopf abgerissen hat, unter Umständen am Leben bleiben könnte?"

"Kaum," sagte die Geheimrätbin mit großer Ruhe.

"Nun so höre. Nach Doctor Curtius' Notiz, — ich wollte, ich könnte ihn hier in die Tinte tauchen! — wurde einem gewissen Peter Ralf, — oder Ralf — "

"Endigt der Name mit einem z?" unterbrach mich die Freundin.

"Weder mit einem z noch mit sonst etwas, das einem Buchstaben ähnlich sieht. Diesem Manne also wurde der Kopf durch eine Kanonenkugel abgerissen und ihm hernach die volle Pension gewährt. Die hat er verdient, meinst Du nicht auch?"

Wir konnten keinen Sinn herausfinden und unterstrichen das ganze.

Wöglich schoß mir ein guter Gedanke durch den Kopf. Meine Augen waren bereits auf das Höchste angestrengt, denn jedes Wort in diesen entsehligen Papieren war wie in einen Knoten geschlungen, und die Anstrengung, aus diesem chaotischen Wust einigen Sinn herauszufinden, fing an, mir Kopfschmerzen zu verursachen.

Der gute Gedanke also bezog sich auf ein Vergrößerungsglas, eine Lupe, und Elisabeth konnte ihren Beifall nicht versagen.

Kurz entschlossen ergriff ich Hut und Umhang und eilte zu dem kleinen, lahmen Uhrmacher, der die Uhren in der Wohnung der Geheimrätbin in Ordnung hielt. Ich fand ihn emsig bei der Arbeit, den Gegenstand meiner Wünsche in's Auge gefleimt.

(Fortsetzung folgt.)

Radbruch verboten.

Unsere Dienstboten.

Von R. Artaria.



lagen über schlechte Dienstboten hat es bekanntlich zu allen Zeiten gegeben. In neuerer Zeit aber vermehrt sich die gegenseitige Unzufriedenheit zwischen Herrschaft und Dienenden in auffallender Weise. Gebildete Frauen, früher dem "Mägdeplätzchen" abhold, versichern, daß nächstens kein Auskommen mehr sei mit den maßlos gesteigerten Präventionen und der sehr verminderten Arbeitswilligkeit ihrer Dienstmädchen, und daß es nicht an ihnen liege, wenn dem früheren, langjährigen Dienstverhältnis ein immer rascherer Wechsel folge. Die Dienenden ihrerseits sind weit entfernt, sich bei ihren höheren Löhnen zufrieden zu fühlen, auch sie haben Klagen genug über schlechte Behandlung und zu viel Arbeit. Woher kommen solche, besonders in den Städten verbreitete Zustände? Zum großen Theil zweifellos von den neuen Anschauungen der Dienenden, welche sich nicht mehr als Untergebene im früheren, Sinne fühlen wollen, von dem gesteigerten Klassenhaß, der Gemüthsruhe und Arbeitscheu der städtischen Proletariatskinder, aus welchen ja doch die Hauptzahl unserer weiblichen Dienstboten heute besteht. Selten sind unter diesen die besseren Bauernmädchen, deren Körperkraft und Ehrlichkeit eine so gute Grundlage für das spätere Köchennamt abgiebt, noch seltener die Töchter von Lehrern und kleinen Subaltern-Beamten, deren Streben es früher war, bei einer "guten Herrschaft" als Kinder- und Zimmermädchen ein paar Jahre in der Stadt zu sein. Sie halten sich heute zu gut zum Dienern und streben den Posten einer Verkäuferin, Kindergärtnerin oder Lehrerin an, während die Bauernmädchen scharenweise in die nächstgelegene Fabrik wandern. So haben es also schon in Betreff des Menschen-Materials die Hausfrauen heutiger Zeit schwieriger, als die der früheren, aber es kommt noch mancher erschwerende Umstand hinzu.

Vor allem der Mangel jeder Vorbildung, ja, schlimmer noch, die in der Aufsichtlosigkeit des Elternhauses und den geringen Anfangsstellen der Mädchen eingeflogenen übeln Gewohnheiten aller Art. Außerdem aber, selbst wenn sie bereits aus guten Häusern kommen, macht sich die Thatsache unangenehm fühlbar, daß es in Deutschland eine, für alle gut situirten Familien

verbindliche häusliche Sitte einfach nicht giebt. Das englische Haus- oder Kindermädchen braucht nur einmal die Erfordernisse seines Dienstes zu lernen; späterhin übt sie dieselben in gleicher Weise zur selben Zeit mit den gleichen Geräthen in jeder neuen Stelle. Bei uns hat sie stets unzulernen, denn in jeder Familie "macht man's anders", und viele verhältnismäßig Hochgestellte begnügen sich mit einem unglaublich geringen Maß von Form bei den Mahlzeiten, wie im ganzen häuslichen Tageslauf. Aus dieser Vielspaltigkeit entsteht dann für die wirklichen Erzieherinnen ihrer Dienstboten eine enorme Zeit- und Kraftverschwendung, denn es ist bekanntlich viel leichter, einen ganz unwissenden Menschen zu belehren, als einen schlecht-gewöhnten umzumodeln. Und doch besteht hierin die Aufgabe unserer Hausfrauen in den allermeisten Fällen. Von hundert Mädchen, die sich als Köchinnen vermiethen, können neunzig nicht selbständig kochen, ebensoviele Zimmermädchen verstehen nicht, Böden, Waschtische zc. gut zu reinigen, ebensoviele Kindermädchen stehen mürrisch und theilnahmslos neben dem vor Langeweile weinenden Kinde. Aber "Fräulein" sind sie alle! Sie wandeln an ihrem Ausgange in einem Fuß, wie er vor einem kurzen Menschenalter noch keiner Dienenden hätte einfallen dürfen, sie pflegen eine umfangreiche Correspondenz, lesen bis in die späte Nachtstunde, geben gegenseitig Visitenkarten ab und setzen einen besonderen Stolz darin, vom Milchmann, Bäcker, Metzger und Hausmeister ebenso als Dame behandelt zu werden, wie von den "Herren" mit welchen sie Sonntags den Ball im Wirthshause besuchen.

So empörend oder lächerlich (je nach Alter und Temperament) dieses alles und manches andere der Art nun vielen Hausfrauen vorkommt, zu ändern ist daran nichts mehr, und jeder Versuch dazu sollte unterlassen werden. Diese Dinge sind äußere Zeichen eines inneren Wandels, der mit der großen Arbeiterbewegung zusammenhängt. Der freie Mensch will sich als solcher in allem bethätigen, was nicht mit seiner Dienstverpflichtung zusammenhängt, und es ist dagegen in der That nichts einzuwenden. Ganz im Gegentheil: es heißt gerade hier einsehen, um den Anspruch auf gute Form des ganzen Betragens, nicht nur der äußeren Hülle, recht nachdrücklich zu erheben. Was Pflichtgefühl heißt, Selbstbeherrschung und Höflichkeit, das müssen viele dieser Mädchen ja erst lernen. Man soll ihnen diese Erfordernisse des "höheren Menschen" stets in Erinnerung bringen; sie müssen ihren Blumenhut, ihre Seidenbluse und Glacé-Handschuh, sowie den ganzen Anspruch auf "feine Behandlung" als etwas Verpflichtendes erkennen lernen!

Leicht ist diese Aufgabe gewiß nicht, und mander jungen Hausfrau erzittern Herz und Knie vor den An- und Aussprüchen einer solchen Großstadtplanze. Aber trotz alledem: hier liegt die sociale Mission für die moderne, gebildete Frau. Unsere heutigen Dienstmädchen sind die künftigen Arbeiterfrauen, indem wir uns also ernsthaft ihres inneren Menschen annehmen, beeinflussen wir ihre künftige Lebensführung vielleicht nachdrücklicher, als die jezt überall entstehenden Volks-Hochschul-Curse das Verhalten der jungen Männer. Es versteht sich von selbst, daß der Haupt-Factor dabei unser eigenes Beispiel sein muß, die unverrückbare Gewissenhaftigkeit, der häusliche Fleiß, die waltende Sorgfalt, die über Groß und Gering wacht und auch in dem Dienstboten ein Gefühl der Zugehörigkeit zur Familie weckt, aus dem erst die wirklich guten Leistungen ersproßeln. Daß dies alles möglich ist, zeigen auch heute einzelne, von tüchtigen Frauen wohlgeführte Haushalte mit langjährigen Dienstboten. In der Mehrzahl freilich sieht es anders aus, deshalb erscheint es nicht überflüssig, einmal die Grundzüge aufzustellen, an denen unsere jungen Frauen ihr eigenes Verhalten messen können. Die Frage: Wo habe ich gefehlt? ist überall von Nutzen, wo gegenseitige Ansprüche einen Conflict hervorgerufen haben.

Drei Grundworte muß sich die vielbeschäftigte, vielgeplagte Hausfrau, die Gattin eines Mannes von mittleren oder kleineren Einkünften, die Mutter heranwachsender Kinder jeden Morgen vor Beginn ihres Tageswerkes vor Augen halten: Streng, gerecht, gütig! Eines schließt das andere nicht aus, und jedes muß an der rechten Stelle wirken.

Streng ist darauf zu halten, daß die einmal angeordnete Arbeit richtig und in der rechten Reihenfolge geschehe. Vergesslichkeit und Nachlässigkeit sollen nicht ungerügt bleiben, aber milder behandelt werden, als Unehrlichkeit, Lüge und Incontinentz. Hier muß die Frau das ganze Gewicht ihrer Persönlichkeit einsetzen und mit unerbittlicher Consequenz die moralische Reinlichkeit erzwingen, bis endlich die gelogenen Ausreden, die kleinen Uebervorteilungen und ungezogenen Erwiderungen aufhören. Freiwillig eingestandenes Zerbrechen zc. soll bedeutend gelinder wegkommen, als verheimlichtes. Die besseren Naturen verstehen es bald, daß ihre Wahrhaftigkeit die Grundlage der Achtung von Seiten der Herrschaft ist, und legen allmählich die Unwahrheit, diesen verbreitetsten Fehler, die Frucht vernachlässigter Erziehung, ab. Die unverbesserlich frechen Lügnerinnen und Betrügerinnen soll man entfernen, mit ihnen ist kein Friede zu erhalten.

Der Hauptfehler unserer jungen Frauen besteht darin, daß sie, um möglichst bald "ihre Zeit" wieder frei zu bekommen, die Arbeit obenhin anweisen und sich, nachdem das erste Strohfeuer verflackert und Nachlässigkeiten eintreten, mit diesem halben und schlechten Vollauf ihrer Anordnungen begnügen, bei Extra-Gelegenheiten selbst nachhelfen und im Ganzen überzeugen sind, es könne einmal nicht anders sein, das sei der normale Dienstboten-Zustand. Sie sehen dabei wohl einzelne Frauen, die eine "wertwürdige Art" haben, ihre Leute zu dressiren", aber sie ahnen nicht, daß dies der Erfolg einer Kunst ist, die begabte Naturen von selbst besitzen und andere — erlernen können.

Drei Monate dauert meistens das Einarbeiten eines Mädchens in neue Verhältnisse; nur sehr Intelligente werden früher damit fertig. So lange hat die Hausfrau mit stets neuer Geduld täglich mehrmals die Ausführung ihrer Anordnungen in Küche und Haus zu überwachen und jeden Verstoß bestimmt, nöthigenfalls streng, aber ohne Jornausbruch zu rügen. Das selbst mit Hand-anlegen ist nur zum Vormachen rathsam: das Mädchen muß lernen, seine Pflicht selbständig und richtig zu thun, es muß auch wissen, daß die Hausfrau ihre Zeit für andere Pflichten notwendig hat. Leichtsinnesiges Berthun und Ruiniren sollte auch im wohlhabendsten Haushalt nicht geduldet und streng getadelt werden, ebenso bei den Kindern, wie bei den Dienstboten. Die richtige, von Knickerei entfernte Sparfamkeit ist die Grundlage der guten Wirthschaft. Leichtes Hinweggehen über Verschwendung erzeugt neuen Leidtsinn.

Bei allen besseren Mädchen wirken gelegentliche, ruhige und freundliche Ermahnungen, nicht in der Hitze des Tages, sondern am Abend oder während einer leichten Arbeit mehr, als heftiges Zanken. Wer sich die Mühe nicht verdrießen läßt, zuerst nach Familie, Heimat, Schule und früheren Diensten zu fragen, der hat es leicht, auf die besonderen Gewohnheiten und Fehler zu kommen und seinem Köchens- und Zimmerfräulein klar zu machen, wie viel sie noch zu erstreben hat. In jeder unserer Mägdekammern finden sich Brenneisen und Spirituslampe, in den wenigsten ein guter Schwamm, Zahnpulver, ordentliches Kämmzeug und gute Hausschuhe. Auf diese Anschaffungen muß zuerst gedrungen werden, daneben auf die nöthige Körper-Reinlichkeit und auf die Grundlagen des guten Benehmens. Der stumm-wüthende "Kopf", die impertinenten Antworten sind doch auch eines "Fräuleins" durchaus unwürdig, ebenso wird ein solches einsehen, daß eine Bitte um Entschuldigung bei großen und kleinen Versehen notwendig ist. Kurz, eben an der, so vielen Hausfrauen unerträglich scheinenden "Prätension" müssen diese Mädchen gefaßt werden, damit ihnen ein Begriff von den vielen Pflichten eines gebildeten Menschen aufgeht und sie sich entschließen, das "Aufwärts" ihrer äußeren Persönlichkeit auch auf die innere auszudehnen. Man soll von ihnen ein volles Maß von Leistung und Verantwortlichkeit fordern und sich nicht beruhigen, bis es erreicht ist. Denn nicht an zu viel Arbeit, sondern an zu wenig Tüchtigkeit leidet unser sociales Leben, und mit der steten Tendenz nach Entlastung erntet man nicht Zufriedenheit, sondern stets höher geschraubte Ansprüche.

(Schluß folgt.)

Radbruch verboten.

Unterhaltungen über die Sterne.

Von Dr. Herrn. J. Klein.

VI.



ir haben in den vorhergehenden Unterhaltungen die Thatsache kennen gelernt, daß es auch im Weltraume keine Ruhe giebt, sondern alle Himmelskörper sich in steter Bewegung befinden. Aber die Fixsterne verändern nicht nur ununterbrochen ihren Ort am Himmel, sondern viele zeigen auch einen Wechsel ihrer Helligkeit. Die Alten haben hiervon nichts gewußt. Erst im Jahre 1596 wurde der ostfriesische Prediger David Fabricius, der mit besonderer Vorliebe abends den Sternhimmel beobachtete, darauf aufmerksam, daß ein Stern dritter Größe im Walfisch, den er im August gesehen hatte, im October verschwunden war. Diese Wahrnehmung machte mit Recht Aufsehen, umso mehr, als der Stern in den nächsten Jahrzehnten gelegentlich wieder gesehen wurde. Indessen dauerte es über vierzig Jahre, ehe man erkannte, daß man es mit einem Stern zu thun habe, der in einem Zeitraum von etwas über dreihundertdreißig Tagen seine Helligkeit bis zur Unsichtbarkeit verändert und wiedererscheint. Man nannte ihn deshalb den "wunderbaren Stern im Walfisch", oder in der damals unter den Gelehrten üblichen lateinischen Sprache mira coti. Ueber die Ursache dieser Helligkeitsänderung wurden die verschiedenartigsten Hypothesen aufgestellt, ohne daß die Ansichten auf eine derselben sich vereinigten. Mittlerweile aber entdeckte man noch einen zweiten veränderlichen Stern, nämlich den Stern Algol im Bilde des Perseus, darauf einen dritten im Sternbilde des Schwan, einen vierten in der Hydra, und ehe das vorige Jahrhundert sich zu Ende neigte, war den Astronomen klar, daß die Zahl der veränderlichen Sterne nicht ganz gering sein könne. Dies ist in der That der Fall, denn gegenwärtig kennt man mehrere hundert veränderliche Sterne, und alljährlich werden neue entdeckt. Manche darunter zeigen einen ähnlichen Wechsel ihrer Helligkeit, wie Mira im Walfisch, d. h. sie können zu gewissen Zeiten mit bloßem Auge gesehen werden, nehmen dann langsam und unregelmäßig an Helligkeit ab und verschwinden zuletzt selbst für das sehr starke Fernrohr, um nach einigen Monaten wieder allmählich sichtbar zu werden. Andere Sterne, z. B. Beta im Sternbilde der Veyr, zeigen geringere, aber ziemlich regelmäßige Helligkeitsschwankungen innerhalb eines Zeitraumes von ein paar Wochen. Noch andere Sterne, wie Algol, verändern ihre Helligkeit nur während einigen Stunden und bleiben sonst mehrere Tage unverändert. Die meisten veränderlichen Sterne, besonders diejenigen, welche großen Wechsel ihrer Helligkeit zeigen, sind mehr oder weniger röthlich, und da dies offenbar kein Zufall sein kann, so muß man schließen, daß die rothe Farbe mit dem Lichtwechsel in einer gewissen Beziehung steht. Unsere Sonne zeigt bekanntlich von Zeit zu Zeit dunkle Flecken auf ihrer Oberfläche, wodurch natürlich ihre Lichtstrahlung zeitweise etwas vermindert wird. Aus Fixstern-Entfernung gesehen, würde also auch unsere Sonne als veränderlicher Stern sich darstellen. Diese Thatsache leitet darauf, den Helligkeitswechsel vieler Sterne ebenfalls auf die Bildung von Flecken an ihrer Oberfläche zurückzuführen, eine Erklärung, die wirklich manches für sich hat.

Wenn unsere Sonne an Helligkeit abnehmen würde, — was in Millionen Jahren sichtlich der Fall sein muß, — so würde, entsprechend der Abnahme ihrer Gluth, das Licht derselben allmählich eine etwas rothe Farbe annehmen, und die Flecke an ihrer Oberfläche würden zahlreicher. So wäre denn in dieser Weise auch die rothe Färbung der meisten veränderlichen Sterne zu erklären, und wir dürfen annehmen, daß wir in ihnen Sonnen sehen, die bereits bedeutlich auf dem Wege der Erhaltung und des Erlöschens fortgeschritten sind. Könnten wir Menschen unsere Blicke um Millionen Jahre zurückwenden, so würden wir finden, daß in jener entlegenen Vergangenheit manche Sterne, die heute röthlich und veränderlich sind, noch weiß und in unverändertem Licht erschienen; und wenn wir in derselben Weise Millionen Jahre in die Zukunft zu sehen vermöchten, so würden wir Sterne, die früher in glänzender Pracht strahlten, gealtert erblicken, nämlich röthlich und von veränderlichem Lichte. Zwar nicht mit unseren irdischen Augen, aber mit den Augen des Verstandes können wir in der That die Zukunft der Sterne schauen, und sehen, daß auch sie altern, wie alles, was hienieden die Erde trägt. Die Sterne, und unter ihnen natürlich auch unsere Sonne, müssen im Laufe unzähliger Jahretausende mehr und mehr an Licht verlieren und einer nach dem andern endlich erlöschen. Die Fadeln des Himmels, welche weithin durch den Weltraum strahlen, werden dereinst

verschwinden, und die Sternbilder, die sich seit Alters um die Erde drehen, erlöschen, keine Erinnerung an ihr Dasein wird mehr bleiben.

Erkennen wir aber, daß die alten Sterne, die vor uns bereits am Himmel leuchteten, nicht ewig leuchten werden, sondern dereinst erlöschen müssen, so zeigt uns die Wissenschaft andererseits Sterne, die in jugendlichem Glanze neu ausloderten an Orten des Himmels, wo vorher nie ein Lichtstrahl vorhanden war. Schon die Chinesen, deren geschichtliche Aufzeichnungen wahrscheinlich weiter zurückreichen, als diejenigen irgend eines anderen Volkes, haben das Auslodern neuer Sterne in ihren Reichs-Annalen wiederholt vermerkt. So erwähnten sie, daß, — im Monat Juli des Jahres 134 vor Chr., nach unserer Zeitrechnung, — im Sternbilde des Scorpions ein glänzender Stern erschienen sei. Eines anderen Sternes gedenken sie aus dem Jahre 178 nach Chr. Er erschien blendend weiß, wurde nach einiger Zeit gelblich, dann rötlich und erlosch zuletzt. Auch in den Annalen europäischer Völker wird wiederholt des Ausloderns neuer Sterne gedacht. Am berühmtesten unter diesen ist der im Jahre 1572 in der Cassiopeia erschienene Stern, den man sogar am hellen Tage zur Mittagzeit sehen konnte. Er wurde allmählich lichtschwächer und verschwand nach sechzehn Monaten. Merkwürdigerweise wurden in den nächsten dreißig Jahren noch drei neue Sterne gesehen, und die Verwunderung über diese Erscheinung war bei Hoch und Niedrig nicht gering. Da Astrologie und Aberglaube damals in Blüthe standen, so wurden die tollsten Hypothesen zur Erklärung dieser neuen Sterne vorgebracht und fanden Anhänger. Nur allein der große Newton zeigte auch in dieser Beziehung seine geistige Ueberlegenheit. Zu seinem Freunde Conduitt äußerte er einst in vertraulichem Gespräch: „Ich halte es für möglich, daß die wunderbaren, neuen Sterne, welche man an Stellen des Himmels auslodern sah, wo vordem kein Stern war, vielleicht durch Kometen, welche auf sie stürzten in Brand gerathen sind, und daß es möglicherweise mit unserer Sonne einst ebenso gehen kann“. Diese Meinung des großen Mannes hat freilich seitens seiner Zeitgenossen und nächsten Nachfolger nicht die gebührende Beachtung gefunden; man meinte vielmehr, die Redseligkeit des Alters habe ihn beschlitten, als er den Untergang eines Weltkörpers oder selbst eines ganzen Sonnensystems durch Feuer für möglich hielt. Dazu kam, daß fast zwei Jahrhunderte lang keine Erscheinung eines neuen Sternes sich zeigen wollte, trotzdem der Himmel während dieser Zeit sehr aufmerksam durchsucht wurde. Erst im Jahre 1866 wiederholte sich das Auslodern eines Sternes in glänzender Weise. Am Abend des 12. Mai, kurz vor Mitternacht, sah ein Beobachter in Irland im Sternbilde der Krone einen Stern von großer Helligkeit, der früher nie dort gestanden hatte. Schon am folgenden Abend hatte sein Glanz abgenommen, und im letzten Drittel des Mai verschwand er für das bloße Auge und sank später zur neunten oder zehnten Größenklasse herab, auf der er noch heute verharrt, sodas er jetzt nur durch große Fernrohre zu sehen ist. Im November 1876 wurde abermals ein Stern sichtbar, dieses mal im Schwan, der auch nach einigen Wochen dem bloßen Auge entschwand, aber als äußerst schwaches Sternchen noch heute im Fernrohr sichtbar ist. Endlich leuchtete 1891 im Sternbilde des Fuhrmanns wiederum ein neuer Stern auf und sank nach kurzer Zeit wieder zur Unsichtbarkeit herab. Hatte sich aber das sechzehnte Jahrhundert mit der bloßen Betrachtung der neuen Sterne begnügen müssen, so war dies im neunzehnten Jahrhundert nicht mehr der Fall, denn das Spectroskop und die Photographie bilden jetzt Hilfsmittel, welche tiefe Blicke in das Wesen der Erscheinung gestatten. Was sich mittels derselben den Augen der Forscher darbot, war überraschend. Das Spectroskop enthüllte die Thatfache, daß in jenen auslodern den Sternen stets mehrere Weltkörper in enger Beziehung zu einander auftreten, daß glühende Gasmassen daselbst eine Hauptrolle spielen, und daß die Weltkörper, welche vereinigt ausloderten mit Geschwindigkeiten bis zu hundert Meilen in der Secunde gegen einander rollten. Damit war das große Geheimniß enthüllt, Newton hatte Recht, als er die Erscheinung auf Brand und Zerstörung von Weltkörpern deutete. Was wir in jenen auslodern den Sternen vor uns sehen, ist in der That nichts anderes, als das Aufblühen von Weltkörpern, Sonnen oder Planeten, die durch Zusammenstoß mit anderen dem Untergange verfallen sind. Kein Zweifel kann mehr hierüber stattfinden. Ja, das Spectroskop zeigt uns, daß durch solchen Zusammenstoß die davon betroffenen Weltkörper völlig in nebeligen Dunst sich auflösen. Damit ist ein Vorgang in den Tiefen des Himmels nachgewiesen worden, den man früher nur als unbestimmte Möglichkeit annehmen mochte. Er kündigt uns an, was dereinst auch in unserem Sonnensysteme eintreten kann, denn die nämlichen Gesetze herrschen überall im Weltensysteme, und es findet keine Ausnahme statt. Daß wir Menschen dabei aber guten Muthes bleiben, ist lediglich dem Umstand zuzuschreiben, daß unser ganzes Geschlecht nur kurzlebig ist, und daß den unermesslichen Räumen, in denen sich der Untergang der Weltkörper abspielt auch unermessliche Zeiten entsprechen, während welcher diese Weltkörper Bestand haben.

Garten der Villa Corsini in Rom.

Nach dem Gemälde von Max Roeder. — Siehe Seite 52.

Die Corsini waren eine der bedeutendsten florentinischen Patrizier-Familien, die ihren Ursprung auf den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts zurückführt. Zu ihren berühmtesten Mitgliedern gehören u. a. Andree Corsini, Bischof von Fiesole (geb. 1302, gest. 1373), der von Paps Urban VIII. im Jahre 1629 heilig gesprochen wurde; ferner Pietro Corsini, Bischof von Florenz, Amerigo Corsini, Erzbischof von Florenz, und Lorenzo Corsini, der im Jahre 1730 als Clemens XII. den päpstlichen Stuhl bestieg. — Die Corsini hatten glänzende Paläste in Florenz und Rom, in denen sie hervorragende Gemälde-Sammlungen und Bibliotheken unterbrachten. Einer

der bekanntesten Paläste ist der in Rom; in ihm wohnte und starb am 19. April 1689 die Königin Christine von Schweden. Seine jetzige Gestalt erhielt er im Jahre 1732 durch den Architekten Fuga, der den Palast im Auftrage des Papes des Papstes Clemens XII., Ricci Corsini, umbaute. Der Palast und die darin befindlichen Sammlungen ging im Jahre 1884 in den Besitz des italienischen Staates über. Der schöne Garten, der im achtzehnten Jahrhundert neu angelegt wurde, ist eine Sehenswürdigkeit Roms; er gewinnt einen besonderen Reiz durch zahlreiche Bildwerke und prächtige Cascaden, die den herrlichen Baumgruppen an stillen Weihern malerisch eingefügt sind.

Unsere Kinder.



Lieber Väci!

Ich bin der Kleinste auf dem Bilde und kann Deutsch nicht gut schreiben. Bitte sende uns einmal Briefmarken, weil wir die sammeln.

Dein Lajos.

Lieber Väci!

Mama sagt, daß ich einem Väci in Deutschland schreiben soll. Ich weiß, wo Deutschland ist, da Papa die ungarischen Landkarten macht und sie unten im Institut gedruckt werden; es ist sehr schön zuzuschauen. Lajos gibt keine Ruhe, ich kann nicht mehr schreiben.

Znre.

Lieber Väci!

Mama wünscht, ich soll Ihnen einen Brief schreiben. Da ich Sie nicht kenne, so ist das sehr schwer. Mama sagt, Sie sammeln Kinderbilder; ich sammle Briefmarken und Correspondenz-Karten und habe bereits viele und schöne. — Ungarisch könnte ich Ihnen besser schreiben, denn wir lernen hier alles ungarisch. Einmal komme ich auch studieren nach Deutschland. Verbleibe als Ihr Sie grüßender

Budapest.

Karl Rogutowicz.

Eine Tochter Spaniens.

Nach dem Gemälde von Fr. Masiera. — Siehe Seite 49.

Der Prado in Madrid ist der Sammelplatz der vornehmen Welt, hierher kommen nach dem Dunkelwerden die Damen und Herren der Madrider Gesellschaft, nicht wegen des Naturgemusses oder um spazieren zu gehen, sondern zum Zwecke der Unterhaltung. Wer aber erwartet, eine wogende bunte Menge im National-Kostüm promenirender Damen und Herren zu finden, wird sehr enttäuscht sein. Spanische National-Kostüme findet man nur noch im gewöhnlichen Volke, aber auch dort nicht allzu häufig. Nur wenn die Spanierin zum Stierkampf-Spiel geht, pugt sie sich mit einem kurzen, hellseidenen Rock, mit schwarzen Spitzen übersät, und einem Nieder mit langer Schneppe, im Rücken fest mit Schnüren zusammengezogen. Auf dem Prado aber sind glänzende Pariser Kostüme an der Tagesordnung; nur der Spitzenschleier, dieses allein vor dem Untergange gerettete National-Toiletten-Stück, sowie der Fächer sind der Señora geliebt. Einen Frauenhut bekommt man nie zu Gesicht, alles trägt den Schleier; dieser ist meist von dunkler Seide, beim niederen Volke auch bunt gefärbt. In der Gesellschaft, auf dem Ball und in der Oper

sieht man sehr zierliche, weiße Spitzen-Schleier, die das Gesicht mit einem reizenden Flor umrahmen, sodas nur die Stirn lächeln hervorquellen; unten wird er dann lose um den Hals gelegt. Auf der Straße pflegt der Schleier vom Hinterkopfe und den Schultern glatt den Rücken herab zu fallen. Das Haar wird vom Nacken heraufgekämmt, sodas es über dem Hinterkopfe einen Wulst bildet; vorn fallen die Haare in Locken über die Stirne. Fast alle Spanierinnen tragen im Haar meist mitten über der Stirn, eine frische Blume, — in der Regel ist es eine große, dunkelrothe Nelke, — die sie zu dem kastanienbraunen Haar prächtig ausnimmt. Die vornehme Spanierin liebt es nicht, zu promeniren, man sieht sie auf dem Prado auch nur, wie sie in einem Krenschel lehrte, sich Kühlung zuzufächelt und sich mit den Cavalieren unterhält oder sich langweilt, wenn die Verehrer ausgeblieben sind. Dann schickt sie zerstreute Blicke in die Reihen Alles, in welcher die Jugend auf prächtigen Pferden sich tummelt, und grüßt hin und wieder mit dem Fächer. Der Fächer, — wie grazios weiß ihn die Spanierin zu handhaben! Sie braucht ihn nicht nur, um sich Kühlung zuzuwelken, oder mit ihm zu grüßen, sie schützt sich auch mit ihm vor Berlegenheiten, bedeckt ihr Gesicht mit ihm, wenn sie ungestört beobachten oder — zur Beobachtung reizen will. Verschiedene Handhabungen, Lagen und Drehungen des Fächers drücken bestimmte Gedanken aus, und die Laie vermüthet kaum, welche Herzens-Entwicklungen in diesem anscheinend so unschuldigen Spiele vermittelt werden, welche Kämpfe die Señoras damit führen, wie sie durch irgend eine feine Bewegung Liebe, Sehnsucht, Haß und Schmerz auszudrücken im Stande sind.

Die Spanierinnen sind schön, anmuthig und liebreizend, solange sie die zwanziger Jahre nicht überschritten haben. Ueber dieses Alter hinaus neigen sie sehr zur Korpulenz und verblühen schnell. Ihn Bildung, selbst in den höheren Klassen der Gesellschaft, entspricht nicht den Anforderungen, die wir in Deutschland zu stellen gewöhnt sind. Tiefen Musik-, Literatur- und Sprachkenntnisse findet man sehr selten bei ihnen, doch besitzen sie viele natürliche Geistesanlagen, viel Anmuth und Wit, haben eine natürliche Empfindung für das Schöne, singen sehr hübsch zur Guitarre und wissen manches aus spanischen Dichtern, mit einem Wort: Sie haben wenig, aber keine falsche Bildung, sie sind stolz, aber nicht hochmüthig, deswegen ist der Verkehr mit den reizenden und liebenswürdigen Wesen sehr angenehm, und man wird nicht müde, sich mit ihnen zu unterhalten.

Redactions-Post.

Marie B. in Halle. — Reiben Sie das Messer, mit dem Sie Julebeln geschnitten haben, mit trockenem Salze ab, dann wird der unangenehme Geruch sofort verschwunden sein. — Das Anbrennen der Milch können Sie verhindern, indem Sie die Milch, in welchem die Milch gekocht werden soll, vor dem Gebrauch mit Wasser anspülen, es aber nicht austrocknen. Ist die Milch aber doch einmal angebrannt, so nehmen Sie in den unangenehmen Geschmack, indem Sie eine glühende Holzstoke in die Milch tauchen.

Hausfrau in Pödn. — Sie sorgen weit voraus, denn je früher die Ameisen noch nicht darauf können. Ihren süßen Schänen in der Speisekammer einen Besuch abzustatten. Sie wollen Ihnen aber doch schon ein Mittel sagen, die nachhafte Gesellschaft vom Honig zc. abzuhalten: Stellen Sie die Gefäße in recht feine, loderische Asche und streuen Sie solche um die Gefäße herum. Ueber die Asche gehen die Ameisen nicht. Verfüumen Sie aber nicht, die Asche von Zeit zu Zeit aufzulockern, denn sobald sich nur eine leichte Rinde gebildet hat, hilft das Mittel nicht mehr.

Frau v. St. in Rdn. — Was wir zu der neuesten Pariser Mode thoreit, zu den lebenden Schildkröten als Frauenthum sagen? Sie können sich's wohl denken: Ein Frevel ist's! Deutsche Frauen werden wohl so viel Herz haben, an dieser Thierqualerei sich nicht zu betheiligen.

Widbegierige in Riga. — Weßhalb der Einwohner Nordamerikas Bruder Jonathan genannt wird? Man sagt, diese scherzhaft Benennung rühre von Jonathan Trumbull her, der zur Zeit des nordamerikanischen Freiheitskampfes Gouverneur von Connecticut war und als solcher durch seine Klugheit und Geistgegenwart bei Washington so viel galt, daß dieser in einem nicht zum Schluß kommenden Kriegsrath ausrief: „Wir müssen Bruder Jonathan zu Rathe ziehen.“ Das Wort wurde seitdem sprichwörtlicher Ausdruck in schwierigen Lagen.

Junge Mutter in Hannover. — Wir empfehlen Ihnen für Ihren Zweck: Mutterglück, Tagebuch über des Kindes Wachen und Gedenken. Des Dichters-Aussprüche, gesammelt von Simide Werhard, illustriert von W. G. Sturm. (Leipzig, Verlag von E. Haberland.) Das Buch ist sehr geschmackvoll ausgestattet, es enthält eine genügende Anzahl leerer Seiten zum Einschreiben von Episoden aus dem Leben des Kindes und mehrere Cartons zur Aufnahme der Photographien. Letztere sind so eingerichtet, daß die Photographien (Wissit- und Cabinet-Format) hineingeschoben werden können, das sehr unpraktische und lästige Aufkleben unangesehener Photographien fällt also gänzlich weg. Schreiben Sie nur recht fleißig ein, so ein Buch ist für Sie und Ihr Schöndchen später ein kostbarer Schatz und ein Quell reiner Genusses.

Tante Johanna in Drontheim. — Schicken Sie uns das Bild Ihres kleinen Nichten bitte, wir werden's gern veröffentlichen. Wenn die kleinen nicht genügend deutsch sprechen, lassen Sie den Brief norwegisch schreiben und übersetzen Sie ihn uns. Den Originalbrief möchten wir aber auch haben.

M. v. B. in Luzern. — Ihre Frage ist und nicht ganz verständlich; wenigstens nehmen wir dies an, denn wir glauben nicht, daß Sie uns im Ernste zumuthen wollen, einen solchen Artikel in unserer Zeitschrift zu veröffentlichen.

Fragestellerin in Regensburg. — Wenden Sie sich an Herrn Ludw. von Köstz, Director der Akademie der bildenden Künste in München.

Abonnentin in München. — Sie haben Sinn für Humor, doch ist der gewählte Stoff sehr undankbar, und die Pointe ist gezwungen. Schicken Sie gelegentlich etwas anderes, aber nennen Sie uns dann Ihren Namen, wir können die Anonymität nun einmal nicht leiden.

Sorgsame Hausfrau in Brünn. — Ein an Ihre Adresse gerichteter Brief kam als unbestellbar zurück. Geben Sie uns Ihre genaue Adresse nochmals auf; eine Beantwortung Ihrer Fragen an dieser Stelle ist nicht gut möglich.

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 8, I.

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50).

Berlin und Wien, 15. April 1898.

Große Ausgabe. Preis vierteljährlich M. 4.25 (fl. 2.55).

XXV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Chalkönigin.

Roman von Hermine Billinger.

(7. Fortsetzung.)

Als der Frühling kam, ging Attala mit dem Kleinen hinaus; die rötlichen Blütenkerzen der Tannen, die hellgrünen Nadelspitzen der Lärchen, das zart gefärbte Laub der Hainbuchen, Waldmeister und Maiglöckchen, das alles zeigte sie ihrem Herzenssohn. Und er nahm prächtig zu, seit sie den engen, düsteren Stuben entflohen waren; in Regen und Wind waren sie draußen; auch wenn der Mond am Himmel stand, nahm sie ihn auf und trug ihn in die schöne, stille, träumerische Nacht.

„Armer, kleiner, gefangener Schelm,“ konnte sie zu ihm sagen, „sollst nicht auch wie die anderen nicht kennen die schöne, die wunderschöne Nacht, — unter diesem Mond bin ich gegangen, ein kleines, glückliches Kind, — ach so viel glücklicher als Du, — getragen auf Händen, — von allen geliebt, — mein war die Welt von einem End' zum andern, — Du nur hast den kleinen, engen Waldwinkel, — harte Bauern sind um Dich, die Dich nicht lieben, — ich aber! Des soll Dir fehlen an nichts, Du mein Kleinod, Du mein dunkles Perlchen, wie eine Sonne soll erwärmen Dich meine Liebe, sollst meinen Kummer nicht sehen, meine Seufzer nicht hören, lachen will ich und Dir erzählen von der Welt, der schönen, von meinem Volk, dem verachteten, von meinem geliebten Volk!“

Dann, wenn das Kind eingeschlafen war unter ihren heißen, leidenschaftlichen Reden, dann saß sie stille, den Blick auf den Mooshof gerichtet, dessen helle Fenster durch das Geäst der Bäume schimmerten, und die Worte der Gräfin fielen ihr ein, — daß sie kämpfen müsse, daß ihr nichts anderes übrig bleibe, wenn sie nicht ihres und ihres Mannes Glück zerstören wolle. — „Kämpfen? Also alles ertragen, still halten, die eigene Natur unterdrücken, — doppelt jetzt, dem Kind zu Liebe. — Wenn er da hauset als Hofbauer,

ist's nicht ein besseres, sichereres Loß, als das Wanderleben deines unsteten, verachteten Volkes.“

„Aber ist er hier nicht auch verachtet,“ fuhr sie gegen diese innere Stimme auf, „jetzt schon, da er noch keinem Menschen was zu Leid' gethan? Hat es je gegeben

unter meinem Volk einen Vater, der nicht liebte sein Kind?“

Da kam sie nicht drüber weg.

Einmal fuhr es ihr durch den Sinn: „Wenn ich die Gräfin sprechen könnte, wenn ich ihr alles sagen dürfte.“



Ein Virtuoso. Nach dem Gemälde von Franz Wiesenthal. Photographie-Verlag von Victor Karger in Wien.

Sie bat ihren Mann, nach Rigoldtsau fahren zu dürfen.

Er wollte nichts davon wissen.

Sie verlangte nach dem Doctor, da wurde er grob. Immer Fremde, nur Fremde, der Mann galt ihr also nichts mehr. —

Sie aber fühlte recht wohl, daß sie eines Rathes, eines Beistandes bedurft hätte, um sich nicht mehr und mehr zu verlieren.

Oft betete sie am Bildstücker, zu Füßen der Mutter Gottes:

„Nimm ihm die Blindheit weg von den Augen, — wend' um sein Herz, heilige Mutter Gottes, mir ist verrammt der Weg zu meinem Mann, so lang er nicht liebt sein Kind.“ —

Und sie wartete, sie lauerte auf den Augenblick, da Veldi die Arme ausstrecken und seinen Buben an's Herz drücken würde. —

Aber dem Bauern fiel's nicht ein; da Attala ihn so gar nicht verstehen wollte, glaubte er, sich etwas zu vergeben, es sich anmerken zu lassen, wie sehr es ihm um ihre Liebe zu thun war. Er ging in's Wirthshaus; dort traf er mit Wenzel zusammen, der alle Abend mit seinem Schwiegervater Händel anfang, bis er zu trinken bekam, so viel er mochte. Der Sägmüller behauptete, er müsse sein Elend erkaufen, er sei ein armer Ehekrüppel, der nie ein freundliches Gesicht zu Haus sehe. Er nickte dem Bruder zu: „Kann auch einmal an Dich kommen, das Hauselend.“ — Er lachte verschmigt, er wußte so allerlei, die Melan hatte es ihm gesagt. —

„Will Dir einen guten Rath geben, Brüderte, man muß bei Zeit den Meister zeigen, das ist's einzig' Richtige, — komm nur einmal mit einem Kausch heim, das macht sie klein, die Weiber, da kriechen sie zu Kreuz, — ich sag' Dir, das ist ein probates Mittel.“ —

Das war ein Wink; Veldi war schon lange mit sich im Kampfe; er ärgerte sich heimlich, daß er Attala so viel hingehen ließ, daß er all seinen Groll in sich hinein fraß, statt ihr zu zeigen, daß er der Herr sei, vor dessen Willen sie sich zu beugen hatte.

Eines Abends kam er mit einem Kausch nach Haus, und sie, so hochstehend bisher durch die zärtliche Liebe, die ihr der Gatte gezollt, sie stand mit einem Mal einem Brutalen, einem sie laut anschreienden Menschen gegenüber. Er hing nicht mehr an ihren Blicken mit der stummen Bitte: Attala, sei wieder gut. —

Er ging alle Abend in's Wirthshaus, und seine Sprache wurde mit jedem Tag grober und roher; er tadelte sie vor dem Gesinde, er schalt sie ein faules Weibsbild, eine Schlang', eine Tagdiebin. Kaum aber war dieser Ton im Hause eingeführt, so ließen es auch Melan und Besele nicht an harten und unfreundlichen Worten gegen die Bäuerin fehlen.

Immer mehr flüchtete sie hinaus ins Freie; die Kranken, die kamen, bei ihr Rathes zu holen, fanden sie stets bereit, ihnen zu folgen; bis zu den entferntesten Gehöften ging sie, wenn Hülfe noth that, das Kind auf dem Rücken, Türk an der Seite. Der ließ nicht von ihr, kümmernte sich nicht um den Umschwung im Hause; fröhlich durchwanderte er mit Mutter und Kind das Thal.

Wer Attala daher kommen sah, erkannte sie kaum wieder. Was sie dem Mann zu Liebe von ihren Gewohnheiten und Eigenschaften unterdrückt und abgelegt hatte, das kam jetzt wieder zum Vorschein; seine Liebe, die sie gehalten, war ja dahin, die Sonne seiner Augen für sie erloschen; es wurde kalt um die Fremde, aber draußen schien die Sonne, und zu ihr flüchtete sie; sie vergaß die Zeit, sie vergaß ihre Pflichten, der alte Wandertrieb hatte sie erfaßt.

Am liebsten, besonders in den Mondscheinmächten, lenkte sie ihre Schritte zu den Wasserfällen; dort, wo der weit vorspringende Fels die Zigeunerhöhle bildete, da konnte sie stundenlang sitzen und ihren Gedanken nachhängen.

Und wenn's dann vorkam, daß der Schmerz sie übermannte und Thränen auf das kleine Gesicht fielen, und das Kind sie groß und fragend anschaute, da konnte sie plötzlich aufspringen und ihren Stäffe ungestüm Herzen und Hüften:

„Sollst nicht kennen nur Thränen, nicht sehen nur traurige, nur harte Blicke, nein, Du sollst Freude haben, mein Herzblatt, helle, lustige, klingende Freude, daß Dir das kleine Herzlein lacht.“ —

Und sie bettete ihn auf einen Haufen weicher Blätter und tanzte ihm im Scheine des Mondes, unter dem Getöse der fallenden Gewässer, die wilden Tänze ihres Volkes vor, die Castagnetten in den erhobenen Händen, mit fliegenden Böpfen, — tanzte so lange, unter dem hellen Gejauchze des Kleinen, bis ihr der Athem ausging. Dann warf sie sich nieder und weinte und schluchzte und wollte vergehen vor Heimweh und Seh-

nacht nach jenen fröhlichen Stunden am Waldfeuer der Jhren, wenn die Cymbeln so eigenthümlich tönten, und des Hauptmanns herrliches Geigenpiel wie eine klagende Stimme zur Seele sprach.

Da redete sie mit ihnen: „Maurita, warum bin ich nicht bei Euch geblieben. — Harald, Du hast mich wohl gewarnt, — ach Goar, Goar, Du hättest mir nie die Seele verwundet.“ —

Nun aber war's geschehen, daß Wenzel, der sie die Schlucht hatte heraufkommen sehen, ihr eines Abends nachgeschlichen war. Was hatte sie da oben zu thun? Gab's nicht vielleicht etwas zu erlauschen, zu erspähen? Er schlich zur Höhle, er sah die tanzende Frau, hörte ihr Reden und Schluchzen und lief davon, so eilig er konnte, zur Traube. Veldi war jetzt alle Abend da zu treffen; er zog ihn vom Tisch weg, wo er mit anderen Bauern saß.

„Armer Schlucker, hab' Dir immer gesagt, halt Dein Weib unterm Daumen; droben in der Zigeunerhöhle tanzt sie und hält Umgang mit ihresgleichen, kannst sie noch treffen, wenn Du Dich gleich aufmachst.“

„Du lügst,“ schrie Veldi den Bruder an.

„So, das ist der Dank, wenn man's gut mit Dir meint,“ begehrte Wenzel auf.

„Das hast Du nie, — Du willst nichts anderes, als mich elend machen, weil Du's selber bist.“ —

Die Brüder geriethen hart an einander, Wenzel verschwor sich hoch und theuer:

„Brandmarken thu' ich sie Dir, vor allen Leut', — bring' sie nur auf Besele's Hochzeit, da werd' ich sie fragen, was der Harald macht und der Goar, mit denen sie in der Zigeunerhöhle verkehrt. — So eine ist auf meines Vaters Hof und nennt sich Moosbäuerin, — ein Troddel ist der Mann, der —“

Man mußte die beiden mit Gewalt auseinander reißen.

Als Veldi den Heimweg einschlug, sprang ihm Türk entgegen; er blieb stehen; richtig: Attala kam von der Schlucht her; einen Augenblick wartete er, dann besann er sich eines anderen und ließ sie hinter sich her gehen.

Als Veldi und sein Weib sich am anderen Morgen gegenüberstanden, fuhr's ihnen beiden wie ein Stich durch die Seele, so sehr hatten sie sich verändert. Veldi war ein blasser, magerer Mensch geworden mit finstern, düstern Augen, die ihre ganze Leuchtkraft verloren zu haben schienen. Attala, mit ihrem vernachlässigten Aeußern, ihren hohlen Wangen und tiesliegenden Augen war nur noch der Schatten ihres ehemaligen Selbst.

Sie sahen sich an mit trostlosen Blicken, eines vom anderen die Erlösung erwartend, die sie sich doch nicht geben konnten. — Sie kamen nicht los von ihrem Ich, — keines vermochte sich in das andere zu versetzen, ihr Unglück war grenzenlos.

„Schöne Sachen, die ich über Dich gehört hab,“ begann Veldi, „sie sind mir zu gemein, um mich damit einzulassen, aber das sag' ich Dir, das in den Wald laufen hat ein End'; man tanzt nicht, wenn man ein so unnützes Weib ist, wie Du; nicht einmal eine Supp' kannst kochen, sie ist entweder zu scharf oder zu leif, — nichts kannst, als den braunen Floh herum schleppen und Deinen Mann zum Gespött der Leut' machen. Hast verstanden, daheim bleibst, oder ich laß Dich vom Gesind' ins Haus treiben.“

Sie stand am Fenster und starrte hinaus.

„Ach wenn er doch wieder gut wäre,“ seufzte es in ihrem Innern, und sie ging hinaus in die Küche, um die veräußerten Pflichten nachzuholen. Allein Besele und Melan wiesen sie hinaus; sie habe nichts da zu thun, Veldi habe befohlen, daß sie das Kochen besorgten.

Der Wald war ihr verboten, in die Küche sollte sie nicht; da sah das unglückliche Weib im Hof unter dem Kufbaum und wiegte ihren Kleinen auf den Knien. Einmal kam der Judenlazzar, da flog sie auf ihn zu:

„Helfst mir, — jagt mir, was steht auf dieser Karte, — kann's nicht lesen, kann sprechen französisch, aber nicht lesen.“ — Der Hausfrier beugte sich über die Karte und las den Namen der Gräfin und ihre Wohnung in Paris. Er mußte es zwei-, dreimal thun, dann kaufte ihm Attala eine Schürze ab. Die Melan kam und wollte auch eine; kaum hatte der Jude den Preis gesagt, als sie zu zetern anhub:

„Ich hab's gehört am Küchenfenster, mit meinen eigenen Ohren, Ihr habt von der Bäuerin nur siebzig Kreuzer verlangt, und von mir wollt Ihr achtzig.“ —

„Kommt's nicht auf ein's heraus,“ meinte der Hausfrier, „wenn Ihr handelt e halbe Stund', muß ich's Euch auch lassen für siebzig.“ —

Da wurde die Alte wild: „Das ist keine Ehrlichkeit, das ist keine Ehrlichkeit,“ schrie sie und rief die Mägde herbei, um mit ihrer Hülfe den Judenlazzar vor die Thüre zu setzen. Sie klemmten ihm in ihrem Eifer den Finger ein, sodaß er laut schrie und wehklagte,

als sei seine letzte Stunde gekommen. Da trat Attala herzu, sie schob das Gesinde weg und holte den jammern den Juden herein. Drin in der Küche machte sie ihm einen Verband, sprach ihm freundlich zu und gab ihm die Versicherung, daß die kleine Quetschung nichts aus sich habe.

Der Hofbauer kam gerade an der Thüre vorbei.

„Ich thät mich schämen,“ sagte er zu Attala, „mich mit so einem gemein zu machen.“

„Moosbauer,“ gab ihm der Judenlazzar zur Antwort, „s ist keiner zu gering, daß er einem nicht konnt' leiste 'nen guten Dienst.“ —

Veldi lachte laut auf:

„Wenn ich mir von Dir einen Dienst gefallen laß, den wieg' ich mit Gold auf, Judenlazzar.“ —

Am Nachmittag saß die Bäuerin in der Stube und stidte ihres Mannes Mittel. Veldi saß auf der Ofenbank, er hatte soeben seiner Frau in dürren Worten mitgetheilt, es sei ihm lieber, wenn sie von der Hochzeit des Besele wegbleibe, sie könne ja sagen, das Kind sei krank.

„Man hat mich schon genug bei der Verlobung verschimpft,“ setzte er mit einem lauernden Blick auf ihr blaßes Gesicht hinzu, „bist Du mit dabei, so heißen sie mich wieder Zigeunerherzog und lassen den Mohrenbraten leben.“

Er sah immer wieder nach ihr hin; wenn sie doch nur ein einziges Mal gegen ihn aufbegehrt hätte, es würde zu Auseinandersetzungen gekommen sein, er hätte ihr all' ihre Schlechtigkeiten vorgeworfen, und wenn sie dann geweint und ihn um Verzeihung gebeten hätte, so wäre wenigstens diese entsetzliche Spannung aus ihrem Leben gewichen, die ihn zu ersticken drohte. Was, was mochte nur in ihr vorgehen? Ihr Wesen hatte etwas von dem Gebahren einer scheuen Katze angenommen, sie schlich so leise herum, fuhr zusammen, wenn er sie anrief, selbst dem Gesinde ging sie aus dem Weg.

Es hatte an die Thüre gepocht, und als der Bauer herein rief, trat Wenzel's Weib, das ehemals so frische, rothbackige Kefese über die Schwelle. Sie trug einen hübschen, hellblonden Knaben, dessen milchweißes Kinder Gesicht sofort den heftigsten Reiz in Veldi erregte.

Die Bäuerin war aufgestanden und schob dem Kefese einen Stuhl hin; das Kind setzte sie auf die Erde neben ihren Stäffe, der den neuen Kameraden mit großen Augen anstarrte. Hätte doch Veldi sich die Mühe genommen, in diese Augen zu sehen, die groß und blau waren, wie seine eigenen, und die wie ein Stückchen Himmelslicht aus dem feinen, schmalen Gesichtchen herausleuchteten.

Kefese fuhr sich mit dem Taschentuch über die Stirne.

„Der Weg her ist mir nicht leicht geworden,“ sagte sie, „die Noth allein hat ihn mich gehen lehren; mit uns ist's schnell bergab gegangen; er vertrinkt ja alles, und der Vater giebt nichts mehr her. Bis morgen soll er sechshundert Gulden hinlegen; es ist eine alte Schuld an die Bezirksforstei; sie wollen ihm keine Holzstämme mehr geben und sich nach einer anderen Schneidemühle umthun, wenn er wieder nicht zahlt. Aber dann hört halt auch die Arbeit auf, — was soll er dann machen? Was soll aus mir und dem Kind werden? Da hab ich gedacht, nach all' den Wegen, die ich umsonst gemacht, — jetzt will ich's noch auf dem Mooshof versuchen.“

Es war still in der Stube; der Bauer starrte vor sich hin; die beiden Frauen sahen sich an, und ihre Augen erzählten sich eine Geschichte, die alle Schmerzen ihres Daseins enthielt.

„Der Wenzel soll selber kommen,“ sagte Veldi, „da, — her soll er kommen und mich um das Geld bitten, 's fällt mir nicht ein, es dem wüsten Kerl so bequem zu machen. Ich helf' ihm, aber er muß kommen.“

Kefese erhob sich: „Das thut er nicht; ist's Dein letztes Wort, Schwager?“

Der nickte. Da nahm sie ihr Kind und wankte mit ihm zur Thüre hinaus. Attala folgte ihr:

„Geht ein wenig langsam,“ sagte sie und eilte in ihre Kammer. Vor dem Hof, auf der Straße, holte sie die Schwägerin ein.

„Da habt Ihr die sechshundert Gulden, sie gehen den Veldi nichts an, sind mit der Pflege verdient, — ich kann damit machen, was ich will.“ —

Kefese fiel dem jungen Weib mit einem Aufschluchzen um den Hals; auch Attala weinte. Veldi sollte es nicht merken, deshalb ging sie nicht gleich in die Stube zurück.

Dem Moosbauer that das Kefese leid; es hatte ihn ordentlich gepackt, als sie so still fortgegangen war, aber dem Bruder den Gutgenug machen, ihm zu helfen, wenn er nicht selber kam und um Hülfe bat? — Nein, dazu konnte Veldi sich nicht verstehen. —

Ein leiser, klagender Laut unterbrach seinen Gedanken gang; der Bauer blickte auf. Dort saß ja der Stäffe,

den die Mutter kaum je einen Augenblick allein gelassen. Nun war ihm bang, und er jammerte.

„Was ist, Mohrle?“ sagte der junge Vater und trat vor ihn hin. Das Kind erhob den Blick und sah den Vater, der nie ein freundliches Wort an ihn verschwendet, mit großen, ängstlichen Augen an.

„Gottsdonner,“ rief der Moosbauer aus, „der Kerl hat ja Augen wie der Himmel!“

Er legte die Hand unter das Kinn des Kleinen, und als er lächelte, nahm ihn der Vater auf und hielt ihn einen Augenblick hoch:

„Sie soll doch mit zur Hochzeit, schoß es ihm durch den Kopf, aber sie muß mich darum bitten.“

Warum kam sie nicht, — warum stand sie drunten in der Vorrathskammer und weinte und war nicht dabei, als Veldi zum ersten Mal sein Kind im Arm hielt?

Als sie in die Stube trat, war der Kleine wieder an seinem Platz, und sie nahm ihre Näharbeit auf mit dem festen Entschluß:

So weit darfs mit mir nicht kommen, — ein geschlagenes, zertretenes Weib, wie das Kefele, — das werd' ich nicht.

Veldi strich den ganzen Tag um sie herum; er wartete auf ein Wort, auf einen Seufzer, der ihm verrieth, daß sie gern mit zur Hochzeit gegangen wäre. Schließlich handelte er mit sich selber: Ich biet's ihr an um einen freundlichen Blick.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Unsere Diensthöten.

Von R. Artaria.

(Schluß.)

Aber, — den billigen Ansprüchen der Diensthöten muß auch heute in gerechterer, menschenwürdiger Weise entgegengekommen werden, als in der „guten alten Zeit“, wo man sie als halbe Leibeigene betrachtete und hielt. Die Erbstücke davon: die elende, lustlose Kammer, die geringe Kost für die Diensthöten, während die Herrschaft luxuriös ist, die bis in die Nacht fortgesetzte Arbeit, alles dieses besteht noch vielfach unter uns und befindet sich heute in einem viel empörenderen Gegensatz zu dem Genußleben der Herrschaft, als früher zu der armen, lergen, entbehrungsvollen Existenz der Altvordern.

Die heutigen größeren Löhne stehen in genauem Verhältnis zu dem überall sehr gestiegenen Werth der dienstlichen Hilfeleistung. Im vorigen Jahrhundert hatte jeder arme Schluher seinen Bedienten, heute aber sehen wir das Halten mehrerer Diensthöten bereits für einen Luxus an und geben auch für das einzige Mädchen ganz gehöriges Geld aus. Dies ist aber nur billig und gerecht: sie soll und muß in ihren besten Arbeitsjahren für die Zukunft zurücklegen. Ihr dabei mit Rath und That beizustehen, ist moralische Pflicht der Herrschaft.

Die Kost sollte, abgesehen von den ganz großen Häusern, wo getrennte Wirtschaft bestehen muß, wesentlich die gleiche für Herrschaftstisch und Küche sein. Den Diensthöten die Bereitung delikater Speisen übertragen, aber sie selbst von dem Genuß derselben ausschließen, um sie mit ganz geringen abzufinden, ist höchlich und weckt Empörung. Soll gespart werden, so sorge die Hausfrau bei sich und ihren Kindern an: für diese ist die Gewöhnung an einfaches Essen sogar eine unschätzbare Vorbereitung für das Leben, kann auch ihrer Gesundheit nur dienlich sein. Hat die Familie selbst nichts anderes, als Suppe, Fleisch und Gemüse, so essen sonst gut behandelte Diensthöten zufrieden mit. Man vergißt immer beim Hinweis auf frühere patriarchalische Zustände, daß dort eben auch Herrschaft und Diensthöten das Gleiche, oft genug am gleichen Tische, aßen. Zu glauben aber, daß man heutzutage allen raffinierten Luxus selbst genießen und die davon Ausgeschlossenen als zufriedene Zuschauer haben könne, denen dabei gar nichts auffällt, das ist doch gar zu naiv!

Ueber die höfliche Behandlung, auch seitens der Kinder, wäre eigentlich kein Wort zu verlieren, sie versteht sich bei gebildeten Menschen von selbst. Viele Frauen lassen sich indessen oft in einer an sich gerechten Aufwallung zu heftigen Scheltworten fortreißen. Dies ist ein großer Fehler und rächt sich unmittelbar durch die ungebührliche Erwidmung und ihre Folgen. Wer lebhaften Temperaments ist, hat hier ein Gebiet unangenehmster Selbstzucht vor sich, bis endlich die Form des Tadels mit der Bewahrung persönlicher Würde in Einklang gebracht ist!

Ein freier Nachmittag zur Instandhaltung ihrer Kleider muß den Mädchen von Zeit zu Zeit gewährt werden. Ebenso soll ihnen die Zeit nach dem Abendessen, bez. Abspülung des Geschirrs, vollständig frei gegeben sein. Jeder ordentliche Arbeiter verdient seinen bestimmten Feierabend. An den Frauen ist es, ihr Hauswesen mit Rücksicht darauf einzurichten und Extra-Arbeit, wie Bügeln, Herrichten von diesem und jenem u., entweder selbst zu thun, oder bis zum nächsten Morgen ruhen zu lassen. Sie sollten stets vor Augen haben, daß ein freier Mensch ihnen seine Arbeitskraft für bestimmte Leistungen auf bestimmte Zeit vermietet, und sich gewissenhaft vor Ueberforderung dieses Contractes hüten.

Der Sonntag-Nachmittag, die einzige wirklich freie Zeit der Diensthöten, sollte ihnen joviell, als nur irgend möglich geschont und deshalb von häuslichen Gastereien entlastet werden. Für uns ist es häufig ganz gleichgültig, ob die Gesellschaft am Sonntag oder Werktag gegeben wird, ja, jede wohlthätende Familie könnte ihren Bekannten geradezu erklären, aus welchem Grunde sie den Sonntag vermeidet. Stellen, wo dies Gebrauch ist, sind sehr gesucht!

Das Zimmer der Diensthöten kann einfach sein, muß aber Licht, Luft und so viel Raum haben, um Bett, Waschtisch, Schrank und Kommode aufzunehmen. Heizbar braucht es nicht

zu sein, denn die Tagesarbeit der Mädchen erfordert die einem gesunden, jungen Menschen natürliche Abhärtung gegen niedere Temperatur. Aber für den Abend und den Sonntag-Nachmittag zu Hause sollte ihnen der Aufenthalt in einem geheizten Raum gestattet sein, wozu auch eine besuchende Freundin kommen darf. Die so viel gegenüber den heutigen Diensthöten angeführte „gute alte Zeit“ hatte geräumige Wohnzimmer, wo die „Kameradinnen“ am Sonntag-Nachmittag im Warmen plaudernd saßen, einen von der Hausfrau gespendeten Kaffee tranken, wozu sich auch die Kinder gern verzogen, um mit den Mädchen ein Kartenspiel zu machen und gelegentlich mit ihrer neuen Schreibkunst den ungelenten Fingern der verschiedenen Annen und Kathrinen Secretärs-Dienste zu thun. Dies alles kann heute in der modernen, engen Mietwohnung vielfach nicht mehr bestehen, aber eine kluge und gütige Frau wird doch Mittel finden, ihren Leuten den Sonntag-Nachmittag zu Hause mit dem Gefühl des behaglichen Ausruhens zu erfüllen.

Kommt zu diesen Vergünstigungen noch die Wohlthat des öfteren Badens in dem, jezt ja den meisten Familien zur Verfügung stehenden Badezimmer oder wenigstens am Samstag Abend reichlich warmes Wasser und Zeit zur Reinigung in der verschlossenen Küche, ist also die Lebenshaltung der Diensthöten so geregelt, daß sie im wesentlichen derjenigen der Familie selbst entspricht, dann ist der Untergrund gegeben, daß man nach Ablauf des zweiten Monats, wenn die Gedankenlosigkeit und Ungepflichtheiten nicht abnehmen, ruhig mit Entlassung drohen kann. Diefelbe zu vollziehen ist nur bei sehr großer Dummheit, Böswilligkeit, dann bei Unehrlichkeit und Unfähigkeit rathsam, außerdem dürfte es klüger sein, das bereits mit Mühe angebaute Feld noch ein Weildchen weiter zu bestellen, um zu sehen, ob es nicht doch nach und nach seine Früchte trägt.

Es ist mit der Diensthötenfrage ebenso, wie mit anderen socialen Fragen. Die äußere Form der Diensthöten ist der stehen gebliebene Rest einer längst vergangenen Zeit, sein Inhalt hat sich aber nach und nach verändert, daß beide nicht mehr zusammen passen wollen. Eine Neu-Ordnung ist also nothwendig, sie vollzieht sich bereits mit Unwiderstehlichkeit unter unseren Augen, und das Stemma dagegen ist aussichtslos. Die Hausfrauen werden sich gewöhnen müssen, die größere Unabhängigkeit und erhöhten Lebensansprüche ihrer Diensthöten als etwas Selbstverständliches hinzunehmen, aber auf Grund davon sollen sie von ihnen diejenige Pünktlichkeit und Selbstverantwortung verlangen, welche in jedem von Männern geleiteten Betrieb, in Fabriken, Militär- und Postanstalten allen Untergebenen angebrüllt wird. Die Haushaltung ist ein Organismus, wie die, seine Glieder müssen gleichmäßig zusammenwirken, wenn eine tüchtige Gesamtleistung dabei herauskommen soll, und bei den sehr hohen Kosten der heutigen Diensthötenhaltung muß ihre Leistung intelligenter und werthvoller sein, als die der gering bezahlten früheren Diensthöten.

Und der Mittelpunkt des Ganzen, die moderne Hausfrau? ... Ist sie die „von allen productiven Hausgeschäften entlastete“, müßige Trobne, die nicht weiß, wohin mit ihrem unausgefüllten Tag, da ja alle Arbeit von den Diensthöten gethan wird, die alles im nächsten Laden besser und billiger kauft, als sie selbst es herstellen könnte, und deshalb leichtfertig zum Hause hinaus radelt, wenn sie es nicht vorzieht, zu photographiren und in der verdunkelten Speisekammer Platten zu entwickeln? So ungeschicklich stellt sie sich in den Schriften der extremen Frauenrechtlerinnen dar, weshalb ihr zum Ersatz des veragten Brodbadens, Seifenmachens und Lichterziehens dringend ein juristischer, ärztlicher oder sonstiger Nebenberuf zu wünschen ist. (Es soll hier gleich gesagt werden, daß die vernünftigen und gemäßigten Führerinnen der Frauenbewegung anderer Ansicht sind, wie erst neuerdings Helene Lange in ihrer vortrefflichen Zeitschrift „Die Frau“, Februar 1896, darlegte. Sie betont dort ausdrücklich, daß die Durchschnittsfrau höchstens soviel Zeit erübrigen kann, um sich den socialen Hilfsarbeiten der Frauenvereine anzuschließen.)

In Wirklichkeit hat die pflichttreue, moderne Hausfrau, wenigstens die kinderbesitzende, sowohl in kleineren, als in größeren Verhältnissen die ganze Thatkraft, Geistes- und Charakterbildung, die vielseitigen Kenntnisse nöthig, welche die höhere Bildung der modernen Frau giebt und hoffentlich immer mehr geben wird. Statt der früheren, emigen Handarbeit ist jezt mehr Kopfarbeit ihre Aufgabe: Ueberlegen und Eintheilen, Auffuchen von Bezugsquellen, sammt Correspondenz darüber, Selbstherstellen von Manchem, das Geschmack und Ueberlegung fordert, um auch mit bescheidenen Mitteln ihr Haus anheimelnd und behaglich zu machen.

Sie steht früh auf, überwacht die Morgenarbeit, das Fundament des Tages, die vielfachen Manipulationen, welche nöthig sind, um moderne Möbel und Geräthe in gutem Zustand zu erhalten, sie weiß, wie große Summen die getreue Nähmaschine jährlich ersparen kann, und wie grundlos das Werde von dem „Billiger-Fertig-Kaufen“ ist, sie macht genau ihren Plan, um ihre Hilfskräfte für Haus- und Handarbeit productiv auszunützen, und bedient sich dabei der modernen, technischen Erfindungen, muß also ihre Leute anders zu schulen verstehen zur Behandlung der Wäsche-Chemikalien, Dampfstopf, Gaslocher, Kohleneisen, Telephon, Closet-Spülung, Eisdrank, Waschmaschine, Badeofen u. a. m., als dies jemals eine Hausfrau der alten Schule nöthig hatte. Alle diese genannten Dinge und viele andere sind in den meisten Haushaltungen Gegenstände fortgesetzten Aergers, weil der fahrlässige Leichtsinns der Mädchen groß ist und es in der That schwere Mühe verursacht, ihn zu bändigen. Welche stete Selbstüberwindung für die Hausfrau gehört dazu, immer wieder zu ermahnen, die Augen überall wachen zu lassen und im Falle der Verfehlung den richtigen Ton zu treffen, der den gewünschten Eindruck macht, ohne zu heftig zu wirken!

Welche Frau würde alles Dieses, nebst der Kindererziehung und den Pflichten gegen den Gatten, mit einer ausgedehnten juristischen oder ärztlichen Praxis vereinigen können? ... Schiebt sie aber alles Vorgenannte den letzteren zu Liebe bei Seite, so hat sie die Entschuldigung dafür wahrlich nicht aus der „Unbeschäftigkeit der modernen Hausfrau“ zu holen!

Nein, man kann es ruhig zugeben: die Familienmutter hat auch heute keinen leichteren Stand, und die Diensthötenfrage ist eine der allerhöchsten in dem Leben unserer jetzigen Hausfrauen, sie ist entweder harte Erziehungsarbeit an zu spätem Alter, ohne Strafgehalt, noch sichere Aussicht auf Erfolg, unter stetem Kampf mit halbsittiger Beschränktheit, mit der steten Möglichkeit, daß der Zögling ausreißt, wenn ihm die Pädagogik

zu viel wird, oder aber Duldung von vielem, was von einer tüchtigen Frau nicht geduldet werden soll.

Eine sichere Anweisung, wie zwischen diesen Klippen durchzukommen, kann es nicht geben, hier ist der Erfindungsgeist und moralischen Macht der Persönlichkeit ein weites Spielraum eröffnet. Soviel aber ist sicher: die Arbeit ist heute nur darum so schwer, weil diejenigen, welchen es Ernst damit ist, noch zu vereinzelt stehen. Würde einmal ein großer Theil unserer Frauen ihre sogenannten Besuchspflichten zum Besten ihres Hauses verkürzen und gerade in der ersten Zeit den ganzen Ernst, die ganze Consequenz daran setzen, welchen die nachträgliche Erziehung und Schulung eines Menschen zur Pflichttreue verlangt, würde in jedem Hause ein gewisses Maß von Leistung bei möglichst verbesserter Lebenshaltung der Diensthöten und menschlicher Theilnahme für sie gefordert und jezt darauf hingearbeitet, sie in ihren Leistungen selbständig und verantwortlich zu machen, so sollten die Dinge bald anders stehen. Selbst jene Haushaltungen, wo die Regierung mehrerer Diensthöten ein so starkes Gegengewicht gegen die Genüsse der luxuriösen Lebensführung bildet, wo ihre Streitereien untereinander oder das zu gute Einvernehmen nebst zahllosen anderen Mängelheiten die Hausherrin oft genug zur Verzweiflung bringen, selbst dort kann nur Ordnung geschaffen werden, wenn sie die Leitung in die eigene Hand nimmt und mit Sorgfalt und Ueberlegung ihren kleinen Staat organisiert und überwacht.

Mögen sich die socialen Verhältnisse äußerlich noch so sehr ändern, — das Innere des Menschen wandelt sich nicht so sehr, daß Carlyle's Wort nicht ewige Geltung behielte: „Sicherlich ist von allen Menschenrechten dasjenige am wenigsten zu bestreiten, daß der Unwissende von dem Weiseren geleitet werden muß.“

Mögen also unsere Frauen recht fest, recht ernsthaft darnach streben, die „Weiseren“ zu sein und als solche in Pflichttreue ihren Hausgenossen voranzuleuchten, dann wird sich auch die Diensthöten-Frage unter ihren Händen viel einfacher gestalten. Eintreffenden üblen Zuständen steuert man nicht durch Augenschließen und Gehenslassen, sondern durch entschlossenes Eingreifen, ob auch die Arbeit schwer und mühsam erscheint, ob es sich auch darum handeln mag, durchgreifende Aenderungen der eigenen Gewohnheiten vorzunehmen. Wer aufmerksam nach dem Grund eines ihn betreffenden Conflictes sucht und den guten Willen mitbringt, alles, was an ihm selbst ist, zur Besserung zu thun, der hat in jedem menschlichen Verhältniß Aussicht auf Gelingen.

Unsere Diensthöten verlangen heute, wie die übrigen Arbeiter, erhöhte Lebensführung und Zuwachs an Achtung. Geben wir ihnen beides unter der Bedingung gebildeten Betragens und erhöhter Pflichttreue, — dann werden beide Parteien gewonnen haben und auf einer neuen Basis zu einem guten und freundlichen Verhältniß sich zusammen finden können.

Nachdruck verboten.

Trude.

Sag's mir nur offen in's Gesicht,

Trude,

Ich weiß ja doch, Du magst mich nicht,

Trude.

Ich hatt' Dich gern, und Dir war's leid,

Und nun ist's aus und Erntezeit,

Bald küßt Du and're, Trude!

Wenn erst das Korn geschnitten ist,

Trude,

Gott weiß, wer dann Dein Liebster ist,

Trude.

Und zieh'n in's Dorf die Schnitter ein, —

Ich glaub', es wird am besten sein,

Ich geh' schon heute, Trude.

Und gräm' Dich nicht, — 's hat keine Noth,

Trude,

Ich find' wohl bald mein bißchen Brod,

Trude.

Doch bin ich morgen fern von Dir,

So sprich im Dorf nicht schlecht von mir,

Und Gott behüt' Dich, Trude!

Fritz Döring.

Nachdruck verboten.

Die Schösser des Königs Albert von Sachsen.

Von Paul Schumann.

Mit Illustrationen von Albert Richter.

Sachsen und ganz Deutschland mit ihm feiert am 23. April dieses Jahres das siebenzigste Geburtsfest des Königs Albert von Sachsen. Es war in der warmen Frühlingsnacht vom 23. zum 24. April 1828, eine halbe Stunde nach zwölf Uhr, als dreimal sechzig Kanonenschüsse der Stadt Dresden verkündeten, daß dem Prinzen Johann, kurz nach einviertel zwölf Uhr, der erste Prinz geboren sei. Mit hoher Freude wurde dieses Ereigniß begrüßt, denn der Prinz, der in der Taufe am anderen Tage den Rufnamen Albert erhielt, war der erste männliche Sprosse einer neuen Generation, der zukünftige Thronerbe. Zu wie Großem er einst für die Geschichte Sachsens und Deutschlands berufen sein würde, ahnte man damals freilich noch nicht. Zerstückelt und ohnmächtig lag ja Deutschland noch am Boden, und in Sachsen besonders waren die Nachwehen der schweren napoleonischen Zeit noch nicht völlig verwunden.

Der junge Prinz erhielt eine ausgezeichnete Erziehung; Geheimrath von Langenn, einer der besten Kenner der deutschen und der sächsischen Geschichte, leitete seine Vorbereitung auf den



Das Jagd-Schloß
Moritzburg.
Original-Zeichnung
von Albert Richter.

künftigen Herrscherberuf, und die tüchtigsten Offiziere des sächsischen Heeres überwachten seine militärische Erziehung. Angeborene Neigung und der Drang der Zeit führten den Prinzen Albert dem kriegerischen Beruf zu. Im Jahre 1847 wurde er schon zum Hauptmann ernannt, und im Jahre 1849 zog er, den Studien in Bonn jäh entrisßen, mit den sächsischen Truppen hinaus in den dänischen Krieg, der allerdings die braven Schleswig-Holsteiner nicht dauernd vom dänischen Joch befreite, der aber dem Prinzen Albert für seine Tapferkeit den ersten militärischen Ruhm brachte. In den folgenden Jahren arbeitete der Prinz unablässig an seiner weiteren, militärischen Ausbildung, als Brigade-Führer legte er 1852 in den Manövern bei Chemnitz das erste Mal von seinem Feldherrn-Talent rühmlich Zeugniß ab. Im folgenden Jahre lernte er auf Schloß Moravetz in Mähren die Prinzessin Carola kennen, die Tochter der Prinzessin Luise, deren Ehe mit Prinz Gustav von Wasa 1844 geschieden worden war; ihr Liebreiz und ihre Güte erfüllten ihn mit Liebe zu der jugendlich schönen Prinzessin, am 5. September 1852 fand die Verlobung, am 18. Juni 1853 die Vermählung statt.

Mit der Thronbesteigung seines Vaters Johann im Jahre 1854 bekam Prinz Albert die erwünschte Gelegenheit, auch thätig in die Regierungs-Angelegenheiten einzugreifen, 1857 wurde er Oberbefehlshaber der sächsischen Armee. In dem dänischen Kriege 1863/64 nahm er nicht persönlichen Antheil, dagegen führte er seine Sachsen in dem preussisch-österreichischen Kriege 1866, und nur seinem Feldherrngehilde und der Tapferkeit der Sachsen hatten es die Oesterreicher zu danken, wenn in der denkwürdigen Schlacht bei Königgrätz ihr Heer nicht völlig vernichtet wurde. Bekanntlich trat Sachsen nach dem Kriege in den nord-deutschen Bund unter Preußens Führung ein, und Kronprinz Albert hat seitdem mit unerschütterlicher Treue an dem neu geeinigten Deutschland festgehalten. Der Krieg von 1870/71 gab ihm neue Gelegenheit zu kriegerischen Ruhmes-thaten: die folgenreiche Schlacht bei St. Privat-Gravelotte wurde durch den selbständigen Entschluß des Kronprinzen, den rechten Flügel der feindlichen Stellung zu umgehen, zu Gunsten der Deutschen entschieden, und der Sieg bei Beaumont, den Kronprinz Albert als Befehlshaber der Nach-Armee selbständig erfocht, bereitete den gewaltigen Schlag bei Sedan vor. Das eiserne Kreuz erster Klasse und die Würde eines deutschen General-Feldmarschalls, sowie eines General-Inspecteurs der ersten deutschen Armee-Inspection waren der Lohn für die großen Dienste, die Kronprinz Albert dem deutschen Volke im Kriege gegen die Franzosen geleistet hatte.

Im Jahre 1873 bestieg König Albert den Thron seiner Väter. Ein Vierteljahrhundert hat er ihn zum Ruhme Sachsens innegehabt, und wenn er jetzt mit seinem siebenzigsten Geburtstag zugleich sein fünf- und zwanzigjähriges Regierungsjubiläum feiert, kann er es thun in dem freudigen Bewußtsein, daß ihm in immer steigendem Maße die Liebe seiner Unterthanen zu theil geworden ist, daß Kaiser Wilhelm und die übrigen deutschen

Schritt gehalten. Von 1840 an, als der berühmte Düsseldorfer Maler Bendemann den Thronsaal und den Großen Ballsaal mit Wandgemälden ausschmückte, ist bis heute mit wenigen Unterbrechungen an der inneren Verschönerung gearbeitet worden. Wir nennen nur noch das Thronzimmer mit seiner wundervollen Aufstellung der reichen Porzellanschätze aus königlichem Besitz, den Bankettsaal, den Thronsaal und das Schlafzimmer Augusts des Starken, welche noch die üppige Pracht aus der Zeit dieses prunkliebenden Fürsten nachweisen, und das Wetzinzimmer von 1892, das den Stammbaum der Wettiner, Gemälde ihrer Schloßer und an der alten Decke ihre sämtlichen Wappen aufweist. Auch das weltberühmte grüne Gewölbe mit seinen unvergleichlichen Kunstschätzen, Juwelen und Curiositäten ist bekanntlich im königlichen Schlosse untergebracht.

Bundesfürsten neidlos und freudig seine hohen Verdienste anerkennen, daß ganz Deutschland an diesem Doppelfest innigen Antheil nimmt.

Ein gutes Theil der Lebensgeschichte König Alberts hat sich abgespielt in dem königlichen Schlosse zu Dresden. Es ist zwar nicht das Schloß, von dem die Wettiner ihren Namen haben: die Stammburg der Grafen Wettin ist vielmehr Schloß Wettin, das sich auf einem Porphyrtuff-Felsen über der Stadt gleichen Namens erhebt; diese liegt im Saalekreise im preussischen Regierungs-Bezirk Merseburg. Aber seit mehr als achthundert Jahren sind die Wettiner Landesfürsten in der Mark Meissen, aus der das spätere Kurfürstenthum und Königreich Sachsen hervorgegangen ist, und die ältesten Nachrichten über das einstige markgräfliche Schloß weisen auf das zwölfte Jahrhundert: Markgraf Otto der Reiche (1157/90) soll das Schloß in Dresden erbaut haben. Näheres hierüber wissen wir freilich nicht, und es mögen wohl im Vergleich mit dem gegenwärtigen, stattlichen Bau recht bescheidene Anlagen gewesen sein, die theils als Wohnung für die Wettinischen Markgrafen, theils als Brückenkopf zur Vertheidigung der steinernen Elbbrücke damals errichtet wurden. Als Reste dieses ältesten Baues sind die gotischen Gewölbe anzusehen, die noch heute im Erdgeschosse des Flügels längs der Schloßstraße sich befinden; auch der Schloßthurm, der höchste Thurm Dresdens, gehört in seiner unteren Hälfte dieser ältesten Bauzeit an.

Viele Veränderungen sind seitdem mit dem Schlosse zu Dresden vor sich gegangen. Hans Schidetzky baute unter Herzog Georg dem Bärtigen das schmuckreiche Georgenthor, von dem nur noch der untere Theil vorhanden ist; unter den Kurfürsten Moriz und August 1549/59 wurde das gesammte Schloß fast auf das Doppelte vergrößert, und noch in dem gleichen Jahrhundert entstand der kleine Hof, sowie das Thorhaus nach der Schloßstraße, womit das Schloß 1592 diejenige Grundgestalt gewonnen hatte, welche die Jahrhunderte überbauert hat. Das siebzehnte Jahrhundert brachte die Erhöhung des Schloßturms; am Charfreitag des Jahres 1701 aber zerstörte ein großer Brand die Elbseite des Schloßes.

Keiner der großartigen, noch vorhandenen Pläne Augusts des Starken und seines berühmten Zwinger-Architekten Pöppelmann zur Erneuerung des Schloßes wurde ausgeführt; so blieb es in seiner damaligen Gestalt, außen dürftig erneuert, bis in unsere Tage hinein, und erst unter König Albert wurde der Neubau durch den ausgezeichneten Architekten Frölich begonnen, der dem königlichen Schlosse zu Dresden sein heutiges, prächtiges Aussehen verliehen hat. Noch ist es nicht ganz vollendet, aber nur der Georgenbau, in welchem die Wohn-gemächer König Alberts liegen, harret noch des Umbaues, der dem ganzen Schlosse ein einheitliches, überaus stattliches Gepräge geben wird. Die ganze malerische Pracht der deutschen Renaissance, mit dem Hauptmotiv des regelmäßig wiederkehrenden Ziergiebels, mit lustigen, runden Ecktürmen, reichgeschmückten Ertern und Portalen, tritt an dem Schlosse, das nunmehr drei Höfe umschließt, in die Erscheinung. Mit der äußeren Umgestaltung hat auch die innere Ausstattung

Ganz anderer Art ist die Albrechtsburg in Meissen. Hoch ragt sie auf steilem Fels über die Elbe empor, in drei Thäler schauen ihre Fenster, und die prächtige Silhouette ihrer Bauten, einschließend des Domes, ergiebt ein Stadtbild von solcher Schönheit, wie man es nicht gleich wieder in deutschen Landen antrifft. Errichtet wurde dieser großartige Burghau von 1471/83 durch den



Das königliche Schloß in Dresden
und der Wettin-Obelisk.
Original-Zeichnung von Albert Richter.



Der Stallhof im königlichen Schlosse.

Baumeister Arnold von Westfalen, und zwar im Auftrage der Brüder Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht von Sachsen. Der innere Ausbau des Schloßes blieb liegen, als Albrecht allein Besitzer von Meissen wurde. Das Schloß verfiel mehr und mehr, von 1710 an beherbergte es anderthalb Jahrhundert lang die Meißener Porzellan-Manufactur, und erst unter König Johann (1854/73), der ein so warmer Freund und Kenner der Alterthümer war, wurde das Schloß nicht nur in allen seinen Theilen architektonisch prachtvoll erneuert, sondern erhielt auch im Innern jenen reichen Schmuck an Wandbildern, der die Geschichte der Wettiner in farben- und gestaltenreichen Schilderungen an den Augen der Besucher der Albrechtsburg vorüberführt. Manches an dieser inneren Ausschmückung, — vor allem die Deckenmalereien und farbigen Standbilder im großen Bankettsaal, — entspricht nicht dem Ideal geläuterter Kunst, — die Albrechtsburg als Ganzes aber ist

ein Juwel im Kranze der Schlösser König Alberts, ein wahrhaft majestätischer Burgbau, den zu sehen wohl eine Reise nach Meissen sich verlohnt.

Gaben wir in der Albrechtsburg ein herrliches Denkmal der Spät-Gothik, so in Schloß Pillnitz eine Erinnerung an das Zeitalter des Barock-Stils unter August dem Starken. Fahren wir von Dresden aus zwei Stunden elbaufwärts, so liegt am flachen Ufer des Flusses, am Fuße der Ausläufer des Lausitzer Gebirges, das dort im Borsberg seine höchste Höhe erreicht, Schloß Pillnitz mit seinen niederen, lang hingestreckten Gebäuden vor uns: ein eigenartiges Bild. Eine wundervolle zweitheilige Landungstreppe führt vom Elb Spiegel zum Schlosse empor, prächtige Gondeln im Rococo-Geschmack liegen zur Sommerszeit vor dieser Treppe, dahinter erheben sich, von den grünen Bergen umrahmt, die gelbgetönten Gebäude mit ihren geschwungenen, grünen Dächern japanischen Stils und dem rothfigurigen Bildersfries auf blauem Grunde, der Scenen aus dem Leben der Chinesen darstellt. Malerisch gruppierte Effen in Form von Thürmchen vollenden das reizvolle, malerische Bild. Die in barock-chinesischem Stil von Longuelune erbauten Gebäude verdanken ihr Dasein der Lust Augusts des Starken am fröhlichen Spiel und Mummenschanz. Ein großes Bauern-Divertissement, bei welchem sich der König und sein Gefolge drei volle Wochen köstlich amüßten, folgte im Jahre 1721 der Vollendung der Neubauten, bei denen das neuerfundene Porzellan gleichwie im Japanischen Palais zu Dresden und im Schlosse Sedlitz in hervorragender Weise zum Schmuck herangezogen wurde. Das alte Schloß, welchem die damaligen Neubauten sich anschlössen, brannte 1818 ab; das „neue Schloß“ trat an seine Stelle, mit dem Berg- und dem Wasserschloß zusammen bildet es die Lieblings-Sommer-Residenz König Alberts, und erst neuerdings muß es diesen Vorzug mit Schloß Sibyllenort theilen.

Das Jagd- und Lustschloß Moritzburg hat seinen Namen vom Kurfürst Moritz von Sachsen, der noch als Herzog 1542 den Plan zu dem schönen und großartigen Bau entwarf und alsbald dessen Ausführung beginnen ließ. Das Schloß wurde aber erst unter seinem zweiten Nachfolger Christian I. 1589 vollendet. Fast alle Wettiner haben seitdem der Moritzburg ihre Aufmerksamkeit gewidmet, das Schloß selbst oder die umliegenden Garten- und Park-Anlagen vergrößert und verschönert und zu den mannigfachen und eigenartigen Kunstschöpfungen und Jagd-Trophäen, die es birgt, beigetragen. Das Schloß liegt mitten im Nadelwäldchen des Friedewaldes auf einer Insel des großen und schönen Schloßteiches, welche durch zwei mit hohen Kastanien besetzte Dämme mit dem festen Lande verbunden ist. Das äußere Aussehen des Schloßes wird bestimmt, einmal durch seine Lage im Wasser, dann aber durch seine vier runden, fünfgeschossigen Thürme, die mit Kuppeldächern und

Thürmen gekrönt sind. Im Inneren aber muß vor allem einem Jäger das Herz aufgehen. Denn nirgends findet man eine solche Fülle hervorragender Geweihe von Hirschen, Rehen, Elenn- und Renntieren, eine solche



Jagdschloß Rehefeld. Original-Bezeichnung von Albert Richter.

An letzter Stelle ist das Schloß Sibyllenort bei Dels in Schlesien in den Besitz König Alberts gekommen. Herzog Wilhelm von Braunschweig, der am 18. October 1884 starb, hat es dem ihm befreundeten Könige, den er oft als Gast in Sibyllenort bei sich gesehen, testamentarisch vermacht. Seinen Namen hat es von Sibylle, der Gemahlin des Herzogs Christian Ulrich von Württemberg-Dels, welcher 1685 die beiden Orte Neudorf und Rastelwitz erwarb, dann das Schloß erbaute, und Neudorf, sowie das Schloß, mit dem neuen Namen Sibyllenort belegte. Dieser Bau bildet noch jetzt den Mittelförper des Schloßes, das im übrigen seine Gestalt einem Umbau aus den Jahren 1851/67 verdankt, den Baurath Wolf aus Braunschweig im Auftrage des Herzogs August Ludwig Wilhelm von Braunschweig ausführte. Das Schloß ist im Tudor-Stil, ähnlich Schloß Windsor, gebaut; es hat eine Frontlänge von 160 Metern, dazu kommen je 60 Meter lange Flügelbauten, welche u. a. ein Theater, die Wohnungen der Dienerschaft, Waschküche, Marstall und Reitbahn enthalten. Großartiger als das Schloß sind die herrlichen Garten- und Parkanlagen, die es im Umfange von etwa 280 Hektaren umgeben. König Albert hat diese arg verwilderten Anlagen neu herrichten lassen, sodas Garten und Park von Sibyllenort mit ihren prächtigen Fernsichten und Durchblicken, mit den herrlichen Eichen- und Nadelholz-Beständen, dem Orangerhaus, dem Rosarium u. s. w. zu den hervorragendsten Schöpfungen ihrer Art gehören.

Noch sind zu erwähnen Schloß Großjedlitz, das sich nicht zum Bewohnen eignet, das aber berühmt ist durch den mächtigen, in seiner Anlage wohl erhaltenen Park im ausgesprochenen Rococostil, und endlich die Villa in Strahlen bei Dresden, ein schlichtes Landhaus, das im Innern von der regen Kunstfreude der Königin Carola ein ebenso rühmliches Zeugniß ablegt, wie die großen Park- und Gartenanlagen von der Freude des hohen Besitzers, hier selbst unermüdet als Gartenfreund zu wirken und zu schaffen.



Schloß Pillnitz. Original-Bezeichnung von Albert Richter.

Fülle von Jagdbildern, Willkommbechern und sonstigen, auf die Jagd bezüglichen Kunstwerken, wie hier. Am meisten imponirt der Brunt- und Speisesaal mit nicht weniger als einundsechzig natürlichen Geweihe auf hölzernen Hirschköpfen, darunter solche mit 24, 26, 32, 36 und 50 Enden, während heute schon ein Zwanzig-Ender eine Seltenheit ist. Auch der Saal der Monstrosen mit neununddreißig monströsen Hirschgeweihe, die verkämpften Hirschgeweihe u. v. a. wird den Jäger in diesem Schlosse interessieren. Freilich die Zeiten jener großen Brunt-Jagden und der daran sich anschließenden Bruntmäher und Festlichkeiten zu Wasser und zu Lande, von denen die Chroniken zu berichten wissen, sind längst vorbei. König Albert liebt zwar die Jagd leidenschaftlich, aber er ist kein Freund von jenem Brunt vergangener Zeiten, der nicht zum Wesen der Jagd gehört. So ist Schloß Moritzburg jetzt mehr eine Stätte der Erinnerung und eine Art Jagd-Museum, als eine solche frischen Lebens und frohen Genießens, wie es einst gewesen, da die Zeiten noch nicht so ernst waren wie jetzt.

Deister als in Moritzburg weilte König Albert in seinem Jagdschlößchen Rehefeld, das im Gegensatz zu dem erinnerungsreichen Inseltschloß erst im Jahre 1870 erbaut worden ist. Es war ein glücklicher Gedanke der Kronprinzessin Carola, ihren erlauchten Gemahl zu Weihnachten 1869 mit einem Jagdschloß mitten im ergiebigen Jagd-Revier des sächsischen Erzgebirges zu beschenken. Der Plan dazu lag im genannten Jahre unter dem Weihnachtsbaum. Dstmal hat König Albert seitdem dieses reizende, herrlich gelegene Schlößchen besucht und von dort aus dem Waldwerk abgelegen. Man erreicht es von Freizeberg mit der Eisenbahn, oder zu Fuß von Rippdorf oder Altenberg aus.

Dieses Schlößchen, das aus Holz im Blockhaus-Stil erbaut ist, zeugt so recht von dem schlichten Sinne König Alberts und seiner Freude an der Zurückgezogenheit und der Natur. Erker und Schmudgiebel zieren es; überall sind Hirsch- und Rehgeweihe pflüch angebracht und erinnern an den Zweck des Gebäudes, das so köstlich am Fuße der Berge, vom prächtigsten Hochwald umrahmt, daliegt. Von den Fenstern des Schloßes aus schweift der Blick über den breiten Wiesengrund, der von der wilden Weiseritz durchströmt wird und in dessen frischem Grün die Häuser des Dorfes Rehefeld verstreut liegen. Eine kleine, hölzerne Kapelle neben dem Hause fügt sich trefflich in das malerisch-ideyllische Bild ein. Das Innere des Schlößchens entspricht in seiner geschmackvollen Einfachheit und gemüthlichen Intimität dem Äußeren. Besonders erwähnenswerth ist das orientalische Rauchzimmer im Erdgeschoß; im ersten Geschoß sind die Geschenke untergebracht, welche das königliche Paar zu seiner silbernen Hochzeit im Jahre 1878 erhalten hat.



Schloß Sibyllenort. Original-Bezeichnung von Albert Richter.

Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen! König Albert hat es redlich gethan: die Schlösser zu Dresden, in Pillnitz und Moritzburg, die Albrechtsburg in Meissen befanden es laut, nicht minder das von anderer Seite ihm vermacht Sibyllenort, das unter seinem neuen Besitzer zu erneuter Schönheit emporblüht; von dem eigenen Sinne König Alberts aber erzählten die beiden schlichten unter seinen Schlössern, die er selbst erworben hat: Schloß Mehsfeld und die Villa in Strehlen.

Rachdruck verboten.

Mein Invalide.

Aus den Aufzeichnungen einer Dame von Friedrich Meister.

(Fortsetzung.)

Er habe keine Lupen zu verkaufen, sagte der Uhrmacher, er könne mir aber in Zeit von zwei Tagen eine aus Berlin verschreiben.

Ich war innerlich empört über diesen Mann, der mir so kühl eine solche Verzögerung dieser dringenden Sache zumuthete. Ich mußte mit Gewalt an mich halten, um ihm sein eigenes Glas nicht vom Auge zu reißen.

Männer scheinen nie begreifen zu können, daß auch wir Frauen zuweilen recht triftige Gründe zur Eile, ja, auch zur Ueberstürzung haben, und sogar dieser miserable Uhrmacher blickte kalt von seiner eingebildeten Höhe auf meine Erregtheit herab.

Trotzdem mochte es mir wohl doch gelungen sein, bei ihm ein Verständnis zu erwecken, denn er begann bald, mit großem Ernste in seinem engen Laden herumzuhumpeln, und endlich brachte er noch eine zweite, in einen tiefen, schwarzen Hornring gefaßte Lupe zum Vorschein, die er mir großmüthig so lange leihen wollte, bis die zu verschreibende eingetroffen sei.

Danbar nahm ich das Glas in Empfang und verließ damit den Laden in solcher Eile, daß der ernsthafte, kleine Mann mir erstaunt und kopfschüttelnd nachblickte. Fröhlich lief ich die Straße hinab und erschien mit dem Schlüssel zu allen Geheimnissen und Räthseln triumphirend vor Elisabeth.

Die Lupe war uns wirklich eine große Hilfe, und unseren vereinten Kräften gelang es jetzt, in unglaublich kurzer Zeit Wunder zu vollbringen. Aus Peter Ras entpuppte sich ein Philipp Bastian, dem die Kanonenkugel zwar noch den Kopf gelassen, dafür aber das Hüftgelenk in nicht zu entziffernder Weise beschädigt hatte, und außerdem war ihm ein Fuß abgeschossen worden.

Meine bisher ziemlich undeutlichen Begriffe über die traurige Lage so vieler armer Invaliden wurden immer klarer.

Bald erfüllte mich die Arbeit mit hohem Interesse, auch gewann sie bereits in den sauberen, regelmäßigen Columnen des Buches ein ganz respectables Ansehen. Da aber fiel in einem unheilvollen Moment ein großer Tintentropfen aus meiner Feder und verbreitete sich, bei den hastigen Lösversuchen, zu einem großen Schandfleck auf dem weißen Blatte. Meine schöne Arbeit war grausam verunstaltet; ich weinte beinahe vor Aerger und Scham, als ich dann aber auf des Doctors Documente blickte, mußte ich mir sagen, daß er sich nicht allzu sehr beklagen dürfe.

„Warum er nur so viele Leute Pol oder Bob nennt?“ fragte ich meine Freundin. „Hier ist ein Pol schwer verwundet, da ein Bob in der Besserung, und hier wieder ein Pol im Hospital. Sollten das vielleicht Polen sein?“

Elisabeth hielt das Blatt mit kritischer Miene gegen das Licht. „Es kann auch ein B oder ein B sein,“ sagte sie. „Vielleicht ist's irgend ein medicinischer Ausdruck. Es sieht freilich mehr wie ein P aus.“

„Ich werde Pol und Bob niederschreiben, wie's kommt, obgleich es mir vollständig sinnlos erscheint,“ erwiderte ich; „der Doctor kann es nachher ganz nach Gefallen umändern. Uebrigens, weißt Du, bei näherer Betrachtung scheint es mir auch Pat heißen zu können.“

„Nun, meinetwegen auch Pat, eins ist so unverständlich, wie das andere,“ versetzte Elisabeth. „Ich gäbe etwas drum,“ fügte sie nachdenklich hinzu, indem sie einen Saum umlegte, „ich gäbe etwas drum, wenn ich wüßte, was imperiale Hämorrhagien sind; es klingt, als ob es etwas Schreckliches wäre. Vielleicht haben wir einen Irrthum begangen, Louise.“

„Einen Irrthum? Nur einen?“ rief ich. „Wie froh wäre ich, mit nur einem Irrthum davon zu kommen! Ich fürchte mich, Doctor Curtius unter die Augen zu treten, wenn er dieses Buch erhalten haben wird; ich glaube aber, daß mein Aerger über seine schauderhafte Handschrift mir im entscheidenden Moment zu Hilfe kommen wird.“

Nach zwei Tagen eifriger Arbeit war die gelbe Rolle in das Buch übertragen; wir hatten nun, unserer Verabredung gemäß, dem Doctor einen zweiten Besuch zu machen, unser Werk durchsehen und besprechen zu lassen und weitere Documente in Empfang zu nehmen.

Ehe wir das Buch zur Post sandten, unterwarfen wir es noch einmal einer genauen Durchsicht, zerbrachen uns über einige seltsame Krankheiten und Verwundungen, deren Namen ich möglichst getreu und Buchstabe für Buchstabe der Handschrift des Doctors nachgemalt hatte, zum zwanzigsten Mal den Kopf und gestanden uns endlich, daß wir unsere Aufgabe ganz lobenswerth gelöst hatten.

Wir fuhren nach Berlin und gingen vom Bahnhof nach dem Schöneberger Ufer.

Gleich nach der ersten Begrüßung sagte mir ein einziger verstohlener Blick auf Doctor Curtius' Gesicht, daß er nur mit Mühe einen lauten Heiterkeitsausbruch bekämpfte. Das Buch war eine Stunde vor uns eingetroffen und lag aufgeschlagen gerade an der Stelle, wo sich jener schreckliche Tintenfleck befand.

„Wie Sie sehen, Herr Doctor, habe ich Ihre Notizen möglichst genau, sogar bis auf die Kleckse copirt,“ sagte ich mit plötzlicher über mich kommender Courage.

Der Grund, sein Lachen nicht länger unterdrücken zu brauchen, war ihm augenscheinlich sehr willkommen.

„Sie sind also eine Anhängerin der chinesischen Methode des Radmalens,“ erwiderte er, in dem Buche blätternd. „Aber wirklich, gnädiges Fräulein, ich weiß kaum, wie ich meinem Erstaunen und meiner Dankbarkeit Ausdruck geben soll! Ihre Mühe und Arbeit muß ja enorm gewesen sein!“

„Nicht so sehr, als man glauben könnte, namentlich seit ich mich eines Vergrößerungsglases, einer Uhrmacher-Lupe, dabei bediene,“ sagte ich, um ihn für seine empörende und so unverschämte Scham getragene Heiterkeit zu bestrafen.

„Einer Uhrmacher-Lupe!“ wiederholte der Doctor und blickte in komischer Verzweiflung die Geheimiräthin an. Dann wurde sein Gesicht dunkelroth, als müsse er nun vor innerem Lachen plagen; schnell beugte er sich über das Buch und sagte mit stotternder Stimme: „O, meine Damen, schonen Sie mich!“

„Das ist keineswegs ein Scherz, lieber Doctor,“ bemerkte Elisabeth unerbitterlich; „wir haben uns in der That ein solches Instrument verschaffen müssen, und Sie glauben nicht, wie sehr es uns von Nutzen war.“

„Anchovis des Hüftgelenks,“ las der Doctor, sein Gesicht hinter einem Blatte verbergend. „Das sollte Anchovis heißen.“

Eine Schamröthe stieg brennend in meine Wangen, und ich wünschte das Buch weit, weit weg, meinetwegen auf den Grund des Neuen Sees im Thiergarten. Doctor Curtius aber sah mich gütig an, lobte meine Arbeit und meine Handschrift, suchte neue Papierrollen hervor und fragte mich, ob ich ihm ferner noch beistehen wolle, diese Angelegenheit zu ordnen.

„Ich habe in Steglitz zu thun und werde mir erlauben, Ihnen Buch und Papiere in einigen Tagen persönlich zu überbringen.“

„Also doch!“ rief Elisabeth. „Ich hatte es schon aufgegeben, Sie jemals wieder in meinem Hause zu sehen, und war auch fest entschlossen, Sie nie wieder um ihren Besuch zu bitten.“

„Beurtheilen Sie mich nicht falsch, meine verehrte Freundin,“ erwiderte er. „Nach einmal gemachtem Anfang würden mir diese Besuche zu lieb geworden sein, daß ich gar bald die Kraft verloren hätte, Maß zu halten. Vielleicht werden Sie bald einsehen, daß ich recht hatte.“

„Er kommt nur, um meine Arbeit zu überwachen und sein Buch vor weiteren Flecken zu schützen,“ sagte ich zu mir selber.

Als wir aus der Corridor-Thür traten, kam der Offizier, der damals so höflich mein Buch aufgehoben, die Treppe herauf, grüßte und trat auf den in der Thür stehenden Doctor zu. Die freundschaftliche Begegnung der beiden ließ erkennen, daß sie alte Kameraden waren.

Der Doctor rief uns noch einmal ein „Auf Wiedersehen“ nach und zog dann den Offizier zu sich herein.

Auf dem Heimwege ärgerte ich mich darüber, daß meine Gedanken mit so auffälliger Hartnäckigkeit bei dem mir doch ganz Fremden verweilten, und ich bemühte mich, sie auf praktische Wege zu bringen, indem ich das Wort Anchovis viele Dutzend Mal wiederholte.

„Louise,“ sagte meine Freundin, als wir in den damals noch nicht so belebten Potsdamer Platz einbogen, „ich bin fest überzeugt, daß sich Doctor Curtius in diesem Augenblick vor lange unterdrücktem Gelächter auf seinem Teppich wälzt. Wenn die Anchovis im Hüftgelenk eine Durchschnittsprobe ist, was mögen wir wohl da mit den armen Soldaten angeben haben! Erinnerst Du Dich, daß wir obendrein eine gute Stunde brauchten, um das Wort Anchovis herauszuklügeln?“

Doctor Curtius stattete uns einen Abendbesuch ab und brachte Buch und Documente mit.

Natürlich wurde über die Sache viel gegeredet und gelacht, und jetzt, außerhalb der Atmosphäre seines Sprechzimmers, erschien er mir auch ganz so lebenswürdig und angenehm, wie er mir anfänglich geschildert worden war. Als ich jedoch zu bemerken glaubte, daß Elisabeth mit gewissen Plänen umging, die meine Stellung als Privat-Sekretärin zu absorbiren drohten, da wurde ich unwillkürlich stiller und zurückhaltender gegen unseren Besuch, als es meine immerhin kurze Bekanntschaft mit ihm unbedingt erforderte.

Der Doctor ertheilte mir freundlichst einigen Unterricht in der Anatomie, damit es mir möglich würde, sein Geschreibsel künftig besser zu entziffern, und durch diese Herablassung ermunthigt, wagte Elisabeth endlich die Frage, was eine imperiale Hämorrhagie sei.

„Ich bedauere aufrichtig, von einem solchen Dinge niemals etwas gehört zu haben,“ war die erstaunte Antwort.

Elisabeth öffnete stillschweigend das Buch und zeigte ihm den fraglichen Ausdruck schwarz auf weiß. Es war ein Genuß, des Doctors Gesicht zu beobachten.

„Das sieht beinahe aus, wie ein Blumenname,“ lächelte er, „muß aber interne Hämorrhagie heißen. Bei Gott, ich hätte nicht geglaubt, daß meine Handschrift so miserabel ist!“

Der Inhalt der zweiten Rolle war, wenn möglich, noch schlimmer beschaffen, als der der ersten. Die Tintenflecke traten häufiger auf, die Bleistift-Aufzeichnungen waren verwischt und noch mit Privatnotizen aller Art vermengt.

„Wie denkst Du darüber, Elisabeth,“ sagte ich, nachdem ich mir über die Angelegenheit eines der armen Krüppel den Verstand jermartert hatte, „wenn hier ein Mann mit einem Bein, einem Auge, weggerissenem Kinnbade und noch verschiedenen anderen Verwundungen als Halbinvalide bezeichnet wird? Ist das nicht schändlich? Ich werde ihn als ein vollständiges Brad eintragen und ihm die volle Pension geben!“

Meine Freundin blickte bedenklich.

„Das möchte ich nicht empfehlen,“ versetzte sie. „Der Doctor könnte dadurch in Ungelegenheiten gerathen. Wo wohnt der Herr?“

„O, hier ganz in der Nähe, in Schöneberg!“ rief ich erfreut. „Hier steht seine Adresse: August Mensch, Schöneberg, Colonnenstraße 16. Was meinst Du, wenn wir ihn besuchten?“

Elisabeth war einverstanden, und wir machten uns am Nachmittag auf den Weg. Es war ein Spaziergang von einer Stunde. Wir fanden unseren Invaliden in einer kleinen, sehr reinlichen Wohnung. Seine Frau besand sich mit den beiden Söhnen in einer Cigarrenfabrik; die drei mußten durch ihrer Hände Arbeit für den Lebensunterhalt sorgen, und der invalide Landwehrmann, seines Handwerks ein Maurer, bewachte das Haus, das heißt, er saß auf seinem Stuhl am Fenster und starrte hinaus in den Sonnenschein; er war viel zu schwach und häßlos, um sich viel rühren zu können.

Bei Gravelotte war es gewesen, da war er vom Geschützfeuer der Franzosen vollständig in Stücke gerissen worden, wie er in seinem schlesischen Dialekt und, trotzdem und alledem, nicht ohne Humor, erzählte; aber es läme ihm genickt darauf an, für das nunmehr, Gott sei Dank, geeinigste deutsche Vaterland denselben Prozeß noch einmal über sich ergehen zu lassen. Der arme, geduldige Mensch that mir in tiefster Seele leid;

hätte ich alle Hände voll Pensionen gehabt, ich würde sie ihm mit Freuden in den Schoß geworfen haben. Bewilligte man ihm wirklich die höchste Invaliden-Pension, so war seine Lage doch immer noch jammervoll genug.

Jeder, den er gefragt hatte, so erzählte er weiter, habe ihm gesagt, daß er die höchste Pension haben müßte, wenn alles nach Recht und Gerechtigkeit geschähe; und wenn er nur einmal seinen guten Major sprechen könnte, so wäre sie ihm auch ganz sicher; der aber wohne in Berlin und sei für ihn nicht erreichbar, — ach, und für den Armen und Elenden wäre es immer doppelt schwer, sein Recht zu erlangen!

„Wie heißt der Major?“ fragte ich mit dem plötzlichen Entschluß, die Sache des armen Invaliden in die Hand zu nehmen. „Und wo wohnt er?“

August Mensch langte ein abgegriffenes Taschenbuch von dem nahen Tisch und brachte daraus ein Stück Papier zum Vorschein, auf dem der Name und die Adresse des Majors zu lesen war. Dabei hörte er nicht auf, das Lob desselben zu singen; solch einen tüchtigen und dabei lebensguten Offizier konnte es in der ganzen Armee nicht zum zweiten Mal geben, darin wären alle Landwehrlente des Bataillons einig gewesen, und ihm, August Mensch, im besonderen wäre er geradezu ein Vater gewesen. Der Major hieß von Prittwitz, und seine Wohnung befand sich im selben Stadttheil, wie die unsere Doctors.

Ich theilte dem Invaliden meine Absicht nicht mit, um nicht vielleicht trügerische Hoffnungen in ihm zu erwecken, nahm mir aber feste vor, seinen väterlichen Major aufzusuchen und ihm die Angelegenheit des armen Krüppels ans Herz zu legen, den Doctor Curtius als theilweise erwerbsunfähig bezeichnet hatte.

Wie wollte ich triumphiren, wenn mir mein Plan gelang, wenn ich dem Doctor zeigen könnte, daß ich, wenn vielleicht auch nicht ganz firm in technischen Ausdrücken, doch in einigen Dingen richtigere Anschauungen habe, als er.

August Mensch dankte uns mit rührenden Worten für unseren Besuch, und noch bis zuletzt kam er immer wieder darauf zurück, daß der Major von Prittwitz ein wahrer Vater für ihn gewesen sei.

„Gleich morgen suche ich den alten Herrn auf,“ sagte ich zu Elisabeth, während wir unter den schattigen Bäumen der Chaussee nach Steglitz zurückwanderten; „es trifft sich gut, daß ich morgen Besorgungen in der Stadt habe. Vielleicht gelingt es mir, einige Thaler mehr für unseren armen Freund auszuwirken. Theilweise erwerbsunfähig! Ich möchte wohl wissen, was er mit dem Fragment, daß ihm von seinem Leibe übrig geblieben, noch anfangen soll!“

Elisabeth war ganz meiner Ansicht, und voll von Unternehmungsgelüste und hochherzigen Entschlüssen, machte ich mich am anderen Morgen aus der Des Weg. Der Major hatte eine schöne Wohnung in der Nähe des Zoologischen Gartens inne.

Ich zog die Glode. Ein Soldat, jedenfalls des Majors Burjche, öffnete und ließ mich ins Vorzimmer.

„Melden Sie dem Herrn Major, daß eine Dame ihn in einer Invaliden-Sache zu sprechen wünscht,“ sagte ich.

Ich war überzeugt, daß nun ein älterer, graubärtiger Herr würdevoll und mit soldatischem Anstande erscheinen und mich mit jener väterlichen Freundlichkeit anhören werde, die eines so bleibenden Eindruck bei dem Landwehrmann August Mensch hinterlassen hatte; als der Major aber in Wirklichkeit vor mir stand, da konnte ich kaum einen Aufschrei des Schreckens unterdrücken, und ich war nahe daran, die Flucht zu ergreifen. Es war der Offizier, der in der Potsdamerstraße das verwünschte Buch aufgehoben hatte und der, als guter Freund und Kamerad des Stabsarztes Doctor Curtius, wahrlich endlich auch meine eigenthümlichen Beziehungen zu dem Letzteren kannte.

Mein Gesicht glühte wie Feuer, und ich war unfähig, ein Wort hervorzubringen. In schrecklicher Verwirrung stand ich da und wagte kein Auge aufzuschlagen, bis endlich der Major, jedenfalls erstaunt über mein Benehmen, in sehr sanftem, gütigen Tone fragte: „Verzeihen Sie, man meldete mir soeben, daß Sie mich zu sprechen wünschten.“

Meine Antwort war unverzeihlich dumm und kindisch, aber ich wußte kaum, was ich sprach, als ich erwiderte, daß ich eines ältlichen Herrn zu finden erwartet hätte.

„Ich bedauere außerordentlich,“ — begann er, dann brach er in ein fröhliches Gelächter aus, in das ich unwillkürlich einstimme; die Komik der Idee, daß er außerordentlich bedauern sollte, noch kein ältlicher Herr zu sein, packte uns beide mit unwiderstehlicher Gewalt.

„Ich heiße Louise von Gemming,“ sagte ich endlich, mit gewaltsam fassend, denn mir fiel ein, daß dieser jugendliche Vater August Mensch's noch nicht wußte, wie er mich zu nennen habe.

Das Gesicht des Majors drückte ein frohes Erstaunen aus. „Sie sind ein Fräulein von Gemming?“ rief er. „Das ist auch der Mädchennamen meiner seltsamen Mutter gewesen. Es giebt so wenig Gemmings, daß wir unbedingt verwandt sein müssen. Darf ich fragen, ob Sie Angehörige in Württemberg haben?“

„Dort wurde ich geboren,“ antwortete ich. „Ich glaube jedoch nicht, daß ich noch irgendwo auf der Welt Verwandte besitze.“

„Entschuldigen Sie mich auf einen Augenblick,“ sagte der Major schnell, „Sie müssen meine Schwester kennen lernen.“

Er ließ mich allein, umhüllt von einem Wirbelwind froher Erregungen und halb unverständlicher, reizender Zukunftsträume. Sollte sich hier unerwartet das Sehnen meines Lebens und das Glück meiner Träume, Verwandtschaft und Familie zu finden, verwirklichen?

Der Major kehrte zurück, eine junge und schöne Dame an der Hand führend.

„Dies ist meine Schwester, Frau von Gröben,“ sagte er; „ich hoffe aber, daß es ihr gelingen wird, sich bald das Recht zu einer weniger formellen Anrede Ihrerseits zu erwerben.“

„Ach ja,“ lächelte die liebreizende Frau, „denn ich wünsche sehr, daß wir verwandt sein möchten, Fräulein von Gemming.“

Georg und ich sind seit Mama's Tode fast ganz vereint. Ich,“ fügte sie schnell hinzu, „habe allerdings einen Gatten.“

„Eine unwesentliche Zugabe,“ bemerkte der Major neckisch. Frau von Gröben versetzte ihm einen leichten Schlag mit ihrem Taschentuch.

„Sei still, Georg,“ lachte sie, „Fräulein von Gemming kennt Dich noch nicht. Jetzt aber wollen wir einmal so schnell als möglich unseren Stammbaum durchgehen, um herauszufinden, wie wir diese Verwandtschaft ermöglichen.“

Wir redeten hin und wieder, überlegten und verglichen dies und das und gewannen endlich die unumstößliche Ueberzeugung, daß wir in dem vor einigen fünfzig Jahren in der Schweiz verstorbenen Obersten und Cantons-Rath von Gemming einen gemeinschaftlichen Großonkel besaßen hatten.

Wir erließen alles wie ein Feenmärchen. Meine neuentdeckten Verwandten wollten auf der Stelle von mir Besitz ergreifen, und kaum gestatteten sie, daß ich mich nach einem zweistündigen Aufenthalt endlich entfernte. Frau von Gräben nannte mich in der natürlichsten Weise von der Welt „Louise“, und auch ich erlappte mich mehrfach bei der Anrede „Base Rannie.“ Ihr Bruder versicherte mir zwar wiederholt, daß ein Major von Brittwitz für mich nicht existire, dennoch aber wollte zwischen uns beiden eine zwanglose, verwandtschaftliche Vertraulichkeit nicht recht in Fluß kommen, und wie auf stillschweigende Uebereinkunft vermieden wir jede directe Anrede.

Der Gedanke an Elisabeth, die mich frühzeitig zurück-erwartet hatte, beschleunigte meinen Abschied; wir versprachen beiderseits baldige und längere Besuche, und dann begleitete mich der Major zum Bahnhof.

(Schluß folgt.)

Kochdruck verboten.

Incognito.

Eine Reise-Erinnerung von Victor Blüthgen.

Es war im Sommer 1877. Wir kamen von der Furka her, ich und ein Freund, ein hübscher und witziger Junge, aber leider taub, übrigens in jenem Alter, in dem man jedes halbwegs niedliche Mädchen daraufhin ansieht, ob es etwa die vom Himmel bestimmte Zukünftige? Sein ausgebildetes Gesicht, Worte vom Munde zu lesen, glich den Mangel an Gehör recht wohl aus. In der Absicht, über den Gotthard nach Italien zu gehen, machten wir in Hospenthal Quartier. Zum Glück, — eine Gotthardbahn gab es damals noch nicht, — fand sich eine Rückfahr-Gelegenheit bis Biasca, wo die Bahn begann, wir ließen durch den Wirth mit dem schmutzigen Bürschchen, der den Wagen fuhr, verhandeln und sicherten uns die beiden Aussichtsplätze hinter dem Kutschersitz.

Ein wundervoller Spätnachmittag; vom Gelände des Gotthard her lodten große, rothe Flecke Alpenrosen, — ich überließ den Freund seiner Ermüdung, stieg und pflückte. Die Sonne war hinter die Berge gesunken, lauter fante Farben: das Grün, das Roth, droben das tiefe Blau, — und dort das Weiß eines Gletschers, so scharf, daß ich meinte, ich müßte es in Kürze erreichen können. Am Ende verstieg ich mich, es wurde dunkel, von dem noch immer fernen Gletscher her kam ein feiner Nebel, — rasch kehrte ich um. Dunst umzog mich mit seinem Sprühen, die Aussicht begann sich zu verschleiern; in langen Sprüngen, die Gotthard-Strasse im Auge, weglos lief ich abwärts. Endlich eine Geröllrinne, die auf die Straße auszumünden schien. Zu spät merkte ich, daß Wasser in ihr sickerte, — ich stolperte, zerschlug mir einen Manschetten-Knopf im Fallen, — immer weiter in der Dämmerung, — einmal ein Sprung, der zehn Fuß tiefer auf einer sumpfigen Platte zwischen hohem Alpenrosen-Kraut endigte . . . endlich, endlich die Straße!

Im Hotel war man in Sorge um mich gewesen. Der Freund umarmte mich, obwohl ich ihm im Interesse der Sauberkeit seiner Kleidung dringend davon abrieth. Ich zog mich todterhöpft rasch um, goß unten, ohne mich um die Hotelgäste zu kümmern, eine Flasche rothen Tessiner in kurzen Absätzen hinunter und ging dann schlafen.

Als man früh weckte, war es Halbdunkel noch; ich sah aus dem Fenster: überall stieg Nebel.

Unten hielt bereits unser Wagen.

Wir machten uns reisefertig und frühstückten. Als wir, vom Wirth begleitet, uns anschickten, unsere Plätze einzunehmen, gewahrten wir zu unserer Verblüffung, daß sie besetzt waren. Ein älterer Herr sah da, neben ihm ein junges Mädchen von siebzehn bis achtzehn Jahren.

„Oha,“ sagte mein Freund und sah mich an.

„Bitte,“ — ich wandte mich gegen den Wirth; — „haben Sie diese beiden Plätze für uns belegt?“

„Ja freilich.“ — Er sprach auf den Kutscher italienisch ein; der antwortete verlegen.

„Die Herrschaften sind aufgestiegen, wollten sich nicht abhalten lassen . . . Ich bedauere, Herr, diese Plätze sind belegt.“ Der Alte auf dem Vorderstuhl knurrte: „Das ist uns verschwiegen.“ Er rührte sich nicht, sah bärbeißig an uns vorbei: ein Charakterkopf von ländlichem Typus, roth in dem bis auf einen kurz geschneittenen struppigen Schnurrbart glatten Gesicht, mit dicken, struppigen Brauen; auf dem grauen, stämmigen Haar eine Keilmütze, um den Hals ein dicker Schal.

„Mein Herr, ich muß sehr bitten,“ — erklärte ich bestimmt.

Der unhöfliche Widerstand verdroß mich.

Das junge Mädchen streifte mich mit einem scheuen Blick der großen, sanften, lichtbraunen Augen. Sie war hübsch; ein schmales Gesichtchen, ein wenig bleichlich in der Farbe; ihr reiches, tiefblondes Haar, vorn schlicht geschüttelt, trug sie auf dem Hinterkopf zu einem Knoten gesteckt. Sie sprach ein paar Worte in einer der nordischen Sprachen zu ihrem Nachbar, der ärgerlich brummend antwortete, endlich widerwillig aufstand und mit verdrießlich edigen Bewegungen absetzte, worauf das Fräulein folgte. Der braune Italiener öffnete ihnen geschmeidlich die Thür zu dem geschlossenen Fond.

Sie würdigten uns keines Blickes mehr.

Aber sie beschäftigten uns begreiflicherweise, während wir auf den verlassenem Sigen bergauf rollten; auch den Kutscher, der sich wiederholt nach ihnen umschau und uns dabei mit lachenden Augen streifte. Mein Freund meinte, wir hätten galant sein sollen. „Weiter fehlte nichts; auch noch zum Dank!“ Und ich musterte wenig freundlich das grimme Gesicht des alten Herrn hinter der Spiegelscheibe in unserem Rücken.

Wir fuhren fröhlich in den Nebel hinein, der sich immer dichter wob: richtiger weißer, dicker Gebirgsnebel. Nichts zu erkennen, als seitlich die dunstigen Silhouetten riesiger Felsbrocken, oder ein paar Klüfte, deren tiefgestimmte Glocken hart in der dicken Luft klangen. Dann kam der Kampf der Sonne mit dem Nebel, — ein Wogen, Ballen, Zerfließen, — ab und zu ein kurzer freier Ausblick: grüne Matten, nacktes Gestein,

Wasserfluten. Ein kühles Wehen floß den Weg herab. Erst in der Nähe der Pashöhe gab es blauen Himmel und — Schnee. Erst kleine Schneeballen zwischen ungeheuren, nackten Felsklüften, dann immer mehr Schnee; zuletzt rechts und links des Weges Schneemauern, über Manneshöhe gethürmt, in der Julionne blühend.

Vollkommener Winter.

Beim Hospiz wurde Station gemacht.

Der Kutscher fütterte. In der räucherigen, aber durchwärmten Gassstube saßen die beiden feindlichen Lager in größtmöglicher Entfernung von einander und frühstückten. Nur als sich die Thür aufthat und ein riesenhafter Bernhardiner von seltener Schönheit, mit Kopf und Mähne und der gelblichen, schwärzlich bereiften Farbe einem Löwen ähnlicher als einem Hunde, langsam schwanfenden Trittes erschien, ergab sich ein gemeinsames Interesse, und das Gesicht des alten Herrn wurde zum ersten Mal hell und lebendig, um sofort wieder in den mirrißchen Zug von früher umzuschlagen, als der Kutscher kam und zur Weiterfahrt aufforderte.

Also unerbesserlich!

Und hinab ging's die Serpentina-Strasse in den sonnenüberflutheten Tessin. Der Italiener nickte uns strahlend zu, — jetzt durfte er zeigen, daß er fahren konnte. Trotz der schleifenden Bremse rollte der Wagen mit teuflischer Geschwindigkeit bergab, Bewunderungswürdig sicher Schlinge nach Schlinge in knappen, eleganten Vogen nehmend.

Hinter uns wurde es unruhig; als ich mich umdrehte, sah ich in das zornflammende Auge des Alten, der im Begriff war, an die Scheibe zu klopfen; das junge Mädchen hatte sich halb erhoben, in sichtlich Angst. Ein übermüthiger Einfall überkam mich, und ich raffte mein Gymnasialfranzösisch zusammen und rief dem Kutscher gedämpft zu: „Fahren Sie weiter, so schnell es geht ohne die Hälse zu brechen; in Airole giebt's ein Trinkgeld!“

An dem lachenden Profil, das er flüchtig herumwandte, sah ich, daß er mich verstanden. Er hob die Peitsche . . . das verstärkte Scharren der Bremse überlötete das Quieten, Lärmen, an die Scheibe-Klopfen hinter uns, der Wagen aber slog noch toller wie vorher, oft so hart an der Wegkante umbiegend, daß mir selber schwindlig wurde. Wie wundervoll ist dieser Tessiner Witz! Himmelhöhe, steile Wände, Grün auf jedem kleinen Vorsprung, auf den größeren vereinzelt edle Kastanien bis hoch hinauf; lichte Wasserfälle von oben bis zur Thalsohle niederstäubend, wo der junge Tessin, frisch vom Gletscher kommend, mit Schaum spielt. Welch eine wundervolle Ueppigkeit der Vegetation, welche Majestät der Formen, welch ein Zauber breiter, fatter Farbenflächen, — märchenhaft das ganze Bild!

Wir kamen heil hinab, ein schielender Blick sagte mir, daß die Beiden im Fond in stummer Resignation saßen. Als der Kosselenker nachher zum Ort ausbiegen wollte, um zu füttern, erhielt er sein Trinkgeld, wir aber stiegen ab, um ein wenig zu wandern. Leider nahm der Italiener den Begriff Trinkgeld zu wörtlich, — mein wiederholtes Lob über seine Kunst, als er uns im Weiterfahren wieder aufnahm, verdrehte ihm vollends den Kopf, — kurz, er handhabte die Peitsche jetzt so unvorsichtig, daß hinter Faudo ein Pferd in die Kniee stürzte.

Der Bürschche sprang vom Bock, half dem Thier auf, und als er sich wieder setzte, sah er betreten und sehr nüchtern aus. Und der alte Herr im Wagen schmunzelte in boshafter Befriedigung, während wir in sehr gemäßigtem Tempo gegen Biasca weiter fuhren. Am Spätnachmittag hielten wir vor dem Hotel, um gemeinsam mit dem scheltenden Wirth zu constatiren, daß das Thier sich den einen Vorderfuß blutig aufgerissen hatte.

„Dieser Kutscher ist ein sehr thörichtes Mensch,“ sagte der Alte, der neben mir stand. Einen Augenblick sahen wir einander an, und auf einmal lächelten wir beide.

Damit war das Eis gebrochen. Als wir uns ein paar Stunden später in der kleinen Gassstube trafen, — draußen tobte ein Gewitterregen, — lächelten wir wieder; es war wie selbstverständlich, daß ich mit meinem Begleiter mich zu den Beiden setzte.

„Sie sind Nordländer?“ fragte ich.

„Allerdings, — Dänen,“ war seine Antwort. Er befaß sich einen Moment, dann zog er eine Karte, und wir tauschten.

Carl Brosböll,
Königlicher Bibliothekar.

Kopenhagen.

„Meine Tochter Augusta,“ fügte er hinzu, auf das hübsche Fräulein deutend, das leicht erröthend den blonden Kopf neigte.

„Sehr angenehm. Mein Freund ist leider taub, doch liest er gut die Worte vom Munde. Wir sind ja wohl für Sie Nationalfeinde, ich versichere aber, um diesen Punkt zu erledigen, wir zwei sind unschuldig daran.“

Ueber das Gesicht des alten Herrn lief ein Lächeln. Man servirte, und bald saßen wir in angeregtem Geplauder. Dieser breitschulterige, knorrige Gelehrte hatte Geist und Humor und sprach das drolligste Deutsch von der Welt, und was seine schüchternen Begleiterin betraf, so fing sie tapfer an, sich mit meinem Freunde zu verständigen. Eine muntere Stimmung griff Platz, und mitten heraus rief der Papa den Kellner heran: „Haben Sie Erdbeeren?“

„Si, Signore!“

„Ich werde feurige Kohlen auf Ihren Häupten sammeln und Sie zu unsere National-Debitante einladen.“ Damit erhob er sich und ging aus der Thür.

Wer je in Dänemark war, weiß, um was es sich handelte: eine Viertelstunde drauf schwebten wir in Erdbeeren mit Schlaghahne; und es war ziemlich spät, als wir unsere Zimmer aufsuchten. Mein Freund ging noch eine Weile tiefinnig vor meinem Bett auf und ab.

„Die Augusta gefällt mir außerordentlich . . . ich habe große Lust, sie mal in Kopenhagen anzusehen . . . sie fahren über den Lago Maggiore, sagt sie mir. Wollen wir nicht mit, und Como anschauen lassen?“

Früh trafen wir die Beiden schon beim Frühstück.

„Haben Sie gut geschlafen?“ fragte Papa Brosböll. „Wir hatten harte Kämpfe . . . hier sehen Sie . . .“ Und er nahm ohne Umstände einen Arm der Tochter, die es glühend gesehen ließ, und streifte den Aermel auf.

„Gott bewahre,“ lachte ich, „fängt die italienische Fremdenbehandlung schon hier an! Mein Freund konnte, glaub' ich, auch nicht recht einschlafen, aber aus anderen Gründen. Er zerbrach

sich den Kopf, ob es nicht angenehmer für uns sei, über den Lago Maggiore zu fahren, statt über Como, wie wir in Absicht hatten.“

Papa Brosböll kniff die Augen ein und sagte nichts. Wir machten nach dem Frühstück noch einen Spaziergang, wo morgenweit der Wein Lauben über Basaltfelsen bildet: die heiße Julionne verdampfte den Regen, der ganze Tessin schien in ein Treibhaus verwandelt zu sein. Ich versuchte, den alten Herrn von dem jungen Paare zu entfernen, — umsonst. Und als wir uns Stunden nachher in Bellinzona trennten, bejegnete unser „Auf Wiedersehen in Mailand oder Venedig“ einem kühlen Achselzucken.

„Leb wohl, o Augusta . . .!“

Auf Como mit seinem Bluthmeer voll Cicadengeschrill, wo es mir in den Kirchen Kühle und Erholung für die Augen gab, folgte Mailand mit seinem Mormor-Märchen von Dom. Die entschwendene Augusta beschäftigte halb im Scherz, halb im Ernst beständig die Phantasie meines Freundes; er ging mit einem seiner possirlichen Einfälle in das Atelier eines Photographen, um, wie er sagte, seine Schwärzerei für die blonde Dänin photographiren zu lassen; der Photograph hielt ihn wahrscheinlich für verrückt, denn er verdrehte im kritischen Moment die Augen mit schwärmerischem Ausblick zum Himmel und bestellte ernsthaft Abzüge von der gewonnenen Platte, die er in der That anderen Tags abholte.

Seine Hoffnung auf ein Wiedersehen in Mailand wurde getäuscht. So fuhren wir durch die glühende, schattenlose lombardische Ebene nach der Lagunenstadt, promenirten in der Nacht auf der Piazza, in diesem unergleichen Marmor-saale mit der stimmernden Sternendecke, zwischen den Hin- und Widerwandelnden; die Militärmusik spielte, von der Piazzetta wehte der kühle Hauch der Lagune um den Campanile.

„Da sind sie!“ rief mein Freund hastig und drückte meinen Arm.

Wahrhaftig, — Papa Brosböll und Fräulein Augusta, vor einem der Kaffees! Er kaufte soeben einem Blumenmädchen Rosen ab.

Mein Freund zerrte mich hinüber. Das blasse Gesicht des Fräuleins färbte sich, und der Alte schmunzelte, ein wenig sauerlich. Wir setzten uns zu ihnen, fanden den munteren Ton von Biasca wieder . . .

Wie lange sie noch bleiben würden?

Sie dächten an die Weiterreise.

Wohin?

Sie seien noch nicht fest entschieden.

Wo sie abgestiegen?

In einem kleineren Hotel.

Papa wurde bald unruhig, sah nach der berühmten besten Uhr gegenüber und sagte endlich der Tochter ein paar dänische Worte, worauf beide sich erhoben und Abschied nahmen. „Wenn wir uns nicht wiedersehen, wünschen ich glückliche Reise . . .“

Ich schüttelte den Kopf hinterher und sah meinen Freund an: „Der ist eifersüchtig auf die Tochter!“

Zwei Jahre später besuchte mich der dänische Hofrath Lobe-danz, der geschickte Uebersetzer dänischer Dichtungen.

„A propos,“ sagte ich, „ich lernte vor einiger Zeit den Bibliothekar Ihrer königlichen Bibliothek kennen . . . er hieß . . .“ Der Name fiel mir nicht ein.

Der Hofrath rieth zwei bis drei Namen, lenkte dann auf ein anderes Thema ein . . .

„Brosböll,“ rief ich plötzlich.

„Ach so, Brosböll . . .“

„Wenn Sie ihn sehen, grüßen Sie ihn doch, und erinnern Sie ihn an die Fahrt über den Gotthard.“

Kurz drauf las ich, daß sich der Hofrath in einem Wäldchen bei Kopenhagen erschossen hatte.

Im Sommer 1896 stieß ich auf eine Zeitungsnotiz: „Am 7. August feiert der berühmte dänische Romancier Carit Etlar seinen 80. Geburtstag, der in Kopenhagen mit großen öffentlichen Feierlichkeiten begangen werden wird. Sein eigentlicher Name ist Carl Brosböll . . .“

Ich sprang vom Stuhl auf.

„Gott bewahre, — jener Carl Brosböll ist Carit Etlar.“ — Und ich lief zum Conversations-Lexikon.

Man kennt ihn in Deutschland so wenig, — er ist der fruchtbarste dänische Romancier, und der populärste; der dänische Zölat, national-historisch im Stoff wie dieser, in seiner ganzen Veranlagung ihm durchaus verwandt. Es ist ein Zufall, daß der Ungar uns vertraut geworden, der Däne nicht bisher. Als Sohn eines Tabak- und Kartenfabrikanten in Fredericia geboren, wurde er erst Maler in Kopenhagen, dann schlug sein Erzähler-Genie durch; er studirte nachträglich, machte die dänisch-deutschen Kriege als Kriegs-Correspondent mit und erhielt 1853 einen Ehrenposten an der königlichen Bibliothek. Nach viel Siechthum und schweren Operationen ist er heute ein rüstiger Achtziger und der geleseste Mann in Dänemark.

Und das war nun der Papa Brosböll von der Gotthard-Fahrt! Der eifersüchtige Papa Brosböll!

Ich muß ihm gratuliren.

Ich packte mein Bild, meine ins Dänische übersehten Hesperiden und meinen Roman „Aus gährender Zeit“ zusammen und schrieb.

„Ein Gratulant, — erkennen Sie ihn? Von der Fahrt über den Gotthard her? Der beifolgende Roman ist es, von dessen Ertrag ich damals meine Reisekosten bestritt. Zwei Romanschreiber im Incognito gegen einander . . . Und: mein Freund ist längst glücklicher Gatte und Vater . . . Und: was macht Fräulein Augusta, das anmuthige Töchterchen?“

Ein paar Wochen drauf kam die Antwort: ein zerleierter Romanband, ein Manuscript von weiblicher Hand, eine illustrierte Zeitungsnummer, zwei Photographieen und ein Brief.

Carit Etlar Hus 27. 8. 96.

Sehr geehrter Herr!

Mit herzlicher Freude haben wir Ihre liebevolle Gruß bekommen, eine wahre, freudige Ueberraschung bereitete Sie uns Beide, meine Gemahlin und mich, wir erinnern uns Ihrer sehr lebhaft. Die schönen Geschenke zu meinem Festtage haben mich tief gerührt, ich danke Ihnen herzlich, und bitte Ihnen, Herr Kollega, unsere Bilder und eine deutsche Uebersetzung „Landesfeind“ von mir zu empfangen, — leider besitze ich

keine Uebersetzung von „Gjängen-Hauptling“ oder die anderen Uebersetzungen, womit man mich beehrt hat. — Auch wir wußten nicht, daß der uns sehr wohl bekannte Verfasser V. V. unser Reisegefährte über Gotthard war! — Erst jetzt treten wieder Ruhe in unsere Heim ein, nach die unbergeliche Feste, meinem Volke mich bereitete. Ich danke Gott, daß er mich einen solchen, seltenen Glück erleben ließ. — Meine damalige Pflgetochter ist schon lange meine Ehefrau, auch sie lebt für meine Wirksamkeit, wir sind selten glücklich. Auch sie hatte eben auf die Reise 1877 eine kleine Märchen „Unter die Erde“ geendet, die hat es gestern aufgefunden und schickt es als eine freundliche Erinnerung; wir freuen uns, Ihre Märchen-Sammlung zu genießen. Unsere Leben hat außerordentlich reichhaltige Wechsel seit damals geboten, ich hoffe, es wird zum letzten sich so erhalten. Leider verstehen Sie dänisch nicht, sonst hätte ich Ihnen „meinen Erinnerungen“ zustellen lassen, meine Frau hat diesem Buche dieses Frühling ausgegeben, wir haben viele Freude davon gehabt, und die freudige Resultat bei die Untersuchung, daß meine Büchern in unseres kleines Land in 300 000 Exemplaren ausgegeben sind. Die „Erinnerungen“ hat meine Frau auf unsere dreijährige Aufenthalt in Corsika Gebirgen ausgeführt. — Auf diese Weise ist unsere Jahren zu schnell verschwunden. Empfangen Sie nochmals unsere herzlich Dank. Sollte Sie jemals Dänemark besuchen, dann hoffen wir, daß Sie uns aufsuchen? Indem ich herzlich Ihren Händedruck erwidere, bin ich Ihr sehr ergebene
Carl Brosböll.

Entschuldigen Sie meine erbärmliche deutsche Sprachkenntnisse!

Da war die Lösung! Fräulein Augusta nur seine Pflgetochter, — und künftige Frau! Ich lachte hell auf bei der Stelle. Armer Freund damals! Hättest du das Märchen gekannt, das diese anmuthige, junge Mädchenblüthe zur selben Zeit geschrieben, du hättest Bescheid gewußt; dies reizende Märchen von der alten, knorrigen, verwitterten Eiche und der weißen, kleinen, schüchternen Blume drunter, die sie anbetete!

Da hatte ich die Beiden nun wieder vor mir, auf den Photographien, in den Illustrationen der Festnummer. Er kaum verändert, sie reifer, das Haar nachgedunkelt und voller frisirt; und wo sie gehen und stehen, vier Ungeheuer von Doggen bei ihnen...

Und hier liegt der „Landesfeind.“ Welch ein gewaltiger alter Mensch ist dieser Däne, der das Buch geschrieben! Ein alter Poet im großen Stil, der ein Stück dithmarscher Bauerngeschichte malt, so waschecht in der historischen und landschaftlichen Stimmung, in der Zeichnung und Färbung dieser mächtigen Menschen von einst, wie es nur der Größten einer vermag...

In der Reclam'schen Universal-Bibliothek ist der Roman „Arme Leute“ von Carl Etkar erschienen, und in der Kürschner'schen Bibliothek hat „Ballnacht“ Aufnahme gefunden; dieser ist auch das Bild und die Handschrift unseres alten Reisegefährten beigelegt. Und hier mag die freundliche Leserin beides vergleichen. Wenn sie Lust bekommen hat.

Nachdruck verboten.

Die jüngsten sächsischen Prinzen.

Von Alice Freiin von Gaudy.

Unser heutiges Kinderbild zeigt die drei jüngsten Sprossen des erlauchtesten Fürstenhauses Wettin, dessen Oberhaupt, König Albert von Sachsen, durch sein am 23. April stattfindendes Regierungsjubiläum in den Mittelpunkt des Interesses gerückt ist. Die herzoglichen Prinzen, Georg, geb. 15. Januar 1893, Friedrich Christian, geb. 31. December 1893, und Ernst Heinrich, geb. 9. December 1896, sind Söhne des künftigen Thronerben, Friedrich Augusts, Herzogs zu Sachsen, und der liebevollen Erzherzogin Luise von Toskana. Das holde Kinderköpfchen, mit den dunkeln, nachdenklichen Augen, welches sich so zärtlich an Nesthäkchens Schulter lehnt, ist bestimmt, einst Sachsens Krone zu tragen. Vorsätzlich giebt es aber noch keine Regierungssorgen, und Prinz Georg, „Puzi“ genannt, genießt mit seinen Brüdern „Tia“ und „Erni“ das Leben nach frühlichster Kinderart. Er offenbart Anlagen eines schönen, großmüthigen Charakters: nie schmollt er mit jenen, die ihn strafen, sondern sucht ihnen Liebes zu erweisen, indem er irgend ein bevorzugtes Spielzeug für sie herbeiholt. Daß auch er den im sächsischen Königshause sprichwörtlichen Sinn für Familienleben besitzt, zeigt seine rührende Zuneigung zu einer großen Puppe in wendischer Hochzeitstracht, die er seine „Brau“ nennt, mit Chocolate versorgt und auf dem Sopha väterlich zur Ruhe bringt. Dabei ist er aber ein ebenso eifriger Soldatenfreund und voll Interesse für alles, was um ihn vorgeht. Hervorragend ist sein Personen-Gedächtniß: Menschen, die er vor einem halben Jahr flüchtig sah, erkennt er wieder und bezeichnet sie mit Namen. — Prinz Christian ist von herziger, selbstloser Freigebigkeit und verschenkt ohne Zögern das Beste, was er hat. Sein Lieblingspiel ist „Kirchen bauen“. Alle Kirchen Dresdens und der Vororte wissen die Prinzen zu nennen, bezeichnen auch bereits sämtliche Straßen und öffentlichen Gebäude. Vom Inhalt ihrer Sparbüchlein, für welche der erlauchteste Papa wöchentlich einen Beitrag giebt, kaufen sie auf dem Jahrmarkt eigenhändig Geschenke für die Lafatenkinder, nach deren Anzahl, Namen und Alter sie bei den Vätern eifrig Erkundigungen einziehen. — Das dritte Prinzchen, der prächtig entwickelte Ernst, läuft ganz selbständig, beginnt zu plaudern und entzückt durch kluges, liebenswürdiges Wesen. — Ein tapferes Herz, das Erbtheil seines Stammes, ist dem überaus gewekten, in Gesundheit blühenden Dreißblättchen angeboren. Ohne Scheu geht es allmorgendlich unter die kalte

Douche, wetteifernd, wer der erste dabei sein darf. Kaminlehrer, sonst der Schrecken aller Kinder, sind den Prinzen interessante Persönlichkeiten, denen sie mit Vorliebe zuschauen und vertraulich das Händchen reichen. „Puzi“ und „Tia“ haben zu dieser Leutseligkeit besonderen Grund, denn Fastnacht 1897 waren sie selbst „von der Funst“. Die erlauchteste Mama hatte ihnen allerliebste Schornsteinfeger-Kostüme machen lassen, mit hohen Cylindern, Leiterchen und Ruthenbesen. Daß einer der letzteren später, zu praktischem Gebrauch, hinter den Spiegel des Spielzimmers wanderte, zeigt, wie lehrdeutsch und einsichtsvoll die kleinen Prinzen erzogen werden. — Jeder Fräulein bringt eine niedliche Uebersetzung: Im Jahre 1896 erschienen die beiden Ältesten als winziges Tiroler-Pärchen, wobei Prinz „Tia“ das „Dirndl“ darstellte. Diesmal kamen sie als Hebräer, eine Sänfte tragend, aus welcher das Nesthäkchen in riesigem Federhut herausnickte.

Bei aller Freiheit, die ihnen zu theil wird, müssen die



Christian. Ernst. Georg.
Die jüngsten sächsischen Prinzen.

Nach einer Photographie von Altmhardt u. Uffen in Dresden.

Prinzen früh Gehoriam und Selbstbeherrschung lernen. Reicher, hingebender Elternliebe hält verständige Strenge die Wage. Die Kinder folgen aufs Wort.

Nachdruck verboten.

Häusliche Schularbeiten.

Von P. Bellardi.

In Schatten fliegt über der Mutter Stirn, — ach, wieviel Noth und Strafe und bittere Thränen sind hinter den zwei Worten verborgen! — Froh, der strengen Schulzucht entflohen zu sein, eilt der Bube, das Mädchen heim. Vergessen ist für den Augenblick all die Drangsal der fünf langen Stunden, vergessen der erhaltene Tadel, der ja leider in der nächsten „Censur“ wieder auftauchen wird, vergessen auch die große, große Menge der Schularbeiten für morgen. Das Recht der Jugend, dem Augenblick zu leben, macht voll sich geltend, — das Essen munter prächtig, und über Tisch wird ausgekrant, was die Schule Neues heute bot, und das ist alle Tage etwas anderes. Mit scheuem Seitenblick auf den Vater werden die Schwächen der Lehrer gestreift und dabei die Adjektiva „himmlisch“ und „scheußlich“ als Bezeichnung durchaus entgegengesetzter Gefühle nicht gesont; mit Behagen wird bei den Schandthaten der Mitschüler verweilt, der eigenen Beihilfe aber klüglich nicht gedacht. Die ständige Antwort auf der Eltern Frage: „Wie ist Dir's heut in der Schule ergangen?“ lautet: „Gut!“

Es giebt nun unverständige Eltern, die da meinen, verlangen zu müssen (oder bei übereifrigen Kindern dulden zu dürfen), daß die Schularbeiten gleich nach Tische gemacht werden: — „Dann bist Du sie los!“ Das ist natürlich verkehrt; ganz leichte Lectüre, spazierengehen, auch müßig träumen oder gar ein wenig schlafen, wenn's recht heiß ist, — das ist das Nützliche. Dann geht es an die Arbeit. „Zu morgen haben wir Französisch, Rechnen (Reinschrift!), zwei Seiten Aufsatz einzuschreiben, Religion lernen,“ — ein recht bezeichnender Ausdruck! Wohl der Mutter, die Zeit, Kraft und Wissen genug besitzt, um nun die Arbeiten selbst überwachen und leiten zu können; sie lernt ja dabei noch mit, und so manches wird ihr jetzt erst klar, was sie in jungen Jahren unverstanden sich einprägte. Häufig muß leider das „Fräulein“ an ihre Stelle treten, oder das Kind ist auf sich selbst angewiesen. — Nun wird gelernt, daß „der Kopf raucht;“ alle Augenblicke wird gerufen: „Gretchen, sitze gerade!“ Aber Gretchen sitzt trotzdem nicht gerade, sondern verdirbt sich die Augen. Endlich: — die „abgehörten“ Vocabeln „sigen“, der Aufsatz ist, wie die Lehrerin verlangt, mit tabellosen, langsamen Schriftzügen eingetragen, die biblische Geschichte „geht, wie geschmiert“ (es giebt auf diesem Gebiete so unendlich viele technische Ausdrücke!), — aber nun kommt das Rechnen! Fünf Divisions-Exempel, vierstelliger Divisor, acht- bis zwölfstelliger Dividendus, — bitte, ich übertreibe durchaus nicht, — und alle Exempel sollen „aufgehen“; einige thun's aber durchaus nicht, der Vater wird als letzte Instanz in Anspruch ge-

nommen, er rechnet, rechnet, aber alles umsonst: am nächsten Tage stellt es sich heraus, daß Gretchen „bloß eine einzige Ziffer“ falsch aufgeschrieben hat, oder daß im Rechenbuche ein Fehler war. Drei, vier Stunden und mehr sind hingegangen, ehe das bedauernswerthe Kind mit seinem Pensum fertig ist und dann ist es so müde, daß das Abendbrod nicht schmecken will, und bald das Bett aufgesucht wird.

Das ist ja nun beileibe nicht die Regel, aber es kommt vor, und zwar öfter, als es den Betheiligten lieb ist; Remediationen helfen nicht oder doch nur kurze Zeit, und trotz aller Vorschriften und Erlasse bleibt alles beim Alten. Das Uebel hat zum Theil darin seinen Grund, daß bei der Durchführung des Fachsystems in unseren höheren Lehranstalten jeder einzelne Lehrer sich für die Hauptperson hält und unabhängig von den übrigen seine Aufgaben stellt. Ein Fehler ist es ferner, be namentlich im Rechnen Aufgaben gestellt werden, die im praktischen Leben nie vorkommen. — Ist nun das Kind mit gewissenhaft oder fehlt die häusliche Beaufsichtigung, so wird es mit der Zeit bei gar zu großen Anforderungen nachlässig oder es schreibt von anderen Kindern ab, — beides gleich schlimm. Darum: Der Lehrer, gebt möglichst wenig Arbeiten für das Haus und für die Ferien gar keine!

Nachdruck verboten.

Das „Seemoos“.

Von B. Hess.

Or den Schaufenstern der Blumenläden finden wir nicht selten eigen thümliche pflanzenähnliche Gebilde, welche unter dem Namen „Seemoos“ verkauft werden. Mit einer wun derbaren Ausbreitung sitzt der Stamm an Muschelschalen oder Steinen fest und löst sich in eine Menge von Nerven und Zweigen auf, welche lange grüne oder blaugrüne Büschel bilden, welche das Ganze als ein zierliches, reich verzweigtes Bäumchen erscheint. Manche der geeigneten Leserinnen werden diese Gebilde in Ampeln als Zimmerpflanzen besitzen. Da sie kein Leben haben, so halten sie sich unverändert und gewähren einen recht hübschen Anblick; nur darf man sie nicht zu sehr dem direkten Sonnenlichte aussetzen, da sonst die Farbe verblassen würde. Der Ursprung dieses jetzt sehr beliebten „Seemoos“ dürfte nach meinen Erfahrungen wenig bekannt sein. Wer den Sommer in einem unserer Seebäder verbracht hat, erinnert sich vielleicht, ähnliche Gebilde am Meeresstrand gefunden zu haben; nur sehr selten glänzend hellbräunlich aus. Es war das „Seemoos“ in seiner natürlichen Beschaffenheit, das das Grün ist künstliche Färbung. Den Namen „Seemoos“ trägt das Gebilde jedoch mit Unrecht. Trotz seiner Pflanzenähnlichkeit, stammt es nicht aus dem Pflanzenreich, sondern aus dem Thierreich.

Es ist ein Polypenstock, eine Sertularie. Betrachten wir die Zweige genauer, so finden wir, daß zahlreiche kleine Knötchen auf ihnen befinden, und unter Anwendung der Lupe erkennen wir, daß dies becherartige Erweiterungen sind. In diesen Beckern saßen einst, als sich der Stock noch am Grunde des Meeres befand, die kleinen Polypen Thiere. Sie haben einen cylindrischen Körper, an dessen oberem Ende um den Mund herum gegen zwanzig weiche, fadenförmige Fangfäden stehen, sodas die Thierchen wie zarte, zierliche Blüten aussehen. Während die Pflanzen des Meeres die Blüten entbehren, finden wir sie bei den Thierbäumen.

Ein solches Polypen-Bäumchen mit seinen Tausenden von zierlichen Polypen, welche in beständiger Bewegung sind, gewährt einen reizenden Anblick. Nach allen Seiten neigen zu wenden die kleinen Thierchen den weichen, schlanken Körper, ziehen sich abwechselnd zusammen und dehnen sich wieder aus während die biegsamen Fangfäden begehrtlich sich schlängeln hin- und herbewegen, um Infusorien und andere der kleinste Wassergeschöpfe zu fangen und dem gierigen Munde zuzuführen.

Das Bäumchen selbst entsteht als Ausscheidung der Thiere. Aber wir dürfen nicht glauben, daß es, wenn auch aus Stoff bestehend, eine todte Masse ist, welche den Thieren als Behausung dient, wie etwa den Schnecken und den Muscheln ihre Schalen. In der Mitte des Bäumchens befindet sich ein Aftkanal, welcher Nerven und Zweige durchzieht und mit der gemeinsamen Leibesmasse der Thiere ausgefüllt ist, wobei durch diese sämmtliche Thiere mit einander im Zusammenhang stehen. Berühren wir nur einmal ein Thier. Die Empfindung pflanzt sich durch die allgemeine Leibesmasse auf sämmtliche Polypen fort, und im Augenblicke ziehen sich sämmtliche Polypen in ihre Becher zurück; die Tausende von düstigen Blüten sind verschwunden, alles Leben scheint erstarben, und das Bäumchen steht nackt und kahl wie ein Baum zur Winterzeit. Auch die Nahrungsaft circulirt durch die gemeinsame Leibesmasse durch das ganze Bäumchen. Was ein Thier frisst und verzehrt kommt allen übrigen zu Gute. So arbeitet jedes Thier für das allgemeine Wohl und, wenn ein Thierchen unfähig ist, Nahrung zu erwerben, wird es von den übrigen verzehrt.

Die Fortpflanzung geschieht durch Knospung, ähnlich wie bei den Pflanzen, aber auch durch Eier, welche durch besondere größeren Beckern sitzende Thiere hervorgebracht werden.

Außerordentlich zart und hübsch sind die kleinen Polypen. Nehmen wir das Bäumchen aus dem Wasser, so zerfließen sie. Aber das Bäumchen selbst bleibt und kann uns noch lange als Zimmerschmuck dienen. Sein Anblick aber erinnert uns stets an die wunderbaren Einrichtungen des Polypen-Stocks.

Redactions-Post.

Thierfreundin in Bismarck. — Nach Ihrer Beschreibung dürfte der Kanarienvogel an Firstnacht leben. Sie werden das Uebel leicht beheben, wenn Sie dem Vogel Hanf, Mohr, Ei u. dergl. entziehen und ihn mit reinem Sommerbismarck füttern. Dann ist es auch gut, den Vogel zeitweise frei im Zimmer fliegen zu lassen, auf alle Fälle aber ihm einen geräumigen Käfig anzuweisen; auch häufiges Baden ist eine gute Empfehlung aus.

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 9, I.

Jährlich 24 Hefte. Preis
vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50).

Berlin und Wien, 1. Mai 1898.

Große Ausgabe. Preis
vierteljährlich M. 4.25 (fl. 2.55).

XXV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Thalkönigin.

Roman von Hermine Billinger.

(8. Fortsetzung.)

er Hochzeitsmorgen kam, die Gänse wurden an den aufgeputzten Wagen gespannt, Veldi im höchsten Staat, rannte ab und zu, gab allerlei unnütze Befehle und wußte sich vor innerer Hast und Empörung kaum zu fassen. Als wenn nichts wäre, so ruhig saß die Bäuerin bei ihrem Kind und spielte mit seinen kleinen braunen Fingerringen. Sie merkte es recht wohl, es stimmte etwas in Veldi's Augen, er war zur Nachgiebigkeit gestimmt, — ein Entgegenkommen von ihr, und er hätte ihr im letzten Augenblick gesagt: tummle Dich, zieh' Dich an. —

„Er soll's mir sagen von sich aus,“ beschloß sie in ihrem Innern.

Nun kam's Befehle im Brautgewand; strahlend vor Glück reichte sie der Schwägerin die Hand zum Abschied. Da sagte Attala, indem ein tiefer Schmerzenszug über ihr Antlitz ging: „Werde glücklicher als ich.“ — Veldi, der unter der Thüre stand, ergriff's wie Raserei; er stürzte auf sein Weib zu, er hob die Faust wie zum Schlag:

„Glücklicher als Du, — ja wohl, das ist keine Kunst, — so eine ist sie nicht, — die tanzt nicht im Mondschein und läßt ihren Mann zum Gespött werden. — Thalkönigin nennt sie freilich keiner, aber damit ist's nun auch vorbei, — Thalschnurantin, das ist jetzt Dein Titel, der richtige Titel für eine, die nix ist und nix kann, — blinder Narr, der ich war, — Du, — Du, — Gott weiß, wem Dein schwarzer Hf gehört.“ — Er hielt entsetzt inne, Attala hatte einen gellenden

Schrei ausgestoßen; mit Augen, die wie die einer Stabe funkelten, mit einer Wuth, die etwas dämonisches an sich hatte, duckte sie sich einen Augenblick lang und sprang dann wie ein Panther auf ihren Mann los, dessen Hals mit ihren beiden Händen umklammernd.

„Bauer,“ zischte sie ihm in's Gesicht, „Du Bauer!“ — Veldi überließ's; er riß sich los, warf mit einem gräßlichen Fluch die Thüre hinter sich zu und ging hinab. Befehle saß schon im Bauernwagen; sie hatte den Austritt zwischen den Eheleuten nicht mit angehört.

„s trinkt mich doch,“ sagte die alte Melan zum Hofbauern, „daß die Bäuerin nicht mit kommt; 's ist nicht in der Ordnung.“

Der Bauer gab dem Handgaul die Peitsche, und sie raste mit einer solchen Heftigkeit zum Hofthor hinaus, daß die Mägde auf dem Hinterhüß sich kreischend an Veldi fest hielten.

Mathis schloß das Thor; er mußte zurückbleiben,



Ein Rival. Nach dem Gemälde von Ferd. Fagerlin. — Siehe Seite 71.

das Vieh versorgen und den Hof hüten. Er sah der Bäuerin mitleidig nach, als sie mit ihrem Kind, in Türks Begleitung bald darauf das Haus verließ. Sie ging zum Bildstöcklein hinab; dort saß sie, den Kopf in die Hand gestützt, das Kind auf dem Schoß.

Die Bachwellen rauschten so munter über die Granitblöcke, die Bienen summten im Sonnenschein, der Kluck kluck rief.

Da fuhr Attala plötzlich in die Höhe: „Ja wohl, ich komm', — ich komm', — hast recht Du, ich komm'." — Ein wildes Lachen brach über ihre schmerzlich verzogenen Lippen: „Er weiß ja nicht, wem der schwarze Aff' gehört. — Schmach über ihn, — Schmach über den Vater, der nicht liebt sein Kind. Beim Orion, sollst auch keines haben, — den Stäffe nicht, das andere nicht, — das arme Ungeborene. — Sollst nicht kommen zur Welt, in dem dumpfen Haus, — nicht Dich fürchten lernen vor Deinem Vater, wie der Stäffe sich fürchtet. — Er soll euch nie wiedersehen, nie!“

Sie sann nach, ihr Athem ging schwer, ihr blaßes verhärmtes Gesicht trug den Ausdruck tiefsten Hasses. Da erhob sich Türk, der zu ihren Füßen saß und stieß einen knurrenden Laut aus; gleich darauf vernahm Attala einen Pfiff; alles Blut drang ihr zum Herzen. Sie sprang auf, und den Hund, der davon stürzen wollte, am Halsband festhaltend, spähte sie nach jener Stelle, von wo der Pfiff hergekommen war.

Das Gebüsch theilte sich, und vor ihr stand Goar, der braune schwarzäugige Zigeunerburche. Er warf sich mit einem lauten Aufschrei zu ihren Füßen nieder, küßte ihr Kleid, ihre Hände, ihre Schuhe und wußte sich nicht zu fassen.

„Goar, mein Bruder,“ sagte Attala, „wie kommst Du hierher?“

„Mein Stern, meine süße Rose,“ flüsterte er, „Du nicht weißt, Goar hätte Dich aufgesucht, und hätte er müssen hinaufsteigen auf das eisumstarrte Gebirg des Himalaja, oder tauchen in die unendliche Tiefe des wildbrausenden Weltmeeres! Attala, Attala, Du Holdste unseres Stammes, was haben sie Dir angethan? Bleich sind Deine Wangen, Deine Augen blicken trübe wie erloschene Sterne, — Du bist nicht glücklich, — es nicht sein kannst, — nimmermehr! Seit Du Abschied nahmst von den Deinen, ich bin gekommen zum dritten Mal, um zu sehen nach Dir; das erste Mal Du standest an der Seite Deines Mannes am Fenster; zu den Sternen jahet ihr, und als ich pfiff, Du nicht hörtest den Laut Deines Volkes, Du nur ihn jahest, — uns hattest Du vergessen.“

Aber als ich kam das zweite Mal, jahest Du im Kreise der Knechte und Mägde, beim hellbrennenden Kienspan; nieder war die Stube, ernst und verdrossen die Gesichter um Dich her, und siehe, als ich pfiff, da hörtest Du mich wohl und wolltest zum Fenster. Da hab' ich gesehen, wie er Dich festhielt mit seiner harten Hand, und Du nicht durftest folgen Deinem Herzen. Und ich hab' mir gesagt: Attala ist nicht frei.“

Sie saß neben ihrem Kind im Gras, von Zeit zu Zeit leise zu der Rede des Burchen nickend.

„Vorgestern Abend,“ sprach er, plötzlich in einen gedämpften Ton übergehend, „nahe bei der Stadt Offenburg, wo wir haben aufgeschlagen unser Lager, rief mich Maurita zu sich.“

„Goar,“ sie sagte, „mein Sohn, mir so ahnungsang ist, so schwer, ich nicht kann finden Ruhe, nicht Raht; Dich mache auf, die einsame Stätte umschleiche, wo weilet unsere Perle, Attala, das Kind unseres Stammes. Findest froh Du sie und glücklich, nach uns nicht bangend, die Freiheit nicht missend, dann kehre um, mein Sohn, und ihren Frieden nicht störe. Doch hat mich nicht getäuscht meine Ahnung, leidet sie Gram und hat sie nicht gefunden Liebe unter jenen Bauern, sie zurück bringe, mein Sohn, — o bringe sie zurück! — Ich bin geritten herauf, hab' umschlichen Dein Haus und gewartet, — gewartet, bis ich Dich gefunden allein; Attala, warum ist das Milchgeschicht gefahren zur Hochzeit und hat nicht mitgenommen sein Weib?“

Attala schluchzte laut auf:

„Ich hatt' ertragen Härte und Leid, — Schmach und Elend, — aber mein Kind, mein Kind! — schau Dir's an, wie schön es ruht im weichen Gras, die seinen Glieder, — das edle, süße Gesicht, und sähest Du erst seiner Augen Pracht, die Engel lächeln nicht holder, — und er, sein Vater, er liebt es nicht, — hast Du gehört von einem Vater, der nicht liebt sein Kind?“

„Der Elende,“ knirschte Goar, „soll ich ihn tödten?“

Attala erschrak: „Keine Rache, ich will nicht, hörst Du, es darf nicht sein!“

„Ich nicht soll ihn richten dürfen,“ jammerte der Burche, „soll ihn am Leben lassen, den rohen Bauerntölpel, der es hat gewagt, das Licht Deiner Augen zu trüben, — o, Du verlangst, was ich nicht kann gewähren.“ —

„Mehr noch als das,“ unterbrach ihn Attala; sie stand in Wahrheit wie eine Königin vor ihm: „Sollst ihn lassen am Leben und sollst mich betrachten als sein Weib, — schwöre, dann folg' ich Dir zu den meinen, — sonst nicht.“ —

Dem Burchen war alle Farbe aus dem Antlitz gewichen; er wollte sich auslehnen, jede Muskel in seinem Gesicht zuckte; da begegnete er ihrem Blick, der streng auf ihm ruhte. Er sprach einen dumpfen Schwur.

„Komm,“ sagte sie, und er folgte ihr in die Nähe des Hofes; dort sollte er warten. Sie legte Türk an die Kette und ging zum Stall, um nach dem Mathe zu schauen. Er lag im Stroh und schnarchte; der ansehnliche Krug, den ihm der Bauer mit Wein gefüllt, stand leer auf der Futterkiste.

Attala rief Goar in die Küche und gab ihm zu essen. Sie sorgte für des Knechtes Mittagsmahl und legte noch ein paar Klöße in den Herd; dann ging sie hinauf in ihre Kammer und vertauschte ihre Bauerntracht mit ihren Kleidern aus der Zigeunerzeit. Sie nahm Beldi's Gebetbuch und schrieb mit ungelenten Buchstaben ein paar Zeilen vorn auf die leere Seite. Was sie an Geld besaß, nahm sie an sich, ebenso das Weißzeug des Kindes. Sie holte das kleine, weiße Pferd aus dem Stall, das Goar in Empfang nahm und voraus führte; Attala mit dem Kind auf dem Rücken, folgte ihm langsam.

Türk an seiner Kette wimmerte leise, die Sache schien ihm nicht ganz in Ordnung zu sein; Attala begegnete seinem vorwurfsvollen Blick und schrak zusammen.

„Was thust Du?“ schien sie der Wächter des verlassenen Hauses zu fragen. Sie eilte an ihm vorbei, draußen setzte Goar sie auf das Pferdchen und holte sein eigenes herbei, das er drinnen im Wald an einen Baumstamm gebunden hatte. Er wollte zur Eile antreiben, aber Attala riß ihm die Zügel aus der Hand; sie wollte noch einmal zurückschauen zu dem Hause, in dem sie die glücklichsten und unglücklichsten Tage ihres Lebens zugebracht. Große heilige Stille umgab den einsamen Mooshof; kein Lüftchen regte sich; die hohen Fichten und Tannen warfen so ernste dunkle Schatten über den Weg hin. — Attala rang nach Athem; wie um sich Muth zu machen, nahm sie ihr Kind auf und sah es an. Da traf sie's wie ein Blitz mitten in die Seele, — dieses strahlende, blaue Auge, — wie oft hatte Beldi sie so angelacht, so treu und innig, so sonnenhell. — Ihr war, als streckten plötzlich all' die lieben, holden Erinnerungen ihre Arme nach ihr aus und hielten sie fest und wollten sie nicht lassen. Es dunkelte ihr vor den Augen, sie wußte nicht mehr, wo sie war und wollte schreien. — Da trieb Goar die Pferde an, und sie jagten davon, bergauf, bergab, in saufendem Galopp. Sie hielt ihr Kind fest, das Haupt vorgebeugt auf die Mähne des laut schnaubenden Pferdes, und in dem rasenden Ritt fand sie sich selbst wieder, das wilde Kind des wilden Stammes.

Die Bierbacher Kirchenglocken waren in heftiger Bewegung, geleiteten sie doch ein gar fröhliches Hochzeitspaar von seinem Kirchgang heim. Rechts und links vom Wege dröhnten die Völlerschüsse, und die Funken stoben auf.

Der Physikus und eine Menge Stadtherren waren schon in der Trinkstube der Traube versammelt und bewillkommten den Hochzeitszug. Mit einem Mal wurde die Frage laut: „Wo ist die Mooshofbäuerin?“

Der Doctor war schon zweimal durch sämtliche, mit grünen Tannenzweigen aufgezupften Wirthsstuben gelaufen: „Zum Kluck, wo ist eure Bäuerin, Mooshofer?“ schrie er Beldi an.

Der wurde purpurroth und stammelte etwas vom Stäffe, der krank sei, und den die Mutter nicht verlassen wolle. Das sprach sich herum, und kein Mensch wollte sich zufrieden geben. Viele Bauern waren weit hergekommen, eigens um sich bei der Mooshofbäuerin zu bedanken; denn der eine hatte einen Knecht, der andere eine Magd, welche ihre Heilung Attala's Hilfe zu verdanken hatten. Der Apotheker wurde ganz beredt, indem er von den Wohlthaten erzählte, die Attala einigen halberfrorenen Soldaten in Oppenau hatte zukommen lassen. Kurz alles pries die Mooshofbäuerin, und der Doctor sagte achselzuckend:

„Was ist die ganze Hochzeit ohne die Thalkönigin.“

Das Wort wurde aufgegriffen: „Ja wohl, Thalkönigin, — die Thalkönigin soll leben!“ Und da war niemand, der nicht freudig in den Ruf eingestimmt hätte.

Beldi, der auf ganz andere Dinge gefaßt gewesen war, konnte sich von seinem Erstaunen gar nicht erholen. Mißtrauisch sah er den Traubenwirth an, ob er nicht etwa mit seiner Bauernherzogin herausrüde und ihm den Mohrenbraten aufstische; nichts von alledem. Am

meisten verwunderte sich aber der Moosbauer über seinen Bruder; war das der Wenzel, der rohe, laut redende Sägemüller, der sonst für Zehne trank, nun aber ganz still hinter seinem Klingelberger saß und kaum das Glas zum Munde führte. Er war freilich als ein ganz anderer heute morgen auf seinen Wagensitz gestiegen. Er war vergnügt; Kefele sah heiterer aus als sonst; er lachte und ließ die Peitsche knallen.

„Heut' hab' ich was vor, gieb acht, heut' soll's einmal einen Tanz geben, wenn die Mooshöferin da ist; die kommt zu keiner Hochzeit mehr im Thal, der werb' ich's verleiden.“

„Das wirst Du bleiben lassen,“ sagte sein Weib, und zwar so ruhig und fest, daß er sich mit einem schnellen Ruck nach ihr hinwandte:

„Oho, Du willst mir vielleicht 's Maul stopfen?“

„Ja, weil's die Mooshöferin war, die mir die sechshundert Gulden gegeben hat, hinter dem Rücken ihres Mannes, — nicht der Vater, wie ich Dir gesagt hab', der hat sich verschworen, keinen Groschen giebt er mehr her, — ich bin zum Beldi gegangen, der hat mir auch nicht geholfen, aber die Mooshöferin hat mir ihr Erspartes gegeben, das sie sich mit dem Doctern zusammen verdient hat. So, jetzt weißt's.“

Ja, nun wußte er's! Wenn der Blitz in seinen Wagen gefahren wäre, der Sägemüller hätte nicht mehr erschrecken können. „Gottsdonner,“ sagte er leise, und dabei blieb's, aber es sah ihm in den Gliedern, als habe ihn der Schlag gerührt; der Wein schmeckte ihm auf der Zunge wie Essig; jeder Bissen würgte ihn im Hals. Er wollte es freilich nicht Wort haben, und als Pater Gregor, in mitten seines kleinen Häufleins Anhänger, seine alte Rede über die vergangenen Klosterzeiten hielt und die ewige Verdammniß auf die Ungläubigen herab rief, da gab sich der Sägmüller einen Anrann und rief dem ihm gegenüber sitzenden Doctor zu:

„Gellet, Herr Physikus, wir zwei glauben schon lang nichts mehr?“

Der alte Herr sah den rothnasigen Wenzel mit einem sonderbaren Blick an:

„Ich weiß nicht, ich glaub' doch so manches, Sägmüller; zum Beispiel, daß einer ein ordentlicher Mensch werden muß, — mit oder ohne Vaterunser, wenn er in der Welt was gelten will; 's Beten allein macht den braven Mann nicht, der macht sich selber, aber er ist noch lang nicht fertig, wenn er glaubt, er braucht sich nur auf den Unglauben zu verlegen. Arbeit und guter Wille wirken besser.“

Die Männer und Frauen, auch die Burchen waren durch die Reden des Doctors angezogen, näher gerückt, hörten ihm aufmerksam zu und wagten dann und wann eine Frage an ihn zu richten. Er nahm kein Blatt vor den Mund und gab ihnen manch' ein Wortlein zu kosten, das sie noch nicht gehört hatten, und zeigte ihnen die Welt in einem anderen Lichte, als Pater Gregor sie ihnen geschildert hatte. Dieser saß da unten am Tisch mit der guten Melan und ein paar anderen zahlwürdigen Bäuerinnen, die immerfort nickten, während er krampfhaft die alten Zeiten pries.

Beldi ging es sonderbar; er saß und hörte den Doctor reden, und es slog ihm durch den Kopf: „war's ein Wunder, daß sie nach dem Physikus mehr fragte, als nach dem alten Pater Gregor, — wenn einer ein Stück Welt gesehen, wie Attala, dem muß es ja ein wahres Labfal sein, mit einem zu reden, der von draußen was weiß. — Wie hab' ich nur so kurzichtig sein können.“

„Kommt Ihr nicht auch einmal wieder zum Mooshof herauf?“ wandte er sich an den alten Herrn, „s'wäre uns eine rechte Ehr', Herr Physikus.“

Der warf ihm einen seiner scharfen, auf den Grund gehenden Blicke zu: „Hm, ich komme gern, Moosbauer, es hat mir nur scheinen wollen, als seien Euch die Stadtbefuche nicht ganz lieb.“

Beldi wurde roth, auf Lügen oder Ausreden war er nicht geübt; der Doctor kam ihm zu Hülfe:

„Morgen schau ich nach, wie's droben steht.“

Beldi, der mit seinem Glas die Runde machte, um anzustoßen, setzte sich einen Augenblick zu seinem Bruder hin. „Was ist denn mit Dir, Du trinkst ja nicht?“

„Die ganz' Zeit würg' ich dran, — ich sollt' Dir was sagen, — ich hab' nur gefürchtet, Du willst mich von mir wissen.“

„Am Befehle seinem Hochzeitstag, da wollen wir den alten Groll begraben,“ meinte Beldi.

Der Bruder rückte ihm näher; den Blick auf die blanken Silberknöpfe des Moosbauern heftend, begann er mit leise zitternder Stimme.

„'s ist mir eine heillose Geschichte' in die Glieder gefahren — ich — ich hatt' eine Schuld, — 's Messer stand mir am Kragen, — heut' sagt' mir's die Frau auf der Herfahrt, — Dein Weib hat uns geholfen, — sie hat dem Befehle sechshundert Gulden von ihrem

Ersparten gegeben. Ich kann mich gar nicht erholen," sagte Wenzel und wuschte sich den Schweiß von der Stirne. Veldi strömte alles Blut zum Herzen, er brachte nichts heraus als: „So — so —“

„Du, laß mich auf den Mooshof fahren und die Schwägerin holen, ich möcht' gern ein Wörtle mit ihr reden.“

„Ich halt' Dich nicht," sagte Veldi.

Veldi ein Glücksgefühl durchströmte ihn mit einem Mal; er hatte keine Ruhe mehr; es drängte ihn hinaus auf die Landstraße; wie sehnte er sich, alles gut zu machen, seinen kleinen Stäffe an's Herz zu drücken; der Blick des Kindes verfolgte ihn, wo er ging und stand, — und Attala, — er lächelte; es war freilich ein böser Abschied gewesen, aber er hatte keine Angst, o nein, nie noch hatte sie getrost oder sich halsstarrig gezeigt, wenn er nach einem Zwist gut Wetter machen wollte.

Wenzel kam zurück, aber ohne Attala. Er berichtete, daß er nur mit aller Mühe Mathis, den Oberknecht, aus dem Schlaf habe wecken können, und daß der nichts von der Bäuerin gewußt habe.

Da litt es Veldi nicht länger unter den Hochzeitsgästen, er fuhr heim.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Mond-Uberglaube.

Von Julius Stinde.

„Ist der Mond Einfluß auf das Wetter hat?“ Das Volk sagt „Ja“; die Gelehrten sagen „Nein“.

Freilich berechnet Kalb die kritischen Tage nach der Stellung des Mondes und der Sonne zur Erde, aber viele strenge Männer der Wissenschaft verhalten sich ablehnend gegen die Theorie des Wettergelehrten, die gar viele im praktischen Leben stehende Anhänger zählt.

„Wer hat nun recht?“

Am leichtesten kommt weg, wer all' und jeden Einfluß des Mondes auf irdische Vorgänge leugnet. Doch das geht nicht so ohne Weiteres. Denn der Mond ist der Erreger der Fluthwellen in den großen Wasserbeden der Erde, und Ebbe und Fluth sind die Beweise der auf unsern Planeten zur Geltung gelangenden Mondwirkung. Grauenvolle Verheerung hat sie schon des Oestern in Küstenländern angerichtet, wenn die Sonnenstellung die gewöhnliche Fluth zur Springfluth verstärkte und der Wind sie zur Sturmfluth auftrieb. Dann stieg das Wasser und zerstörte die Deiche und vernichtete die Menschen und was sie gebaut hatten. Die Chroniken wissen viel von solchen Wassernöthen zu erzählen.

Wenn nun der Mond im Großen zu wirken vermag, so möchte er, — der Schluß ist gerechtfertigt, — doch auch im Kleinen wirksam sein. Es fragt sich nur, ob wir seine unscheinbare Thätigkeit feststellen können, zu deren Messung allerdings die üblichen Instrumente, insbesondere das Barometer, nicht ausreichen.

Der Landmann behauptet, Mondwechsel und Witterung ständen in Beziehung mit einander, und merkwürdig ist, daß dieser Glaube ebensoweit verbreitet ist, wie sein Alter sich bis in fernste Zeiten verfolgen läßt. Ja, wenn wir nachspüren, so finden wir, daß der Mond im Glauben und Aberglauben der Völker, als Wettermacher, als helfendes oder schädigendes Gestirn allüberall ziemlich die gleiche, bedeutsame Rolle spielt. Und mancher Gebrauch in Feld und Wald, Haus und Hof ist so tief eingewurzelt, daß man die Vermuthung schwer nur unterdrücken kann, ob nicht die Volkswisheit — der Mondberglaube — auf Naturbeobachtung beruht, deren Ueberlieferung im Laufe der Jahrhunderte mehr oder minder mit den Thatfachen in Einklang befunden wurde.

Die Wissenschaft sucht die Ursachen und den Zusammenhang der Erscheinungen zu ermitteln und sie folgerichtig zu erklären, die Volkswisheit kümmert sich nicht um die Erklärung, sondern begnügt sich damit, für eine Wirkung eine Ursache zu finden, einerlei ob die beiden wirklich zusammenhängen oder nicht. Und deshalb macht es ihr auch keine Sorge, wenn ihre Regeln sich nicht immer bewähren. Im Gegenheil, das Volk vergißt die seinem Empfinden unangenehmen Ausnahmen und hält um so fester an jenen Vorkommnissen, die seine Regeln bestätigen.

Der vierte und fünfte Tag nach dem Neumond bestimmen das Wetter, nach folgendem Spruche:

„Nichts sagt der Erst' und Zweite Dir,
Der Dritte etwas, glaube mir,
Doch wie des Viert' und Fünften Schein,
So wird der ganze Monat sein.“

Wie das Wetter am vierten Tage nach dem Neumonde des Morgens, Mittags und Abends ist, so ist es im ersten Viertel, im Vollmond und im letzten Viertel.

Je nachdem am zunehmenden Monde die obere Spitze, oder die Mitte oder die untere Spitze dunkler erscheint, giebt es im ersten Viertel, im Vollmond oder im letzten Viertel Regen. Auch dann soll es regnen, wenn der zunehmende Mond „auf dem Rücken liegt“, d. h. wenn er beim Aufgange als liegender Halbmond erscheint. Ich kannte ein altes Ehepaar in einer kleinen Stadt, das in traulicher Gemeinschaft in solcher Weise den Mond beobachtete und was es erschaute, dem Letter des Wochenblättchens mittheilte. Die ganze Umgegend schwor auf diese Wettervorausagen, die, — ich muß es leider gestehen, — einer genaueren Kontrolle durch gewissenhafte Aufzeichnung der genossenen Witterung nur sehr mangelhaft Stand hielten. Hatte das prophezeihende Paar jedoch einige Treffer, so konnte es lange Zeit wieder falsch rathen, ohne das Geringste von seiner Unschärfe einzubüßen. Ja, es gab Landbesitzer, die das kleine, schreckliche Wochenblatt nur wegen des Wetterberichtes der beiden alten Leute hielten.

Luftwirkung und Wärmewirkung des Mondes sind gering, letztere ist nur durch höchst empfindliche Instrumente nachweisbar. Und doch heißt es, daß Linnen im Lichte des Vollmondes besser bleiche, als wenn es zur Zeit des Neumondes während der Nacht auf dem Rasen bleibe. Auch sollen Blumen bei zunehmendem Monde geüet werden. Alle Wurzel- und Knollengewächse müssen bei abnehmendem, alle Krautpflanzen bei zunehmendem Monde geüet, gesteckt oder gepflanzt werden. Getreidefaat darf nicht bei Mondwechsel stattfinden, mit Ausnahme von Erbsen und Widen.

Diese Ausnahme deutet auf alte, mythologische Beziehungen hin. Die Erbsen gehörte dem Thor, dem auch der Eber geopfert wurde. Noch heute ist am Donnerstage, — dem Thorstage, — Pöfelfleisch und Erbsenbrei an vielen Orten, zumal in der Mark, das sündige Essen, das selbst auf der kaiserlichen Tafel nicht fehlen darf. Dem Gotte des Donners, der mit gewaltigem Hammer die Eisriesen vertrieb, mit Frühlingsgewitter die mildere Jahreszeit siegreich einführte, reichte man die winterliche Speise, das gejalzene oder geräuchernte Dauerfleisch des Schweines und die Hülsenfrucht, die den Körnern des Gewitterhagels gleicht. Das goldene Getreide aber war der Schmutz Freia's, der lieblichen Gattin des Sommers und des Mondes. Deshalb darf es nur geüet werden, wenn der Mond gleichmäßig zunimmt, sich in Zunahme der Kraft mächtig erweist. Freia ist auch Frau Holda oder Perchta, . . . die Spinnerin Perchta. Ihr, der Schutzgöttin der Felder, waren Roden und Künfel geweiht, das Geräth der fleißigen Hausfrau. Süßer Brei, Hafersgrübe und Fisch sind die ihr gewidmeten Speisen. Daher ah man am Ende des Jahres süße Mehlspeise und Karpfen mit Roggen ihr zu Ehren. Wer am Ende des Jahres abgehaspelt hatte, der ließ sie schönes Flachs gedeihen, der Faulen dagegen verwirrte und besudelte sie den Roden. Noch jetzt sind Fischrogen und Mohnkörnerspeise, sog. Mohnpfeifen, am Silvesterabend symbolische, Glück und Geld verheißende Gerichte; beide erinnern sie an die Körner des Getreides und an das Gold der Ernte sowohl, wie an den Goldsand des Rheines, von denen die Alterthumsforscher behaupten, daß sie unter dem Halschmuck Brisingamen zu verstehen seien, den die Göttin trug, die bald als Freia, bald als Freia auftritt und in Holda und Perchta, d. i. die Glänzende, übergeht. Schwierig ist es, in dem alten deutschen Götterhimmel Namen und Gestalten aus einander zu halten, die der Bergesenheit eher verfielen, als die auf ihre Träger bezüglichen Gebräuche.

In vielen Gegenden legt das Volk die Gebirgsschatten des Mondes als die Gestalt eines Mannes aus, der Holz oder Kohl stahl, oder sonst einen Frevel beging und zur Strafe in den Mond verpackt wurde, in der Mark aber, in Ostpreußen und an anderen Orten sieht eine Frau im Monde, die am Sonnabend oder am Sonntage gesponnen hat. Nach westphälischen Sagen ist es besonders sündhaft, am Sonnabend nach Sonnenuntergang zu spinnen, ein Vergehen, das gleichzeitig gegen Sonne und Mond verstößt, und ebenso ist es Sünde, im Mondschein zu spinnen und zu stricken, als ob man am Tage nicht genug gewinnen könne. Nach gethaner Arbeit, d. h. mit der Dämmerung, tritt der Feierabend in seine Rechte, den man heilig halten soll, wie schon sein Name sagt: Feierabend, an dem, wie am Feiertage, alle Arbeit ruht.

Bei Frau Perchta sind die Heimchen, die Seelen der Kinder, die in den kalten Mond kommen, und so ergibt sich auch aus dieser Volksmythe der Zusammenhang zwischen der Mondgöttin Freia und Perchta der Spinnerin.

Mehr aber, als die Erinnerung an die alte Götterwelt, hat bei dem Mond-Uberglauben der Wechsel des Mondes zu schaffen, sein Ab- und Zunehmen, sein volles Licht und sein Verschwinden. Wie das Leben der Natur im Herbst und Winter schwindet und im Frühling neu erwacht bis zur vollen Entfaltung im Sommer, so nimmt auch der Mond ab und füllt sich wieder im Laufe des Monats, und aus dieser Aehnlichkeit wurde der Schluß gezogen, daß der Mond mit dem Wachsen und Verwelken der Pflanzen, mit dem Gedeihen und Nichtgedeihen alles Lebenden in engster Verbindung stehe. Darum muß, was gedeihen soll, bei zunehmendem Monde begonnen werden.

Schon bei den alten Aegyptern wurden die Tage vom Neumonde bis zum Vollmonde als glückliche angesehen, und der siebente (erstes Viertel) und der fünfzehnte Tag (Vollmond) fröhlich gefeiert, und den Unternehmungen dieser Zeit sagte man gutes Gelingen voraus. Unsere Bauern sagen: ein Kalb bei zunehmendem Monde angeüet, giebt eine gute Milchkuh, Hennen bringen mehr Küchlein aus, wenn sie mit zunehmendem Monde zu brüten anfangen, und Haare dürfen nicht bei abnehmendem Monde geschnitten werden, wenn sie kräftig wieder wachsen sollen. Abnehmender Mond dagegen zeigt die rechte Zeit an, sich gegen Uebles zu wehren. Haben Kinder einen Buckel, so nehme man von einem Skelett aus dem Weinhaufe den entsprechenden Knochen, an dem das Kind auswächst, streiche damit den Buckel bei abnehmendem Monde alle Tage und thue den Knochen wieder an seinen Ort. — Ebenso wird bei Gewächsen, Warzen und Muttermalen verfahren, nur nimmt man statt des Knochens ein Stück Speck, das an einem dunkeln Orte vergraben werden muß. So wie das Stüchden Speck vergeht, schwinden Gewächse, Warzen und Muttermale.

Andererseits wird auch der zunehmende Mond beim Versprechen zu Hülfe genommen, und zwar in gegensätzlichem Sinne. Bei Zahnschmerzen und Geschwulst blidt man den zunehmenden Mond an, streicht die schmerzende Stelle und spricht dreimal:

„Was ich seh'! das gewinnt;
Was ich streich', das verschwind't.“

Mitunter hilft solche Sympathie auf dem Wege der Autosuggestion, sicherer aber ist in jedem Falle der Zahnarzt.

Dem Vollmonde dürfen Kinder nicht ausgesetzt werden, sie wachsen und gedeihen nicht, wenn das geschieht, und verfallen Krankheiten. Eigentümlich ist, daß ganz derselbe Glaube bei den Indianern Südamerikas herrscht. Eine brasilianische Mutter hütet ihr Kind ängstlich vor den Mondstrahlen, um es vor Fieber zu bewahren. Es ist jedoch nicht der Mond, der das Fieber sendet, sondern die Fieberkeime der Abendluft erzeugen es. Die von der Sonne erwärmte Erde läßt warme Dünste und mit ihnen Fieberkeime aufsteigen, sobald das Tagesgestirn sank und die obere Luft sich abkühlt. Aus dem nämlichen Grunde bleibt niemand des Abends und die Nacht über in der Villa Borghese bei Rom, die einer der fieberberühmtesten Orte der Siebenhügelstadt ist, auch vermeidet man abendliche Fahrten durch die fieberchwangere Luft der Campagna. Mancher Fremde, der es sich nicht versagen konnte, die gewaltigen Reste des Colosseums im Vollmondschein anzuschwärmen, nahm aus der Arena, dem einstigen Schauplatz blutigster Megeleien, die Keime zu jener Krankheit mit, deren Name Malaria auf die böse Luft deutet, die Abends, nach Sonnenuntergang, über den Fieberplänen schwebt. Weniger gefährlich sind die Malariastätten einige Stunden nach Sonnenuntergang, wenn sich allgemach auch die Erde abkühlt und der verderbliche Hauch sich tiefer hinabsenkt, sodaß er nicht mehr eingeathmet wird.

Eine alte Hausregel besagt, daß frisch geschlachtetes Fleisch, zumal das des Schweines, nicht vom Monde beschienen werden darf, da es sonst leicht verdirbt. Es kann wohl sein, daß mit der Abendkühle allerlei Microben in ähnlicher Weise aufsteigen, wie die Fieberkeime in den Fieberländern, und sich auf das Fleisch setzen, das nicht rechtzeitig aus dem Freien ins Haus genommen wurde. Hingegen muß das Schwein, das ländliche Vorrathsthier, mit zunehmendem Monde geschlachtet werden, dieweil das Fleisch dann nicht allein saftiger sein, sondern sich auch leichter mürbe kochen soll. Vom Heu wird ebenfalls behauptet, daß es kräftiger und nahrhafter sei, wenn der Grasschnitt bei zunehmendem Monde geschieht. Die Annahme, daß die Gewächse zur Zeit des ersten Viertels und des Vollmondes im besten Saft stehen, ist uralte und weit verbreitet, wie folgende aus dem 17. Jahrhundert stammende Vorschrift zur Erzielung gefüllter Blumen darthut.

Wenn der Mond voll wird, merkt sich der Gärtner die Blume, welche aufgeht und größer und schöner erscheint, als die anderen. Von dieser nimmt er den Samen ebenfalls im Vollmond und säet ihn im Frühjahr zur Vollmondszeit aus. Wächst die Pflanze heran, so schneidet er bei abnehmendem Monde alle Schossen, bis auf einen Stamm ab und entfernt alle Knospen, bis auf eine, die dann Blüthe und Frucht bringt, aus deren Samen gefüllte Blumen entstehen. Ob der Mond dabei hilft, das ist wissenschaftlich nicht festgestellt, daß aber die Auswahl der samentragenden Pflanzen schließlich zu dem gewünschten Ziele führt, das weiß jeder Blumenzüchter; denn durch die Auswahl der besten gelingt es, neue Abarten hervorzubringen. Möglic ist jedoch, daß der Mond hierbei nicht ohne Einfluß ist, denn ein italienischer Weinbauer theilte vor kurzem mit, daß in den Weinstöcken und in lebenden Pflanzen überhaupt der Saft Fäulung mit den Gezeiten habe, also mit der Fluth kräftiger aufsteige, mit der Ebbe dagegen langsamer und schwächer von der Wurzel in die Spitzen wandere. Es dürfen während der Stunden der Fluth daher weder Zweige abgeschnitten, noch Knospen und Blätter entfernt werden, weil die frischen Wunden dann heftiger bluten und größeren Saftverlust zur Folge haben, als wenn das Ausspülen der Gewächse zur Zeit der beginnenden Ebbe geschieht. Für diese Anschauung steht ihm eine vierzehnjährige Erfahrung zu Gebote. Die Bäume seines Besitzes sind kräftig in Buchs und Veilbaubung und tragen reiche Frucht, seine Weinstöcke geben hervorragende Ernten und leiden, weil sie gesund sind, weniger unter den Feinden aus der Pilz- und Insektenwelt, als die nachbarlichen Anpflanzungen gleicher Art, die nicht mit Berücksichtigung der Mondstellung zur Erde beschritten werden.

Eingehende Versuche nach dieser Richtung wären wissenschaftlich werth, denn, wie anfangs gesagt wurde, muß die Anziehung des Mondes ebensowohl auf die kleinste bewegliche Masse bewirkt werden, wie auf das Gewässer der Meere, und wenn dieser Einfluß sich auch bei der Beobachtung der einzelnen Pflanzenzelle unserer Wahrnehmung entzieht, so kann er doch in dem Leben eines Zellenstaates, — einer Pflanze, — durch Häufung des Kleinen, zur Geltung gelangen. Manche alte Bauernregel erhielt durch solche Versuche vielleicht eine Bestätigung, die dem Landmanne und Gärtner sich nützlich erweist, und dem Enkel empfiehlt, von der Großvaterweisheit zu verwenden, was mit moderner Wissenschaft in Einklang gebracht werden kann, um zielbewußt zu handeln und weitere Erfahrungen zu sammeln.

Daß ferner der Mond auch auf Menschen einwirkt, ist unzweifelhaft. Personen mit erregbarem Nervensystem träumen zur Vollmondszeit lebhafter als in der übrigen Zeit und schlafen unruhig oder schlafen schwer ein, selbst wenn das Licht unferes Trabanten nicht in das Schlafgemach fällt. Bei gesteigerter Erregbarkeit kommt es bisweilen zur Mondsucht, zu dem unwiderstehlichen Triebe, schlafend das Bett zu verlassen, in den Mondschein zu wandeln und der vollen Scheibe entgegen zu streben. Die Mondsüchtigen klettern geschlossenen Auges auf die Dächer der Häuser, als würden sie von unheimlichem Zauber gelockt, und gehen auf halbschmerzlichen Pfaden, als würden sie von unsichtbarer Macht sicher geleitet. Man hat Mondsüchtige so gebettet, daß jede Spur des Mondlichtes abgeschlossen war, und doch erhoben sie sich und schritten unbewußt der Richtung des Mondes zu.

Die Astrologen schrieben dem Monde die Herrschaft über das Traumleben zu und auch über das wache Träumen, über die Phantasie, und insofern, als Astrologie und Chiromantie in einander übergreifen, zeigt das Hervortreten der dem Monde unterstellten Formen und Linien der Hand Phantasie an, Einbildungskraft, Melancholie, Sinn für Dichtkunst, Hang zum Geheimnißvollen und Neigung zu unfruchtbarem Traumleben. In der Musik lieben Menschen mit den Zeichen der Mondherrschaft die Harmonie mehr als die Melodie, wie ihnen das Verschwommene besser zusagt, als Bestimmtheit. Sie sind für Ahnungen veranlagt und Voraussehung, Hellschen und Wahrsagen. Ihr Element ist das Wasser, von dem ihnen jedoch auch Gefahr droht.

Es ist interessant, daß die Chiromanten den Mond und das Wasser in engste Verbindung brachten, bevor man wußte, daß Ebbe und Fluth sein eigenes Werk sind, aber wer sich mit dem wüsten Durcheinander der alten Magier beschäftigt, findet oft genug, wie ein gewisses poetisches Fühlen ihre Anschauungen von dem Verhältnisse zwischen dem Menschen und der Natur leitet, und daß auch sie, wie die Dichter, Wahrheiten ahnten und aussprachen, deren wissenschaftlicher Beweis erst die späte Nachwelt erbrachte.

Doch das steht auf einem anderen Blatte, und nur flüchtig sei hier die Magie erwähnt, insofern, als Aberglaube und Magie einander nahe verwandt sind, zumal der Mond-Uberglaube, da die Magie hauptsächlich das Wissen vom Herrschen der geheimen Kräfte ist, und das geheimnißvolle Walten des Mondes im Glauben des Volkes noch ebenso lebendig lebt, wie vor Tausenden von Jahren.

Nachdruck verboten.

Julius Groffe.

Zu seinem siebenzigsten Geburtstage, am 25. April.

Von H. Dietrich.

Mit zwei Abbildungen.

Es war am 9. October des Jahres 1852, als ein vierundzwanzigjähriger Norddeutscher, — eine auffallende Gestalt mit merkwürdig charakteristischen Zügen und einem immer angeregten, fast nervös pulsirenden inneren Leben, — so schildern ihn seine Freunde, — den Boden Münchens zum ersten Mal betrat, um sich dort der Malerei zu widmen. Der junge Mann, ein geborner Erfurter, aber in Magdeburg groß geworden, kam jetzt von Halle, wo er drei Jahre lang juristischen Studien fleißig obgelegen, aber auch ein Schüler Robert Bruns' und ein Freund des durch „Waldfreiers Brautsahrt“ soeben zu Ruhm gelangten Otto Roquette gewesen war, ein Trauerspiel „Cola di Rienzi“ veröffentlicht und ein historisches Lustspiel mit Shakespeare als Helden sogar zur Aufführung gebracht hatte. Nun war in ihm der früher von dem gestrengen Vater, dem 1849 verstorbenen Magdeburger Konsistorialrath und Militär-Oberprediger Dr. Groffe, unterdrückte Traum seiner Jugend noch einmal lebendig geworden, und die Münchner Kunstakademie erhielt einen strebsamen Schüler mehr.

Aber es war Julius Groffe nicht bestimmt, unter den Nachfolgern der Cornelius, Schwind und Kaufbach oder des damals in den Vordergrund tretenden Piloty seine Stellung und seinen Ruf zu gewinnen; München, das so lange nur Künstlerstadt gewesen war, sollte jetzt auch Dichterstadt werden. König Maximilian II. hatte bereits mit seinen Berufungen begonnen, und ohne daß er's ahnte, war der junge Erfurter für die neu-entstehende Münchner Dichterschule gerade zur rechten Zeit gekommen. Mochte er noch so fleißig Alt zeichnen und zunächst nur in spezifisch Münchnerischen Kreisen verkehren, eines Tages stand er doch vor Meister Emanuel Weibel; eines Tages war doch Paul Heyse sein Freund geworden, und zuletzt, im Mai 1855, fand er sich als Redacteur des Feuilletons der den Interessen der Münchner Dichter dienenden „Neuen Münchner Zeitung“. Die Dichtkunst hatte, wie bei Keller und so manchem anderen, über die Malerei den Sieg davon getragen. Wenige Jahre später konnte sich Groffe in der Harstadt ein glückliches Heim gründen, und die Erfolge seiner Werke, vor allem der trefflichen epischen Dichtung „Das Mädchen von Capri“ (1860), brachten auch den jungen Ruhm.

Groffe's ferneres Leben ist nicht ohne schwere Kämpfe und Sorgen verfloßen; es ist ja das Los fast jedes deutschen Dichters, daß er hart um die äußere Existenz ringen muß, obgleich die gesicherte Existenz geradezu die Vorbedingung des künstlerischen Schaffens ist. Aber Groffe, der für eine sehr große Familie zu sorgen hatte, hat sich nie beirren lassen und ist, wenn er auch zeitweise häufig producirt hat, nie zum literarischen Handwerker geworden, wie so viele; davor behütete ihn die in ungewöhnlichem Maße ihm verliehene Göttergabe der Phantasie. Fast fünfzehn Jahre lang war der Dichter, wenn auch mit Unterbrechungen, journalistisch thätig, auch eine Zeit lang in einer Dramaturgen-Stellung am Münchner Hof-Theater; dann wurde er, im Jahre 1870, General-Sekretär der deutschen Schillerstiftung, und damit war der feste Halt gewonnen. In Weimar, Dresden, München und zuletzt wieder in Weimar lebend, hat Julius Groffe diese wichtige und verantwortungsreiche Stellung bis heute bekleidet und daneben unermüdet künstlerisch geschafften. Es mögen reichlich hundert Bände von ihm erschienen sein, und keine Gattung der Poesie giebt es, in der er sich nicht versucht hätte.

Die entscheidende Richtung hat Groffe's Talent natürlich in den Münchner Jahren von 1852 bis 1870 gewonnen; stets ein Mitglied des um Weibel und Heyse gescharten engeren Freundeskreises, ist Groffe ein echter Münchner Dichter geworden und geblieben. Man befindet sich den Münchnern gegenüber heute gerade in jenem Stadium der Ungerechtigkeit, das immer eintritt, wenn eine Generation die andere abgelöst hat; ihre besonderen Vorzüge, eine glänzende Beherrschung der Form, einen sicheren Blick für die poetischen Seiten des Lebens, eine auf ausgebreiteter Bildung beruhende Vielseitigkeit wird man ihnen aber doch auch wohl jetzt nicht abstreiten wagen. Auch Groffe besitzt diese Vorzüge, dazu die zwei wesentlichen Dichter-Eigenschaften, wie schon gesagt, eine außerordentlich reiche und bewegliche Phantasie und fortwährenden Schwung des Temperaments. So war er befähigt, auch an die größten Aufgaben heranzutreten, und wenn er nicht alles, was er angefaßt hat, zu der seinem Talent möglichen Vollendung gebildet hat, so liegt das, außer an seinen Lebensumständen sozusagen an den Mängeln seiner Vorzüge: das Schaffen ward ihm zu leicht; seine Phantasie riß ihn auch da fort, wo er concentrirt und vertiefend hätte beharren sollen.

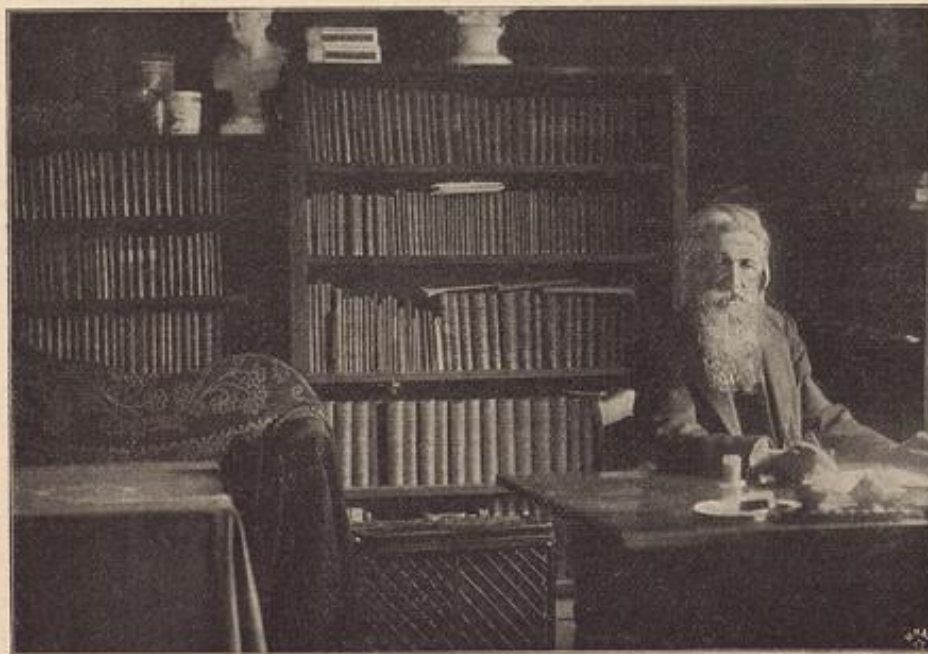
Immerhin hat Julius Groffe eine ganze Anzahl von Werken geschaffen, die sich neben dem Besten, was die Münchner Dichterschule dem deutschen Volke geschenkt hat, wohl sehen lassen können. Da sind zunächst seine lyrischen Gedichte zu nennen, die zuletzt 1882 in einer von Paul Heyse hergestellten Auswahl erschienen. Wer auch nur das eine oder das andere Gedicht in einer Antologie gelesen hat, wird sich sofort gesagt haben, daß Groffe ein Lyriker von ganz eigenem Ton sei; so entschieden individuell wirkt seine Weise auch in dem kleinsten Gedicht, wie beispielsweise dem folgenden:

„So wild im Sturm die Lebensreise
Vinstubet sonder Ruh' und Raht,
Manchmal erklingen hör' ich's leise:
Du hast mich nie im Ernst gehaht.
Die Menschen nur, so klug und weise,
Sie lächen gern, was heilig brennt.
Manchmal erklingen hör' ich's leise:
Wir sind von Fremden nur getrennt.
Und trägt ein Traum im Strahlengleise
Die Seele hoch, vom Gram betrübt,
Manchmal erklingen hör' ich's leise:
Du hast mich dennoch still geliebt.“



Julius Groffe.

Tiefe Empfindung bei großer natürlicher, nicht künstlich gemachter Pracht der dichterischen Sprache ist das Charakteristikum der Lyrik Groffe's. Denselben Schwung, dieselbe Pracht der Sprache hat auch der Dialog der meisten Dramen des Dichters. Dazu kommt dann eine durchweg sehr geschickt erfundene Handlung, in deren Mitte gewöhnlich ein allgemein interessirender Charakter steht, um den Stücken eine starke Bühnenwirkung zu verleihen. Einmal wenigstens hat Groffe auch darthun können, daß er nichts weniger als ein Buchdramatiker sei, mit seinem „Iberius“, den Heinrich Laube 1876 zuerst auf dem Wiener Stadt-Theater auführte, und der dann über fast alle deutschen Bühnen ging. Im übrigen hat auch Groffe unter der Ungunst, die das deutsche Drama höheren Stils in unserem Jahrhundert verfolgt, viel leiden müssen, obgleich Stücke wie die „Jünglinge“, das an die geschichtlichen Nordlands-Dramen Ibsen's erinnern mag, „Der



Julius Groffe in seinem Arbeitszimmer.

leste Grieche“ und noch manche andere die Aufmerksamkeit der Bühnenleitungen sicherlich verdient gehabt hätten. Ein in mancher Hinsicht sehr merkwürdiges Product Groffe's, gewissermaßen sein Faust, ist das 1896 hervorgetretene Volkschauspiel oder besser Mysterium „Fortunat“, das im Zeitalter der Märchen-Dramen ohne Zweifel Anrecht auf Darstellung hätte, so schwer es auch für diese zu gewinnen sein wird.

In der Regel ist Groffe von den Literatur-Historikern als Epiker bezeichnet worden, und wirklich liegt der Schwerpunkt seines Schaffens auf epischem Gebiete; hier ist die Zahl seiner gelungenen Werke besonders groß. Zwar, es ist nicht zu leugnen, unter den sehr zahlreichen Romanen und Novellen befindet

sich manchmal Schwächeres, — und doch, welcher Reichthum an Phantasie, welche Fülle von Motiven aus dem Leben und der Geschichte tritt hier zu Tage! Man kann ruhig sagen, daß Groffe einer der größten Stoffroberer ist, die die Geschichte der deutschen Literatur kennt. Und weil er der Phantasie so reiche Nahrung bot, ist er auch stets viel und gern gelesen worden. Wir wollen von all seinen Romanen hier nur den „Treuen Eckart“ (1885) nennen, der sich auch durch die Tragweite seiner Idee auszeichnet. Groffe's epische Meisterwerke befinden sich unter den von 1871 bis 1873 in sechs Bänden gesammelt erschienenen „Erzählenden Dichtungen“; außer dem schon genannten „Mädchen von Capri“ seien noch „Gundel vom Königssee“, „Tamarena“, „Der graue Jelter“ und „Des Kessers Beichte“ hier aufgeführt.

Als die Vollendung des Gesamt-Schaffens Groffe's aber erscheint sein „Volkslied“ (1889, dritte Auflage 1897), die epische Darstellung der Entwicklung des deutschen Volkes von 1848 bis zur Neugründung des Reiches, ein Werk, das geradezu begeistert begrüßt, dann aber auch hart angegriffen wurde, vor allem wegen des steten Wechsels der Form. Die Wahrheit ist, daß es ein in der lyrischen Gesamtstimmung durchaus einheitliches Werk ist, in das ein phantasie- und temperamentvoller Dichter die Erfahrungen und Empfindungen eines ganzen Lebens niederlegte, und dem daher, wenn es auch nicht das moderne Epos ist, mit Liebe und Verständnis sehr viel abgewonnen werden kann, wie es auch sicher von großer nationaler Bedeutung ist.

Die letzten Jahre hat Julius Groffe benutzt, um seine Lebens-Erinnerungen zu schreiben, die im vorigen Jahre unter dem Titel „Ursachen und Wirkungen“ herausgegeben und einmüthig als eine der interessantesten Selbst-Biographien unserer Zeit anerkannt worden sind. Vor den Stürmen des Lebens lange geschäftig, hat der Dichter jetzt im Schillerhause zu Weimar still dahin, treulich seines Amtes waltend, körperlich nicht immer, aber geistig völlig frisch. Sein siebenzigster Geburtstag wird ihm beweisen, daß das deutsche Volk jetzt allmählich gelernt hat, was es heißen will: fünfzig Jahre unermüdet im Dienste der Kunst!

Nachdruck verboten.

Mein Invalide.

Aus den Aufzeichnungen einer Dame
von Friedrich Meißner.

(Schluß.)

Elisabeth war über meine lange Abwesenheit in Besorgniß gerathen, als ich aber, glühend vor Aufregung und Glück, mein Abenteuer erzählte, hörte sie mir erstreut und mit liebevoller Sympathie zu.

„Dann darf ich wohl annehmen“, bemerkte sie, als ich athemerschöpfend innehielt, „daß Deine Verwendung für August Renck eine günstige Aufnahme gefunden hat?“

„August Renck!“ rief ich ganz erschrocken. „Mein Gott, den hatte ich ganz vergessen!“

Meine Freundin schaute mich verwundert an.

„Wodurch hast Du dann aber Deinen Besuch dem Major gegenüber motivirt?“ fragte sie.

„Durch nichts, durch gar nichts“, antwortete ich und senkte den Kopf. „Ich führte mich dadurch ein, daß ich ihm sagte, ich hätte in ihm einen ältlichen Herrn zu sehen erwartet.“

Elisabeth lachte ausgelassen.

„Dann hat er jedenfalls geglaubt, daß das Auffuchen ältlicher Herren eine Manie von Dir sei“, rief sie. „O Louise, Louise, ich schäme mich Deiner!“

„Schweig still, Elisabeth, ich bitte Dich! Alles, was Du mir sagen könntest, fühle ich bereits zehnfach! O, ich könnte mich selbst bei den Ohren nehmen! Was müßten meine württembergischen Verwandten von mir denken, wenn sie die Sache bei kaltem Blute besprechen!“

Der Zustand, in den weiteres Nachdenken über meine unerhörte Taktlosigkeit mich versetzte, spottet jeglicher Beschreibung. Ich suchte mich in des Doctors Listen zu vertiefen, beging aber so viel Irrthümer, daß ich Buch und Documente in heller Verzweiflung bei Seite warf. Eine Welt hätte ich darum gegeben, wenn der Besuch beim Major und die neue Verwandtschaft nichts als ein Traum gewesen wäre.

Die Geschäfte des Doctor Curtius in Steglitz schienen sich zu mehren, denn seinen ersten Besuch folgte bald ein zweiter und diesem ein dritter und vierter. So oft er kam, lieferte meine Arbeit hinreichenden Stoff zur Heiterkeit, und als wir ihn einfragten, warum er so viele der Invaliden Bol, Bob oder Pat genannt habe, da konnte er nur mit großer Mühe seine Selbstbeherrschung wiedergewinnen.

„B-a-t steht da, mein gnädigste Fräulein“, erklärte er mir, als er wieder zu Athem gekommen war, „B-a-t. Sie würden also niemals darauf gekommen sein, daß hierunter Patient zu verstehen sei?“

Wir ärgerten uns höchlichst über unsere Dummheit und nahmen uns fest vor, von dem Geschreibsel auch noch so räthselhaft sei.

Zwei Tage nach meinem Besuch in der Stadt brachte mir das Dienstmädchen der Geheimrätthin die Karten des Majors und seiner Schwester. Mit klopfendem Herzen eilte ich ins Empfangszimmer, um meine seltsame Aufführung an jenem Tage womöglich sofort zu erklären.

Base Rannie sah reizend aus, ganz abgesehen von der exquisiten Toilette, wie sie Damen, die Geschmack und Geld haben, meistens eigen ist, und neben der ich mir unbefriedigend schäbig vorkam. Doch auch die meine war in naher Aussicht; nur noch wenige Rollen von des Doctors Documenten



Ein Geschenk. Nach dem Gemälde von W. von Gachdorff.
Photographie-Vergag der Photographischen Union in München.

reichten hin, auch mich auf die Höhe der Saison zu heben. — Meine neuen Verwandten benahmen sich so herzlich, so liebevoll und vertraulich gegen mich, als hätten wir uns schon von jeher gekannt, und ich, das bisher so verlassene und einsame Mädchen, fühlte das Glück, nun plötzlich in den Schoß einer gütigen und lebenswürdigen Familie aufgenommen zu sein, doppelt tief und innig.

„Sicherlich habt Ihr Euch bisher vergeblich mein unerwartetes Erscheinen in Eurem Hause zu erklären gesucht,“ sagte ich, sobald ich die Gelegenheit fand, meine einzigartige Introduction zur Sprache zu bringen, „unter den eingetretenen Umständen aber hatte ich die Mission, die mich zum Major von Brittwitz führte, ganz vergessen. Diese bestand selbstverständlich nicht darin, ihm zu erzählen, daß ich in ihm einen ältlichen Herrn erwartet hatte. Als ich Euch verlassen hatte und wieder zu mir selber kam, da fühlte ich mich höchst unglücklich über mein thörichtes Benehmen, und ich bin überzeugt, daß auch Euch der Grund meines Besuches hinterher Kopfzerbrechen verursacht hat.“

„Wir haben uns in der That darüber keine Rechenschaft geben können,“ antwortete Nannie, „um so weniger, als Dir, wie uns, unsere Verwandtschaft bis dahin unbekannt gewesen war; wir wußten aber, daß Du uns seiner Zeit hierüber genügenden Aufschluß geben würdest. Jedenfalls hast Du uns recht sehr glücklich gemacht. Und jetzt, Louise,“ hier umschlang sie mich zärtlich, „mußt Du mit uns nach Hause kommen. Ich habe nie eine Schwester gehabt, und Du glaubst nicht, wie einsam ich bin und wie himmlisch ich mir ein Zusammenleben mit Dir vorstelle!“

Ich war zu Thränen gerührt. Dennoch durfte ich der Bitte nicht Folge leisten.

„Nannie ist ein unglückliches Wesen,“ nahm der Major jetzt das Wort. „Sie hat einen Gatten, der sie auf Händen trägt, und einen Bruder, der dasselbe zu thun versucht; unerfüllte Wünsche sind ihr fremd. Ihr Geschick appellirt laut an alle mildherzigen Seelen, zu denen doch auch die Ihre gehört, nicht wahr, Base Louise?“

Zum ersten Mal nannte er mich bei meinem Vornamen; ich gerieth in Verwirrung, die Nannie noch vermehrte.

„Was macht Dich so roth, Kind, wenn mein Bruder zu Dir spricht?“ sagte sie mit einer Schallhaftigkeit, die mir ein wenig grausam vorkam. „Du weißt gewiß, daß Dich dieses Ergötzen unwiderstehlich liebrend macht.“

Ich warf ihr einen halb lebenden und halb entrüsteten Blick zu und eilte hinaus, um Elisabeth herbeizurufen und sie meinen Verwandten vorzustellen.

Man fand gegenseitig viel Gefallen an einander. Von meiner Uebersiedelung zu den Geschwistern aber wollte meine Freundin nichts wissen; vorläufig sei ich noch auf Monate von ihr engagiert, und sie müsse auf ihrem Schein bestehen. Dagegen versprach ich einen baldigen Besuch in der Stadt, und die Geschwister verabschiedeten sich, hierdurch allerdings nur zum Theil zufriedengestellt.

„Nun, Louise,“ begann Elisabeth, als wir wieder allein waren, „wie ist's mit August Rensch?“

Ich lachte hell auf; das mochte gefühllos erscheinen, aber ich konnte mir nicht helfen.

„Sie wissen nun noch immer nicht, was mich am Dienstag zu ihnen geführt hat,“ sagte ich, nicht an den armen August, sondern an den Major und seine Schwester denkend.

„Weißt Du,“ meinte Elisabeth, „ich bin recht froh, daß ich nicht wegen Erlangung einer Pension auf Dich angewiesen bin. Nach all diesem hast Du wahrhaftig kein Recht mehr, Dich über Doctor Curtius' Nachlässigkeit zu moquieren!“

„Das nächste Mal will ich es ganz bestimmt nicht vergessen,“ befeuerte ich. „Was soll der Major nur von mir denken!“

„O, was das anlangt, so zweifle ich gar nicht daran, daß dessen Meinung von Dir eine leidlich günstige ist,“ entgegnete Elisabeth in ihrem trockensten Ton. —

„Da bin ich schon wieder,“ sagte der Major von Brittwitz. Er hatte uns eines Abends überrascht.

„Jetzt werden die Damen wohl nicht recht wissen, ob dies eine Fortsetzung meines ersten Besuchs, oder bereits ein neuer sein soll,“ fuhr er lächelnd fort, indem er Platz nahm.

„Haben Sie eine Ahnung davon, Herr Major,“ ergriff ich hastig das Wort, „was mich damals zuerst in Ihr Haus geführt hat?“

„Keinen Schimmer,“ versicherte er. „Bin auch mit der bloßen Thatsache vollkommen zufrieden.“

„Aber ich nicht!“ rief ich mit großem Nachdruck. „Und ich bitte Sie dringend, sich auf eine keineswegs kurze Erzählung gefaßt machen zu wollen. Ist Ihnen ein invalider Landwehrmann Namens August Rensch bekannt?“

In diesem Augenblick trat der Doctor Curtius ein. Ich konnte meinen Kummer über sein gerade jetzt so ungelegenes Erscheinen kaum verbergen.

Auf dem Antlitz des Majors aber zeigte sich ein eigenthümlich wechselnder Ausdruck. In dem einen Moment schien es, als sei ihm des Doctors Erscheinen nichts weniger als lieb, in dem nächsten wiederum, als mache die Sache ihm einen köstlichen Spaß.

Der Doctor starrte ihn an, wie eine Erscheinung. „Der Tausend!“ rief er. „Dich habe ich hier nicht zu finden erwartet!“

„Ich Dich noch weniger,“ antwortete der Major, lächelnd die weißen Zähne unter dem dunkeln Schnurrbart zeigend. Dann wendete er sich zu mir.

„Dieser schlimme Doctor verdient, daß man ihn bloßstellt, gnädigstes Fräulein. An jenem Tage, wo ich Sie vor seiner Wohnung traf, Sie erinnern sich wohl, da habe ich ihn fast zufällig gebeten, mir Ihren Namen zu entdecken, — aber glauben Sie, daß er's that? Ziel ihm gar nicht ein! Meinem unabhängigen Flehen gegenüber blieb er taub und stumm. Ja, Robert, und jetzt stellt es sich heraus, daß diese selbige Dame eine ganz nahe Verwandte von mir ist. Was sagst Du nun?“

Doctor Curtius hüpfelte verlegen.

„Ich hoffe,“ sagte er mit einer leichten Verbeugung gegen mich, „daß das gnädige Fräulein mir verzeihen wird.“

„Das hoffe ich auch,“ sagte der Major. „Uebrigens könntest Du immerhin auch mich um Verzeihung bitten. Aber laß nur, da weiter kein Unglück durch Deine Selbstsucht herbeigeführt worden ist, kann auch ich ohne Bedenken diesmal großmüthig sein.“

Ich wußte kaum, wohin ich meine Augen wenden sollte,

Elisabeth aber amüsierte sich königlich. Die beiden Herren verweilten bis spät in die Nacht hinein, denn keiner schien dem anderen das Feld überlassen zu wollen, und trotzdem ihr gegenseitiges Benehmen das alter und bewährter Freunde war, so ließ sich dennoch eine ganz leichte Verstimmung in demselben nicht verkenne.

Nachdem sie uns verlassen hatten, fragte Elisabeth sogleich, ob ich denn nun endlich die Angelegenheit des armen August Rensch dem Major vorgetragen habe.

„Nein,“ antwortete ich resignirt. „Es muß ein Vann darauf laßen, und ich zweifle jetzt allen Ernstes daran, sie jemals zur Sprache bringen zu können.“

Ich erzählte meine Geschichte aber doch noch, und auch Nannie hörte sie mit an. Sie lächelte über des Landwehrmannes Behauptung, daß der Major ihm ein Vater gewesen sei, da August Rensch ein Knabe von mindestens vierzig Jahren war.

Mit der gewohnten Güte aber nahm sein väterlicher Major sich des armen Menschen an, und schließlich hatte ich die Befriedigung, hinter seinem Namen zu vermerken, daß er ein vollständiges Wrack sei, obgleich diese Bezeichnung weder dienstlich, noch technisch berechtigt war. Er erhielt den höchsten Pensions-Satz zugestimmt.

„Und nun,“ sagte der Major, nachdem eines Tages alles dieses erledigt war, „habe ich Sie um etwas zu bitten.“

Ich erschrak, als Nannie bei diesen Worten ihres Bruders sich erhob und schnell aus dem Zimmer huschte, als habe sie draußen etwas vergessen. Schon wollte ich aufspringen und ihr folgen, da aber ergriff der Major meine Hand und hielt mich sanft, aber unwiderstehlich fest.

„Louise!“ flüsterte er. „Süße Louise! Darf ich sagen: meine Louise?“

Was ich ihm darauf geantwortet habe, weiß ich heute nicht mehr, — es ist schon so lange her. Der Major aber besaß die Verwegenheit, hernach seiner Schwester zu eröffnen, daß ich seine verlobte Braut sei, was ich denn auch nicht bestreiten mochte und konnte. Das hätte mir wahrscheinlich auch nicht viel geholfen, denn Base Nannie gestand mir, nachdem sie ihre Freudenthränen getrocknet hatte, daß sie, gleich, als sie mich zuerst gesehen, innerlich fest beschloßen habe, ich und keine andere müßte Georgs Frau werden.

Elisabeth wünschte mir gerührt und aus treuem Herzen Glück, dabei aber vergaß sie doch nicht, der veretelten Hoffnungen des Doctor Curtius zu gedenken, worauf ich erwiderte, daß ich die Arbeit trotz alledem beendigen würde.

Wenn noch von anderweiten bereiteten Hoffnungen die Rede sein konnte, so ließen doch seine nach wie vor höchst behäbige äußere Erscheinung und seine frische, blühende Farbe einen solchen Verdacht kaum aufkommen.

Als ich endlich das letzte „Document“ abgeschrieben hatte, erhielt ich von ihm eine ganz fabelhafte Summe für meine Bemühungen, die ich, wie er mir wiederholt versicherte, auch über und über verdient habe, da die durch mich dem Chaos entzifferten Listen für ihn von unschätzbarem Werthe seien.

Trotzdem aber fiel meine Herbst-Toilette doch nicht so besonders glänzend aus, denn Elisabeth rieth mir, meine Reichthümer bis zum Frühjahr aufzuparen, da ich dann eine bessere und passendere Verwendung dafür haben würde.

Nachdruck verboten.

Papier und Holz in der Bekleidungs-Industrie.

Von W. Verdrow.

Als vor einiger Zeit die Nachricht durch die Zeitungen lief, man ginge in der preussischen Armee mit der Absicht um, den Soldaten papierne Unterkleider zu geben, hat gewiß mancher Leser und vor allem manche Leserin herzlich gelacht. Die Behauptung war, wie das in Zeitungen manchmal vorkommen soll, übertrieben, aber es war doch auch diesmal etwas Wahres darin. Es sind in der That Versuche angestellt worden, Unterkleider aus besonders präparirtem, dauerhaftem Papier zur Verwendung zu bringen, weil behauptet wurde, sie hielten bei bedeutend größerer Leichtigkeit dennoch wärmer als solche aus Webstoffen. Der Umstand jedoch, daß die so gefertigten Kleidungsstücke in kurzer Zeit zerrissen, oder vielmehr brachen, scheint den Versuchen ein schnelles Ende bereitet zu haben. Inzwischen ist dieser einzelne mißlungene Versuch von sehr geringer Bedeutung, wenn man ihn mit den zahlreichen Fällen vergleicht, in denen die Bekleidungs-Industrie die Verwendung des Papiers als Rohstoff mit Erfolg aufgenommen und beibehalten hat.

Wie die Herstellung des Papiers selbst, so ist auch seine Anwendung für Bekleidungs-zwecke in den alten Kulturländern des Orients weit früher versucht als bei uns. In den Liedern des Hafs heißt es:

Blut'ge Thränen muß ich weinen
Auf's papierne Bettlerkleid;
Weil für mich Gekränkten keinen
Troßt hat die Gerechtigkeit.“

In ganz Persien nämlich war es Sitte, daß die Armen und Bedrückten, wenn sie sich, um ihre Klagen vorzubringen, in den Beg des Königs stellten, Kleider aus rothem Papier anthaten, um schon durch ihr Aeußeres Aufmerksamkeit zu erregen. Dabei wird übrigens auf den eigentlichen Zweck des Vorhabens nur die rothe Farbe sich beziehen, während der Verbrauch des Papiers zur Herstellung von Gewändern bei der ärmeren Bevölkerung des alten Persiens wahrscheinlich allgemein üblich gewesen ist. Aus einem einfachen Grunde: weil nämlich die papiernen billiger als gewebte Kleider gewesen sein werden. Auch in China und Japan ist die Papierbekleidung schon in alten Zeiten üblich gewesen, und daß diese Mode seinerzeit noch einen weit größeren Kreis von Anhängern gehabt hat, ergaben die Weltreisen des Kapitain Cook im vorigen Jahrhundert, von denen er u. a. eine Sammlung von Kleiderstoffen der Südsee-Inulaner mitbrachte, die ebenfalls aus Papier bestanden. Auf der Außenseite gewebe-artig, lassen die Kleider ihren Ursprung von der Rückseite sehr deutlich erkennen, und legen für den Geschmad ihrer einstigen Besitzer auch äußerlich Zeugniß ab. Was von diesen Proben nicht barbarisch schön bemalt ist, trägt wenigstens eine einseitige Färbung von möglichst grossem Ton, während mattere Farben sehr

selten vorkommen. Ein Reisebegleiter des Kapitain Cook hat uns auch eine schöne Schilderung der Fabrikation dieser Papierstoffe hinterlassen, die er sich vielleicht nicht ganz so aufmerksam betrachtet hätte, wenn sie nicht durchweg von den Frauen und Mädchen des Landes betrieben worden wäre. Danach wird von dünnen Stämmchen des Papier-Maulbeerbaumes die Rinde abgestreift, durch Abkragen ihrer äußeren, rauhen Schicht erledigt, eingeweicht und mit Keulen gewalzt. Mit dem klebrigen Saft eines Strauches werden so viele Stücke vereinigt, als zur Herstellung eines Gewandes nöthig sind, und auch das Färb- und Stopfen wurde mittels derselben sinnreichen Prozedur durch Auskleistern eines Fildens, vorgenommen.

Mit dem braunen Saft eines anderen Baumes, der sich zur Farbe-Herstellung eignete, wurde schließlich das Färben der Stoffe etwa in der Weise vorgenommen, wie heute der Stubenmaler eine Decke weißt.

Die Südsee- und sonstigen Inseln unkultivirter Länder haben inzwischen meistens als Folge der ihnen von Europa übertragenen Kultur das Kleidermachen ganz und gar verloren und begnügen sich mit den Abfallstoffen, welche die Civilisation ihnen übrig läßt, oder mit den modernen Kleidungsstücken durch deren Sammlung für arme Heidenkinder sich in manchen Kreisen die Missionsthätigkeit äußert. Dagegen werden Papierkleider in großen Mengen und vorzüglicher Qualität auch jetzt noch von den ärmeren Schichten in China und Japan getragen. Isabella Bird, die berühmte Erforscherin der Sandwich-Inseln des Innern von Japan und anderer, vor ihr unbetretener Gegenden, sagt über die Papier-Fabrikation in Japan folgendes: Die Drussonetia-Papprifera, eine Maulbeerart, ist die Pflanze, woraus die Polynesier ihre Tapa oder Papiertuch bereiten und deren Kultur in Japan von großer Bedeutung ist. Von die Fasern der Baumwollstände werden in geringer Menge mit der Maulbeerrinde vermischt. Man schneidet die Schäl-linge des Papier-Maulbeers in einer Länge von fünf bis sechs Fuß jährlich ab, löst sie einige Tage im Wasser und kocht die daraus abgetrennte Rinde in Lauge. Die inneren Schichten werden für bessere, die äußeren für gröbere Papierforten benutz. Inzwischen auch die letzteren geben noch Stoffe von großer Haltbarkeit, mit denen die ärmeren Leute meist ihre Polstermöbel überziehen. Die Papierfabriken stellen mehr als sechzig Sorten eine jede für einen bestimmten Zweck her. — Um bei unsern Gegenstände zu bleiben, nennen wir hier als Fabrikationsgegenstände nur Taschentücher, Umschlagetücher, Mäntel, Hüte, Binden und die übrigen einfachen Garderobe-Bestandtheile der Japaner aus den ärmeren Klassen. Das Papier ist so dünn, daß es schwer ist, auch nur die feinsten Sorten zu zerreißen. Frau Bird fand eine besonders dünne Sorte, die man zum Einwickeln seiner Waren benutzt, bei großer Zähigkeit beinahe durchsichtig und so weich wie der zarteste Seidentrepp. Erhielt man daneben, daß im Innern von Japan fast die gesammten Häuser mit Ausnahme der Bambus-Gerüste, aber mit Einschluß von Fenstern und Thüren aus Papier bestanden, daß man an demselben Stoff Tassen und Teller, Hemden und Sonnenschirme, Bücher und Hausgeräth macht, so sieht ein jeder, daß die Japaner nicht nur von uns, sondern wir auch von ihnen lernen können, und daß es uns vielleicht schwerer werden wird, es ihnen gleichzutun, als ihnen, uns.

Versucht hat man ja die ähnliche Verwendung des Papiers auch bei uns schon zu verschiedenen Malen; besonders die geringe Wärmeleitungs-Vermögen des Papiers, welches es zu einem vorzüglichen Schutz gegen die Kälte macht, würde man gern ausnützen. Eine dünne Papierlage auf dem Boden des Zimmers soll es als Schutz gegen die Kälte mit einem dicken Teppich aufnehmen, und die Arbeiter in Papierfabriken sollen diese Erfahrung seit langer Zeit ausnützen, indem sie bei großer Kälte Papierstreifen, um die Glieder gewickelt, anstatt die Unterkleider benutzen. Nur haben die so gesammelten Erfahrungen bei uns leider nicht den Erfolg gehabt, daß die Fabrikation papierner Unterkleider als Wärme-Schutzmittel eine Verbreitung gewonnen hätte. An unserer Ungeachtlichkeit gegenüber den Orientalen liegt es nun nicht, wohl aber daran, daß wir den von ihnen benutzten Rohstoff, der vermuthlich ein besonders zähes und geschmeidiges Papiergewebe liefert, nicht zur Verfügung haben. Von amerikanischen Fabriken ist erst vor einigen Jahren der Versuch gemacht, unter der Mark „Fibres de Chamois“ papierne Kleider-Futterstoffe bei uns einzuführen, aber auch diese Bemühungen scheinen wenig Erfolg gehabt zu haben. Jene feinen und weichen Papierstoffe, wie sie z. B. die Japaner in ihrem Winterfeldzug gegen China als Hemden getragen haben, und die trotz ihrer Geschmeidigkeit so fest sind, daß man die Knopflöcher darin mit der Hand säumen kann, haben der Imitation weder in Europa noch in Amerika gelingen wollen.

Umsomehr Umfang hat bei uns die Fabrikation der Papierwäße erlangt. Steh- und Umgelegtrogen, Vorhemden und Manschetten werden in Deutschland in ungeheuren Mengen hergestellt, und ihre zu hoher Vollkommenheit gebrachte Fabrikation beschäftigt allein in Deutschland eine Reihe bedeutender Fabriken. Die hauptsächlich aus Baumwoll-Abfällen und ohne Holzzusatz bereitete Papiermasse muß von großer Festigkeit sein und wird beim Auswalzen so behandelt, daß zu gleicher Zeit drei getrennte und sich dann fest aufeinander legende Schichten gebildet werden, deren Fasern sich beim Pressen innig miteinander verbinden. Zur Erhöhung der Haltbarkeit, und um die Imitation vollständig zu machen, werden die Bogen vor dem Zerschneiden aus besonderen Klebmaschinen mit dünnem Schirting überzogen. Schließlich erhält der ganze Stoff noch eine Appretur, in welcher Weisstärke, Kreide, Borax, Wachs, Glycerin, Leim und andere schöne Dinge wetteifern, dem Papierstoff den Glanz der feinsten Plättwäße zu verleihen, wozu besonders das Walzen mit heißen Eisen-Cylindern noch beiträgt. Man kann sich vorstellen, daß die faubersten Fingerringe der Welt dazu gehören, aus diesem Rohstoff die fertige Wäße zu schneiden, zu biegen, zu rollen, mit Knopflöchern zu versehen und zu verpacken. Schließlich wollen wir nicht vergessen zu erwähnen, daß besonders als Ersatz für seidene auch sehr farbene Papier-Gravatten mit und ohne Stoffüberzug in täuschender Nachahmung feiner Seide-Gravatten fabricirt und viel getragen werden.

Papier und Holz sind verwandte Stoffe, und mancher Bogen Papier vom schönsten weißen Glanze enthält mehr Holz als irgend etwas anderes. Darum wäre unser Thema unvollständig behandelt, wenn wir nicht auch den aus Holz fabricirten Bekleidungsstoffen einen kurzen Ueberblick gönnten. Lange Zeit hat man umsonst nach einem Stoff gesucht, um

die in aller Welt gebraucht und doch nur in den tropischen Ländern gezeuete Baumwolle wenigstens zum Theil zu erzeugen. Einen baumwollähnlichen Stoff aus Holz zu gewinnen, ist der Gegenstand eines neueren Verfahrens, dem sicherlich, wenn die Holzbaumwolle nur annähernd die Eigenschaften ihrer natürlichen Schwester hat, eine ungeheure Zukunft offen steht. Die wichtigste Zwischenstufe, die das Holz auf dem Wege vom Baumstamm bis zur Spinnmaschine zu durchschreiten hat, ist die Form der Cellulose, jener reinen und wichtigen Zellstoff-Form, die man durch Auslaugen der Holzfasern in Mineral-säuren, alkalischen und Sulfid-Lösungen gewinnt. Die Cellulose der Nadelhölzer wird nach einer vorbereitenden Behandlung mit Gelatine und Oelen, um ihre Zähigkeit zu vergrößern, durch einen siebartigen Apparat gepresst, wobei der klebrige Brei zu langen, dünnen Fäden sich gestaltet, die nur noch der Waschung in Soda und Wasser und der Trocknung bedürfen, um eine spinnfähige, zähe Faser zu ergeben. Die Holzbaumwolle soll sich ebenjogut wie die echte verarbeiten lassen, und bei wesentlich niedrigerem Preise nur eine wenig verminderte Festigkeit besitzen. — Und nicht nur die Baumwolle, auch die Seide hat man mit Hülfe des Holzes erfolgreich zu imitiren gesucht. Auch das Surrogat der Seide hat die Umwandlung des Holzes zu Cellulose zur Vorbedingung; der Zellstoff aber wird dann in einem weiteren Zwischenproceß durch die Einwirkung von Alkohol und Aether in eine gummi-ähnliche Gestalt verwandelt und als Colloidium in halbflüssigem Zustande durch eine so feine Presse vertheilt, daß fünf der austretenden Fädchen erst die Dicke eines Menschenhaares erreichen. Befanzen in Frankreich sah die erste Fabrik für künstliche Seide entstehen, und seitdem sind nicht nur in Frankreich und England mehrere Conturrenz-Fabriken entstanden, sondern es streiten bereits vier bis fünf Verfahren um die Erzeugung der besten künstlichen Seide, wobei fast in allen Fällen der Rohstoff aus Holz besteht. — Hölzerne Kleider endlich konnte man zum ersten Male auf der Leipziger Gewerbe-Ausstellung des vorigen Jahres bestaunen. Die aus der Weberei von Clavier in Leipzig hervorgegangene Erfindung, die dieser Fabrikation zu Grunde liegt, besteht in der Herstellung eines neuen leinenartigen Gewinnes, das bis auf seine Rohstoffe noch völlig in Dunkel gehüllt ist: Diese aber bestehen zu 90 Procent aus Holzfasern mit 10 Procent Baumwollen-Beimischung. Die ziemlich groben Fäden des weberfarbigen Gewinnes, haltbar und ziemlich geschmeidig, wurden auf der Ausstellung von drei fleißig klappernden Webstühlen zu Stoffen verarbeitet, die ebenjogut zu Hand-tüchern und derber Tischwäsche wie zu größeren Leinen- oder Dress-Anzügen brauchbar schienen. Erweist sich dieser Griff als glücklich, so wird wohl damit endlich der nimmerfahnen Textil-Industrie, die sich mit allen Baumwoll-Plantagen und Flachsfeldern der Erde, mit der jährlichen Ausbeute aller schätzenden Länder nicht mehr zufrieden geben will, einmal eine Weile Genüge geschehen sein.

Rachdruck verboten.

Die Diplomatin.

Stizze von Hans Wachenhusen.

Warum bist Du nur so kokett, Mama?" fragte die kleine Luise, vor ihrer jungen Mutter kniend, die Hände auf deren Schoß, und ohne zu wissen, was sie eigentlich fragte.

"Kokett, ich?" rief diese, erstaunt auf das vierjährige Mädchen hinabblidend. "Wer hat Dir das gesagt?"

"Ich hörte den Onkel Ludwig nach dem Frühstück so zu seinem Better William sagen, als sie beide im Rauchzimmer saßen."

"So? Der Onkel Ludwig hat das gesagt?" Die junge Frau blickte in den Spiegel ihr gegenüber und sah eine senkrecht gealtete auf ihrer von braunen Löckchen umgebenen Stirn. Ihre Hand sank mit dem Mode-Journal auf den Schoß, in die Spitzen ihrer cremefarbenen Hansrobe. Sie war unangenehm überrascht durch des Kindes Geplauder.

"Ja, und er sagte noch, Du hättest es doch gar nicht nötig! Du seiest doch eine so schöne Frau."

"Sagte er auch das? Und was sagte der Better William?"

"Der lachte dazu. Der Onkel, als er sah, daß ich das gehört, rief mir zu, ich solle Dir das ja nicht wieder sagen. Was ist das eigentlich... kokett, Mama?"

"So, also kokett bin ich in seinen Augen! Das will ich mir doch merken!" dachte die junge Frau. "Es ist jetzt wohl Zeit, daß Du Deine Schulaufgaben machst?" Damit sandte sie die Kleine in das Kinderzimmer. Diese sah die Mutter verstimmt und küßte ihr, um Verzeihung bittend, die Hand.

Albina Morris gähnte. Sie war noch ermüdet von dem gestrigen Ball, hob die Arme, faltete die Hände im Nacken zusammen und legte das Köpfchen hintenüber, schob die Füßchen in den zierlichen Pantoffeln von sich und blickte zur Dede.

"Diese Dummheit hätte ich ihm nicht zugetraut; er sollte mich besser kennen! Aber ich will's ihn empfinden lassen! Heut' Abend, wenn die beaux rostos der geistigen Gesellschaft servirt werden, erscheint er jedensfalls; er hat sich ja selbst dazu eingeladen, und dann..." Sie lächelte, wieder in den Spiegel blickend, sich selber an. Er hatte sie eine schöne Frau genannt. Das war ihr selbst nur zu sehr bewußt, denn mit diesen tiefbraunen Augen, diesem wunderbaren Haar, das eben nur flüchtig aufgehoben, diesem etwas leidenschaftlich gestülpten Köpfchen und den Lippen von der Farbe einer Garten-Erdbeere, endlich dieser schlanken schönen Gestalt, — sie erhob sich, — mußte man selbst einem Blinden schön erscheinen, und wie sehr zum Ueberdruß redeten die Herren sie "schöne Frau" an! Das braucht der Onkel Ludwig ihr nicht erst zu sagen. Aber kokett? Das glaube sie zum ersten Mal zu hören, und das verdros sie. Und dennoch, — sie gab ihm recht in diesem einen Fall.

In ihrem Ankleidezimmer fand sie die Stubenmagd noch beschäftigt, den ganzen Gesellschaftsstaat von gestern in die Schränke zu thun. Sie sah die weiße Seidenrobe, in welcher sie gestern erschienen, in ihren Händen, und daran hing noch ein kleines Bouquet von Weissen und Moosröschen, jetzt verwelkt. Sie trat hinzu, um es von der Taille zu lösen.

"Armes Ding!" murmelte sie lächelnd. "Er brachte es mir, und ich nahm es und steckte es dahin. Er ist ja ein interessanter Mann, ein schöner Mann, könnte man sagen, und es ward

mir leicht, ihm in seinen Galanterien entgegen zu kommen. Es ist überhaupt so leicht, einen Mann zu gewinnen, wenn er selbst gefallen will. Ich übertrieb vielleicht, ich compromittirte mich vielleicht sogar ein wenig, und das würde ich mir nicht verzeihen, wenn es zwecklos gewesen wäre!"

Ihr Blick fiel wieder auf das Sträußchen, als die Friseurin gekommen und sie in ihrem Peignoir vor dem Spiegel sah. Sie griff danach und zerplückte es mit nervöser Hand. Die Friseurin war erstaunt, sie so schweigsam zu finden, als sie nach dem Verlauf der Soire fragte. Es mußte etwas vorgefallen sein.

"Wie man hört, hatten Sie einen so interessanten Gast," sagte sie. "Einen mexikanischen Präsidenten!"

Albina lächelte vor sich hin und schweig. Er war derselbe, auf den ihr Schwager Ludwig angepielt.

Als ihre Frisur fertig war, erhob sich Albina und warf das Peignoir ungeduldig auf einen Stuhl. Dann entließ sie die Friseurin verstimmt und schellte der Jungfer, um ihr bei der Toilette für einige Ausgänge behülflich zu sein. Ihr Gemahl war in seinem Bureau. Als einen der größten Industriellen nahmen ihn dieses und die Börse in Anspruch.

"Ob er wohl sein Wort halten wird?" fragte sie sich, ihr Hütchen vor dem Spiegel auf den Scheitel legend. "Georg wird doch so klug sein, ihn fest zu halten!"

Der Landauer erwartete sie an der Hausthür. Selbstbewußt warf sie sich in den Wagen.

Den ganzen Tag hindurch sah sie den Gatten nicht. Er hatte ihr durch einen Bureau-Diener sagen lassen, er werde, durch Geschäfte verhindert, nicht zum Diner erscheinen, und Albina schien diese Botschaft mit Befriedigung hinzunehmen. Hatte er doch einem sehr wichtigen Geschäft seine Aufmerksamkeit zuzuwenden.

In der Southern-Rüchle war wieder viel Tellergeräusch, der Diener war beschäftigt, alles für den Abend zu bereiten, denn man erwartete ja eine kleinere Gesellschaft von Hausfreunden für die beaux rostos. Man hatte am gestrigen Abend von Buffets gespeist, und diese waren überladen gewesen mit den ausschweifendsten Genüssen, "brechend voll, der zehnte Theil würde schon überreich gewesen sein," so hatte sich der ökonomische Schwager Ludwig, der alles kritisierte, ausgedrückt. Aber was verstand er, ein Gelehrter und Naturforscher, von der Nothwendigkeit der Repräsentation eines so bedeutenden Geschäftshauses, das so hohe internationale Aufträge verfolgte!

Der Herbstabend war schon herabgesunken. Albina sah wiederum bei der Toilette, und auch heute galt es, wieder schön zu sein. Strahlend ergoß sich das elektrische Licht über ihren weißen Nacken und blühte in dem Diadem, das ihr die Friseurin in das braune, süppige Haar gedrückt. Mit geheimer Freude und von innerer Benugung leuchtenden Augen sah sie in dem Spiegel, wie ihr Teint heute mit dem Schnee ihrer mit wie hingehauchten Apfelblüthen übersäten Robe wetteiferte, und die der Jungfer glänzten ebenfalls vor Stolz über die Schönheit ihrer Herrin, während sie, die Taille schliefend, dieselbe über die blendenden Schultern hinweg im Spiegel bewunderte.

Albina trug die Robe zum ersten Male. Als sie das Geschmeide um den Nacken legte, betrachtete sie sich prüfend, aber sie triumphirte nicht mehr über ihre Schönheit, sie dachte nur an den Schwager Ludwig und an das, was er sagen werde, wenn er sie für eine doch nur kleine Gesellschaft in so großer Toilette erblicken werde.

Als sie sich zur Toilette in ihr Ankleidezimmer begeben hatte, war nämlich ihr Gemahl, ein noch junger, stets elegant erscheinender Mann, Theilhaber als Nachfolger seines Vaters an einem der ersten Bankhäuser, zu ihr getreten, hatte sie in bester Laune auf die Stirn geküßt und ihr ein Papier gezeigt. Freudig hatte sie es gelesen, und als er Eile gezeigt, in sein Privat-zimmer zu kommen, gebeten: "Laß mir dies für den heutigen Abend!"

Er hatte es ihr gern überlassen, ihre Hand an seine Lippen gedrückt und war dann geschäftig gegangen, um vor dem Abend noch seine Correspondenz zu erledigen.

Und dieses Papier barg sie, als ihre Toilette beendet, jetzt in ihrer Tasche. Sie wußte genau, zu welchem Zwecke.

Die kleine Gesellschaft fand sich ein. Alle Räume waren festlich erleuchtet. Als erste erschienen Albina's Gatte, im Gesellschafts-Anzug mit weißer Cravate, und der Schwager Ludwig.

Ihr Blick hing an dem ersteren, als sie durch die Portiere in den Salon trat, und er verstand ihre Frage und beantwortete sie mit einem Kopfnicken. Er selbst bewunderte ihre Toilette, doch sie achtete nicht darauf. Er fand sie ja schön, wie das die Pflicht eines jungen Gatten ist.

Der Schwager Ludwig staunte sie an. Auf seinem Gesicht lag die Frage: So viel Staat für die beaux rostos? "Was werden die übrigen Damen sagen?" sprach er halb laut vor sich hin.

Sie achtete nicht darauf, ging aber einigen Gästen, mehreren Damen ihrer intimen Bekanntschaft, entgegen, die sich allerdings beschämt küßten, da sie nur in einfacher Abend-Toilette gekommen, doch ihre Bewunderung der schönen neuen Robe nicht verschweigen konnten.

"Nur eine Laune von mir! Ich erhielt sie erst heute," lächelte Albina.

"Natürlich für den Präsidenten von gestern!" flüsterte die eine der anderen zu, als Albina neue Gäste empfing.

Die Gesellschaft wuchs doch ansehnlich; Albina schien in-zwischen unruhig. Da aber erschien eben ein hochgewachsener Cavalier mittleren Alters mit kurz gehaltenem Vollbart, edeln, aristokratischen, fremdländischen Zügen, an dem jede Bewegung den Weltmann verrieth. Er trug das Bändchen der Madonna Souadelaide im Knopfloch.

Mit vollendeter Galanterie küßte er nach einem bewundernden Blick Albina's Hand, deren Antlitz sich mit hoher Röthe färbte. Schwager Ludwig beobachtete sie scharf. "Natürlich!" brummte er, "die Fortsetzung von gestern! Wo nur Georg seine Augen hat!"

Der Präsident sah bei der Tafel neben Albina, ihr Gatte sah ihnen gegenüber und schien alle die Galanterien des Gastes nicht zu bemerken; umsomehr beachteten die übrigen sie. Er vernahm auch, wie der Präsident ihr sein Leidwesen ausdrückte, schon um elf Uhr in der Nacht seine Reise fortsetzen zu müssen, er habe aber um die eine Stunde gezeigt, die ihm noch vergönnt sei, mit einer so schönen, lebenswürdigen Frau zu ver-bringen. Er ergriff dann sein Glas, um auf ihr Wohl zu trinken, und ziemlich verstimmt und mit vorwurfsvollem Blick auf die Herrin des Hauses ergriffen die Gäste ihre Gläser.

Als um seinetwillen die Tafel schon früh aufgehoben wurde,

verabschiedete sich der Präsident mit einem Kuß auf beide Hände Albina's und preßte ihrem Gatten mit einem Blick des Ein-berständnisses die Hand. Das Antlitz der jungen Frau strahlte.

Als er fort war, machte sich die Verstimmung der Gäste recht fühlbar. Sie hatten schon gestern Albina's Benehmen gegen diesen Mann gemißbilligt, heute zeigten namentlich die Damen ihr eine gewisse Indignation über ihr freies Benehmen.

Um das Eis zu brechen, trat Albina im Nebensalon an das Piano, um ein Lied zu singen. Sie forderte Ludwig auf, sie zu begleiten. Der aber stand schon da, mit dem Hut in der Hand. Keiner der Gäste war ihr gefolgt; sie standen schon alle auf dem Sprünge. Georg plauderte mit einigen Herren im Speisesaal.

"Du siehst, es ist keine Andacht da, Dir zuzuhören!" antwortete Ludwig mit grossender Miene. "Ich stehe nicht an, Dein Benehmen gegen diesen Mann zu tadeln, wie sie es, Du siehst es, alle thun! Du hast Deine Würde als Frau schwer geschädigt. Unverzeihlich! Ich begreife Georg nicht, der das mit ansehen konnte!"

Albina lachte. Sie trat in die Fensternische und nahm einen niedrigen Sessel.

"Komm, setz Dich zu mir!" bat sie mit scherzender Miene. Unwillig folgte ihr der Schwager.

"Du nanntest mich gestern schon eine Kokette," begann sie; "ich hörte es aus dem Munde des Kindes."

"Umjomehr hättest Du Dich heute zusammennehmen müssen." Albina zeigte ihm wieder dasselbe Lächeln.

"Gestern," sagte sie, "geschah es aus Klugheit, heute aus Dankbarkeit."

Ludwig blickte sie unwillig fragend an.

"Du hast wohl von Georg gehört, daß der Präsident die europäischen Hauptstädte im Interesse der mexikanischen Anleihe bereist?"

"Wie hängt Du mit dieser zusammen?" fragte er großend.

"Insofern, als unser Bankhaus an derselben interessiert ist."

"Ist das etwa Frauenjache?"

"Nicht direct, lieber Schwager!" lachte sie. "Es handelte sich vielmehr um die Vergebung großer Bergwerks-Terrains in Mexiko, um die sich drei große Bankgruppen in heftiger Con-currenz bewerben, darunter die unsrige."

"Und was hast Du damit zu thun?"

"Wie thörich Du fragst! Kennst Du nicht das Sprichwort: ce que femme veut, Dieu lo veut? ... Georg kam vor acht Tagen ganz erregt aus einer Gesellschaft, an der ich wegen Unwohlseins nicht theilnehmen konnte, nämlich aus der unseres Hauptconcurrenten um die Bergwerke. Der Präsident, ein großer Damenfreund, war dort gewesen, und der Gastgeber hatte seine beiden schönen Töchter, zwei junge Frauen, ins Feuer geführt. Georg war außer sich. "Durch eine schöne Frau ist der Mann um den Finger zu wickeln! Ich fürchte wir haben unser Spiel verloren!" rief er aus. "Er hat mir indes ver-sprochen, auf der Soiree zu erscheinen, die ich seinetwegen geben will; spüte Dich also, gesund zu werden, ehe es zu spät ist; er will ja nach Wien!" "Gut," antwortete ich; "schick nur die Einladungen aus!" Ich verstand ihn, und Du wirst auch mich verstehen, wenn ich Dir zeige, was Georg heute nach Hause gebracht!"

Sie zog das Papier aus der Tasche und reichte es ihm triumphirend. Er las kopfschüttelnd und reichte es ihr zurück.

"Schlauheit, Dein Name ist Weib!" rief er aus.

"Und Schwachheit, Dein Name ist Mann!" Sie nahm das Blättchen, als Georg eben in den kleinen Salon trat, um sie zu der unruhigen Gesellschaft zurückzuführen.

"Ich bat Dich um dies, weil Ludwig mich gestern miß-verstanden!" sagte sie lächelnd, ihm das Papier zurückgebend. "Ich hoffe doch, man wird die erste Goldbarre, die man aus den Bergen gewinnt, für mich bestimmen!"

"Gewiß, mein Engel! Wenn wir sie erst haben!" Georg beugte sich und küßte dankbar ihre Hand.

Eben trat ein älterer Herr, ein an der Börse sehr geschätzter Geschäftsmann ein, der für seine Verspätung um Entschuldigung bat. Er wandte sich zunächst etwas aufgeregt an Georg mit halber Stimme: "Ich höre, die Bergwerke sind Ihrer Gruppe zugesprochen!"

Georg nickte freudig. Der alte Herr schritt zu Albina und küßte ihr die Hand.

"Gnädigste Frau," sagte er vertraulich lächelnd, "das war Ihr Werk! Ich habe Sie gestern Abend bewundert!"

Rachdruck verboten.

Ein Rival.

Nach dem Gemälde von F. Fagerlin. — Siehe Seite 65.

Piet hatte sein Fischerboot verankert und schickte sich an, nach Hause zu gehen. Er war müde, denn das Meer hatte ihm und seinen Kameraden heute viel zu schaffen gemacht, sie hatten tüchtig arbeiten müssen. Der Fang war aber auch sehr lohnend gewesen, das Boot hatte die Menge Fische garnicht zu fassen vermocht, und Piet freute sich schon im voraus auf das zufriedene Schmungeln des Vaters und sumimte vergnügt ein heiteres Volkslied vor sich hin. Da kam die kleine Luise, des Nachbars Töchterchen, zu ihm gelaufen, die Holzhuthe klapperten auf dem Strandkies, und die Haare flatterten im Winde. "He Piet, weißt schon, der Jan Mil-born ist von Ostindien zurück, er sitzt jetzt bei Euch und spielt Guitarre und singt dazu. Und meine Schwester, die Wilhelmine, ist auch dabei."

"Jan bei uns, und Wilhelmine auch?" sagte Piet ver-wundert und runzelte die Stirn. Luise wollte ihm noch mehr erzählen, er aber hörte nicht mehr auf sie, sondern stürzte eilig die Düne hinauf und trat klopfenden Herzens in die elterliche Wohnung ein. Wie gebannt blieb er auf der Schwelle stehen. Wichtig, Jan spielte die Guitarre und sang ein sehnsuchtsvolles Liebeslied. Dabei sah er unverwandt auf Wilhelmine, die ihn nicht ohne Interesse zu betrachten schien. Immer feuriger wurden die Worte, immer sehnsüchtiger klang die Melodie, und immer siegesgewisser blickte das Auge des Sängers. Jan war ein Schlauer, er hätte es sich nicht zu sagen getraut, daß er Wilhelmine liebe, aber singen kann man ja alles, und mit Gesang ist schon manches Frauenherz gefangen worden, das wußte er recht gut. Verstand ihn die Angebetete, dann würde er zu gelegener Zeit schon Worte finden, wollte sie ihn nicht, — nun, dann hatte er nur ein Lied gesungen.

Das Lied war zu Ende. Piet ballte die Faust und wollte mit einem unfreundlichen Wort ins Zimmer treten; da hörte er Wilhelmine lustig anlachen. „Gut hast' gesungen, Jan," sagte sie, „sehr gut, aber das Lied gefällt mir nicht. Solche Schmachlappen mußt Du den braunen Frauen in Indien vorsingen, nicht mir. Und daß Du's nur wetzt, ich habe Einen gern, der ist ein Fischer, und er ist mir auch gut, das weiß ich, wenn er's auch noch nicht gesagt hat. Er kann freilich nicht so singen, wie Du, aber das macht nichts, er ist darum doch ein ganzer Kerl!"

Da schlug Jan die Augen nieder und griff verlegen einige Accorde auf der Gitarre. Was er vor sich himmelmelte, konnte man nicht verstehen. Piet aber ging leise wieder zur Thür hinaus. Was er eben gehört hatte, mußte er erst in sich verarbeiten, ganz allein für sich, am Meeresstrand, wo die Wogen am lautesten tosen und der Sturmwind heult.

Nachdruck verboten.

Hans Wachenhusen.

Nach langer, schwerer Krankheit ist Hans Wachenhusen am 23. März morgens um acht Uhr zu Marburg gestorben. Ein überaus fleißiger, vielseitiger Schriftsteller ist in ihm zur ewigen Ruhe eingegangen. Trotz seiner zahlreichen, gern gelesenen und durch starke Effecte stets fesselnde Romane und Novellen aber, die er geschrieben, ist es ihm doch nicht gelungen, auf diesem Gebiete einen Ruhmestitel in der Literatur sich zu sichern. Seine Bedeutung liegt in der leichten Plauderei und in der Berichterstattung, ja man darf sagen, daß er für die Entwicklung des deutschen Journalismus bahnbrechend gewirkt hat, und hier wird sein Name unvergessen bleiben.

Wachenhusen ist am 31. December 1827 in Trier geboren und widmete sich schon in jungen Jahren dem Schriftstellerberufe. Zunächst trat er als Uebersetzer dänischer und schwedischer Romane auf; als dann im Jahre 1853 der Krimkrieg ausbrach, wurde er Kriegs-Correspondent, und seine Berichte riefen in allen Kreisen der gebildeten Welt das größte Aufsehen hervor. Seine Schilderung der Schlacht bei Ottenha, wo Omer Pascha die Russen schlug, sein Bericht über die tapfere Verteidigung der Festung Silistria durch den ehemaligen preussischen Lieutenant Grach, die die Franzosen unter General Espinasse durch die Cholera-Epidemie in der Dobrußtscha erlitten, seine Beschreibung des Feldzuges in der Arim, die wunderbaren Portrait-Bilder, die er von den englischen, französischen und italienischen Feldherren und ihrem Verhalten in den Schlachten an der Alma, bei Balaklava, bei Inkerman am grünen Mamelon und bei Eupatoria den erstaunten deutschen Lesern darbot, galten als geradezu klassische Muster einer plastischen Darstellungskunst. — Kaum war Wachenhusen vom Kriegsschauplatz heimgekehrt, erfaßte ihn der Wandertrieb aufs neue und hat ihn gewissermaßen bis an sein Lebende nicht wieder verlassen. Er war überall zu Hause; man traf ihn in Paris zur Glanzzeit des zweiten Kaiserreiches, dann im österreich-italienischen Kriege im Hauptquartier des Feldzeugmeisters Graf Sinsay, er wohnte dem Einzuge Garibaldi's in Neapel bei, ging mit den preussischen Truppen nach Dänemark und später mit Prinz



Hans Wachenhusen.

Friedrich Karl nach Münchengrätz und Sadowa. Die große Weltausstellung zog ihn wieder nach Paris, dann wohnte er der Einweihung des Suez-Kanals bei, machte den deutsch-französischen Krieg mit, sah sich den karlistischen Aufstand in Spanien in der Nähe an und besuchte später Agypten und einen beträchtlichen Theil Europas. Schier unzählige Feuilletons geben Zeugniß von seinem Fleiße, sowie von seiner scharfen Beobachtungsgabe, und eine Eigenschaft offenbaren sie, die nicht jedem Berichterstatte zu eigen ist, eine unerfrockene Wahrheitsliebe! Wachenhusen ließ sich durch nichts beeinflussen, in Folge dessen ist er häufig, namentlich bei der Kriegs-Berichterstattung, in ernste Konflikte gerathen. Wenn seine Romane nicht so vertriebt sind, wie man sie wohl von dem reichbegabten Schriftsteller erwarten durfte, so muß man nicht allzustreng mit ihm rechten: Dem unstäten Wanderer fehlte die Ruhe, die eine Grundbedingung für das Ausreifen eines Kunstwerkes

ist. Eine der letzten Arbeiten Wachenhusen's veröffentlichte wir im vorliegenden Hefte, der Leser findet in ihr des Schriftstellers Eigenart ausgeprägt: den leichten Plauderton und die scharfe Beobachtung.

Unsere Kinder.



Gerhart und Franz.

Lieber Onkel!

Das war aber eine Freude, als ich das Evchen aus dem Kindergarten in Deiner Zeitung sah, denn ich habe sie sehr lieb. Und ich habe mich so gefreut, wenn ich sie mit ihrem Schwesterchen auf der Straße traf, in ihren niedlichen rothen Kabüchchen. Nun aber bin ich bedrückt, daß das Evchen nach Berlin, wo der Kaiser wohnt, gezogen ist. Da hat sie es gut und kann den Kaiser alle Tage sehen. Ich habe ihn auch einmal fahren sehen hier, wir waren bei Onkel Steckners und haben tüchtig Hurra geschrien, da hat er uns freundlich zugewinkt. Nun aber will ich Dich etwas fragen. Das Evchen kann doch noch gar nicht schreiben, weil es noch nicht zur Schule geht. Da kann doch der Brief nicht von ihr sein und alles ist richtig, nicht ein Fehler drin. Ich mache noch viele und gehe doch schon seit Ostern zur Schule. Das kannst Du an dem Bild sehen. Franz, mein Freund, glaubt auch nicht, daß Eva geschrieben hat. Er ist größer als ich und macht nicht so viel Dummheiten in der Schule wie ich. Große Leute machen auch manchmal Fehler. Meine Kusine Hanni ist sehr geschickte. Sie hat aber Gerhart mit d geschrieben. Grüße bitte Evchen recht schön von mir. Es grüßt Dich

Leipzig.

Dein Gerhart.

Gerhart hat sich getäuscht, Ilse und Eva Kömer waren nie in Leipzig, sie besuchten auch keinen Kindergarten; in seinem Briefe sind noch einige Fehler, das darf man ihm aber nicht zu hoch anrechnen, denn die Leipziger Abschnüpfen stehen mit den harten p und t auf dem Kriegsfuße.

Nachdruck verboten.

Ein Jubiläum des Diamanten.

Von Dr. Wilhelm Stof.

Der edelste der Edelsteine, der Diamant, feiert in diesem Jahre ein ganz besonderes Jubiläum. Genau hundert Jahre sind verfloßen, seitdem Guyton de Morveau unter einem riesigen Brennglase zum ersten Male einen Diamanten im Sauerstoffgas verbrannte. Wohl war die Verbrennbarkeit des Diamanten schon früher entdeckt worden, aber erst durch seine Verbrennung im Sauerstoff wurde der Jahrtausende lang für „unbezwingbar“ gehaltene Edelstein in seinem Wesen erkannt: der härteste aller Körper, die Kleinodien der Königschätze, sie enthielten sich als „eitel Dunst“, als ganz gewöhnlicher, flüchtiger Kohlenstoff. Die kostbaren Steine, die im Ballsaal, an schönen Frauen und ordengeschmückten Männern unsere Augen blenden, sie sind weiter nichts, als eine andere Daseinsform der schwarzen, schmutzigen Kohle. Seit dieser Entdeckung ist der Diamant ein fortwährendes Untersuchungsobjekt der Chemiker geblieben, aber erst die allerletzte Zeit hat unser Wissen von ihm erheblich erweitert.

Der schöne, glitzernde Stein, der schon so manches harte Frauenherz erweicht hat, er selbst ist so unangreifbar hart, daß nicht der härteste Stahl, nicht das härteste Korn eines anderen Steines seine spiegelglatte Fläche zu rüben vermögen. Wie groß aber seine Härte ist, hat jüngst Herr Crookes in einem Vortrag in London gezeigt, indem er einen Diamanten zwischen zwei Stahlblöcke legte und diese durch eine hydraulische Presse gegeneinander drückte. Anstatt, daß der Diamant, wie man erwarten sollte, zu Staub zermalmt worden wäre, hatte er sich unverändert in den Stahlblock hineingeböhrt. Diese ungeheure Härte, die ihn neben seiner Kostbarkeit auch zu einem sehr nützlichen Stein macht, galt bisher als einziges, sicheres Kennzeichen, ihn von täuschenden Nachahmungen aus Glasfluß zu unterscheiden. Jetzt freilich werden, wie manche andere Fälschungen, auch diese leicht durch die unsichtbaren Röntgenstrahlen entlarvt. Diese Strahlen machen vor dem härtesten aller Körper nicht nur nicht Halt, sie durchdringen ihn sogar so leicht, wie leeren Raum. Alle in Form, Farbe und Glanz

den Diamanten täuschend ähnlischen Glasflüsse dagegen haben sich für die X-Strahlen als un durchlässig erwiesen. Die Entdeckung, daß der Diamant nur fester Kohlenstoff ist, war zwar für die Wissenschaft überaus wichtig, für das praktische Leben jedoch ohne Belang. Aber mit dieser Entdeckung war zugleich die Möglichkeit des umgekehrten Verfahrens gegeben: aus werthlosem Kohlenstoff den Diamant herzustellen. Man denke: die kostbaren Edelsteine, deren größtes nach Millionen geschätzt werden, aus Nichts zu schaffen! Das war ein Ziel, des Schweißes werth. Die Mühe war lange vergebens. Erst jetzt, abermals an der Wende eines Jahrhunderts, ist das Ziel erreicht. Allerdings erst nur in kleinen Anfängen, aber es ist erreicht. Ob wirklich noch einmal ein Jahrhundert vorübergehen wird, bis aus des Chemikers Hand Steine entstehen, die sich in Größe und Glanz mit den aus der Erde gegrabenen messen können?

Schon lange hatte man es erreicht, die zusammengefügten Körper in ihre Elemente zu verflüchtigen, nur die Kohle widerstand allen derartigen Angriffen. Sie blieb unschmelzbar, fest und hart. Erst als man im elektrischen Bogenlicht sie der ungeheuren Temperatur von 3000 bis 4000 Grad aussetzen konnte, begann endlich auch sie, sich zu verflüchtigen, aber nicht, wie viele andere Körper, einen flüssigen Zwischenzustand durchzumachen. Um die Kohle aber zu Krystallen umzubilden zu können, mußte sie erst verflüssigt und die Flüssigkeit dann durch Abkühlen krystallisiert werden. Dazu war außer der hohen Temperatur gleichzeitig auch ein hoher Druck erforderlich. Beides war zu erreichen, aber ein weiteres Hinderniß stellte sich ein: die überaus leichte Verbindung des freien Kohlenstoffes mit Sauerstoff. Wo und wie er nur immer Sauerstoff erhalten kann, verbindet er sich mit ihm zu Kohlenäure. Das war dem vorzubeugen? Da erinnerte sich der Franzose Moissan, daß geschmolzenes, feuerflüssiges Eisen leicht Kohlenstoff in sich aufnimmt und ihn beim Abkühlen wieder als Graphit abscheidet, und zwar in um so größerer Menge, je höher die Schmelztemperatur ist. Moissan und nach ihm Nobel und Majorana erriethen nun äußerst sinnreiche Vorrichtungen, Kohle in geschmolzenem Eisen zu lösen und dann das Eisen unter ungeheurerem Druck abkühlen und erstarren und dadurch den sich auscheidenden Kohlenstoff zu Diamanten krystallisieren zu lassen. Die so erzeugten Diamanten besitzen alle Eigenschaften der natürlichen. Allerdings sind sie noch sehr klein. Die Mittel aber zur Herstellung von größeren sind bekannt werden können, um so größer werden die Diamanten sein, zu denen sich der im Eisen gelöste Kohlenstoff krystallisiert.

Aber das ist nicht der einzige Erfolg dieser Versuche. Sie erleuchten zugleich das Dunkel, in das bis jetzt die Entstehung der natürlichen Diamanten gehüllt war. Welche Bedingungen mögen es gewesen sein, unter denen in der Natur der Kohlenstoff die Form der wasserhellen oder farbigen und schwarzen Krystalle annahm? Sind sie, gleich dem Bernstein, organischen Ursprunges, wie man früher geglaubt hat? Oder sind sie, wie noch heute viele glauben und in ihrem Glauben durch das Auffinden von kleinen Diamanten in Meteorsteinen bestärkt werden, vom Himmel gefallen? Oder sind sie, wie die Edelmetalle mit Eruptionsgesteine aus dem Innern der Erde durch deren Rinde durchgebrochen? Alle diese Annahmen müssen jetzt vor der weichen, die sich als einfache Folgerung aus den neuesten Entdeckungen ergibt. Schon früher hatte man bemerkt, daß die Asche verbrannter Diamanten stets Eisen enthielt, diese Thatsache aber wenig Werth beigelegt. Jetzt muß uns dieser Umstand äußerst wichtig erscheinen. Wenn der künstliche Diamant sich aus geschmolzenem Eisen abscheiden läßt und alle natürlichen Diamanten in ihrer Asche Eisen enthalten, was liegt da näher, als anzunehmen, daß auch die Diamanten in der Natur aus geschmolzenem Eisen abgeschieden sind? Erklärt sich dadurch nicht auf ungezwungene Weise die eigentümliche Tropfenform so vieler Diamanten? Nicht eben ihre verschiedene Färbung? Wissen wir doch, daß Eisen auch viele farbende Körper leicht löst. Müßten demnach nicht Eisenstücke, die Kobalt, Nickel, Chrom oder Mangan enthalten, blaue, röhliche oder grüne Steine abscheiden? Gerade diese Stoffe kommen in der charakteristischen Blau-Erde der Diamantgruben vor. Schon lange ist für die Diamantengraber Südafrikas der Eisengehalt des Bodens das Merkmal für das Vorhandensein von Diamanten. Die Gegend von Kimberley ist als überaus eisenreich bekannt. Nach dem geologischen Bau der großen südafrikanischen Diamantengruben dürfen wir uns ihre Entstehung folgender Maßen vorstellen: In einer gewissen Tiefe der Erde, wo die Temperatur höher ist, als die des elektrischen Bogenlichtes, und der Druck viel gewaltiger, als wir ihn erzeugen können, befinden sich große Massen schmelzflüssigen Eisens, die Kohlenstoff enthalten. Von solchen Eisenmassen, die sicher sind vor jeder Berührung mit Sauerstoff, die sich zur Abkühlung bis zum Erstarrenpunkte die Zeit von Jahrtausenden nehmen können, von dem, sollte man meinen, müßten Diamanten in der Größe von Kugeln ausgeschieden werden! Durch Risse in den überliegenden Schichten mag allmählich Wasser bis zu dem glühenden Eisen durchgedrungen sein und sich in Dampf verwandelt haben. Bei Berührung von Wasserdampf und glühendem Eisen muß Wasserstoff entstanden sein, der sich dann, vereint mit dem Dampf, gewaltig einen Ausweg nach oben gesucht hat. Dies geschah durch gewaltige Eruptionen. Mit allerlei Gestein und Mineralien wurden auch Diamanten herausgeschleudert, die dann mit der Auswurfsmasse in die selbstergezeugte Röhre wieder zurückfielen. Hier liegen sie nun in der wild durcheinander gerüttelten Masse eingebettet. Die Hügel, die sich über diesen Krater gebildet hatten, wurden durch Wasser und Wetter so lange abgetragen, bis jede Spur verschwunden war. Die zurückgefallene Auswurfsmasse verwandelte sich unter dem Einfluß chemischer Agentien in das, jetzt Blau-Erde genannte Conglomerat.

So sicher wir wissen, daß in unbekanntem Tiefen der Erde noch ungeheure Massen erstarren Eisens liegen, so sicher dürfen wir annehmen, daß sie Diamanten in größeren Mengen und von größeren Dimensionen enthalten, als man bisher in der Blau-Erde gefunden hat. Man hofft, solche Eisenslager mit der Magnetsäge ermitteln und dann ausbeuten zu können. Wer weiß aber, ob nicht, ehe dies geschieht, der Chemiker als solche Unternehmungen zunichte macht? Ob nicht bis dahin künstliche Diamanten geschaffen werden, billig, wie Glasperlen?

Nachdruck verboten.

Die Thalkönigin.

Roman von Hermine Billinger.

(9. Fortsetzung.)

er Mathis stand unter dem Hofthor.

„Ich war ein böser Hüter,“ sagte der und kratzte sich hinter den Ohren, „das soll mein letzter Kausch gewesen sein, Hofbauer.“

Veldi machte ihm keinen Vorwurf; gar düstere Falten gruben sich in seinem Antlitz ein, denn was ihm als ein besonderes böses Omen erschien: Türk, der sonst Attala's steter Begleiter war, lag an der Kette, und im Stall fehlte das weiße Pferdchen. Er gedachte seiner bösen Worte am Morgen, und ihm schwante nichts Gutes.

Knechte und Mägde kamen schon vor Abend von der Hochzeit zurück; über allen lag's wie ein Druck, denn es wurde Nacht, und die Bäuerin lehrte nicht zurück.

Der Bauer und Mathis durchsuchten den Wald mit einer Laterne; Türk säuberte frische Pferde Spuren im weichen Sand auf, aber sie verloren sich im Wiesenland.

Veldi war gegen Morgen heimgelommen und hatte sich auf's Bett geworfen. Es war so still im Hof, so öd', kein Mensch getraute sich laut aufzutreten, laut zu sprechen. Die Melan betete in der Küche; wie hart, wie unfreundlich war sie gegen die Bäuerin gewesen; hatte sie ihr nicht das Leben schwer gemacht bei jeder Gelegenheit? Ach, ihr schlug das Gewissen gar sehr, und gebeugt, eine uralte Frau, that sie unter Stöhnen ihre Pflicht am Herd.

Der Bauer kam ganz verstört zum Frühstück; er aß seine Suppe gewohnheits halber und brach dann auf zum Wildsee. Er hatte ein paar Augenblicke geschlafen, da träumte ihm von dem unheimlichen Wasser, und er erinnerte sich, daß er seinen Vater oftmals hatte sagen hören, es sei nicht gut, vom Wildsee zu träumen, es bedeute Thränen und Trauer.

Ahnungs bang ging er mit Türk zum einsamen Bergsee hinauf; am Ufer des grünlichen Gewässers brach er in die Kniee und schrie zum Himmel wie ein tödtlich getroffenes Wild:

„Mein Weib! mein Weib! bist Du da hinab, — hab' ich darum vom Wildsee geträumt, — ist er Dein Grab? Was liegt mir am Mooshof, — was liegt mir am Leben, — ich elender Kerl, — o, Du hast recht, ich bin zu schlecht für Dich, — Stäffe! Stäffe! Nie hab' ich mein Kind geherzt, — das wilde Thier liebt seine Jungen, — nur ich, — ich“ —

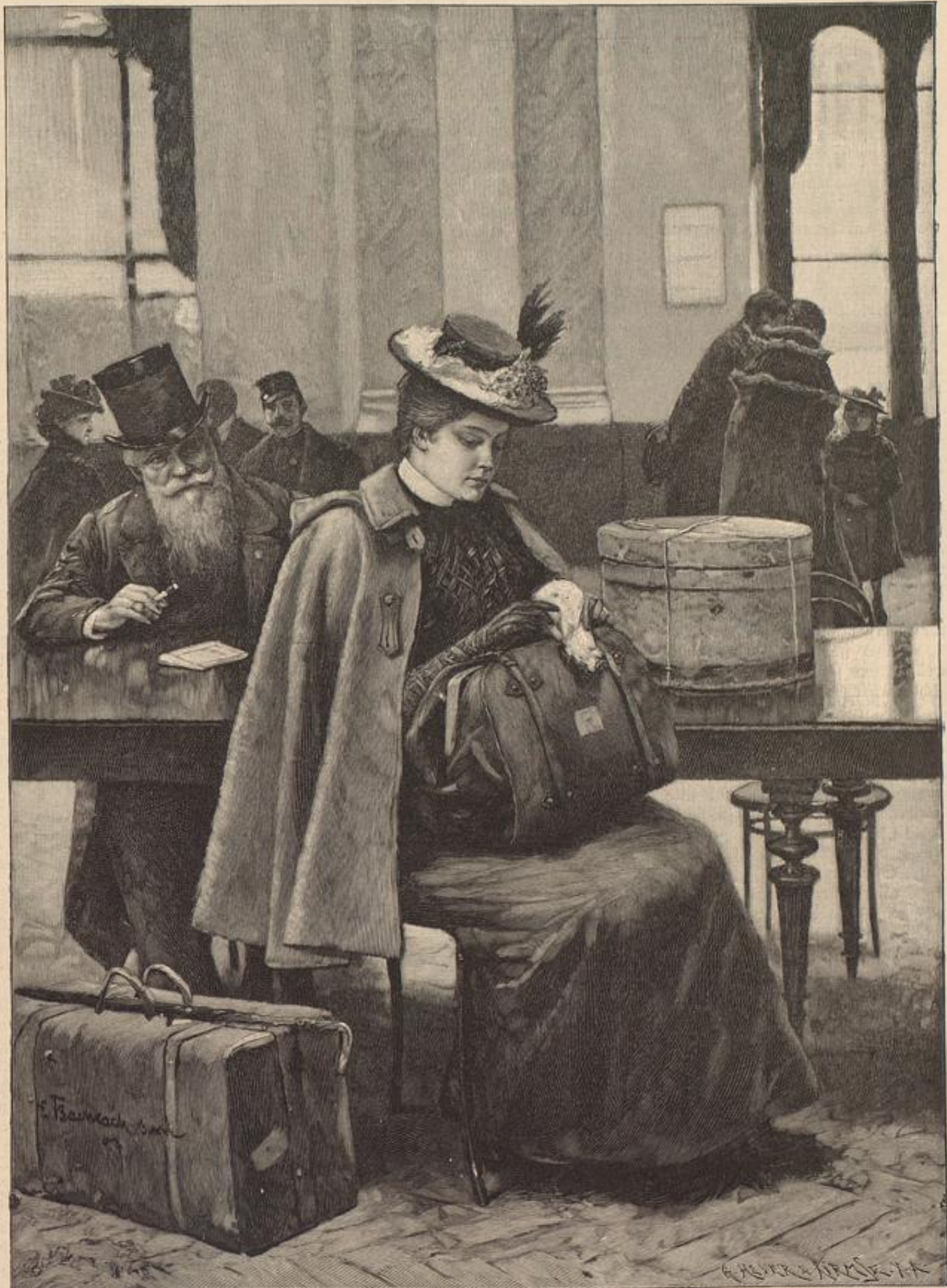
Er richtete sich auf: „Bauer hat sie mich genannt, Du Bauer, — ja, sie war anders, — draußen die Welt macht die Menschen anders, — wenn sie nicht da hinab wäre, — wenn ich sie wieder finden könnte“ —

„Ihr Geister,“ stammelte er, „gebt mir ein Zeichen, ich verzeich' euch meine Seel', — ein Zeichen“ —

Todesstille; ein Schatten sank über den See; er wurde schwarz; droben, die Sonne hatte sich hinter einer Wolke zurückgezogen.

Veldi schauerte zusammen; alle Schreden der Einsamkeit und des Aberglaubens erfaßten ihn. Aber schon im nächsten Augenblick raffte er sich auf; war ihm doch,

als höre er seines Weibes lustiges Gelächter; jene wunderbare Stunde, die er hier am See verlebte, und die er ganz vergessen, kam ihm in's Gedächtniß zurück; damals hatte er sich seines Weibes geschämt; jetzt starrte er auf's Wasser hin mit klopfendem Herzen, mit glühenden Augen. —



In die Fremde. Nach dem Gemälde von E. Bachrach-Barée. — Siehe Seite 80.
Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

„Schön, o wie schön warst Du, — hab' ich denn keine Augen gehabt, — ich Tölpel, der ich war.“ — Erst spät am Nachmittag kam er heim, müde, an allen Gliedern zer schlagen.

„Melan,“ flüsterte er der Alten zu, „thut mir die Wiege aus der Stube.“ —

„Soll geschehen, soll geschehen, Bauer.“ —

„Melan, wißt Ihr einen Trost?“

„Laßt uns morgen zur Beicht' und heiligen Kommunion gehen, Pater Gregor wird einen wissen.“ —

Sie brachte Veldi das Gebetbuch, und er schlug's auf; da fand er vornen drin die Keilen von Attala's Hand:

„Leb' wohl, es geht nicht mehr so länger. Mein armer, kleiner Stäffe findet Liebe wo anders. Die 600 Fl. ich geliehen Wenzel, schenke Mathis.“

Attala.“

Das war sie; ohne Vorwurf, ohne Klage ging sie von ihm weg, noch großmüthig in ihrem tiefsten Seelenschmerz.

Am anderen Morgen in der Frühe, am Feste zu Maria Geburt, ging Veldi mit der alten Magd hinauf nach Allerheiligen. Wenn er nicht so ganz und gar mit sich selbst beschäftigt gewesen wäre, hätte er bemerken müssen, wie schwer der Melan das Gehen wurde, wie ihr die Kniee zitterten und zuweilen der Athem ausblieb, so, daß sie sich hin und wieder auf einer der Treppen in der Schlucht niederlassen mußte.

Sie fanden den Pater schlafend auf seinem harten Lager; in seiner Altersschwäche wußte er die Tag- und Nachtzeiten nicht mehr zu unterscheiden. Aber er war voll Eifers, als er hörte, daß Veldi und Melan zur Beichte kamen.

„Pater Gregor,“ sagte die alte Magd, „jezt hätt' ich noch eine Bitt', — gebt mir gleich noch die legt' Delung mit auf den Weg, da hätt' ich Euch einen Gang erspart, denn Ihr müßt Eure Kräfte für wichtigere Sachen sparen.“

Nachdem sie also auf ihre ewige Reise vorbereitet worden war, saß sie noch eine Weile ganz vergnügt neben dem alten Pater, er gab ihr eine Menge Aufträge mit auf den Weg, an den heiligen Abt und all die anderen lieben Brüder; sie möchten ihm doch ein wenig mit ihrem Gebet beistehen, da er gar so viel zu thun habe.

Zum Schluß wünschte er der alten Magd eine fröhliche Auferstehung, und sie versprach ihm zum Abschied: „Werd's dem Abt zu wissen thun, daß Ihr sein treuestes Schäfle seid.“

Veldi war auf dem Heimweg bei seinem Bruder, in der Sägmühle, eingelehrt.

„Wir wollen's kurz machen,“ sagte er, „Du ziehst auf den Mooshof, ich 'naus, in die Welt, um mein Weib zu suchen. Heimkommen thu ich nimmer; den Mathis thu' auf die Sägmühle; Ferdi und Stas sollen heirathen und auf dem Mooshof verbleiben. — Adjes, mach's besser als bisher.“ —

Wenzel stand freideweiß vor seinem Bruder; er wollte etwas sagen, aber es brach sich nur ein dumpfes Schluchzen aus seiner Kehle.

Die Brüder schüttelten sich die Hände, und Veldi eilte davon.

Daheim war schon alles zu seiner Abreise bereit; er hatte der Melan seine Pläne mitgetheilt, und sie humpelte in der Küche herum, dann und wann ihrer Schwäche mit einem Schluck Wein nachhelfend.

Die Mägde hatten alle Hände voll zu thun, denn Kefele, die neue Mooshofbäuerin, sollte das Haus in gutem Stande finden.

Endlich kroch die greise Magd auf allen Vieren hinauf in ihre Kammer, und streckte sich, vom Leben müde, auf ihrem Lager aus.

Veldi kam, um ihr gut' Nacht zu sagen.

„Grüß mir's Besel,“ bat sie, „indem sie ihre harten, zitternden Finger fest um des Hofbauern Rechte schloß, und noch eins, Veldi, an Euerem ganzen Unglück bin ich die Hauptschuld, — ich hab' nicht geruht, ich hab' Euch auseinander gebetet, — später, wie's Kind einmal da war, hab' ich's freilich sein lassen, aber, 's war scheint's zu spät. Bergebt mir, Moosbauer, und darauf könnt Ihr Euch verlassen: müßt' ich in der Ewigkeit von Pontius zu Pilatus laufen, ich bet' Euch wieder zusammen.“

„Gute Seel,“ seufzte Veldi, „die Schuld, die liegt an mir.“

Da sprach sie leise:

„Neue und Geduld
Tilgt die größte Schuld.“ —

Er ging hinunter und befahl, daß jemand die Nacht über bei der Melan wache.

„Das bin ich,“ sagte der Mathis und ging hinauf.

Der Bauer hatte ihm Attala's Vermächtniß eingehändigt und ihm mitgetheilt, daß er die Sägmühle in Pacht haben solle. „Thust einen Muffler, nehm' ich Dich nicht,“ sagte der Mathis zur Lis, die vor Freude überschnappen wollte, „in vierzehn Tag kannst schreien.“

Nun saß Mathis droben am Lager der alten Magd, hatte deren Gebetbuch auf den Knien und las ihr daraus ihr Lieblingsgebet: Trost im Alter, vor. Als er so ungefähr in der Mitte des Gebetes war, sprach die Melan mit einem Mal ein festes Amen, streckte sich und hörte auf zu athmen.

„Was,“ sagte der Knecht von seinem Buch aufschauend, „hat's so pressirt? Ja ja, bist immer stink gewesen, bleibst Dir treu bis zum letzten Stündle.“ —

Er erhob sich und legte der alten Magd das abgegriffene Gebetbuch mitten auf die Brust und drückte ihr mit der inneren Fläche des breiten Daumens sachte beide Augen zu. Hierauf riß er sich die Zipfelmütze vom Kopf und schluchzte zwei, drei Mal heftig hinein:

„Gut' Nacht, alte Melan,“ murmelte er, der Hingeshiedenen kräftig die starre, harte Hand drückend, „warst aller Ehren werth.“ —

Nach dem Begräbniß der Magd verließ Veldi den alten verwitterten Mooshof, die Heimat seiner Väter.

Die Sonne war eben hinter den weichen Wellenlinien der Vogesen verschwunden, als ein Fahrzeug von Holländerstämmen an der Markstätte Kehl landete.

Der Holzhändler, der die Flöße am Ufer erwartet hatte, machte sich sofort an das Zählen der Stämme, prüfte das Holz, indem er die Flöße entlang schritt, und verrechnete mit dem Waldbesitzer, einem dicken, stämmigen Bauern aus dem Kinzigthal.

Hierauf betrieb der Schiffherr das Zusammenwinden der Flöße zu größeren Rheinflößen. Er befahl den Schiffknechten, sich zu tummeln, da er in Speier das erste Schiff zu erreichen wünschte.

Die Leute, gewohnt, vor der Abfahrt ein paar Stunden im Wirthshaus zu sitzen, zeigten sich unwillig bei der Arbeit; indeß, so wenig eifrig sie sich auch anstellten, der Schiffherr blieb völlig ruhig, und seine Stimme wurde weder lauter noch schärfer, so oft er auch eine Sache zweimal sagen mußte.

Am Ufer, nicht weit von den Flößen, kauerte ein Handelsjude neben seinem Paden.

„Was e Geduld,“ murmelte er von Zeit zu Zeit vor sich hin, indem er mit dem Kopf wackelte, „was hat er gelernt e Geduld, der Moosbauer, — e rascher Mann, e heftiger Mann, was er is gewesen, — hat er mich doch behandelt, pui der Deichsel! Aber wer weiß, is er geworden so mild, darf ich vielleicht fahre mit dem Floß hinunter den Rhein, — wär 'n Profit.“ —

Er erhob sich und näherte sich dem Holzhändler, in gebückter Haltung, sodas er mit jedem Schritt auf seinen langen Rod trat:

„Is es möglich, daß meine Auge sehe nach so langer Zeit den Mooshofbauern aus'm Renththal?“

„Schau, der Judenlazzar,“ sagte der Holzhändler, „wo treibst Dich herum, alter Ziegenbart?“

„Ich wart' auf 'ne Gelegenheit, ich will nach Worms.“

„So fahr' mit, wir stoßen ab.“

Der Jude warf eiligst seinen Paden auf die Flöße und schwang sich hinterdrein. Türl wollte aus alter Gewohnheit den Hausierer anpacken; sein Herr rief ihn zurück.

Er gab ein Zeichen, und das breite, stattliche Fahrzeug schwamm den Rhein hinunter.

Der Steuermann stand an seinem Posten, die Knechte saßen beisammen und verzehrten ihr Abendbrod; sie waren jezt wieder guter Dinge, denn der Herr hatte noch im letzten Augenblick ein paar Flaschen Wein aus dem Wirthshaus für sie holen lassen.

Er saß vor der kleinen, aus Holzplatten roh zusammengefügten Hütte und rauchte, von Zeit zu Zeit mit dem Blick die zusammengekrümmte Gestalt des Juden streifend, der nicht weit von ihm, an seinen Paden gelehnt, saß und vor sich hinrechnete.

Da rief ihn der Schiffherr an:

„Judenlazzar, wie geht's daheim?“

Er kam eilig herbei:

„Da hat sich vieles verändert, — ei ja, ei ja! Früher da haben sie mich gescholte, gehänselt und geschimpft, jezt hab' ich gute Tag im Renththal, ei Du Gott, jezt kann ich lache, — denn, lehr' ich ein im Mooshof, kommt Euer Bruder aus 'm Stall und die Fran aus der Stube, und 's is immer dieselb' Frag' und immer die nämlich' Frag': »Judenlazzar, haste gejehe den Veldi? Judenlazzar, weißte nix vom Veldi?« Und so fragt der Mathis droben auf der Säge, wo jed' Jahr e neu's Rothköpfe auf'm Hof spielt, — Gott, was Rothköpfer! Und so frage sie in der Traube zu Bierbach und stelle mir e Schoppe Zwölfer hin, den ich

nicht brauch' bezahle, — und alle wolle sie eins wiße, und immer nur eins: is er noch allein, — hat er sie gefunde, — oder is er noch allein?“

Der Jude sah mit einem Ausdruck der Spannung in das Antlitz des Mannes, der vor ihm saß.

„Ich bin noch allein,“ gab ihm Veldi zur Antwort, „ich hab' sie nicht gefunden in den sieben Jahren, in denen ich in der Welt herumfah'. Ich muß mich oft wundern, daß ich noch am Leben bin, aber die Arbeit hält mich zusammen. Ich kann sie ja immer noch finden, und dann soll sie's haben wie eine Prinzess. Schon hab' ich ein Haus gebaut im schönen Baden.“ —

„Ihr kehrt nicht auf Euern Hof zurück?“ sagte der Judenlazzar verwundert.

„Nach allem was vorgefallen?“ gab ihm Veldi zur Antwort, „die Bauern vergessen nicht, sie blieb für sie immer die Zigeunerin, ob sie's ihnen recht machte oder nicht.“ — Er seufzte und fuhr sich mit der Hand über die Stirne.

„Sie war wie e Reh unter Wölfen,“ murmelte der Jude, »laßt ihn«, hat sie gesagt, wenn mich das Gefind' gefoppt und verjagt, »er is e Mensch wie Ihr.« Der Gott meiner Väter soll mich verdamme, wenn ich ihr geprieße hätt' 'ne War', die nicht wär gewese 'n gute War', denn der Jud' ist dankbar. Sie war wie e Taub' unter Krähe. Habe sie mir nicht gequetscht in ihrer Bosheit den Daume zwische die Thür; und sie hat ihn geheilt. »Judenlazzar, hat sie gesagt, »thut's weh?« »Nein«, hab' ich gesagt, »s' thut wohl«, — denn der Jud' ist dankbar. Seid Ihr nicht gekommen damals, wißt Ihr noch Moosbauer, und habt sie gescholte, daß sie sich macht gemein mit einem wie ich; drauf hab' ich geantwortet: »s' is keiner zu gering, er kann Euch noch leiste 'n Dienst«. Und Ihr habt gesagt, mit Gold wolltet Ihr's aufwiegen, so Ihr von mir möchtet annehmen 'n Dienst. — Ei ja!“

Der Judenlazzar wiegte den Kopf, und über sein Züge ging ein eigenes, schlaues Lächeln; er schien ganz in Betrachtung zu versinken. Als er aufblickte, war der Mann neben ihm verschwunden. Fern von dem Juden und den plaudernden Schiffknechten hatte er sich niedergelassen; da war er sicher; das laute Rauischen der gegen die Flöße schlagenden Wellen verschlang jeden Laut. Hier gab er sich seinen Erinnerungen hin, indeß die Ufer rechts und links allmählich in Dämmerung versanken und aus den jagenden Wellen des Rheinstroms das silberne Mondlicht blinkte.

Wohl hatte er noch seinen blonden Haarschopf, sein schönes, kraftvolles Aeußeres; sonst aber, wenn hätte den hoffärtigen, selbstbewußten Renththaler Bauern in ihm wiedererkannt, der sein enges Thal für die Welt anjah, die Gott eigens für ihn geschaffen hatte.

Getrieben von dem brennenden Schmerz in seinem Herzen war er Land auf, Land ab gereist, und allmählich ging ihm ein Licht auf über sein eigenes, engbegrenztes Selbst, seinen kindischen Stolz, seine unbeschreibliche Blindheit. Denn je mehr er in der Welt herum kam und erfuhr, wie's um die Menschen stand, was sie Glück, was sie Liebe nannten, um so klarer, um so überzeugender war ihm die Gewißheit geworden, — daß er keine Ahnung gehabt, welchen Schatz er besaßen.

Und er jagte seinem verlorenen Glück nach wie ein Sinnloser, ganz Ungarn von einem Ende zum anderen durchstreifend; kein Zigeunerlager war sicher vor ihm; er zog den Wandervogeln nach, bis tief nach Italien hinein; er war in Spanien, im südlichen Frankreich. — Dann kam eine Zeit der Erschöpfung; er fühlte, daß es so nicht weiter gehen konnte; sein Vermögen war um die Hälfte zusammenschmolzen, der Gedanke an Weib und Kind, die Hoffnung, sie dennoch eines Tages wieder zu finden, legte ihm die Verpflichtung auf, ihnen ein sorgenloses Dasein vorzubereiten. Er setzte sich mit einem Holzhändler in's Einvernehmen; er konnte neben diesem Beruf zugleich seine Forschungen fortsetzen. In kurzer Zeit hatte er sich mit der dem Schwarzwald so eigenthümlichen Bildungsfähigkeit in seinen neuen Beruf eingelebt; sein Wohlstand nahm zu; er wurde zum weltgewandten, sicher auftretenden Mann; der Bauer in ihm war überwunden; aber sie, um deretwillen er sich so schwere Gewalt angethan, was war aus ihr geworden, und aus seinem Kinde?

„Moosbauer!“ — Er fuhr aus seinem Hirninnen auf; wie lange hatte ihn kein Mensch mehr so angerebet. —

Der Hausierer stand an seiner Seite; das Mondlicht fiel auf sein hageres Gesicht, und Türl fuhr bellend auf; er war alt geworden, der gute Hund, sein Gebel hatte nachgelassen, der Athem ging ihm schwer.

„Was ich sage wollt,“ begann der Jude, „denn wenn ich mich erweise kann gefällig, so soll mir's sein e Vergnüge, — der Mooshofbäuerin zu lieb, — es will mir scheine, sie is nicht mehr bei ihrer Bande; ich

schätz' so vier, fünf Jahr, da hab' ich einen getroffen bei Offenburg, der hat mich ausgefragt, ob ich nix wüß, ob die Moosshofbäuerin wieder sei gekomme. Ich hab' mich e bische wichtig gemacht und auch gefragt, dies und das, und da hab' ich's denn erfahre, sie sei fort von ihrer Bande, niemand wisse wohin, — verschwunde, spurlos.“

Belbi sah den Sprecher groß an. „Nicht mehr dort,“ presste er unter einem tiefen Athemholen hervor, „Judenlaxzer, wenn Du mehr wüßtest, — um Gotteswillen, halt' mir nichts vor, — ich will ja“ —

„Ich weiß nur eins, das heißt, ich hab' ne Vermuthung; habt Ihr vergeße die große Freundschaft, die sie gehabt mit der französischen Gräfin von Paris? Ich hab' davon gehört, — Gott was hör ich nicht alles! Die Moosshofbäuerin geht mit einer Gräfin spazieren, hat's im ganze Thal geheißt. Und wie sie wieder war zu Hans, Eure Frau, zieht sie heraus aus'm Nieder eines Tags e Kärtche, — e Kärtche, wie's die vornehme Leut' für ihre Visite brauche. »Judenlaxzer«, hat sie gesagt, »wenn ich auch kann französisch spreche, lese kann ich nicht; könnt Ihr mir nicht sage, was geschriebe steht auf diesem Kärtche?« Ich hab's ihr gelese, zweimal hab' ich's ihr gelese.“

Der Holzhändler war aufgesprungen: „Was war's, — was stand auf der Karte? Weißt Du es noch?“

„Ich weiß es noch wie heut: »Comtesse d'Horville, palais d'Horville, Versailles.« — das war's.“

Einen Moment hörte man nichts als das schwere Athemholen des Schiffherrn, dessen Gesicht sich mit Leichenblässe überzogen hatte.

„Judenlaxzer,“ sagte er, „das war ein Dienst, — der ist's wohl werth, daß ich ihn mit Gold aufwiege.“ — Er wollte in die Tasche greifen, der Jude hielt ihm die Hand fest.

„Nicht jetzt, Moosshauer, nicht jetzt, 's is ja ne bloße Vermuthung; habt Ihr sie gefunde, stell' ich mich ein; ich laß mein Gold nicht im Stich, aber auch nicht die Freund', wieder zu sehe das Labfal meiner alte Auge, meiner alte Tag.“

(Schluß folgt.)

Kaßdruck verboten.

Ein „Königskind“.

Von Anna von den Eken.

Siehe die Abbildung auf Seite 77.

Schöne Zeiten waren für den König der Niederlande hereingebrochen, die Königin und seine beiden Söhne tobt, — er selbst ein alter Mann! Wer würde den Thron besteigen wenn er gestorben! — Da entschloß sich der Zwelundsechzigjährige zu einer zweiten Heirat und erhob die blühende, kaum achtzehnjährige Prinzessin Emma von Waldeck-Ehrmont zur Königin von Holland!

Ein neuer Hoffnungsstrahl! Und er sollte sich nicht getäuscht haben; ein junges, grünes Reis entsproß dem Stamme der Oranier. Am 31. August 1880 schenkte die Königin ihrem Gemahl ein Prinzchen, nach dem Vater, Wilhelmina, genannt. Wohl selten ist ein Kind so ungeduldig erwartet, mit solchem Jubel begrüßt worden wie „Het prinsesse“. Ganz Holland feierte das frohe Ereigniß; die ängstlichen Gemüther begannen neue Hoffnung zu schöpfen, das Baby war nun die wichtigste Persönlichkeit im ganzen Lande! Es war ein schönes, gesundes Kind, und zu erwarten, daß es am Leben bliebe!

Bald darauf begann der König zu fränkeln; es wurde ein ernstes Leiden daraus, was man anfangs dem Volke zu verbergen suchte. Die meiste Zeit verbrachte er still mit seiner Familie in der Sommer-Residenz „het Loo“, und die Gegenwart der klugen, gütigen Königin und des lieblichen, fröhlich gebedehenden Prinzchens hat dem Kranken manch schwere Stunde erleichtert. Aber immer ernster, immer bedenklicher wurde der Zustand. Die Zeit des vierzigjährigen Regierungsjubiläums rückte heran, das Land rüßete sich, diesen Tag großartig zu feiern; jede Stadt, jedes Städtchen der elf Provinzen wollte bei dieser Gelegenheit beweisen, mit welcher Liebe es an seinem angestammten Königshause hänge. Wochenlang vorher schon wurde emsig gearbeitet, um die Straßen und Häuser festlich zu schmücken; man erwartete den König in einigen größeren Städten. Wenige ahnten, wie schwer leidend er sei, wie schon die Schatten des Todes über seinem Haupte schwebten.

Erst in den letzten Tagen verbreitete sich das Gerücht, daß Wilhelm III. nach Willen der Aerzte das Bett keinesfalls verlassen dürfe, daß aber die Königin mit dem Prinzchen nach Amsterdam kommen und die Huldigung des Volkes im Namen des Königs in Empfang nehmen wolle. Das war freilich eine Enttäuschung, aber, — das Volk war nun einmal in Feststimmung und ließ sich diese so leicht nicht verderben, also sah man trotzdem überall freudig erregte Gesichter. Wer aber ein paar scharfe Augen hatte, der sah auch noch mehr, und zwar beobachtende, ängstlich besorgte Mienen, besonders in den Kreisen der vornehmen Gesellschaft.

Kurz vorher waren Unruhen in Amsterdam ausgebrochen, und zwar aus dem geringfügigen Anlaß des Verbotes einer alten, aber unmenschlichen Sitte, des „Kalziehens“.* Man

befürchtete, die Unruhen würden sich beim Zuge der Königin durch das verrufene Stadtviertel „de Jordaan“ erneuern, aber die Furcht war unbegründet! War es dem süßen, freundlich lächelnden und Kuschhändchen werfenden Kinde zu danken, oder dem Muth der schwachen Frau, die sich in dieses verrufene Viertel wagte, kurz, es geschah absolut nichts; das Publikum von de Jordaan verhielt sich musterhaft. —

Am 23. November 1890 verkündeten Extrablätter den Tod Willems III. von Oranien, und „het prinsesse“ war Königin der Niederlande, die Königin Emma nur Regentin bis zur Volljährigkeit ihrer Tochter!

War schon bisher das liebliche, graziose Kind Gegenstand des allgemeinsten Interesses, so wurde es jetzt der Mittelpunkt desselben. Kaum zehn Jahre alt, beschäftigte sich schon damals „alle Welt“ (ich meine die „holländische Welt“), mit der Frage: wen wird sie einmal heirathen, — nur „asjobolief“* feinen preussischen Prinzen! (Die Furcht vor den Preußen liegt den Holländern, wie es scheint, im Blut!)

Zimmer neue Anekdoten über den originellen Charakter der kleinen Königin fanden ihren Weg in die Zeitungen und wurden mit vergnügtem Schmunzeln gelesen. Ja, das war echtes königliches Blut in diesem stolzen, selbstbewußten Kinde, dessen junger Naden sich keinem Joch beugen wollte! Der Königin-Mutter und den Gouvernanten mag es nicht leicht geworden sein, die kleine Wilhelmina zu erziehen; aber wer dereinst über andere herrschen will, der muß zuerst lernen sich selbst zu bezingeln!

Wenn das Prinzchen absolut nicht gehorchen wollte, so wurde es zu Bett geschickt, — das war für das lebhafteste Kind die empfindlichste Strafe!

Eines Tages hatten sich die Gouvernanten wieder einmal vergeblich bemüht, der kleinen Majestät Respekt einzusüßen, und es bedurfte erst der Autorität der Mutter, welche Wilhelmina die geübteste Strafe diktierte. Mit Thränen des Jornes in den Augen gehorchte das Kind endlich, aber vor der Zimmertüre wandte es sich noch einmal um, seinem schwergekränkten Herzen durch die Worte Luft machend: „Da! wenn „mein Volk“ wüßte, wie schmählich ihre Königin behandelt wird!“

Noch drolliger ist aber ein „Ausruf an mein Volk“, von der Hand der kleinen Königin geschrieben, den sie eines Tages an eine Amsterdamer Zeitung sandte. „Mevrouw“* beklagt sich darin bitter über die grausame Behandlung ihrer Gouvernanten, besonders der englischen (der es nie gelungen, die Sympathie ihrer königlichen Schülerin zu gewinnen), und bittet „ihr Volk“ sie zu schützen!!

Aber Wilhelmina hatte auch ein tapferes kleines Herz; das hat sie als Kind bei einer Fahrt in der Umgebung von „het Loo“ bewiesen; es war noch zu Lebzeiten des Königs. Ihre Mutter liebte es, in einfacher Equipage, ohne königliche Abzeichen mit dem Prinzchen spazieren zu fahren. So kamen sie einmal durch eine Dorfstraße, wo ihnen von einem Hofe lautes Schreien und Toben einer Kinderchar entgegenkoll. Der Wagen hielt, weil das Prinzchen neugierig war, was es dort gäbe, und sie sahen einen Haufen Dorfbuben, die mit geballten Fäusten einen Jungen bedrohten, der seinen Rücken durch eine Mauer deckte und sich tapfer wehrte. Ehe es jemand hindern konnte, war Wilhelmina aus dem Wagen gesprungen und mitten unter den Kämpfenden, die auf einmal verblüfft innehielten. Im ersten Augenblick mochten sie wohl das schlanke, weißgekleidete Kind mit den blonden Locken und dem wallenden, weißen Federhut für ein überirdisches Wesen gehalten haben. Aber die zornig geballten Händchen und der befehlende Ton, womit sie den Haufen auseinandertrieb und den kleinen Kampfphänen zurief, daß sie sich schämen sollten, mit so Vielem über einen Einzelnen herzufallen, belehrte sie schnell eines anderen. Wer weiß wie das Intermezzo geendet hätte, wenn dem Prinzchen nicht zur rechten Zeit „Hülfsstruppen“ nachgeschickt worden wären! —

Königin Wilhelmina wird am 31. August 1898 achtzehn Jahre alt; sie ist nun den Kinderschuhen entwachsen und endlich! der Obhut ihrer Gouvernanten entläßt. Aber eine Königin hat mehr zu lernen, als andere junge Mädchen, und sie wird nun von ernsten Männern in den Staatswissenschaften unterrichtet. Am 6. September 1898 findet zu Amsterdam die Krönung statt, und bald darauf wird die jungfräuliche Königin die „General-Staaten“ (Kammern) eröffnen und ihre Thronrede halten, — wie viel königliches Selbstbewußtsein, wie viel Muth gehört dazu, um als 18jähriges Mädchen als Mittelpunkt einer solchen Versammlung seine Sicherheit zu bewahren! Daß aber der jungen Königin alle diese Vorzüge eigen sind, das hat schon „het prinsesse“ bewiesen.

Die größte Anerkennung und Verehrung des ganzen Landes wird der Königin-Mutter zu Teil, welche es als Deutsche verstanden, ihr Kind zu einer echten Holländerin zu erziehen, welche es verstanden, sich die Sympathien des sonst gegen alles Fremde sehr reservirten Volkes in ganz außergewöhnlichem Maße zu gewinnen! Vom Tage der Krönung an müssen sich Mutter und Tochter trennen, — so will es das Gesetz, — und Königin Emma bezieht ein eigenes Palais, welches neu für sie erbaut wurde.

Königin Wilhelmina ist ein schönes, schlank gewachsenes Mädchen mit klugen, blauen Augen und regelmäßigen, ausdrucksvollen Zügen. Sie ist eine kluge Reiterin, eine äußerst graziose Schlittschuhläuferin und lenkt mit festen kleinen Händen die Zügel ihres feurigen Biergepannes, — ich glaube, daß diese kleinen Hände ebenso energisch die Zügel der Regierung halten werden!

Schon jetzt wird überall an den Vorbereitungen zur Krönungsfeier gearbeitet, und besonders viele tausend weibliche Hände sind thätig, denn es soll mit den Festlichkeiten eine nationale Ausstellung von Frauenarbeiten verbunden werden.

Glück auf! ihr holländischen Frauen und Mädchen! Daß man bei einem solchen Feste Eurem Fleiße einen Ehrenplatz gewährt, das ist das schönste Zeichen der Achtung, welches man Euch schuldig zu sein glaubt. Viele Rechte habt Ihr schon ohnedem vor unseren deutschen Frauen voraus, — möge Eure holde, junge Königin dieselben schützen und, wenn es Noth thut, erweitern.

* Die Königinnen von Holland werden „Mevrouw“ (gnädige Frau) angeredet, nicht Majestät, und auch das Prinzchen wurde gleich nach dem Tode des Königs so genannt; eine drohlige Anrede für ein so kleines Kind!

Kaßdruck verboten.

Nelken.

Eine lustige Geschichte von Alwin Römer.

I.

Sie hatte wieder einmal himmlisch gesungen! Entzückend! Einzig! Die Patti hätte es auch nicht schöner gekonnt, oder die Lucca! Ganz wahrhaftig nicht!

Ein Duzend aus der enthusiastischen jungen Männerwelt hätte sich sicher gefunden, das der bezaubernd anmuthigen Wirthin, die soeben Gounod's duftiges Frühlingslied gesungen, darauf einen stammenden Schwur geleistet hätte! Aber auch die Damen waren lebhafter als sonst begeistert.

„Gnäd' Frau,“ wigelte Rittmeister von Dunjewitz und haßte ihre schöne, weiße Elfenhand, um einen Kuß darauf zu drücken, „die Kunst Ihrer Köchin in allen Ehren! Aber ist doch nur Stämperei, was sie fertig bringt, gegen den Ohrenschmaus soeben!“

„Sie schmeicheln mir, um Ihre geistreichen Pointen an den Mann bringen zu können!“ entgegnete sie mit einem feinen Lächeln, dem nur ein gewiegter Menschenkenner den leisen Schatten von Spott angesehen hätte, der dabei flüchtig zum Vorschein kam.

„Wie können Sie glauben!“ betheuerte er. „Nein, nichts als ehrliche Bewunderung meinerseits! Schade, daß man sein Herz nicht wie 'nen Handschuh umtrempeln kann, sonst würden sich Gnädigste überzeugen...“

„Verfluchter Kerl, dieser Dunjewitz!“ flüsterte Affessor Streletzki dem Lieutenant von Altenkamp ins Ohr; aber da sein Organ so knarrig war, wie ein paar alte, ungeübte Reiterstiefel, so konnte man es im ganzen Salon hören. Altenkamp wurde roth darüber; denn er fand es nicht gerade taktvoll, abgehen davon, daß Dunjewitz sein Vorgesetzter war, der ihn aus Eifersuchtsgründen chikanirte, wenn es nicht gerade un-lameradschafflich ausjah.

Er schwieg daher, obgleich er fühlte, daß Dunjewitz auf eine Zustimmung von ihm lauerte und sie nicht ungnädig aufgenommen hätte. Aber das wäre ihm gegen seine Ueberzeugung gegangen. Er hielt die „Wipe“ seines Rittmeisters für fade, ausdringlich und gequält, auch wenn sie zehn Mal besser gewesen wären. Es war genug, wenn er diese seine Meinung für sich behielt; Bewunderung konnte er nicht dafür heucheln!

Einen Augenblick lang hasteten nun die süßen, räthselhaften Neß-Augen der jungen Witwe auf ihm, fast als wollten sie ihn fragen, ob er ihr denn gar nichts zu sagen habe über ihr Lied, und verwirrt suchte sein Blick den Boden. Was war er doch für ein Dajensuß, diesen beiden leuchtenden Sternen gegenüber! Er verhöhte sich selbst zum hundertsten Male über diese verdammte Schüchternheit, die ihn bei seinen Kadetten- und Fähnrichs-Affairen niemals beschlichen hatte, und beugte sich dann zu ihr hinab, um beim Handkuß das aufsteigende Roth in seinem hübschen, ledern Reitergesicht zu verbergen.

„Wenn Sie uns doch noch etwas singen wollten!“ bat er dann, sich zusammennehmend und ihr ins Antlitz sehend.

„Nachher!“ beschied sie ihn voll Anmuth. „Und Sie dürfen sogar bestimmen, was es sein soll!“

„Gnädige Frau!“ sammelte er, beglückt von einer solchen Auszeichnung in Gegenwart seines Nebenbuhlers, des Rittmeisters.

„Bitte, wählen Sie nur!“ ermunterte sie ihn lächelnd.

„Dann bitte ich um das kleine Storm'sche Lied von den Nelken!“ sagte er, fröhlich lächelnd. „Das hör' ich so gern von Ihnen!“

„Ach ja, ich auch!“ seufzte der Rittmeister elegisch, trotzdem er innerlich wüthend war über diesen grünen Vurdsen, den Altenkamp, der „mit seinem demüthigen Gethue“ ihm hier den Rang ablaufen wollte.

„Gut also! Sie sollen es nachher hören!“

„Gnäd' sind doch die lebenswürdigste Dame des ganzen Continents!“ erklärte der Rittmeister in seinem schneidigen Schwerenötherton, der ihm bei so mancher Attaque den Weg vortrefflich geebnet hatte.

„England mit eingerechnet?“ erkundigte sie sich schalkhaft, denn sie wußte wohl, wie energisch er vor kaum einem Jahre einer Londoner Erbin den Hof gemacht hatte.

Er biß sich auf die Lippen und riß sich mit den Zähnen dabei wahrhaftig zwei Schmurbarthaare aus, die ihm auf die Zunge geriethen. Dabei durchblühte ihn aber wie eine Art Trug einer seiner kalauernden Einfälle. Er hatte „Haare auf den Zähnen!“ Gott sei Dank, das war keine Unwahrheit! So wollte er sich denn auch hier nicht bei Seite schieben oder abtrumpfen lassen, sondern stott aufs Ziel-losgaloppiren, wie's einem Dragoner-Rittmeister zukam. Ein Blick der Tante der Baronin ermunterte ihn in diesem Vorjah.

„Gabe mich längst aus dem Londoner Nebel herausgefunden, seitdem mir deutsche Lenzsonne so strahlend aufgegangen ist!“ entgegnete er mit seinem siegreichsten Lächeln. Und noch einmal bohrt Affessor Streletzki seinen Daumen dem armen Altenkamp in die kurzen Rippen, und noch einmal tuschelte er bewundernd dazu:

„Ganz verfluchter Kerl, dieser Dunjewitz!“

Altenkamp seufzte diesmal, weil er sich sagen mußte, daß Dunjewitz mit seinem rücksichtslosen „March, march!“ die Festung erstürmt haben würde, ehe er noch dazu gekommen war, sich einen vernünftigen oder unvernünftigen Operationsplan zu entwerfen. Er gehörte nun einmal zu den altmodischen Leuten, trotzdem er kaum fünfundzwanzig Jahre zählte, die Goethe's Recept aus dem Tragedienstück nur in seinen ersten Zeilen:

„Geh den Weibern zart entgegen,
Du gewinnst sie, auf mein Wort...“

zu befolgen im Stande sind, während dieser Rittmeister sich entschieden an die dritte und vierte Zeile hielt, das heißt, rasch und verwegen war und dabei nicht vielleicht, wie der Rittmeister sagte, nein: ganz sicher besser fort kam! Ein wenig Trost in dieser „melancholischen Dänenprinz“-Stimmung gewährte ihm wohl die neckende Antwort der schlagfertigen Witwe, die lächelnd meinte:

„Auch in Deutschland kann man sich zuweilen im Nebel verirren!“ wofür sie übrigens ein sehr mißbilligender Blick ihrer Tante traf. Aber das war doch alles schließlich nur

* Einem sehr starken Kal wird an Kopf und Schwanz je eine Schnur gebunden; die beiden Enden werden von Männern, die sich hüben und drüben einer Gracht (Kanal) aufgestellt haben, festgehalten, und dann wird mit aller Kraft gezogen, bis das arme Thier in Stücke reißt.



Strand-Partie bei Chiavari. Nach der Original-Zeichnung von M. Zeno Diemer. — Siehe Seite 80.

Schärmügelei, und wenn dieser kühne Freier nur erst ernstlich zum Angriff vorging, würde er bald genug mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen seinen Einzug halten!

Und es war eine so schöne Festung, die sie da beide be-lagerten! Nach einer Ehe von nur zwei Monaten, die sie, unerfahren und schlummernden Herzens, auf Zureden der alle-zeit rührig ehekräftigen Verwandtschaft eingegangen war, hatte der älteste Baron Lorenzdorf das Zeitliche ge-schiedet und seine junge Frau in den günstigsten Ver-hältnissen zurückgelassen. Nun vertheidigte sie schon den dritten Sommer hindurch ihr Witventhum und wurde dabei mit jedem Tage reizender und begehrens-werther. Sie stand wirklich wie eine Lenzone an dem Himmel dieser grauen Mittelstadt, in die Odeon von Altenkamp seit dem vorigen Winter versetzt worden war, und vergoldete mit ihren leuchtenden Strahlen den fahlen Alltagsstaub, der die Wipperburger At-mosphäre durchtanzte. Kein Wunder, daß ihr die ledigen Herren des Regiments, des Amtsgerichts und der Re-gierungskreise zu Füßen lagen! Eine viel größere Merkwürdigkeit jedoch, daß sie noch keinen von allen diesen girrenden Seladons emporgezogen und erhört hatte!

Seitdem auch Dunschwitz sich zur Schar ihrer An-beter gesellt, galt es für wahrscheinlich, daß er eines schönen Tages ins Casino kommen würde, um sich gratulieren zu lassen. Er war eben „ein ganz versuchter Kerl,“ wie Strelezki behauptete, und da dieser drei Jahre in Berlin studirt hatte, so mußte er das am Ende wissen!

Dunschwitz selbst hatte sich anfänglich in diesem schönen Glauben gewiegt; war doch seine Unwider-sprechlichkeit in ungezählten Liebeshändeln erprobt! Aber seit dieser Schlingel, der Altenkamp, aufgetaucht war, hatte ihn der Zweifel gepackt, der abscheuliche, appetit-mordende Zweifel, der einen bei Tage vor den Spiegel führt und den rasenden Zuwachs der Stirne, die immer zahlreicher werdenden grauen Schläfenhaare und die ganz unmotivirt auftauchenden Falten und Fältchen an den Mundwinkeln, den Augen und über den Brauen konstatiren läßt, und der einem Nachts die Träume mit Ärzen füllt, sodas man Alpdrücken bekommt!

Denn für diesen Altenkamp hatte sie eine Vorliebe, die sie sich vielleicht selbst nicht eingestehen mochte, so lange dieses grüne Kraut nicht aus sich herausging; die auch keiner von den anderen so trefflicher zu kon-statiren vermochte wie gerade er, der erfahrene Nival; die, glücklicher Weise, dieser blüde Junge selber noch nicht heraus-geföhlt hatte, weil ihm die Ruhe der Beobachtung im jugend-lichen Rausch der Leidenschaft abhanden gekommen war! Er aber wußte es: Wenn er nicht schnell ans Ziel kam, kam er überhaupt nicht mehr hin!

Und das verführte ihn wieder einmal zu einer jener kleinen Ohnstanen. Wie er jetzt das Lächeln auf Altenkamp's Antlitz sah, knirschte er vor Ingrimm mit den Zähnen. Glaubte der Unverschämte etwa schon, ihn geschlagen zu haben? O, noch ist es nicht so weit, mein werther Herr Lieutenant! Noch giebt es Mittel und Wege, so unbequeme Nar-ren auf den Sand zu sreden, ehe sie sich's ver-sehen. —

Unablässig verfolgte er jetzt mit seinen schon etwas porzellanig werdenden Augen die Baronin und Herrn von Altenkamp, ohne das jedoch auffällig werden zu lassen. Im Gegentheil, er applaudirte einem Geigenvortrag des Referendars Weigelt, als ob er keinen Ton davon verloren hätte, und rief nach einem Duett, das zwei Majorstöchter gesun-gen hatten, so kräftig: „Bravo!“, daß die Mäd-chen ordentlich roth darüber wurden und ihm Blide zuwarfen, die ihm ganz merkwürdig vorkamen.

Nun aber merkte er, wie die Frau vom Hause von einer leisen Unruhe be-fählichen wurde. Ihre Blide wurden etwas un-süß, ihr Teint blaß, und die Finger trommelten hastig auf der Stuhllehne. Er erhob sich; denn er wußte, daß sie jetzt singen würde.

Mit einer unmerklichen Geste bat er sich den Lieu-tenant von Altenkamp hinaus.

„Sie sind doch Offizier da jour heute, nicht?“ fragte er leise.

„Zu Befehl, Herr Ritt-meister!“

„Im . . . da thun Sie mir wohl den Gefallen und sehen bei der Ronde mit nach der Lucinde. Ich habe vergessen, mich noch mal drum zu kümmern. Sie ist nämlich gestürzt heute Nachmittag und hat ziemlich stark geblutet! Wenn Sie sich mal überzeugen wollten, ob der Verband richtig sitzt und das Thier sonst sein Recht bekommt! Ja?“

„Zu Befehl, Herr Rittmeister!“
„Am besten wäre es, wenn Sie jetzt gingen. Revidiren Sie gleich draußen die Magazin-Posten mit. Dann haben Sie nachher hier Ruhe! Meinen Sie nicht, lieber Altenkamp?“
Altenkamp war blaß geworden vor Empörung. Er witterte

die Absicht, ihn zu entfernen, ohne das in Worte kleiden zu können. Vielleicht auch entsprang der Verdacht nur seiner Eifersucht. Aber da er mit der Antwort zögerte, äußerte der Rittmeister mit jenem fatalen Lächeln, das empfindlichen Menschen das Blut ins Gesicht treibt:

„Wenn Sie noch keine Reigung haben, macht's nichts.“



Wilhelmina, Königin von Holland. — Siehe Seite 75.

Ich gehe dann schon selbst. Es war nur, weil Sie doch so wie so . . .

„Aber ich bin ja schon unterwegs, Herr Rittmeister!“ protestirte Altenkamp. „Haben Sie nur die Güte, mich bei der Baronin zu entschuldigen. In einer halben Stunde bin ich zurück!“

„Selbstverständlich!“ nälerte Dunschwitz und beobachtete mit versteinertem Grinsen, wie sich der arme Junge den Säbel um-schnallte . . .

Tief verstimmt schritt der Lieutenant die zwei teppichbelegten

errichtet hatten. Ihre Strahlen waren aber so dürrig und Odeon von Altenkamp so innig in sein Leid vertieft, daß er von der Existenz dieser niederträchtigen Pfähle und Bretter erst durch einen ziemlich heftigen Anstoß belehrt wurde. Im gleichen Augenblicke freilich fiel auch ein hellerer Lichtschein darauf, oben aus ein paar Fenstern der Wohnung, die er soeben ver-lassen. Er sah hinauf. Nichtig, das waren die Fenster, die früh, wenn er zur Uebung hinausritt, noch tief verhängt erschienen. Sicher richtete jetzt das Kammer-mädchen für ihre Herrin das Lager her . . .

Von wem sie wohl nachher dort träumen würde? Von diesem Dunschwitz, der sich jetzt in ungeführten Ausfällen auf die behumworbene Festung erging, — oder von ihm, dem hinterlistig aus dem Felde geräumten, ach, so viel aufrichtigeren Bewunderer ihrer Schönheit und Güte? . . .

Seufzend hastete er weiter. Das Gellir seines Säbels weckte ein Echo auf der stillen Straße, und voller Rücksicht auf die kaum einschummerten braven Bürger zog er ihn an sich.

„Halt wer da!“ brüllte ihn der Posten an; zweifellos ein biederer Sohn der Altmark, der seine Sache ver-teufelt ernsthaft nahm.

„Die Ronde!“ beschwichtigte ihn Altenkamp und legitimirte sich durch die Parole.

„Naanaaus!“ schrie die Riesenstimme des Dra-goners darauf mit einem Aufwand von Kraft, daß dem Lieutenant die Ohren gelitten. Verschlafen trat die Wache unter das Gewehr. Der Lieutenant überblifte die Mannschaften. Der Trompeter fehlte.

„Ist der Mensch denn von diesem Indianer-Geheul etwa nicht munter geworden?“ forschte Altenkamp. Aber es ergab sich schließlich, daß er davongeschlichen sein mußte, während die anderen schliefen.

„Wer ist der Mann?“ inquirirte er den vor Angst schweigenden Unteroffizier.

„Trompeter Rödel!“

„War der nicht schon mal . . .?“

„Ja, er hat einen Bruder draußen am Steinthor, der eine Kneipe hat. Da ist manchmal viel zu thun, und da hilft er denn manchmal . . .“

„Wobei er manchmal in den Kasen fliegen wird, wenn er das thut, so lange er Wache hat!“ unter-brach ihn zornig der Lieutenant. „Sofort schaffen Sie mir den Kerl her! Ich komme nachher wieder!“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant! Darf ich selbst . . .?“

„Meinetwegen. Der Geheule übernimmt so lange Ihre Funktion hier! Und nun dalli!“

Wie er jetzt über den kleinen Marktplatz schritt, an der Blücherstraße vorüber, in der die Hauptfront des Lorenz-dorf'schen Hauses lag, hörte er deutlich Klavier-Accorde herüber-schallen und eine Frauenstimme, deren behauernden Schmelz er nur zu gut kannte, hob das Lied an zu singen, das er sich vorhin gewünscht hatte:

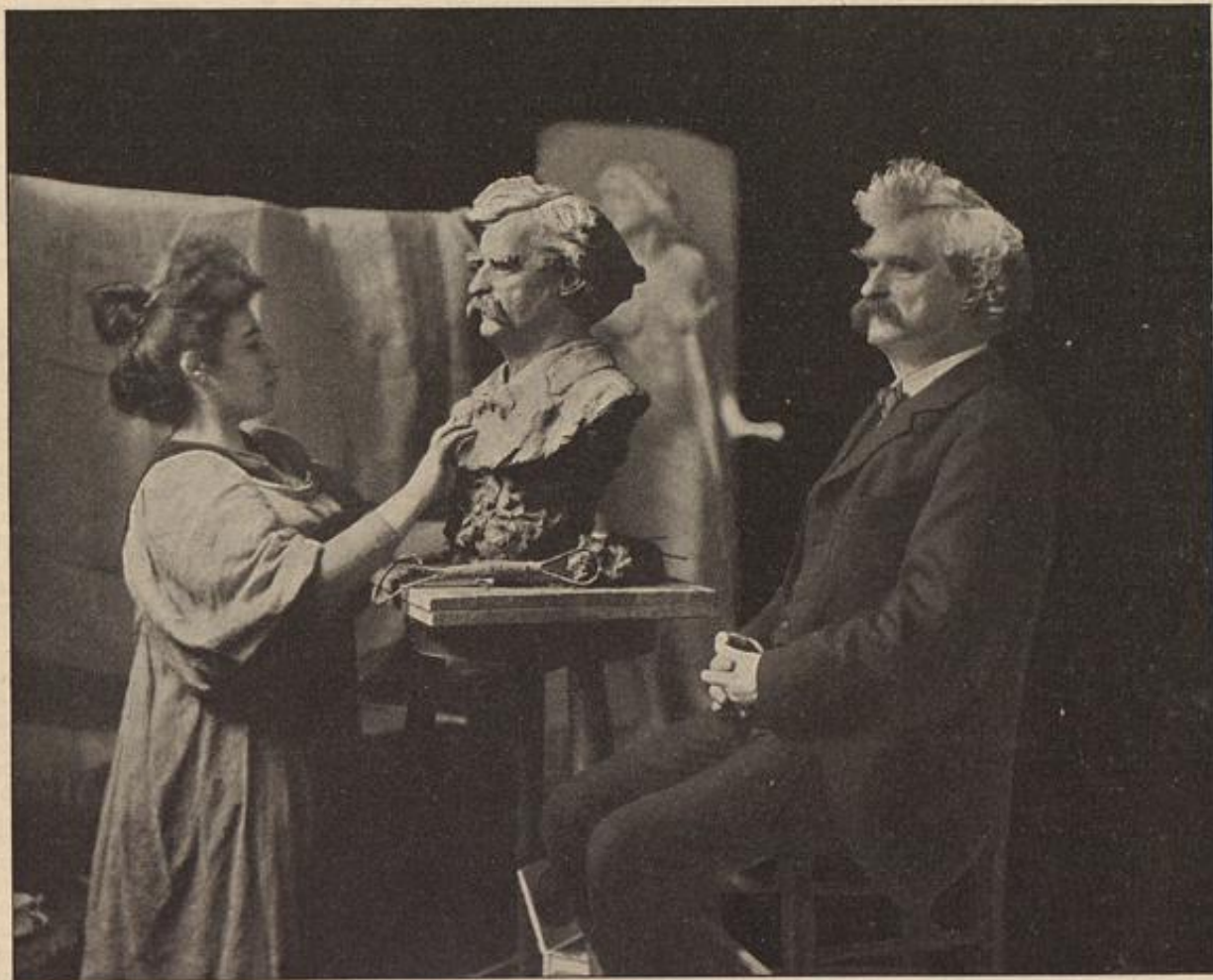
„Ich wand ein Sträußlein
morgens früh,
Das ich der Liebsten
schickte;
Nicht ließ ich sagen ihr,
von wem,
Und wer die Blumen
pflückte . . .“

Wie eine süße Lieb-
koseung schmeichelten sich
die weichen, neckischen Töne
in sein Ohr, und seufzend
blieb er stehen, mitten in
der Finsterniß, um das
Lied zu Ende zu hören.

„Doch als ich abends kam
zum Tanz
Und that verstoßen und
sachte,
Da trug sie die Nelken
am Busenlag,
Und schaute mich an und
lachte.“

Es war verhallt. Die
stille Nacht trug auch das
Beifallsklatschen, das nun
folgte, zu ihm herüber.
Wie sie alle dort sie jetzt
umschwärmen würden, der
komische, alte Graf, der
fadede Strelezki, der lange
Doctor mit seinen melan-
cholschen Schmirrbart-
spitzen, und dann dieser . . .
dieser . . . Intrigant von
Rittmeister! Ach, und er
konnte nicht dabei sein,
obgleich sie wohl erwarten
mußte, von ihm einen be-
sonderen Dank zu ernten!
Aber er wollte sie schon
aufklären, wenn er zurück-
kam. Ohne Rücksicht! Ehe
es zu spät war! Ehe sie
die Nelken dieses abscheu-
lichen, hohlstastigen, unleid-
lichen Dunschwitz am Bu-
senlag trug! Er hätte sich umbringen können bei der bloßen Vor-
stellung. Zornig murrend schritt er weiter. Wie er den
Stall mit der Lucinde hinter sich hatte, die selbstverständlich
in bester Verfassung war, wurde er ruhiger. Von seinen Lippen
kam es jetzt leise, ohne daß er es eigentlich merkte.

„Da trug sie die Nelken am Busenlag . . .“
„Gu'n Abend, Herr Lieutenant!“ schallte die rauhe Stimme
eines offenbar nicht mehr jungen Mannes dazwischen. Fast
erschrocken brach er ab. Wo war er denn? Aha, da standen
ja Pappeln, die wie Wesen gespenstisch in die Lüfte ragten.
So marschirte er also auf dem Wege zu den Magazinen und



Therese Rief modellirt die Büste Mark Twain's. — Siehe Seite 80.

Treppen hinunter und wandte sich dann nach der Hohen Straße
hinüber, um zuerst die Hauptwache aufzusuchen. Eine egyptische
Finsterniß herrschte um diese Zeit in Wipperburg; denn der
Mond, der nach dem Magistrats-Kalender die Beleuchtung zu
besorgen hatte, trieb hinter einer dichten Wolkenwand seine
Lämmer der Morgenröthe entgegen. Nur einzelne Fenster in
den Häusern zeigten schwachen Lichtschimmer, und an dem Ge-
bäude, das in der Hohen Straße an die Seitenfront des
Lorenzdorf'schen Patrizier-Hauses stieß, brannte eine alte,
lebensmüde Cellaterne, um Passanten auf das Gerüst auf-
merksam zu machen, das die Maurer und Anstreicher davor

hatte linker Hand den langgestreckten Garten des alten Käsebieber, der seines Zeichens Färber war, aber auch einen kleinen Handel mit den Erzeugnissen seiner Blumen- und Gemüsebeete trieb. „n Abend, Käsebieber!“ dankte er freundlich: „Na, noch so spät hier draußen? Wie kommt denn das?“

Der Alte that ein paar Züge aus seiner Pfeife, daß die Funken aufstimmten und ein röthlicher Schein auf ein paar Augenblicke sein faltiges, an Leder gemahnendes Antlitz erhellte, und erklärte dann phlegmatisch: „Das is wegen die hadermenschen Vimmels, die sich immer an meine Pflaumen machen! Sind noch sauer wie Essig; aber gegessen werden sie doch! Na, und da hab' ich heute mal hinterm Stachelbeerbusch geessen und gelauert...“

„Aha, da hat's mal Senge gegeben? Was?“ lachte der Lieutenant. „Das ist der Brut sehr dienlich! Rauchen muß es!“

„Ja, hätt' es auch! Wenn ich sie man gekriegt. Aber die Bande hatte Lunte gerochen. Und eh' ich mich versah, waren sie weg, direktmang über meine Gurkenbeete, durch die Nellen, an der Weinmauer hoch, heidi! Ich war erst mächtig wüthend, — aber, 's hilft ja doch nicht! Das wissen Sie ja ooch, Herr Lieutenant!“

„Na, natürlich,“ beruhigte ihn Altenkamp. „So was muß man über sich ergehen lassen. Werden sie schon ein ander Mal fassen!“

„Das denk' ich auch! Na, gu'n Nacht ooch, Herr Lieutenant!“

„n Nacht, Käsebieber!...“

War es die Erwähnung der Nellen in der Schilderung seines verunglückten Anstandes auf Pflaumendiebe oder der würzige Hauch dieser Blumen, der über die Mauer von Käsebieber's Garten wehte? Der Lieutenant wußte es selbst nicht, woher ihm die Idee plöblich gekommen war.

„Käsebieber, Kä... je... hier!“ schrie er auf einmal hinter dem Alten her, der schon ein ganz nettes Ende weiter getrottet war; und als der auf diesen Anruf wieder näher kam, forschte der Lieutenant hastig:

„Blühen denn die Nellen bei Ihnen schon?“

„Schon die dritte Woche, Herr Lieutenant!“

„Schöne Nellen?“

„Prachtnellen! In ganz Wipperburg hat sie kein Mensch so schön! Und da gerade mitten durch!“ kam der Alte betrübt auf die entwütheten Spighuben zurück.

„Wissen Sie, Vater Käsebieber,“ sagte Altenkamp zögernd, „wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen, pflücken Sie mir einen recht schönen Strauß davon!... Was?... Ohne alle Künstelei! Keine Manschette oder anderen Krimskram! Bloß Nellen, aber bon müssen sie sein, und riechen müssen sie auch!... Na, kann ich das haben?“

„Allemaal!“ entgegnete der Alte. „Soll ich sie zu morgen Mittag oder zu 'n Abend fertig machen?“

„Aee, da können sie mir nichts mehr nützen, Käsebieber! Gleich muß ich sie haben!“

„Gleich?“ lachte der Alte ungläubig.

„Ja, ja!“

„In die Finsterniß?“

„Dafür giebt's doch Laternen! Und leuchten werd' ich auch. Der noch besser: Sie leuchten und ich pflücke. Dann stimmt's erst ganz!“

„Wenn's wirklich Ihr Ernst ist: ich bin dabei!“ entschied sich der Alte und holte den Schlüssel zur Pforte wieder hervor, worauf er die späte Rundschaft an der Obsthütte vorüber, wo er die Laterne aufstakete, hinab zu den Nellenbeeten führte.

Lächelnd und kopfschüttelnd über die sonderbaren Einfälle der vornehmen Leute, aber auch äußerst zufrieden über den nächtlichen Handel, sah der Alte bald darauf Herrn von Altenkamp nach, der sich, mit einem ansehnlichen Strauß entzündend schöner Nellen versehen, nach den Magazinen zu eilig entfernte, um nach erledigter Pflicht auf dem schnellsten Wege zur Stadt zurückzukehren.

Als der Lieutenant jedoch durch die Blücherstraße kam, schritt er nicht die alten, von plumpen Stein Säulen mit Kettengehängen flankirten Stufen zur Hausthür der Baronin von Lorenzdorf empor, sondern machte sich ziemlich eilig um die Ecke in die Hohe Straße hinein.

Inzwischen hatte sich das Gewölk am Himmel etwas gelichtet und der Mond sich seiner kalendarisch festgelegten Pflichten erinnert, worüber indessen der Nellenträger wenig erfreut schien. Er begab sich nach kurzer, hastiger Umschau in den Schatten jenes Verüßtes am Nachbarhause, über das er vorhin so arg gestolpert war, schnalzte dort leise seinen Säbel ab, lehnte ihn gegen den Thorwegbogen und stieg dann fed und gewandt an dem einen der Pfähle empor, der durch einen ziemlich niedrigen Querbalken ihm die bequemste Gelegenheit zu seiner Reise bot.

Er war nicht umsonst der beste Turner im Kadettenhause gewesen. Ohne große Anstrengung kam er auf der ersten Bretterlage an, das Nellenbüschel zwischen den Fingern haltend.

Der Mond, der Verliebten immer Bestand leistet und vorhin wohl gewußt hatte, daß dieser junge Wagemuth seiner bedürfe, zeigte ihm hier eine Leiter. Vorsichtig legte Altenkamp sie gegen eines der oberen Querbalken, wo die Werkleute einen Durchschluß gelassen hatten, sprang hinauf, tastete sich bedächtig nach der Seite des Lorenzdorf'schen Hauses hin und warf mit einem geschickten Schwunge seinen duftenden Strauß auf die Brüstung vor dem ersten Schlafzimmersfenster der geliebten Frau.

Aufathmend beobachtete er, ob die Blumen auch festlagen. Gott sei Dank, sie glitten nicht ab. Es war also gelungen! Und nun wollte er schnell den Erdboden wieder erreichen, sich gehörig säubern und seinen Rittmeister über das Befinden der diesem so überaus theuern Lucinde beruhigen. Nebenbei gedachte er, der holden Baronin zu erzählen, wie er, trotz aller boshaften „Zusätze“, dennoch das Glück gehabt habe, ihr schelmisches Liedchen zu hören. Es tauchten in seinem lodernnden Herzen sonst noch eine Menge Gedanken auf, die ihm aber zu kühn erschienen, um sie der Baronin ebenfalls zu erzählen.

Da störten ihn eilige, sporenklirrende Schritte aus seinem Sinnern. Schon länger hatten sie ihm im Ohr gelesen, wie er sich jetzt schnell ins Bewußtsein rief; aber er hatte sie nicht beachtet. Nun schallten sie schon aus ziemlicher Nähe zu ihm herauf, weshalb er schnell den Fuß wieder von der Leiter zurückzog und sich mühsam still verhielt, um erst die beiden Störenfriede vorüber zu lassen.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Ins Freie.

Von Dr. J. Hermann.



Weld' anheimelnder Klang liegt schon in den Worten: „Ins Freie!“ Es ist die tiefe, uralte Weisheit der Sprache, welche die Landschaft außerhalb des einengenden Berings unserer Städte treffend als das „Freie“ bezeichnet, und die Wahrheit dieser Bezeichnung spürt jeder in sich, sobald er nur den Fuß in die „freie“ Natur setzt. Und nicht wir Menschen der Neuzeit allein fühlen diesen wohlthuenden Eindruck, sondern zu allen Zeiten ist er empfänglich Gemüthern zu Theil geworden. Aber freilich, die stille Hingabe des germanischen Gemüths an die Wirkung, welche blühende Triften, schattige Wälder und einsame Berg-Gegenden hervorrufen, wird bei den Völkern des Alterthums nur vereinzelt angetroffen oder tritt wenigstens in den Schriften derselben nur selten hervor. Doch finden wir auch in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung bisweilen ein tief empfundenenes Naturgefühl. So schreibt Gregorius von Nyssa: „Wenn ich jeden Felsenrücken, jeden Thalgrund, jede Ebene mit neu entprossenen Grase bedeckt sehe, dann den mannigfaltigen Schmuck der Bäume und zu meinen Füßen die Wälder, doppelt von der Natur ausgestattet mit Wohlgeruch und Farbe; wenn ich in der Ferne das Meer erblicke, dem die Wolke zueilt, so wird mein Gemüth von einer Schwermuth ergriffen, die nicht ohne Bönne ist. Verschwinden dann im Herbst die Blätter, sind die Aeste der Bäume ihres Schmuckes beraubt, so verient ich mich, bei dem ewigen, regelmäßig wiederkehrenden Wechsel, in Gedanken an den Einklang der Wunderkräfte der Natur. Wer diese mit dem sinnreichen Auge der Seele durchschaut, fühlt des Menschen Kleinheit bei der Größe der Natur.“ Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß die Natur überall, wo sie sich selbst überlassen und entgegnet, eine gewisse romantische Schönheit besitzt. Vor allem ist es die Pflanzenwelt, von welcher dieses gilt. Ein Gehölz, eine Wiese, irgend eine ländliche Fläche sich selbst überlassen, gewinnt bald durch die Gruppierung der Pflanzen, die sich dort ansiedeln, ein Aussehen, das uns anzieht; ja die schöne Gartenkunst will uns in der Anordnung der Bäume und Gesträuche vortäuschen, was die der Hand des Menschen entzogene Natur von selbst darbietet. Hier ist es das Freie, Ungebundene, was uns geheimnißvoll anzieht; ein Gefühl unbestimmter Sehnsucht bemächtigt sich der Seele, wir fühlen uns gewissermaßen wie im Banne freundlicher Mächte. Es ist nicht der individuelle Charakter einer Landschaft, welcher dieses naturgemäß bedingt; sowohl im Gebirge, wie auf der waldbekränzten Ebene, am Ufer eines in Windungen dahinjiehenden Flusses, wie auf der weiten, von einformig geselligen Pflanzen bedeckten Heide, wirkt die Natur auf das empfängliche Gemüth. Sie wirkt durch das Gefühl der Frische und Freiheit, das sie in uns erregt und das den Körper wie den Geist gleichmäßig erhebt und kräftigt. Dabei ist der Aufenthalt im Freien von so überaus günstigen und belebendem Einflüsse für alle Menschen, die durch Beruf und Pflicht an den dauernden Aufenthalt in der Stadt und in engen, der frischen Luft meist viel zu wenig zugänglichen Räumen, gebannt sind. Alle Errungenschaften der Kultur, alle Fortschritte der Wissenschaft und Künste können uns nichts helfen, wenn wir uns nicht von Zeit zu Zeit im Umgange mit der freien Natur wieder geistige und körperliche Kräftigung holen. Die gesündesten Menschen und die ältesten findet man dort, wo der tägliche Verkehr mit der freien Natur noch zum Lebensberufe gehört und Stubenhocken unbekannt ist. Der Schotte Sir Owen, der 124 Jahre alt 1819 starb, machte noch als Hundertjähriger ausgedehnte Fahrreisen, und sein Getränk war Wasser mit etwas Wein vermischt. Der Ungar Peter Czartom erreichte ein Alter von 185 Jahren und wandelte bis zu seinem Tode noch umher. Eine Kaufmannswitwe, die 1870 zu Rzeszow in Galizien 105 Jahre alt starb, war bis zuletzt gesund und guter Dinge. Der Russe Arosow Petrow erreichte ein Alter von 133 Jahren ohne merkliche Einbuße an Gesicht und Gedächtniß erlitten zu haben. Alle diese Leute haben sich zeitweise viel in der freien Natur bewegt und nicht gerade in besonders bequemen Verhältnissen gelebt. Der alte Graf Waldeck, der 1869 in Paris ein selbigenmaltes Bild auf die Kunstausstellung brachte, hatte die erste französische Revolution im kräftigsten Mannesalter durchlebt. Dann diente er unter Bonaparte in der Armee von Italien und ging auch mit nach Aegypten. Er bereifte später Arabien und Abyssinien, sowie die Küste Afrikas, ging nach Indien und fuhr in China den Hoangho aufwärts ins Innere, wurde wieder Soldat und von den Engländern gefangen, kam hierauf nach Südamerika und verbrachte drei Jahre in den Urwäldern. Dann ging er nach Yucatan und Mexiko, wo er die Ueberreste der alten heimischen Kultur aufsuchte und zeichnete; zuletzt kam er wieder nach Europa zurück. Im Jahre 1869 sagte er zu einem Freunde in Paris: „Ich bin jetzt in mein hundertundviertes Jahr getreten; in diesem Alter bleibt man gern zu Hause.“ Wäre er stets zu Hause geblieben, so würde er sein hohes Alter schwerlich erreicht haben.

Schon der alte Huseland hat die Bedeutung des Aufenthalts im Freien klar erkannt. Nachdrücklich empfahl er, man solle keinen Tag hingehen lassen, ohne sich Bewegung im Freien zu machen, und diese ansehen als eine Art der reinsten Lebensnahrung, die alle Menschen, welche ihr Veruß an das Zimmer sesselt, ganz unentbehrlich sei. Außer diesem Nutzen gewinne man dann noch den, daß man sich vor einem der größten Uebel der Menschheit, vor der zu großen Empfindlichkeit gegen alle Eindrücke und Veränderungen der Witterung schüpe. Der stete Umgang mit der freien Gottesnatur ist nicht nur ein Hauptmittel zur Verlängerung des Lebens, sondern auch zur Vermeidung der Uebel, mit denen ein jedes Lebensalter, besonders aber das Greisenalter, zu kämpfen hat.

Den günstigen, erfrischenden und kräftigenden Einfluß der freien Natur auf den Menschen empfindet man aber nur dann, wenn man ihn sich aneignet; er kommt nicht angeflogen, sondern muß erworben werden, und zwar durch Bewegung. Das Wandern in der freien Natur ist die Hauptsache, nicht das Sitzen in irgend einem Gartenlokal, wie es leider heute so vielfach Sitte geworden ist! Diese Vorzüge des Wanderns hat Dr. Liebrecht in einer Programmschrift nach allen Richtungen hin gründlich erörtert, und es ist zu wünschen, daß seine Worte möglichst beherzigt werden. Viele Menschen glauben,

daß Wanderungen im Freien nur in der sogenannten schön-jahreszeit und bei sogenanntem gutem Wetter erquidend lohnend seien. Nichts ist irriger als diese Meinung! Mehr ist es leicht nachzuweisen, daß in jeder Jahreszeit fast an jedem Tage die reichsten und reinsten von allen müssen und offen stehen. „Für den echten Naturfreund“, wie Dr. Liebrecht treffend sagt, „das Wetter so gewiß immer schön, wie es für den in das materielle Leben Verhafteten immer schlecht ist. Und letzterem scheint nur dann ein Genuß zu winken, wenn er bei blauem Himmel in lauer Luft in grünen Feldern, schattigen Gainen, auf ebenen Straßen, in bunter plaudernder Gesellschaft behaglich schlendern sich ergehen kann. Der thätige Wanderer nimmt einen solchen Spaziergang zwar auch einmal gern mit, aber er hält ihn solchen für werthvoller, der Kraft erfordert und zur Beträchtigung von Naturerscheinungen auffordert, die mancher nicht einmal für schön hält. So hat er eine wahrhafte Freude, wenn schwere Wolken über den Himmel dahinjiehen und eine unruhige Fülle und Mannigfaltigkeit ihrer Gestalten darthut. Selbst wenn einformiges Grau den Himmel bedeckt und trüb Nebel die Gegenstände verschleiert, erhält für ihn die Landschaft in ihrer Beschränkung den Charakter des Anheimelnden und zugleich des Märchenhaften, da im Nebel insolge optischer Täuschung die Gegenstände phantastisch zu ungenöthig Höhe emporstauken. Selbst ein Spaziergang bei heftigen Winde hat für den Wanderlustigen einen eigenen Reiz, er meistens erquidlich aber für Leib und Seele erquickend. Spaziergang, der bei Winterkälte unternommen wird. Sobald dann das Sonnenlicht über dem bereiften Walde, so man einen jeenhaften Anblick, denn die herrlichsten Sonnengleiten über die jarten Eisnadeln des Reifes hin. Wer niemals durch das Wetter und nur durch gesellschaftliche Verpflichtungen sich von seinem täglichen Spaziergange zurückhalten läßt, wird zum erklärten Liebhaber der guten Mutter Natur, und überrascht und beglückt ihn dann auch zuweilen mit dem Geschenk von Nebensonnen, Sternschnuppenfällen, Nordlicht und Dämmerungswundern zum Lohne dafür, daß er die Schönheit und Güte auch da erkannte, wo die Reisten sie nicht kannten.“

Sehr viele meinen, daß die wirklichen Schönheiten der Natur wie sie den Wandernden erquiden, nur in fernen Ländern unter glücklichen Zonen anzutreffen seien. Man spricht von der Sonne des Südens, von der Pracht und Gluth der Parth welche dort Himmel und Erde, Meer und Land zeigen. Man ist im einzelnen viel Wahres, aber im allgemeinen faßt sich der Europäer in den glücklichen Klimaten des Südens häufig enttäuscht. Nicht mit Unrecht sehnt sich der Weisere zuletzt wieder zurück zur trauten Heimat, unter das Giebeldach, an dem die Schwalben nisteten, in den Schatten der Linde, bei der er als Kind gespielt, zu den Orten, ihm durch tausend süße Erinnerungen an Stunden des Glück und Friedens unbergänglich ins Herz gegraben sind. Die Sonne des Südens glänzt in größerer Pracht als wir in unserer Heimat kennen, aber auch ihre Wärmestrahlung erheblich größer, und nur im Nothfalle und nicht ungerne wird sich ihr der Europäer aussetzen dürfen; in den milden Fällen schiebt er sie und ruht aus im Schatten. In den Tropen wird, wie Molau berichtet, fast zu jeder Stunde Tages, wenn die Sonne noch einigermaßen hoch am Himmel steht, die Haut des Europäers, wenn sie nur wenige Minuten den Sonnenstrahlen ausgelegt ist, roth, schmerzhaft, oft Brandblasen bedeckt und schält sich ab. Fast jeder Mensch in den Tropengegenden leidet unter den Folgen unvorsichtiger Entblößung des Halses, der Gliedmaßen u. s. w. bei Sonnenschein, der dort eine ganz unerwartete Kraft besitzt, die den Augenblick unmerklich und gar nicht von einer augewöhnlichen Zunahme der Luftwärme begleitet ist. Bekanntlich das herrliche Tropenland Indien ist in dieser Beziehung für den Europäer gefährlich. Auch die prachtvolle, blaue Farbe des Tropenhimmels, von der man bei uns so häufig mit Begeisterung spricht, ist keineswegs für die heißen Gegenden überhaupt charakteristisch. Der Waler und Weltreisende v. Ranzow Willen erklärt geradezu, er müsse dem sehr allgemeinen Urtheil vom „tiefblauen“ Tropenhimmel entgegneten, es nur eine Sage. „Es ist mir,“ schreibt er, „bis jetzt nie gegliückt, diesen tiefblauen Tropenhimmel aufzufinden. Gegenheil kann ich versichern, daß der Himmel in den Tropen oft beim heitersten Wetter keine Spur von Blau zeigt, wir ja auch während der schwülsten Sommertage ähnliches beobachten können. Auf der Palette wäre dieser Farbton jedenfalls ganz ohne Blau zu mischen. Hell leuchtend ist der Himmel, und er strahlt zugleich eine solche Gluth heraus, daß oft die völlige Ausschließung des Himmelslichtes notwendig ist, um eine erträgliche Temperatur zu erreichen. Von der Himmelsansicht im äquatorialen Ostafrika erzählt Paul Reichard, daß auch dort das tiefe Blau des Himmels Reich der Fabel zu verweisen sei. Während der trocknen Zeit wo die Atmosphäre über dem ganzen afrikanischen Continente mit dem Höhenrauche der Grasbrände erfüllt ist, zeigt die Luft stets ein weißliches, selbst ganz weißes, fremdartiges Ansehen. Die Trübung ist dann manchmal so groß, daß die Sonne gegen Abend, wenn sie noch ziemlich hoch am Himmel steht, wie eine roth glühende Scheibe ausfieht. Die Landschaft ist dann zwar noch hell erleuchtet, aber in der ziemlich hochstehenden Sonne herrscht ein Dämmerlicht. Dagegen ist die Farbenpracht eines tropischen Sonnenuntergangs entzündend. Allein ist es nicht ganz ähnlich zu einem herrlichen Sonnenuntergang in unseren Gegenden. Wer hätte nicht schon voller Bewunderung der im Weltentwurfenden Sonne nachgeschaut, wenn der ganze Himmel Purpur getaucht erscheint, zarte Wölkchen, die sich am Horizont in Streifen geordnet zeigen, gleichsam zu glühen scheinen, denselben helle, gelbe Lichtstreifen erscheinen und die ganze Himmelskugel ein rosiges Ansehen besitzt! Solche Herrlichkeit zeigt die Natur in unseren Gegenden, und sie spendet uns den gefahrlosen Genuß derselben, indem sie uns erquid, während sie in den Tropen ermüdet und erschläft. Wer niemals wandert, wird niemals die unvergleichliche Schönheit der Heimat kennen lernen; wer aber wandert und den Gesand der freien Natur durch die körperliche Anstrengung des Wanderns erhöht, wird Kraft und Stärkung daraus gewinnen.“

„Das zeigt uns,“ sagt sehr treffend Dr. Liebrecht, „die Bevölkerung der Städte, die in ertragsreichen Gegenden liegen und sich schnell vergrößern, weil die Aussicht auf gewinnbringende Beschäftigung die Leute vom faden Lande anlockt. Da wächst mit dem Reichthum die Gier nach Geld und Gut, und es fängt die Zeit zu mangeln an, in welcher man sich in der frischen Luft des freien Feldes erholt. Da geraten auch die Frauen in den belagerten Zustand, jede Anstrengung zu scheuen und selbst den Spaziergang zu vermeiden, weil, wie sie vorschützen, das Wetter zu schlecht sei! Diese Handlungsweise und Gesinnung wirkt aber auch schädigend auf die heranwachsende Jugend. Noch schlimmer sind diejenigen daran, die durch ihren Beruf gezwungen werden, tagaus, tagein in gebückter Körperhaltung und mit sorgenreicher Denkarbeit am Tulle zu verharrten. Wenn eine wuchernde Unkultur solche Zustände immer mehr ausbreitet und zu chronischen macht, so muß mit dem körperlichen Wohlgefühl die Lebensfreude sinken, der Mensch wird weidlich, kraftlos, dürrig; es entsteht ein auf den Aussterbe-Etat gefetztes Geschlecht.“ Niemand kann leugnen, daß diese Folgerungen der Wahrheit entsprechen; die in engen Räumen zusammengepferchte Bevölkerung unserer Großstädte predigt in ihrem Aussehen eine zu deutliche Sprache. Das Heilmittel liegt in der Rückkehr zum Umgange mit der Natur als dem wahren Quell der körperlichen und geistigen Erholung. Wir müssen uns gewöhnen, die frische Luft als eines der wichtigsten Nahrungs- und Heilmittel zu betrachten, und müssen sie aufsuchen dort, wo sie in Ueberfluß und kostenlos zu haben ist: im Freien! Wanderungen durch Gottes freie Natur, die jedermann zugänglich ist, müssen zum Bedürfnis werden, und ihr belebender Odem wird auch den von der Noth des Lebens Gedrückten erquickend, gleich einem Hauche aus dem Paradiese.

Nachdruck verboten.

In den Dünen.

Strandstudie von Regine Busch.

Als kleine Ostseebad in einer Bucht der Insel Rügen lag in der Nachmittagschwüle ganz ruhig da. Unter den Buchen vor dem Kurhaufe tranken die Badegäste schläfrig ihren Kaffee, die Unternehmendsten planten einen weiten Spaziergang, einige Herren in hellen Flanell-Anzügen und Strandschuhen verwünschten laut den geringen Seegang und sahen mit Opernguckern nach vorbeifahrenden Schiffen aus. Die meisten Kurgäste aber, unter ihnen alle älteren Damen, hatten sich ruhig mit Handarbeiten und Leihbibliotheksbänden für den Nachmittag niedergelassen. Vom Strande herauf klang das Lachen und Janken der Kinder; rosa und weiß schimmernde Kleider auf dem hellen Sande, an dem reglosen, graublauen Wasser. Schwappend und scheltend hüteten die Kinderfrauen ihre Pflöge und machten es sich recht bequem in den breiten Strandstühlen.

Aus der Thür des Kurhauses trat ein schlankes, junges Mädchen in einfachem, grauem Vodenkleid und blauem Filzhute. In der einen Hand trug sie einen schweren Malkasten, in der anderen einen großen, weißen Schirm. Gehlennd von dem hellen Sonnenschein auf Strand und See blieb sie einen Augenblick auf der Schwelle stehen.

Eine helle, kleine, ganz junge Dame lief ihr entgegen. „Sie wollen doch nicht schon fort, Fräulein Elmer, bei der Hitze? Mama läßt Sie bitten, doch Ihren Kaffee an unserem Tische zu trinken; wir haben solch wundervoll schattigen Platz dort an der Ecke.“

Gertrud Elmer sah hinüber nach den Buchen, wo sich die lorpulenteste aller anwesenden Damen auf dem bequemsten aller vorhandenen Triumphstühle ausdehnte. Dann schüttelte sie den Kopf.

„Ich möchte doch lieber gleich in die Dünen zum Arbeiten, man wird zu faul hier, Fräulein Ellen.“

Die hübsche Kleine lachte laut. „Aber das ist ja gerade der Zweck solch eines Badelebens, das Faulwerden,“ sagte sie. „Und dann wollte uns doch auch nachher Ihr Vetter zum Segeln abholen. Wir haben es doch heute Morgen verabredet, und ich dachte sicher, Sie kämen mit!“ Sie zog den kleinen, rosigen Mund wie ein verzogenes Kind herunter.

Die andere sah sie scharf an, mit dem geschulten Blick, den Frauen für einander haben, und mit dem Blide der Künstlerin, der schnell und bewußt Form und Farbe auffaßt. Sie war sehr hübsch, die Kleine, so jung und rosig in dem Gewirre von weißen Spitzen und Schleifen an Kleid und Hut, vielleicht etwas zu elegant, ein klein wenig zu sehr schief und gelockt; aber es stand ihr alles so gut zu den großen Blau-Augen und dem weichen Gesichtchen.

Als sie so neben einander langsam, an den Burggästen und Kaffeetischen vorbei, dem Strande zuschritten, küßte Gertrud Elmer deutlich, welchen Gegensatz sie in ihrem steifen, grauen Kleide, mit ihrem schlichten, edigen Gesicht und Wesen zu diesem jungen, weichen, lieblichen Gesichtchen bildete, — und dies Bewußtsein machte sie nicht liebenswürdiger.

„Heute muß ich arbeiten, Fräulein Ellen,“ sagte sie schroff. „Bei der Segelpartie bin ich gänzlich überflüssig. Amüsieren Sie sich gut und sagen Sie meinem Vetter, ich wäre in den Dünen, um zu skizziren. — Adieu!“ Die Kleine zuckte die Achseln und wandte sich zurück. „Geht auch ohne Dich,“ dachte sie, dann muß Mama mit, denn allein zu Zweien geht es wohl nicht bei dieser Klatschgesellschaft.“ Dann warf sie sich neben der Mutter in einen Strandstuhl, nahm einen abgegriffenen Band Zola in die Hand und bestellte sich eine Portion Vanille-Eis.

Gertrud Elmer ging über den primitiven Brettersteg zum Strande hinunter, die Lippen zusammengepreßt, langsam, müde. Unten liefen ihr die Kinder entgegen und hingen sich an ihren Rock. „Tante, Du sollst uns wieder eine Kuhle machen.“ „Tante, wir wollen Dich einmal ganz tief eingraben.“ Sie machte sich sanft von ihnen los. „Heute nicht, Kinder, morgen früh hab ich Zeit für Euch, heute muß ich malen!“

Sie ging weiter durch den weichen, tiefen Sand dem Ende des Badestrandes zu. Sie hatte ein festes Ziel, dort das kleine, haidebewachsene Thal in einer Einsenkung der Düne, das sie gestern entdeckt hatte. Hier war die Einsamkeit, die ihr heute noth that. Sie warf sich in's Haidekraut, schloß die Augen und versuchte zu denken und ruhig und klar zu werden;

aber das brachte ihr keine Erleichterung, nur neue, bittere Unruhe. Sie setzte sich aufrecht hin und faltete die Hände in einander.

„Und ich hab' ihn doch lieb, so lieb!“ sagte sie vor sich hin. „Lieber gleich ehrlich sein.“

„Was hilft es, daß ich mir allerlei Vorrede von couvintlicher, Schwesterlicher, oder mütterlicher Liebe, ich habe ihn eben von Herzen lieb! Freilich von all dem anderen hängt auch etwas daran, besonders das Bemütern und Sorgen kann ich nicht lassen. Und doch bin ich nicht älter als er. Wir werden nur schneller alt, wir Frauen, und besonders ich bin alt, nach einer solchen Sorgenjugend. Sie brachten mir ja nur Sorgen und Leid, meine Leute, alle, die ich lieb hatte, immer Krankheit und Noth und Schuld, — und die Schuld war das Schwerste. — Er war immer der einzige, an dem ich mich freuen konnte, der einzige, der mir geliebt hat zum Liebhaben. Und nun hört auch diese Freude auf, diese stille, herzliche —“

Sie hätte ihm nicht erlauben sollen, herzukommen. Wie konnte sie hier Erholung und Anregung zu frischer Arbeit finden, wenn sie in dieser Unruhe blieb? Aber er hatte einfach gesagt: „Mügen! Gerade was ich brauche, Gertrud, Mügen und Dich, ich komme Dir nach!“ So war er denn gestern angekommen; sie hatten wie gute Kameraden zusammen für ihn eine billige Wohnung im Dorf gesucht, hatten mit einander das Dünenthal entdeckt und fröhlich geplant, hier zusammen Luft- und Wasserstudien zu machen. Und dann war heute Morgen diese kleine Ellen Politz mit ihr zum Strande gegangen, gewiß nur, um sich den interessanten Vetter vorzustellen zu lassen. Und die beiden hatten sich nur zu gut gefallen. Ueber Gertrud war seitdem dies thörichte Herzweh gekommen und diese alberne Eifersucht!

„Dummheit!“ sagte sie halblaut. „Mir so etwas in den Kopf zu setzen! Es ist ja nicht das hübsche, kleine Ding; sehr hübsch ist sie und so jung und rosig anzusehen, aber daß mich so etwas ärgern kann, daß ich den beiden nicht einfach den Gefallen thue und mit ihnen sezele, das ist schlimm! Freilich kann die dicke Mutter ja auch Elefant bei ihnen spielen, Zeit genug hat sie schon —, und ich sollte jetzt wirklich arbeiten!“

Gertrud sprang unmutig auf und sah um sich. Mit einem Male küßte sie sich gepackt von der eigenartigen Schönheit dieses Fleckchens Erde, und ihre Augen wurden groß und leuchteten vor Freude.

Die Sonne stand schon hinter der bewaldeten Höhe der Düne, schräge Strahlen fielen durch die Föhrenwipfel auf das Meer und legten ein rosig schimmerndes Reg über die dunkelgrünen Wasser. Ein leiser Abendwind strich frisch von der See herüber in das kleine Dünenthal, das roth von Haidekraut im Sande lag. Schroff und kahl schloß die Dünenwand es an der Landseite ab, gelber Ginster und dürre, niedrige Föhren hingen dort herüber. Aber seawärts, am tiefen Einschnitte der Düne legte eine einzelne, mächtige Föhre ihr Wurzelgeflecht schlüpfend vor den Eingang des Thälchens, und selbst am stolz und trotzig hob sich auf rothem Stamme ihre blaugrüne, struppige Krone ab von all dem goldigen, rosigen Wassergeräuscher da draußen.

Gertrud sah das alles mit den Augen der Künstlerin in einem langen, glücklichen Blicke. So schön war es, so voll Stimmung und Harmonie, daß sie es sofort malen mußte. Sie suchte schnell einen Platz im Hintergrunde des Thälchens und malte eifrig. Vor allem hatte es ihr die alte Föhre angethan; ihr war, als könnte sie all ihr tropisches, sehnsuchtsvolles Leid hineinmalen in dies krause, starre, blaugrüne Gezweig, das so seltsam schwermüthig vor einer Ferne von Licht und Gold lag.

Und ihre Arbeit wurde gut. Das Eigene, Undefinirbare, das, was man Stimmung nennt, lag über der kleinen Aquarell-Skizze. — Möglich änderte sich die Beleuchtung, die Sonne war untergegangen, Wolken stiegen auf, lauter säufelte der Abendwind, und weißer kamen die Wellenkämme angezogen. Tiefaufatmend legte Gertrud den Pinsel hin, und warf einen langen, zufriedenen Blick auf ihre Arbeit. Dann lehnte sie das Bildchen sorgfältig gegen die Sandwand und suchte sich einen Platz zum Ausruhen, zwischen den krausen, sandentblühten Wurzeln der alten Föhre. Sie warf den Hut bei Seite, ließ sich den Wind um Stirn und Haare fahren; und so, den Kopf an den rissigen Baumstamm lehrend, sah sie ruhig hinaus auf die See.

Das Arbeiten hatte ihr doch gut gethan. Sie hatte sich und ihr Leid eine Weile vergessen vor der Kraft und Schönheit dieses Stüdes ewiger Natur, in dem sie doch etwas wieder fand von ihrem Eigenen, von dem Ewigen und Besten ihres Wesens. —

So sah sie ruhig unter der Föhre, nicht mehr im Zwange höherer, elend machender Gedanken, nein, kraftvoll, trotzig, selbstbewußt und sich selbst am schön in Harmonie fühlend mit dieser Dünen-Einsamkeit am Meere. —

Ein Geräusch ließ sie plötzlich auffahren und den Kopf heranzucken, der Düne zu. Dort stand oben zwischen den dünnen Föhrenstämmen, über blühendem Ginster und Haidekraut eine schlanke, junge Männergestalt, die in ihrer biegsamen Kraft und frischen Lebenslust gut hineinpafte in den loderen, weißen Flanell-Anzug. Gertrud fuhr auf. „Walt her, — wie kommst Du hierher?“

„Sitzen bleiben, Gertrud, um Gottes willen sitzen bleiben! Schön seid Ihr, Du und die alte Föhre und diese wunderbare See im Hintergrunde! Ah, — Du hast hier auch schon gemalt.“

Er sprang mit zwei Sägen den sandigen Abhang hinunter und stand prüfend vor ihrer Skizze. Sie blieb ruhig sitzen und kämpfte mit ihrem Herzklopfen.

„Gut,“ sagte er. „Du hast die Sache vortrefflich aufgefaßt, obgleich mir eigentlich jetzt diese dunklere Beleuchtung noch lieber ist. Weißt Du, Gertrud, wir beide haben halt doch dieselbe Art, zu sehen und zu malen, ich habe hier einmal wieder den vollgültigen Beweis!“ Sie hatte ihre Unbefangenheit wiedergefunden. „Natürlich, Herr Vetter,“ sagte sie. „Das ist ja das vererbte Talent unseres malbegabten, gemeinsamen Urgroßvaters, darüber sind wir Beide uns ja längst klar. Nur daß es bei mir bloß zu Kleinformaten und Wasserfarbe langt, und in Deinen Bildern Kraft und Dimensionen ankommt.“

„Der wenigstens annehmen sollte,“ antwortete er lachend. „Vorerst bist Du mir über, Gertrud, das kleine Ding da ist doch etwas Fertiges, Ganzes, und vertieft viel Stimmung liegt drin!“ Er warf sich hin in's Haidekraut.

„Oh, wie das wohl thut, so ein Stück unverfälschter Natur, Gertrud, nach dieser stumpfsinnigen, öden Badegesellschaft!“ Er athmete tief auf. „Wie konntest Du mir das anthun, Cousine, mich ahnungslos und mutterseelenallein dahinein gerathen zu lassen?“

Gertrud lachte hell auf: „Aber Junge, es war doch Deine freie Wahl und eigene Verabredung mit Fräulein Politz, ich kam mir so grenzenlos überflüssig dabei vor. Warum seid Ihr übrigens nicht gefegelt?“

„Ach Gertrud,“ — er stöhnte auf, — „ich habe eben meine letzte Illusion begraben. Die Mutter wollte mit! O, diese Mutter! Zweihundertfünfzig Pfund in carrirter Seide, und eine unendliche Liebenswürdigkeit, das konnte ich nicht, Gertrud, beim besten Willen, es ging nicht, und wenn die Kleine noch zehnmal hübscher gewesen wäre. Ich habe mich gedrückt!“ —

„Schäm' Dich, Walt her!“ —

„Weißt Du, Gertrud,“ fuhr er behaglich fort, „Du kennst ja meine fixe Idee, mein zweites Gesicht, das gleich in allen Gestirnen die zukünftige Entwicklung sieht. O, diese Aehnlichkeit, diese abscheuliche Aehnlichkeit zwischen Mutter und Tochter! Sie hat mal so ausgesehen, die carrirte Alte, glaub' es mir, wie heute die Junge. Ich sah mit meinen Geistesaugen die ganze, unaufhaltsame Entwicklung meiner kleinen Schönheit bis zu dieser Corpulenz! — Und mein Schönheitsfian war derartig verlegt, daß ich keine reine Freude an Fräulein Politz mehr haben konnte und zu Dir flüchten mußte, Gertrud!“ —

„Man sollte sich vor Dir fürchten,“ sagte Gertrud lachend. „Ich mag mich gar nicht mehr von Dir ansehen lassen. Bei mir findet Dein Schönheitsfian schon jetzt keine Befriedigung, und was für entsetzliche Zukunftspantastiken müssen Dir erst bei meinem Anblicke aufsteigen! So sieh mich doch nicht so unverständigt lange an, Junge!“

„Gertrud, Du gehörst zu den seltenen Frauen, denen das Alterwerden sehr gut bekommt. Was für ein scheußlicher Backfisch Du warst, und immer so verheult, Du armes Ding! — Da hat sich eigentlich die Ueberzeugung in mir festgesetzt, daß Du ein famoser Keel, aber malerisch ganz unverwerthbar wärest, und so habe ich Dich seitdem, trotz aller alten Liebe, kaum mehr auf Dein Neuhäres hin angeguckt! — Und da komme ich gerade oben über die Düne und sehe wie eine Offenbarung Dich unter der alten Föhre, — so bleib doch sitzen, Mädchen, — so, die Hände um's Knie geschlungen und den Kopf mit dem hellen, zausigen Haar gegen den rothen Stamm gelehnt; dahinter, dunkel, drohend, unbestimmt das weite Wasser, und ganz weit draußen ein letzter Streifen Abendroth! — So etwas Wundervolles! — Und Du, als ob Du eben dahin gehörtest, so selbstverständlich einfach; so will ich Dich malen, Gertrud!“

„Du dummer Junge!“ sagte sie mit einer Stimme, in der Zärtlichkeit und Freude, Unglaube und Verständniß durcheinanderliefen. „Mach malen! Mit meiner viel zu kleinen Nase und dem doppelten zu großen Munde. Du solltest wenigstens nicht so über Deine Anverwandte spotten.“

„Mund und Nase will ich gar nicht, die sind allerdings nicht ganz so, wie Du sie verdenkst. Aber Deine Augen sind so, und — Gertrud, Du sollst ja hinausschauen, so, — Deine Rückenlinie will ich, und wie Dein Kopf ansetzt, und wie Du die Hände um's Knie schlingst, — recht so! Gertrud, so etwas Sehnsüchtiges, Tropisches, Eigenes habt Ihr, Du und der alte Föhrenbaum. Und dahinter muß es liegen, weit, violett und dunkelgrün, nur ganz zuletzt ein Schimmer gelbrothen Lichtes. Ein gutes Bild soll es werden, und gleich ordentlich großes Format; zu dumm, daß ich nicht gleich heute Abend anfangen kann. Aber Du sitzt mir morgen, Gertrud, in dem grauen Rock, nicht wahr? Gerade so brauch ich Dich!“ —

Er setzte sich neben sie auf die Föhrenwurzeln und faßte ihre Hand.

„Sag, daß Du es thun willst, Du kannst mir ja doch nichts abschlagen, Gertrud!“

„Ich will es gerne thun,“ sagte sie in tiefer, stiller Freude, „ich verstehe Dich, Walt her, trotzdem! — Ich begreife, was Du willst, und Du kannst es, wenn Du willst. Fang nur morgen an!“

„Schau, Du bist doch der einzige Mensch, der mich recht versteht. Liebenswürdiger sind ja all die anderen Frauen, aber Du bist doch die einzig Echte! — Ich kann auch nicht ohne Dich fertig werden, Gertrud, nicht als Mensch, nicht als Künstler, Du wirst mich halt doch noch einmal heirathen müssen!“ —

„Danke schön,“ sagte sie. „Du fühlst Dich nur augenblicklich durch die verunglückte Schwiegermutter vereinsamt, und ich will nicht so grausam sein, Deine pessimistische Stimmung heute auszunutzen.“

„Sprich nicht so häßlich, Gertrud,“ sagte er ärgerlich, „recht hast Du schon; ich lauf ja doch immer wieder hinter allen hübschen Mädchen her, aber was soll man machen! Man fühlt und will all das Schöne und Große, — und ist doch noch nichts und wird auch nichts. Für Dich bin ich eben auch nur ein armer Schluder und dummer Junge.“

„Walt her, Du weißt, was Du mir gewesen bist, so lange ich denken kann, und daß ich an Dich glaube, an Dich und Deine Zukunft!“

Er sah in ihren Augen den warmen Blick der Liebe und hörte eine tiefe Zärtlichkeit aus dem Tone ihrer Stimme heraus. Ihm wurde stolz und froh zu Muthe, jubelnd, glückverheißend klang über ihnen das Rauschen der Föhre im Abendwinde.

„Sag, daß Du mein sein willst, Gertrud, mein Weib, mein Freund, mein bester Kamerad, mein guter Engel; sag, daß Du mir das alles werden willst, wenn ich erst etwas Ganzes, Großes geschaffen habe. Laß es mich glauben und hoffen, — bis dahin!“ —

Mit strahlenden Augen sah er zu ihr empor. Sie hätte so gerne alles, alles vergessen, was sie sich an Weisheit und Vorsicht hundertmal gepredigt hatte, und sein junges Gesicht ein einzig Mal geküßt. Aber das Miße, Schwesterliche, Mütterliche ihrer großen Liebe half ihr rasch zur Ruhe und zur Klarheit. —

Sie sprang auf. „Walt her,“ sagte sie, „wir wollen uns das Herz nicht schwer machen mit Versprechen und Halten. Du mußt frei sein, um ein echter Künstler werden zu können. Aber wenn Du dann später vielleicht noch an mich denkst, — ich kann Dich nie vergessen, mein Junge.“ —

Hoch und schlank stand sie unter dem Föhrenbaum; aus ihren schönen Augen strahlte ihm eine große Liebe entgegen. Bewundernd sah er zu ihr empor und trat dann zu ihr.

„Du hast gewiß wieder recht,“ sagte er, „recht, wie immer, Gertrud. — Du weißt ja selbst, wie schwer und unklar mein Weg noch ist. Aber es wird mir gut thun, an Dich zu denken, — an Dich, so, wie Du heute bist, so rein und ernsthaft, mit dem warmen Blick in den Augen. Und malen werde ich Dich, um es ja nicht wieder zu vergessen, hier unter der Föhre, gleich morgen. Es muß gut werden, gut auch mit Dir und mir, — und unserer Zukunft, Gertrud!“

„Gott gebe es,“ sagte sie einfach. Er nahm ihre Hand in die seine. So standen sie einen Augenblick schweigend bei einander, und die alte Föhre rauschte feierlich über ihnen. —

Ein scharfer Windstoß kam von der See herüber, das letzte Abendlicht draußen auf dem Wasser war verloschen. „Wir müssen heim,“ sagte Gertrud. Sie packte schnell ihren Koffer ein, schweigend nahm Walther ihn in seine Hand, und ruhig gingen sie mit einander den Strand entlang dem Dorfe zu.

Scharf trieb der Seewind die Wellen herauf, dunkel und wolkenreich lag der Abendhimmel über dem Wasser. Sie sprachen nicht viel mit einander, aber ein glückliches Sichverstehen und die gemeinsame Erinnerung an eine schöne Stunde ging mit ihnen. Walther war sehr glücklich, denn er fühlte den frohen Stolz des Mannes, der eines guten Frauenherzens Liebe sein eigen weiß, und das Glück des Künstlers, der Neues in sich schafft und schaut. Gertrud wußte, daß er innerlich an seinem Bilde weiter arbeitete. — In ihr war jenes demüthig schöne Glücksgefühl des Weibes, das mehr von dem Liebsten erhalten hat, als es zu hoffen wagte, das sich reich gesegnet und beschenkt fühlt, und weiter lieben, leiden und warten kann. —

Und als die beiden sich mit einem kräftigen Händedruck und einem einfachen „bis morgen“ am Aufgange zum Kurhause von einander trennten, da ging Gertrud achlos, als wäre sie gezeit, vorbei an all den schwabend zu Abend speisenden Kurgästen. Sie stieg die vielen Treppentritten empor, als hätte sie Flügel, und oben in ihrem kleinen, kahlen, dämmerigen Zimmer trat sie ans offene Fenster und kniete dort nieder, legte den Kopf auf das schmale Fensterbrett und schluchzte vor Glück und Leid. —

Es war ganz dunkel geworden über dem Wasser, brausend und klagend klangen Wind und Wellenschlag durch einander, wenige Sterne leuchteten vom wolkigen Himmel hernieder. So dunkel lag die Zukunft vor ihr. — Würde er wiederkommen, einmal, wenn er ein großer Mann geworden war, und bei ihr Ruhe und Liebe suchen und finden? Oder würden ihn des Lebens wilde Wellen weit, weit forttreiben, sodas er nimmer den Weg zurückfände zu ihr? — Sie sah weit hinaus, und hinauf nach einem Sterne, der zwischen zerrissenen Wolken über dem dunkeln Wasser leuchtete.

Stolz und getrost richtete sie sich auf. „Mag kommen, was will,“ sagte sie, „ich habe ihn lieb, für immer lieb! Und schön war es doch, für mein ganzes Leben schön! — Ich werde sie nimmer vergessen können, diese Abendstunde in den Dünen, — und die alte Föhre, draußen am Fiseertrande!“ —

Nachdruck verboten.

In die Fremde.

Nach dem Gemälde von E. Bachrach-Barrée.

Siehe Seite 73.

Sie waren so glücklich gewesen, so unbeschreiblich glücklich, als sie nach jahrelangem Warten und Ueberwindung unsäglicher Schwierigkeiten endlich sich angehören konnten.

Das kleine Erbtheil, welches ihr nach dem Tode ihrer Eltern ausgehändigt worden war, hatte gerade so lange ausgereicht, bis sie ihr Lehrerinnen-Examen gemacht hatte. Dann war sie hinausgezogen in die Welt, um sich ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Mit klopfendem Herzen saß sie damals in der Wartehalle und zählte die Minuten, bis der Zug kam, der sie ihrem Wirkungskreise zuführen sollte. Was würde ihr das Schicksal bringen? Sie hoffte zuversichtlich, nur Gutes. Und ihre Hoffnung wurde nicht getäuscht, alle Menschen brachten dem heiteren, lebensfrohen Mädchen Zuneigung entgegen, und ihre Schülerinnen liebten sie aufrichtig. Auch er hatte eine tiefe Zuneigung zu ihr gefaßt, der erste Ingenieur, mit dem sie öfter in einer befreundeten Familie zusammentraf, und schließlich hatte er ihr gesagt, daß er sie liebe, — zögernd nur, denn er wußte, sie waren beide arm, und es würde noch eine lange Zeit dauern, bis er sie zu seinem Weibe fordern durfte. Sie hatte aber guten Muth. „Wir sind jung und können noch warten,“ meinte sie, und dann hatten sie sich die Hände gereicht und gelobt, treu auszuharren, bis er eine Stellung errungen habe, die ihnen gestattet, sich ein eigenes Heim zu gründen.

Jahre waren hingegangen. Sie hatten unermüdlich gearbeitet und gespart, und endlich konnte er ihr sagen: „In einem halben Jahre bist Du mein geliebtes Weib!“ — Jubelnd hatte sie ihn geküßt und sich an ihn geschmiegt: „Weißt Du, Schatz, die Zeit ist doch recht schnell vergangen!“

Nun kam eine Zeit der Sorgen, der angenehmsten Sorgen, die ein junges Paar haben kann: Sie hatten zuerst eine freundliche Wohnung gesucht, und als diese gefunden war, ging's ans Einrichten. Hüßlich mußte alles sein, nett und behaglich. Da gab's viel zu rechnen, denn die verfügbaren Mittel wollten sich mit ihren Wünschen nicht immer in Einklang bringen lassen. Aber schließlich war doch alles zu ihrer Zufriedenheit ausgefallen.

Nach einem sehr bescheidenen Hochzeitsmahle waren sie fröhlich die vielen Treppen zu ihrer Wohnung emporgestiegen. „Du mußt den ersten Schritt in unser Heim thun,“ hatte er gemeint, „das bringt Glück.“ Sie wollte aber, er solle zuerst hineingehen. Schließlich hatten sie sich geeinigt, gleichzeitig einzutreten; eng aneinander geschmiegt, überschritten sie die Schwelle. Dann küßte er sein Weib: „Alein ist unsere Hütte, aber sie wird uns zu einem Paradiese werden, denn hier wohnt das Glück — immer und immer!“ — Aber wie bald hielt die Sorge ihren Einzug! Nach kaum einem Jahre brachte man

ihr den Satten todt nach Hause; er war bei einer Kessel-explosion verbrannt.

Nun saß sie wieder in der Wartehalle, um zum zweiten Male in die Ferne zu ziehen. Wie anders war's damals, als sie zum ersten Male hinauszog; damals hoffte sie auf eine glückliche Zukunft, heute dachte sie an das Glück, das sie begraben hatte. Das Leben, welches nun noch vor ihr lag, das gehörte der Pflicht!

Unsere Kinder.



Lieber Onkel!

Wirst Du mir böse sein, wenn ich Dir von mir zwei Bilder sende? Ich habe alle meine Photographien aus den großen Albums herausgenommen, aber Mama lachte mich aus und sagte, ich dürfe sie nicht alle senden, dies wäre unbescheiden. Und ich hätte Dir doch gar zu gerne alle gegeben!

Lieber Onkel, ich möchte Dir noch vieles schreiben, aber ich muß mich nun ankleiden lassen zum Spazierengehen. Mußt Du auch Nachmittags immer spazieren gehen? Nun sende Dir, lieber Onkel, viele Grüße
Drau, Dst. Sosl. Olga Wladar.

Nachdruck verboten.

Die Bildhauerin Theresie Riefl.

Von Natalie Brud-Aussenberg.

Siehe die Abbildung auf Seite 77.

Es ist ein nicht allzuhäufiger Fall, daß Frauen sich der Bildhauerkunst widmen; daß aber Frauen auf diesem Gebiete sogar etwas Bedeutameres leisten, ist eine mehr als seltene Ausnahme. Es liegt dies gewissermaßen schon in der Natur der Sache. Der Laie denkt unwillkürlich dabei an robuste männliche Kraft, die aus dem gewaltigen Steinblock das geheimnißvoll schlummernde Kunstwerk erst herauszusprennen und meißeln soll. Die Wenigsten wissen, daß dies thatsächlich nicht Sache des Bildhauers, sondern die Aufgabe gut geschulter Arbeiter ist. Erst die feine Ausarbeitung übernimmt wieder der Künstler; seine Hauptthätigkeit ruht indessen in der Formung des weichen, biegsamen Thones zum Modell, und da liegt nun allerdings kein Grund vor, warum die Hand einer Frau vor diesem so unendlich bildungsfähigen Material zurückweichen müßte.

Bei den herrschenden Anschauungen trappirte es daher Kunstkreise, Kritik und Publicum in gleichem Maße, als vor etwa zwei Jahren eine junge Russin, Theresie Feodorowna Riefl, in Wien als Bildhauerin auftauchte. Die Künstlerin wagte sich sofort an große Aufgaben heran; sie begnügte sich nicht damit, eine Büste oder Statuette zu modelliren, sondern nahm gewaltige Darstellungen des menschlichen Körpers, diese höchste Aufgabe der bildenden Kunst aller Zeiten, zu ihrem Vorwurfe und bewältigte sie glänzend. Im Wiener Künstlerhause war vor zwei Jahren zuerst ihre „Hexe“ ausgestellt, ein in Marmor ausgeführter, unbefleiderter, wunderschöner Frauenleib, von aufgelöstem Haar umflattert, in Gesicht und Pose ein köstlich wilder Humor. Die Hexe, in deren Miene sich ungeduldige Ballvorfreude wiederpiegelt, ist mit der Toilette für die Walpurgisnacht beschäftigt; sie sitzt am Boden auf dem rittlings zur Fahrt bereit gelegten Besen und schneidet sich mit einer großen Gartenschere die Fußnägel zu langen Krallen; die Fingernägel sind bereits ebenso behandelt. — Mit der Erfüllung der durch diese Arbeit erweckten Erwartungen ließ die Künstlerin nicht lange auf sich warten. Schon die nächstjährige Ausstellung brachte ihren

„Lucifer“, ein tiefestes Werk, voll gewaltiger Markigkeit und Kraft: Eine wild vor sich hinstarrende, mit aufgestüpftem Kopf auf einem Felsblock sitzende Männergestalt, ohne jedes menschliche Weiblich; das Dämonische liegt allein im Ausdruck der den Titel vollauf rechtfertigt, sodas es kaum noch der Sockel angebrachten Inschrift bedurfte: „Bist Du glücklich, Ebenbild Gottes?“

Zur diesjährigen Jubiläums-Ausstellung brachte Theresie Riefl, in folgerichtiger Fortsetzung ihrer künstlerischen Schöpfungsweise und Eigenart einen monumentalen „Tod“, symbolische Gestalt. Abermals keinerlei allegorisirende Zuthat, einfach eine mächtige, unbefleiderter Männergestalt, die er über die Erdfugel dahinschreitet. Und doch rechtstern abermals Antlitz und Ausdruck in ganzem Umfange, was gesagt werden soll. Neben dem ungewöhnlichen Können ist es also auch die, besonders an einer Frau ungewöhnliche Denkweise, welche den Beschauer hinreißt über dieses jungaustroffende Talent erstaunen läßt.

Theresie Feodorowna Riefl ist zu Moskau geboren, wurde in einem französischen Pensionat erzogen und unter ein paar hundert jungen Mädchen die weitaus beste Zeichnerin. Auf diese Begabung legten jedoch ihre Eltern gar kein Gewicht, sie zeichnete, zu eigenem Auspruch, nicht mehr und nicht weniger, als andere Damen zu thun pflegen. Erst vor etwas mehr als vier Jahren entschloß sie sich zum Besuche der Kaiserlichen Akademie zu Moskau, wo sie ungefähr ein halbes Jahr lang die Malerschule besuchte und sofort durch ihre herausragenden Anlagen auffiel. Aus ihren Malereien spricht die russische Art; sie sind rauh und kraftvoll in Farbe und Zeichnung, ungeduldig in der Technik. Die Malerin begnügte aber ihrem Temperamente nicht, sie wandte sich halb der Bildhauerei zu. Schon nach zweimonatlichem Studium zeigte sich ihre Begabung so sehr, daß sie zu weiterer Ausbildung nach Paris übersiedeln wollte. Sie machte, entschloß sie sich, die Akademie in Wien zu suchen. Weil jedoch an dieser den Damen der Zutritt nicht gestattet ist, mußte sie Privat-Unterricht nehmen. Nachdem sich verschiedene Wiener Bildhauer entschieden weigert hatten, sie zur Schülerin zu nehmen, mit der Notivirung, daß Frauen in der Bildhauerei nichts leisten könnten, nahm sich endlich Professor Hellmer ihrer an und schon im ersten Studienjahre vollendete sie die „Hexe“.

Das hübsche Bild, welches unser vorliegendes zeigt, zeigt die Künstlerin bei einer angenehmen Arbeit, sie modellirt die Portrait-Büste des berühmten englischen Humoristen Mark Twain, der diesen Winter mit seiner Familie in Wien seinen Wohnsitz genommen hat, wo hier eine außerordentlich beliebte und gefeierte Persönlichkeit ist, — wie wohl auch anderswo. Es ist interessant, den Charakterkopf Mark Twain's mit der Vollendung entgegengehenden Büste zu vergleichen; der Beschauer wird hierbei das Können der Künstlerin so eindringlich vor Augen geführt.

Fraulein Riefl ist eine stattliche, schöne Erscheinung, ihr angenehmes Wesen, Geist und Jugend und ein völler fremdländischer Zug machen die Künstlerin außerdem noch zu einer der gesellschaftlich meistbegehrtesten Damen Wiens.

Nachdruck verboten.

Strandpartie bei Chiavari.

Nach der Original-Zeichnung von M. Zeno Diemer.

Siehe Seite 76.

In einer der schönsten Bagen an der Riviera di Levante, an der Mündung der Entella in den Golf von Genua, wo die Berge weit zurücktreten, liegt die kleine Stadt Chiavari. Sie ist hineingebettet zwischen Meer, Fluß und eine mit Olivenwäldern und Weinplantagen bestandene Hügelkette, zählt, wie überhaupt die ganze Riviera, zu den reizendsten Küstenlandschaften Europas. Außerordentlich malerisch und interessant ist die Kunststraße, welche an der Küste hinläuft und die einzelnen Ortschaften mit einander verbindet. Wenn man auf dieser Straße dahinzieht, genießt man ein Bild, man es abwechslungsreicher sich kaum vorzustellen vermöge. Man kommt an wilden Vorgebirgen und schauerlichen Felsabstürzen vorüber, deren Fuß die wilde Brandung peitscht; dann wandert man über sanfte Hügel und liebliche Thäler mit ausgedehnten Olivenwäldern und Piniengehözen. Von den Bergen grünen altersgraue, halberfallene Thürme, hier und da sieht man Kirchen und Kapellen unter dunkeln Cypressengruppen, vor allem aber das Meer in den herrlichsten Farbenabstufungen und belebt von unzähligen Schiffen. Man kann es den Malern nicht verdenken, wenn sie nie müde werden, nach der Riviera hinzieht, wenn sie nicht müde werden, das Loblied der herrlichen Landschaft — in Farben zu singen. Und unser Bild ist ein solches Loblied voll wilder, kräftiger Accente.



Helene V. in Bamberg. — Wir freuen uns über Ihr reges Interesse. Aus der etwas mythisch klingenden Stelle in Tacitus' Annalen: „Der veränderte Gau der Albie (germanischer Volkstamm am Rhein), ward von einem unvorhergesehenen Unglück betroffen. Aus der Erde hervorbrach Feuer nämlich ergriß allethalben Landhäuser, Fluren und Dörfer und breitete sich sogar bis zu den Mauern der jüngst gegründeten Pfalz aus.“ hat man allerdings entnehmen wollen, daß noch zu Zeiten des Kaisers Albertus vullkanische Eruptionen im Eisgebirge stattgefunden hätten. Spätere Untersuchungen aber haben festgestellt, daß dies nicht der Fall war; die Thätigkeit der Eifel-Sulfane ist in eine vorgeschichtliche Zeit zu verlegen. Ihre weiteren Fragen werden wir brieflich beantworten, nachdem wir von unserem gegenwärtig in Japan weilenden Mitarbeiter Nachrichten erhalten haben.

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft II. 1.

Jährlich 24 Hefte. Preis
vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50).

Berlin und Wien, 1. Juni 1898.

Große Ausgabe. Preis
vierteljährlich M. 4.25 (fl. 2.55).

XXV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Thalkönigin.

Roman von Hermine Billinger.

(Schluß.)

Waldi war in Versailles; er hatte das Palais d'Horville bald gefunden, aber es hielt ihn etwas zurück; er traute sich nicht hinein; er fürchtete sich vor der Möglichkeit, sie möchten in dem schönen steinernen Hause nichts von Attala und ihrem Kinde wissen. War sie da, einmal mußte sie herauskommen. Und so stand er und wartete, lieber die schreckliche Pein der Ungewißheit ertragend, als eine neue schwere Enttäuschung.

Den ganzen Tag ging's im Palais d'Horville aus und ein mit jungen Mädchen, die Noten-Mappen trugen. Manchmal kamen ein paar mit einander heraus, manchmal eine allein, aber alle waren sie erregt, oft sah man Thränen Spuren auf ihren Wangen.

In dem großen Musiksaal der Gräfin d'Horville herrschte in der That das regste Leben. In ihren Fahrstuhl zurückgelehnt, das schmale, edelgeformte Gesicht auf die Brust gesenkt, saß die ehemalige Künstlerin da und lauschte den Solfeggien und Uebungen ihrer Schülerinnen. Nach deren Meinung waren die Ansprüche der Lehrerin unerhört, ihre Strenge grenzenlos. Und in der That, wer nicht sein Bestes gab, mit einer solchen Schülerin befaßte sich Gräfin d'Horville nicht lange. Daher dieser Eifer, diese Aufregung unter den jungen Mädchen; denn, gab es eine größere Ehre, bessere Aussichten für die Zukunft, als von Gräfin d'Horville ausgebildet worden zu sein? Sie hatten an ihr, wenn sie ihr Möglichstes gethan, die treueste Freundin, die Helferin in allen ihren Nöthen.

Mitten in einer solchen Stunde, — eine der Schülerinnen hatte eben aufgehört zu singen, eine andere sollte an die Reihe kommen, — da brachte der Diener eine Karte herein, vielfach beschmutzt, mit dem Namen der Gräfin; „Attala“ stand darunter.

„Ah,“ sagte die Gräfin, die sich einen Augenblick besonnen hatte, „jene Bäuerin aus dem Schwarzwald, nicht wahr, eine Bäuerin?“ wandte sie sich an den Diener.

Er verneinte: „Es ist eine Zigeunerin.“

Wenige Augenblicke später stand ein hageres, in Fetzen gekleidetes Weib vor der Dame des Hauses; Stränge ungepflegten Haares hingen ihr in das gelbliche Gesicht; sie hielt einen Knaben bei der Hand, einen kleineren trug sie in einem Tuch auf dem Rücken.

„Das soll Attala sein,“ rief die Gräfin aus, „jene junge, schöne

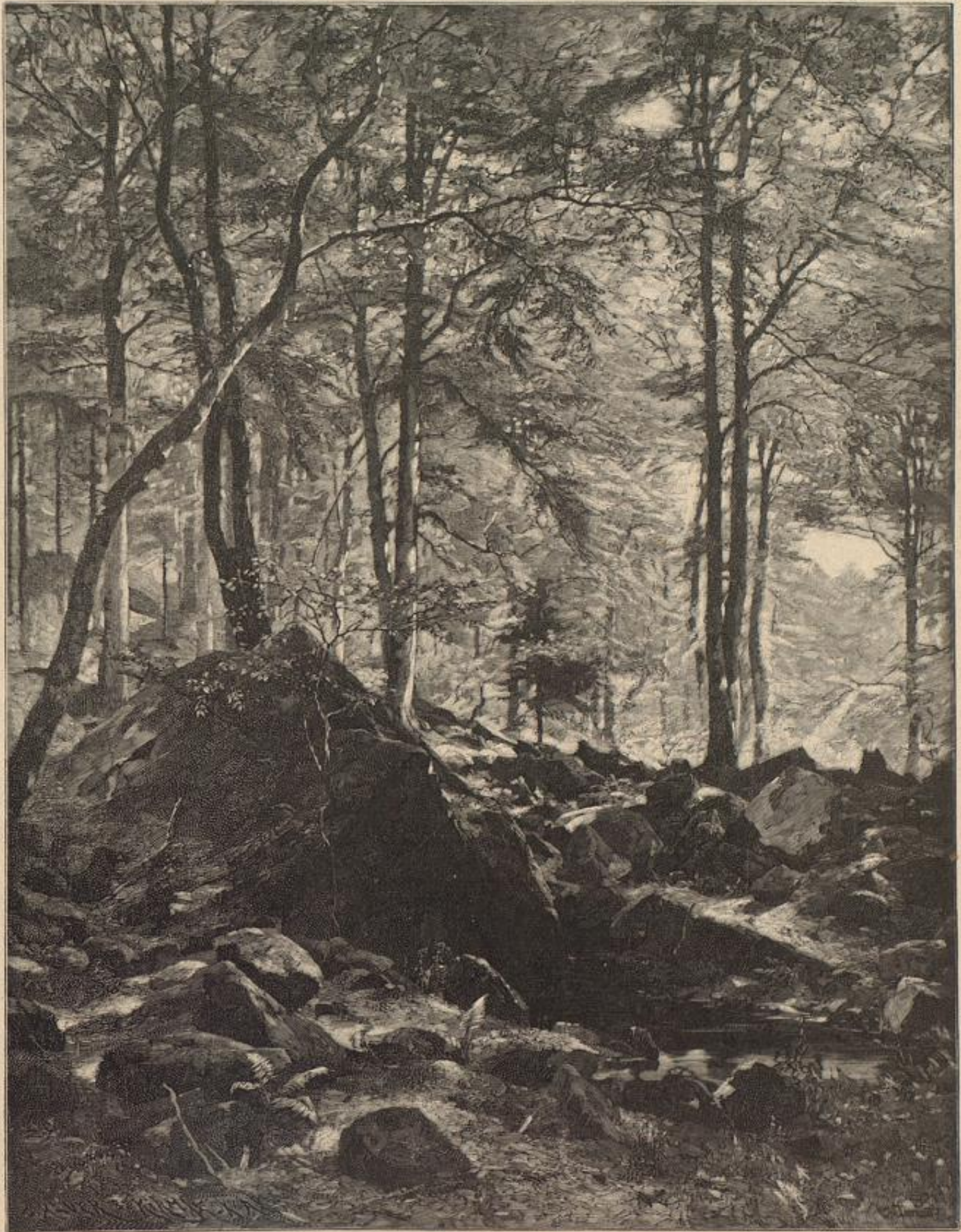
Bäuerin?“ — Das verhärmte Weib vor ihr versuchte ein Lächeln: „Bin es, bin Attala, der Sie gegeben diese Karte. Ich nicht weiß wohin; kann nicht bleiben bei meinem Volk, — kann nicht gehen zu meinem Mann, — weiß nicht, was ich soll.“

Es lag ein solcher Schmerz, eine solche Ergebenheit in ihrer Stimme, ihrem Wesen, daß die Strenge in dem Blick der Gräfin nicht stand hielt.

„Kind,“ rief sie aus, „was ist mit Ihnen geschehen? Haben Sie Ihren Mann verlassen?“

Attala nickte: „Ich ertragen häßt Härte und Schmach, auch daß er gegen mich erhoben die Hand, ich ertragen häßt alles, aber er verachtet hat sein Kind, — dieses Kind.“ — Sie schob den kleinen Stäffe vor und sah die Gräfin an.

„Mein Gott, welch ein Kind,“ sagte die Gräfin leise;



Wiener Wald. Nach dem Gemälde von Hugo Darnaut.

Die Augen waren ihr feucht geworden beim Anblick des rührend schönen Knaben, dessen Blick ernsthaft an ihren Bügen hing.

„Hat es nicht geliebt,“ fuhr Attala zu sprechen fort, „weil seine Farbe nicht ist weiß, seine Haare schwarz sind wie die Nacht, aber sind seine Augen nicht anzuschauen wie der lichte Himmel, in dem wohnen die Engel? Und er hat es geschmäht, hat es nie geherzt! Hab' ich mir gesagt, soll mein Kind wachsen auf, verachtet vom eigenen Vater? Bei den Meinen, hab' ich mir gesagt, bei den Meinen findet es Liebe. Hat er auch gefunden, — aber das andre, der Kleine, — o ich zu viel ertragen hab' müssen, schluchzte sie auf, zu viel für meine Kraft.“

„Ist das Kind krank?“ fragte die Gräfin, „warum haben Sie den Kopf des Kleinen mit einem schwarzen Tuch umwickelt?“

Attala setzte das Kind auf die Erde: „Ist nicht krank,“ sagte sie, indem sie ihm das Tuch vom Kopf nahm, „ist blond, so voll krauser, blonder Locken, — wie sein Vater war, — muß es verbergen. Konnten's nicht leiden, die Meinen, haßten in ihm die Erinnerung an meine Schmach. Das blonde, helle Kind ihnen Unheil bringe, sagten sie, könne erwecken bei Fremden den Verdacht, es sei ein gestohlenes Kind. Traf ein Unglück uns, das weiße Kind sollte sein die Schuld. Schrecklich war ihr Aberglaube, ihre Wuth, ihr Zorn. O, meine Kinder, so ungleich, aber so gleich lieb meinem Herzen, getrieben haben sie mich wie eine Geächtete von einer Flucht zur andern! In der Nacht, als sie haben begraben Maurita, bin ich geflohen; konnt' nicht bleiben ohne Schutz bei den Meinen, — gehör' nicht mehr zu ihnen.“

„Attala,“ sagte die Gräfin, „eines muß ich wissen: sind Sie Ihrem Mann treu geblieben?“

Das junge Weib hob die Hand zum Schwur: „Soar, der mich hat geliebt, als ich war jung, — und auch der Hauptmann hat's gewollt, — ich soll werden sein Weib. Wie denn hätt' ich können? Kann ich ausreißen mein Herz? Kann ich heißen schweigen meine Gedanken?“

„Sie bleiben bei mir!“ sagte die Gräfin.

Im Gartenhaus wurden Attala ein paar leerstehende Zimmer und eine kleine Küche angewiesen. Die Gräfin ging mit aller Energie an's Werk, in dem jungen Weib die Zigeunerin zu bekämpfen. Die Aufgabe war nicht leicht; Attala litt unsäglich unter der strengen Behandlung, die ihr die schonungslose Gebieterin zu theil werden ließ. Denn musterhaft sollte die Ordnung in dem kleinen Gartenheim sein; mit pedantischer Genauigkeit verfolgte die Gräfin Attala's Thun; sie ließ ihr nichts durchgehen, kein Flecken an ihrem Kleid, keine Nachlässigkeit in der Erscheinung ihrer Kinder. Sie gab ihr eine kleine Summe, damit sollte Attala wirtschaften, und das war das Schwierigste, der Punkt, der immer wieder zu Szenen Veranlassung gab. Sie lernte mit der Zeit auf sich, auf ihre Kinder achten, aber das Geld entglitt ihr, ihr kleines Rechenbuch stimmte nie, es war für sie eine Quelle des Kummer's und der Verzweiflung.

Es gab Augenblicke für Attala, in denen sie die Gräfin für böse hielt, und dann konnte es über sie kommen: Fort, fort, — wohin es auch sei, das Leben auf der Landstraße, mit seiner Noth, seinen Entbehrungen, ist nicht härter als solch' eine Sklaverei. — Für sie war die Härte der Gräfin doppelt fühlbar, denn sie war weich, der Liebe bedürftig, die ihr Halt gewesen, durch deren Verlust sie zusammengebrochen war.

Gar stehend hingen ihre Augen oft an den unbeweglichen Bügen der Gräfin, um einen Blick der Güte, um ein Wort bittend, das ihr sagte, sie mache es gut, sie nähere sich ihrem Ziel.

Statt dessen sagte ihr die Gräfin: „Sie sind noch nicht reif, Sie haben noch kein Recht zur Heimkehr, so lange die Ordnung nicht zu Ihrer zweiten Natur geworden ist. Ihr Mann lebt, ich habe Erkundigungen einziehen lassen, aber wollen Sie das alte Leben mit ihm beginnen? Fünf Jahre brauche ich zur Ausbildung einer Stimme; glauben Sie, eine Seele zu bilden, brauche weniger Zeit?“

Aber einmal, als die Gräfin dem jungen Weibe, das einer Rüge wegen laut aufschluchzte, Schweigen gebot, brach etwas von der alten Wildheit aus Attala hervor. Sie warf sich auf die Erde, raufte sich die Haare und stieß unter Schluchzen und Schreien Verwünschungen in einer fremden Sprache aus; als jedoch die Gräfin in ihrem Stuhl sich nicht rührte, überkam Attala eine plötzliche Scham; sie kroch heran, umfaßte die Füße ihrer Wohlthäterin und brach in einen Strom von Neuenthränen aus.

„Ja, mein Kind,“ sagte die Gräfin und ein schmerzliches Lächeln flog über ihre Büge, „ganz so bin ich

einmal gewesen; ich kannte kein Pflichtgefühl, ich war nie an meinem Plaz, ich folgte nur meinen Trieben. Ich hatte Mann und Kind, aber ich brachte ihnen nicht das Opfer meiner Neigungen, — ich habe keinen Menschen glücklich gemacht, nur weil ich keine Selbstzucht hatte. Ich lernte sie erst, als es zu spät war, nachdem ich durch meine Schuld alles verloren hatte. Es ist meine Buße, anderen den Weg zur Selbsterziehung zu zeigen. Wollen Sie das alte Elend über Ihren Mann, über sich und Ihre Kinder bringen? Denken Sie an mich!“

Und Attala that sich Zwang an, von früh bis spät war sie auf ihrer Hut; Wochen vergingen, ohne daß die Gräfin irgend etwas entdeckte, was ihr Mißfallen hätte hervorrufen können. Trotzdem kam kein Lob über ihre Lippen; nie noch hatte sie zu einer ihrer Schülerrinnen gesagt: Ich bin zufrieden, — und damit wärmere Gefühle in ihr hervorgerufen. Sie wollte keinen Dank; ihr war es nur um die Anstrengung, um die Mühe zu thun; den Lohn wies sie von sich; sie wollte keine Liebe, sie verdiente keine, nachdem sie die Ihrigen an Liebe hatte darben lassen.

Es wurde ihr nicht leicht, gegen Attala mit derselben Strenge zu verfahren; sie fühlte es wohl, ein Wort der Güte, und dies anschniegende Geschöpf würde sich ihr mit leidenschaftlicher Innigkeit angeschlossen haben. Das durfte nicht sein; das junge Weib mußte darben und sich grämen und abhärten, bis sie die Sehnsucht in die Arme ihres Mannes trieb.

Attala ging auch schon eine ganze Weile mit dem Gedanken um, an Veldi zu schreiben; sie wollte nicht fragen, sie wollte es heimlich thun; sie hielt das Warten nicht länger aus.

Die halbe Nacht blieb sie auf und schrieb; erst wollte sie ihm nur durch ein paar Worte wissen lassen, wo sie sei, dann aber wurde es mehr und mehr, all' ihr Erlebtes, was sie gelitten und was sie geworden, offenbarte sich in den mühsam niedergeschriebenen Zeilen, mit denen sie Blatt um Blatt füllte.

Am anderen Morgen ging sie aus; es war noch früh; Stäffe begleitete sie. Wie eine Verbrecherin huschte sie über die Gasse mit ihrem Brief, in Todesangst, irgend etwas könne geschehen und sie verhindern, die Botschaft abzuwickeln.

Da, mit einem Mal, sie wollte eben um die Ecke biegen, drang das markerschütternde Aufheulen eines Hundes an ihr Ohr; sie wandte sich um.

„O mein Gott,“ schrie sie auf, „Türk, Türk.“ — Das Thier sprang winzelnd an ihr empor, sie streckte, alles um sich her vergessend, die Arme nach ihm aus, aber er fiel plötzlich zurück, ein Röcheln brach aus seiner Kehle, und der alte Türk lag lang ausgestreckt auf der Erde; ein Herzschlag, — die Freude, hatte ihn getödtet.

Im nächsten Augenblick standen sich Attala und Veldi gegenüber; sie fanden kein Wort, sie reichten sich nicht einmal die Hand, sie starren sich nur an.

Erst Stäffe's Stimme brachte sie zu sich selber: „Mutter,“ rief er aus, „ist das der Türk, der gute, brave Türk vom Mooshof?“

Veldi wandte sich hastig zu dem Kinde:

„Bist Du mein Stäffe?“

Der Knabe sah ihn aufmerksam an: „Jetzt weiß ich, — Du bist der Vater, weil Du so helle Haare hast. Aber warum sieht der Türk nicht auf, sag' ihm doch, daß er aufstehen soll!“

Veldi beugte sich über das Thier:

„Der gute, brave Türk ist todt,“ jagte er nach einer Weile.

Stäffe brach in einen Strom von Thränen aus: „Und ich hab' mich so auf ihn gefreut, o Mutter, Mutter, der gute brave Türk ist todt.“

Es standen schon ein paar Leute herum; Attala faßte sich; sie gab einigen Dienstleuten den Auftrag, ihnen den Hund nachzubringen; sie selbst eilte voraus in's Haus, Veldi folgte ihr mit dem Knaben.

War dieser große, städtisch gekleidete Mann mit dem ernstesten, weltgewandten Auftreten, der kraftstrotzende selbstbewußte Mooshofbauer, mit seinen derben bäuerischen Manieren? Und sie, diese zarte, so ganz und gar schlichte Erscheinung, war das Attala? Keine Korallen, kein Gold, nicht die Spur von Schmutz war an ihr sichtbar; freilich, jener eigenartige, wilde Zauber ihrer Persönlichkeit, der war dahin. —

„Bin keine Thalkönigin mehr,“ beantwortete sie den fragenden Blick des Mannes.

Da wurde die Thüre aufgerissen, und herein stürmte das Knabenpaar, — neben dem schönen feingliederigen Stäffe ein untersejter, kräftiger Bursche mit breiter Brust und hellem Blondhaar, — ganz wie die Kinder seit Menschengedenken auf dem Mooshof aufgewachsen waren.

„Herr des Himmels,“ schrie Veldi auf, er sank auf einen Stuhl nieder, es stimmerte ihm vor den Augen,

er war wie blind für einen Augenblick, aber er hörte seine Kinder jauchzen, sein Weib schluchzen; sie hob ihm die Knaben auf den Schoß, und er drückte sie an sich. Die kleinen Gesellen hatten nicht viel Zeit für seine Liebfosungen übrig; Türks Tod, sein Begräbniß, nahm ihr ganzes Denken in Anspruch; sie baten um die Erlaubniß, ihm im Garten ein Grab graben zu dürfen, und stürmten glücklich davon, als die Mutter ihrer Bitte kein Hinderniß entgegensetzte.

„Mein Gott, mein Gott, Attala, wo warst Du so lange? Hast Du mich denn ganz vergessen?“ brach's über Veldi's Lippen, als er mit seinem Weib allein war.

Sie schüttelte den Kopf und zeigte ihm den Brief, den sie an ihn geschrieben hatte.

„Da drin steht alles, — ich hab' immer an Dich gedacht, Veldi, — ich hab' nicht aufgehört, an Dich zu denken, — ach mein Leben war wie das eines gehepten Wildes, nachdem ich Dich verlassen, — ich konnt's nicht mehr aushalten bei den Meinen, — ich war nirgends daheim, — da kam ich hier her.“

„Und warum nicht zu mir? Warum nicht zu mir?“ fragte er vorwurfsvoll.

„Ich war eine Bettlerin, ich war gesunken so tief, — eine schmutzige Zigeunerin war ich, in Fespen kam ich daher mit meinen Kindern, — ach nein, so gering wollt' ich nicht vor Dir erscheinen, — welche Schmach für Dich, — es wäre das alte Elend gewesen. — Jetzt steh' ich anders vor Dir, ich weiß jetzt, daß man an sich arbeiten muß, und ich hab's gethan, — ich bin keine Zigeunerin mehr, — Gott segne die Gräfin, die mich aufgenommen, die aus mir einen anderen Menschen gemacht hat!“

Veldi zog sein Weib an sich: „Aber so lange, so lange hast Du's ausgehalten, Attala, war das recht?“

„Ja, ja, mein Veldi.“ — Sie hing ihm am Hals, sie sah ihm mit der alten Zärtlichkeit in die Augen, „es ging nicht so schnell, weißt Du, ich hab' viel arbeiten müssen, um aus der Unordnung herauszukommen, — und sie hätte mich auch nicht gehen lassen, die Gräfin, — sie liebt nichts Halbes, — und sie wollte mein Glück, und ich vertraute ihr, — ich that ihr jeden Willen, um Dich zu verdienen. Aber gestern Abend, da war's aus mit einem Mal, — die Sehnsucht, — ich konnt's nicht länger ertragen, — da hab' ich den Brief geschrieben, — Du solltest kommen, mich holen, — Deine Kinder sehen, — Du Armer, bist so lang um Deine Kinder gekommen, — zankst Du mich gar nicht?“

Er schüttelte den Kopf: „Hab's verdient, — Gott sei Dank, daß ich's gut machen darf!“

Er sah den Brief an, der neben ihm auf dem Tische lag:

„Mooshofbauer, — nein, der bin ich nicht mehr; der Bruder sitzt auf dem Mooshof; ich hab' die Heimat nicht mehr gesehen, seit Du sie verlassen hast; ich bin jetzt Holzhändler; in Baden steht ein Haus, das habe ich mir gebaut, und dahinein führ' ich mein Weib, dort soll sie leben wie sie mag; ich bin kein hartköpfiger Bauer mehr, Attala.“

Sie sah ihn an: „Ich glaub', es war gut, es war alles gut, wie es gekommen ist. — Und jetzt zur Gräfin; Du weißt, was ich ihr zu danken hab'.“

Sie wurde plötzlich schüchtern und ängstlich:

„Ich bin ja nicht so, wie ich sein sollte, besonders mit dem Rechnen geht's noch schlecht; sie wird vielleicht klagen, — ja, am End', — ich bit' Dich um alles, Veldi, wenn sie finden sollte, — wenn sie mich noch nicht gehen lassen möchte, — werde nicht heftig, — widerspreche nicht, — kein Mensch thut das, — wohl ist sie streng, aber bedenke, — wie kam ich zu ihr, — was hat sie an mir gethan, — wir müssen uns jüngen, was sie auch verlangen mag, — Veldi, Du mußt's mir versprechen.“

Er sah sie erstaunt an: „Sie wird doch kein Unmensch sein, — komm' Du nur, ich fürcht' mich nicht.“

Bleich, an allen Gliedern zitternd, trat sie an der Seite ihres Mannes bei der Gräfin ein.

Diese wußte gleich, wen sie vor sich hatte; ein langer Blick traf Veldi, prüfend und streng; aber schon im nächsten Augenblick leuchtete es in dem dunkeln Augenpaar freudig auf, sie sah, auch hier war etwas geschehen, auch hier war eine gute Arbeit gethan worden.

„Kinder,“ sprach sie mit leiser Stimme, „gute, brave Kinder.“

Die beiden wußten nicht wie ihnen geschah, sie hielten sich umschlungen und weinten, sie lagen vor der zarten, gebrechlichen Gestalt auf den Knien und bedeckten ihre Hände, ihr Kleid mit Küßen.

Nachdruck verboten.

Blinde Jugend.

Ein Schicksals-Märchen von Gaswina von Berlegh.



rei Frauen lebten mit einem lieblichen Mädchenkind allein in einem großen, kühlen Hause. Mutter, Groß- und Urgroßmutter. Sie hingen alle so sehr aneinander, daß keine von der andern je sich getrennt, obgleich alle drei Frauen verheiratet gewesen waren. Statt in diesem Fall aber Vater und Mutter zu verlassen und dem Manne zu folgen, hatte man es hier umgekehrt gehalten. Die Gatten waren in das Elternhaus der Braut eingezogen, einfach wie neu eingereichte Glieder der Familie, sie hatten keine Sorgen, keinen Kampf um die Existenz zu fürchten, — denn es war ein tiefgründiger Reichtum da, der prunklos, bedächtig verwaltet, von Generation auf Generation überging, — aber freilich auch nicht die rechte Freiheit. Sie fanden alles vor, was das Leben bequem macht, hatten nur zu arbeiten, der Beschäftigung, des moralischen Ansehens willen, doch nicht, um zu erwerben. Sie sollten in erster Linie brave Gatten, Nitterhalter des Geschlechtes sein, das, larg an Sprößlingen, fast nur auf der weiblichen Seite sich fortpflanzte. Und wurde ihnen ein Kindlein geboren, so erging es dem kleinen Erdenbürger ungefähr ebenso. Da war freilich alles in Hülle und schönsten Ordnung zu seinem Empfange bereit gewesen, Wiegen und Bettchen mit den weichsten Daunen gepolstert, zartes Leinwandzeug und pflegende Hände die Menge, jedoch den jungen Eltern fürs erste nichts zu thun übrig blieb. Sie waren eben selber als Kinder im Hause betrachtet worden, die sich das liebevolle Betreuen nur immer gefallen lassen sollten, solange dieser Segen über ihnen walten konnte. Nachher — —! Dieses Nachher, mit einer gewissen Vorliebe feutzend betont, hatte stets wie ein stummes, dräuendes Etwas am Schicksals-Himmel dieser sonst so ruhigen Existenz geschwebt und ihnen zu Zeiten fast gewaltig einen Stich ins Wehmüthige gegeben, etwas Vergänglichkeits-Schmerzliches, wofür eigentlich kein rechter Grund dazugewesen, indem die Frauenlinie des Hauses, wenigstens fast durchgängig, eine respectable Lebenskraft aufwies.

Sie waren zart und bläulich, diese Frauen, von hagerer Statur und schmalen, blaueädderten Händen, conservirten sich aber ausgezeichnet und wurden im Alter sogar rundlich. Doch die Gewohnheit, so schön beisammen zu sein, wie in einer warmen Stube, machte sie empfindsam und bange vor jeder Aenderung. Die Männer hatten das nie so ängstlich genommen.

Jeder dieser Ehe-Pensionäre der genannten Generationen war grundverschieden vom andern gewesen. Der Erste, also der Urgroßvater, ein ehrenfester Bürger, ein wenig Haus-Tyrann, hatte Geld und Gut sehr zu schätzen gewußt und mit Geschick vermehrt; der Zweite, dessen Schwiegerohn dagegen die Hühre vergnüglich unter den gedeckten Tisch gesetzt, zu Hause ein Duckmäuser und draußen ein Lebemann. Als man dahinter kam, weshalb sein junges Frauchen sich heimlich abhärmete, und als obendrein das Gespenst leichtfertiger Schulden, welches einige Male nur so als Ahnung, als Schatten das ehrbare Haus durchstreifte, plötzlich bestimmte Gestalt annahm, da war geräuschlos Ordnung gemacht worden. Denn Ordnung galt hier als oberstes Hausgesetz. Der gegen sie so arg gesündigt, fiel ihnen zum Opfer, das heißt, er fand sich eines Tages als Ausgeschiedener vor dem Thor der Familien-Beiste. Die getäuschte Gattin aber hinter den schützenden Mauern wurde nach Kräften getrübt.

Der Dritte und Letzte, — sie waren nun alle geraume Zeit schon im Jenseits, — würde wahrlich die bösen Erfahrungen, die man mit seinem Vorgänger, dem ihm unbekanntem Schwiegervater gemacht, rühmlich ausgewetzt haben, wenn ihm das Leben nur Zeit dazu gelassen hätte. Er war ein sanfter, gelehrter Mann, der mit den drei Frauen der Familie prächtig auskam, weil er immer in seinem Gelehrtenzimmer saß und studierte. Die drei Generationen liebten und verhätschelten ihn denn auch als einen Ideal-Menschen. Man lauerte förmlich auf seine Wünsche, um sie sogleich erfüllen zu können. Aber er hatte leider fast gar keine; er war immer und mit allem zufrieden, und die Wünsche, die er gelegentlich einmal äußerte, waren mehr wie Träume, lautgewordene Träume einer in ihrer eigensten Welt lebenden Seele. Eine Reise nach Indien z. B., in die Wundernatur Ceylons, hätte er machen mögen und dort bleiben, mindestens ein Jahr lang, um Studien und Forschungen anzustellen. Ueber diesen Wunsch aber entsetzten sich die guten Frauen, gerade über diesen, den er ganz ruhig, lächelnd aussprach, als wäre eine solche Reise, eine solche Trennung gar nichts! Und er dabei von schwacher Constitution, ein Nerven-Mensch, um dessen Gesundheit man sich ewig Sorge machte! Vor allem aber glücklicher Vater eines halb-jährigen Töchterchens! Nein nein! Diese Reise nach Indien war wohl auch nur so eine Phantasie, in der schönen, bequemen Studir-Stube ausgeübt. Als solche wurde es denn betrachtet, und man beruhigte sich dabei, umsomehr, als er endlich nicht mehr davon sprach. Später erst, unfreiwillig, wurde dieser Wunsch wieder laut in den Fiebern einer Krankheit, die den jungen Gelehrten jäh befiel. Da brach diese Sehnsucht aufs neue hervor, mit ganz unheimlicher Macht. Er phantasierte vom weiten Meer, von Korallengärten, die er sah, von Palmenwäldern, — leidenschaftlich, glücklich, wie er nie zuvor gewesen, — auf und davon wollte er in heißem, schmerzlichen Verlangen. — — — Diese Reise mußte vielleicht doch der Höhepunkt aller seiner Wünsche gewesen sein!

Er machte sie denn auch, aber nur in den Phantasien, aus denen er nicht mehr zur Wirklichkeit erwachte. Seine Palmenwälder grünt in einer anderen Welt.

Nun saßen die vier Generationen, — das kleine Mondchen war erst zwei und ein halbes Jahr, — in tiefer Trauer, ganz schwarz gekleidet, beisammen und fürchteten sich vor dem Leben, das so Unerwartetes, so Graufames gebracht. Und nur um das so inniger schlossen sie sich aneinander und verbarrickadirten sich in ihren festen Mauern vor den Gefahren und Zufällen, die draußen lauerten konnten.

Das blonde Mondchen wurde nun allein der Mittelpunkt aller Sorgen. Es sah seinem früh verstorbenen Vater sehr ähnlich, hatte seine hohe Stirn, die sinnenden Augen, das weiche goldene Haar, und, — merkwürdiger Weise auch jene zuweilen nur selten ausbrechende Lebhaftigkeit, in der es von seltsamen märchenhaften Dingen redete. Wie eine zweite, im Innersten verborgene Natur wachte es dann auf, des Abends in der

Dämmerung etwa, wenn die drei Frauen still an ihren Fensterplätzen saßen und der Vergangenheit gedachten, während das Kind, seines einsamen Spiels müde, plötzlich aufsprang, die Händchen in die Luft, den Kopf zurück warf und zu tanzen und singen anfang, daß ihm die Wangen glühten. Darob erschrakten die Mütter immer sehr, und sie befragten den Arzt. Der erklärte ihnen, daß das Kind eben ein ganz eigenes, zartes, erregbares Geschöpfchen sei, grundanders als sie selber. Ach Gott! Da gab es Nachdenken und Sorgen, je älter Mondchen wurde, desto mehr. Jede der drei Mütter wußte immer noch eine neue Vorsicht zu finden für Leben, Gesundheit und Unverdorbenheit des jungen Wesens.

Mondchen wurde deshalb in keine Schule geschickt, sondern allein erzogen, und jeder Schritt aufs ängstlichste überwacht. Die schönsten Spielsachen und Bücher bekam es, nachher die besten Lehrer. Ein neues Klavier wurde sogar feinetwillen gekauft, als man sah, daß die Musik Mondchen besondere Freude machte. Alles hatte das Kind, nur keine Gespielen, kein Kindheitsleben. Es war schon wie ein Fledermauschen, kam es einmal unter andere, die rothbadig umher tollten; es fürchtete sich schier und stand als ein Fremdling unter ihnen, jedesmal sobald als möglich zu den Müttern zurück flüchtend, die es dann nur umsomehr hätschelten und liebtesten, seelenfroh, das Kind nur wieder heil und allein für sich zu haben.

Mondchen wurde nie bei ihrem eigentlichen Namen, Monica, genannt. Die Abkürzung „Mondchen“ hatte ihr Vater erfinden, weil sie in einer hellen Vollmondnacht geboren war und ihm dies Wort absonderlich gefiel. Den Frauen hatte es im Anfang wunderbar geklungen. Sie hätten es nicht erdacht; aber sie gewöhnten sich daran. Ihnen war und blieb Mondchen „das Kind“, der Inbegriff aller Freude und Sorge, ihr Morgen- und Abendstern. Für die Mutter war sie das Abbild des verlorenen Gatten, das Zeugniß, der Stolz, den jedes Weib in seinem Kinde fühlt: daß es geliebt worden; — für die Großmutter ein Kleinod der Hätschelei, ein Zeitvertreib, ein Lebensfaden, der in Fernen der Zukunft ging, an dem die anderen tröstlich sich weiter spinnen konnten, — ein Gnadengeld für sie alle, nur kein Weib, kein Leben für sich selbst. Die Liebe entwand ihm dieses Recht.

Das spürte Mondchen aber nicht, weil sie nichts Anderes kannte. Wie in einem stillen Märchengarten wuchs sie ja auf, bei ihren Müttern, ihren Blumen, Vögeln, Büchern und den Weisen, die sie spielte und sang.

Plötzlich schler entfaltete sie sich zur Jungfrau. Und die Mütter standen nun ratlos vor der Frage: was weiter? Die rechtzeitige „Verjorgung“ der Tochter war von jeher im Hause als eine selbstverständliche Sache behandelt worden, — freilich von den betreffenden Vätern. Jetzt war das anders, und die Welt inzwischen auch verändert, so ganz verändert! Man hörte nichts Gutes, zumal von den jungen Leuten, die nur Glanz und Verschwendung wollten. Wie das sein und werden kann, davon wußte Großmutter ein Lied zu singen, wenn sie an ihren „Geschiedenen“ dachte. Sie, die Getäuschte, die erst im Laufe der Jahre und durch die schützenden Eltern wieder leidlich froh geworden, hatte keinen Grund, das Glück in der Ehe allein zu suchen. Und die Urgroßmutter, — die hatte alles schon verstanden und war verwundert, daß man überhaupt an etwas anderes dachte, als wie es Tag aus, Tag ein war. Also was nun?

Eine nebelhafte Furcht vor der Welt, vor den Menschen, die nun einmal unversehens eindringen konnten, kam über sie, Vorstellungen von einer gewissen naiven Romantik, der Romantik einsamer Frauen, die noch an Dornröschen-Ritter, schlimme und gute, glauben, welche eines schönen Morgens da sind, um ihr Kind zu holen.

Es schien sich aber niemand um ihren ängstlich gehüteten Schatz zu kümmern, der halb gefürchtete, halb erwartete Dornröschen-Ritter blieb aus.

Ein paar Jahre gingen nun hin, in denen Mondchen bleischüchtig, öfter von schwankenden Stimmungen befallen, von unerklärlicher Traurigkeit war. Doch das kam nur so ab und zu. Dann zerstreute sie sich wieder mit ihrer Musik, ihren Büchern, Vögeln, Blumen, Handarbeiten, bei denen sie so schön träumen konnte. Und das that sie immer mehr, von merkwürdigen Dingen, die noch kommen mußten, von schönen Erlebnissen und Gestalten, von Helden, Wundermenschen. Ja, manchmal glühten ihre Wangen auf, wie von einem heimlichen Feuer; und es leuchtete etwas in ihren Augen, wenn sie auf Spaziergängen mit der Mutter, — sie ging niemals allein oder mit ihresgleichen, — ein fröhliches, junges Paar sah, Liebesleute, denen das Glück verstoßen oder hehlauf aus dem Angesicht lachte. Da dachte sie: werde ich das auch erleben? —

Was der liebe Gott will, bleibt nicht aus, sagten die Mütter. Wollte der liebe Gott wohl? Sie fragte ihn mitunter. Aber er blieb still, immer der gleiche, fürsorgliche, schweigende Vater im Himmel, den sie um das tägliche Brod und „Frühre und nicht in Verjorgung“ bat, ohne eine Ahnung, was diese Bitten eigentlich bedeuten, und aus welchen Abgründen die Menschheit oft aufschreit um ihre Erfüllung.

Mondchen wußte sich immer tiefer in Träumereien ein, von denen sie nicht redete, gerade so wie ihr Vater von manchen Wünschen geträumt und geschwiegen, — und wartete dabei, wartete auf das Leben, von dem sie Wunderbares erhoffte, das sie sich als ein Meer in sonniger Bläue mit fernen Ländern und Inseln der Glückseligkeit dachte.

Die drei Frauen wußten aus dem Leben gar mancherlei zu erzählen, von sich und den Schicksalen anderer. Sie thaten es öfters zu ihrer eigenen und Mondchens Unterhaltung, die ihnen eifrig, wenn auch mit ihren eigenen Gedanken, lauschte. Der Sinn dieser Geschichten war aber meistens der: siehst Du, Kind, wie gut Du es dagegen hast! Keine Betrübniß, kein Aergerniß, — lauter Liebe! — Ja, das Leben ist kein Spaß, und die Welt ein Irrgarten, in dem die Wenigsten Ziel und Frieden finden.

Mondchen lächelte dazu, als glaubte sie es nicht, oder wußte es gar besser, als ihre Mütter.

Eine andere Unterhaltung war auch das Hervorholen und Besehen der Frauenschätze des Hauses. Jedesmal bekam Mondchen etwas davon, bald eine Spange, eine Perlschnur, ein Ringelchen, bald einen feinen Spitzenkragen, der nach Jahrzehnten wieder neumodisch geworden. Mondchen stand dann vor dem Spiegel und schmückte sich, als ginge es zu einem Feste, und die Mütter bewunderten sie in dem feinen Puz wie eine Prinzessin, die einen Kronschatz trägt. An jedem der Säckelchen hingen natürlich Erinnerungen, die bei ihrem Anblick aufwachten, und jede Generation wußte davon anderes zu erzählen.

„Seht Ihr!“ rief Mondchen triumphirend, — „Ihr habt es auch einmal schön gehabt!“

Eines Morgens aber legte Mondchen statt der schimmernden Dinge Trauerkleider wie die anderen an. Die Älteste der Mütter war schier unversehens eingeschlummert, für immer.

Wie ein kühles Lüftchen strich es durchs Haus. Das Schicksal hatte nach einer Reihe von Jahren wieder einmal die Pforte geöffnet, und es schauerte die drinnen, von denen nun wieder eins weniger war.

Nur um so enger rüdten sie zusammen und griffen, als das Begräbniß vorüber war, wieder zu den gewohnten Beschäftigungen. Sie hatten bei dieser Gelegenheit gesehen, daß das Häuflein Menschen, mit denen sie überhaupt verkehrte, abermals recht zusammengegeschmolzen war, und stellten Betrachtungen über das Thema von Spreu und Weizen an. Ja ja! Sie vertrugen es nicht, die eiteln Menschen, daß man ihrer nicht jederzeit bedarf! Die Erkenntniß war ein bißchen bitter, bestärkte aber die Maximen der Vorsicht, der Zurückgezogenheit aufs Neue.

Und so spann sich dann in gleicher Weise das Leben weiter, weiter in die Zeit hinein.

Mondchen spielte, sticte, las, schmückte sich auch wieder zu Zeiten und sah dann, die Hände im Schoß, wie eines Ereignisses gewärtig, gedankenverloren. Und wurde es Abend, wie alle anderen Tage, ohne daß das Erwartete gekommen, dann legte sie den Tand wieder weg, einmal gleichmüthig, ein andermal weinend, sie wußte nicht, warum. Sie weinte aber nur heimlich, denn die Mütter grämten sich zu sehr darob oder machten ihr gar zärtliche Vorwürfe.

Endlich ahnten sie, was Mondchen fühlte. Aber da war guter Rath theuer. Warum kam der Rechte nicht, der vom Himmel bestimmte, — ein Mann, so recht nach dem Herzen aller? Lebte der überhaupt? — W! W! Nur schweigen, — es geht vorüber. — — — Und Mondchen vergoß wirklich ausgemacht keine Thränen mehr, wurde stiller und verblühte ganz leise dabei, kaum, daß man es merkte.

In ihrem Stübchen hatte sie einen Spiegel mit altmodischem Rahmen, oben eine Urne, daraus zu beiden Seiten vergoldete steife Lorbeer-Quirlen herabließen. Das Glas war etwas grünlich, und der Spiegel hing in einer Ecke, wo das Tageslicht nicht allzu grell hereinfiel. In diesen zu sehen, war sie gewohnt, seit vielen Jahren. Sie sah sich immer gleich darin, und in dem anderen Spiegel, in den Augen ihrer Mütter, erst recht. Da blieb sie unverändert „das Kind“, ihr liebliches Mondchen. Die Zeit schien für sie stehen zu bleiben.

Einmal jedoch kam wieder ein Tag, wo das Schicksal anklopfte; diesmal härter, als vorher. Großmutter starb, hochbetagt, nach einem langen, wohlgepflegten Alter. Und gleich darnach legte Mondchens Mutter sich hin, die doch noch Jahrzehnte des Lebens vor sich zu haben gemeint. Es war ja ganz außer der Familien-Tradition, so früh aus der Welt zu gehen. Sie glaubte auch nicht daran, sondern machte im Gegentheil plötzlich allerlei Zukunftspläne. Mondchen sollte nun recht das Leben genießen, das gute Mondchen, das Tag und Nacht mit so viel Liebe und Aufopferung um sie bemüht war. Ja, sie sollte die Welt kennen lernen, die nun auf einmal den Vereinsamten wie eine Zufluchtsstätte winkte. Das Haus war jetzt gar so leer und schaurig still. Die beiden fühlten sich verlassen darin. Draußen auf den Straßen die vielen Menschen, unter denen es sicherlich auch gute, freundliche gab, die man bisher nur nicht aufgesucht, — es hatte fast etwas Tröstliches. Ja, zur Sommerszeit, da wollten sie hinaus, reifen, schöne Länder sehen. Mondchen sollte einen eleganten Reise-Anzug haben, überhaupt alles, was ihr gut stand. Und Freundinnen mußte sie sich wählen, — und weiß Gott, was alles noch. — —

So redete Mondchens Mutter in schlaflosen Nächten, wenn „das Kind“ an ihrem Lager saß, gegen den Schlummer kämpfte und es sich doch nicht nehmen ließ, bei ihr zu bleiben. Sie sprach von den verlockendsten Dingen, die ihr früher nie eingefallen waren. Denn sie wollte ihr Kind nun auf einmal belohnen, entschädigen mit hundert Händen. Diese Nächte waren so lang und still. Gedanken, Vorstellungen kamen in endloser Reihe, lauter trübe, beängstigende. Stimmen wurden laut: Wen wird Dein Kind haben, wenn Du nicht mehr bist? — Niemand! — Was hatte es zuvor? — Keine Kindheitslust, keine Jugend! Und beides ist für immer vorbei! — —

Kein, nein! Es ist ja nicht so. Das sind bloß Krankheitsgespenster, die in lautloser Nacht kommen. Zu allem ist noch Zeit. Mondchen kann noch immer ihren Platz in der Welt finden. Sie ist vernünftig, ist noch immer in einem Alter, wo allerlei möglich ist. — — Mit diesem Trost, an den sie sich gläubig, wie an das Evangelium hielt, ging Mondchens Mutter in solch einer Nacht von hinnen. Da waren denn die Generationen der Familie alle hinabgesunken bis auf sie, — „das Kind.“

Scheu, verlassen sah sie in einer der vielen Stuben; sah so lange, bis sie aus der Betäubung des Schmerzes gewedt wurde. Das Leben weckte sie. Hollah! Nun war es da. Welle auf Welle kam es mit seinem Geräusch, seinen Anforderungen, Fragen und Stößen. Nun lag es offen vor ihr, nach dem sie sich so oft gesehnt. Aber es war anders, als sie erwartet: eine dunkle, unabsehbare Fläche, deren Wogenreihen alle drohend gegen sie heran zu kommen schienen. Der Sturm riß Fenster und Thüren im Hause auf, ließ die rauhe Luft, das grelle Licht der Wirklichkeit herein.

Daß Gott erbarm! Da ging es wie ein Maderrieseln durch den alten Bau. Und der letzte Sprößling der armen, verblendeten Sippe ertrug die herbe Luft nicht und das grelle Licht. Das alles that ihr weh, — und sie sah plötzlich, wie ihr Sein hinter geschlossenen Fenstern und Thoren die Kräfte verschlungen, — das Alter die Jugend, — wie ein Trugbild dieses Göttergeschenktes gehätschelt worden war ihr Leben lang.

Kein Mondchen existirte mehr, kein „Kind“, — nur ein Mensch mehr in den Scharen der Unzähligen, die nach Stüd hungern, ohne es zu finden, — ein armes Weib, das statt der vorgetäuschten Jugend auf einmal — sein graues Haupt im Spiegelbilde sah. Wie versteinert über den eigenen Anblick starrte sie darnach hin, entsetzten Auges. — —

Dann fuhr sie mit beiden Händen an die Schläfen, — lachte auf, — brach ab, zitterte, als hätte sie etwas Schreckliches geschaut, — und lauerte nachher in einer dunkeln Ecke ihres großen, stillen, wohlaufräumten Heimstübchens, stundenlang.

Da sann sie und sann, über Leben und Tod, Dinge, die ihr beide gleich räthselhaft waren, — sann mit erloschenem Blick, wie eine Blinde in die Tiefe der Zukunft, während hinter ihr, ferne, — das blaue Meer, die geträumten Palmenwälder des Lebens noch winkten, — verdämmerten.

Nachdruck verboten.

Schwedische Gymnastik.

Von Luise von Egidy, Gymnastik-Director.

Mit vier Abbildungen, nach Photographien aus dem königlichen Central-Institut für Gymnastik zu Stockholm.

Der Deutsche denkt bei dem Worte „schwedische Gymnastik“ zunächst an Heil-Gymnastik; daß es auch eine schwedische pädagogische Gymnastik giebt, die in Schweden, unserem Schulturnen gleich, geübt wird, ist eigentlich nur Fachleuten bekannt; und doch sollten gerade Frauen und Mütter die pädagogische Gymnastik ernster Beachtung würdigen.

Seit die eiserne Nothwendigkeit die Frau zur Theilnahme an dem wirtschaftlichen Kampf zwingt, müssen auch Anforderungen an die körperliche und geistige Spannkraft der Frau gestellt werden, die nur durch sorgfältige Pflege und Ausbildung des Körpers und Geistes erzeugt und erhalten werden können. Ein Hilfsmittel dazu ist die pädagogische Gymnastik. Erwießen ist, daß die Leibesübungen, wie Freiturnen, Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Reiten, Rasenspiele, Rudern und Radeln für eine körperliche Gesamtausbildung förderlich sind; diese Leibesübungen erhalten aber einen wesentlich gesteigerten Werth für uns, und die mancherlei damit verbundenen Gefährdungen sind nur dann ausgeschlossen, wenn wir über eine systematisch durchgebildete Muskulatur und über einen durchgebildeten Willen verfügen. Zu beiden verhilft uns nur eine regelrechte Durchbildung des Körpers, wie sie in der schwedischen Schul-Gymnastik geboten wird.

Der Schwede Per Henrik Ling (geboren 1776, gestorben 1839), arbeitete ein Gymnastik-System aus, das sich an die Gymnastik der alten Griechen anlehnte. Er theilte sein System in vier Theile:

1) Die pädagogische Gymnastik, durch die man lernt, seinen Körper dem eigenen Willen unterzuordnen.

2) Die Militär- oder Streit-Gymnastik, durch die der Mensch mittelst eines äußeren Hilfsmittels, Waffen und dergleichen, oder durch seine eigene körperliche Kraft ein anderes Individuum seinem Willen zu unterwerfen sucht.

3) Die Heilgymnastik, die zur Verbesserung allerhand kranker Zustände und zur Linderung der durch diese entstandenen Schmerzen, — zur Heilung von Rückgrats-Verkrümmungen (orthopädische Gymnastik) angewendet wird; hierzu gehört auch die Massage.

4) Die ästhetische Gymnastik, durch die der Mensch versucht, sein Wesen, seine Gedanken und Gefühle in Bewegungen auszudrücken.

Die drei letzteren Theile gründen sich auf den ersten, die pädagogische Gymnastik, nur mit dem Unterschiede, daß später zwischen der pädagogischen und der Heilgymnastik eine äußerst

segenreiche Wechselwirkung stattgefunden hat. Nachdem die Heil-Gymnastik aus kleinen Anfängen zu ungeahnter Vollendung sich entwickelte, hat sie durch die werthvollen Erfahrungen und Beobachtungen, zu denen Ling und seine Schüler geführt wurden, wesentlich zum weiteren Ausbau der pädagogischen Gymnastik beigetragen. Tropicum die Gymnastik Ling's in Schweden viel geübt wird, ist sie in Deutschland aber noch sehr unbekannt, was umso mehr bejammern muß, als unser Militär-Turnen auf die schwedische Gymnastik begründet ist. Und doch wäre es für den Turnunterricht in den Mädchenschulen von wohlthätigem Einfluß, wenn die schwedische Gymnastik hier berücksichtigt würde.

Die körperliche Ausbildung, die unseren Mädchen in der Schule geboten wird, genügt durchaus nicht, darin stimmen wohl alle Fachleute überein. Dieses liegt meiner Ansicht nach nicht allein daran, daß dem Turnen eine zu geringe Stundenzahl gewidmet wird, sondern daran, daß beim heutigen Schulturnen der Mädchen das Hauptgewicht nicht auf eine rationelle Muskel-Ausbildung, sondern nur auf Körperbewegung gelegt wird, und daß der Nutzen des Turnens noch zum großen Theil durch eine absolut unzweckmäßige Kleidung der Mädchen bei den Übungen abgeschwächt wird. Bei der Wahl des Kostüms sind folgende Forderungen zu berücksichtigen: Es darf kein Corset getragen werden; das Kleid*) muß weit sein, um die freie Beweglichkeit in keiner Weise zu hindern, es darf aber wiederum nicht zu weit sein, damit nicht die Falten der Bluse die Haltung des Körpers verdecken; das Kleid darf nur bis zu den Knien reichen; der Hals muß frei sein; es dürfen nur leichte Schuhe ohne Absätze getragen werden.

Es wäre von großem Vortheil, wenn man an maßgebender Stelle an eine vorurtheilsfreie Prüfung und Vergleichung der beiden Turnsysteme, des deutschen und des schwedischen, herangehen wollte. Eine wesentliche Aenderung unseres Mädchenturnens würde gewiß die Folge sein.

Wir brauchen nicht besorgt zu sein, daß mit einer Umgestaltung des Turnens der „frische fröhliche Zug“ verloren gehen würde; im Gegentheil, das Leben und „sich bewegen“ ist in den schwedischen Turnsälen freier, frischer als in Deutschland, und vor allen Dingen mehr voll gesunden Kraftbewußtseins!

Der schwedische Turnsaal ist ein hoher, gut temperirter, peinlich gewissenhaft gelüfteter Raum, an keiner Stelle durch freistehende Geräthe beengt; in ihm herrscht stets ein fröhliches Leben. Von der, neben dem Turnsaale liegenden Garderobe eilen und springen die jungen Mädchen einzeln und in Gruppen herein, froh der freien Bewegung in dem kleidsamen Kostüm, werfen sie sich an ihre Lieblingsgeräthe an den Wänden, oder laufen, springen und tanzen auf der weiten, gut gedeckelten Fläche umher. Es ist ein wahres Vergnügen, zu sehen, wie sie die jungen Glieder recken. Da sitzt auch ein loser Vogel schon ganz oben in der Gitterleiter: unbemerkt ist sie hinaufgekommen, aber unbemerkt wieder herunterzukommen, ist ihre Absicht nicht. Redend dringt ihr Ruf in den Saal hinab. Neugierig wenden sich die Blicke ihr zu, auch die schon anwesende Lehrerin wird aufmerksam und sieht prüfend dem mit großer Geschicklichkeit und in schnellstem Tempo ausgeführten Herunterschlingeln zu. Immer wieder windet sich der geschmeidige Körper durch zwei andere Sprossen der Leiter hindurch, jeder Theil des Körpers hilft mit, alles ist in Spiel und Bewegung. „Bitte auch links“

*) Siehe Abbildung in Heft 8, Seite 78.



Das Springen über die Sättel.

ruft die Lehrerin plötzlich. Es liegt in dem Ruf ein kleiner Tadel, die Kinder sollten wissen, daß einseitig ausgeführte Übungen nicht gestattet sind, auch im Spiel nicht, was es hier doch gewesen.

Kaum hat der kleine Wildfang den Boden erreicht, als auch schon das Signal, ein Pfiff aus der kleinen Pfeife der Lehrerin ertönt, das wie mit einem Zauberchlage Lachen und Schreien verstummen macht und die Kinder in die Stellung bann, die sie in dem Augenblicke inne haben. Das Kommando „Antreten“ löst diesen Bann, und schnell wird die Aufstellung in zwei geschlossenen Reihen eingenommen. Die Commandoworte ertönen, exact erfolgt die Ausführung, und die Haltung, die man schon vorher gut nennen konnte, wird noch strammer. Die ersten einleitenden Übungen sind Ordnungsübungen, allerlei Verschiebungen und Wendungen, bis die Kinder schließlich so weit von einander stehen, daß sie Raum gewinnen zu den nun folgenden Bewegungen für Arme, Beine, Kopf und Rumpf, die in vielfältiger Zusammenstellung ein immer neues Bild darbieten.

Dies alles sind die einleitenden Übungen, die den Zweck haben, eine Ueberleitung zu schaffen, von geistiger zu körperlicher Thätigkeit. Viele dieser und der nachfolgenden Übungen scheinen bei der bloßen Vorstellung gewiß nicht sehr anmuthig, gewinnen aber bei Anschauung einen großen Reiz, wenn in von einer Anzahl junger Mädchen ausgeführt werden, deren Anzug sie nicht hindert, die Übungen in der tadellosten Form auszuführen, die des schwedischen Gymnasten oberster Grundsatz ist. Sie zeigen zum wenigsten einen eigenartigen Rhythmus, und dem, der sich der überzeugenden Zweckmäßigkeit dieser Übungen nicht entzieht, erscheinen sie deshalb schön und vollkommen. Ueberhaupt gewährt es einen eigenartigen, reizvollen Anblick, wenn die Mädchen in dem kleidsamen Gymnastik-Kostüm, in verborgenem Contact mit der Lehrerin zu gemeinsamer Willen vereinigt sind. Nach Schluß der Einleitungsübungen vertheilt sich die Schar an der einen Längswand des Saales. Niedrige Bänke, die dort stehen, werden von der



Spannbiiegende im Sitzen ausgeführt.



Bewegungen für die seitlichen Rumpfmuskeln.

Wand ab ein paar Schritte in den Saal geschoben, und dann stehen die Mädchen am ribbstol, dem unentbehrlichsten, weil zu den verschiedenartigsten Bewegungen anwendbaren Geräth, das einem Gymnastiksaal sein eigenthümliches Gepräge giebt. Es ist ein Gerüst, das aus abgerundeten Latten, von der Stärke eines Handgelenkes besteht, die horizontal vom Boden aufwärts bis über zwei Meter Höhe in kurzen Abständen von etwa fünfzehn Centimeter angebracht und in einen Meter breite Fächer abgetheilt sind. Vor jedem dieser Fächer steht nun, mit dem Rücken dem Geräth zugekehrt, mit ausgestreckten Armen eins der Mädchen, um die Spannbiegende Uebung auszuführen. Dies ist eine Kumpfbeuge rückwärts, die sich aber von einer gewöhnlichen Kumpfbeuge dadurch unterscheidet, daß sie gegen einen festen Gegenstand, den ribbstol, oder auch gegen die freie Wand ausgeführt wird, was viele Vorzüge hat.

Eine kurze Pause folgt dieser Uebung, und der lachende Uebermuth der Schar, die eben noch ihre ganze Aufmerksamkeit der körperlichen Thätigkeit zugewendet hatte, fladert von neuem auf, und Lachen und Schwaben erschallen durch den Saal. Erste Abtheilung senkrechtes Schlingeln in der Gitterleiter; zweite Abtheilung unterhängenden Armgang am Querbäum! mit die Lehrerin, und die Kinder eilen zu den Geräthen.

allein, führen die Mädchen die äußerst anmuthigen Uebungen aus, und man sieht es ihnen wohl an, mit welcher Freude sie es thun. Die Stellungen, die sie beim Suchen des Gleichgewichts einnehmen, wirken überraschend reizvoll für uns, die wir an das Corset, und die dadurch bedingte Bewegungslosigkeit gewöhnt sind. Außer dieser dem Auge schmeichelnden Erscheinung, ist diese Uebung durch ihren wohlthätigen Einfluß auf das Nerven-System von großer Wichtigkeit, kommt es doch darauf an, daß die Willenskraft blitzschnell auffassen lernt, welche Bewegungen der Körper auszuführen hat, und daß die Bewegungen schnell ausgeführt werden!

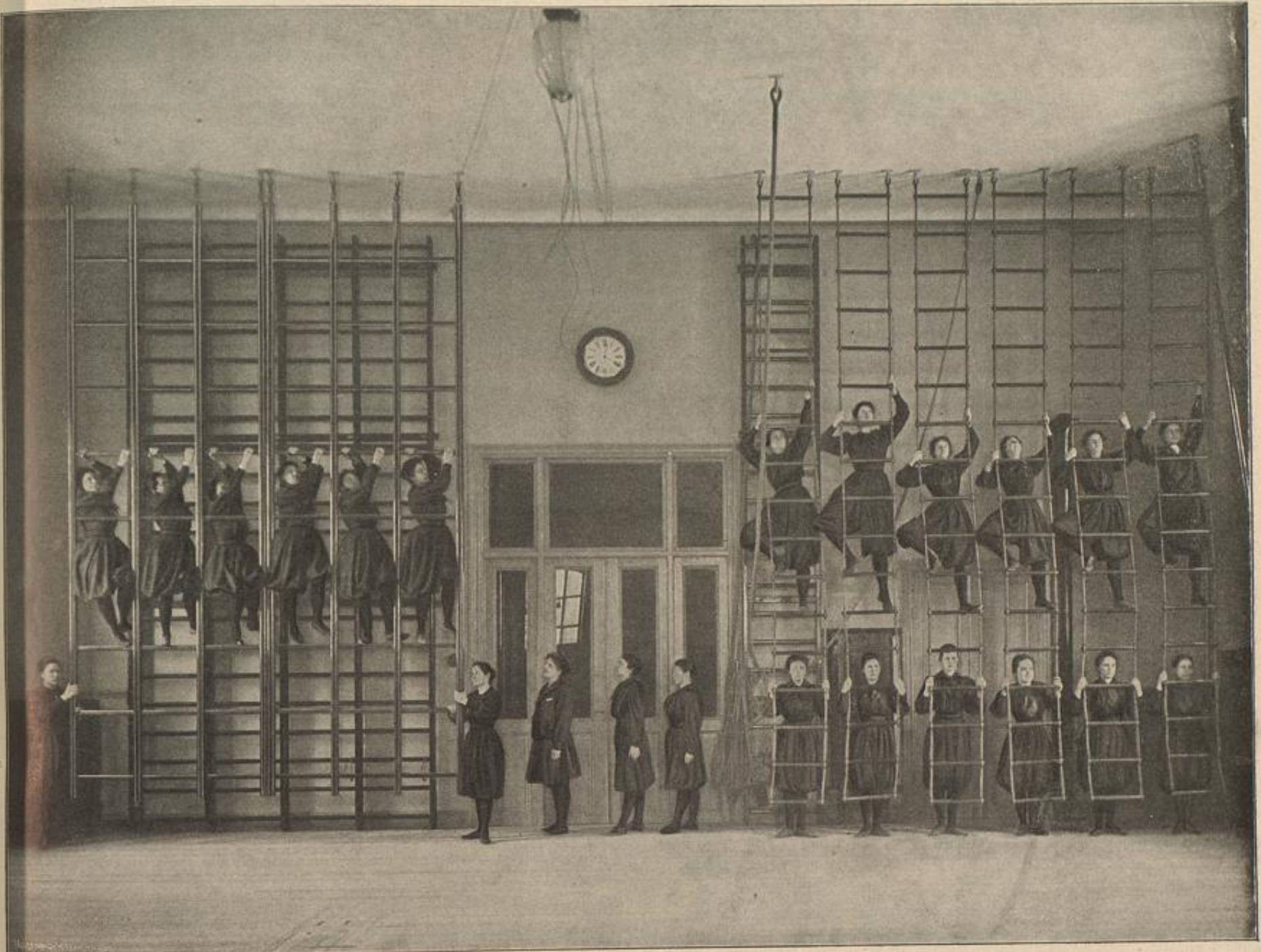
Wieder hat sich das Bild verändert, und die Mädchen, die eben noch halb schwebend die Beherrschung ihres ganzen Körpers uns zeigten, sehen wir nun eifrig bemüht nach den Befehlen der Lehrerin Uebungen ausführen, deren Zweck es ist, nach einander einzelne Muskelgruppen zu kräftigen.

Nach dieser Abtheilung oder zwischen hinein sehen wir die Mädchen in geschlossener Reihe, in ruhigerem oder rascherem Tempo um den Saal marschieren und die verschiedenen Wendungen taktfest und sicher ausführen; es werden wohl auch verschiedene Gangarten ausgeführt, und weiter geht es nun zu den Springübungen. Zunächst werden die einfachen freien

- Ordnungsübungen.
 1. Einleitung Kumpfbewegungen.
 Arm- und Beinbewegungen.
 Bewegungen, die eine mehr umfassende Wirkung auf den Organismus haben.
 2. Spannbiegende.
 3. Hebeübungen.
 4. Balancirübungen.
 5. Bewegungen für Schulter, Rücken und Nackenmuskeln.
 6. Bewegungen für die Muskeln an der Vorderseite des Rumpfes.
 7. Bewegungen für die seitlichen Rumpfmuskeln.
 8. Springen.
 9. Ableitende und Athmungsbewegungen.

Bewegungen, die eine mehr begrenzte Wirkung auf bestimmte Muskelgruppen haben.

Es geht aus Vorstehendem hervor, daß die schwedische Gymnastik Gelegenheit zu glänzenden, das Auge blendenden Kunststücken nicht bietet; ihr hoher erzieherischer Werth liegt in der streng correcten Ausführung gerade der einfachsten



Das Schlingeln durch die Gitterleiter.

Der Bärenang an der Strickleiter.

Schnell sind aus einer Vertiefung im Boden zwei lange Querbäume hervorgeholt, und die Gitterleiter losgehakt, — alle greifen zu, rasch und sicher, mit ein paar Griffen ist die Sache gethan. Die Kinder wissen, daß eine Unachtsamkeit beim Ein- und Ausstellen der Geräthe leicht einer Kameradin Schaden bringen kann, und dies Gefühl zwingt selbst die Unachtsamste dazu, hier ganz bei der Sache zu sein; mit der Zeit lernt sie auch bei anderen Uebungen, sich zu concentriren!

Das Schlingeln in der Gitterleiter und Hangeln am Querbäum beginnt. — Sechs Mädchen setzen sich je in eins der untersten Gitter (siehe obenstehende Abbildung), und auf das Commando ihrer Anführerin beginnt gleichzeitig die Uebung. Aber bald macht sich eine Verschiedenartigkeit geltend; während einige in raschem Tempo bis zur Decke hinaufklettern, gelingt es den anderen nur langsam, ihnen nachzukommen. Eine bleibt so gar auf halbem Wege sitzen und wartet, bis die Kameradinnen sie auf dem Rückwege wieder in ihre Reihe aufnehmen, aber auch dann kann sie wieder nicht so schnell mitkommen, und helfend tritt eine der geschickteren Kameradinnen an sie heran; mit einem tröstlichen „mir ist's anfangs auch so gegangen“ hilft sie ihr, schneller auf festen Boden zu gelangen und die Leiter festzuhalten.

Die Querbäume sind wieder von der Bildfläche verschwunden und die Bänke umgekehrt und mit breitem Abstand in zwei Reihen aufgestellt. An ihrer unteren Seite haben sie eine Balancirplanke. Erst zu Zweiten, sich an der Hand haltend, dann

Sprünge durchgenommen und dann zu den gebundenen über Sattel, Bod übergegangen. Gewissenhaft werden die ersten grundlegenden Springübungen überwacht; gerade für Mädchen, denen ein falscher Sprung noch leichter Schaden bringen kann, als Knaben, ist es von Wichtigkeit, rechtzeitig einen correcten Sprung ausführen zu lernen, zu lernen, wie man der Erschütterung des Fallens durch einen zweckmäßigen Gebrauch der Muskeln entgegenarbeitet und durch die Elasticität einen Fall abschwächt. Sorgsam wird darauf geachtet, daß beide Füße zu gleicher Geschwindigkeit im Abstoßen gebracht werden.

Die Querbäume auf zum Sattelsprung“ ertönt der mit Begeisterung aufgenommene Befehl der Lehrerin, und im Nu sind die Querbäume aufgestellt, die Sättel herbeigeholt, und das Springen beginnt (siehe Abbildung, Seite 84). Der Ehrgeiz regt sich, in flottem Tempo steigert sich die Leistung, und ein Bewußtsein von Kraft strahlt in den jugendlichen Gesichtern.

Um die bescheidenste Thätigkeit von Herz und Lungen zu beruhigen, die sich bei dieser jungen Schar unter solcher Entfaltung von Kraft und Energie eingestellt hat, läßt nun die Lehrerin noch einige Athmungsbewegungen und leichtere Beinbewegungen vornehmen und entläßt die Mädchen schließlich erfrischt und gestärkt.

Wir sind dem Gange einer Gymnastikstunde gefolgt und wiederholen uns kurz das Schema, nach dem sie ertheilt wurde, das ja wichtiger ist als die Form, in der es uns zufällig bei dieser Stunde erschienen.

Formen; die dadurch entwickelte Muskelcontrolle sichert dem Uebenden mit der Zeit eine Ruhe und Einheitlichkeit der Bewegungen, und ein Kraftbewußtsein, das durch keine andere Art der Körperübung in so hohem Grade erreicht werden kann.

Dem uneingeweihten Zuschauer bietet eine solche Gymnastikstunde außerordentlich viel Abwechslung; für den Eingeweihten aber ist es eine Freude, zu beobachten, wie das System bis in die kleinsten Details ausgearbeitet ist, und wie namentlich die gewissenhaft ausgearbeitete Steigerung der verschiedenen Bewegungsgruppen eine Gewähr dafür bietet, daß eifrig Ueberanstrengung ausgeschlossen ist.

Wenn unsere Mädchen täglich 1/2 — 1 Stunde in der beschriebenen Weise Gymnastik trieben, würden sie vor manchen Nachtheilen, die ihnen das stundenlange Sitzen über den Büchern bringt, bewahrt bleiben. Das ist bereits von vielen Seiten erkannt worden, und es erheben sich erfreulicher Weise schon aus den Reihen der deutschen Turnlehrerinnen viele Stimmen, die verlangen, daß auf die körperliche Ausbildung der Jugend mehr Gewicht gelegt werde. Möchte es gelingen, nicht nur mehr Turnstunden in den Schul-Unterrichtsplan einzuführen, sondern auch ein System auszubilden, das die schwedische pädagogische Gymnastik zur Grundlage hat; dann werden wir die Freude haben, unsere Jugend gesünder, frischer und fröhlicher heranwachsen zu sehen.

Rachdruck verboten.

Nelken.

Eine lustige Geschichte von Alwin Römer.

(Schluß.)



u seinem Entsetzen aber hörte Altenkamp jetzt einen der beiden sagen:

„Hier ist er ruffgeklert! Ich hab' es ganz deutlich gesehn, Herr Unt'roffizier!“

Und die Stimme seines vorhin nach dem Trompeter ausgesandten alten Unteroffiziers Wisfel feuchte darauf: „Das is doch die Menschenmöglichkeit! Was will er nu bloß da oben? Wenn Sie Sich man nicht geirrt haben, Bröfede!“

„Aee, nee, ich hab' es ganz deutlich gesehn!“ betheuerte Bröfede, worauf Wisfel mit der Faust gegen einen der Pfähle zu schlagen begann und mit halblauter Stimme hinaufrief: „Nüdel, wollen Sie wohl gleich machen, daß Sie 'runter kommen! Das hat doch gar keinen Zweck, daß Sie Sich verstecken! Der Leitnant weiß es doch einmal!“

Altenkamp stuchte innerlich in den kräftigsten Ausdrücken; aber er gab keinen Laut von sich.

„Nüdel,“ fing Wisfel noch einmal an, „Sie machen Sich ja bloß unglücklich! Kommen Sie doch man! Die drei Tage sind doch bald abgerissen! Wenn Sie mich aber noch lange hier warten lassen, schide ich nach der Wache, und dann kriegen Sie vier Wochen, da sieh' ich Ihnen gut vor!“

Und wie nun noch immer keine Antwort erfolgte, padte ihn der Jörn.

„Kerl! Infamer!“ rief er, zum Dupen übergehend, aber immer noch in jenem rüchsvollen Tone, der den Schummer der friedlichen Wipperburger nicht stören sollte. „Wenn Du jetzt nicht herunter kommst, reiß' ich Dir die Ohren ab, verlaß Dich drauf!“

„So ein Esel!“ murmelte Altenkamp nervös, und da er im Hause der Baronin allerhand Geräusch zu vernehmen glaubte, wie es der Aufbruch einer Gesellschaft hervorzurufen pflegt, so beschloß er, um die tolle Situation, in die ihn dieser Sturm mit seinem Lied von den Nelken, — kein anderer war daran schuld, das war sicher, — gebracht hatte, nicht noch zu verschlimmern, aus seiner Reserve herauszutreten.

„Wisfel!“ raunte er hinunter, „machen Sie, daß Sie nach der Wache kommen! Aber sofort!“

„Herrgott, der Herr Lieutenant!“ stammelte entsetzt der Unteroffizier, der die Stimme sofort erkannt hatte. Aber dieser Bröfede war ein ganz abgefeimter Kerl, ein waschechter Mephisto, der mit allen Hundsnäpeln gehetzt sein mußte, und anderen nicht mehr Gutes zutraute, als sich selbst.

„Wenn das der Herr Leitnant is, lasse ich mir hängen!“ erklärte dieser Teufelskerl. „Das is Nüdel! Der versteckt sich bloß! Wissen Sie nich mehr, wie er neulich den Herrn Major nachgemacht hat, bis wir alle kaum mehr lachen konnten? Verlassen Sie Sich druff, das is Nüdel!“

„Schafstapf von einem Kerl!“ witterte Altenkamp herunter. Aber Wisfel war offenbar durch die Klarstellung Bröfede's schwandend geworden; denn ganz wie vorhin begann er wieder:

„Nüdel, Sie machen Sich ja bloß unglücklich! Denken Sie 'mal, wenn ich das alles dem Leitnant melde! Der frißt Sie ja auf vor Wuth!“

„Der wird sich hüten, Sie Heupferd!“ schnaubte, kaum noch seiner Herr, der Lieutenant, während in der Nachbarschaft schon ein Festschlag Klappe.

„Na, so 'ne Frechheit!“ grunzte Bröfede, der inzwischen nach einer Gelegenheit gepößt hatte, dem Kletterer nachzusteigen und dabei den Säbel in der Haushörcke raffelnd zu Fall brachte.

„Was war denn das?“ fragte Wisfel.

„Sein Säbel!“ erklärte Bröfede, ohne sich indes nach dem gefährlichen Instrument zu bücken.

„Was?“ ereiferte sich Wisfel. „Sinen königlich Preussischen Dienstsäbel hat der Kerl hier für jeden Spitzbuben auf den Präsektirter hergestell't? Na, so ein gewissenloser Schurke!“

„Wehn Sie nach der Wache, Bröfede, und holen Sie zwei Mann Hüffe! Den Burtschen wollen wir bald haben!“ ordnete er dann an.

„Gott sei Dank!“ dachte Altenkamp. „Der Schlimmste ist fort. Dem Wisfel muß ich mich wohl oder übel jetzt anvertrauen!“

Und so schnell er konnte, kletterte er hinab.

„Ohe, jetzt willst Du wieder auskneifen!“ sagte Wisfel entrüstet und fing den am Pfahl Herabrutschenden mit kräftigen Griffen auf. Dann aber überkam ihn plötzlich trotz des mangelhaften Lichtes die lähmende Erkenntnis, daß Bröfede ihn vorhin gründlich irre geleitet hatte. Die Arme sanken ihm wie Pumpenschwengel am Leibe herunter, sein Gesicht wurde bleicher noch als der Mond, der das Schmutzeln über dieses nächtliche Abenteuer nicht verbergen konnte, und stotternd rang es sich unter seinem martialischen Schnauzbart hervor:

„O, ich Kindvieh! ... Das ja doch nicht Nüdel!“

„Nehmen Sie mir's nicht übel, Wisfel,“ tobte Altenkamp im Flücherton, „aber Sie sind noch dümmer wie ein ausgestopptes Rhinoceros!“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!“ murmelte entgeistert der von Bröfede so arg in die Tinte gerittene Unteroffizier.

„Das sage ich Ihnen aber, plappern Sie ein Wort aus über diese Geschichte, dann ...!! Lügen Sie Sich raus, wie Sie wollen, wenn's sein muß; aber ...!!!“

Von der Blücherstraße her wurden jetzt Stimmen laut. Wahrhaftig, der Abend bei der Baronin war schon zu Ende! Und nun bog auch ein Theil der Gesellschaft plaudernd um die Ecke, zur Hohen Straße hinein, unter ihnen der Rittmeister. Da war kein Entrinnen.

„Herrje, Altenkamp!“ staunte Dunschewitz, während die anderen nach kurzem Gruß weitergingen, weil ihnen die Sache dienstlich schien. „Wo bleiben Sie denn? ... Jetzt ist alles aus! Gnädigste war nicht ganz wohl zuletzt! ... Aber wie sehn Sie denn aus? Weinah Komthur aus Don Juan! Und die Plempe haben Sie ja auch nicht mehr?“

„Die liegt hier im Thorweg!“ erklärte Altenkamp zögernd und schritt hinüber, sich seiner Waffe wieder zu bemächtigen. Doch war ihm Wisfel schon zuvorgekommen und brachte sie ihm auf halbem Wege entgegen.

„Ja, Menschenkinder, was macht Ihr denn hier?“ examinierte der Rittmeister den Unteroffizier, der in strammer Haltung auf dem Fahrwege stand. „Erzählen Sie mir 'mal, Wisfel!“

„Zu Befehl, Herr Rittmeister!“ versetzte der Gefragte, alle Erfindungskraft zum Sammeln blasend. „Habe zu melden, daß der Trompeter Nüdel sich heimlich von Wache entfernt hat. Bei seinem Bruder im „Goldenen Anter“ war er nicht zu fassen, weil ihn der schleunigst hinten heraus gelassen hatte. Aber wir hatten seine Spur ...“

„Na, und ...?“

„Zuletzt kam er uns aus den Augen; aber es schien uns so, als ob er sich hier auf dem Gerüst versteckt hätte ... und da ... da ...“

„Na, da ...?“

„Da ist der Herr Lieutenant 'raufgeklettert und hat nachgesehen!“ endete Wisfel mit einer genialen Schwenkung in das Reich der Phantasie seinen Bericht. „Aber er war nicht oben!“

„Hören Sie mal, lieber Altenkamp, so brauchtn Sie Sich doch um den dummen Kerl nicht abzustrapazieren! ... Werden ihn morgen schon zu sehen kriegen! ... Uebrigens, wir gehen noch in den „Bären“, Sie kommen doch mit?“

„Komme sofort nach!“ erwiderte der Lieutenant, aufathmend über die durch Wisfel's großartige Darstellung glückliche Umseglung der bösen Klippe. „Will mich bloß auf der Wache noch abbürsten lassen!“

„Na, dann auf Wiedersehen! ... Aeh, was ich noch fragen wollte: Lucinde gut gefunden?“

„Vollständig in Ordnung! Ihre Besorgniß war ganz unnöthig!“

„Ja, das sagen Sie wohl, aber besser ist besser! Meinen verbindlichsten Dank! Komme Ihnen dafür ein Stück!“

Dann trennten sie sich. Auf dem Wege zur Wache begegnete den beiden Bröfede, der kleinlaut erzählte, daß Trompeter Nüdel schon seit einer halben Stunde dort sei. Der Lieutenant schickte ihn voraus nach einer Bürste und band währenddessen seinem Unteroffizier nochmals auf die Seele, vollständiges Stillschweigen über die Sache zu beobachten und auch Bröfede dahin zu instruieren. Im übrigen sei Lügen, wie er es sich vorhin gelehrt habe, trotz seiner guten Absicht dabei, ein Lafter! Wenn er selbst vorhin im Jörn etwas von „Herauslügen“ habe fallen lassen, so solle er das nicht etwa wörtlich nehmen!

„Also gewöhnen Sie Sich so was nicht an, Wisfel! Und hier haben Sie eine Cigarre für ... für ... na, für Ihr gutes Herz!“ schloß er seinen Sermon.

Nachdem er sich dann auf offener Straße hatte säubern lassen, ging er dem Trupp von vorhin nach, in den „Bären“, wo er bei seinem Eintreffen mit Halloß empfangen wurde, da Dunschewitz es sich nicht hatte verkneifen können, die Jagd des Lieutenants auf den Trompeter mit den wunderbarsten Zusäßen zum Besten zu geben.

Aber Altenkamp machte zu all den Hänseleien ein so gleichmüthiges Gesicht und nahm das schallende Gelächter seines Vorgesetzten so wenig übel, daß ein scharfer Beobachter unzuweifelhaft mißtrauisch geworden wäre. Das unmerklich lächelnde Gesicht dieses frischblütigen Jungen inmitten der übermüthigen Corona erschien fast wie eine vorbereitende Illustration zu dem manchmal fatalen Sprichwort: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten!“

II.

Als die Baronin am nächsten Morgen in einem duftigen Erdée-Négligé mit hellblauen Schleifen zum Frühstück kam, zeigte ihre schöne Stirn recht mißmüthige Falten.

Tante Justine, die sie schon erwartet hatte, erkannte sogleich, daß irgend eine Verstimmung in der Luft lag, und versuchte, diese wenigstens während des Frühstücks, das sie gern in Gemüthsruhe genoß, in Schach zu halten.

„Das für wundervolle Nelken!“ rühmte sie in den ihr stets zu Gebote stehenden Tönen höchsten Entzückens. „Und schon so in aller Frühe! Woher hast Du die nur?“

„Abfchenliches Zeug! Aufdringliches Gelächter!“ entgegnete die Baronin zornig und warf den Strauß auf den nächsten Nippstisch, den sie erreichen konnte. „Woher sie sind, wirst Du viel genauer wissen, als ich!“

„Aber ich verstehe Dich nicht, Hortense ...“

„Ach, geh' doch; — als ob dieser entzückliche Dunschewitz nicht von jeher Dein Protegé gewesen wäre!“

„Also der Rittmeister hat sie geschickt? ... Oh, ... das finde ich sehr aufmerksam! ... Obgleich Du das Lied von den Nelken ja eigentlich auf den Wunsch eines anderen gesungen hattest!“

Hortense wurde roth bei dieser Erinnerung, was ihre schlechte Laune nur noch erhöhte.

„Wenn er sie noch geschickt hätte!“ sagte sie, dem letzten Stich ausweichend. „Aber sie lagen heute früh vor meinem Schlafzimmersfenster!“

„Vor Dei ...? Das ist ja unmöglich, Hortense! Wie soll er denn da ...?“

„Hinausgekommen sein, meinst Du? Nun, nebenan bei Seiler's ist ja das fürchterliche Baugerüst noch immer!“

„Aber bedenke doch, in so dunkler Nacht da hinauf! ... Das wäre ja eine halbschreckliche Galanterie! Eine Huldigung im Stile der Tyroler Quab'n! Und solch' einen Menschen betest Du nicht einfach an?“

„Albern find' ich es!“ schalt Frau Hortense. „Was soll die Nachbarschaft davon denken?“

„Nun, wenn Du ihn gern hast und seiner Werbung Gehör schenkst!“

„Ich habe ihn aber nicht gern!“

„Früher warst Du anderer Meinung!“

„Das war ich nicht. — Ich widersprach Dir nur nicht immer!“

„Hortense, sag' das nicht! Du hast ihn eine Zeit lang sogar ermuntert! Und ich muß sagen, einem stattlicheren und geistvolleren Mann wirst Du kaum je wieder begegnen!“

„Wenn das geistvoll ist, daß er mir gestern den ganzen Abend fade Schmeicheleien sagt? Und heute früh durch diesen Strauß da wieder an die Dummheit erinnert, die er sich gestern geleistet hat?“

„Welche Dummheit?“

„Daß Du nicht gehört, wie er sagte, den Sturm, der das hübsche Lied von den Nelken gedichtet habe, den hätte er sehr gut gekannt? Er wäre Pastor in Köstrik gewesen, drei Meilen von dem Rittergut seines Onkels?“

„Mein Gott, da hat er ihn eben mit Sturm verwechselt! Ist das denn eine Todssünde?“

„Nein! Aber wenn man überall und immer das Wort führt, anderen über den Mund fährt und alles weiß ...“

„Hortense, rede Dich doch nicht in Jörn. Du hast ihn ja Grundes Deines Herzens ja doch gern!“

„Das habe ich nicht! Ein Mensch, der so oberflächlich der Sturm und Sturm in einen Hut wirft und „Hebel“ möglich für einen Druckfehler hält, soll sich um mich nicht kümmern!“

„Du, was Du willst, Kind! Jedenfalls hast Du die Pflanz diesem Zustande ein Ende zu machen. Du kommst in den einer loquetten Frau.“

„Durch solche Extravaganzen allerdings!“ entgegnete Hortense scharf.

Tante Justine zuckte die Achseln.

„Ich kann mir nicht helfen, aber ich finde das sinnig!“

„Natürlich. Du siedest die Nelken auch an den Busen und lachest ihn an, wenn er käme!“ spottete Hortense.

„Und das thätest Du auch, wenn sich's um diesen Witz händ, den Altenkamp handelte!“ trumpfte die Tante und jagte dadurch eine verrätherische Gluthwelle über das Antlitz der schönen Nichte. „Glaub' nur nicht, daß man blind ist! Früherlich den Hof hast Du ihm ja gemacht, gestern Abend! In seinem Wunsch hast Du das dumme Lied gesungen! Seiner Augen hast Du gesucht bis an die letzte Note, und wie Dich für den Beifall bedanktest, hast Du auch niemand weiter angesehen!“

„Das ist eine ganz boshafte Erfindung von Dir!“ rief Hortense entrüstet. „Wie ich das Lied sang, war Herr von Altenkamp gar nicht mehr da!“

„Was? Das hat er gewagt? Aber das ist ja wie ein Schlag ins Gesicht für Dich, nachdem Du ihn hattetest wackeln lassen!“ sprudelte es über Tante Justine's bewegliche Lippen.

Frau von Lorenzdorf nahm sich zusammen und sah gleichgültig aus, wie es ihr nur gelingen wollte. Ach, die gleiche Empfindung hatte sie ja gestern Abend schon gehabt, wenn sie nicht zu saunungslos über diese Taktlosigkeit hinweg wäre, die durch des Rittmeisters scherzhafte Entschuldigung nur noch merkbarer geworden war, so hätte sie vielleicht gleich „ein Ende gemacht“ und den deutlichen Anspielungen des Rittmeisters auf „Erlösung aus seiner schwebenden Pein“ nachgegeben. War sie doch damals, als er seine Beziehungen zur Engländerin abgebrochen hatte, nur aus Stolz nicht glücklicher werden Annäherung entgegengewandert! Dama hatte sie wirklich geglaubt, ihn zu lieben! Heute spielte sie noch mit ihm, ergöhte sich an seinem moquanten Geplauder zeigte ihm, wo es ging, ihre Ueberlegenheit, aber sah nicht mehr jenen bewundernden Blicken zu ihm auf, die sie einst für ihn gehabt hatte, wenn sie sich unbeobachtet wußte.

Und doch hatte Tante Justine vielleicht recht; vielleicht war er trotz aller entdeckten Mängel der beste Mann für sie! So hatte es auch für Zweck, sich über Möglichkeiten, die sich nicht mehr verwirklichen konnten, den Kopf zu zerbrechen?

„Wer weiß, was er vorhatte?“ sagte sie endlich gelassen. „Junge Lieutenants sind keine Predigtamtskandidaten!“

„Und stille Wasser find' tief!“ orakelte die Tante, die in die Wendung zu Ruhe machte. „Dieser Altenkamp war mit seiner gemachten Schüchternheit immer verdächtig!“

„Gemacht?“ warf Hortense, schon halb wieder aus der Red gekommen, ein. „Warum sollte das nicht ebenso gut Natur bei ihm sein können?“

„Natur? Schüchtern Lieutenants? Das ist gerade so, als wenn Du von schwarzen Eisbären reden wolltest!“

„Mir kann's ja auch gleich sein!“ äußerte Hortense. „Jedenfalls werden wir ihn nicht wieder einladen, wenn er nicht doch eine Entschuldigung hat, die ...“

„Ach Gott, um die ist kein Lieutenant verlegen. Aber das thut ja auch nichts. Die Hauptfrage ist doch, daß Du weißt, woran Du mit ihm bist, und Dir die Aussicht nicht verdirbst, Frau von Dunschewitz zu werden! Ich rathe Dir noch einmal, mach' ein Ende!“

„Ja doch. Du hast ja recht! Aber laß mir doch wenigstens so viel Zeit, mit mir ins Reine zu kommen! Ich werde anfahren; vielleicht wird mir draußen besser und freier! Und ein günstiger Wind weht mir einen frischen, fröhlichen Entschluß ins Herz!“ ...

Kaum hatte sich die Baronin umgezogen und das Haus verlassen, als der Rittmeister an der Spitze seiner Schwadron die Blücherstraße herausgezogen kam. Er blickte nach Hortense's Salon-Fenstern hinauf und salutirte galant Tante Justine, die mit einem großen Nelkenbüschel bewaffnet dankte und ihm zugleich ein Zeichen gab, herauszukommen.

Zehn Minuten später stand er vor ihr.

„Wie geht's der gnädigen Frau?“ fragt er, der Tante die Hand küßend. „Doch nicht schlechter?“

„Besser auch nicht!“ erklärte die Tante. „Sie ist verdrückt.“

„Sie hätten das nicht thun sollen, Herr Rittmeister!“

„Was nicht thun sollen?“

„Verstellen Sie Sich doch nicht; die Geschichte mit den Nelken heute früh!“

„Falle effektiv aus den Wolken! Weiß von keinen Nelken, Gnädigste!“ protestirte verdutzt Dunschewitz.

„Mir gegenüber können Sie's ruhig eingestehen, Herr von Dunschewitz. Ich fand die Idee geradezu himmlisch. Aber Hortense ...“

„Ja, welche Idee denn? Habe ja gar keine gehabt!“ behauptete der Rittmeister.

„Sie spielen meisterlich, Herr von Dunschewitz, und ich rathe Ihnen, diesem Kindschopf gegenüber dieser Rolle treu zu bleiben, denn dann haben Sie vielleicht schon heute ihr Ziel erreicht. Aber mir, Ihrer alten Verbündeten, dürfen Sie wirklich die Wahrheit sagen!“

„Bestimmen Sie, worauf ich schwören soll! Bei der ewig würdigen Asche meiner väterlichen Vorfahren oder dem Barte Karls des Großen: ich weiß von keinen Nelken!“ behauptete er.

„Ah, ... dann wird die Sache allerdings interessant! Denken Sie Sich, heute früh lagen auf dem Fenstervorsprung des Schlafzimmers meiner Nichte diese Nelken hier!“

„Alle Wetter! ... Und wo liegt dieses ... ah ... Schlafzimmer?“ fragte er mit leise aufdämmerndem Verdacht.

„Nach der Hohen Straße hin! Die letzten Fenster!“

„Dann hat sie kein anderer als dieser Dudmäuser, der Altentamp, dorthin gelegt. Ich übertrauete ihn gestern, als wir von hier fortgingen. War eben vom Gerüst nebenan heruntergelettert! So ein Filou! Sagt da, hätte einen Trompeter gesucht! Na warte, Junge!“

„Aber das ist ja großartig! Da sie auf den Thäter erbittert ist und Sie Ihre Unschuld beschwören können, steht die Sache noch viel günstiger für Sie! Nur müssen Sie jetzt das Eisen schmieden, so lange es heiß ist, und forsch vorgehen! Ich habe Ihnen wader vorgearbeitet. Wenn Sie in einer Stunde wiederkommen und es diplomatisch anstellen, haben Sie gewonnen!“

„Ich eile, mir einen Strauß Rosen zu bestellen!“
„Thun Sie das, lieber Rittmeister. Aber halten Sie nachher auch Wort. Sie wissen doch, bei Ihrer Tante!“

„Die Stiftsstelle ist Ihnen so gut wie sicher!“ versicherte Dunjewis und empfahl sich liebenswürdig, elegant und schneidig, wie er immer war.

Hortense von Lorenzdorf hatte noch immer keinen Entschluß zu fassen vermocht. Müde lehnte sie im Wagen, als sie von ihrer Spazierfahrt durch die Stadt zurückkehrte.

Am Thore vorhin war ihr Altentamp begegnet, der sie schon von Weitem mit jenem Stuch zärtlicher Verehrung begrüßt hatte, die ihr bisher immer so wohl gethan. Küßl hatte sie gedankt, und er war darauf roth geworden wie ein armes ertrapptes Sündlein, und seine frischen Augen hatten plötzlich allen Glanz verloren.

Wenn er ihr die Nelken ins Fenster gelegt hätte! Ah, wie glücklich sie schon der bloße Wahn machte! Aber er war ja während ihres Liebes-„dienstlich“ beschäftigt gewesen, und Dunjewis hatte zu deutlich darauf angepielt, daß er die Geschichte mit dem Strauß im Schilde führe!

„Würde der glücklichste Tag meines Lebens sein, wenn mal Dame meines Herzens mir ähnlich entgegeträte!“ hörte sie ihn noch schnarren. Sicher also war er es gewesen, um dadurch vielleicht eine Entscheidung herbeizuführen. „Aber vielleicht war es doch ein anderer!“ flüsternte eine Stimme in ihrem Herzen, und wie sie just an einem kleinen Blumenladen vorbeifuhr und darin Nelken stehen sah, gab sie dem Kutscher plötzlich ein Zeichen, zu halten. Doch ihre Anfrage brachte kein Licht über den Spender. Wahrscheinlich hatte er sie in einem anderen Geschäft erstanden. Sollte sie die Kunde durch alle sieben oder acht Blumenhandlungen machen? Und schließlich stammte der Strauß aus einem Privatgarten?

„Aber bei Käsebieber's kam sie ja ziemlich nahe vorüber, und da kauften auch die Herren Lieutenants oft, der Billigkeit wegen. Dort wollte sie wenigstens noch einmal anfragen.“

„Fünf Minuten später trat sie strahlend wie eine Frühlingsgöttin aus dem Thorwege, von dem alten Förbermeister mit vieler linkscher Ehrerbietung geleitet. Und scharfer wie sonst mußte der Kutscher das stolze Gefährt heimwärts lenken.“

Auf dem Wege zu seinem Rosen-Bouquet traf Dunjewis mit seinem Lieutenant zusammen.

„Sind ja ein netter Schwereidöther!“ höhnte er. „Krazeln bis Schlafzimmer hoch, um mit Blumen Furore zu machen, und erzählen stolz von Trompeter-Verfolgung! — Na, nichts für ungnat! — Hätt' es vielleicht ähnlich gemacht, wenn's mir einfallen wäre! — Bin, Gott sei Dank, davor bewahrt geblieben! — Baronin ist nämlich scheußlich aufgebracht über Ihre Nelken! — Halten Sie sich vorläufig aus Schullinie!“

Wie vom Donner gerührt, stand Altentamp noch da, als Dunjewis schon, gebiäht durch seinen bevorstehenden Triumph, um die Ecke stolzierte war. Also darum hatte sie ihn vorhin so strahlend, so peinigend küßl angesehen? O Gott, und er hatte gerade gedacht, diese Art seiner Huldigung, seines Dankes würde sie sympathisch berühren. Wie kam es, daß sie anders empfand? Hatte er sich in ihr getäuscht? War sie so ganz verschieden von dem köstlichen Bilde, das von ihr in seiner Seele lebte?

„Was that's dann noch, daß sie ihm zürnte? Er konnte ihr ja dann so wenig sein, wie sie ihm! Sie würden fortan höflich mit einander verkehren, wenn sie sich trafen; sich höflich grüßen, höflich anlächeln, höflich verabshieden!“

Höflich wollte er auch heute schon sein. Er würde sich entschuldigen bei ihr, so artig und ceremoniell das die gute Sitte nur erforderte. Und zwar gleich jetzt, wenn sie schon daheim war!

„Herr von Altentamp!“ meldete das Mädchen der Baronin, die soeben ein leuchtendes, ihre ganze wonnige Stimmung verstrahlendes Hauskleid angelegt hatte.

„Ich lasse bitten!“ nickte sie und trat zu dem Tisch, wo die früh verschmähnen Nelken jetzt in einer venetianischen Vase prangten. Mit raschem Entschluß wählte sie die drei schönsten davon und steckte sie sich vorn an der Taille fest. Gleich darauf trat Altentamp ein; gemessen, fast düster feierlich that er die ersten Schritte. Pflöglisch jedoch gerieth er in Verwirrung. Eine heiße Röthe überfluthete ihn. Er hatte die Nelken an ihrer Brust bemerkt.

Aber schnell raffte er sich auf.
„Ich komme, Sie um Verzeihung zu bitten, gnädige Frau,“ begann er.

„Haben Sie auch nötig, Sie Ausreißer!“ drohte sie ihm schalkhaft. „Ist das eine Art, sich erst ein Lied zu bestellen und nachher —“

„Dafür müssen Sie schon Herrn von Dunjewis verantwortlich machen,“ fiel er ein, „der mich sehr gegen meine Absicht mit einem dienstlichen Auftrag — so gut wie — davon schickte!“

„Was sagen Sie da?“
„Er hat mich doch auch entschuldigt, gnädige Frau?“
„O ja, aber wie! Ich hatte Sie in dem schrecklichen Verdachte —“

Sie brach ab und wurde verlegen; aber er hatte sie sehr gut verstanden.

„Wie konnten Sie glauben!“ klagte er. „Doch ich habe Ihr schönes Lied trotz alledem gehört; war nämlich gerade auf dem Markt! Und es klang mir da noch inniger und anheimelnder als oben, weil, — weil, — die vielen Menschen, wissen Sie, stören einem den Genuß! Na, und gleich nachher fiel mir ein, wie hübsch das wäre, wenn Sie beim Erwachen den Dank so auf dem Fensterbrett fänden, und da machte ich denn die Dummheit, die Sie mir so übel genommen haben und um die ich gekommen bin, Ihre Verzeihung zu erbitten! — Man hat so manchmal Anwandlungen, wissen Sie, wunderliche Einfälle.“

„Aber wer sagt Ihnen denn, daß ich das so übel genommen habe?“

„Herr von Dunjewis sagte mir soeben —“ stotterte Gideon verwirrt.

„Wieder Herr von Dunjewis!“ rief die schöne Hortense empört. „Ja, dem hätte ich das allerdings übel genommen!“

„Und mir nicht?“ fragte bebend Altentamp. „O Gott, Frau von Lorenzdorf, treiben Sie kein Spiel mit mir!“

Sie blickte nur schalkhaft auf ihre Nelken herunter und lächelte ihn an.

„Hortense!“ rief er jauchzend vor Wonne.
„Gideon!“ hauchte sie überglücklich.

„Hortense!“ mühte sich in diesem Moment erster Liebeseligkeit auch die Stimme Tante Justine's; aber in der schrillen Tonart heftigster Entrüstung. „Was muß ich sehen? . . . Weißt Du auch, daß dieser Herr von Altentamp derselbe ist, der sich die Extravaganz mit den Nelken geleistet hat, für die Du den armen Dunjewis verantwortlich machen wolltest?“

„Freilich weiß ich es!“ trumpfte sie lächelnd. „Eben deshalb! Komm' nur und gratulire uns; es ist nichts mehr zu ändern!“

„Herr Rittmeister von Dunjewis!“ meldete das Mädchen. Und mit einem köstlichen Rosenstrauch bewaffnet, trat er ein.

„Gnädige Frau,“ begann er gefühlvoll. Doch dann erblickte er Arm in Arm das Paar, das sich so unglaublich schnell gefunden haben mußte. Das Wort blieb ihm in der Kehle stecken. Hüßlos suchte sein Auge das Antlitz der Tante Justine. Die aber zuckte nur schmerzlich die Achseln. Sie war, bei Gott, unschuldig an dieser räthselhaften Wendung.

„Ach, wie nett,“ lächelte darauf Frau von Lorenzdorf ein wenig hohhaft. „Das erste Gratulations-Bouquet!“

„Ganz recht!“ stammelte er, sich fassend. „Meinen besten Glückwunsch!“

Nachdruck verboten.



inst fand ich Dich im Garten, tief versteckt.
Die süßen Schelmenaugen blizten hell:
„Verrathe nichts! Ob sie mich hier entdeckt?
— Ich habe Stunde jetzt bei Mademoiselle.“

Die sperrt mich flugs ins enge Zimmer ein.
Ich aber liebe Luft und Sonnenschein!“

Nun liegst Du eingesargt im dumpfen Grab,
Und in Dein Dunkel dringt kein Strahl hinab . . .

Milice freiin von Gaudy.

Nachdruck verboten.

Unterhaltungen über die Sterne.

Von Dr. Herm. J. Klein.

VII.



Wenn man in den Wintermonaten Abends den Blick nach Süden wendet, so sieht man dort, hoch am Himmel, eine gedrängte Gruppe ziemlich heller Sterne, die fast wie ein glühendes Wöllchen sich darstellt und unter dem Namen Plejaden bekannt ist. Ein scharfes Auge erkennt darin sieben Sterne; mit Hilfe eines Oerpernglases sieht man dort aber wenigstens doppelt so viele, und wenn man sich eines Fernrohrs bedient, erkennt man, daß die Plejaden ein Haufe zahlreicher, ja unzählbarer Sterne sind. Solcher Sternhaufen giebt es noch andere; östlich von den Plejaden und etwas tiefer gegen den Horizont hin sieht man die Gruppe der Hyaden, und gleichzeitig sieht tief am Osthimmel, im Krebs, ein anderer Sternhaufen, der unter dem Namen „die Krippe“ bekannt ist. Schon wer nur allein diese drei Sternhaufen mit Hilfe eines Oerpernglases betrachtet, muß zu der Ueberzeugung kommen, daß in ihnen eine ganz andere Anordnung der Sterne herrscht, wie sonst am Himmel. Während die Fixsterne, welche die nächtliche Himmelsbede bilden, im allgemeinen weit auseinander und unregelmäßig zerstreut erscheinen, helle und lichtschwache, ohne erkennbare Ordnung durcheinander gemischt, sehen wir in jenem Sternhaufen eine große Zahl, theilweise recht heller Sterne auf engen Raum zusammengedrängt, gewissermaßen von den anderen abgefordert, und gleichsam ein eigenes Reich bildend. Die nächste Frage, die sich dem denkenden Menschen hierbei aufdrängt, ist die: Wie sieht es außer jenen drei Sternhaufen noch andere, ihnen ähnliche im Himmelsraume, oder sind jene die einzigen ihrer Art? Mit der Beantwortung dieser Frage hat sich der große Astronom Friedrich Wilhelm Herschel beschäftigt, indem er mittels mächtiger Teleskope den Himmel durchforschte. Er fand dabei, daß es zahlreiche Sternhaufen giebt, daß fast alle jedoch nur in mächtigen Ferngläsern gesehen werden können. Die oben genannten drei Sternhaufen sind lediglich diejenigen, welche uns am nächsten stehen und deshalb schon für das bloße Auge wahrnehmbar werden. An und für sich sind sie aber weder die größten, noch die fernreichsten. So befindet sich in der Constellation des Perseus ein Sternhaufen, den man, falls man seinen Ort am Himmel einmal kennt, in mondähnlichen Nächten als schwaches Nebelflecken mit bloßem Auge erkennen kann. Dieser Sternhaufen zeigt sich in einem großen Fernrohr als ein wunderbares Gebilde. Auf engem Raum glitzern dort fünftausend bis sechstausend Sterne, d. h. so viel als das bloße Auge am ganzen Himmel wahrnimmt; sie stehen eng aneinander gedrängt, ja gegen den Mittelpunkt des Haufens hin sind sie so dicht zusammen, daß ihr Licht in einen einzigen, nebeligen Schimmer zerfließt. Mit einem mächtigen Teleskop betrachtet, gewährt dieser Sternhaufen einen großartigen Anblick, und der Gedanke, daß jeder dieser Sterne, jeder dieser dicht gedrängten Punkte eine strahlende Sonne ist, vergleichbar der unsrigen, tritt dem denkenden Beschauer überwältigend entgegen. Vergebens strengt sich unser Verstand an, die Frage zu beantworten: Was ist der Zweck dieser tausend und tausend Sonnen? Welchem

Ziele fliegen ihre Licht- und Wärmeabstrahlen entgegen seit Jahrtausenden der Vergangenheit und für unzählbare Jahrtausende der Zukunft? Hier verlagert der menschliche Verstand, und die Vernunft bescheidet sich, in die Geheimnisse der Schöpfung einzudringen. Ein anderer prachtvoller Sternhaufen steht in der Wage; von ihm ist mit bloßem Auge durchaus nichts wahrzunehmen. In einem kleinen Fernrohr sieht er wie ein dunkliger Stern aus; aber Herschel's große Teleskope lösten diesen in einen wunderbaren Schwarm heller Sternchen auf, die außerhalb von zahlreichen, lichtschwachen, zerstreut stehenden Pünktchen umgeben sind. Im Wassermann steht ein Sternhaufen, der aus tausenden Sternen zusammengesetzt ist, die, obgleich sehr gedrängt, auch im mittleren Theile noch einzeln unterschieden werden können. Herschel vergleicht ihn seinem Aussehen nach mit einem Haufen feinen, glänzenden Sandes. Noch reicher ist ein Sternhaufen, den der jüngere Herschel am südlichen Himmel im Bilde des Centauren entdeckte, und der geradezu ein Gewimmel von tausenden und tausenden Sternen darstellt. Das Aussehen eines solchen Sternhaufens genau zu zeichnen, vermag niemand; es ist nicht einmal möglich, sich in diesem glühenden Sternstaube zu orientiren. Nur allein die photographische Platte, jene Aephaut, die nichts vergißt, kann solche Sternhaufen darstellen, und in der That hat sie uns neuerdings Abbildungen derselben geliefert, die eine Ahnung des Reichthums dieses Weltensystemes verschaffen.

Die Anzahl der am Himmel vorhandenen Sternhaufen ist überaus groß, man kennt gegenwärtig mehrere tausend. Die meisten hat der ältere Herschel entdeckt und gleichzeitig das Wesen dieser wunderbaren Gebilde mit großem Scharfsinn enthüllt. Er fand, daß fast alle Sternhaufen von ziemlich kugelförmiger Gestalt sind, und daß in ihnen die Sterne meist gegen den Mittelpunkt hin dichter gedrängt stehen. Dagegen giebt es keinen einzigen Sternhaufen am ganzen Himmel, welcher in seinem äußeren Theile die Sterne gedrängter zeigt, als gegen seinen Mittelpunkt hin. Dies bildet eine sehr merkwürdige Thatsache, welche erkennen läßt, daß in jenen Sternhaufen eine Kraft walidet, welche bestrebt ist, die Sterne derselben gegen den Mittelpunkt hin zusammen zu ziehen, eine Haufen bildende Kraft, wie sie Herschel nennt, die vielleicht mit unserer Schwerkraft identisch ist. Indem aber eine solche Kraft ununterbrochen wirkt, muß die Kugelgestalt eines Sternhaufens und die zunehmende Verdichtung gegen den Mittelpunkt hin, sich da am vollkommensten zeigen, wo die Wirkung der Kraft am längsten andauert. So können wir also mit Herschel aus dem Aussehen der Sternhaufen Schlüsse auf deren relatives Alter ziehen. Diese Methode, den Himmel zu betrachten, sagt Herschel selbst, scheint ihn in ein neues Licht zu setzen. Nun gilt die Ansicht, als gleiche er einem üppigen Garten, der eine große Mannigfaltigkeit von Erzeugnissen in verschiedenen blühenden Beeten enthält. Ein Vortheil, den wir aus dieser Betrachtung ziehen können, ist der, daß wir gleichsam den Schwung unserer Erfahrung über eine unermessliche Dauer ausdehnen. Denn, um bei dem Gleichnisse aus der Pflanzenwelt zu bleiben, ist es nicht einerlei, ob wir fortleben, um das Sprossen, Blühen, Fruchttragen, Absterben und Verwesen einer Pflanze nach und nach anzusehen, oder, ob eine große Zahl solcher Pflanzen in den verschiedenen Stadien ihrer Entwicklung gleichzeitig uns vor Augen gebracht wird. Deutet so das Aussehen der verschiedenen Sternhaufen auf den ungleichen Zustand ihrer Entwicklung, welche sie bis zur heutigen Stunde durchgemessen haben, so fragt es sich andererseits, welche Rolle diese Gebilde überhaupt im Weltall spielen.

Wie schon erwähnt, unterliegt es keinem Zweifel, daß die einzelnen Sterne in jedem Sternhaufen Sonnen sind wie unsere Sonne, daß sie Licht und Wärme abstrahlen. Nun wissen wir aber aus unseren vorhergehenden Unterhaltungen, daß jeder Fixstern, d. h. jede Sonne von jeder anderen, durch unvorstellbar große Räume getrennt ist. Und solche große Entfernungen der einzelnen Sterne von einander sind auch durchaus notwendig, wenn das Ganze überhaupt längeren Bestand haben und nicht nach kurzer Zeit Sonne auf Sonne stürzen soll. Wir müssen daher annehmen, daß auch in den Sternhaufen die einzelnen Sterne durch gewaltige Räume von einander getrennt sind, und daß sie uns nur so nahe zusammenstehend erscheinen, weil sie unermesslich weit von uns entfernt sind. In denjenigen Sternhaufen, welche, aller Wahrscheinlichkeit nach, der Erde und Sonne am nächsten sind, nämlich den Plejaden, Hyaden und der Krippe, sehen wir in der That die Sterne weiter auseinander stehen. In unserem Sternsystem giebt es keinen Fixstern, welcher weniger als viertausend Milliarden Meilen vom nächsten entfernt ist; und wenn wir diesen Maßstab auch auf die Sternhaufen anwenden, so kommen wir zu der Ueberzeugung, daß jeder derselben ein unermessliches System von Fixsternen ist, ein abgeschlossenes Sternreich für sich, das in den Tiefen des Welttraumes sich befindet und keinen Zusammenhang mit unserer Sternwelt hat. Wollte man aber selbst annehmen, daß in jenen großen, kugelförmigen Sternhaufen die Entfernung der innersten Sterne von einander wesentlich geringer sei als viertausend Milliarden Meilen, so kommen wir doch noch immer auf ein so ungeheures Gebiet, daß wir uns keine sinnliche Vorstellung von dessen Ausdehnung machen können. Das Wesen der Sternhaufen aber wird uns nun klar: sie sind Sternreiche wie dasjenige, zu welchem unsere Sonne sammt der Erde gehört, und dessen einzelne Sterne nächtlich über unserem Haupt glänzen. Unser Fixsternreich ist ebenfalls ein Sternhaufen, wie jene tausende, die das Fernrohr ans Licht gezogen hat; wahrscheinlich ist er größer als manche derselben, aber kleiner als andere. Wenn wir uns auf den Flügeln der Phantasie und mit der Schnelligkeit des Gedankens von der Erde entfernen und aus unserem Fixsternhaufen hinaus eilen in den allgemeinen Weltraum, so würden wir aus einer gewissen Entfernung zurückblickend, diese unsere Welt als einen großen Sternhaufen sehen. Derselbe würde immer mehr zusammenschrumpfen, je weiter wir uns entfernten; dafür würden aber andere Sternhaufen aus der Nacht des Univerjums auftauchen, der große Haufen im Perseus oder jener im Centauren oder andere. Sie würden allmählich größer erscheinen, während die Sternwelt, die wir verlassen, kleiner und kleiner und schließlich zu einem engen Sternhaufen wird, wie diejenigen, welche Herschel entdeckt hat. Unser Flug aber würde uns mittlerweile in eine andere Sternwelt geführt haben, ein anderer Himmel würde sich über unserem Haupte wölben und eine andere Sonne uns leuchten. Aber auch dort wäre die Welt unergündlich wie hierieden.

Nachdruck verboten.

Benjamin Vautier †.

Von Ferdinand Paul.

Benjamin Vautier ist dahingegangen, der sich tief in die Herzen des deutschen Volkes eingeschrieben hat, ein Künstler, der eine Volksthümlichkeit errungen hat, wie wenige neben ihm, ein Künstler, der, wie einst Chamisso, nicht deutschem Boden entstammte und doch so deutsch geworden war, daß selbst sein französischer Name uns nicht mehr an die ausländische Abstammung erinnerte. Gar manchem wird es jetzt sonderbar vorkommen, wenn er beim Tode Benjamin Vautier's hört, daß dieser Liebling des deutschen Volkes in der romanischen Schweiz geboren war, und daß das Französische seine Muttersprache war. Die Malerei geht jetzt andere Wege, als sie Benjamin Vautier in seiner Kunst gegangen ist, und wenn man seine Bilder mitten unter die glänzenden coloristischen Leistungen stellt, welche erst die Bewegung der letzten fünfzehn Jahre auf dem Gebiete der Malerei ermöglicht hat, so wollen sie uns wohl etwas ärmlich und matt erscheinen. Trotzdem aber gehört er zu den besten Künstlern seiner Zeit, ja, auch er war in seiner Art ein Bahnbrecher, wie es später in ganz anderer Art Max Liebermann wurde.

Wenn heute allenthalben der Ruf nach einer Volkskunst ertönt, wenn alles Volksthümliche, wie die alten Volkstrachten, die ländliche Bauweise, die alten Sitten und Gebräuche wissenschaftlicher Erforschung werth erachtet werden, und man inne wird, daß in all diesen volksthümlichen Dingen, deren letzter Hort das deutsche Landvolk ist, nationale Schätze liegen, die wir hüten und bewahren müssen, so lange es nur irgend möglich ist, so wollen wir nicht vergessen, daß Benjamin Vautier der erste einer war, die in Zeiten volksabgewandter Schöneiserei durch ihre Bilder die Blicke weiter Kreise auf das Volksthümliche lenkten und es wagten, durch ihre Kunst das Bäuerliche zu adeln und zu verherrlichen.

Freilich hat er die Schwarzwälder und die elsässischen Bauern nicht so gemalt, wie sie dem erscheinen, der das Leben nüchternen Auges sieht; es lebt in ihm ein Stück von Berthold Auerbach, der auch in seinen Vorgeschichten nur Salon-Bauern vorführt, und auf seinen Bildern ist so zu sagen immer Sonn- und Festtagsstimmung. Von herzlicher Verbtheit und charakteristischer Häßlichkeit ist auf Vautier's Bildern nichts zu finden; er hat eine naive Freude an „hübschen Figuren, an artigen Situationen,“ alles Herbe und Harte ist ihm fremd, seine Bauern sehen immer wie aus dem Ei gepellt aus, sie sind häßlich, lebenslustig, ehrwürdig, gemüthlich, kurz es sind ausschließlich lebenswürdige Menschen, wie sie sich in der Phantasie des



Benjamin Vautier.

Idealisten abmalen. „Auf den Vautier'schen Bildern steht die Umgebung nicht da, wie der Prospect einer Bühne, vor dem die Personen kommen und gehen, sie lebt und weht auch im Menschen selbst. Man fühlt sich wohl in diesen gemüthlich traulichen Zimmern, wo die Schwarzwälder Uhr tickt, wo kleine geschmacklose Photographien an der Wand bieder patriarchalisch herabblicken, wo der Boden so sauber gescheuert ist und fettige grüne Hüte an prächtigen Hirschgeweißen hängen. Da ist das große Familienbett mit den geblühten Vorhängen, die feste unbewegliche Holzbank am Ofen, der alte solide Tisch, um den die Wahlzeiten Alt und Jung versammeln. Und alles athmet Behaglichkeit, Frieden, Sonntagsvormittags-Stimmung; fast glaubt man, den Klang der fernern Kirchenglocken durch die wonnige Stille zu vernehmen.“ Albert Fleiner, der ausgezeichnete Kunstkritiker der Neuen Züricher Zeitung, belehrt uns,

daß in der Freude am Schönen auf dem Lande nicht durchweg eine falsche Schöneiserei, sondern die Erinnerung an Heimat und Jugendeindrücke zu sehen sei. „Man muß,“ so sagt er, „unter dem lebendigen Volke am Genfersee selbst länger gewelt haben, um diese innige Freude an der reizvollen Einzel-Erscheinung zu verstehen. Man muß die herrlichen Paare auf dem Tanzboden oder bei anderen Gelegenheiten selbst gesehen haben, um die ganze lebensfreudige Gottseligkeit dieser schön gebauten Menschen zu verstehen, und zu begreifen, daß ein emsig strebender Künstler in seinem langen Leben nichts anderes zu thun den Voratz hatte, als solche glückliche, wohlgestaltete, von keinem Erdenmangel befreite, ewig lächelnde Menschenkinder zu schildern. Uns düsteren Pessimisten erschien Vautier manchmal etwas unwahr, zu optimistisch, etwas schaberednerisch, bis wir die Anmuth, die göttliche Anmuth der Glückskinder am Genfersee kennen lernten, die so hold lächeln und so schön sind, just wie im Märchen, und so fein zu trippeln verstehen, wie eben auf Vautier's Bildern, und die in der That die natürliche Grazie haben, wie die Schönen Vautier's. Man muß immer an den Genfersee und an das schöne Baadland denken, wenn man von Vautier sprechen will, der zwar als ein deutscher, fast als ein teutonischer Maler galt, aber doch in einer Eigenart der liebenswürdigen Baadländer blieb, d. h. ein Mensch, der mit der romanischen Lebhaftigkeit der Empfindung germanische Gemüthsstärke verbindet.“

Vautier's Leben ist verhältnismäßig einfach verlaufen. Er wurde am 24. April 1829 zu Morges als Sohn eines Pfarramts-candidaten geboren, der dort als Lehrer wirkte; dort verlebte er eine von Liebe und Wärme verklärte sonnige Jugend. Auf Wunsch seines Vaters besuchte er das Gymnasium zu Lausanne, ohne jedoch irgend welche Lust zu einem gelehrten Beruf in sich zu spüren. Erst der politische Umschwung in der Schweiz, der den Vater nach Frankreich trieb und der Möglichkeit beraubte, den Sohn weiter zu unterstützen, gab dem Sohne die Freiheit des Berufes. Er nahm Zeichenunterricht und trat des Broderwerbs wegen bei einem Email-Maler in die Lehre. Hier, wo er Uhrgehäuse, Brotschen u. bemalen mußte, hat er sich die Reizung zu der sorgfältigen Feinmalerei geholt, die ihm zeitlebens verblieben ist. Durch Bildnisse und landschaftliche Aquarelle verdiente er sich nebenbei so viel Geld, daß er sich von der Lehrzeit als Email-Maler loskaufen konnte. Dann trat er nach kurzer Zeit in das Atelier eines Malers Namens Eugardon ein, im Jahre 1850 aber siedelte er nach Düsseldorf über, um dort an seiner weiteren Ausbildung zu arbeiten. Hier gewann insbesondere Rudolf Jordan mit seinen Bildern aus dem Leben der helgoländischen, holländischen und normannischen Fischer und Seelente Einfluß auf ihn; aber erst, nachdem er noch zweimal in seiner Heimat gewelt und nach dem Knaus mit seinen Genre-Bildern aus dem ländlichen Leben seine ersten großen Erfolge errungen hatte, wandte er sich endgültig ebenfalls der Bauernmalerei zu. Ein sechsmonatlicher Aufenthalt in Paris 1856 hinterließ keine Spuren bei ihm. Im Jahre 1857 aber feierte er mit seinem Bilde „In der Kirche“ erst in Düsseldorf und dann in der großen Ausstellung zu München den ersten Triumph, führte er gegenüber den „componirenden“ Kartomalern Cornelianischer Richtung das schnell erfaßte Wirklichkeitsbild, die Stimme der Natur in die Kunst ein. Bald darauf besuchte er zum ersten Male den Schwarzwald, dessen classischer Maler er in der Folge werden sollte, und mit dem Bilde „Kartenspielernde Bauern während des Gottesdienstes durch ihre Frauen überrascht“ (1862, Museum zu Leipzig), stellte er sich zum ersten Male ebenbürtig neben Knaus. Es folgte dann die lange Reihe von Bildern, die durch die Nachbildungen in den verschiedensten Blättern weltbekannt geworden sind, wie: Der Sonntag-Nachmittag in Schwaben, Am Krankenbette, Die erste Tanzstunde, Die Verhaftung, Ein Zwedessen auf dem Lande, Tanzsaal in einem schwäbischen Dorfe, Die Tanzpause (Dresdner Galerie), Der Bettler aus der Stadt, Belauschte Werbung, Abschied vom Elternhause, Gang zur Civiltrauung, Auf dem Standesamte, Bauern vor Gericht, Vor dem Dorfschulzen, Schwarzer Peter, In der Barbierstube u. v. a., die man nur zu nennen braucht, um sie vor die Erinnerung des Lesers zu bringen. Was sie dem deutschen Volke so nahe gebracht haben, das war ihre gesunde Gemüthlichkeit, ihre trauliche Naivetät, ihr Humor, der keine Spur von der Knaus'schen Satire aufweist. Probleme tieferer Art haben Vautier allerdings nie beschäftigt, und es bedarf keiner schweren Anstrengung, um sich des Inhaltes seiner Bilder zu bemächtigen. Er ist ein schlichter, netter Erzähler, der uns sanft vorüber-

führt an den grellen Nüßthönen des Lebens und uns hinführt, wo es behaglich und milde zugeht. Von unwahrer Sentimentalität hat er sich, wenigstens in seinen besten Bildern fern gehalten. Ein großer Colorist ist er nie gewesen, der Inhalt der Bilder hat ihm immer im Vordergrund des Interesses gestanden. Das hat Benjamin Vautier im letzten Jahrzehnt etwas ins Hintertreffen gebracht. Denn die moderne Entwicklung hat die seine Durchbildung des Malerischen in den Vordergrund, den Inhalt der Darstellung aber in den Hintergrund gestellt. Aber wir dürfen mit Anton Springer hoffen, man werde auch wieder zu der Ueberzeugung kommen, daß sinnige Gedanken und herzerwärmende Empfindungen sich auch mit vollendeter Farbengebung verbinden, und daß somit das Erbe unseres Benjamin Vautier seine Früchte tragen werde.

Unsere Kinder.



Lieber Onkel!

Ich habe das Bild von den lieben Mädels in der Frauenzeitung gesehen, und es hat mir sehr gut gefallen. Darin schreibe ich jetzt auch und schicke Dir die Photographie. Ich heiße Grethe und bin die Größere, die Kleinere das ist die Erna. Wir haben eine Großmama in Laibach, die hat auch eine Frauenzeitung. Das wäre schrecklich lustig und eine große Deje, wenn sie uns in der neuen Zeitung finden thäte. Sie haben die Großmama sehr gerne; sie ist eine so lustige Großmama. Sie hat auch einen Papagei, der heißt Teodoro und ist sehr schön, aber ich habe ihn noch nicht gesehen. Er ist uns nur einmal Federn geschickt, die waren grün und gelb. Wir haben keinen Vogel, aber Puppen haben wir viele, viele! Und dazu ein schönes Puppenzimmer, wo wir selber hineinziehen können. Nur die aller schönste Puppe, die Aloisia, hat Erna caput gemacht, und ich habe ihr doch ein Paar so schöne Strümpfe gestrickt.

Wir lernen jetzt Klavier, aber das ist nicht immer leicht. Meine Finger wollen nicht immer dorthin gehen, wohin sie will. Unsere Lehrerin, Fräulein Clementine, hat einen sehr herzigen kleinen Pudel, der schaut so aus: aber in Wirklichkeit ist er noch viel schöner. Er heißt Jason und frisst sehr gerne Zucker, und an unserem Haus will er nicht vorbei gehen; er läuft immer hinein, ob das Fräulein will oder nicht. Ich möchte Dir noch viel erzählen, aber ich kann nicht mehr schreiben. Bitte, gib unser Bild bald in die Zeitung und drucke auch einen so schönen Gruß an Großpapa und Großmama in Laibach dazu.

Es grüßt Dich Deine

Fürstenefeld (Steiermark).

Grethe Glod.

Redactions = Post.

Helene W. in Ulst. — In den Freiheitstagen ist es öfter vorkommen, daß Frauen zu den Waffen griffen. Die bekannteste ist die Eleonore Prochaska; sie ist in Vottdam als Tochter eines Unteroffiziers geboren und diente in ihrer Vaterstadt als Köchin. In edler Begierde verkaufte sie alle ihre Habseligkeiten und verschaffte sich für den Erwerb eine Uniform, dann meldete sie sich bei der Viljow'schen Freischar. Sie starb am 5. October 1813 den Heldentod für's Vaterland. Durch hervorragende Tapferkeit zeichnete sich Anna Vähring aus Bremen aus, die bei den Frei-kämpfern diente. Noch höherem Ruhm erwarb sich Sophie Dorothea Krüger, die als Freiwillige in das Regiment Kolberg eintrat. Sie wurde auf der Schlachtfelde schwer verwundet, zum Unteroffizier ernannt und mit dem eisernen Kreuze geschmückt. Sie konnte zwar ihr Geschlecht nicht mehr verbergen, lehnte aber trotzdem nach ihrer Genesung zu ihrem Regiment zurück, kämpfte tapfer bei Waterloo und zog bis vor Paris. Später heirathete sie den Unteroffizier Köhler. Küfeler hat dem tapferen Mädchen folgende Worte der Anerkennung gewidmet.

F. V. in Heidelberg. — Die Influenza ist keine „neuerfundene“ Krankheit, früher nannte man das graue Elend allerdings Grippe, aber schon bei Goethe kommt die Bezeichnung Influenza vor. Im Jahre 1782 durchzog eine große Epidemie Europa von Osten nach Westen, die Hälfte der Bevölkerung wurde von der Krankheit ergriffen; auch in den Jahren 1800 und 1805 grassirte die Krankheit.

Ida W. in Annaberg. — Ihr Vorschlag ist zwar nicht ganz leicht auszuführen, wir werden aber den betreffenden Verein veranlassen, die Sache näher in's Auge zu fassen.

Hausfrau in Graudenz. — Wie Sie sehen, sind wir Ihrem Wunsch zuvorgekommen. Wir sind Ihnen für die Anregung aber sehr dankbar und bitten, uns auch fernerhin auf dergleichen interessante Thematata aufmerk-sam machen zu wollen.

Altendburger Abonnentin. — Schicken Sie uns nur Bild und Brief; weitere Bedingungen sind nicht zu erfüllen.

Gertrud A. in Budapest. — Ein Bachmann versicherte uns, daß Sie im Unrecht seien. Schicken Sie uns bitte Ihre Adresse, dann werden wir Ihnen brieflich ausführlich antworten.

Unschlüssige in Baden-Baden. — Sie haben keine Ursache, uns zu schreiben; so weit wir es nach Ihrem Briefe zu beurtheilen vermögen, hat der Handwerker volkauf keine Pflicht gethan.

Clara S. in Breslau. — Sie finden ausführlicheres darüber in der Buche „Hochzeiten“ von G. T. Dent. Verlag von Duncker & Humblot in Leipzig.

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Hest 12, I.

Jährlich 24 Hefte. Preis
vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50).

→ Berlin und Wien, 15. Juni 1898. ←

Große Ausgabe. Preis
vierteljährlich M. 4.25 (fl. 2.55).

XXV. Jahrg.



Karl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar.
Nach dem Gemälde von E. Fülöp László. — Siehe Seite 90.

Karl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar.

Siehe die Abbildung auf Seite 89.

Am 24. Juni dieses Jahres begeht die Bevölkerung des Großherzogthums Sachsen-Weimar ein hohes Fest. An diesem Tage vor achtzig Jahren wurde dessen Herrscher, Großherzog Karl Alexander, in Weimar geboren. Ein kraftvolles, dauerhaftes Männergeschlecht ist es, das in jenen stürmischen, drangvollen Zeiten während der Kriege Bonaparte's und in den nächstfolgenden Jahren, in denen die ungeheure Bewegung noch nachzitterte, in Deutschland entsproß. Auch der Sohn jenes Fürstenhauses, der drei Jahre nach dem Sturz des „Schreckensmannes“ das Licht der Welt erblickte, hat diese Kraft und Dauerbarkeit glänzend bewiesen. Aufrecht, ungebeugt von der Last des Alters wandelt seine hohe, schlanke, elastische Gestalt noch zwischen den jüngeren Fürsten der deutschen Staaten. Altersweisheit vereinigt er mit noch jugendlich frischer Theilnahme an allen großen Interessen des Geistes und der Politik, welche das Vaterland und die Menschheit beschäftigen und erregen, und kennt kein Ermüden und Ermatten im Wirken und Sorgen für seines Volkes Wohl und Glück, Gedeihen und fortschreitende Entwicklung. Seit der Regierung seines genialen, ruhmvollen Großvaters Karl August ist jedem Nachfolger desselben die schöne, aber schwere Last einer zwingenden moralischen Verpflichtung auferlegt, Weimars weithin strahlenden idealen Glanz und seine Würde, als eine der Hochburgen deutschen Geisteslebens zu wahren und aufrecht zu erhalten. Diese gleichsam erblich überkommene Fürstenpflicht hat Karl Alexander frühe schon als die seine erkannt, und seit er im Jahre 1853 die Regierung des Großherzogthums antrat, jederzeit und im Zusammenwirken mit seiner, ihm elf Jahre zuvor vermählten edeln, hochherzigen, sinnesverwandten Gattin, der königlichen Prinzessin der Niederlande, in vollem Umfang zu erfüllen getrachtet. Die schönsten Erfolge haben das Bestreben gekrönt.

Als er die Regierung übernahm, hatten die Stürme der deutschen Revolution ausgetobt; Karl Alexander sind der traurige Zwiespalt mit seinem Volke und die schmerzlichen Kämpfe um die fürstliche Macht erspart geblieben. Sein freier, erleuchteter Geist und die Traditionen seines Hauses bewahrten ihn, — der die Gesinnungen seiner erhabenen Schwester, der Prinzessin Augusta von Preußen theilte, — davor, in die Bahnen der Reaction einzulenken. Im Schutz und in der Förderung aller neuen und köstlichen Blüten deutschen Geisteslebens sah er eine seiner liebsten und höchsten Aufgaben. Das deutsche Jim-Athen, die Stadt Wieland's und Herder's, Goethe's und Schiller's, erschien bald von einem neuen Nimbus umleuchtet; wurde aufs neue zu einem Mecca, zu welchem nicht nur deutsche Künstler, diesmal vor allem die frommen Verehrer der großen Propheten Richard Wagner, der damals noch im anderen Deutschland Geächtete, und Franz Liszt pilgerten; aber auch die Maler, gelockt von dem Ruhm der durch Karl Alexander ins Leben gerufenen Kunstschule, an welche er die stärksten und originellsten Talente der jüngeren Künstler-Generation als Lehrer zu fesseln gewußt hatte.

Mit gleich klarem Blick wie für das, was der deutschen Kunst neues Heil zu bringen verhieß, erkannte er, im Gegensatz zu manchen seiner deutschen fürstlichen Bettern, rechtzeitig, welche Macht es sei, von der allein das Heil dem kranken, zerrissenen deutschen Vaterlande kommen könne. Treulich stand er zu Preußen in den heißen Kämpfen, aus denen das neue Deutschland hervorging. Mit dem greisen Heldenkönige ging er, mit dessen ritterlichem Sohn ging sein eigener Sohn und Erbe in den gewaltigen Krieg gegen den französischen Bedränger, und einer der ersten am Thron huldigte er freudig dem deutschen Kaiser. — Während seiner fünfundsiebzigjährigen Regierung sind Karl Alexander herbe schmerzliche Schicksalschläge nicht erspart geblieben. Seinen Sohn sah er dahingerafft, seine edle Lebensgefährtin nach mehr als fünfzigjähriger, beglückender Ehe sich entziehen. Aber er hat auch die schwersten Heimtückungen mannhaft und demüthig ertragen in Gottes Willen ertragen und überwunden. In der Liebe seines Volkes, in der Verehrung der Mitwelt und in dem Bewußtsein eigener treuer Pflichterfüllung fand er Trost und Stärke.

Von der nun erreichten Höhe des Lebens mag er befreit zurückblicken auf das, was er gewirkt und geschaffen, auf den Segen, den er „klug und reich mit sicherer Hand“ ausgestreut hat, und der dann aufgegangen ist, „Ihn zu beglücken und die Seinen.“

Ludwig Pietsch.

Nachdruck verboten.

Jan freit.

Erzählung von Luise Westkirch.

As war beim Moor-Anbauer Fuvogel, — Meyers Fuvogel, versteht sich. Clüvers Fuvogel würden sich mit einer Kaffeehochzeit abgefunden haben, denn sie waren schäbig. Aber Meyers Fuvogel ließen sich nicht lumpen und richteten ihrem Sohne eine richtige Fleischhochzeit aus, zur Freude der ganzen Moorkolonie Stavenhagen. Sogar Wein gab es, eine ganze Flasche für hundertundzwanzig Gäste. Der Bräutigam füllte das Glas, nippte daran und ließ es nach links weiter gehen. Und die Braut, die an der anderen Schmalseite des langen Tisches ihm gegenüber saß, that desgleichen, und es ist möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich, daß wenigstens alle Ehrengäste einen Tropfen zu kosten bekamen. Die anderen tranken Bierkalteschale, was ebenjogut war. Ja, der erfahrene Claas Peterfen behauptete sogar, sie wäre besser, weil man bei der Kalteschale doch immer genau wüßte, was man tränke, aber beim Wein längst nicht; worauf Jochen Brud erklärte, Peterfen sei ein neidischer Zilon, denn Brud hatte Wein abbekommen.

Die Gäste saßen auf dem Flett, und wer nicht sitzen konnte, stand; und wer auf dem Flett keinen Platz fand, drückte sich in einen Winkel der Diele. Auf der Feuerstätte brauten Frau Fuvogel und die Magd Warmbier für die Frauen, und der Rauch stand in dem schornsteinlosen Raum so dicht, daß weder der Bräutigam die Braut sehen konnte, noch die Kühe auf der einen Seite der Diele die Pferde und Schafe auf der anderen.

Ganz unten am Tisch saß Classen's Jan. Die Bremer nennen alle Dorfbauern des Teufelsmoors Jan; aber dieser war wirklich so getauft. Jan Classen trank seine Bierkalteschale schweigend und in sich gekehrt. Vielleicht dachte er daran, daß die letzte Festlichkeit, bei der die Kolonie sich fröhlich schmausend zusammengefunden hatte, das Begräbniß seines Vaters gewesen war. Vielleicht ärgerte er sich auch nur beim Anblick der stattlichen Fuvogel'schen Kühe neuerdings darüber, daß seine Schwarzwäisse vor ein paar Tagen verkalbt hatte. Aber Dietrich Klütenbrink, der in einem Winkel den Schnapsvorrath entdeckt hatte, an dem Großvater Fuvogel sich Sonntag Abends gütlich that, und in Folge davon sehr unternemend geworden war, sagte Jan auf den Kopf zu, er fränkte sich, weil die Marinka nicht mit eingeladen sei; denn die wäre schon von der Schule her sein Schatz, — was alle Burjchen ringsum für einen sehr guten Witz hielten und laut belachten. Die Marinka war eine aus der berühmtesten Kolonie Klinkenberg, und den alten Classen vor Jahren zugelaufen wie ein verirrtes Käschchen. Ihr Vater, ein Besenbinder, saß im Zuchthaus, ihre Mutter, eine Zigeunerin, war eben auf der Landstraße gestorben. Die Alten, die nur einen Sohn hatten und Arbeitskräfte brauchten, behielten also das Kind und fanden bald, daß es sein Futter verdiente. Nun war's eine große Marinka, und noch immer auf dem Hof.

Jan stand bei dieser Rede auf, roth im Gesicht wie ein gefochter Krebs, schlug mit der Faust auf den Tisch und versicherte: er habe es, Gott sei Dank, nicht nötig, um eine Kuhmagd zu freien, und er würde jedem die Zähne einschlagen, der so was nochmal wiederholte. Bei sich beschloß er, daß er's bald ganz Stavenhagen weihen wolle, wie hoch er zu zielen vermöchte. Und so gleich ließ er alle Bauerntöchter der Umgegend an seinem Geist vorbeiziehen. Er durfte wählen. Sein Grundbesitz war nicht klein; er verkam nur, aus Mangel an Arbeitskräften, in diesem Teufelsmoor, diesem wunderlich altmodischen Landstrich, in dem das Geld einen Theil seiner Allmacht abstreift, und nur Arbeit, harte, unermüdete, persönliche Arbeit aus Sumpf und Morast das zum Leben Nothwendige hervorzwängt. Nachdem seine Eltern gestorben waren, mußte er entweder einen Knecht nehmen oder eine Frau. Als sparsamer Mann gab er den Vorzug der Frau, die keinen Taglohn kostete und nicht kündigen durfte. Aber er konnte zu keinem Entschluß kommen. Das eine Mädchen war ihm wie das andere, und er hatte eine unvernünftige Angst, sich zu vergreifen. Dennoch wollte er heute seine Wahl treffen. Eine aus gutem Hause mußte es sein, so vermögend er sie bekommen konnte, das stand fest; hübsch, wenn es sich machen ließ. Vor allen Dingen sollte sie „klug“ sein. Unter „klug“ sein verstand der hart ringende Sohn eines noch nicht völlig unterworfenen Grund und Bodens: den größtmöglichen Nutzen für sich aus Dingen und Menschen pressen, andere übervorthellen und sich niemals übervorthellen lassen.

Da man gerade aufstand, um, während die Hochzeitsbitter die Tische zum Tanz bei Seite räumten, bei den vier nächsten Nachbarn rechts und links Kaffee zu

trinken und die zu dieser Gelegenheit gebakenen Kuchen zu probiren, strich Jan um die jungen Dirnen, ob ein Zug, ein Wort von ihnen ihn erleuchten und das schwankende Bänglein seiner Brautwage zum Ausschlagen bringen wolle. Er hielt sich lange in der Nähe von Kathrin Fuvogel auf. Das üppige Hochzeitmahl und der stattliche Hof imponirten ihm. Aber Kathrin trug ein Kleid von schwerer, blauer Merino-Wolle mit großcarrirten Aufschlägen aus echtem Sammet, und Jan verwarf sie nach reiflicher Ueberlegung als zu kostspielig.

Dann lockte ihn Anna Bischoff, weil sie immer zuerst ihren Teller leer gegessen hatte: wenn die Frau nicht viel Zeit mit dem Essen verliert, so gedeiht die Wirthschaft. Als sie ihm aber auf die einleitende Frage, ob ihr Vater schon Torf nach Bremen fahre, mit drei langen Sägen Antwort gab, sah er ein, daß sie die beim Essen gewonnene Zeit mit Reden vergeudete, und stand auch von dieser ab. Das war bei Clüvers Fuvogel.

Ganz traurig über die Erfolglosigkeit seiner Brautwahl ging er aus der Thür, stand auf dem Grasfeld hinter dem Haus, wo hinter hohen Edeltannen und Eichen der Badofen sich wölbte, und vom Obfigarten herüber durch die Abenddämmerung die reisenden Aepfel purpurn und golden zu ihm herüberblinkten, starrte den von schmalen, dunkeln Abendwolken gestreiften Himmel und dachte verdrießlich: „Morgen gist dat Regen“, und: „Mit dei Deerns komm ik nich vom Fled.“ Da ward er Zeuge einer kleinen Scene.

Der Großknecht trat aus einer der Seitenthüren, sein braunes Holzgesicht in sonntäglichen Ernst gelegt, mit nur ein ganz klein wenig Schalkheit in den Winkeln seiner von zahllosen Fältchen umringelten Augen. Auf steif ausgestreckten Armen trug er vorsichtig und erschreckt eine Schüssel, deren Inhalt ein rothes, baumwollenes Taschentuch verhüllte.

Hinter ihm klangen eilige Schritte, ein Kleid raschelte. Jan erkannte Clüvers Dora, die den Großknecht roth einholte. Sie hob den Zipfel des rothen Tuches.

„Wat sleppst da weg?“

Der Knecht antwortete, den Festkuchen habe der Bauer ihm gegeben, er solle ihn der kranken Frau Schulmeisterin bringen.

Dora betrachtete mißbilligend die schwankende Pyramide. „Tüffel,“ sagte sie in dem wunderlichen Moorplatt, das die Vokale quetscht und streckt, daß sie klingen wie das Geheul eines Thieres, „Du hast ool gor keen Nachgedanken. Schoolmeesters möten so veel nich eten. Dat bekömmt en nich. De sünd mihr vör dat Geistige!“

Sie trat in den Garten, band aus einem verspäteten Nösklein und einigen Athern ein niedliches Sträußchen, sammelte zwei Drittel des Auckens in das rothe, baumwollene Taschentuch und steckte die Blumen zwischen den zierlich auf der Schüssel ausgebreiteten Rest. „So bet dat Dart. Nu gah to!“

Der Knecht zwinkerte pöflich mit den Augen und trollte mit seiner arg zusammengeschnittenen Gabe die Dorfstraße hinunter. Dem unbemerkten Zuschauer dieses kleinen Auftritts aber thaten sich die Lippen auseinander vor Bewunderung: „Dunderslag! De is kloof! De Deern is kloof!“ Den besten Theil des Geschenkes für sich zu behalten und gerade dadurch ihm den Anstrich noch größeren Werthes zu geben, schien ihm der Inbegriff aller Klugheit. „De möt mien Fru war'n!“

Er ging wieder hinein, jetzt ganz unternemend, drängte sich in die Stube, in der Dora und Lieschen den Kaffee herumreichten, und als er an Dora vorüberkam, kniffte er sie freundschaftlich mit dem Ellenbogen in die Seite. „Du, Dora, if segg, schall ik Di vundog nich en Beten schwenken?“ (Mit Dir tanzen?)

Sie blieb stehen, die erhobene Kanne in der Hand, — „wie Rebekka vor Eleazar,“ dachte Jan, — und sah sie an. Sie hatte helle, blaue Augen in einem sehr sonnenverbrannten Gesicht, und er fühlte ihren Blick in seine Seele bringen, scharf, als wär's ein Angelhaken, der all seine geheimsten Gedanken mit sich herausriß. „Dat is de Deern ehr kloofheet,“ dachte er und wurde ein wenig roth. Es war ihm aber ganz lieb, daß sie ihn gleich durchschaute. Um so weniger brauchte er zu reden.

„Vörüm nich?“ antwortete sie nach beendigter Prüfung einfach. Jan sah ihr nach, wie sie mit ihrer Kanne geschäftig weiter hin und her eilte. Sie war hager und knochig; das ist ein rühriger, arbeitssamer Menschen-schlag. An ihren Schulterknochen stieß man sich sicher blaue Flecke; auch ihre Nase war spitzer, als es ihm gefiel, und er wunderte sich, ob sie wohl in der Ehe etwas Fett ansetzen würde?

Als dann die Paare zum Tanz antraten, zog sie ihr Taschentuch hervor und reichte es ihm, daß er seine Hand darauf legen sollte, wenn er sie um die Taille faßte.

„So'n Knecht kostet en schandbare Geld, Jan.“ Sie hob es sorgfältig auf, und wenn er sie, berauscht vom Rhythmus der Musik, ein wenig wilder zu drehen begann, that sie ihm besonnen Einhalt, sie wollte den theueren Anzug nicht verderben.

Ihm gefiel das wohl. Entschieden, sie war die Frau, die seine Wirthschaft in die Höhe bringen würde! So oft ein Tanz zu Ende ging, ließ er sie stehen und lief mit den anderen Burschen an den Tisch, um zu trinken. Wenn er wiederkam, sprach er kein Wort; auch Dora redete nicht. Aber als die Spielleute eine Pause machten, trat er hinzu und warf einen harten Thaler auf den Tisch, damit sie ihm ganz allein aufspielen sollten. Das thaten sie, und er tanzte mit Clüvers Dora. Da wußten die Burschen, mit wem sie Jan necken sollten, und Dora wußte auch das Nöthige. Jan war ganz entschlossen und sehr vergnügt, als er mit den anderen heimschritt. Die Wahrheit zu sagen, er schritt nicht ganz geradeaus und nicht sehr stolz, und es war ein Glück, daß der späte Octobermorgen schon angebrochen war; sonst wären auf der stundenlangen Dorfstraße, die nur Bäume, keine Häuser einsäumten und keine Gaslaternen erleuchteten, viele der Hochzeitsgäste in den breiten Moor-kanal gerathen, hinter dessen, wie mit einem Lineal gezogener Linie die einzelnen Gehöfte lagen, jedes in seinen Grundbesitz von Wiesen und Aedern, Waldbäumen und Brachland eingebettet, wie ein kleines Rittergut.

Jan's Stelle war die letzte in der langen Reihe, mit denen seiner vier Nachbarn um etwa ein Jahrhundert jünger als die der übrigen Gemeindegemeinschaften, und darum um ein Jahrhundert unkultivirter, um ein Jahrhundert gieriger, Menschenarbeit einzuschlingen: die einzige Nahrung, die diese Erde fruchtbar macht. Die Edelmannen um seinen Backofen waren noch niedrig, die Buchen und Eichen, die das tief herabgehende Strohdach beschatteten, mager in Stamm und Wipfeln. Durch sie hindurch schimmerte, unabsehbar, das jungfräuliche Moor, mit hohem Haidekraut und wirrem Birkengestrüpp bestanden, mit weißen Sumpfsgräsern besprenkelt, eine Wildnis, der Arme harrend, die sie bändigten zum Dienst der Menschen.

Schweren Schrittes ging er über seine Kanalbrücke, vorbei an dem Schuppen, unter dessen modernem Strohdach seine beiden Torfsäbne im braunen Wasser ange-setzt lagen. Auf dem Wiesengrund weideten Kühe; ihre Füße steckten in breiten Holzschuhen, zum Schutz vor dem Einsinken. So oft sie ein Bein vorsetzten, quatschte der Boden unter ihnen wie ein nasser Schwamm. Jan ranzelte die Stirn. Das Vieh in's Freie zu lassen, war ein Gebrauch der Marsch, nicht des Moors, denn das Anschirren der Schube kostete Zeit, werthvolle, unersetzliche Zeit, und die Thiere milchten ebenfogut im Stall. Aber Marinka behauptete, „die Kühe möchten es lieber.“ Das wunderliche Ding steckte noch immer voll von solchen Pigeunerkrallen. Jan, mit all seiner harten, nordischen Bauernweisheit war nicht im Stande gewesen, sie ihr auszutreiben. So fand er jetzt, als er, den Kopf tief beugend, um nicht an den niederen Thürbalken zu stoßen, auf das in roher Mosaik gepflasterte Pflaster trat, in der Feueröffnung, unter dem kunstvoll geschmiedeten Kesselhaken, glimmenden Torf und darauf, sorglich zugedeckt, ein Blechgeschirr voll Kaffee, — eine Aufmerksamkeit für ihn. Mechanisch nahm er eine Tasse vom Bord und goß den braunen Trank hinein. Aber er war verdrießlich, wie nur je ein Mensch, der nach durchzechter Nacht mit schwerem Kopf heimkommt. Er suchte Ursache, sich zu erboßen. Und plötzlich stieß er die Tasse auf die nächste Truhe, nahm von dem einen der rauchgeschwärzten Pferdeköpfe, die den Rauchfang schmückten, das Del-lämpchen und schüttelte es. Es war ausgebrannt. Er ging in den Winkel, wo Spinnrad und Hespel standen. Der Flachswoden war leer, die Hespel voll. Offenbar hatte Marinka die Nacht aufgefressen, auf ihn wartend. Er hatte es ihr verboten; denn wer nicht schläft, arbeitet schlecht. Mit einem Fluch riß er die Stubenthür auf. Stube und Kammer waren leer. Da bejann er sich, trank seinen Kaffee aus, schob die Klappen des Wandbettes auseinander, die unter seinen Fäusten ächzten und trachten, kroch in die Betten, die dort ausgebreitet lagen, und fiel in Schlaf.

Als er aufwachte, schlug die heißere Schwarzwälder-ahr auf der Diele zwölf, der Regen rauschte vor den Fenstern herunter; er hörte Marinka an der Feuerstätte klappern. Gähmend kletterte er aus seiner Nische, fuhr sich mit den Fingern durch das Haar und kam steif-beinig aus der Stube geschritten, immer noch nach einem Vorwand suchend, um dem dumpfen Verdruß, der in ihm wühlte, Luft zu schaffen. Er wollte schelten, daß die Kühe sich in der Kasse erkälten würden; aber zwischen den Holzsäulen, die ihr Reich von dem der Menschen abschoren, sah er schon wieder die gehörnten Köpfe mit den ruhig nachdenklichen Augen hervorblicken. Er wollte

brummen über die versäumte Arbeit; aber ein Haufen für die Streu geschnittener Haide bewies, daß die Magd sogar Manneswerk verrichtet hatte. Mißmuthig setzte er sich an den Klappertisch, den Marinka schon zurecht gerückt hatte, stemmte den Ellenbogen auf den mächtigen Brodlaib und streckte die Beine von sich. Er sprach kein Wort. Marinka sprach auch nicht. Sie saß ihm gegenüber in ihrer losen Jacke aus von ihr selbst gesponnener Wolle, in dem blauen, von ihr selbst gefärbten Rock. Das matte, schwarze Haar, dessen Wuch für den Kopf zu schwer schien, hatte sie nachlässig in einen Knoten zusammengedreht. Die großen, schwarzen Augen in dem braunen Gesicht fragten nicht, forschten nicht; — nicht sonst, nicht heute. Sie durchstöberten nicht der Menschen Seelen, zwangen nicht ihre Gedanken und Empfindungen hervor, zerhackten und siebten sie nicht, wie andere Augen, die er kannte. Sie plauderten auch nichts aus. Es lag immer wie ein Schleier darüber.

„Dat is de Deern ehr Dummheit!“ sagte sich Jan. Sie hatte frische Buchweizen-Pfannkuchen gebaden, sein Leibgericht, und sie war groß in Buchweizen-Pfannkuchen. Aber er brumnte, die Kuchen seien zähe. Da sie nichts erwiderte, hub er an zu schelten, daß sie die Nacht aufgefressen habe. Das koste Geld, und er sei kein kleiner Junge, und verbitte es sich, daß man ihm aufpasse und nachspüre. Er werde immer genau das thun, was ihm gefalle, und es sei ihm ganz gleichgültig, ob sein Gesinde sich darüber aufhalte oder nicht. Da er auch hierauf keine Antwort bekam, stand er wüthend auf und rief laut, Marinka solle ihm seinen Kirchenrod bringen, aber gut ausgebüttelt! — und seinen Kirchenhut.

Dann ging er aus. Er wollte das mit Clüvers gleich richtig machen. Unterwegs ärgerte er sich, daß die dumme Deern ihn nicht wenigstens gefragt hatte, wohin er in solchem Staat wolle, da doch der Gottesdienst längst aus war. Wenigstens, dachte er mit Genugthuung, könnten die Burschen ihn nun nicht mehr mit der „Zigeunerin“ necken.

Während er die Dorfstraße hinunterschritt, die schnurgerade Straße mit den grundlos tiefen Wangengeleisen, überdachte er, wie es einem ersten Mann an einer Schicksalswende ziemt, sein vergangenes Leben. Nichts regte sich zwischen den zwei unabsehbaren Birkenreihen. Geradeswegs in die Unendlichkeit schien ihre leuchtend gelbe Wölbung zu führen, unhörbar stieß das goldbraune Grabenwasser unter ihr hin. Gruppen von Tannen, Eichen, Buchen, traten rechts und links heran, verbargen die Gebäude der weit aus einander liegenden Gehöfte und ließen die Kolonie mehr einem Wald, als einer Ortschaft gleichen. Auf dem fast schwarzen Tannengrün funkelte grell das Herbstlaub der Birken, hie und da flimmerten wie Korallen die rothen Trossen einer Eber-Esche. Der Himmel war einformig grau, schwer lastend auf dem düsteren Moor mit seiner rothbraunen Erica und den schwarzen Torfhausen, die um matt glänzende Wasserpflügen trockenend lagen. Ein feiner Regen rieselte herab. Und Jan dachte. Und Bäume und Büsche am Weg, mit denen er aufgewachsen war, dachten mit ihm, redeten und erzählten ihm alte Geschichten in dieser stillen Sonntag-Nachmittagsstunde.

Um jenen, jetzt kahlen Eichenkamp waren sie zur Schule abgebogen, er und die Marinka. Schulmeisters Fritz hatte darin seinen Dohnenstiel. Er fing aber nie etwas, weil Marinka heimlich die Schlingen aufknüpfte und die Vögel entwischen ließ. Als er's herausbekam, hatte Schullehrers Fritz die „Taterndeern“ gehörig verhauen wollen. Aber da war Jan für sie eingetreten, es hatte eine kapitale Keilerei gegeben. Damals trat er immer für die Marinka ein. Sie hatte ihm sehr gut gefallen, ihre schwarzen Auhagen, ihr braunes Gesicht, ihr wunderliches Wesen; er war ordentlich stolz darauf gewesen, daß seine Eltern ein so apartes Geschöpf im Hause hatten. Und er wußte sich nichts Lieberes, als ihren schwarzen Haarwulst, dick wie ein Pferdeschwanz, und weich wie das Sammetkissen, das die Frau Schullehrerin in ihrer guten Stube auf dem Sopha liegen hatte, in den Händen zu halten und daran zu zerren und zu reißen. Ja, an diesen Birkenzweig hatte er sie wirklich einmal mit ihren Herenhaaren festgebunden. Sie war böse geworden, aber nicht sehr. Marinka wurde niemals sehr böse. — An jener Brücke drüben hatte er sie erschreckt, als sie spät Abends aus der Spinnstube heimkam. Das war wirklich ungeheuer spaßhaft gewesen. Er ging vor ihr fort und lauerte ihr hinter dem Bootschuppen auf. Dann, sobald sie sich von den anderen Mädchen trennte, brach er schreiend hervor, rannte ihr nach und, wie sie lief, er holte sie ein, und wie sie schrie und bat, er küßte sie fest auf den Mund. Dann erst sagte er: „Dumme Deern! kennst mi denn gor nich? Ja bün't jo! Jan!“

Er wußte heutigen Tages noch nicht, ob sie ihn damals erkannt hatte, oder nicht. Ihr Herz hatte so

laut geklopft, wie das des Rothkehlchens, das er 'mal am Graben erwischt hatte, und sie war ihm einen ganzen Tag lang aus dem Weg gegangen. Damals hatte ihn das gekränkt. Wahrhaftig! er hatte ganz demüthig um Verzeihung gebettelt. Damals war es ihm gar nicht eingelommen, daß er ein angesehenener Bauernsohn war, und Marinka eine hergelaufene Zigeunerin, der respectable Leute Ehre anthaten, wenn sie sie als Magd behielten. Erst ganz allmählich war er in das Verständniß ihrer und seiner Stellung hineingewachsen. Und jetzt war er ein vernünftiger, besonnener Mann, der seinen Hausstand, erhaben über alle Kinderthorheiten, nach den Grundsätzen der Vernunft gründete.

In diesem Augenblick hörte er ein Nichern und fuhr zornig herum. Er hätte es keinem rathen wollen, Jan Claffen auszulachen. Aber da war niemand. Nur eine Elster flog über ihn weg, gerade aus dem Clüverschen Birnbaum.

Er ging also über die Brücke in das Haus und schloß das Geschäft ab, vorläufig mit den Alten. Dora war zu ihrer Freundin auf der Wiltstedter Mühle gegangen und wurde erst am nächsten Tag mit einer Gelegenheit zurückerwartet. Aber die Dirne würde mit dem Handel wohl zufrieden sein, versicherte der Bauer, schon um Vorstehers Hermann, der schon ein Jahr lang um sie herumstarrte, zu zeigen, daß sie nicht auf ihn warte. Denn die Dora sei keine, die sich auf den Fuß treten lasse. Ihm selbst sei Claffen auch lieber als der Leichtfuß, der als zweiter Sohn den väterlichen Hof nicht bekommen werde, und der bei den Soldaten nichts als Hochmuth und Dummheiten gelernt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Literarische Frauenbildung.

Von Adolf Bartels.



ie Zeit, wo die literarische Bildung in Deutschland die herrschende war, ist wohl für immer vorbei. Sie hat etwa hundert Jahre gedauert; mit Klopstocks Auftreten, das das Erwachen des Verständnisses für wahre Poesie bei uns nach sich zog, begann sie, und in den Stürmen des Jahres 1848 ging sie zu Ende, nicht plötzlich, selbstverständlich, aber doch merklich. Andere Interessen als die literarischen waren allmählich erstarkt; neben die Dichtkunst traten, das gleiche oder ein höheres Recht heischend, die Musik und die bildenden Künste, alle künstlerischen Interessen aber wurden von den wissenschaftlichen, politischen und sozialen überwogen. Daß die Dinge diesen Lauf nehmen mußten, ist wohl erklärlich; wir Deutschen waren bis zur Entwicklung unserer Industrie ein verhältnißmäßig armes Volk, und die Dichtkunst ist die billige Kunst; ein Buch kann im Nothfall ein ganzes Städtchen mit ihr versorgen. Zur Pflege der Musik bedarf es schon eines Instrumentes, und wenn auch eine Guitarrre dem deutschen Bürgerhause von ehemals erschwinglich schien, schon zu einem Klavier schwang man sich nicht so leicht empor. Auch gehören zur Ausübung der Musik zuletzt doch Künstler; und die konnten, so lange die Verbindungen der neuen Zeit fehlten, eben nicht überall hinkommen, sodas denn die Musik in Deutschland trotz ihrer Blüthe an bestimmten Orten lange Zeit eine bescheidene Schwester der Dichtkunst blieb. Die bildenden Künste ferner erfordern zu ihrer gründlichen Pflege auch heute noch bedeutendere Mittel, und so fanden sie nur einzelne reiche Liebhaber. Von einzelnen Mittelpunkten des deutschen Lebens abgesehen, war also bis 1850 die Poesie die deutsche Kunst, und selbst in den großen Städten behauptete sie sich durch Theater, belletristische Blätter und Leihbibliotheken als solche. Dann aber wurde es anders; ein reiches deutsches Bürgertum kam auf, welches Geld nicht bloß für Klaviere und Konzerte, auch für Gemälde und Statuen hatte. Zunächst ging die Herrschaft von der Dichtkunst an die Musik über, der in Richard Wagner der gewaltigste Vorkämpfer erwachsen war; aber auch die bildenden Künste, und vor allem das Kunstgewerbe begannen im deutschen Leben eine größere Rolle zu spielen. Heute steht es fast so aus, als sollten diese im nächsten Menschenalter sogar das Haupt-Interesse des deutschen Volkes in Anspruch nehmen; die halb-hundertjährige Herrschaft der Musik scheint wie die hundert-jährige der Dichtkunst überwunden. Im ganzen aber nimmt die Kunst in unserem Leben überhaupt nicht mehr die Bedeutung ein, wie vor fünfzig Jahren; eine rein literarische, d. h. aus den Werken der Dichter geschöpfte Bildung zumal, würde heute einfach nicht mehr genügen, eine wenigstens oberflächliche wissenschaftliche muß hinzukommen, wenn man nur ein Zeitungsblatt einigermaßen verstehen soll. So haben wir denn auch nach und nach den Begriff „Allgemeine Bildung“ entwickelt und verlangen diese von jedem gebildeten Menschen.

Diese allgemeine Bildung steht nun aber in dem Rufe, recht oberflächlich zu sein, und die deutsche Lehranstalt, die vornehmlich auf sie ausgeht, die höhere Mädterschule nämlich, ist sehr oft den heftigsten Angriffen ausgesetzt gewesen. Der gebildete junge Deutsche hat vor allem keine Fachbildung; in der steht er fest, und wenn es ihm beliebt, die allgemeinen Bildungsinteressen für Alotria zu erklären, wird es ihm nicht einmal sonderlich übel genommen; denn er bleibt ja doch immer der gelehrte Theologe, Jurist, Mediziner oder Philologe. Aber die gebildete junge Deutsche hat weiter nichts als ihre allgemeine Bildung, und wenn die nichts werth ist, so hat sie gar nichts. Das heißt, wir wollen nicht ungerecht sein; sie kann, außer ihren angeborenen körperlichen Vorzügen und ihrer Mitgift, Geschmad und gesellschaftliche Gewandtheit haben, und wenn sie dies alles in reichem Maße hat, dann braucht sie auch keine Bildung in unserem Sinne, d. h. nicht die Fähigkeit, künstlerisches Schaffen nachzuempfinden, wissenschaftliche Dinge zu verstehen und das nöthige Wissen dazu; sie wird sich

vor ernstern Leuten hier und da einmal ein bißchen blamiren, aber im ganzen doch ganz gut durch die Welt kommen. Hat sie aber jene schönen Dinge im geringeren Maße, oder auch viel Geist und Gemüth, die dringend Bethätigung fordern, so wird sie sich doch nach einer Art wirklicher Bildung umsehen und darangehen, ihre allgemeine von der Töchterschule her irgendwo und irgendwie zu vertiefen. Und da ist denn nun zehn gegen eins zu wetten, daß sie zum Buche greift, womit die alte deutsche literarische Bildung wieder in ihr Recht eintritt.

Was wird die junge Dame, die Sehnucht nach Bildung, nach tieferer Bildung, aber ein Fachinteresse nicht hat, nun lesen? Selbstverständlich zunächst Romane: sie wird in einer Leihbibliothek abonniren, antwortete der Pessimist in mir. Natürlich reden wir hier von einer selbständigen jungen Dame, nicht vom Backfisch, dem Romane noch verboten sind. Lassen wir also die junge Dame die Romane der Mode-Autoren der

„Minna von Barnhelm“, Schiller's „Jungfrau von Orleans“ und Goethe's „Hermann und Dorothea“ wieder hervorholt und deren während der Schulzeit nicht gelösten Geheimnissen auf den Grund zu kommen sucht. Aber das dürfen wir von unserer ernsthaften Leserin am Ende erwarten, daß sie die Bände ihrer Klassiker jetzt einmal genau ansieht und alles das, was ihr noch unbekannt oder früher unverständlich geblieben, nachträglich gründlich vornimmt. Sehen wir den Fall, sie wäre zuerst an Goethe gerathen: Welche Genüsse harren ihrer da noch! Vielleicht hat sie den „Werther“ mit sechzehn Jahren einmal heimlich verschlungen, aber jetzt erst kommt ihr die wahre Größe des Buches, die unendliche Schönheit seines gesammten Details zum Bewußtsein. Und nun ist sie wohl auch reif genug geworden, eine weltumfassende Conception wie die von „Wilhelm Meister's Lehrjahre“ aufzufassen, oder gar schon die tragische Größe der „Bahlverwandtschaften“, „Götter“, „Egmont“, vor allem der „Faust“ machen jetzt ein ganz anderes Gesicht, „Iphigenie“ und

handenen literatur-geschichtlichen Hülfsmittel zu benutzen, durch öftere Lectüre der Werke und eigene Reflexion; aber sie braucht die Hülfsmittel auch nicht gerade zu verschmähen, soll zumal eine gute Biographie nicht verachten. Hat sie sich in einem Dichter wahrhaft eingelebt, dann ist ihr Verhältniß zur Literatur überhaupt ein völlig anderes geworden, die Emancipation von der Leihbibliothek, möchte ich sagen, ist erreicht. Fortan wird sie in der Literatur nicht mehr eine Ansammlung von Büchern, sondern die Versammlung der glänzendsten und tiefsten Geister der Menschheit, großer und merkwürdiger Individuen sehen, und der Verkehr mit ihnen wird ihr tiefstes Bedürfniß werden. Sie wird nicht bloß in der Gegenwart leben, sondern nach Neigung in jeder beliebigen Zeit, und wieder zeitlos; denn den großen Dichtern und Schriftstellern aller Zeiten und Völker ist eben nichts Menschliches fremd geblieben, über Jahrtausende reichen sie einander die Hand.

Aber wo bleibt da die Literatur der Gegenwart, wird man



Römische Campagna. Nach dem Gemälde von Max Räder.

Zeit, einerlei, ob diese wirkliche Dichter sind, oder nicht, lesen! Ganz ohne Zweifel wird sie dadurch, wenn sie einigermaßen begabt ist, eine Vertiefung ihrer Bildung empfangen, sie wird nicht nur, zumal, wenn sie noch nebenbei das Theater häufiger besucht, in Gesellschaft über literarische Dinge mitreden können, sondern auch ihre Zeit, die der Roman doch spiegelt, verstehen lernen und zu ihrem Privatvergnügen auch künstlerische Genüsse haben. Nur fragt sich, ob die Romanlectüre sie auf die Dauer befriedigen oder nur ihre, dem Bildungsstreben gewidmete Zeit ausfüllen kann. Die Zahl der wirklich bedeutenden Roman-Autoren einer Zeit ist ja nie groß; wer z. B. heute Marie von Ebner-Eschenbach und Wilhelm Haase, Theodor Fontane und Adolf Wilbrandt, einiges von Jensen, und vielleicht noch, aus Neugier, von Hermann Sudermann liest, kann sich den Reiz schenken oder braucht doch nur hin und wieder ein Buch von einem anderen, weniger berühmten Autor in die Hand zu nehmen. Geschrieben wird ja unendlich viel, aber wir wollen doch unsere junge Dame nicht zu einer gewöhnlichen Roman-verschlingerin, die es unter drei Bänden täglich nicht thut, herabsinken lassen; wir wollen auch nicht, daß sie unter die Zahl der Sensationslüsternen geräth, die sich heißhungerig auf alles, was die allermodernste Signatur trägt, stürzen, und nachdem sie vorgestern für Zola und Dostojewski, gestern für Maupassant und Heinz Lohse geschwärmt, heute bei Marcel Prevost und Peter Ranzen anlangen. Nein, wir haben eine ernste junge Deutsche im Auge, die ihren Weg ruhig und sicher gehen will. Was wird diese nun thun, wenn sie mit den wahrhaft gehaltenen Roman-Autoren unserer Zeit, die wirklich hervorragenden Ausländer nicht ausgeschlossen, fertig ist und vor dem gewöhnlichen Lesefutter den angemessenen Abscheu bekommen hat? Ich denke, — jetzt kommt der Optimist in mir zum Durchbruch, — sie wird sich entsinnen, daß es eine Literaturgeschichte giebt.

Der Literaturgeschichts-Unterricht auf den Schulen steht in dem Ruf, daß er einem die Dichter, mit denen er sich hauptsächlich beschäftigt, also die Klassiker, verleidet. Es ist daher schwerlich anzunehmen, daß unsere junge Dame, nachdem sie sich entschlossen hat, die Literaturgeschichte als Führerin auf ihrem künftigen Bildungswege zu verwenden, schleunigst Lessing's

„Tasso“ zeigen das geheime, individuelle Leben unter ihrer schönen Form, „Wahrheit und Dichtung“ und die „Italienische Reise“, dazu etwa noch Eckermann's „Gespräche“ lassen den Olympier, wie er lebte und lebte, immer deutlicher hervortreten. Damit ist denn nun an die Stelle des rein literarischen, des Buchinteresses, ein menschliches und persönliches getreten, man hat ein intimes, unzerstörbares Verhältniß zu dem Dichter gewonnen. Das aber ist es, worauf alle literarische Bildung hinauslaufen soll, nur dann hat sie Werth. Jenes literarische Jahrhundert, das ich im Eingang dieses Aufsatzes umgrenzt habe, hatte jenes Verhältniß sozusagen frisch und unmittelbar; in unserer Zeit muß es sich jeder einzelne erst gewinnen; aber das ist auch möglich, für die Frauen ebenfugot wie für die Männer, und es ist außerordentlich reizvoll, kann sogar ein Menschenleben ausfüllen.

Ein böser Mensch könnte nun sagen, ich wolle die Frauen zu Goethe-Philologinnen machen, und es sei doch schon schlimm genug, daß es so viele Goethe-Philologen gebe. Auf richtig gestanden, für ein allzu großes Unglück würde ich es garnicht halten, wenn sich die Frauen nach und nach auch der Literatur-Wissenschaft bemächtigten; von ihnen, von den tieferen Naturen unter ihnen, dürften wir noch am ersten erwarten, etwas Neues zu hören über Werte, über die fast schon zu viel gesagt ist; denn es ist am Ende anzunehmen, daß die Frauen manche Dinge in den Kunstwerken etwas anders ansehen als wir Männer, in manchen Dingen auch sogar kompetenter sind und sich mit ihren Meinungen bisher nur noch nicht recht hervorwagten, da sie die allzeit kampfbereite Phalanx der gelehrten Literatur-Forscher schreckte. Doch es handelt sich hier ja nicht um die Zulassung der Frauen zur Literatur-Forschung (ein beredter, weiblicher Professor über Goethe's Erotik docirend, würde gar nicht uninteressant sein), sondern um die Vertiefung der literarischen Frauenbildung im allgemeinen. Sie braucht sich keineswegs an Goethe anzuschließen, jeder bedeutendere Dichter ist ebenfugot verwendbar; das aber ist die nicht zu erlassende Forderung, daß jede Frau wenigstens einen Dichter ganz gründlich kenne, in ihm völlig zu Hause sei. Das kann sie erreichen, ohne die zahlreich vor-

fragen, die doch vor allem Anspruch auf die Theilnahme der Lebenden hat? Homer und Sophokles, Shakespeare und Cervantes, Molière und Goethe können ja ohne Zweifel ein Leben ausfüllen, aber ist es für die moderne Literatur und die moderne Frau wünschenswerth, daß sie es thun? Wird nicht die erstere dann am Ende zu Grunde gehen und die letztere — ein bißchen altmodisch werden, wenn die Beschäftigung mit der Weltliteratur wesentlich die Grundlage der Frauenbildung bedingten Ja zu antworten; der Dichter, der sozusagen den festen Kern der literarischen Frauenbildung abgeben soll, darf meiner Ansicht nach über Goethe nicht hinaus liegen. Aber Goethe fordert allerdings Ausflüge zu den Griechen wie zu Shakespeare, auch zu Cervantes und Molière; einige Gesänge des Homer aber, zwei oder drei griechische Dramen, der Don Quixote und die Meisterlustspiele Molière's (die ja zum Theil noch auf der Bühne sind) wird man doch auch einer Dame der Gegenwart zumuthen dürfen, ohne in ihr die Befürchtung zu erregen, daß sie „antiquarisch“ werde. Goethe weist dann aber auch vorwärts, er macht u. a. auf Byron, Scott, Manzoni und Victor Hugo neugierig, und von diesen ist der Zugang zur modernen Literatur dann wieder tausendfach geöffnet. Von Scott z. B. gelangt man leicht zu Heine und Musset, von Scott zu unserem Willibald Alexis, der wieder sanft zu Fontane hinüber führt; Victor Hugo giebt den Zugang zur neueren französischen Lyrik und Dramatik, selbst zu Zola, — kurz, gründliche Beschäftigung mit einem Dichter leitet fast gefeiert mächtig weiter und läßt zuletzt ein sehr solides Gebäude literarischer Bildung entstehen. Daß der Weg und das Resultat, wenn man statt mit Goethe mit Grillparzer anfängt, nicht viel anders sein wird, leuchtet ohne weiteres ein.

Nun ist allerdings die Literatur, schon die moderne Literatur, ein so ungeheures Gebiet, daß man an eine vollständige Beherrschung nicht denken darf. Sie ist aber auch gar nicht nöthig; es ist kein Verbrechen, einen Dichter nicht zu kennen, wenn man nur überhaupt Dichter kennt, die Fähigkeit hat, sie tiefer aufzufassen und die Lebensquellen in ihren Werken rauschen zu hören. Im allgemeinen überlasse man sich ruhig



Ein Gartenfest am japanischen Kaiserhofe. Siehe Seite 96.

seiner Sympathie und Antipathie, die auch nach dem Eintreten tieferer ästhetischer Erkenntnis bestehen bleiben. Zu verdammern ist nur das oberflächliche Aburtheilen, aber das ist auch nur die Weise der oberflächlich Gebildeten und setzt in der Regel sogar Unkenntnis des verurtheilten Dichters, das Nachplappern eines irgendwo gelesenen oder gehörten Urtheils voraus. In dem Hause unserer Literatur sind viele Wohnungen; wer den weichen, naiven Grillparzer nicht mag, der findet vielleicht an dem strengen, tief sinnigen Hebbel Gefallen, neben Keller braucht man Sturm oder gar Heise nicht gerade zu verehren, und wer Heinrich Heine verschmäht, um dafür Eduard Mörike zu seinem Freunde zu machen, bekommt sicher Absolution. Es giebt allerdings sichere Maßstäbe für die Größe und den Werth der Dichter, und wer nach gründlicher literarischer Bildung strebt, erhält sie nach und nach; aber nicht darauf kommt es an, daß man sich über alle Poeten seines Volkes oder gar der Weltliteratur ein bestimmtes Urtheil bildet, sondern daß man zu einzelnen, — schon einer genügt, wie gesagt, — ein näheres, fruchtbares Verhältnis hat. Man darf auch die eine poetische Gattung vor der anderen bevorzugen; eine gründliche Kenntniss einer Anzahl Lyriker ist eben sowohl werthvoll wie die der bedeutenderen Dramatiker und Romanschriftsteller, und ferner kann man sich auch bestimmte Perioden der Literaturgeschichte zu seinem Studium ausuchen, — das Resultat wird stets dasselbe sein: die Emancipation von der Leihbibliothek, von dem halb und halb gedankenlosen Verschlingen der neuesten Bücher, die man nach dem literarischen Modegesetz gelesen haben muß, die Fruchtbarmachung der Literatur für das Leben.

Auch im allerwichtigsten Sinne wird auf diese Weise die Emancipation von der Leihbibliothek eintreten: wenn man sich mit einem Dichter gründlich befassen soll, muß man ihn auch besitzen. So wird sich jede Dame, die ihre literarische Bildung zu vertiefen strebt, nach und nach eine Bibliothek erwerben. Es wird ja noch immer darüber geklagt, daß die Deutschen, das wohl die meisten lesende Volk, die wenigsten kaufen, und so harret hier der Frauen eine sehr dankbare Aufgabe; denn der Mann wird doch im allgemeinen nur ein Interesse für seine Fachbibliothek haben. Daß die Leihbibliotheken zu Grunde gehen, wolle man nicht befürchten; wenn aber auch, so würden ihre Besitzer bei stark anwachsendem Bücherkauf als Sortimenter um so bessere Geschäfte machen. Es müßte der Stolz jeder gebildeten und wohlhabenden Frau sein, eine möglichst gewählte Bibliothek zu besitzen; sie dürfte sogar die kleine Eitelkeit haben, dieser Bibliothek auch äußerlich, durch Geschmack der Einbände u. s. w., den Stempel der Originalität aufzudrücken. Heute befinden sich in sehr vielen wohlhabenden Häusern in der Regel nur die Klassiker, d. h. Lessing, Goethe, Schiller, Shakespeare, dazu vielleicht noch Körner und einige Bände Lyrik, endlich verschiedene Mode-Autoren, Ebers, Wolff, Baumbach u. s. w. als Grundstock einer den Frauen zugänglichen Bibliothek vor, und die Klassiker dienen nur als Schaustücke hinter dem Glasfenster des Bücherschranks. Es giebt aber nun seit einigen Jahrzehnten große Nachklassiker, denen man im ganzen die Klassikerbedeutung zugestanden hat, und gerade diese eignen sich zum gründlichen Studium, dem sich dann eine tiefere literarische Frauenbildung anschließen kann; es sind vor allem Kleist und Grillparzer, Heinrich Heine (dessen Studium freilich einen festen Charakter voraussetzt) und Eduard Mörike, Friedrich Hebbel und Otto Ludwig, Gottfried Keller und Theodor Storm, ihre „Gesammelten Werke“ dürfen in keinem Bücherschrank mehr fehlen. Die Gedichte Uhland's, Eichendorff's, der Frein von Droste-Hülshoff, Lenau's, Freiligrath's, Geibel's besitzt man vielleicht; aber man darf immerhin auch die Hölderlin's, Wilhelm Müller's, Johann Georg Fischer's, Klaus Groth's, Conrad Ferdinand Meyer's, Hermann Lingg's, Julius Große's, Hans Hopfen's, Wilhelm Jensen's, Martin Greif's, Hans Hoffmann's erwerben, und soll sich von Villenon, Gustav Falke und Ferdinand Avenarius dadurch nicht abschrecken lassen, daß sie Moderne sind. Sehr gewählt kann weiter die Roman- und Novellenbibliothek einer Dame sein: diese mag mit den brandenburgischen Romanen Willibald Alexis' und Stifter's „Studien“ beginnen und mit Theodor Fontane's, Hense's und Wilbrandt's letzten Bänden schließen. Selbst eine moderne Dramenbibliothek könnte sehr interessant werden: darin müßten nicht bloß Grillparzer, Hebbel und Ludwig, auch Heise und Große, Lindner und Rißel, und von den neueren natürlich Anzengruber, Gerhart Hauptmann und Halbe vertreten sein, dazu Ibsen und die besten Franzosen, besonders Augier. Ja, warum wirft sich der Sammelkäufer der Frauen, der doch sicher entwidelt ist, eigentlich nicht auf diese Dinge? Das hat natürlich keinen Werth, wenn man sich seine Bibliothek von einem Professor oder Doctor zusammenstellen läßt; man muß sie sich selbst schaffen, muß kein Buch hinein stellen, das man nicht erst gelesen hat. Gerade daran, daß es sich so allmählich sammelt, wird man viel Vergnügen haben und die literarische Bildung wird zusehends wachsen.

So viel ist gewiß: sie ist noch immer die am bequemsten zu erlangende, die solideste und fruchtbarste. Hat eine Dame eine Vorliebe für eine Fachwissenschaft, für einen Zweig der Naturwissenschaften oder die Geschichte, warum soll sie ihr nicht folgen? Aber diese Fachwissenschaft wird sie stets vom Leben abführen, die Literatur führt sie, richtig betrieben, mitten hinein. Man kann keine Zeit, man kann menschliches Leben und Treiben überhaupt nicht vollständig verstehen, wenn man die Literatur nicht kennt, sie allein liefert die vollständigen Weltbilder. Und sie giebt dem ganzen Menschen zu thun. In der Dichtung stecken die tiefsten, die gewaltigsten und zarlichsten Wirkungen auf das Herz, aber sie kann auch Material für den schärfsten Verstand werden, kann den Willen beeinflussen. So wird sie, trotzdem wir nicht mehr im literarischen Zeitalter leben, und die frühere literarische Schöngewissheit mit Recht zu den Todten geworfen ist, doch stets die Hauptstütze bleiben, die, die allen etwas bietet. Reichere Naturen werden neben ihr aber auch ruhig Musik und bildende Kunst pflegen können, ja, in diesen ganz wichtige Ergänzungen der Dichtkunst erkennen, in allen Künsten aber zuletzt den natürlichen Trieb, den angeborenen Drang des Menschen, sich in freier Schöpferkraft über die enge Gebundenheit des Daseins in der Wirklichkeit zu erheben, seine Welt zu gestalten, sich zu verewigen. Wer wollte an diesem höchsten Streben des Menschen, das ihn neben dem Forchten und nicht zu vergessen, dem Guten thun erst zum Menschen macht, nicht Theil haben?

Nachdruck verboten.

Sommer-Hymne.

Wieder in tausend süßen Freuden
Ist der Sommer erblüht, der lachende,
Blumenstreuende Jüngling!
Lieblich
Schallt aus dem Walde das mannigfaltige
Jubeln der Vögel, und selbst solch einen
Jubelnden Vogel im Herzen tragend,
Wand' ich auf weichen, sonnigen Pfaden
Die Höhen hinan vertrauter Gegend.

Sonntag ist's.
Es schweigt auf Feldern
Und Pfaden das dörfliche, traute Geräusch
Rüstiger Arbeit. — Gezogen am Bande
Lauer Winde, gleich Friedenstauhen
Schweben Glockentöne vom Kirchturm
Des rothen Dörfchens im grünen Thale
Herauf zu mir, als riefen sie trostreich:
Kommt her zu mir, ich will euch erquicken,
Die ihr mühselig seid und beladen!

Ich aber halte
Heute Andacht im Tempel des Waldes,
Kaufche dem Athem des heiligen Geistes
Im heimlichen Wispern der wehenden Wipfel,
Im Rauschen der wandernden Wellen des Baches,
Und spüre Gottes Nähe im Schwanke
Des reifen, segenbergenden Halmes, —
Und meine Seele betet ihn an,
Den ungeschaffenen Schaffenden,
Mit ehrfurchtgemischtem Sehnsuchtsgefühl.

Herrlicher, leuchtender Sommertag!
Trunken laß ich die Blicke fliegen,
Wie schnelle Schwalben,
Ueber die dunkeln Wälder hinfort
Nach den bläulich-schimmernden Bergen, die ernst
Auftragen und ihre sinnenden Stirnen
Mit flatternden Morgengewölkes
Rosigem Turban wechselnd umschlingen.
Sehnsucht erfasst mich, — Sehnsucht, wonach?

Wär' es doch Winter!
Kalter, flirrender,
Schneierender Winter, — und säß ich daheim
In der brandenden Stadt,
Hinter gefrorenen Scheiben im warmen
Traulichen Zimmer! Wie würd' ich mich sehnen
Nach einem Sommertag, wie der heutige,
Und die Erinnerung würd' verschönern
Den schönen, wär' er noch schöner, als dieser!

Ewig im Kreise dreht sich das Wünschen
Ruhlosen Herzens. —
Sei still und zufrieden!
Sehnsucht, entflatter, wie dieser Falter
Von den Blumen der Au sich wendet;
Und du, o goldene, auf der Stunde
Raschdrehendem Rad entfliehende Gegenwart,
Gieb mir doppelt das Glück der Freude,
Und laß mich genießen den leuchtenden, lachenden,
Lieblichen Sommer mit jubelndem Herzen!

Richard Zoozmann.

Nachdruck verboten.

Der Leuchtturm-Wächter von Jaglawa.

Novelle von José Schneider-Arno.



in Hafen von Fiume lag ein kleines Segelboot, das die Aufmerksamkeit der auf dem Molo spazierenden und den Dampfer von Abbazia erwartenden Leute erregte. Mit bunten Fähnchen geschmückt, bot es einen hübschen, freundlichen Anblick. Die ausgespannten Segel zeigten sonderbaren Bilderschnitt. Mit blauer und rother Farbe waren zwei Figuren darauf gemalt: ein Matrose und ein weibliches Wesen, die sich umschlungen hielten. So roh und stützenhaft die Zeichnung war, es lag doch künstlerischer Schwung in den zwei schwebenden Gestalten. Die Seebriese trieb ihr neckisches Spiel mit dem Segel, das sie bald aufblähte, sodas man die Zeichnung ganz zu Gesicht bekam, bald zusammenzog. Im Boote, das mit Vorbergewinden geschmückt war, lagen im bunten Durcheinander Töpfe, Krüge, Gläser und Teller; ein Bündel Kleider, ein Bündel Wäsche, ein Sack voll Polenta-Mehl, Orangen und Citronen, dazwischen Gemüse und Blumen. Ein Stillleben, das jedem Maler den Pinsel in die Hand gedrückt hätte.

Ein fünfzehnjähriger, dunkeläugiger Junge saß am Rande der Barke und bewachte die Schätze. Es hätte auch niemand daran gerührt, denn das Boot gehörte Giuseppe Lanzi, dem besten Schiffer im Quarnero, der so vielen beigegeben in Roth und Gefahr. Der Quarnero ist ein heimtückischer Gefell, der den Schiffen viel zu schaffen giebt und alljährlich seine Opfer fordert. Giuseppe's Brust schmückten zwei Rettungs-medailen. Er ist auch ein glücklicher Fische, und wenn es

seine freie Zeit erlaubt, fährt er hinaus mit der Barke und bringt reiche Beute heim.

Sein Bruder Tonino, derselbe, der das Boot bewacht, ist der Künstler, der dem Segel so malerischen Schmuck gegeben. Auch an der Innenseite des Bootes hat er seine Kunst walten lassen. Mit verträselten Lettern in Roth und Blau steht der Name „Rosina“, denn so und nicht anders durfte die „barca“ Giuseppe's heißen.

Und heute war Giuseppe's Hochzeitstag! Frühmorgens waren er und Rosina in der Pfarrkirche getraut worden, und nach dem bescheidenen Festessen wurden die Trauzeugen und Gäste verabschiedet, Tonino zur Barke geschickt, und das junge Paar wanderte zur Madonna di Terzatto hinaus, um das Versprechen einzulösen, das beide der Madonna gegeben hatten.

Ja, die Rosina! Die war der Traum Giuseppe's gewesen von dem ersten Augenblicke an, da er sie zum ersten Male gesehen hatte. Das war lange her. Sie war die Tochter eines Capitano's, der das täglich mit den Inseln verkehrende Post- und Frachtschiff, die „Columbia“, befehligte, für ihn alle fast unerreichbar; denn er war ein einfacher Steuermann auf dem Schiffe. Der Capitano, dessen Frau nach fünfjähriger, glücklicher Ehe gestorben war, nahm seine kleine, blonde Rosina oft auf das Schiff. Da saß sie oben bei dem Steuermann, und ihre großen, blauen Kinderaugen konnten sich nicht satt sehen an dem Meere, an den Bergen, an den dahinziehenden Wolken, an den possirlichen Delphinen, und endlich an dem jungen, ernstem Steuermann, der das Rad bald nach rechts, bald nach links drehte, dann wieder hinausstarrte in die düstige Ferne. Doch für Rosina gab es häufig einen freundlichen Blick, der sein hübsches Gesicht erhellte, wie der Sonnenstrahl die blaue Fluth. Giuseppe liebte das kleine, zarte Ding mit der ganzen Gluth seiner Seele. Der Capitano konnte sich auf ihn, solange er am Steuerruder saß, verlassen. Er führte nicht nur die „Columbia“ gut und sicher, er gab obenbrein auf sein Töchterlein acht. Solange Giuseppe's Dienstzeit am Steuerruder dauerte, (es wechselten drei Matrosen im Zeitraum von je drei Stunden im Dienst ab), zog sich der Capitano in seine Kabine zurück oder verkehrte mit den wenigen Passagieren am Deck.

So sahen Rosina und Giuseppe allein auf lustiger Höhe, und die Kleine plauderte und ihre Blicke hingen voll Erwartung an seinen Lippen. Es waren auch gar wichtige Fragen, die sie an ihn stellte: ob die großen Fische die kleinen fräßen, ob die Röhren, welche das Schiff umflatterten, brave Vögel wären, ob er nicht einen der Delphine, die das Schiff mit possirlichen Sprüngen umtanzen, fangen könne. Wie sie da lachte, die kleine Rosina, und wie Giuseppe acht geben mußte, daß sie sich nicht zu weit hinausbeugte über den Rand des Schiffes, wenn sie den Delphinen kleine Stücke rohen Fleisches zuwarf, wonach die gierigen Thiere hastig schnappten. Ja, es kam sogar vor, daß Giuseppe auf ein paar Sekunden sein Steuerrad verließ, um Rosina emporzuheben, damit sie besser sehen konnte, was auf dem Meere vorging.

So ging es tagaus, tagein, bis zu ihrem siebenten Jahr. Das Schiff war ihre Kinderstube, und Giuseppe ihre Kinderfrau. Wurde er von seinen Kameraden abgelöst, nahm er sich kaum Zeit, zu essen oder zu schlafen, sondern erschien baldwie wieder an ihrer Seite, sich ganz ihrem Dienste widmend. Er ließ sich von dem süßen, kleinen Ding Haar und Schnurrbart zauen, mit dem rothen Seibentuche, das er um den Hals geschlungen trug, die Hände fesseln, oder auch Felgen und „Mandale“ in den Mund stecken, so viele, daß er die Breden voll hatte, und, zu ihrem großen Ergötzen, nicht mehr Rede stehen, sondern sich nur durch Zeichen verständlich machen konnte.

Tropdem Rosina fortwährend der salzigen Seeluft und der Sonne ausgefegt war, bräunten sich ihre Wangen nicht. „Sie ist unter dem Lorbeer geboren“, pflegte der Capitano zu sagen, und freudelte die bleichen, zarten Wangen seines geliebten Kindes, „solche Kinder bleiben immer blaß.“

War Rosina krank oder das Wetter zu schlecht und mußte sie daheim bei der alten Dienerin, der Teresa, bleiben, da gab es heiße Thränen ihrerseits, und Giuseppe that seinen Dienst mürrisch und verdrossen und verschleif seine freien Stunden. Doch brachte er ihr jedesmal etwas mit: eine schöne Muschel von Sansego, oder eine Blume aus Verjee, oder auch ein buntbemaltes Töpf aus Beglia mit der schönen Inschrift: Bevi Angelo! Trinke Engel! Und wie viel hatte er ihr zu erzählen: von den Delphinen, die nach ihr ausgelugt, und von den Röhren, die geschrien hätten, weil sie nicht auf dem Schiffe gewesen, oder von den Kindern in Luffinpiccolo, die umsonst auf sie gewartet hätten.

Oft lieb er sich eine Barke, denn er besaß damals noch keine eigene, und fing Scombrei und Sardelline, sogar Trabe, oder einen großen Orangovalle, die schöne Meerspinne, und schickte seinen Bruder Tonino damit zum Capitano. Der Tonino erhielt dafür farbige Meistifte oder gar einen Wallfahen.

Für Rosina kam dann die böse Zeit der Schule; sie wurde zu den Nonnen geschickt und mußte das Stricken, Nähen, Lesen und Schreiben lernen. Sie war begabt und lernte fleißig und brachte gute Zeugnisse heim. Aber das Sigen im geschlossenen Raum schadete ihr, und sie begann zu kränkeln. Ihre bleichen Wangen wurden durchsichtig, ihre Augen verloren den Glanz, sie war immer müde und wurde still und traurig. Giuseppe war trostlos, als er Rosina in diesem Zustande gewahrte. Eines Tages auf der Heimfahrt von Luffin nahm er seinen ganzen Muth zusammen und malte dem Signor Capitano die Krankheit Rosina's in so schwarzen, düsteren Farben, daß diesem angst und bange wurde und er es kaum erwarten konnte, heimzukommen, um sein geliebtes Kind vor dem sicheren Tode zu retten. Ja, er sah schon sein Alles, seine Rosina, bleich und regungslos auf dem Bette liegen. Giuseppe mußte nun wieder seine ganze Verehrtheit aufbieten, um seine eigenen Worte Lügen zu strafen. „Con tutta forza“ rief der Capitano immer wieder durch das Spradrohr dem Maschinisten hinaunter. Und con tutta forza glitt die „Columbia“ über die spiegelglatte Fluth dahin und traf eine Stunde früher als gewöhnlich in Fiume ein.

Kaum war das Schiff gelandet, eilte der Capitano, über dem Molo in die Stadt, hinaus zu der Altstadt, wo er im dritten Stock eines alten, kafernerartigen Gebäudes seine Wohnung hatte. Er nahm drei Stufen auf einmal, und als die Nachbarn ihm „buona sera Signor Capitano!“ zuriefen, erwiderte er nicht wie sonst den guten Wunsch. Er stieß die Thür seiner Behausung auf, stürzte am Teresa, die gerade das Nachtmahl bereite, vorüber, und als er Rosina am Fenster sitzend, über einem Buche eingeschlafen fand, das blaße Gesichtchen vor

blonden Locken umrahmt, fiel er auf die Knie und gelobte der Madonna, das Kind nicht mehr in die Schule zu schicken und auf ihre Gesundheit zu achten. Noch am selben Abend holte er den Signor Dottore, der ihm ein ärztliches Zeugniß schrieb: Die zwölfwährige Rosina Vofatic miffe, in Anbetracht ihrer zarten Gefundheit, mit dem Schulbesuche längere Zeit ausfehen.

Als am darauffolgenden Tage die „Columbia“ ihre tägliche Fahrt antrat, lag, in warme Tücher gehüllt, Rosina auf ihrem gewohnten Plage, Giuseppe stand am Steuerrad, und beide waren glücklich.

Rosina erholte sich bald; zeitweise mußte sie zu den Nonnen gehen, aber sie erhielt öfter Urlaub als die anderen Mädchen, und viele Feiertage gab es auch. So fuhr sie oft mit ihrem Vater, der schon die Gebrechen des Alters herannahen fühlte. Sie sah nicht mehr müßig wie ehemals, sondern strickte und färbte, das blonde Lockenhaupt tief über die Arbeit gebeugt. Sie war viel schweigsamer, und auch Giuseppe, der kräftig und breitfchultrig geworden, verlor seine überflüssigen Worte. Wohl schielte er von seinem erhöhten Standpunkte hinüber auf die schlante, anmuthige Mädchengestalt, und wenn sich zufällig ihre Blicke begegneten, dann lachten beide verlegen, und er machte eine blöde Bemerkung über das Wetter oder das Meer, indes sie eifrig weiter strickte.

Die zarten Aufmerksamkeiten von Seite Giuseppe's hatten nicht aufgehört, doch geschah alles verstoßen, mit einer gewissen Schüchternheit. Entweder lag ein Blüthenzweig oder eine Orange auf ihrem Knie, oder, wenn sie heimgekehrt waren, fand sie einen Fisch an der Thür hängen, oder einen Lorbeerkrantz um das Bildniß der Madonna geschlungen. Rosina ihrerseits häumte ein buntes, seidenes Tuch, das Tags darauf um Giuseppe's braunen Hals geknüpft war, oder sie schlang um seinen Sombro einen Kranz duftender Lorbeerblüthen.

Tonino aber, der in der nautischen Schule einen Freiplatz erhalten hatte und sich nebenbei unter der Anleitung eines Lehrers seiner Zeichnungskunst widmete, bemalte noch immer in seinen freien Stunden Schränke und Tische, Kannen und Krüge; ja sogar der Besen der alten Teresa, mit dem Rosmarinbüscheln am Ende, zeigte decorativen Schmud.

Wochen, Monate und Jahre gingen dahin. Eines Tages feierte Rosina ihren sechzehnten Geburtstag. Giuseppe war 24 Jahre alt.

Dieser Feiertag mußte natürlich auf der „Columbia“ gefeiert werden. Rosina sah in ihrem blauen Kleide, mit dem weißen Spizentüchlein um den Hals und dem blonden Lockenschmud allerliebste aus. Groß und schlank, bewegte sie sich mit außerordentlicher Anmuth. Ihre Wangen waren nur sanft geröthet, aber trotzdem sah sie frisch und gesund aus, und aus ihren blauen Augen strahlte Lebensfrische und Lebenslust.

Giuseppe sah, im Feiertagsgewand, am Steuerruder.

Rosina lächelte sich mit einem kleinen, chinesischen Fächer, den Giuseppe auf ihren Platz gelegt hatte, Kühlung zu. Man war im Monat Juni.

Das Schiff glitt über die dunkelblaue Fluth die Insel Cherso entlang. Die Felseninsel Zaglawa mit dem Leuchtturm war in Sicht. Giuseppe sang halbblaut ein bekanntes Fischerlied. Seine dunkeln Augen ruhten mit unbeschreiblicher Liebesgluth auf Rosina. Der Capitano, der in lepter Zeit sehr hinjällig geworden war, schlief unten in seiner Kabine. Sie waren allein.

Giuseppe's Lied verstummte. „Rosina!“ „Giuseppe che vuoi?“ „Rosina, ich kann nicht mehr ohne Dich leben!“ „Wir bleiben ja zusammen, Giuseppe.“ „Ja, — aber, — Rosina, ich bin arm!“ „Ja auch, Giuseppe!“ und Rosina lachte hell und fröhlich auf. „Auf dem Schiffe haben wir zu leben und der Padre hat gewiß etwas erspart.“ „Ja, Du Rosina, Du bist die Tochter eines Capitano's, aber ich?“ „O, Du!“ und Rosina declamirte mit Pathos: „Du! Du bist der beste Steuermann, der beste Schiffer, der beste Fächer, der beste Mensch vom ganzen Quarnero. Das sagt der Padre alle Tage.“

„Sagt er das? Gott segne ihn dafür!“ und Giuseppe läutete den Hut mit frommer Geberde und blickte gen Himmel. Dann senkte er tief auf. „Ja kann aber nicht Capitano werden, Rosina!“

„Das macht doch nichts. Du bleibst beim Padre.“

„Und wenn der Padre?“

„Das? Giuseppe!“ Rosina blickte ihn so angsterfüllt an, daß er das, was er sagen wollte, gewaltsam hinunterschludte und verlegen hinzufügte: „Wenn der Padre sich pensioniren läßt?“

Rosina athmete erleichtert auf. „Ach was, dann führe ich ihn und Dir die Wirthschaft.“

Giuseppe's Herz klopfte zum Zerpringen. Er hatte das Wort „Vertrau“ noch nicht ausgesprochen, sie aber nahm es als selbstverständlich an, daß sie bei und mit ihm bleiben müsse.

„Ich kann aber nicht daheim bleiben, Rosina, ich — —“

„Du!“ wie ein süßes Liebesflüstern kam dieses „Du“ von Rosina's Lippen. Ihre sehnsuchtsvollen Blicke schweiften traurig über das im Sonnenglanze flimmernde, leuchtende, tanzende Meer. Sie sah aber nicht die Delphine, die umsonst ihre Sprünge machten und auf die guten Bissen warteten, die ihnen gewöhnlich zugeworfen wurden, sie achtete nicht der weißgeieberten Möven, die niedertauchten in die silberne Fluth, um sich dann wieder emporzuschwingen zum blauen Aether. Ihr ganzes Sinuen und Denken war erfüllt von ihm, dem ihre Seele angehörte. Ihr Auge blieb an dem Felsen-Eiland hängen, das, von den leuchtenden Wellen umspielt, im Sonnenglanze vor ihr lag. Rosige Gluth ergoß sich über ihr feines Antlig und, auf die Insel deutend, sagte sie lächelnd: „Du wirst Leuchtturmwächter auf Zaglawa und wir ziehen zu Dir.“

Das Schiff zog vorüber an dem weißen Hause von Zaglawa und Giuseppe und Rosina grühten es als ihre künftige Heimat, als die Stätte ihres künftigen Glückes. Die Stelle des Wächters wurde in zehn Monaten frei, Giuseppe wird sich um dieselbe bewerben.

Die Heimfahrt war entzückend. Als die Sonne hinter dem Monte Maggiore verschwand, vergolbeten ihre letzten Strahlen Fiume, und das Wallfahrtskirchlein von Tersatto erglühete unter dem lezten Kusse des scheidenden Westirns.

Rosina und Giuseppe schwiegen, aber in beider Herzen regte sich ein Gedanke, von beider Lippen stieg ein Gebet zum sonnenumleuchteten Madonna-Kirchlein empor.

Am darauffolgenden Tage fand die alte Teresa den Capitano todt in der Bette. Er war über Nacht hinübergeschlummert ins Jenseits.

Rosina war in Schmerz aufgelöst, und Giuseppe konnte ihr nicht beistehen in diesen Schmerzensstunden ihrer ersten großen Herzenspeine.

Die „Columbia“ nahm ihren gewohnten Weg; doch ein fremder Capitano stand auf dem Verdeck. Giuseppe lenkte das Steuerrad; doch nicht so sicher wie sonst. Seine Augen verfolgten ihm den Dienst.

Tonino blickte auf seine silberne Uhr, ein Geschenk des verstorbenen Capitano's, und schüttelte mißbilligend das Haupt. Das junge Paar ließ auf sich warten. Auf dem Molo hatten sich wieder die Hochzeitsgäste versammelt, um Giuseppe und Rosina noch einmal zu grüßen, ehe sie dahingefegelten zur einsamen, weltabgeschiedenen Insel Zaglawa. Die alte Teresa, die schon die vorangegangene Woche dahingefahren war, um das neue Heim der Rosina in Augenschein zu nehmen, konnte nicht genug erzählen von dem feinen, schönen Hause und dem kleinen Garten, und von den Dandern, die Tonino dort vortracht hatte. Seit Wochen hat er seine freien Sonntage dazu benützt, die fahlen Wände des feineren Hauses mit den verschiedenartigsten Frescomalereien zu schmücken. Alle Fische des Meeres, vom mächtigen Hai bis zur winzig kleinen Sardellina; alle Vögel des Himmels, alle Schiffe: der elegante Dampfer, das graziose Segelboot, das schlante Torpedo und die kleine Fischerbarke. Ueberall, in dem Wohnzimmer wie in der Küche, glänzten dem Eintretenden das blaue Meer und der blaue Himmel entgegen. Wolken gab es gar keine. Dies sollte ein Haus wolkenloser Freude sein für den geliebten Bruder und die schöne Rosina. Ueber der Eingangstüre prangten die Namen „Giuseppe“ und „Rosina“, von einem Myrtentranz umschlungen. Der frühere Leuchtturmwächter war zeitig morgens nach Fiume gekommen, wo er im Hafen ein gefelligeres Leben als Anseher zu führen begann.

In Tersatto läte das junge Paar sein Gelübde und opferte der schwarzen Madonna eine Votivtafel: das getreuliche Abbild des Leuchtturms von Zaglawa inmitten einer dunkelblauen Masse, das Meer darstellend.

Hand in Hand eilten nun Giuseppe und Rosina zu dem Friedhofe, wo der Capitano unter dem blumengeschmückten Grabe ruhte. Die dunkeln Cypressen, die ernsten Pinien, die Trauerweiden und Trauerföhren und der blühende Lorbeer machten die traurige Stätte der Todten zu einem herrlichen Garten; sie bewegten sich leise und rauschten geheimnißvoll.

Rosina kniete in Andacht und Trauer am Grabe. Giuseppe mahnte zum Aufbruch; denn die untrüglichen Anzeichen der nahenden Bora, die weißen, stockigen Wolken über den croatischen Bergen, wurden sichtbar. Schon heute Nacht mußte er sein Amt als Leuchtturmwächter antreten, und die Fahrt nach Zaglawa dauerte lange.

Und wieder ging es Hand in Hand die steile Straße hinab. Athemlos erreichten die beiden den Molo. Dort wurden sie von den Freunden mit Scherzworten empfangen und eilfertig in's Boot befördert. Die erfahrenen Schiffer zeigten nach Osten, der Heimat der Bora, des unheimlichen Gastes im Quarnero. Diesem und jenem noch ein Händedruck, und addio! addio! erklang es vom Lande zum Schiff, und umgekehrt. „Vento in puppa“ rief noch ein wettergebräunter Matrose den Fahrenden zu.

Und hinaus aus dem Hafen, zwischen großen und kleinen Schiffen, in kunstvollem Vogen um die Boje, gleitet die „Rosina“ mit ausgespanntem Segel.

„Vento in puppa!“ Hei! wie das Schiffelein dahinschießt, vom kräftigen Dem der Bora getrieben! Tonino lenkt das Steuerruder. Giuseppe und Rosina, die Arme um den Hals geschlungen, jubeln ihr Glück in die Welt hinaus. Auf um Auf wird getauscht, und die leidenschaftliche Gluth, die jahrelang in beiden Herzen geschlummert, bricht nun in hellen Flammen aus. Tonino pfeift sich eins und bewundert die hübschen Schalen und Töpfe, die in einem Gastuaner Korb neben einander liegen. Er wagt es nicht, hinüber zu schauen auf das Paar, ein unbewußtes Hartgefühl hält ihn davon ab. Dann und wann blickt er besorgt zum Himmel. Noch ist die Borna nicht gefährlich, im Gegentheil, sie treibt das Boot noch vorwärts. Doch stoßweise kommt ein stärkerer Athemzug, und da schwankt die Barke bedenklich hin und her.

Sobald sich die Lippen des jungen Paares getrennt, beginnt ein süßes Zwiegespräch, und manchmal fällt, wie ein mildediges Amoson, ein Wort für Tonino ab. Es dreht sich alles, was sie sprechen, um das zukünftige Heim, um die gute, einträglliche Stellung, um den Signor Direttore, dessen Knaben Giuseppe aus den Wellen errettet. Dafür wurde er auch fünfzehn Bewerbern für den Posten des Leuchtturmwächters auf Zaglawa vorgezogen. Die Madonna von Tersatto ist eben eine gute Madonna. Wenn man ihr etwas verspricht, hilft sie immer. Das Bild war aber auch schön gemalt, und Tonino wird eifrig dafür belobt.

Ein starker Windstoß unterbricht das lebhaftes Gespräch; ihm folgt ein zweiter, — ein dritter, — und nun bricht die Bora in ihrer ganzen Gewalt los. Die Töpfe und Schalen klirren im Korbe, die Orangen und Citronen rollen in der Barke umher. Das Segel droht zu zerreißen. Das Boot schwankt auf und nieder, — auf und nieder! Man hört sein eigenes Wort nicht mehr. Die großen, schaumgekrönten Wellen prallen zischend an dem Boote ab; ihr Gesicht ergießt sich wie ein Sprühregen darüber. Rosina legt sich flach in das Boot. Giuseppe hält die Segelstange mit eisernem Griff. Auf und nieder! — Auf und nieder! Hu! wie das braust und heult und zischt! — Wie das Wasser schon überfließt über den Rand des Bootes. Tonino, leichenblaß, schöpft, — eine Siphusarbeit! Giuseppe murmelt etwas zwischen den Zähnen, — ist's ein Fluch, — ist's ein Gebet? Niemand weiß es! Rosina betet zur Madonna di Tersatto und umflammert ihr Scapulier!

Die Bora singt ihr wildes Siegeslied! Zaglawa ist in Sicht! Vielleicht noch zwanzig Minuten, und sie sind gerettet! Heute Nacht gilt's ja zum ersten Male das Licht anzuzünden auf Zaglawa, — in solcher Sturmesnacht ist's von Nöthen!

Heute Nacht! In der Brautnacht! Giuseppe sendet ein heißes Gebet himmelwärts! Weiße Wolken jagen am Himmel in Sturmeswelle dahin; weiße Wellen jagen auf dem Meere!

Ein Dampfer ist in Sicht! Die „Columbia“ ist's, die auf ihrer Heimfahrt im Hafen von Cherso Schutz sucht! Giuseppe schreit, — Tonino sekundirt! Umsonst, die Hilferufe werden von dem Brausen des Sturmes und dem Tosen des Meeres verschlungen. Die „Columbia“ verschwindet in der Bucht von Cherso!

Rosina und der Leuchtturm! Diese zwei Begriffe halten, wie mit eisernen Klammern, Giuseppe's Denkvormögen in Banden! Rosina liegt ausgestreckt im Schiffe, vom weißen Gesicht überfluthet; sie wimmert leise. Sie betet nicht mehr, die Sinne vergehen ihr! Eine Sturzwellen folgt der anderen, eine höher und mächtiger als die andere. Das Schiff ist voll Wasser, Tonino schöpft nicht mehr. Sein Auge starrt wie geistesabwesend den Bruder an. — Der Leuchtturm! — Rosina! Die Stunde des Versinkens ist nahe! Der Leuchtturm! — Giuseppe beugt sich zu Rosina, umfängt sie mit bebenden doch starken Armen. Nun kommt sie, die schäumende, zischende Welle in geschäftiger Eile, — sie bricht sich nicht am Boote, — hinauf, hinauf mit ihm, — und dann hinab, — hinab, — darüber hinweg, und weiter zum Felsen von Zaglawa, wo sie, hoch aufspritzend, schäumend zerfällt! —

Der Leuchtturmwächter von Zaglawa hat seine Schuldigkeit gethan! Weithin leuchtete die Flamme in furchtbarer, windumtosteter Schredensnacht. Schiffbrüche wurden von allen Seiten gemeldet. Die Bora hat seit Menschengedenken nicht so gewüthet! Der Leuchtturmwächter von Zaglawa hat seine Schuldigkeit gethan! Die Madonna hat ihn beschützt!

Die Freunde Giuseppe's und Rosina's beschloßen acht Tage später, ihn zu besuchen, und fuhren auf spiegelglatter, dunkelblauer Fluth zur Insel.

Wie hübsch sich das Haus ausnahm mit dem reichen Bilderschnud! Im Gärtchen davor blühte und duftete es wohniglich! Ja, ja, der Giuseppe war vom Glücke begünstigt! Alles hatte er erreicht. Doch wo steckte er denn? Und die schöne Rosina, — wo war sie? Doch nicht zu den Inseln gefahren? — Und Giuseppe?

Herrgott im Himmel! Da stand er vor ihnen, — ein Geist, — kein Mensch! Ein Geis mit weißem Haar und eingefallenen Wangen und entseßlich traurigen Augen! — Giuseppe! — Er sieht die Männer einen nach dem anderen an, kein Wort kommt über seine Lippen, — Giuseppe! In nome di Dio! Rosina? Und, da er diesen Namen wieder von menschlichen Lippen hört, da wirft er sich in die Arme des alten Tomaso und bricht in lautes, herzerreißendes Schluchzen aus! — Jetzt kann er endlich sein unsagbares Weh menschlichen Ohren klagen. Volle acht Tage hat er es nur in die Luft hinausgeschrien, und niemand hat ihm Antwort gegeben, als die Wellen da unten, die Rosina verschlangen. Todt die Rosina! Todt der Tonino! Nur er kam lebend ans Ufer, mit übermenschlicher Kraft, um seine Pflicht zu erfüllen in der ersten Nacht! In der Brautnacht!

Wie ein lang gedämmter Strom brach das übermenschliche Weh in herzerreißenden Klagen los. Und als die Freunde abends von ihm schieden, brach auch ihnen schier das Herz um den Kameraden!

Das Licht auf dem Leuchtturm von Zaglawa leuchtet dem Schiffer allnächtlich im Quarnero!

Nachdruck verboten.

Der Blüthenduft.

Von Hermann Berdrow.



u den lieblichsten Gaben des wiederkehrenden Lenzes gehört der süße Hauch der Blumentelche: tausendmal besungen, tausendfach genossen und doch immer wieder jung, frisch und entzückend. „Ich sende einen Gruß wie Duft von Rosen, ich send' ihn an ein Rosenangeßicht.“ — kann die Fernwirkung eines liebenden Herzens durch ein garteres Gleichniß zum Ausdruck gebracht werden? Im Dufte scheint die Seele der Pflanze zu uns zu sprechen; neben dem Wohlgeruch athmenden Märzveilchen lassen uns ihre duftlosen Schwestern, das violette Waldveilchen und das sattblaue Hundsvveilchen, kalt. Und wenn künstliche Blumen trotz der täuschenden Vollendung und der ausgezeichneten Farbenpracht, welche die Industrie ihnen gegenwärtig zu geben versteht, den Pflanzenfreund nicht selten abstoßen, so beruht das nicht zum wenigsten auf dem Fehlen des der betreffenden Blüthe eigenthümlichen und mit unserer Vorstellung von ihr eng verknüpften Wohlgeruches.

Und doch hat die Natur, als sie die lieblichen Kinder Floras mit dieser schönen Gabe beschenkte, nicht im mindesten daran gedacht, sie für den Menschen zu schmücken. Der Blüthenduft gehört nebst dem Farbenschnud und dem Nektar zu den Lockmitteln, durch welche die Pflanze die Insekten firt und zur Uebertragung des Blüthenstaubes einer Blume auf die Narbe einer anderen von derselben Art geneigt macht. Wenn wir die farbenprangenden Wiesenblumen betrachten, so erscheint uns der Duft als zweites Zugmittel eigentlich überflüssig, und in der That fehlt er sehr vielen von ihnen völlig, z. B. der Dotterblume, dem Löwenzahn, dem Marienblüthen, den Robn-Arten u. a. Ob nun alle diese für unser Geruchsorgan duftlosen Blüthen wirklich jeglichen Aromas entbehren, oder ob das viel schärfere Empfindungsvermögen der Thiere, das auch den Giftstoff in völlig geruchlosen Pflanzen wittert, nicht auch hier Gerüche spürt, wird wohl für uns ewig unentschieden bleiben. Um so unentbehrlicher zur Anlockung ist der Duft für alle farblosen oder unscheinbaren Blüthen, auch für solche, deren farbiges Innere dem Erdboden zugekehrt und daher dem Insektenauge entzogen ist. Eben so wichtig ist er für jene Gewächse, die im Dunkel des Waldes, im Schatten dichter Hecken, zwischen den hohen Galmen des Nöhrichs blühend, weber von oben noch von der Seite her sichtbar sind und eben deshalb im Dufte das einzige Mittel besitzen, willkommenen Besucher auf ihre Spur zu loden. Ausgezeichnete, weithin wahrnehmbare Wohlgerüche entwickeln auch alle die Blüthen, die sich erst zur Zeit der Dämmerung erschließen und durch Ver-

Nachdruck verboten.

Ein Gartenfest am japanischen Kaiserhofe.

Von E. von Heise-Wartegg.

Siehe die Abbildung auf Seite 93.

Bei Betrachtung unseres Bildes auf Seite 93 würde man in demselben eher irgend eine Darstellung aus dem europäischen Hofleben vermuthen, als eine solche von dem fernen Kaiserhofe Japans. Europäische Trachten und Uniformen, europäische Umgangsformen haben die so malerische, alt-japanische Kultur verdrängt, und man könnte darüber Thränen weinen.

Wer noch in den achtziger Jahren das Glück gehabt hat, einer Festlichkeit bei Hofe beizuwohnen, wie etwa den berühmten Chrysanthemum-Festen in den kaiserlichen Gärten von Tokio, dem wird dasselbe wie ein Feenmärchen in der Erinnerung schweben. Inmitten des entzückendsten Blumenflors, wo Zehntausende der herrlichsten Kika (Chrysanthemum) in allen Größen, in allen erdenklichen Farben im Sonnenlichte prangten, wogten Hunderte japanischer Damen, selbst Blumen gleich, auf und nieder, und ihre langwallenden Kleider wetteiferten an Farbenreichtum mit den Blumen, — nur vergingen die letzteren mit den kalten Wintertagen; die Gewänder der Damen des japanischen Hofes aber erschienen wie für die Ewigkeit gewebt. — Von Generation zu Generation wurden diese kostbaren Kleider fortvererbt bis auf die Gegenwart, wo eine unsinnige und rücksichtslose Verordnung der japanischen Regierung sie decreteret hat, um sie durch die europäischen Frauentrachten zu ersetzen. Die Pracht-Kimonos, in Farbe, Form und Zeichnung wahre Gedichte, wanderten in die Handhäuser oder zu Händlern, und durch sie in die Museen Europas, wo sie dasselbe Entzücken aller Kunstfreunde erregen, — jede Japanerin besaß eine ganze Auswahl derartiger Kimonos. Standen die Pfirsich- und Kirschbäume in Blüthe, dann trug die vornehme Japanerin einen Kimono, über und über mit den gleichen Blumen gezeichnet; kam die Zeit der Chrysanthemum, dann vertauschte sie diesen Gewand mit einem anderen, das in zarterster Seidenstickerei nur Chrysanthemum zeigte, und so wechselten die Gewänder der Frauen, dieser menschlichen Blüten, je nach der Blüthezeit in der japanischen Flora. Wer könnte die bezaubernde Anmuth und den Liebreiz der Japanerin schildern, wie sie sich vor 1885 zeigten! In den Avenuen und auf den reich besetzten Plätzen des Parks harreten diese, scheinbar einer anderen Welt angehörige Wesen der Kaiserin, bewundert von allen anwesenden Europäern. Und nun erst die Kaiserin selbst, mit ihrem zahlreichen Gefolge von Prinzessinnen und Hofdamen, die in langer Prozession zwischen den lebenden Spolieren einherwanderten! Ihre Majestät Frühling (das ist ihr Name), trug damals weite, faltenreiche Beinkleider aus schwerem, scharlachrothem Damast, und darüber einen Kimono von lila Seide mit eingesticktem Kiku-Blüthen und Glycinen-Büschen. Um ihren Hals war ein vielfarbiges Seidentuch geschlungen. Das reiche, schwarze Haar umrahmte ihr Gesicht und fiel in einem breiten Pöps bis zu den Hüften herab, stellenweise mit eingeflochtenen Stücken von Reispapier geschmückt. Auf der Stirne prangte ein kleiner goldener Phönix, das Abzeichen der Herrscherwürde. In der einen Hand trug sie einen vielfarbigem Sonnenschirm, in der anderen einen hölzernen, bemalten Fächer, mit schweren, langen Seidenschnüren. Ähnlich waren auch die Tausende anderer Damen gekleidet, und der Aufzug dieser schlamen, farbenreichen, pilgernden Gestalten, inmitten einer wahren Wildniß von Chrysanthemum-Blüthen, war einfach unbeschreiblich.

Bei dem nächsten Kirschblüthen-Feste war die ganze Herrlichkeit vorbei. Mit dem Winter waren auch die Pariser Moden in Japan eingezogen und hatten den weiblichen Schmetterlingen des Hofes von Tokio die Flügel abgeschnitten. Anfangs nahmen sich die Japanerinnen in den ungewohnten Kleidern recht possichtlich und höchst unvortheilhaft aus, allein die Bewohner des Reiches der Sonne lernen rasch, und heute geht es bei den Hof-Festlichkeiten in Tokio ebenso zu wie in Europa.

Redactions-Post.

Selene B. in Lissit. — Der Name der niederländischen Jesuiteninsel Curaçao ist wie „courasson“ auszusprechen, was zwar klingt das u der ersten Silbe wie on in „Cour“, die letzte Silbe klingt wie son in „sancission“.

Abonnentin in Pafel. — Sie finden eine ganze Reihe Lust- und Stülpstiele in dem „Spielbuch für Mädchen“ von A. Reisch (Verlag von Carl Neyer in Hannover). — Fenstervorhänger (Lustfenster) von grüner Farbe sind gefährlich; das lockere durchsichtige Gewebe ist gewöhnlich mit Schweinfurter Grün gefärbt, das sich sehr leicht abreiben läßt. Tadeln Sie daher nur Lustfenster mit blauem Gewebe.

Nachfahrerin in Sonderhausen. — Man sieht zwar sehr häufig Nachfahrer mit offenem Munde, d. h. sie athmen durch den Mund; das ist nicht die richtige, nur durch die Nase zu athmen. Allerdings reicht bei langen und anstrengenden Touren die Nasenathmung auf die Dauer nicht aus, die Nasenschleimhäute legen sich fest an die Nasenschleimhaut, und man weiter fahren will, muß die Mundathmung zu Hülfe nehmen. Das Schalten der Nase ist aber ein Zeichen von beginnender Atemnoth, und man rathen Ihnen, dieses nicht unbeachtet zu lassen; gönnen Sie in solchen Fällen dem Körper Erholung, sonst überanstrengen Sie Herz und Lunge, und das Nachfahren bringt Ihnen nicht nur keinen Nutzen, sondern Schaden.

Alwine St. in Radeburg. — Das sogenannte „Zählen“ des Haisfäders vor dem Flug hat einen ganz bestimmten Zweck. Der Käfer prüft durch Dehnen und Zusammenziehen der elastischen Leibeshöhle Luft in seine Vorderbrust, um relativ leichter zu werden und während des Fluges genügend Athemluft zu haben.

Junge Dichterin in Heidelberg. — Ihre Heilungslieber kommen viel zu spät. Und ist übrigens eine solche Menge zugeschickt worden, daß wir Bilder damit füllen könnten. Trotzdem aber wollen wir Ihnen ver-rathen: ein praktischer Dichter dichtet schon im Winter seine Heilungslieber!

auch im Holunder- und in dem bei manchen Orchideen bemerkbaren Bodgeruche vertretenen paraffinoiden Däfte. Sie besitzen das Eigenthümliche, ihre volle Stärke und Wirksamkeit erst in einiger Entfernung von den ausströmenden Blüthen zu entfalten, und werden infolge dessen trotz der Unansehnlichkeit der letzteren von den Insekten auf Hunderte von Metern gewittert. Zu dieser Gruppe gehört vielleicht der in seiner Eigenthümlichkeit schwer definirbare Honigdust mit seinen mannigfachen Abstufungen. Der Geruch der letzten Gruppe, der terpenoiden Däfte, beruht auf der Anwesenheit sauerstoffreicher ätherischer Oele, die ebensooft im Laube wie in den Blüthen vertreten sind. Hierher gehört der Orangenblüthen- und Citronendust, der Lavendel- und Thymianndust.

Zur Gewinnung des Parfums für menschliche Gebrauchszwecke dienen vorzugsweise folgende, in Südfrankreich, Italien und dem Orient im Großen angebaute Gewächse: der Orangenbaum, die Rose, und zwar centifolia und damascena, der echte Jasmin, die Tuberose, die Kaffee, Mang, Syringe und Veilchenwurzel (Iris-Arten). Andere Däfte können nur auf künstlichem Wege mit Hülfe der Chemie gewonnen werden. Während die wohlriechenden Stoffe der genannten Blüthen seit Jahrhunderten durch Eintauchen der Blumen in geschmolzenes Fett oder durch Ausbreiten über Fettschichten gewonnen und dann aus dem Fett extrahirt wurden, hat man neuerdings das Parfum auch durch Einlegen der Blüthen in Wasser und Extraction der im Wasser gelösten Riechstoffe durch Ausschütteln mit Aether gewonnen. Auf diesem Verfahren sind schon einige neue, bisher nicht erhaltene Parfums bereitet.

Obgleich wir in der chemischen Gewinnung von Duftstoffen riesige Fortschritte gemacht haben, bleiben wir in der Verwendung der reizendsten Blumengabe noch weit hinter den Alten zurück. Wir müssen bedauern, Lord Schlemmermann, — läßt Pulver den Helden eines seiner Romane ausrufen, — „daß wir beim Nachtsuche nicht Wohlgerüche herumgeben; denn hier wäre durchaus der geeignete Platz für sie. Was ist Natur ohne den Hauch ihrer Wohlgerüche? Solange diese bei unseren Nachtsuchen mangeln, ruft der Parde vergebens:

L'observateur de la belle Nature
S'extasio en voyant des fleurs en confiture!“

Unsere Kinder.



Lieber Onkel!

Das Bild, das ich Dir versprochen habe, schick' ich Dir. Ich gebe Dir auch einmal meine lieben Puppen in einer Photographie mit mir, es sind das die Laura mit blauen Augen, die Lieve und die Rose mit braunen Augen. Die Puppen können aber erst im Sommer photographirt werden, weil sie dann neue Kleider haben.

Nach hat vor sechs Jahren ein türkischer Storch zufällig gerade an meinem Geburtstag meinen lieben Eltern gebracht. Türken habe ich viele gesehen; von den Minarets muß ich Dir auch noch erzählen, da ist ein Hodicha oben und singt herunter. Bei Dariva giebt es eine große Menge Eidechsen, und nach Nidze sind wir oft mit den gelben und rothen Waggonen gefahren.

Im vorigen Sommer war ich in Ebensee und in Gmunden; auf der Esplanade habe ich weißen Schwänen Brod gegeben. Dann war ich in Hollenstein; dort ist lauter schönes Gras und sind viele Blumen, das freut mich, Blumen und Schnee sind immer meines.

Nach den Osterfeiertagen fange ich zu lernen an. Zu Pfingsten fahre ich nach Hamburg und Cuxhaven, freue mich schon aufs Aufschiffen.

Berlin. Es grüßt Dich
Bibi Schubert.

mittlung von Abendfaltern und Nachtschmetterlingen befruchtet werden, wie die Weisblatt-Arten, die Nachtsviole, die Nachtkerze, einige Orchideen und mehrere Nektengewächse. Erwähnenswerth ist der Umstand, daß die Falter mit Vorliebe solche Blumen besuchen, die den Duft ihrer Art aushauchen. Manche Schmetterlings-Arten besitzen nämlich, um das gegenseitige Finden zu erleichtern, einen ausgeprägten, meist sehr angenehmen Duft, und der Vorliebe für diesen geben sie auch durch Bevorzugung der gleich duftenden Blüthen Ausdruck. So besuchen die Winden- und Ligusterfischwärmer am liebsten die moschusduftende Weigelie oder Schweizerhose und die, einen betäubenden Honig-Moschusgeruch verbreitenden Fetunien; die kleinen, honigduftenden Zyganen umschwärmen vorzugsweise die gleichfalls honigduftenden Stabiofen und Flockenblumen.

Die Zahl der verschiedenen Däfte und Duft-Nuancen ist ungemain groß. Man unterscheidet gegen fünfhundert Arten, die man in Ermangelung eigener Namen nach den Pflanzen bezeichnet, von denen sie ausgehen, z. B. als Centifoliendust, Waldmeister- oder Cumarindust, Nelken-, Holunder-, Hyacinthen-, Vanilledust. Eine genauere Untersuchung dieser Däfte wird durch die äußerst geringen Mengen der Stoffe, an welche das wohlriechende Prinzip in den Blüthen gebunden erscheint, sehr erschwert. Seit einer Reihe von Jahren beschäftigt man sich mit der Untersuchung des Veilchenduftes. Da das Märzveilchen selbst nur minimale Quantitäten des Duftstoffes enthält, benutzte man die sogenannte Veilchenwurzel, den Wurzelstock der Iris florentina, die genau ebenso riecht. Aus dem Extract der Veilchenwurzel ergaben sich zwei chemisch ganz verschiedene, aber nur von Personen mit geübtem Riechorgan unterscheidbare Veilchengerüche, das Fren und das Feron. Sie gleichen, in geeigneter Weise verdünnt, dem Aroma des Märzveilchens und dienen zur Herstellung des Veilchen-Parfums. Fünf bis zehn Kilogramm Frenwurzel sind nöthig, um ein Gramm Fren herzustellen. — Dieser Eigenthümlichkeit, daß zwei chemisch sehr verschiedene Stoffe zu einem Dufte zusammenschließen, steht die andere gegenüber, daß dieselbe Blüthe zu verschiedenen Zeiten zwei ganz verschiedene Wohlgerüche ausströmt. Eines meiner Kinder erklärte neulich den Duft eines Alpenveilchens für abscheulich, es war nach einiger Zeit aber erstaunt darüber, daß es nun plötzlich ganz anders und so angenehm rieche. Und in der That war das erste Mal ein starker Moschusduft vorhanden, während nachher der süßeste, nur noch ein wenig von Moschus getriebte Honiggeruch vorherrschte. Diese Fälle sind wahrscheinlich gar nicht so selten. So erscheint, um nur einige Beispiele anzuführen, nach Angabe einiger Botaniker die pyramidenförmige Hundswurz, eine unserer selteneren Orchideen, geruchlos oder unangenehm, stark fischig, nach anderen aber angenehm duftend; der Geruch des zweiblättrigen Breitköpfbens, einer anderen Orchidee, erinnert bald an Maiblumen, bald an Nelken. Gerade bei den Orchideen kann unter verschiedenen Umständen dieselbe Blüthe ganz verschieden duften, je nachdem sie morgens oder abends beobachtet wird, an sonnigem oder beschattetem Standorte wächst.

Während manche Pflanzengattungen bei uns nur geruchlose Arten enthalten, treten bei anderen Däfte der verschiedensten Art auf. Wollte man die Rosen nach dem Geruch einteilen, so würde man solche mit edstem, am reinsten in der Centifolie vertretenem Rosengeruch, mit Veilchendust, mit Hyacinthengeruch, mit dem Aroma verschiedener Früchte wie Ananas, Pfirsich, Reinette, mit Moschus- und Tabakgeruch, ja sogar mit Wanzengeruch unterscheiden können; daneben giebt es völlig geruchlose Rosen. Die Blüthen anderer Gattungen duften durchweg widerlich und abstoßend, und es tritt eine wohlriechende Pflanze unter ihnen so selten auf wie ein weißer Rabe; so finden wir z. B. bei einem Gewächs aus der Aroideen-Familie, deren Mitglieder sich meist durch thierisch-saulige Gerüche auszeichnen, den schönsten Vanilledust. Ein buntes Gemisch von Däften bieten unsere einheimischen Orchideen. Einige haben Honig- und Honigmoschusduft, andere riechen cumarinartig, mehrere hauchen Nelken-, Maiblumen- und Vanilledust aus, drei duften wie Holunder, einige riechen sogar wanzenartig und hochig. Weit mannigfaltiger sind noch die Däfte der herrlichen, farbenprangenden, tropischen Orchideen.

Selbstverständlich ist auch versucht worden, die Gerüche zu classificiren. Man glaubt, fünf Gruppen von Blumendäften unterscheiden zu können, die hier kurz charakterisirt seien. Die erste Gruppe umfaßt Däfte der Art, wie sie bei Zerlegung eiweißartiger Verbindungen entstehen. Wenn irgend etwas uns davon überzeugen müßte, daß die Natur bei der Entwicklung von Blüthendäften ganz andere Absichten verfolgte als die, unser Geruchsorgan zu erfreuen, so wären es diese, die sogenannten indoloiden Däfte. Sie sind gewissen in den Tropen heimischen, bei uns fast gar nicht vertretenen Familien eigen, von denen die Aroideen oben schon genannt sind. Der Blüthenduft dieser Gewächse erinnert an lauter verdorbene, faulende, verwesende Stoffe: im Verderben begriffenes Fleisch, faulende Fische, alten, faulenden Tabak und andere Uebelgerüche. Er erfüllt jedoch im Verein mit der Farbe der betreffenden Blüthen, die ebenfalls an thierische Cadaver, verwesendes Fleisch erinnern, in ausgezeichneter Weise seinen Zweck, die Liebhaber solcher Gerüche und Stoffe, Nasikäser und Nasstiegen anzuloden, welche Insekten für diese „Nas- und Ekelblüthen“ die tauglichsten Befruchtungsvermittler sind. — Der Geruch der zweiten Gruppe, der aminoiden Däfte, ist bei uns vielfach vertreten, z. B. in den Blüthen des Weichdorns, der Nüffel, des Schneeballs, der Korkkastanie, des Ephesus u. a. So wenig angenehm er uns vorkommt, so zahlreiche Verehrer findet er in der Fliegenwelt, die sich auf den büschelförmig gehäuft, offenen Blüthen dieser Pflanzenarten mit Vorliebe umher-tummelt. — Die Däfte der übrigen drei Gruppen sind zwar nach ihrer chemischen Grundlage sehr verschieden, enthalten aber für uns fast durchweg „Wohlgerüche.“ Die bekanntesten und beliebtesten Parfums, z. B. Nelken-, Hyacinthen-, Flieder-, Maiglöckchen-, Waldmeister-, Reseda-, Jasmin-, Aurikel-, Veilchen-, Vanille-, Weisblatt-, Azalien-, Mangduft, gehören zur Gruppe der benzoloiden Däfte. Von ihnen unterscheiden sich die in der Centifolie, der Wein- und Lindenblüthe, jedoch



Illustrirte

Frauen-Zeitung

Hest 13, 1.

Jährlich 24 Hefte. Preis
vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50).

Berlin und Wien, 1. Juli 1898.

Jährlich 24 Hefte. Preis
vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50).

XXV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Jan freit.

Erzählung von Luise Westlich.

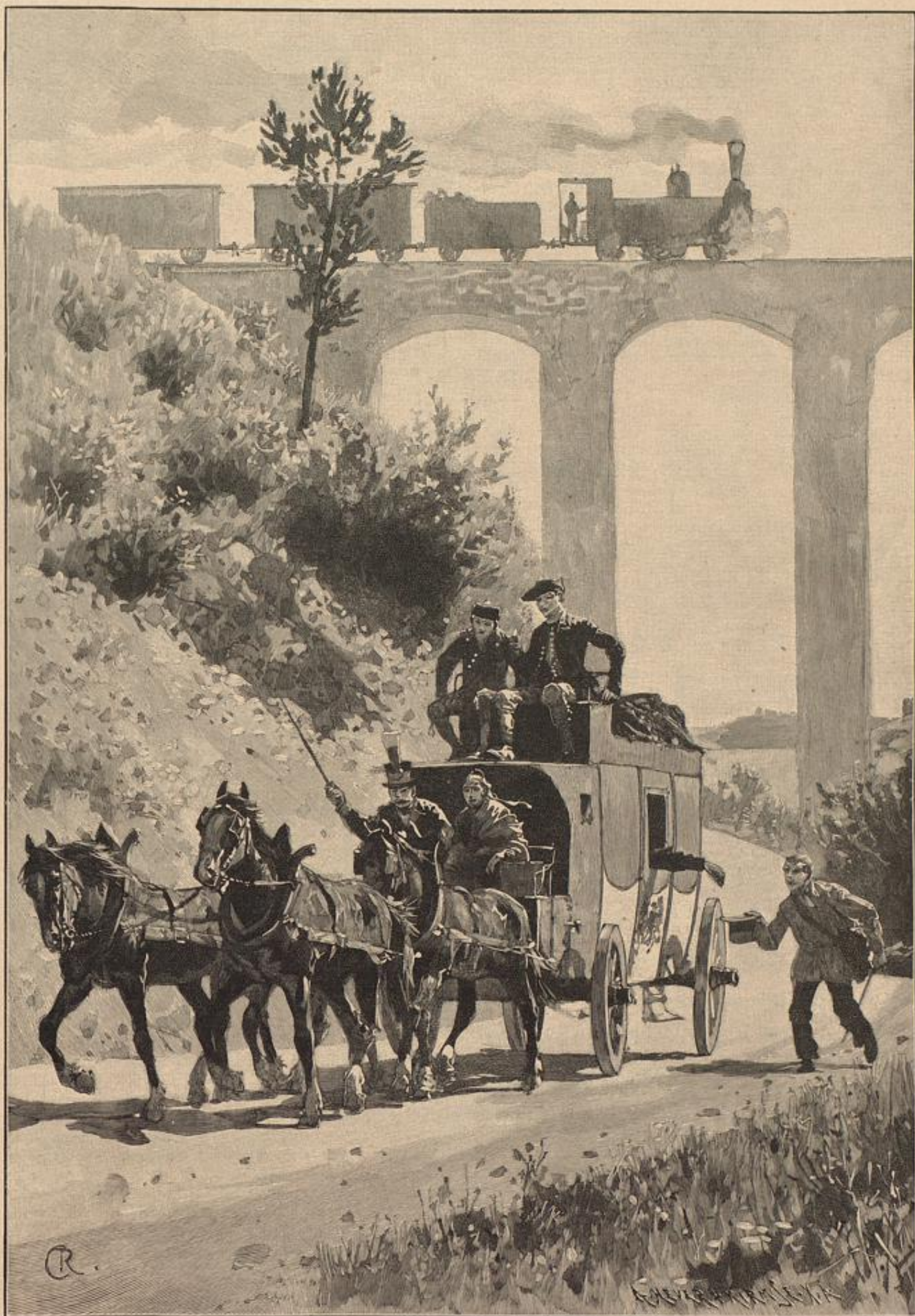
(I. Fortsetzung.)

So ging Jan heim als Bräutigam und war stolz darauf, daß er Vorstehers Hermann ausgestochen hatte und daß er ein Mann von solch raschem Entschluß war. Dabei köpfte er mit seinem Stod jedes Herbstblümchen, das am Grabenrand aufgeblüht war, und wiederholte sich mit Genugthuung: „Da mußt' mal en End' vun ward'n! Ja, das mußt' es!“ Er wäre aber sehr in Verlegenheit gewesen, wenn er mit Worten hätte sagen sollen, von was er ein Ende herbeiwünschte. Nur, da jetzt sein Gehöft hinter der grünen Wiesenfläche vor ihm aus der Dämmerung tauchte, gab's ihm innerlich einen Ruck. Er hatte Furcht und wußte nicht vor was. „Blot, viel ich det veele Snaden nich utstehn kann,“ sagte er sich.

Und er schritt nicht gradaus ins Haus, er strich um die Mauern, durch den Obstgarten. Aber der feine Regen wurde zum Guß. Da mußte er wohl hineingehen.

Marinka hatte das Abendessen fertig. Sie aßen's schweigend mit einander. Dann saßen sie um die Feuerstätte auf dem schönen Stern von helleren Steinen, der sie einfaßte. Ueber dem Torf, der darin schwebte, brodelte leise das Wasser in dem mächtigen Kessel, der an kunstvoll geschmiedetem Haken von dem schwarzen Rauchfang herabhing. Das frisch gefüllte Oellämpchen brannte mit ruhiger Flamme und ließ in mattem Glanz die Zinnteller und bunten Schüsseln auf den Wandbrettern zwischen den Thüren zu den beiden Stuben erschimmern. Marinka spannte. Jan hatte die Füße gegen das wärmende Feuer gestreckt, pußte an einem rostigen Büchsenrohr und trank Grog dazu.

Ab und zu klorrte eine Kuh mit ihrer Kette. Der Wind legte in vereinzelten Stößen um das einsame Haus. In den Tannen schrieten die Eulen, das Spinnrad schnurrte. Pöhlax, der struppige Mattensänger, fest an den Knochsaum der Dirne geschmiegt, stöhnte im Schlaf. Jan hätte gern gesprochen, aber es lag auf ihm wie eine Verzauberung, gleichsam als schnüre die unwirthliche Stille des Octoberabends ihm die Kehle zu, als versteinerten ihn die breiten Lider der niedergeschlagenen Augen ihm gegenüber. Die mächtige, schwarze Wimperfranse dran ließ die bläulichen Schatten um die Augen noch tiefer erscheinen. Aber der kleine Fuß in den Holzpantinen, — die Marinka trug



Einst und jetzt. Nach der Original-Zeichnung von Carl Röchling.

Siehe Seite 104.

Kinderpantinen, Jan wußte es wohl, — rastete nicht, die runden, braunen Hände zogen unablässig den Faden, und die Lippen, die vor Jahren um die Wette gezwitschert hatten mit den Schwalben, die Sommers unter dem Deckbalken nisteten, blieben hartnäckig stumm.

Jan meinte, wenn Marinka ihn nur ansehen wollte, er würde sprechen können. Er räusperte sich. Aber da sie nun die Augen aufschlug, nahm er schnell die Feuerzange und stieß sie in den glimmenden Torf, daß die Funken hoch aufsprühten. Dann sank der Raum zurück in seine alte Stille. Marinka spannte, Jan trank. Aber den Mann erstickte die große Neugier, die er mit sich herumtrug. Ohne Uebergang begann er:

„Wo schall dat mit den Haidhauer ward'n, Marinka?“

Sie sah auf. Er erschrak fast vor der Schwärze ihrer Augen.

„Grad als wenn Een' in twee Brunnen-ranner-kieft,“ dachte er.

„He wull Di doch frigen,“ fuhr er brutal fort.

„Bün ik Di in'n Weg?“ fragte sie langsam.

Er lachte kurz auf. „Nee, nee. Du verdeenst jo woll Dien Brod. Ik meen' man.“

„Denn laat mi, wo ik bün.“

„Om,“ brummte Jan, „ik hebb dor jo nix gegen. Ik meen' man. Du büst en jonge Deern. Deerns wilt frigen. Un en Haidhauer, — nu, veel bedüdt jo'n Kierl jo woll nich. Aber wat Extraiges kannst Du doch oof nich verlangen sien. Ik meen, wat en richtigen Buur is, da wardst Du jo woll nich up sinren, wiel Du doch man en Taternkind büst. Es is Schade, dat Du't büst, nee, wirklich, Marinka, wenn ik Di jo anseih! — Schad' is es. Aber wi künnt dor nix bi dohn. Wat?“

„Ik weet,“ murmelte sie. „Jo, ik weet, ik weet.“

„Denn so! Wie hast Du Di dat eegentlich dacht?“

„Laat mi, wo ik bün,“ wiederholte sie, und ihre Augen flecten eindringlich. „Du seggst jo, ik verdeen' mien Brod. Laat mi hier bleeven. Ik verlang' jo nix, nix, gor nix anders.“

„Un frigen magst nich?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Un hier willst bleeven?“

„Jo, jo! ümmer, Jan, ümmer!“

„Je,“ wiederholte er und stierte auf seine Stiefelspitzen, „mi kann't jo recht sien. Un, — un Clüvers Dora ward da woll oof nix bi to erinnern hebben! —“

Er brach ab. Es war heraus. Er wartete auf eine Frage. Es kam keine. Das Spinnrad drehte sich in rasender Hast.

„Clüvers Dora un ik, wir friget, mößt weeten. Ik hebb dat hüüt mit den Ellen richtig maket. — Wat heft?“

Der Faden war jäh gerissen. Marinka beugte sich tief über das Spinnrad.

„De Flaß dogt in düssen Johr oof gor nix.“

„Wieder fällt Di nix in?“ fragte er gekränkt. „Nix 'mal gratulee'rn dohst?“

„Doch, doch, Jan! Ik wünsch Di dat Best, dat Allerbest! Dat weetst oof. Man blot, — Clüvers Dora!“

„Magst ehr nich lieden? Jo, dor kann ik nix bi dohn. Dor möt Ji Frugenslüe jü um verdragen. Mi steiht Clüvers Dora an. Se is up't Hoor en Fru vör mi. Fix bi de Arbeet, un laat sich nich de Botter vun'n Brod afnehmen. Un klook! bannig klook!“ —

Jan war ordentlich außer Athem gerathen bei der Vertheidigung seiner Wahl.

„Nee,“ wehrte Marinka, „nee, et is wat anners. De Lüe seggen, — ik weet jo nich, — dat Vorstehers Hermann ehr gern lieden mag.“

Jan lachte trotzig auf. „Schall woll sien. Aber ik was fixer, süßt!“

„O, Jan, ik bün so bang.“

„Wat denn?“

„Vorstehers Hermann driift en Bagel up hunnert Schreede.“

„Un ik nich?“ rief Jan. „Meenst, ik nich?“

Die beiden zitternden Hände, die vergebens versucht hatten, den zerrissenen Faden anzuknüpfen, pressten sich auf die Brust. „Ik bün so bang. Vorstehers Hermann is en gansen Slimmen. Schoolmeesters ehr'n Hund heft' he oof umbracht. Wenn Du em sien Mäken weg-snappst!“ —

„Nee, Deern,“ schalt Jan, „wo büst du dumm! Büdst Di wirklich in, Vorstehers Hermann ward dat Zuchthaus riskeer'n un en Minschen dohsla'n, wiel he en Hund umbracht heft?“

Sie seufzte. „Ik wull, — ik wull doch, Du harrst Di en Anner utdacht!“

Jan warf den Kopf zurück und stand würdevoll auf.

„Sundag kummt mien Dora un süht sich ehren künftigen Hof an. Nimm di tosam, dat se ehr Huus god in Stanne find't. Vormaaften kannst ehr nix. De

jüht dörrch en Brett. Un noch eens: segg „Buur“ to mi un nich mihr „Jan“. Wi hebb de Kinnerchose vertreden. Respekt möt sien! — Wo geihst hen?“

Marinka hatte das Spinnrad neben die buntbemalte Truhe getragen. „Ik gah to Bedd, Buur. De Dogen fallen mi to.“

„Dat kummt vun Nachts Upsitten,“ brummte Jan. Er ging noch nicht zu Bett. Er trank erst noch ein Glas Grog und gab der Feuerzange einen Fußtritt, daß sie weithin über das Mosaikpflaster des Fletts flog, der schwarzweißen Kuh vor die Füße, die sie verwundert betrachtete. Er war wüthend über die Aufnahme, die seine große Neugier gefunden hatte, Widerspruch, alberne Befürchtungen, Theilnahmlosigkeit.

„Dat is de Deern ehr Dummheit,“ wiederholte er, und er wunderte sich, wie die beiden Frauen mit einander auskommen würden. In seinem Wandbett träumte er dann, daß sie miteinander rausten, aber nicht mit Bratpfannen oder Fingernägeln, nein, mit den schwarzen und den blauen Augen, deren Blicke sie wie Messer miteinander kreuzten. Auf einmal wurden die schwarzen Augen ein paar Brunnen und die blauen fielen hinein, und Jan selbst und ganz Stavenshagen. Da wachte er auf und fühlte, daß er noch sehr schwindlig war von dem vorgestrigen Gelage und dem Grog, mit dem er sich gestern Ruth zum Reden getrunken hatte. —

Am Sonntag waren Haus und Hof blüht. Jan sah es mit Genugthuung. Wenn man der Marinka einen gehörigen Knuff in die Rippen gab, leistete sie schon was; und sie wußte auch, wie er die Hemdkragen gestärkt und die Arbeitsblusen zugeschnitten haben wollte. Es war gut, daß sie bleiben wollte, immer bleiben. Eigentlich hatte er nie daran gezweifelt; sie war es dem Hof, auf dem sie aufgezogen worden war, geradezu schuldig. Wenn sie nur nicht solch wunderliche Einfälle gehabt hätte, wie sie einer richtigen Bauerntochter aus dem Moor niemals kamen! Alle Bagabunden und Landstreicher lockte sie herbei mit den mächtigen Brodschnitten, die sie ihnen in die Hände steckte. Die verwahrloseten Kinder kamen von Klinkenberg stundenweit mit ihren Milchhäfen gelaufen, und die Marinka verzichtete lieber auf ihr eigenes Frühstück, als daß sie solch einen schlechten Hasen ungesüßelt gelassen hätte. Phylax war fettgefüttert, wie kein Hund auf dem Moor. Und auf dem Tisch in der Stube prangten das ganze Jahr lang absonderliche Strauße, nicht etwa ein Duzend Georginen, Rosen, Astern, oder was sonst die Jahreszeit bot, zu einem glatten, abgerundeten Strauß nach Art eines Blumenkohlkopfes geordnet, nein, lauter Unkraut, wie es auf den Wiesen, an den Ackerreihen wild aufsproßte, der eine Stengel lang, der andere kurz, hochstrebende Gräser, rankende Winden, manchmal gar nur Beeren und gelbes Laub. Es war eben die Natur des Taternkindes, die immer wieder zum Durchbruch kam. Clüvers Dora würde da Ordnung hineinbringen.

Jan steckte in seinem Kirchenrock und ging vom Haus in den Garten, vom Garten auf die Brücke und wieder zurück. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt, daß er kaum athmen konnte. „Das ist die Freude,“ sagte er sich. Es war aber so still im Haus, als läge eine Leiche darin, und er hub an, mit Marinka zu schelten, die im Winkel auf der Truhe reglos saß.

„Wo lieft hüüt blot ut den Dogen? Siehst ut wie'n Uhl! Gist dat denn gor nix mihr to dohn?“

Sie schüttelte den Kopf. „Gor nix mihr, Buur.“

„Wat heft denn so stief un still dotausitten?“

„Ik bet' vör Dien Glück, Buur.“

„Dumm Tügl!“ sagte er zornig. „Mien Glück is Clüvers Dora, un do kummt et.“

Clüvers wurden eben auf der Brücke sichtbar; Dora voran in dem grünen Kleid, das sie auf der Hochzeit getragen hatte. Ihre scharfen Augen schienen ihr vorauszufliegen, so forschend ungeduldig war ihr Blick. Hinter ihr trottelten gemächlich die Eltern, der Bauer die lange Pfeife im Mund, die Bäuerin am Arm eine leberne Handtasche tragend, in der nichts war; aber sie hoffte, daß etwas hinein kommen würde. Clüvers trugen immer Taschen mit sich herum, um das Gute, das sich ihnen etwa bieten könnte, einzusaden. Schulmeisters Fritz behauptete, sie seien schon mit einer heimlichen Tasche in die Welt hineingeboren worden.

Dora schüttelte Jan die Hand und musterte Marinka, die in ihrem bescheidenen Sonntagsputz demüthig neben der Thür stand. Vielleicht erwartete sie einen Gruß. Marinka rührte in der That die Lippen, aber die Stimme versagte ihr, es kam kein Laut darüber.

„Du künntst Di oof Dien Hoor oratlich inflechten, as sich das hürt“, bemerkte Dora. „Ik mag Struwelköpp nich lieden.“

Dann trat sie über die Schwelle und erklärte, das Flett müsse neu „gemalen“ werden; denn die bescheidene Tüncherei hinter der Feuerstätte war längst im Torf-

rauch untergegangen. Mit der Schaffstreu war sie zufrieden, aber die Ketten, mit denen die Küche angebunden waren, fand sie zu lang. Sie maß in der kleinen Stube den Platz für ihre Limentruhe aus und fuhr wie ein Wirbelwind durch den Obstgarten. Endlich setzte sie sich doch, zu Jan's Erleichterung, in die große Stube an den zum Mittagsbrod gedeckten Tisch. Aber sie sprang beständig wieder auf, riß Marinka die Schüsseln, die sie hereintrug, aus der Hand, lief auf das Flett, stocherte in den glühenden Torfen, schwenkte die Pfannkuchen in der Pfanne, begutachtete die Butterstücke, betrachtete das Butterfaß, ordnete an und befaß. Der ganze stille Hof war erfüllt von ihrer hellen Stimme und ihrer rastlosen Geschäftigkeit. Sie konnte nicht still sitzen, versicherte sie. Die Arbeit, die zu thun sei, „sehe sie an“.

Jan blickte verstohlen auf Marinka. Sie war merklich grau unter ihrer gelben Haut. Sogar ihre Lippen hatten einen weißlichen Schimmer. „Se mit sich ierst torechtfinnen, akkurat so wie ik,“ dachte Jan. „Nee, wat vör'n Ding, wenn so'n richtige Husstrummandeert! Gene, die 't versteiht.“

Ihm schien's, als sei seiner Lebtag auf seinem Hof noch keine Sache recht gethan worden.

Aber dann erwachte seine zähe Bauernschlaube. Die Mitgift wurde verhandelt. Dora war zartfühlend aufgeprungen und fortgelaufen. Jan hörte sie draußen mit Marinka schmählen. Er vergaß dann die beiden Frauen, denn in seinen Kopf gingen nicht viele Dinge neben einander, und, wenn er ein Geschäft abschloß, sah er nichts als seinen Vortheil. Er marktete also eigensinnig um den Pfennig an Geld und den Aufwischlumpen der Aussteuer. Vater Clüver wurde ganz aufgebracht und sagte ihm geradezu, für einen jungen Burtschen nähme er es wirklich zu genau. Ob er es denn für gar nichts rechne, das Mädchen zur Frau zu bekommen, in das er verliebt sei? Worauf Jan gelassen erwiderte, die Liebe sei eine Sache zwischen ihm und seiner Frau, mit der Eltern hätte er nur den Geldpunkt zu verhandeln.

Endlich wurden sie doch einig. Dora kam wieder herein, sie stießen an auf künftiges Glück und Alle wurden sehr vergnügt und sehr laut. Dann gingen Clüvers fort, nicht ohne daß Frau Clüvers ihre Handtasche mit den besten Gravensteinern aus Jan's Garten gefüllt hätte.

Mit einem Schlag sank der Hof zurück in seine Stille und sein Schweigen. Der Abend war unter den langen Feilschen herangekommen. Zwischen schmalen, schwarzen Wolkensstreifen hervor warf die matte Herbstsonne einen gelben Strahl falschen Lichts schräg auf das schwarze Moor. Die zitternden Birkenblätter glänzten drin wie geschmiedetes Gold, und die Zweige der Tanne erschienen noch schwärzer. Jan stand vor der Thür und sah den Abziehenden nach, wie sie über die Brücke seines Gehöfts schritten, stolz auf den Sieg seiner Zähigkeit und Schlaubeit, die zweitausend Thaler und ein Kuh als Mitgift von dem knauserigen Bauer erpreß hatten, stolz und zufrieden, genau so, wie wenn er seine Törze einer unerfahrenen Hausfrau zwei Pfennige über den Marktpreis aufgehängt hatte, gerade so stolz und zufrieden, und weiter nichts. Und er dachte, daß es schon etwas Besonderes sei, daß er sich so gar nicht aus den Dörnen machte, denen die anderen Burtschen auf dem Moor doch wacker nachstiegen. Er stellte sich's vor, wie er Dora als seine Frau über diese Schwelle führen würde, und sein Herz schlug um nichts schneller. „Ganz besonders!“ —

Die plötzliche Stille lastete auf ihm. Er hätte gern jemand seine Gedanken mitgetheilt. Unwillkürlich sah er sich nach Marinka um. „Du, Marinka! Ik segg —“

Aber Marinka war nicht da, nicht auf dem Flett, nicht in der Stube, nicht im Garten. Unaufgewaschen standen die Schüsseln vom Mittag um die Feuerstätte. Das war nicht Marinka's Art. Er ging zum Backofen, fand sie nicht, und kehrte in das Haus zurück. Wunderbar todt und leer schien es ihm ohne sie, ein Schneckenhaus ohne Schnecke. Gleichwohl war sonst alles unverändert. Die Kühe lagen ruhig wiederkäuend, die Pferde schliefen mit gesenkten Köpfen, die letzten Hühner hüpfen in ihren Stall. Ihn fröstelte plötzlich, ihm war nicht gut.

„So'n verdammte Blapperie mak't 'n Minschen ganz wunderlich!“

Er nahm einen Schluck Schnaps, ihm wurde nicht besser. Er trat vor die Thür, er legte die Hand über die Augen und spähte über die Haide. „Marinka! Ma—rin—ka!“

Ein Winkeln machte ihn umschauhen. Phylax zerrte heulend an seinem Strid. Warum war der Hund angebunden? Marinka band ihn sonst niemals an. Jan ging zur Hundehütte, nicht ganz so bedächtlich wie er pflegte, und versuchte den Knoten im Halsband zu lösen, aber der Bindfaden verschlang sich immer wieder

Ungebuldig und unruhig schauten unterdessen die klugen Augen des Mattenfängers zwischen den überhängenden Haarzotten hindurch ihn an. Der Hund und sein Herr verstanden einander. Endlich gab die Verschlingung nach, Jan hatte sie durchschnitten. „Such', Phylax, such'!“

Die Nase auf dem Boden, rannte der Hund quer über den Sturzacker, quer über das Brachland, mitten durch niederes Birkengestrüpp und hohes Haidekraut, auf dem kürzesten Weg dem wilden Moore zu, dem neuesten Torfstich. Jan folgte, und der Athem war ihm ungewöhnlich knapp, während er mit weiten Schritten über den schwarzen Boden stieg, der unter seiner Last wie eine Springsfedertratte sich hob und senkte. Braune Berge trockener Torfe benahmen ihm anfangs die Aussicht auf den Tümpel, in dem er im Frühjahr bis zum Hals im Wasser stehend gearbeitet hatte. Jetzt blinkte im letzten Sonnenstrahl die Wasserfläche auf. Kein öderes Bild denkbar, als dieser träge, bleierne Spiegel im Kranz der braunen Torfhaufen unter dem niederen Octoberhimmel mit seinem falschen, schrägen Sonnenstrahl. In diesem Sonnenstrahl sah er Marinka am Rand der Kuhle knien, weit, weit vornüber gebeugt über das Wasser. Ihr wirres Zigeunerhaar berührte, gelöst herabfallend, fast den Spiegel. — Jan meinte, daß er nie zuvor den Abendthau so kalt empfunden habe. Es war, als fiele er ihm gerade aufs Herz.

In diesem Augenblick schob mit einem Freudengeheul der Hund seinen zottigen Kopf der Dirne ins Gesicht. Sie fuhr empor. Sie starrte mit stumpfem Blick um sich, mit Augen, die nicht sahen; gleichsam, als taste sie sich mit Mühe zurück aus einer fernem, fremden Welt.

Jan aber stand wie angewurzelt. In der Secunde, da er sie am Rand des Wassers erblickte, auf dem Goldgrund des sonnbestrahlten Birkengestrüpps, war ihm klar geworden, warum die Dirnen auf dem Moor ihm waren „Eine wie die Andere.“

Marinka hatte sich inzwischen langsam aufgerichtet, ganz ruhig, müde fast. Mechanisch strich sie sich das Haar aus der Stirn und schlang den Knoten neu; recht fest, die künftige Bäuerin hatte ja seine Leppigkeit gescholten.

Jan kam um den Rand der Pfütze. „Marinka, id segg',“ seine Stimme klang rau, „wat dohst hier?“ „We grise Kant hett sich verloopen,“ murmelte sie, die Augen niederschlagend. „Ja dacht mi —“

„We grise Kant kann swimmen, Du nich“, sagte Jan. „Kumm to Huus!“

Sie folgte ohne Widerstand. Der Paroxysmus ihrer Verzweiflung war vorüber. Sie nahm das Leben wieder an, wie es war, und ertrug's. Schweigend ging Jan neben ihr hin, er brauchte Zeit, sich zu besinnen. Auch sie schwieg. Und die Sonne erlosch langsam in dem violetten Dunst, der aus dem Moor aufstieg. Die letzten Raben zogen mit schwerem Flügelschlag über die Wildnis zu ihren Schlafstätten. Die Nacht war da.

In der Hausthüre sagte Jan und sah geradeaus: „De Hochtid is up heilig Abend fassett.“

Marinka nickte. „Up heilig Abend.“

„Ja harr da giern noch en beten met töwt,“ versicherte Jan. „Aber Clüvers Dora is bannig fix, oof mit Hochtid maken. Twee Dufend Dahler kriegt se mit.“

„Twee dufend Dahler is' veel Geld.“

Marinka blies die verglimmende Gluth auf der Feuerstätte an, hing den gefüllten Wasserkessel darüber und bereitete sich, die gebrauchten Schüsseln aufzuwaschen. Des Dellämpchen, das vom Pferdekopf des schwarzen Rauchgangs herunterhing, goß sein mattes Licht über die tief umschatteten Augen des Mädchens und seinen blaffen Mund. Stille lagerte über dem Haus, Einsamkeit, eine Abgeschiedenheit, als sei die Welt hinter diesen Mauern zu Ende und es blieben nur die beiden Menschen allein in Nacht und Moor.

Jan sagte die rührige Hand des Mädchens. „Marinka!“

Sie regte sich nicht. Sie zitterte. „Marinka!“

Da schlug sie die Augen zu ihm auf, in Wahrheit zwei Brunnen, in denen ihm Braut und Hochzeit, Vergangenheit und Zukunft und der ganze Jan versanken. Er fühlte eine Gluth ihm die Wangen versengen, die nicht der Widerschein des glimmenden Torfes war. Er preßte schmerzhaft die Hand, die er hielt. Marinka rührte sich noch immer nicht. Da packte ihn gewaltsam, übermächtig, die große Versuchung seines Lebens, ein tolles Verlangen, die lockere Haarfluth da vor ihm zu ergreifen, die Hände hinein zu vergraben, die Lippen; die zitternde, weiche Gestalt, die keinen Knochen und keine Ede zu haben schien, in seine Arme zu fassen, zu zerdrücken. Einen Augenblick stand er reglos vor der Reglosen, die Augen auf sie geheftet, mit hastig athmender Brust. Es war nicht sein Gewissen, was ihn zurückhielt, nicht der Gedanke an Braut und Hoch-

zeit. Die Wildnis hat ihre eigene Moral: Heirathen that man für Haus und Hof, für die Gemeinde und die Leibesecken. Was ihn da ergriff, war ein Ding, das nur Jan anging, war Jan's eigenstes Glück. Er würde sich's nehmen, ohne Jögern und ohne Neue. Aber etwas lähmte ihm den Willen. Als nüchternen Sohn einer nüchternen Rasse sah er die Dinge, wie sie waren; er konnte sie nicht anders sehen, seine Phantasie spielte ihm keinen Streich. Und neben der bedingungslosen Hingabe schimmerte in der schwarzen Tiefe der zwei Brunnen eine stumpfe Entschlossenheit, ein ruhiger Eigensinn. Das Taternkind hatte nie hartnäckig am Leben gehalten, Torflöcher gab es genug in der Kunde, und er fühlte klar: auch sein Leben würde verdorben sein, wenn man eines Tages diese aus einem solchen Loch zöge. Nicht sein Besitz, nicht die reiche Heirath konnten ihn fürder freuen, nicht Arbeit noch Vergnügen. Er mußte zum Lumpen werden, wenn das geschah.

Er stieß jäh die Hand zurück, die er noch immer in der seinen quetschte und sagte kurz:

„Hah! mi mien Stäveln, Deern, id gah na Quellkorn.“

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Was erfreut uns an Bildern?

Von Ferdinand Avenarius.

Sind Sie etwa Kunstkritikerin, verehrte Frau? Sie antworten mit einem entrüsteten Nein. Sie haben Gottlob, es weder „nötig“, noch sonst den mindesten Grund, sich mit „so etwas“ zu befassen; Sie sind ausschließlich und allein Kunstgenieherin. Sie sehen sich ein Bild an, und dann gefällt's Ihnen eben, oder es gefällt Ihnen nicht; gefällt es Ihnen, so loben Sie's Ihrer Freundin, gefällt's Ihnen nicht, so sagen Sie: langweilig, gehen wir weiter! Aber wenn Sie auch nur zu Ihrer Begleiterin loben und tadeln, so sind Sie ja doch „Kunstkritikerin“? Und selbst, wenn Sie nicht mit gesprochenem Worte loben und tadeln, sondern nur schweigend für sich ablehnen oder annehmen, so sind Sie's ja auch schon?

Das ist eben die Sache: Bilderkritik, so gut wie Bildermalen, ist bei den Leuten „vom Fach“ nur die besondere Ausbildung einer Thätigkeit, die in ihren Anfängen wir alle üben. Es giebt keinen gesunden Menschen, der noch nie gereimt, noch nie gesungen, noch nie getipelt hätte, und wenn damit auch erst der unterste Dilettantismus sich gemeldet hat, so beginnt doch mit ihm schon die geschlossene Kette von Gliedern an Gliedern, die immer edleren Metalles werden, bis sie des reinen Goldes, sind innerhalb des Bereichs echter Künstlerthätigkeit. Und ebenso beginnt mit dem ersten „das mag ich“ oder „das mag ich nicht“ das Dilettiren in Kunstkritik.

Nun sind aber zwischen diesen beiden Arten des Dilettantismus große Unterschiede. Malen Sie gut, verehrte Frau, so kann das viele Leute erfreuen; malen Sie schlecht, so lört das nicht viele; wer aus Liebhaberei malt, erstrebt ja damit in erster Reihe ein Vergnügen für sich selbst, das andere Leute wenig angeht. Aber die Kritik beschäftigt sich im Gegentheile hierzu gerade mit anderen Leuten. Dilettiren Sie daher in Kritik und Sie machen's gut, so helfen Sie, wenn auch zu einem noch so bescheidenen Theile, die Arbeit der Tüchtigen fördern und die Arbeit der Untüchtigen hemmen: Sie dienen damit, so viel an Ihnen liegt, dem Fortschritte unserer Kunst. Dilettiren Sie aber in Kritik schlecht, so thun Sie gerade das Gegentheil. Deshalb ist es eine verantwortliche Sache um das kritische Dilettiren, eine viel verantwortlichere jedenfalls, als den Meisten bewußt ist. Ernster, nicht pführender Dilettantismus im Ausüben der Künste hat sogar, nach sehr sachverständiger Männer Meinung, seine allergrößte Bedeutung im Geistesleben der Nation gerade darin, daß er am besten zu verständnisvoller Kritik erzieht. Wie der ernsthaft vorgebildete Musik-Dilettant am besten dem wirklichen Musikünstler zu folgen vermag, so ist es ja in den bildenden Künsten auch. Ernsthafter, künstlerischer Dilettantismus erzieht das Publicum zur Urtheilsfähigkeit, und ein dazu ergoßenes Publicum ist für jede kunstblüthige wichtige Vorbedingung. Wir schätzen mit Recht den eiteln Komödianten gering, der nur um des Applauses willen spielt, der sein künstlerisches Gewissen, wenn er eins hat, betäubt, um durch Kläpchen der Masse zu gefallen. Jeder wahre Künstler schafft, ohne Rücksicht auf die anderen, nur um zu gestalten, was in ihm lebt. Aber auch er kann auf die Dauer nicht mit voller Kraft am Werke sein, findet er nirgends ausnahmsfreie Seelen. Ich spreche nicht vom Geld- und Gut-Erwerb, obgleich doch auch der Künstler ein Mensch ist, der leben muß und verbittert wird, wenn er sieht, wie, durch falsche Urtheile misleitet, die Menschen bei Gaultiers Kopfgold einkaufen für echtes. Ich denke an Männer, die ein langes Leben lang stolz und einsam schufen, unbeirrt im Gefühl ihrer unverstandenen Kraft. Rechtzeitig verstanden, hätten auch sie, wer weiß wie viel, noch Größeres leisten können; denn tiefes Verständnis beim Genießenden ist für den Künstler die größte aller Anregungen. Ja, man darf sagen: sie bedeutet die geistige Ehe zwischen Bildenden und Genießenden, aus der erst gesunde Kunstwerk-Kinder entspringen.

Thut unter solchen Verhältnissen die gebildete Frau recht daran, ihr angeborenes, kritisches Vermögen ganz und gar nicht zu erziehen? Die malende Dilettantin, die's ernst mit ihrer Arbeit meint, diese erzieht es ja, denn man kann keine Kunst treiben, ohne sich über sie wenigstens in den wichtigsten Fragen Rechenschaft zu geben. Die Dilettantin ist sogar in dieser Beziehung am besten daran, denn in der Kunst handelt sich's um Empfinden, Schauen und Gestalten, und über solcherlei Dinge belehrt die „Praxis“ viel besser als das Wort. Aber es haben nicht alle genügend Talent, und wenn sie das Talent haben, nicht genügend Zeit zu diesem ernsthaften, malenden Dilettiren, das seinen Mann oder seine Frau ganz anders in Anspruch nimmt, als ein wenig Herumspäzieren mit Stift oder Pinsel. Kann nicht eine kluge Frau auch ohne solch

Dilettiren ihr kritisches Vermögen schulen? Sie kann's nicht nur, sie muß es, wenn ihre Kunsttheile nicht bei jedem Sachverständigen ein kleines Lächeln erwecken sollen. Will sie's aber, so muß sie sich vor allem üben, zunächst nach Möglichkeit die richtige Antwort auf die Frage zu finden: was gefällt mir an diesem Bild oder aber: was ist es, das mir daran mißfällt?

Sie wird dann sehen, daß dieses Gefallende oder Mißfallende sehr verschiedener Art sein kann. Es kann zunächst ganz einfach im Stoffe liegen, im Gegenstande des Bildes. Ein schönes Mädchen, ein schöner Mann, ein liebliches Kind, aber auch ein Strauß von holden Blumen oder ein Alpenthal mit schäumendem Gießbach und Gletschern und tiefem Himmelsblau, — alles kurzum, was anzusehen uns in der Wirklichkeit erfreut, das verschafft einen großen Vorsprung in unserer Gunst auch dem Bilde, in dem wir's wiederfinden. Aber ist es schon ohne Weiteres hohes Verdienst des Malers, daß er uns solche angenehme Dinge zeigt? Wenn wir einen Brief lesen, der uns von unseren Lieben in der Heimat erzählt, ei, so interessiert uns das, auch wenn er schlecht geschrieben ist, — aber für einen guten Schriftsteller halten wir den Schreiber nur, wenn er uns auch durch das Wie seiner Darstellung zu fesseln weiß. Vor Bildern sollten wir ähnlich urtheilen, aber wir thun's nicht jedes Mal. Es giebt Maler, die immer dieselben hübschen Gesichter in immer derselben entsehrlich schlechten Malerei immer aufs neue dem Publicum vorsetzen, und das Publicum findet immer wieder nicht nur ihre Modelle, sondern ihre Bilder, ihre Kunst reizend und gut. Hier unterscheiden zu können, ist der kunstkritischen Bildung Anfang: ich muß mir klar darüber werden können, ob meine Unlust oder Lust am Bilde sich nur auf seinen Gegenstand oder auch auf dessen Darstellung bezieht, oder auf beide, oder ob eines angenehm, das andere unerfreulich wirkt.

Und das „stoffliche Interesse“ kann auch in feinerer Form, kann gleichsam verschleiert mitwirken, um unser Urtheil über ein Bild zu bestimmen, und — zu fälschen. Wer kennt nicht von früher her Meide's großes Bild „die Lebensmüden“, den jungen Mann, der mit seiner Geliebten bereit war, ins Wasser zu springen? Es waren nicht viele, die deutlich ihre menschliche Theilnahme am Schicksal dieser beiden Menschen als etwas anderes empfanden, als ihr Interesse an diesem Bild, — man hielt zumeist das Bild als Kunstwerk für bedeutend, obgleich es uns das unglückliche Paar weder mit besonderem Geiste noch mit besonders großem malerischen Können vorführte. Oder man denke an Weiser's „Unterbrochene Trauung“, ein gleichfalls einst als „sensationell“ empfundenes Bild. Da rettet ein schöner, junger Herr seine Braut noch im letzten Augenblicke davor, Gattin eines alten Roués zu werden. Auch hier war's, obgleich der Maler kein schlechter war, der Stoff, durch den er uns gefangen nahm. Bei längerem Verweilen vor dem Bild stiegen Einem die Bedenken auf. Sonderbar, daß der Mann gerade in diesem Augenblicke der Trauung kommt, — hing denn alles davon ab, daß sich seine Drofsche vom Bahnhofe her nicht veripäpate? Und kann das Fräulein jetzt nein sagen, warum konnte sie's nicht vor einer Stunde auch? Warum nicht? In diesem Warum liegt die Beurtheilung des Bildes von einem höheren Standpunkte aus. Lassen wir nämlich von diesem Liebespaar in einer Novelle, so braucht uns dieses Warum nicht zu kommen, denn der Schriftsteller kann seine Geschichten begründen, motiviren, der Maler aber kann's nicht. So soll er auch nicht in den Mittelpunkt unsere Theilnahme stellen, was uns zunächst gleichsam anspricht, um uns alsdann Fragen aufzugeben, deren Beantwortung ganz außerhalb der Malerei liegt. Durch Haltung, Gebärden, Mienen, vor allem durch die Charakteristik der Angesichter kann der Maler uns sehr wohl auch Menschenseelen schildern; man denke nur an Lenbach'sche oder gar an Holbein'sche oder altniederländische Bildnisse. Aber das ist etwas anderes, als das Geschichten- und Anekdoten-Erzählen im Bild, das deshalb zu jeder Zeit von ernstern Künstlern sowohl wie von ernstern Kritikern gleich wenig geschätzt war. Auf Kunstausstellungen freilich vermittelt es die größten „Triumphe“, hier bestimmt es oft geradezu die Lieblinge des Publicums. Denn Anekdoten-Malerei zählt schnell, was sie zahlen kann, sie verlangt keine Vertiefung, kein Nachschaffen, keine Stimmung: der Blick ist so schnell verstanden, wenn man ihn sieht, wie, wenn man ihn hört. Aber es ist nicht viel dahinter, und das nächste Mal langweilt's schon; und es ist bedauerlich, weil es, wie das Rokettiren einer oberflächlichen Schönen, von der Beschäftigung mit solideren Dingen weglodt. So dürfen wir denn als eines der erfreulichsten Zeichen von der Befundung unseres Kunstgefühls betrachten, daß solch „sensationelle“ Bilder auf unseren großen Ausstellungen seltener und seltener erscheinen. Die „öffentliche Meinung“ innerhalb der Künstler-Ausschüsse, die aufzunehmen und abzulehnen haben, erkennt und verurtheilt sie jetzt fast allgemein als ungehörige Speculationen.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Sein großer Freund.

Von Fritz Döring.

Herr des Himmels!“ brummte er, — „Robert Strich! Wenn Dir Dein Leben lieb ist, Mensch, so komm!“

Dabei zog mich sein Arm schon über die Straße fort, über den Reitweg hinüber, bis wir glücklich in der Mittelpassage der „Linden“ standen. Erstaunt hatte ich ihn angesehen. „Robert Strich? Kenn' ich nicht. Etwa Dein Schneider?“

Theo Gärtner zuckte nur die Achseln. Und während er forschend hinüberspähte, sagte er: „Erinnerst Du Dich der kleinen Geschichte, die Deine erzählt? Wie da ein Mensch in Paris 'rumlief, auf dessen Visitenkarte statt jedes anderen Titels „ami de Beethoven“ zu lesen war? Solcher Art ungefahr ist auch dieser Herr.“

In demselben Moment zog er mit einer halb unterdrückten Verwünschung den Hut, und als ich seinem Beispiel folgte, sah ich, daß unser Manöver erfolglos gewesen war. Ueber die Straße hinüber, leicht winkend, kam ein mittelgroßer Herr im Cylinder. Bei der Vorstellung war er fast verlegen, aber im nächsten Augenblick lächelte er seinen Paletot auf, brachte ein Couvert zum Vorschein und sagte hastig:

„Ich wollte mir nur gestatten, mich zu erkundigen, ob die Herren schon Billets zu dem Vortragsabend haben, den der Meister demnächst abhält. Es ist unsagbar, meine Herren, — ich habe die Ehre gehabt, die neueste Dichtung des Meisters im Privatirkel aus seinem eigenen Munde zu hören, — o, jeder Mensch, der sich noch etwas Sinn für die Ideale bewahrt hat, geht ganz berauscht heim, so herrlich ist das. Und im eigenen Interesse kann ich den Herrschaften nur empfehlen —“

Er war wieder etwas verlegen und holte mit raschem Griff zwei Einlaßkarten hervor.

„Sehen Sie,“ sagte er und hielt sie uns hin, „nur zwei Mark pro Stück! Eine Lappalie! Eine Lappalie für den herrlichen Genuß! Es wäre doch eine Schande für ganz Berlin, wenn der Meister nicht mal einen vollen Saal hätte!“

„Verzeihen Sie,“ fuhr ich harmlos drein, „welch' Meister ist denn das, zu dem Sie uns so liebenswürdig führen wollen? Eigentlich müßte man das doch vorher wissen.“

„Aber, aber,“ stöhnte er, — „natürlich ist es unser herrlicher X.! Würde ich denn für einen anderen, — behüte, mein Herr! Und nochmals, im eigenen Interesse —“

„Thun Sie es nicht auch mit einer Karte, Herr Strich?“ fragte Theo Gärtner leuchtend und griff nach dem Portemonnaie.

Es half nichts. Er redete so dringend, bat, pries den Meister so überschwänglich, daß wir nolens volens ihm zwei Billets abnahmen. Da strahlte sein gutmüthiges Gesicht.

„Sie werden einen Genuß haben, meine Herren, wie er in unserer Zeit selten ist! Ich danke Ihnen vielmals. Es ist schwer, heute ideale Herzen zu finden. Aber dreißig Karten habe ich seit Sonnabend schon verkauft. Auf Wiedersehen, meine Herren, — auf Wiedersehen! Darf ich Sie dem Meister empfehlen?“

„Zum Teufel mit Deinem Meister!“ brummte Theo Gärtner durch die Zähne, als sich Robert Strich eiligst entfernte. „Der Meister kostet jedesmal Geld.“

„Ist er denn Agent?“ fragte ich. „Und warum läßt Du ihn denn nicht laufen?“

„Unsinn, — Agent! Freiwilliger Agent ist er. Seit X. ihm erlaubt hat, mal zu ihm zu kommen, ist der Kerl gefährlich. Gerade weil er so ehrlich und gutmüthig und in seiner Bewunderung des Genies so rührend ist, kann man ihm keinen Korb geben. Er vernachlässigt alles andere über dem ‚Meister‘; er ist ‚ami de X.‘ und selig darin. Na, und Du kannst Dir denken, daß der ‚Meister‘ solchen Kerl zu gebrauchen versteht. Ist ein neues Buch von ihm erschienen, sagt das Genie: Lieber Strich, möchten Sie nicht zusehen, daß das Buch etwas schneller geht? Und der liebe Strich geht in alle Buchhandlungen, bittet, es in die Auslage zu stellen, verkauft durch sanften Zwang selber fünfzig Exemplare an alle seine Bekannten, um nach vierzehn Tagen dafür ein freundliches Lächeln von seiten des Genies zu quittieren. Was willst Du, es muß eben auch solche Käuze in unseres Herrgotts Thiergarten geben! Jetzt läuft er mit Billets herum, — ganz und gar selbstlos. Dabei hat ihn der Meister oft niederträchtig behandelt, sich oft über ihn lustig gemacht, und weiß der Himmel, was noch. Vor zwei Jahren passirte die beste Geschichte. Wir haben alle darüber Thränen gelacht.“

Er schwieg. Eine Hof-Equipage fuhr in schlankem Trabe an uns vorbei. Die Wache am Brandenburger Thor präsentirte.

„Und Robert Strich?“ fragte ich.

„D,“ sagte Theo Gärtner. „Er hat nicht gelacht. Er soll damals geweint haben.“

Ich erfuhr diese tragikomische Geschichte erst monatelang später. In einer lustigen Gesellschaft ward sie erzählt. Und als ich nachdenklich allein durch die stillen Straßen nach Hause schritt, rollte sich mir dies ganze, bescheidene Menschenleben auf. Seit dieser Stunde habe ich dem guten Robert Strich manchen Obolus geopfert, habe ihm Widder des Meisters oder Billets zu den Veranstaltungen abgenommen, die in der unergründlichen Paletot-Tasche auf ihr Aussehen warteten. Denn seit dieser einen Stunde begriff ich auch, weshalb man sich fast schämte, ihn unwürdiger Sache ziehen zu lassen.

Er war der Sohn eines kleinen Beamten. Es ging ärmlich zu im Hause, denn zwei Schwestern waren auch noch da, wollten nicht nur satt werden, wollten auch später mal eine bescheidene Aussteuer haben. Mit Mühe und Noth setzten die Eltern es durch, ihren Sohn aufs Gymnasium zu schicken. Sein höchster Wunsch, Literatur-Geschichte zu studieren, konnte ihm nicht erfüllt werden. Sein Vater wurde krank; daß es nicht lange mehr dauern würde, wußten die anderen so gut

schloß die Augen und fühlte es warm und kalt den Rücken herunterlaufen. O du lieber Gott, gab es denn wirklich Menschen, die so herrliches schaffen konnten? Was waren die Leuchten der Wissenschaft, was waren all' die berühmten Feldherrn und Generale gegen solche Herzensbezwinger?! Je mehr er sah, desto größer ward sein Hunger nur. Er rechnete nicht falls deshalb in seinem Geschäft, er hielt seine Bücher so peinlich sauber wie früher. Aber er war ein anderer Mensch, wenn er zu Hause vor einer Dichtung saß oder im Theater. Und da passirte es einst, daß Robert Strich dem Herrn X. vorgelesen wurde, einem vielgenannten jüngeren Dichter. Seine Beugung fiel schrecklich aus, unbehilflich stotternd beantwortete er eine Frage. Als er nach Hause kam, hatte er noch immer einen rothen Kopf. Das Genie hatte mit ihm gesprochen! Mit ihm!

Das war die entscheidende Stunde in dem Leben und Wesen dieser lüthungerigen Seele. Wie ein Schmetterling, der immer von neuem die Flamme sucht, kreiste jetzt der harmlose Mensch um das Genie. Das Genie lächelte. Das Genie ließ sich herbei, die rührenden Guldigungen zu bemerken. Das Genie klopfte ihm eines Tages auf die Schulter und sagte: „Lieber Strich! Wohlgerath; nicht lieber Herr Strich, sondern lieber Strich! Er mußte sich an seine Nase fassen, ob er's denn wirklich war. Kein Orden der Erde hätte ihn so erheben können in seinen eigenen Augen. Von dem Tage an war der Meister sein Vergott, und er sein allzeit getreuer Diener und Helfer. Kein Spott störte ihn aus seinem Wahne; er lächelte und antwortete kaum. Auf ernste Vorstellungen jedoch erwiderte er mit einem Worte seines ‚Meisters‘: ‚Wer dem Genie dient, der dient Gott, denn Gott hat das Genie geschaffen.‘ Und das stand fest bei ihm, als das Amen in der Kirche.“

Der ‚Meister‘ überzeugte sich bald, ‚welch' unschätzbare Kraft er da in dem bequemen und gutherzigen Menschen gefunden hatte. Er lud ihn ein; er war gleich ihm Junggeselle und nicht mal älter, wenigstens nur um ein Geringes. Robert Strich verdoppelte seine Anstrengungen. Ein Lächeln, ein Händedruck lobten ihn. Mehr wollte er nicht. Wenn der ‚Meister‘ ihn bei guter Laune ‚lieber Freund‘ nannte, so war das beinahe schon zu viel.

So waren zwei Jahre verfloßen, als ein großes Ereigniß eintrat. Auf einem Balle lernte Robert Strich ein bildhübsches junges Mädchen kennen. Sie hieß Lotte Winter; sie lachte gern und tanzte noch lieber; sie war ein bißchen eitel und ein bißchen kokett, aber sie hatte wunderbare Augen, — Schmuckaugen, die stets nach einem jungen Königssohn auslochten, der kommen und sie küssen sollte.

Der Königssohn kam nicht. Ihre Verwandten zogen den soliden Bankbeamten der Gegenwart dem Märchenprinzen der Zukunft vor, und als sie bemerkten, daß Robert Strich immer von neuem wie gebannt herüber sah, als sie bemerkten, wie er, schüchtern und stotternd, immer von neuem um einen Tanz bat, blinzelten sie sich zu und fanden, den jungen Mann müsse man einladen.

Lotte Winter sagte nicht nein. Und Robert Strich erst recht nicht. Jetzt kam es vor, daß er nach Geschäfts-schlus nicht ins Theater ging, daß er seine geliebten Bücher vernachlässigte. Und alles nur Lotte Winter's wegen. Er wagte nicht, zu ihr von seiner Liebe zu reden; er war glücklich, wenn er überhaupt nur ein Wort mit ihr sprechen durfte. Was sollte sie an ihm finden, dem kleinen Bankbeamten, der nicht schön war, nicht talentvoll, nicht elegant, nicht fed? Und doch wurde die Schwärze und Hoffnung, sie zu erringen, immer stärker in ihm. Es brannte in seinem Herzen wie eine reine, große Flamme; es war ihm nie Gleiches geschehen. Und wenn er am Familientisch saß und sah, wie sie dem Mädchen die silberne Theekanne abnahm, wie sie lächelnd um die Tasse bat, — dann schrieb in ihm: ‚Warum soll sie nicht einst so schalten und walten in Deinem Hause? Warum denn nicht?‘

Er fühlte, daß ihre Verwandten die gleichen Wünsche hegten. Das machte ihn gewisser in seinem Wesen und stärkte ihn. Und er selbst ver suchte, sich vor der Geliebten auf ein Postament zu setzen, sich größer zu machen, vor ihr zu glänzen, daß ihr Herz



Die neuesten Verlobungen. Nach dem Gemälde von Luise Nag-Christler. Photographie-Berlag von Franz Hanfstaengl in München.

wie er selber. Wenn er todt war, mußte sein Sohn eben in die Brezche treten. Der kranke Vater selbst redete mit dem Primaner. Und stillschweigend packte der seine geliebten Bücher zusammen. Statt sich aufs Examen vorzubereiten, rechnete er ein paar Wochen später in einem Bankhaus. Er war kein kluger Kopf, aber von dem alten, zähen Beamten-schlag. Langsam rückte er auf. Als der lange befürchtete Verlust des Vaters wirklich eintrat, konnte er die Familie schon unterstützen. Er war damals 21 Jahre alt.

Gewissenhaft arbeitete er die Jahre weiter. Und kaum ein Mensch wußte, daß in seinem Herzen ein Hunger war nach allem, was er hatte aufgeben müssen, daß er einen Hunger hatte nach den reinen Gütern dieses Lebens, nach Kunst und Wissen. Seine Schwestern verheiratheten sich. Als er sechsundzwanzig Jahre war, trug er die Mutter zu Grabe. Nun stand er allein; nun brauchte er nicht mehr zu sorgen. Für ihn reichte selbst sein Gehalt hinlänglich. Und jetzt stürzte er, wenn er unter die letzte Eintragung den Strich gesetzt und seinen Noth gebürstet hatte, ins Theater. Da saß er denn, manchmal hoch oben, hörte zu,



Santa Croce bei Amalfi. Nach dem Gemälde von N. Wenz. — Siehe Seite 104.
Photographie-Vergleich von Franz Gausmann in München.

sich endlich ihm neigte. Sich größer zu machen —? Lieber Gott, wie konnte er das wohl? Was hatte er denn und was stellte er vor? Der Ruhm seines Lebens war und blieb das Eine: Er war der Freund des „Meisters“.

Vom Meister erzählt er die Geschichte. Da sprach er gut, da ging ihm das Herz auf. Ihm war, als ob er selber, wenn er von dem Genie sprach, in die Wolken wachse, als müßte Lotte Winter einen heiligen Respekt haben vor ihm, weil er der Freund des Genies war. Und da lag er unbewußt. Immer herrlicher schilderte er den Meister, immer größer und unsterblicher wurde er, alles blieb zurück hinter ihm, — kein Goethe, kein Bismarck reichte an ihn heran; über dem Staube ging er als Herr der Welt, wie ein Märchenprinz aus der himmlischen Heimat, den Gott in Gnaden dieser elenden Erde geschenkt hatte.

Wenn sich Robert Strich so in Feuer redete, wenn die Gloriole, die er um das Haupt des Meisters wand, immer leuchtender ward, hörte Lotte Winter zu, mit großen, sehnüchlichen Augen. Sie lachte ihn nicht aus. Ihr selbst erschien das Genie als der große, herrliche, verkappte Königssohn, der durch die Träume ihrer Mädchenzeit ging. Und dann spielte Robert Strich den Trumpf aus: er — er — er war dieses von Gott gefürsteten Mannes Freund und Helfer! Ihm klopfte er auf die Schulter; ihm las er manchmal etwas Neues vor; an ihn wandte er sich mit kleinen Bitten und Aufträgen. Was unausgesprochen blieb, aber der natürliche Schluß war: Er, der scheinbar unbedeutende Kaufmann, — was mußte er doch für ein Mann sein, daß er solcher Ehren für würdig erachtet wurde!

Es war ja selbstverständlich, daß Lotte Winter diesen Schluß zog. Wenigstens glaubte es Robert Strich. Dabei war es aber kein völlig bewußtes Manöver, das er ausführte. Nein, er that's halb unbewußt in dem Instinkt des heiß liebenden Mannes, der seine glänzende Seite herauskehrte, um das Weib seines Herzens zu gewinnen. Seine Hoffnung bekam mit der Zeit kräftigere Flügel. Ja, er konnte dem „Meister“ sogar frohe Andeutungen machen. Dabei ward er roth wie ein Schuljunge.

Als aber das Genie bei einem Balle, den es beehrte, Lotte Winter sah, kniff es dem harmlosen Sterblichen in den Arm und sagte: „Alle Wetter, ist das Mädel hübsch! Das ist eigentlich viel zu hübsch für Sie, lieber Strich!“ Worauf der „liebe Strich“ in Seligkeit schwamm, das Genie um die Ehre hat, die Vorstellung übernehmen zu dürfen, und klopfenden Herzens dabei stand, als der „Meister“ mit Lotte Winter plauderte. Der Meister war in glänzender Laune; er war geistreich, fed zufahrend, lustig an diesem Abend. Robert Strich wagte sich mit keinem Wort in die Unterhaltung hinein.

Nun schien es ihm, daß sein Spiel gewonnen war. Lotte benahm sich ihm gegenüber immer freundlicher, ließ sich immer wieder von dem großen Freunde erzählen. Der große Freund schien sie an einander zu ketten. In seinem Lobe fanden sie sich, in seiner Erhöhung wetten sie. Glücklich sagte Robert Strich es dem Meister wieder. Nun bekomme ich doch eine Frau, dachte er, die auch meine geistigen Interessen theilt. O, er war seinem Herrgott so unendlich dankbar dafür.

Das Genie vergalt jetzt auch redlich alles, was der kleine Bankbeamte ihm an Freundschaft erwies. Es kam auch ohne offizielle Aufforderung auf jeden Ball, den Lotte Winter besuchte; es widmete sich ihr, es drückte in ihrer Gegenwart Robert Strich die Hand und nannte ihn „lieber Freund“. Was brauchte es mehr? Der Boden war vorbereitet; warum griff er nicht zu, warum zögerte er?

Er sagte auch wirklich Muth. Schüchtern klopfte er an; in halben Worten sagte er ihr, wie es um sein Herz stände und daß nur Eins es erfüllte. Lotte Winter wurde roth dabei. Sie spielte mit dem Fächer und sagte nicht Ja, nicht Nein. Sie stotterte verlegen etwas hin, wie unendlich sie ihn schätze, wie sich ihre Interessen so vielfach trafen, und wiederholte beides hastig und eindringlich; aber auf seine eigentliche Frage erhielt er keine Antwort.

Was war's? Halb verzweifelt, halb hoffnungsvoll fuhr er nach Hause. Sie hatte nicht Ja gesagt, — mochte sie ihn denn gar nicht, sollte sein Lebensglück zerbrechen, sollte all die große Liebe seines Herzens umsonst sein? Warmherziger Gott, hatte er denn das verdient? Muhte er denn elend werden? Aber sie hatte auch nicht Nein gesagt, — vielleicht war's mädchenhafte Schüchternheit, vielleicht war sie so überrascht, daß ihr Herz zitternd und zagend sich versteckte vor ihm! Stunden über Stunden grübelte er, und schließlich vereinte sich all sein Glaube auf die letztere Annahme. Schüchternheit, — das war's! Wie aber ließ sich diese bezwingen und überwinden? Sollte er denn unglücklich werden, weil die Geliebte zu schüchtern war?

Er dachte nach. Es stand in dieser Saison noch ein letzter Ball bevor. Wenn er dort seine Werbung wiederholte? Vielleicht, daß sie jetzt, da sie vorbereitet war —?

Halt! dachte er plötzlich. Er schoß in seinem Bette empor und starrte in die Dunkelheit. Was sie ihm zu sagen sich scheute, das sagte sie vielleicht einem anderen, den sie verehrte —? Wenn solch ein anderer liebevoll zu ihr sprach und ein gutes Wort für ihn einlegte, wenn dieser andere ein Mensch war, zu dem sie aufschaute wie zum lieben Herrgott —? Seinem Herrgott konnte man's doch gestehen!

Mit glänzenden Augen legte sich Robert Strich zurück in die Kissen. — Am nächsten Tage hatte er eine längere Unterredung mit dem Meister. Schwer nur brachte er die Worte über seine Lippen. Denn eigentlich war's doch eine unerhörte Kühnheit, das Genie zu bitten, sich mit solchen Dingen zu befassen. Aber er that sein Bestes, die Bitte erklärlich zu machen, indem er dem Meister erzählte, mit welcher Bewunderung und Anbetung Lotte Winter zu ihm emporschaue.

„Hm,“ sagte das Genie schließlich und klappte verlegen mit dem Papiermesser auf die Kante des Schreibtisches, „wenn Sie meinen, lieber Strich, und wenn Fräulein Winter —“

Er sprang auf, als ob er etwas abschüttle. „Abgemacht,“ meinte er, „ich will ehrlich eine Lanze für Sie brechen. Wenn's was nützt, soll's mich freuen.“

In diesem Augenblick hatte Robert Strich ihm am liebsten die Hand geküßt.

Man verabredete noch, daß der letzte Ball zum Schauplatz der Handlung gemacht werden, und daß Robert fortbleiben solle, um Lotte nicht zu verwirren. Am nächsten Tage sollte dann das Genie Bericht erstatten.

Als der bescheidene Sterbliche mit glatt gebürstetem Cylinder seinen großen Freund verließ, strahlte sein Gesicht. Aber der Meister seufzte. —

Der Ballabend kam heran. Schon die letzte Stunde im Geschäft hatte Robert Strich nicht mehr ruhig sitzen können. Nachher wanderte er in seiner Junggesellen-Wohnung auf und ab. Jetzt fahren sie, dachte er, und zog die Uhr. Jetzt sind sie da, brummt er eine Viertelstunde später. Je weiter der Abend vorrückt, desto unruhiger ward er. O, und jetzt, — jetzt redet er mit ihr, kam es ihm dann zu Sinn. Auf seiner Stirn stand der Angstschweiß. Aber er lächelte gleich darauf. Es mußte ja gut werden. Das Genie nahm die Sache ja in die Hand.

Er hielt's zu Hause nicht aus. Er lief ins Freie, in die Straßen. Ein Sprühregen fiel; der Laternenschein zog Streifen über den nassen Asphalt. Die bunten Lichter der Omnibusse spiegelten sich in den Pfützen wieder. Und plötzlich stand Robert Strich dem großen Hotel, in dem der Ball stattfand, gegenüber, auf der anderen Seite der Straße, eng an die Thür eines Hauses gelehnt. Er wußte kaum, wie er hierhin gekommen. Er starrte zu den hellen Fenstern empor, hinter denen sich sein Gesicht schied.

Er stand sehr lange. Er ging fort und kam wieder. Ein patrouillirender Schuttmann betrachtete ihn mißtrauisch. Es kümmerte ihn nicht. Dann hörte der Regen auf. Es ward immer später, die ersten Wagen fuhren vor. Einen Augenblick leuchteten helle Toiletten aus den Theatermänteln hervor. Während traten zwei Herren aus der Thür und riefen nach einer Droschke.

Und jetzt, — jetzt, — das war Lotte's Stimme! O wie sie klang! So hell, so lustig und glücklich! Er drückte sich fester in die Ecke. Es mußte ja alles gut geworden sein! Ihr Wagen rollte davon. Das Genie hatte die Thür selbst geschlossen. Nun ging es die einsame Straße hinab.

„Guten Abend!“ sagte er pfeifend vom Laufe und stand halb verlegen vor dem Meister. „Ich hab', — verzeihen Sie, — gewartet.“

Im plötzlichen Schreck war das Genie zurückgetreten. Seine Stimme war unsicher.

„Stör' ich?“ fragte der Kleine bescheiden. „Ich will ja auch gleich gehen, sagen Sie mir nur, wie das, — wie das geworden ist.“

Der Meister hatte sich gefast. Er gab sich einen Ruck, athmete tief und antwortete: „Da laufen Sie Mensch mir auch gerade jetzt in die Quere! Ich wollt's lieber — bis morgen lassen und Ihnen schreiben. Na, nun sind Sie da! Hören Sie zu!“

Es bedurfte der Aufforderung nicht. Robert Strich konnte es nicht erwarten. Spähend sah er empor in das Gesicht seines Begleiters; eine dumpfe Furcht legte sich lähmend über seine Seele.

„Herr Strich,“ sagte das Genie.

„Ja —?“

„Halten Sie mich für einen ehrlichen Menschen?“

Die Frage klang dem anderen wie eine Majestätsbeleidigung. „Aber!“ konnte er nur hervorstottern.

„Gut! Ich gebe Ihnen zu allem Ueberfluß mein Ehrenwort, daß ich Fräulein Winter gegenüber Ihre Stange gehalten hab', so lange, — so lange es eben ging. Ich will Ihnen alles in drei Worten sagen. Also ich hab' Sie herausgestrichen, hab' Sie gepriesen wie einen Freund, hab' ihr zugeredet, nicht thöricht zu sein und solch ein Glück zu verschmerzen. Es wurde mir sogar schwer. Im Wintergarten, — kennen Sie den Wintergarten im Hotel? — sprachen wir. Sie hat mir gesagt, daß sie Sie schätzt und ehrt, aber, — na ja, sie schätzt und ehrt Sie, aber Ihre Frau will sie — nicht werden, weil sie einen anderen liebt. Durch Ihre Schuld einen anderen, Herr Strich.“

„Durch meine Schuld,“ — wiederholte er mechanisch. Dann zuckte er zusammen. „Wieso durch meine Schuld, wer ist der andere?“

Der „Meister“ holte tief Athem.

„Ich!“ erwiderte er. „Sie hat geweint. Im Wintergarten, Herr Strich. Ich hatte sie schon lange gern. Aber ich hat sie, Ihre Frau zu werden. Da sagte sie schluchzend, sie wüßte ja, sie wär' nur ein einfaches Mädchen, und was so dergleichen Worte sind. Und schluchzte, Herr Strich.“

„Also mit einem Worte —?“ fragte der. Seine Stimme war angestrengt, als hätte er stundenlang schon gesprochen.

„Sie haben uns — verlobt. Lotte ist — sehr glücklich.“ Schweigend gingen sie nebeneinander durch die stillen Straßen. Keiner sprach mehr. Nur einmal warf, wie in Gedanken an die geheimen Vorwürfe des anderen, der „Meister“ ein: „Vergessen Sie nicht, daß ich ehrlich für Sie sprach. Sie selber, sagt Lotte, sind schuld.“

Wieder Schweigen. Sein Begleiter ging neben ihm, als hätte er die Sprache verloren. Dem Genie ward es unheimlich.

„Trinken Sie — noch eine Tasse — Kaffee mit, — vielleicht bei Bauer?“

Robert Strich bewegte die Lippen.

„Gute Nacht!“ sagte er dann. Er zog den Hut so tief wie sonst.

Der „Meister“ gab ihm den Wunsch nicht zurück. Es wäre auch Hohn gewesen.

In dieser Nacht rebellirte der bescheidene Mensch zum ersten Male. Nicht gegen das Genie, sondern gegen den Herrgott, der alles so merkwürdig vertheilt hatte. Er presste die heißen Hände gegen die Augen und haberte mit seinem Gesichte. Während er hier verging vor Schmerzen, mußte er sich immer wieder jagen, wie entsetzlich lächerlich es eigentlich war. Da hatte er, um sich zu heben, das Genie immer wieder gekrönt, bis die sehnüchlichen Mädchenaugen sich unverwandt hingelenkt hatten auf dieses Genie, und den Mond vergaßen über der blendenden Sonne. Seine Schuld, — seine Schuld!

Viele Stunden lag er wach. Es war eine Nacht der Schmerzen und der Thränen. Nur langsam tappete er sich zurück in sein früheres Leben. Er rechnete im Bureau und sah seine Stunden ab. Er kam nach Hause und blieb einsam sitzen in seiner Stube. Er hatte keinen Zorn, nur tiefe Schmerzen. Wenn er sich's recht überlegte: Du lieber Gott, wem soll' er denn grollen? Der Lotte, weil sie das Leben an der Seite eines Unsterblichen dem Leben vorzog, das er ihr bieten konnte? Dem Genie, weil es ein Genie war? Nein, nur Er war der Dummtopf gewesen! Man konnte darüber lachen, dachte er im stillen. Aber er weinte dabei.

Zu dem „Meister“ ging er nicht mehr hin. Bis eines Tages ein Brief kam, ob er denn wirklich für immer fortbleiben wolle, ob die Gemeinsamkeit geistiger Interessen nicht

doch noch ein starkes Band um sie schlingen, ob er sich mit der Lage der Dinge veröhnen könne?

Gemeinsamkeit geistiger Interessen, — die Worte waren der erste Balsam auf die tiefen Wunden. Die Seele des Kleinen ward wieder hungrig. Wie ein Heiligthum bewahrte er den Brief.

„Ich will's nur gestehen,“ sagte er einige Tage später zu dem Genie, „ich gönne die Lotte — Fräulein Winter an mich nur einem Menschen und das sind — sind Sie!“

Da drückte ihm das Genie die Hand so fest wie noch niemals im Leben.

„Das ist ein gutes Wort. Und ich denke, Sie sollen noch einmal fröhlich bei uns ein- und ausgehen!“

Viele Jahre später hatten Theo Gärtner und ich einige Male die Ehre, bei dem „Meister“ eingeladen zu sein. Robert Strich war auch da. Die drei Jüngens des Genies ritten auf seinen Knien, kletterten auf seine Schultern, zerrten ihn am Bart, hingen sich an seine Arme, durchwühlten seine Taschen.

„Aber verehrter Herr Strich,“ wagte ich leise zu bemerken, „warum lassen Sie sich nur so maltrahiren von den Rangen?“

„Ach Gott ja,“ wehrte er ab, „es sind ja halt — Kinder.“ Er verschluckte etwas zwischen den beiden letzten Worten.

Theo Gärtner zog mich fort.

„Er wollte sagen: es sind ja ihre Kinder, die Kinder des Genies und meiner einzigen Liebe,“ flüsterte er mir zu. „Ich hat nichts vergessen.“

Auf dem Heimweg aber sagte er: „Du siehst, die Lustspielstoffe liegen auf der Straße. Früher hatte er für den Meister Billeter verkauft, seine Bücher empfohlen und Prologanda gemacht, jetzt ist das Genie anerkannt, da läßt er sich von den jungen Genies treten. Es ist ein Vergnügen eigener Art, aber für ihn ein Vergnügen.“

Ich dachte an die Liebesgeschichte und schüttelte den Kopf. „Ein Lustspielstoff? Ja und nein, — wie er den Meister so lange rausstreich, um sich zu erheben, bis er gerade das halb sein Spiel verliert, das wäre zum Lachen, wenn's nicht auch ein bißchen zum Weinen wär'. Ich würde eine Tragödie daraus machen.“

„Also einigen wir uns,“ lachte Theo Gärtner und holte eine Cigarre hervor. „Der Titel müßte lauten: Sein großer Freund. Denn wenn man's recht bedenkt: er war das größte Glück seines Lebens und das größte Unglück.“

Kaschdruck verboten.

Die Polizei in der Thierwelt.

Von Professor W. Marshall.

Polizei in der Thierwelt? — das hört sich curios an. Was die Naturforscher sich nicht alles zu rechtlegen. Klingt es nicht, so klappt es doch das kennen wir schon.

Allerdings, Polizei in der Thierwelt, und sogar eine doppelte, eine, die die Thiere in ihrem selbstigen Interesse ausüben, und eine, deren Verwaltung sie zu unserem, der Menschen besten auf sich nehmen. Wir wollen uns nur die erstere Art einmal ansehen, denn die letztere wüßten wir viel zu weit ins weite führen, und es ließen sich nicht bloß harmlose Plaudereien, sondern ganze, große und erhabene Bände darüber schreiben.

Wir finden eine Polizeithätigkeit zu eigenem Vortheil in der Regel nur bei solchen Thieren, die bis zu einem gewissen Grade gesellig leben und gemeinsame Interessen haben. Die Vogel-Arten verführen einen Heidenlärm, sobald sie etwas erblicken, das sie als gefährlich kennen oder das ihnen mindestens verdächtig vorkommt.

Wie oft habe ich mein Vergnügen an den Hausrotschwänzchen gehabt, wenn sie in ihrem Gebiete einer herum-schleichenden Katze gewahr werden! Sie verfolgen sie, — verpöhlen sich in der gehörigen Entfernung, — und verlieren sie nicht aus den Augen. „Whist, tetete! Whist, tetete!“ schallt es über und neben dem Kapenthier von Ästen und Zweigen. Die Katze ist das sehr unangenehm, sie blinzelt ärgerlich nach den kleinen, unermüdlichen Aufpasser, sie kann ihm aber nicht zu Leibe. Ihre Schliche sind erkannt und der Dessenlichkeit preisgegeben, und sie zieht es für diesmal vor, das Feld zu räumen. Alle Vögel und auch manche Menschen, meine Bemerkung z. B., verstehen ganz genau, was das Vögeln will mit seinem „Whist, tetete,“ und die ersteren pflegen sich darnach zu richten.

Genau so wie das Hausrotschwänzchen verfahren viele andere Vögel, die Amstel gegen Katzen und Hunde, die Schwalben gegen Raubvögel etc. Besonders hübsch ist der Anblick, wenn ein winziger Zaunkönig, der ja überhaupt ein Drolliges in seinem Wesen hat, gegen eine Katze zankt und raisonnirt, „hah!“ nennt er der Weidmann. Bekannt ist, daß die Eulen arges Ungemach zu erleiden haben, wenn sie unvorsichtig genug sind, sich einmal bei Tage zu zeigen. Es dauert keine fünf Minuten, so haben sie das ganze gefiederte Corps eines Bezirks hinter sich her, und leiden sie körperlich nicht sehr darunter, so ist doch ihre moralische Einbuße um so größer. Es ist sehr komisch, wie sich ein großer Schlags von Waldkauz vor den kleinen Schwalben fürchtet. Wenn sie ihn im Freien, während er fliegt, überraschen, ist es sein Erprob, einen dichten Baum aufzusuchen, in dessen Geäst er sich so nahe wie nur irgend möglich, an den Stamm drückt. Eine Fliege mit geöffneten Krallen streckt er zur Abwehr in die Luft, knappt mit dem Schnabel und verdreht den Kopf auf eine gradlinig, unnatürliche Weise, daß man meinen sollte, er müße ihn abbrechen. Dann faucht er und giebt alle Zeichen großer Nervosität von sich. Endlich fängt die Sache an, die kleinen Vögel zu langweilen, einer verzicht sich nach dem anderen; aber wenn dem Kauz, wenn er es wagen wollte, zu vertrauensselig sein Schlupfwinkel aufzugeben und sich wieder ins Freie zu machen, sofort hätte er das ganze lästige Gefolge wieder hinter sich, das ihn nicht vergesse, sondern immer ein wachames Auge auf ihn hatte und ihm eine sehr unerwünschte Aufmerksamkeit schenkte und bewahrte.

Vortreffliche Vigilanten sind die Eichelhäher. Weht ein gewöhnlicher Sterblicher durch den Wald, so nehmen sie nicht die geringste Notiz von ihm, sobald sich aber nur von fern ein verdächtig ein Jäger mit Gewehr und Hund zeigt, gleich

wie man zu jagen pflegt, der Teufel los. Sie verfolgen ihn mit einer ganz besonderen Art Geschrei, das nicht bloß ihresgleichen und andere Vögel, sondern jede Art von Wild versteht, und der verständige Jäger schüttelt den Kopf, ärgert sich und ist klug genug, für heute den Fürschgang aufzugeben. Die Eichelhäher haben bei diesem Mannöver noch zwei Niederträchtigkeiten an sich: erstens kennen sie genau die Tragweite des Gewehrs und richten sich danach, ferner haben sie aber noch eine ganz infame, und dem Jägermann besonders zuwider Anstalt an sich. Ein jeder Vogel hat sein bestimmtes Revier, in dem er seinen ständigen Aufenthalt hat und das er allenfalls nur verläßt, wenn er ein Zug- oder Strichvogel ist, oder, wenn ihn ganz außerordentliche Ereignisse dazu zwingen, sonst aber ziemlich genau einhält. So ist es auch beim Eichelhäher, und der Jäger giebt sich dann wohl der stillen Hoffnung hin, das Ding müsse doch schließlich einmal ein Ende nehmen. Ja, mit dem Walde! Die Eichelhäher bringen den Mann ordentlich auf den Schub, einer übergiebt ihn an der Grenze seines Gebiets zur gefälligen Weiterbeförderung seinem Nachbar, bis der Jäger endlich den Waldestrand erreicht hat. Genau wie unser Eichelhäher im Wald, verfährt der Auserwählte an der Meeresküste. Daß sich die Jäger darüber ärgern, ist wenig verwunderlich, aber, — das schadet ihnen nichts, wenigstens in meinen Augen!

Verdientere stellen öfters Wachen aus, die Ausschau halten müssen, während ihre Genossen weiden, — eine Arbeitsteilung und ein allererster Anfang der Bildung einer gegliederten Gesellschaft. Man lange seinen Teil herbei und schlage gleich die erste Scene im ersten Aufzuge auf, wo Werni sagt:

„Das Thier hat auch Vernunft;
Das wissen wir, die wir die Gemsen jagen.
Sie stellen klug, wo sie zur Weide gehen,
'ne Vorhut aus, die spitzt das Ohr und warnet
Mit heller Pfeife, wenn der Jäger naht.“

Durch die gleiche Gewohnheit wird auch die Jagd der Murmelthiere schwierig. Ein Mitglied der Gesellschaft sitzt auf einem erhöhten Punkte und hält mit Auge, Ohr und Nase dreifach gesicherte Wache. Sobald das Thierchen mittels seiner drei sinnlichen Bundesgenossen etwas Verdächtiges gewahrt wird, preist es hell, und im Nu ist die ganze Gesellschaft verschwunden, als ob sie der Erdboden verschlungen hätte. Und das hat er ja denn auch thatsächlich gethan: die Murmelthiere stürzen sich in ihre Vertiefungen und verschwinden in ihre unterirdischen Schlupfwinkel.

Von den Kranichen erzählt man seit alters her die lehrreiche Geschichte, daß ihre Wachen auf einem Bein stünden, einen Stein in den andern Fuß nahmen und ihn hoch zogen, um sich selbst in ihrer Wachsamkeit zu kontrolliren: schliefen sie ein, so ließen sie den Stein fallen und ermunterten sich dadurch. Hübsch ist die Geschichte, aber wahr ist sie nicht! Das ist leider eine sehr häufige Sache: die hübschesten Geschichten sind mit ganz besonderer Vorliebe die am wenigsten wahren!

Aber die nun kommen, die sind wahr! Man hat mehrfach beobachtet, daß Thiere ganz verschiedener Arten sich vorübergehend vergesellschafteten, zu gegenseitigem Nutz und Frommen. So die Zebbras und die Strauße! Die Strauße sind die Wächter der Zebbras und werden gewissermaßen dafür bezahlt, nicht durch Geld, sondern durch Gegenleistungen. Beide Thiere bilden Trupps oder Herden und halten sich an denselben Lokalitäten auf und mischen sich gern unter einander. Die Strauße, die wie viele Vögel eifrige Insektenfreunde sind, zwar nicht aus wissenschaftlichem Interesse, sondern aus einem weit sachlicherem, nämlich des lieben Magens wegen, werden durch die großen Dungkäfer, an denen Afrika so reich ist, und denen gegenüber unsere bekannten blauchwarzen Röhrläfer nur bescheidene Duodez-Ausgaben sind, angelockt. Diese Dungkäfer nehmen aber an den Zebraherden ein reges und sehr berechtigtes Interesse, aber auch der lieben Magenfrage wegen: die Zebbras locken die Käferriesen und diese die Strauße an. Die Zebbras haben, wie alle Pferde, schlecht entwickelte Schwertzeuge, so gut und leistungsfähig auch ihre Nasen beschaffen sind. Eine mit dem Winde nahende Gefahr wittern sie bei Zeiten. Da aber auch in Afrika das Problem, ob der Wind von allen Seiten zugleich kommen könne, noch nicht gelöst ist, so sind die Zebbras, nach den anderen Seiten hin, übel daran. Die Strauße aber als Vögel haben wunderbar scharfe Augen und beherrschen mit ihren langen Halsen ein sehr weites Gesichtsfeld. Sobald sie nun irgendwo in der Ferne etwas Verdächtiges, einen Reiter oder dergleichen, am Horizonte auftauchen sehen, nehmen sie in die entgegengesetzte Richtung die Flucht. Die Zebbras, die gar nicht wissen können, um was es sich eigentlich handelt, schließen sich den Vögeln blindlings an und denken sich, daß die Strauße nicht für nichts und wieder nichts das Hasenpanter ergreifen werden. So sind diese Vögel die Wachtmannschaften der gestreiften, afrikanischen Pferde.

Es kann ja zwar im Grunde nicht anders sein, als daß dieselben Ursachen allenthalben die nämlichen Folgen haben, aber überraschend bleibt es unter Umständen doch. Oder wäre es etwa nicht überraschend, ganz dieselbe Erscheinung, wie in Südafrika zwischen Zebbras und gemeinen Straußen, im Kaukasus zwischen Steindöden und großen Steinhühnern, und im südlichen Südamerika zwischen Randus und Pampashirschen wiederkehren zu sehen?

Am stärksten ausgeprägt treten Erscheinungen, die man als Polizei-Maßregeln bezeichnen kann, naturgemäß bei solchen Thieren auf, die nicht bloß einfache Gesellschaften, sondern wirklich Staaten mit scharf durchgeführter Arbeitsteilung und darauf beruhender verschiedenartiger Organisation einzelner Kastens bilden, also bei Hummeln, Wespen, Bienen, gewöhnlichen Ameisen und weichen Ameisen oder Termiten. Wo durch gemeinsame, eigene Arbeit geschaffenes Eigentum vorhanden ist, wird und muß auch der Eigenthumsinn sich entwickeln und das Bestreben wird auftreten, die durch Mühewaltungen hergerichtete Wohnung und die mit Emsigkeit zusammengetragenen Schätze gegen fremde Ein- und Uebergriffe zu schützen. Sehr allgemein sehen wir, daß an den Eingängen in die Städte und Burgen jener Insekten Wachen vorhanden sind, die Alarm schlagen, sobald eine Gefahr droht. Eindringlinge werden in gemeinsamer Angriff getödtet und ihre Cadaver nach außen geschafft oder verzehrt, wie bei den Ameisen, oder aber, wo sie zu schwer sind, werden sie derart isolirt, daß ihr Verwesungsgeruch in den Republiken sich nicht verbreiten kann und auf seinem Herde beschränkt bleibt. Dringen Mäuse

oder Schmetterlinge, wie der Todtenkopfschwärmer, in die Bienenkörbe, so werden sie von den wechhaften Amazonen getödtet, und ihre Leichen werden sofort mit Wachsgeschäusen überbaut.

Wenn im Bienenstod die männlichen Individuen überflüssig geworden sind und nur noch als nichts leistende, wohl aber verzehrende, unnütze Brodfresser und Schmarozger umherlungen, dann werden sie abgeschafft, ermordet und ihre Cadaver werden nach außen befördert. Die in jedem Jahre wiederkehrende sogenannte Drohnenschlacht ist eine eminent polizeiliche Maßregel.

Vortrefflich wissen die Ameisen ihre Wohnungen, ihre fahrende Habe und ihr Vieh zu schützen. Sie dulden nicht, daß ihre Milchkühe, die Blattläuse, vor Feinden bedroht werden; den Larven der Schwirrliegen und der rothen, schwarzgefleckten Muttergottes-Käferchen, und diesen selbst erklären sie den Krieg bis auf das Meißer. Wenn zwei verschiedene Städte von Ameisen auf dieselbe Blattlaus-Colonie Absichten haben, so entstehen zwischen ihnen erbitterte und blutige Fehden. Es giebt verschiedene Wespenformen, die man im allgemeinen mit dem Namen der Grabwespen bezeichnet, die die Gewohnheit haben, für ihre Larven in Sand und Erde Nester in Gestalt von Höhlen anzulegen und sie darin mit gefangenen, aber nicht getödteten Insekten zu füttern. Eine Art trägt, bevor sie das Nest schließt, Blattläuse in größerer Menge zu ihrem darin enthaltenen Ei ein, die der Larve, sobald sie erschienen ist, als Nahrung dienen sollen. Man hat nun beobachtet, daß Ameisen, die sich als Eigenthümerinnen derartiger Blattläuse anfaben, ihr weggeschlepptes Milchvieh wieder ausgruben und an seinem alten Aufenthaltsorte zurückbrachten.

Alle diese Erscheinungen in der höheren und niederen Thierwelt lassen sich gewiß ziemlich ungezwungen als Polizei-Maßregel auffassen.

Nachdruck verboten.

Die kleinen, braunen Schuhe.

Von Clara Siebig.



n der Ecke der Straße war ein Schuhwarenladen. Herrenstiefel, Damenstiefel, große und kleine, standen im Fenster; überall der Preis verzeichnet.

„Wie dagewesen!“ „Gelegenheitskauf!“
In der Mitte, daß abends das Licht der elektrischen Kugellampe sich voll darüber ergoß, und tags die Sonnenstrahlen ihren Goldstimmer darumwoben, standen ein Paar Kinderschuhe. Winzige Schuhe von braunem Leder mit weichen Söhlchen und weichen Steppverzierungen. Sie waren ausgestopft, kleine himmelblaue Strümpfe ragten aus ihnen hervor; man konnte glauben, trippelnde Kinderbeinchen steckten darin.

„Fünf Mark, — das ist theuer,“ sagte die junge, blasse Frau und zupfte ihren Mann am Ärmel. „Du, sieh 'mal! So entzückend! Ach, wenn die unser Kind hätte!“

„Es' es geboren ist? Nein Du, das muß man nicht, so lang vorher was kaufen. Darin bin ich abergläubisch.“

Sie lächelte. „Ich hab' schon oft hier gestanden; ich kann garnicht vorbei gehen. Alle Tage fürchte ich, sie sind weg. Das wäre schrecklich!“ Ein Ausdruch von Angst kam in ihr Gesicht. „Wenn er die verkaufte, eh' unser Kind geboren ist!“ Sie wagte nicht zu sagen: Kauf' Du sie doch! Sie war sehr still, sehr schüchtern. Ihre Augen ruhten mit einem merkwürdig verträumten Blick auf den kleinen, braunen Schuhen. Sie seufzte, und wandte sich zögernd ab.

Kanzlei-Secretär Mauke spazierte mit seiner jungen Frau ins Freie. Das heißt, sie wanderten ihre entlegene Vorstadtstraße zu Ende. Die Häuser standen hier nur noch vereinzelt, von kleinen Leuten bis unters Dach bewohnt. Ungehindert vom Wagenverkehr, trieben Rubel von lärmenden Kindern ihr Wesen. Da waren noch leere Bauplätze mit Schutthaufen und Sandgruben, und weiterhin primitiv umzäunte Ackerstückchen mit Bretterlauben. Hochgeschossene Sonnenblumen nickten, und verblühte rothe Bohnen machten schwache Kletterversuche. Weit hin breitete sich die Fläche, das Vorland der großen Stadt, die Herbstsonne stand darüber wie ein rother Ball; langsam rutschte der Ball tiefer und tiefer am Horizont.

Sie schlenderten hinein in die Röhre, das Gesicht der jungen Frau war wie verklärt; sie hatte Thränen in den Augen. Sie flüsterte heimlich: „Die Schuh', die schönen Schuhchen!“

Nachts träumte sie von ihnen. Oben, vier Treppen hoch, in der kleinen Wohnung tangten sie über die Dielen; immer vorm Bett hin und her. Ihr braunes Leder glänzte und knarrte leise, die weichen Steppnähte blinkten freundlich, — sie lachten einen ordentlich an, — die weichen Söhlchen glitten dahin wie schmeichelnde Kapenpfötchen. Und statt der himmelblauen Strümpfe steckten rosige Beinchen in den Schuhen, — hei! wie süß die waren!

„Mariechen, lieg ruhig!“ Der Kanzlei-Secretär beugte sich über seine Frau. „Ist Dir 'was?“

Sie war noch ganz verschlafen; verwirrt hob sie den blonden Kopf vom Kissen. „Ich habe von den, — ach, Du weißt schon! — so wundervoll geträumt!“

„Na, so 'was!“ Er war einigermaßen beunruhigt. Als er am anderen Morgen in seinem abgeschabten Ueberzieher zum Bureau rannte, stand er an der Ecke still.

Im vollsten Sonnenglanz präsentirten sich die braunen Schuhe hinter der großen Scheibe; sie waren wie in Gold getaucht, — Goldkäferchen, — er sah sie hüpfen. So reizend! Sie thaten's ihm an. Bah, abergläubisch mußte man nicht sein! Wenn er Mariechen die Dinger da plötzlich auf die Kommode stellte, wie würde sie sich freuen! Er hörte schon ihren entzückten Schrei.

Fünf Mark! — Sinnend stand er.

Ein Windstoß kam plötzlich um die Ecke und traf ihn empfindlich kühl; die Sonne verkoch sich, schwarz gähnte das Schaufenster und die Goldkäferchen waren todt, ganz ohne Glanz.

Es lief ihm eilig über den Rücken; er knöpfte den abgeschabten Paletot fest zu und schlug den Kragen im Gesicht hoch. Nein, er konnte sie nicht kaufen! Da waren so viel notwendige Ausgaben, und wie viele würden noch kommen! Vor allen Dingen mußte Feuerung ins Haus, — brrr, es war kalt!

Er wandte sich ab, der Wind schob hinter ihm drein.

Fröstelnd sah er im Bureau und schrieb seine Acten ab. Durch den Fensterspalt verirrten sich nur spärliche Sonnenstrahlen; unten der Hof verbaut und feucht, und hoch oben der Himmel so abgezirkelt, wie ihn der Schornsteinfeger durch den Schlot sieht.

Nach Stunden fing Mauke an, wieder warm zu werden. Sein Colloge hatte einen rothen Kellenstengel zwischen den Zähnen und sprach viel von fabelhafter Dige; das wirkte. Sonnenschein lag auf dem Pflaster, als der Secretär nach Hause ging; die Bäumchen an der Straßenseite hatten noch Grün. Er ging mit offenem Paletot, und da er eilig lief, schwihte er. Nun kam die Ecke. Eine verdammte zugige Ecke! Er mußte doch Mariechen warnen; wenn man da lange stand, konnte man sich 'was holen. Ein eisfalter Luftzug strömte vom Fenster her; wenn die Lädenhür aufging, roch es nach Moder, — der Mann küstete schlecht, psu!

Mauke guckte durch die Thürschellen; er hatte noch nie hier gekauft. Der Laden war dunkel wie ein Grab, und der Besitzer nur Haut und Knochen; er stand hinterm Ladentisch und spähte mit tiefliegenden Augen nach Kunden aus. Als er Mauke draußen bemerkte, dienerte er. — — — Was hatte der Kerl für ein fatales Lächeln! — — — Verstimmt kam der Secretär heim. Er sah's Mariechen an, sie war enttäuscht, sie hatte gehofft, er würde die Schuhe mitbringen. Ihr Kuß schien ihm kühler als sonst; wie ein Hauch, in wehmüthiger Entsagung, berührten ihre Lippen seine Stirn.

Die Schuh', — die Schuh'! Es war ihre fixe Idee. Sie ging heimlich und sah sie wieder und wieder an.

Es wurde herbstlicher, kalte Regengüsse kamen und peitschten die letzten Blätter von den Bäumchen; durchfröstelt, zerzaust vom Wind, stand die junge Frau am Lädenfenster und träumte. — — — O, wenn es erst in den Schuhen lief, das liebe, kleine Kind! Sie würde es an die Hand nehmen und führen, es sollte dem Vater entgegen trippeln; wie die Füßchen sich beeilten! Dann würde der nicht mehr unwirrig sein, dann würde er sich auch freuen über die braunen Schuh'. Lauf, lauf! fall nicht, — o mein Kind, mein liebes Kind in Deinen kleinen Schuhen! — — — Sie schreckte zusammen, der Alte hatte die Lädenhür geöffnet und sah sie scharf an.

„Wünschen Sie etwas, meine Dame?“

Dunkelroth zog sie ihre Hand zurück, sie hatte mit den Fingern lieblosend am Glas des Schaufensters auf und ab gestrichen. „Ja, — ich, — was kosten die kleinen Schuhe?“

„Ach, die Erstlings-Schuhchen! Gesallen Ihnen wohl? Billig, enorm billig! Bitte, treten Sie näher!“

Sie folgte ihm hinein, wie magnetisch gezogen.

Er streckte seinen dünnen Arm aus und langte die Schuhchen aus dem Schaufenster; mit den mageren Zeigefingern spielte er sie auf und hielt sie ihr vors Gesicht. „Eminenten Gelegenheitskauf, — nur noch das einzige Paar, — Sie sollten Sich den nicht entgehen lassen, werthe Dame! Darf ich sie Ihnen einwickeln?“

„Ja danke,“ sagte sie hastig, „mein ich kann nicht, — ich danke!“

„Sie werden sie doch noch holen!“ Er sah sie böse an. Lange konnte sie seinen tödtlichen Blick aus den tiefen, dunkeln Augenhöhlen nicht vergessen.

Mit nassen Füßen, mit verwehtem Haar, aufgelöst vom Kampf gegen Regen und Wind, durchstochen vom langen Stehen kam sie heim. Seit jenem Tage kränkelte sie, sie hatte sich erkältet. Als ihr Kind geboren wurde, war sie sehr schwach. Sie hustete und fieberte und konnte noch nach vier Wochen das Bett nicht verlassen.

Es ging in die fünfte Woche. Mauke sah neben ihrem Bett und hielt ihre Hand. Es war ganz still im Zimmer; das Kleine schlief, sie hatte es neben sich liegen und preßte es im linken Arm fest an die Brust. Wie Rosen glühten ihre Wangen. Die Augen hatte sie geschlossen, goldig bewimpert waren die Lider; auf der weichen, kindlichen Stirn zogen die Brauen zwei eigensinnige Bogen.

Draußen lag Schnee und dämpfte jeden Schall. Am Fenster duftete der Hyacinthentopf, — lange, blasse Blüthen, nur mit einem Hauch von Farbe. Es wollte dämmern.

Sie schien zu schlafen. Er beobachtete sie lange, sehr lange, und dann reckte er den Hals; so konnte er gerade zum Fenster hinaus sehen. Draußen alles todt und weiß, in einem fahlen Licht; und jetzt hob sich die Dämmerung wie ein Niesschatten und reckte sich am Haus in die Höhe und wuchs und wuchs, höher und höher, bis hinauf zu dem Fenster im vierten Stock.

Die Kranke rührte sich und seufzte.

„Mariechen,“ fragte er sanft, „hast Du geschlafen?“

„Ja, — und geträumt!“ Ihre Stimme klang erfreut. „So schön wie damals! Nun ist unser Kind da, nun kannst Du mir doch auch“ — sie stockte. „Sei nicht böß! Ich möchte wohl wissen, ob die kleinen, braunen Schuhe schon verkauft sind?“

Als die alte Nachbarin, welche die Kranke pflegte, mit der Lampe kam, ging der Secretär und kaufte die Schuhe. Sie waren noch da; grinsend und dienend wickelte der Alte sie in ein grünweiß gestreiftes Seidenpapier.

Mauke kam heim und legte sie Mariechen aufs Bett. Sie hatte wieder mit geschlossenen Lidern geruht, nun schlug sie die Augen groß auf. Ein seltsames Glühen war in ihnen.

„Sieh' 'mal!“ Er schob ihr das grünweiße Seidenpapier-Päckchen unter die Hände. „Da, widel 'mal aus!“ Schmunzelnd sah er seiner Frau zu.

Ihre Blide wurden erstaunt froh, leuchtender und leuchtender; mit fiebrig zitternden Händen wickelte sie an dem Papier, es ritz mitten durch. „O die Schuh, die“ —

Sie kam nicht weiter. Das Kind an ihrer Seite stieß einen hellen Schrei aus, lauter denn je zuvor, streckte die Händchen in die Luft und bäumte sich wie im Krampf.

„Nanu?“ Mauke beugte sich erschrocken übers Bett. „Was hat er? — Uha, er freut sich über seine Schuhe!“ Und er nahm das Kind von der Seite der Mutter, tänzelte in der Stube mit ihm auf und ab und erzählte ihm losend von seinen schönen, braunen Schuhchen.

Mariechen hörte ganz still zu, die Freude hatte sie erschöpft; sie stieß nur in Abfäßen einen langen, zitternden Seufzer der Befriedigung aus.

In der kommenden Nacht starb Marie Mauke. Die alte Nachbarin wand ihr unter Stöhnen und Schluchsen den einen kleinen Schuh aus der kalten, krampfhaft geschlossenen Hand; sie hatte ihn am Abend nicht hergeben wollen, nun mußte sie

doch. Die Hyacinthen am Fenster dufteten berauschend. Die Alte holte weinend eine Schere, schnitt die fetten Stengel ab und schob sie der Todten zwischen die blauen Finger. —

Wochen vergingen, Monate. Oben auf dem Schrank standen die kleinen, braunen Schuhe, vergessen. Maude mochte sie nicht ansehen, sie erinnerten ihn zu schmerzlich an seine Frau. Sie verstaubten. Mitunter stieg die Nachbarin auf einen Stuhl, langte sie herunter und pustete sie ab; es that ihr jedesmal leid um die hübschen Dinger. Zuletzt, — der Junge brauchte Schuhe, — zog sie sie ihm an und gab einen Klaps unter jedes Schloßchen: „Da, großartig, sitzen großartig! So'n Staatsbengel!“

Als der Secretär nach Hause kam, strampelte ihm sein Junge auf dem Arm der Alten entgegen. Der Kleine konnte noch nicht laufen und sprechen, aber eitel war er schon auf seine kleinen Schuhe. Er weinte, wenn man sie ihm nicht anzog; er krächte vor Vergnügen, wenn er sie anhatte, er betrachtete sie mit großen Augen und kratzte mit dem nadelscharfen Nagel des Zeigefingers an den weissen Steppverzierungen.

„Mein Junge,“ nickte Maude; das Wasser quoll ihm in die Augen. „Wenn Mariechen sie sehen könnte!“ Weiter sagte er nichts, er war kein Mann von vielen Worten, er nahm alles resignirt, Gutes wie Böses; die Sonne hatte ihm nie voll auf den Kopf geschienen, er hatte sie immer nur durch einen Fensterspalt an einem winzigen Stück Himmel gesehen.

Nach und nach litten die Schuhe, der Junge rutschte soviel auf den Dielen. Die weissen Steppnähte waren längst sämmtig, das Braun schabte sich ab, und eines Tages klappten die Spitzen.

Maude trug sie zum Ausbessern, aber der Alte im Eckladen brummte: „Kinderschuhe lohnen das Repariren nicht!“ Dann grinste er: „Weg damit!“ Und dann zeigte er Maude andere Schuhe: „Giebt ja so viel neue, — enorm billig, — hehe!“ Das grinrende Lachen erstichte ihn fast, er hütelte: „Kaufen Sie neue, — schrum, ein anderes Bild, — hehe, — alles vergänglich!“

„Ich weiß 'was,“ sagte Maude beim Nachhausekommen zu seiner Freundin, der alten Nachbarin.

„Na, was denn, Herr Secretär? Schießen Sie 'mal los!“ Sie wurde sehr neugierig, er lächelte so geheimnißvoll. „Man los!“

Aber es war nichts aus ihm heraus zu bringen, er wiederholte nur noch einmal, wichtig wie ein Kind: „Ich weiß 'was!“

Am nächsten Sonntag früh küßte er seinen Jungen; der war nun ein Jahr alt. Dann zog er seinen besten schwarzen Rock an, büstete den Cylinder spiegelblank und ging aus.

Das Vorland der großen Stadt schimmerte wie ein riesiges, weißes Feld; die Trottoire vor den letzten Häusern waren wohl frei gefegt, aber auf dem Damme thürmten sich große Schneehaufen. Ein richtiges Weihnachtswetter. Und Tannenduft in der Luft; an den Straßenecken, auf den Plätzen grüne Tannen-Pyramiden, in den Läden bunte Lichter und goldige Ketten, Ledereien und glänzend geriebene Äpfel.

Hinter der großen Scheibe an der Ecke standen die Stiefel aufgereiht, mit Tannenzweigen und Wattedecken war das Fenster garnirt. Maude warf einen trüben Blick auf die Schuhausstellung, einen langen, sehnenenden Blick auf das Trottoir-Flecken vorm Schaufenster. Und dann ging er weiter durch alle Menschen, an fröhlichen Kindern vorüber, an hastenden Erwachsenen, an Tannenbäumen, an rollenden Pferdebahnen und schwer knarrenden Lastwagen, an prangenden Läden und beschneiten Vorgärten, — immer weiter, bis der Weg stiller wurde, zuletzt ganz still. Da war der Kirchhof.

Vor ihm her stapften zwei Kinder, ihre kleinen Gestalten waren das einzig Dunkle in der ganzen Umgebung, und das einzig Lebende. Alles war weiß und todt und schweigsam. Jetzt hörte er ihre Stimmen; sie lachten, sie waren ganz vergnügt und trugen ein gepupstes Bäumchen. Durch die lange Mittelreihe der Gräber folgte er ihnen; da hielten sie an einem schmalen Hügel, sie pflanzten dem todtten Brüderchen oder Schwesterchen den Tannenbaum aufs Grab.

Auch die Todten bekommen zu Weihnachten Geschenke.

Maude ging weiter, nicht gemessenen Schrittes wie man hier zu gehen pflegt; er lief eilig, beschwingt, er rannte. An weissen Hügeln vorbei, an weissen Bäumen, ganz zum Ende des Gartens und dann rechtsum, — da lag sie.

Athemlos hielt er an, er war roth und heiß.

Scheu sah er sich um, — niemand in Sicht! Einsam waren die vielen Ruheplätze mit den Gittern, die Schneehauben trugen. Kahle Rosenstämme, verschneite Cypressen, und der Himmel darüber weißlich-grau und schwer zum Niederinken.

Maude zog etwas aus der Tasche und legte es nieder aufs Grab, — gerade in die Mitte.

„Da, Mariechen, da hast Du sie!“

Der Colleague mit dem rothen Kelfenstengel arbeitete nicht mehr im gleichen Bureau, seit December hatte er die Stellung gewechselt. Ein paar Wochen nach Weihnachten begegnete er dem früheren Amtsgenossen auf der Straße. „He, Maude!“ Er hatte heute keinen Kelfenstengel zwischen den Zähnen, wohl aber ein Tannenreis; er nahm's heraus, um sich besser freuen zu können. „Na, alter Kunde, famos, daß wir uns treffen, was? Wie geht's denn?“

„Ich habe mein Kind verloren!“ sagte Maude eintönig.

„Wie, — was?! Um Gotteswillen, wann denn?“ Der Colleague laute wieder an dem Tannenreis, er mußte sich Hassung daran saugen. „Wie alt war's doch gleich?“

„Es hatte die ersten Schuhe vertragen. Ich brachte sie Mariechen 'raus aufs Grab. Nun hat sie“, — Maude schluckte, er wandte sich ab.

Der andere hörte ihn murmeln: „Nun hat sie, — die kleinen, braunen Schuhe!“

Rachdruck verboten.

Rachdruck verboten.

Insektenstiche.



S giebt Menschen, die sich über eine Fliege an der Wand ärgern; sie haben aber durchaus keine Berechtigung hierzu, denn so lange die Fliege sich nicht auf die Nase oder — die Nase setzt, kann sie uns gewiß gleichgültig sein. Wie wird der Kerger jener Menschen erst zunehmen, wenn sie durch Feld und Wald gehen und jene kleinen Plagegeister sich einfinden, die uns mit ihren Stacheln unbarmherzig verwunden. Leider sind die Stiche der Bienen, Wespen und Stechfliegen nicht immer ungefährlich, ja sie können unter Umständen lebensgefährlich werden. Die Art des Giftes, das uns die Insekten mit ihrem Stich einimpfen, ist bisher noch nicht festgestellt, man nimmt jedoch an, daß es dem Schlangengift ähnlich ist. Selbstverständlich können einzelne Insektenstiche keine solche Wirkung hervorrufen, wie ein Schlangenbiß, in den meisten Fällen sind die Folgen eines Bienen-, Wespen- oder Mückenstiches durchaus harmlos; es ist aber schon vorgekommen, daß von einem Bienen- oder Wespenschwarm überfallene Menschen derart zugerichtet wurden, daß sie in kürzester Zeit starben. Die Mücken impfen uns beim Stiche kein eigentliches Gift ein, sondern nur einen reizend wirkenden Speichel-saft. In der Regel ziehen sie den Stechapparat zurück, und dann ist die örtliche Entzündung weniger stark; jagt man das blutsaugende Insekt aber schnell fort oder schlägt es todt, dann bricht der Stechrüssel meistens ab, und die Geschwulst wird groß und schmerzhaft. Ein sicheres Gegengift gegen das Insektengift kennt man ebenfalls nicht, man wendet am besten Salmiakgeist an, den man auf die Wunde tupft, und macht später kalte Umschläge. Ist der Stachel in der Wunde stecken geblieben, entfernt man ihn vorsichtig, wobei darauf zu achten ist, daß man das an ihm hängende Giftbläschen nicht drückt und so den ganzen Giftinhalt in die Wunde preßt. Gefährlich können die Stiche aber werden, — selbst Fliegenstiche, — wenn außer dem Insektengift noch andere schädliche Stoffe in die Wunde gelangen; wenn das Insekt z. B. vorher auf einem mit krankheitserregenden Bacterien behafteten Körper gefressen hat, so kann es diese Bacterien in die Stichwunde übertragen, diese heilt dann nicht regelrecht, sondern wird bössartig, es kann Blutvergiftung hinzutreten und der harmlose Fliegenstich den Tod zur Folge haben; auf diese Weise ist schon wiederholt der Milzbrand auf Menschen übertragen worden. In Fällen also, wo die Wunde nicht normal heilt, sondern Entzündung der Umgebung, Bildung von Knötchen und Bläschen zeigt, soll unbedingt ärztliche Hilfe gesucht werden. A. N.

Einst und jetzt.

Nach der Original-Zeichnung von Carl Köchling. Siehe Seite 97.

Die Zeit der alten Postkutsche ist vorüber, auch die der wandernden Handwerksburschen. Bruder Straubinger ist jetzt nur noch ein Begriff; der Handwerksgefelle zieht es vor, wenn er doch einmal auf die Wanderschaft gehen muß, sich der Eisenbahn zu bedienen, — beim Festen kommt heutzutage doch nichts mehr heraus, und sich die Füße auf der staubigen Landstraße wund laufen, das ist nicht nach seinem Geschmack. Die Landstraßen sind denn auch fast verödet, nur hin und wieder sieht man ein Fuhrwerk, das Gemüse, Milch und Butter in die nächste Stadt bringt; langsam traben die Pferde dahin und der Fuhrmann schläft. Fußgänger ziehen nur vereinzelt die Straße, und begegnet man einem Mann mit dem Fell-eisen, dann kann man mit Sicherheit darauf rechnen, es mit einem Landstreicher zu thun zu haben. Die Poesie der Landstraße ist darum doch nicht verschwunden, man muß sie nur zu finden wissen. Posthorn und lustiges Peitschenknallen klangen zwar sehr poetisch, und manche bedauern, sie nicht mehr zu hören, — sie sollten aber nur einmal in so einem gelben Marderkasten gefahren sein, dann würden sie anders sprechen! Wer möchte heute noch die alten Postkutschen zurückwünschen? Da ist die Eisenbahn doch ein ganz anderes Fahrzeug. Poesie und Dampfkraft vertragen sich freilich nicht gut, aber wie viele Genüsse vermittelt uns die Eisenbahn und das Dampfgeschiff! Wenn wir eine Woche lang in unserem Versteck fleißig gearbeitet haben, gingen wir früher vor die Stadt spazieren, jahraus, jahrein! Heute fährt uns das Dampfboot in wenigen Stunden bald hierhin, dann dorthin, wir kommen aus dem täglichen Einerlei heraus und lernen an einem Tage Segenden kennen, die uns früher kaum zugänglich waren; und sind wir so glücklich, — uns eine längere Ferienreise gestatten zu können, dann steht uns die Welt offen. Ja, wir brauchen die Dampfkraft nicht einmal, wenn wir das Stahlroß zu meistern verstehen. Leicht wie der Vogel in der Luft fliegt der Radfahrer auf der Landstraße dahin. Der Radfahrer weiß es auch, daß es trotz des Fehlens der alten Postkutsche und des Handwerksburschen noch eine Poesie der Landstraße giebt. Einst und jetzt! Die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen.

Rachdruck verboten.

Santa Croce bei Amalfi.

Nach dem Gemälde von Albrecht Wend. Siehe Seite 101.

Das so unbeschreiblich schön am Golf von Sorlerno gelegene Städtchen Amalfi hat heute etwa 7000 Einwohner, die sich hauptsächlich mit Fischerei, der Fabrikation von Papier und der Bereitung von Maccaroni beschäftigen. Von Amalfi's einstiger Macht und Herrlichkeit zeugen nur noch eine Menge Ruine, Schlossruinen und die prachtvolle Kathedrale; sie erzählen davon, daß die jetzt so unbedeutende Stadt im Mittelalter ein ganz anderes Gepräge hatte. Damals war Amalfi eine Stadt von 50 000 Einwohnern und galt eine Zeitlang für den europäischen Weltmarkt, was später Venedig bedeutete. Die Amalfitaner machten die weitesten Seefahrten, trieben den Handel am großartigsten, schlossen mit den Sarazenen Handelsverträge, hatten in allen mohammedanischen Häfen Niederlassungen, in Jerusalem eine eigene Kirche und ein Hospital, und ihre Flagge war überall an den Küsten Afrikas und der Levante, Frankreichs und Liguriens zu finden. Die Stadt liegt eingekesselt in eine enge, nach dem Meere zu sich etwas weitende Felsenklüfte, sie steigt hinter dem engen Hafen-Quai am Felsen empor, und die Häuser sind durch eingebaute Treppen mit einander verbunden. Ueberall herrscht üppige Vegetation von Wein, Orangen-, Citronen-, Del- und Johannisbrot-Bäumen, sogar die Dächer der Häuser dienen als Gärten. — Die Umgebung Amalfi's gehört zu dem Schönsten was man sich denken kann, namentlich das Meerestgestade ist überaus malerisch. Die aus uralten Lava-Lagern übereinander geplatteten Ufer zeigen in abgerissenen, meeresumspülten Blöcken, ausgewaschenen, grotesken Höhlen, thurartigen Wölbungen die wunderbarsten phantastischen Bildungen; überall, wohin man blickt, findet man Partien, die, wie unsere Abbildung, einen gewaltigen Eindruck auf den Beschauer ausüben.

Redactions-Post.

Rathlose in Bonn. — Eine erschöpfende Auskunft vermögen wir Ihnen nicht zu geben, empfehlen Ihnen daher, sich an einen tüchtigen Rechtsanwalt zu wenden. Und hier eine Reichsgerichts-Entscheidung vom 3. December 1887 vor, nach welcher ein Bankier, der seinen Kunden den Ankauf gewisser Werthpapiere mit der Versicherung empfiehlt, daß sie im Laufe steigen werden, obwohl ihm bekannt ist, daß der Ankauf in diesen Werthpapieren gering und hauptsächlich durch den selbst herbeigeführt ist, für allen seinen Kunden durch etwaigen Ankauf solcher Papiere verursachten Schaden persönlich verantwortlich und haftbar ist.

Abonnetin in Weimar. — Eine Photographie des Portraits des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen-Weimar von G. Hilbig 1897 ist soeben im Verlage von G. Henner & Krimle in Berlin erschienen. Sie können das Blatt durch jede Kunsthandlung beziehen.

Luise K. in Remscheid. — Papierblätter besetzen Sie am besten vermittelst Wasserglas auf Einmachegläser und Conserven-Büchsen. Die Rückseite des Papiers wird mit der Flüssigkeit dünn bestrichen und erst das Gefäß gebrüht; nach einigen Stunden haftet das Papier so fest, daß es selbst mit Wasser nicht abgelöst werden kann. Es empfiehlt sich, das Gefäß noch mit einer Schicht Wasserglas zu überziehen, dann bleibt es auch nach langer Berührung mit Wasser unverändert.

Unsere Kinder.



Lieber Onkel!

Komm einmal zu uns nach Jara, ich werde Dir den schönen Park zeigen. Der Papa hat ein Segelboot, da fahren wir auf die Inseln. Ich lese schöne Märchen und möchte gern einmal ins Schlaraffenland gehen, aber ich weiß den Weg noch nicht. Ich habe vier Kutscher, die Wasser fahren. Ich war in Citta-verchia und Celsa auf Lesina. Ich bin dort auf einem Fels geritten. Ich bin sieben Jahre alt, und lerne die zweite Classe zu Hause. Hier ist es schön.

Ich grüße Dich.
Dein Herbert v. B.

Nachdruck verboten.

Jan freit.

Erzählung von Luise Westkirch.

(2. Fortsetzung.)

Quellborn hielt der Wirth eine Hinterstube, in der die reichen Bauernsöhne des Moors Skat spielten, Skat mit der Pinke, zu zehn Pfennig der Point.

Als Jan am nächsten Morgen über den federnden Moorgrund nach Stavenhagen zurückkam, war er die ersparten achtzig Mark los, die er für das Hochzeitsfest bestimmt hatte.

Marinka stand auf der Diele, tiefe Schatten um die Augen, und butterte.

„Laat sien!“ schrie er ihr zu. „Wie möt vundage Törf karren.“

Verwundert schlug sie die schweren Lider auf.

„De Törf sünd noch nich dröge, Buur.“

„Aber wi brukt Geld. Hüüt Abend sohr id na Bremen.“

Sie schrie auf. „Gah nich na Bremen.“

„Worum denn nich?“

„Vorsteher's Hermann is in Bremen!“

„Snack,“ sagte Jan ärgerlich. „Doh, wat id di segg.“

Marinka räumte das Butterfaß bei Seite und nahm die Schieblarre. Jan half ihr die Schienen über den weichen Moorgrund legen. Und dann lud sie die Törfe auf und schob sie den schmalen Schienenweg entlang zum Schuppen über dem Wasser, in dem Jan's Torfschiffe lagen, und Jan staute sie in den plumpen Kahn und füllte das Segel und füllte die sargähnliche Schlafkoje vorn an der Spitze mit einer frischen Strohschütte. Dann buk Marinka die Buchweizen-Pfannkuchen, füllte den Bierkrug und trug Brod und Butter in den Kahn. Aber da Jan nun in die Stube ging, um seine Mütze zu holen, vertrat sie ihm den Weg mit gerungenen Händen.

„Gah nich hüüt, Buur! nich hüüt; blot hüüt Abend nich! — Doh mi dat to Leiw! Töw, bet he torügg is, töw een eenzigsten Dag!“

Jan sah fest in die bittend auf ihn gerichteten Augen. Er dachte an gestern. Schon wieder froh der Abend über das tief herabreichende Strohdach herauf; aus den Wiesen stiegen die Nebel und schoben sich um die Thüren und Fenster des einsamen Hauses, ein gefälliger Vorhang, der es abschied von der übrigen Welt.

„Du büst dumm,“ sagte er ruhig und ging mit weiten Schritten zu seinem Boot.

Sie sah dem schwerfälligen Fahrzeug nach, wie es aus dem Schuppen glitt, den langen, schnurgeraden Canal entlang, sah ihm nach bis sein Bord und die Umrisse des Mannes in den weißwogenden Nebelwellen verschwanden, stand müßig vor der Thür, in den Nebel starrend, in dem ihr Herz noch sah, was ihren Augen entschwunden war. Ganz leise regten sich ihre Lippen zu der uralten, ewig unbeantworteten Frage gequälter Menschen: Warum bin ich geboren? —

Und der Mann im Boot fuhr hin in den Nebel, der wie ein weißes Tuch ihn einhüllte, in die niedersinkende Nacht, hielt sein Schiff in der Mitte des Canals, und war nicht froh. Die verlorenen achtzig Mark



Fuchsfamilie. Nach dem Gemälde von L. Fay. — Siehe Seite 112.

verdrossen ihn, der Nebel, die Nacht, der nasse Torf, der sein Boot tief einsinken ließ in die gelbbraune Fluth. Es verdross ihn auch, daß Clüver's Dora die Bauerntochter war und Marinka die Magd.

Fern im Osten dämmerte ein röthlicher Schein herauf. Die müde Octobersonne blinzelte aus tief herabhängenden Wolken. Marinka stieß die Thürflügel auf. Es war ihr, als habe sie Blei in den Gliedern, als lägen auf ihren Schultern Säcke voll Torf. Sie beeilte sich nicht. Gleichgültig ließ sie die Hühner an sich vorüber ins Moor hinaustrüppeln, um sich ihr Futter zu suchen. Ihr war, als hätte sie auf der Welt nichts mehr zu thun. Da schrak sie zusammen. Die Ahnung des Unglücks, die über ihr schwebte, verdichtete sich zur Gewißheit. Ein verstörtes Gesicht schaute jäh um die Hausdecke, blaue Augen, zu Bliden der Sanftmuth und Liebe geschaffen, aber entstellt von Horn und Haß. Der Morgenwind hatte dem Burtschen den Hut weggeholt und sein Flachshaar zu Berg getrieben.

Mit einem Aufschrei wollte Marinka die Thür zuschlagen. Vorstehers Hermann kam ihr zuvor, er stemmte den Fuß gegen den Flügel.

„Wo is Jan?“

„Nicht to Huus.“

„Dat löst!“

Marinka, die sich gefaßt hatte, trat zurück und ließ ihn Umschau halten in dem Raum.

Da er seinen Feind nicht entdeckte, trat Vorstehers Hermann drohend vor das Mädchen.

„Wo is he?“

Marinka sah ruhig in die Augen des Bornigen. „Ich weet nich, wo he is.“

Hermann lachte. „So — so. Denn weetst oof woll nich, ob he Verspruch hollen hett? un mit welle Deern?“

„Saar Di bedüden, Hermann,“ begann Marinka.

Er unterbrach. „Ist' wohr, wat se mi in Bremen vertellst hebben? Dit een' segg mi! Ist' wohr? — Nee, segg nix mihr. Ich weet nu all, un Dunderflag! Ich bin de Kierl nich, de sich de Brut vör der Näs' wegschnappen läst.“

Er wandte sich. Marinka hielt ihn am Wams fest.

„Jan kann da nix vör, Hermann. Jan weet jo vun gor nix vun. Dat möst mit Clüver's Dora utmaken.“

„So woll,“ sagte Hermann und drückte entschlossen seine Mühe auf das windverwehte Haar, „ierst mit ehr un denn mit em. Stavenhagen schall vundage wat Niges hür'n.“

Er rannte davon. Marinka rückte den Korb mit Äpfeln, die sie vor zwei Tagen gebrochen hatte, neben die Feuerstätte und begann die Äpfel zu schälen und zu zerschneiden; denn es war die Zeit des Schnitzelrodens für den Winter.

„Clüver's Dora ward em tofreden sprekten,“ sagte sie sich. Dann stochte das Messer in ihrer Hand. „Ward se dat oof können?“ Einen Augenblick durchzuckte sie eine wilde Hoffnung: Hermann war ein anscheinlicher Mensch, anscheinlicher als Jan; vielleicht eroberte er sich die treulose Braut zurück. Aber die Freude sank sogleich. Wie würde das geschehen, denn Hermann war der zweite Sohn und erbte keinen Hof. Auch zufriedensprechen würde Dora ihn nicht. Die hatte noch keinen Menschen zufrieden gesprochen. Die konnte nur aufstacheln, schüren.

Marinka warf die halb fertigen Äpfel in den Korb, mitten unter die ungeschälten, und das Messer auf den Fußboden, und lief aus dem Haus.

Die lange Dorfsstraße war ihr nie so lang erschienen. Am Backofen traf sie Dora, die eben das Blech mit den schön ausgebreiteten Äpfelschnitten in die Gluth schob. Die Tannenweige neben ihr schlugen hinter Hermann zusammen.

Marinka hatte kaum Athem zu sprechen. Sie hielt sich am nächsten Baum. „Dora,“ stieß sie hervor und — „Hermann“ —

„n Morgen,“ sagte Dora scharf. „Büst Du dat, Marinka? Wo sühtst ut? Ich hebb Di all seggt, id mag Pudelsköpp nich liden.“

Ihr eigener Scheitel war spiegelglatt, aber auf ihren Nackenknochen brannten zwei rothe Flecke. Die Auseinanderziehung mit ihrem gewesenen Liebsten hatte sie in übelster Laune zurückgelassen.

Marinka rang noch nach Luft. Sie deutete auf die Tannen, hinter denen Hermann verschwunden war.

„He ward em en Leed andohn! — O Dora! — Dora!“

„Wat deklameerst da?“ fragte Dora und klapperte mit ihren Blechen. „En Leed andohn? Wer? — Wem?“

„Loop em na! Holl em torügg, Dora! Holl em torügg! He bringt Jan um! — O, Dora —“

„So?“ sagte Dora und drehte sich langsam zu der Bittenden herum. „Un wat geiht Di dat an? Wat geiht Jan Di an? Dat schient mi jo en ganz kuriosen Ding. Wenn id, sien Brut, mi keen Gedanken make,

denn bruten dat annere Lue woll oof nich. Ich müst sonst ganz wat Bummerliches denken, — un dat wär nich god vör Di, — un vör Jan oof nich.“

Marinka flehte dazwischen: „O, Dora, laar em nich vermoord't werden! Ich meen, Du heest em doch oof leiw. Jan is na Bremen maket, wenn de annere em upluren deist!“

„Wat kann id dorbi dohn,“ redete Dora zornig dagegen. „Dat möten de Mannslue ünner sich utmaken! Vör mi würd' sich dat nich schiden, dat id 'nem Mannsbild naloopen deih! — Nee, Gott sei Dank, id weet, wat id mi schüllig bin, un id seih et nich giern, wenn annere Deerns dat vergeeten.“

Marinka sah sie an, suchte nach Worten, aber fand keines mehr unter dem harten Strahl dieser überklugen Augen. Und plötzlich stürzte sie fort. Sie wollte Hermann einholen, sie wollte Jan warnen. Was sich für die Bauerntochter nicht schickte, für sie war's gut genug.

Sie lief zum Haus des Vorstehers. Er selbst stand vor der Thür, ein alter Mann, im Schmutz seiner weißen Haare, mild durch Jahre und Erfahrungen wie ausgegohrener Wein. Er hatte immer ein warmes Herz für das Taternkind gehabt, das Classens in die Gemeinde gebracht hatten.

„Süh, süh, lüüt Marinka! Un so in der Fahrt! Wat schall et sien?“

„Ist — is Hermann to Huus?“ murmelte Marinka, nach Athem ringend.

Der Alte zog die weißen Brauen in die Höhe. Ein unangenehmer Verdacht durchschloß ihn. Hermann war ein lockerer Vogel und den Dirnen nur zu gut. Aber ein Blick in die Augen des Mädchens beruhigte ihn. Was die auch mit seinem Sohn haben mochte, Liebeshändel waren es sicher nicht.

„Dissen Dogenblick geiht he ut de Döör. Schall id em wat utrichten?“

„Wohen, — wohen geiht he?“

„Kann't nich seggen,“ antwortete der Alte und zwinkerte schelmisch mit den Augen. „En Saak hett he medenahmen. Mag sien, dat em dor en Haß rinspringen deist.“

Er wußte, daß sein Sohn, wie fast alle Bauernburtschen des Moors, irgendwo im Bruch seine gute Büchse versteckt hatte und fröhlich damit wildern ging. Er ließ geschehen, was er nicht hindern konnte, ohne sich den Genuß der Hasen, die Hermann ihm „aus Bremen mitbrachte“ durch Gewissensbisse verkümmern zu lassen.

Aber die Dirne stieß einen Schrei aus auf diese harmlose Auskunft. — „Na Bremen to geiht he, Vorsteher! Un nich 'nem Hasen gilt dat! — dat gilt 'nem Menschen!“

„Nee,“ sagte der Vorsteher, — „nee doch, Marinka!“

Marinka war schon fort, quer über seine Roggenkoppel sah der Greis sie hinrennen in das wilde Moor.

„Dit is doch befunders,“ dachte er bestremdet. Ihm fiel ein: Wunderlich hatte Hermann sich heute Morgen gebärdet. Und da war die Verlobung von Jan Classen mit Clüver's Dora. Schön hatte das Mädchen an seinem Jungen nicht gehandelt. Hermann war ein Huplopf. Wenn er dem glücklichen Nebenbuhler im einsamen Moor begegnete, — auslauerte! Der alte Mann fühlte sein ruhig gewordenes Herz ein paar Sekunden lang heftig schlagen. Sollte sein Zweiter, der ihm schon so viele Unruhe und Sorgen gemacht hatte, ihm dies Neuserste anthun, zum Mörder werden? — Aber dann schüttelte er beruhigt den Kopf.

„Nee, dit nich. Dit liggt nich in em. Licht un upbrusend, dat is he, — aber nich tüd'ich; tüd'ich nich! — Ich wull doch, he wör ierst wedder to Huus.“

Marinka rannte inzwischen durch das Moor, über stuchbeladenes Brandland, das, nachdem es seine einzige Buchweizenerte in der Moorrasche gereift hatte, elf Jahre lang kein Grashälmlchen trieb, durch Haidekraut und Birkengestrüpp, durch braune Wasserlachen von Moosplagge zu Moosplagge springend, die schwankend ihr Gewicht trugen, während das Wasser unter ihren Holzpantinen aufspritzte; über die schmalen Abzugsgräben rechts und links. In einem dieser Gräben verlor sie ihren einen Schuh. Sie nahm sich nicht die Zeit, ihn herauszufischen. Sie stürzte vorwärts. Sie hoffte, Hermann zu finden, Jan zu warnen.

Sie lief den schnurgeraden Canal entlang, die Kolonien an seinem Ufer in weitem Bogen umjagend. Langenbeck, St. Jürgen, flogen vorüber. Sie spähte durch das Birkengestrüpp rechts, das Birkengestrüpp links, den wilden Busch, der endlich auf den abgebrannten Flächen aufgesproßt war, nach Einem, der sich drin verbarg. Mit der vorgehaltenen Hand die Augen vor der Sonne schützend, suchte sie über das flache Land weg das Segel des heimkehrenden Schiffes, irgend eines Schiffes, das Hülse brachte. Aber es war zu früh in der Jahreszeit, die Torfbauern fuhren noch nicht nach Bremen. Kein Schiff erschien, keine Hülse.

Der Mittag kam heran, die Zunge klebte ihr am Gaumen. Sie wollte nicht rasten. Mit zerfetztem Rocksaum, mit blutiger Sohle rannte sie dürstend weiter durch blinkende Sümpfe, von deren bitterem, faulem Wasser sie nicht einen einzigen Tropfen trinken durfte. Dann und wann brach sie in die Kniee, athemlos, kraftlos; aber sie raffte sich sogleich wieder auf. Ein Gedanke brannte in ihrem schwindeligen Hirn; ein einziger, der peitschte sie vorwärts: „He is mi vorut, ünner vorut. Hahl' id em nich in, eh he Jan funden hett, so hebb id verspeelt.“

Der Canal mündete hier in die Lesum, deren weit ausholende Krümmungen zu reguliren das Vermögen der Moorbauern noch nicht ausgereicht hatte. Wie Gott am Schöpfungsmorgen aus seiner großen Gießkanne das Flüsschen hingegossen hatte, so stieß es noch heute in eleganten Schnörkeln durch eine Wildniß, wie sie am Schöpfungsmorgen schwerlich einsamer und trostloser sich ausgebreitet haben mochte. Hier hatte die Arbeit unermüddlicher Menschenhände noch nicht eingesezt. Jungfräulich unberührt dehnte das schwarze Moor sich nach Ost und West, Nord und Süd. Die braungeordnete Blüthe der Erfa überzog es, wie ein stumpfer Wollteppich, so weit das Auge reichte. Weißes Flockengras zitterte im Wind über grün schimmernden Wasserlinsen. Kaum unterbrochen schreiend gelbes Birkengestrüpp oder schwarze Wacholderbüsche dann und wann die Eintönigkeit der Fläche, auf der das Volk der Sumpfvögel nistete, directe Abkömmlinge der Paare, die es zu Noah's Zeit bewohnten, Kiebiße und Rohrdommel, Strandläufer, Eisvögel, Enten. Mit lautem Getöse stoben sie in hellen Wolken vor den Füßen der Siligen an. Und kein Haus weit und breit, außer hie und da die zerfallende Bretterhütte eines Fährmanns, und kein Wald, keine Wiese, kein Hof, kein Fleckchen Kulturboden, so groß, daß zwei Hände ihn bedecken konnten; Lede, Unfruchtbarkeit überall, des Bösen eigenstes Reich: das Teufelsmoor.

Ueber dem braunen Haidekraut fern, fern, sank die Sonne in violetterm Nebel; freischend suchten die Wasservögel ihre Schlummerstätten, nur vereinzelte Raben zogen noch durch die Luft, mit scharfem Auge nach verendetem Wild herabspähend, um es eilends mit ihren scharfen Schnäbeln wegzuräumen, sie, die unbezahlte und bislang unübertriffene Gesundheitspolizei der Wildniß. Die Nacht war da. Kein Segel tauchte auf, keine Spur von dem lauernden Feind.

Marinka brach am Flußufer zu Boden. Sie konnte nicht mehr. Das kam ganz plötzlich. Ihre Glieder gehorchten ihr ferner nicht. Die Angst ihres Herzens vermochte nicht mehr, sie aufzupeitschen aus der Bewegungslosigkeit gänzlicher Erschöpfung. Die Nebel vor ihren Augen wurden purpurne Zahnen; sie sah nicht mehr. Nur ihr Ohr war lebendig, horchte hinaus in die Nacht nach dem Plätschern eines Ruders, nach dem scharfen Knall einer Büchse, und vermochte kaum zu hören vor dem wilden Klopfen des Herzens in ihrer leuchtenden Brust. Sonst war's still, todtensstill, keine Grille zirpte, kein Frosch quakte. Nur ihr Wimmern drang durch das Schweigen, durch das Dunkel, schwach und ruhelos: „Jan! — Jan! — Woher' Di, Jan!“

Jan hatte unterdessen seine nassen Törfe an eine voreilige und unerfahrene Hausfrau losgeschlagen. Seinen alten Kunden wagte er wohlweislich nicht, sie anzubieten. Aber statt, wie er sonst pflegte, die Freunde der Stadt zu genießen und in seinem Schiffsjarg die Nacht zu schlafen, war er schon um Mittag nach der Heimat aufgebrochen. Er redete sich ein, er thue es, weil an noch leeren Torfhafen doch nichts los und bei Bumechter, dem Wirth, kein Verkehr sei. Aber es war etwas anderes. Wie es ihn aus seinem Haus getrieben hatte mit übermächtiger Gewalt, so zog's ihn zurück; er konnte nicht widerstehen. Er drehte sein Segel in den Wind und fuhr den Kanal hinauf in die Lesum. Er wußte, es würde ein hartes Stück Arbeit werden. Ueber die Ueberzüge und Stauklappen wegzukommen, forderte eines starken Mannes ganze Kraft. Die Torfbauern pflegten darum in Gruppen einer hinter dem anderen herzugehen. Er hatte keine Gefährten, keine Gehülfen; die mondlose Herbstnacht erschwerte jeden Handgriff. Er war dennoch gegangen. Er zog sein schweres Boot über den ersten Ueberzug, mit zusammengebissenen Zähnen, mit einer fast wilden Entschlossenheit. Ach, wenn sich so durch Muskelkraft hätte aus dem Weg schieben lassen, was ihm moralisch einengte!

Als der Wind einschloß, reffte er sein Segel, legte sein Schiff an das Tau, ging auf dem Leinpfad, den ungefügen Frachtkahn stromauf zerrend, und freute sich, während ihm die Tropfen trop des Abendnebels über die Stirn rieselten, daß er etwas in Händen hatte zum Reizen, zum Zwingen, und nicht zu denken brauchte, nicht zu empfinden, die Bein nicht zu empfinden brauchte,

die dumpfe, unerträgliche Gluth, die seit zwei Tagen in ihm brannte.

Die Dämmerung war fast in Dunkelheit übergegangen, da rief eine Stimme ihn an.

„Jan! — Jan Classen! Holl up!“

Gegen den letzten hellen Schein des Westhimmels erkannte Jan den Umriß einer Männergestalt, den schwarzen Umriß eines auf ihn gerichteten Büchsenlaufs. Sogleich fuhr er mit der rechten Hand in die Hosentasche und klappte heimlich sein Messer auf. Er fühlte keine Angst, keine Verwunderung, nur Born. Kam der ihm wirklich in den Weg? Gut; er kam ihm recht. Die elektrische Spannung in ihm verlangte Entladung. Einer von ihnen mochte im wilden Moor bleiben.

„Jan Classen,“ sagte der andere derweil heiser, „id hebb Di'n paar Wör't to vertellen.“

„Dat harrst in Stavenhagen näger hadd, Hermann Polder,“ entgegnete Jan.

„Du heft mi mien Brut' stohlen, Jan Classen!“ — „Nee“, versicherte Jan mit aufreizender Ruhe, „Deerns süßigen is nich Brut' hier to Lande. De frigt, wo se't vor got sinn't. Aber wenn Du mi wat wullst, Hermann Polder, — denn komm man an.“

Es war nicht Jan's Art herauszugeben, was er hielt. Die reiche Braut würde er sicher festhalten. Er schlang die Leine des Bootes um einen Erlenstumpf, der am Ufer aufragte, und schwenkte seine freien Arme in der Luft.

Wie ein Stier auf einen rothen Lappen, stürzte Hermann sich auf den Nebenbuhler. Der fing ihn mit kräftigen Fäusten auf. Sie rangen, eifrig, ernsthaft in der Debe, fern von den Wohnungen der Menschen, in Nacht und Moor. Stumm rangen sie auf Tod und Leben, und jeder wußte, daß es das Leben galt. Lange schwankte der Kampf unentschieden. Jan war stark wie ein Elephant, Hermann war geschmeidig, und von den Soldaten her im Ringkampf geübt. Schon neigte der Sieg sich Jan zu, da glitt er auf dem trügerischen Moorboden aus und stürzte, Hermann kniete auf ihm, drückte ihm die Kehle zusammen. In dieser höchsten Noth zog Jan sein Messer hervor, aber Hermann hatte den Griff errathen. Ehe er zustechen konnte, entwand er es ihm, knirschend, schäumend über die verschuchte Hinterlist.

„Hund! — Dit was Dien letztes Stück!“

Jan war überzeugt, daß es sein letztes sei. Er erwartete den tödtlichen Streich gleichmüthig, wie er Unabänderliches zu erwarten pflegte. Er rührte sich nicht, er bat nicht um Schonung. Wer unterlag, hatte verspielt. Sie balgten sich da nicht zum Spaß.

Aber Hermann, die Hand zum Stoß erhoben, zögerte. Während er über dem Regungslosen lag, schoß wie ein Blitz seine ganze Liebesgeschichte ihm durch den Kopf, seine tolle Liebe, die ihn zu so vielen Unbesonnenheiten getrieben hatte, die ihn jetzt zum Mörder machte. Er sah Dora vor sich, wie er sie an diesem Morgen gesehen hatte, höhnisch, schnippisch im Gefühl ihrer Schuld gegen ihn. Und ein Ekel packte ihn plötzlich. Um dieser willen sollte er dem Wehrlosen das Messer in den Leib rennen, landesflüchtig die Welt durchzieren, ein Erbe kains? Ja, im Kampf hätte er seinen Gegner mit seinen Fäusten erdroffelt, zerrissen. Von dem am Boden Liegenden hielt ihn ein unbezwinglicher Widerwille zurück. Sein Vater kannte wohl des Sohnes Art. Er war nicht tüchtig, nicht hinterlistig. Er schleuderte das Messer weit über seinen Kopf in den Fluß.

„Gah un friege ehr,“ sagte er in verwandeltem Ton. „Mienen Segen heft. Se heft mi to'm Narren hollen; se ward Di to'm Narren maken. Worüm schall id Di dorvör bewohren? — Gah un friege ehr. Id mag ehr nich mihr. Id schenk' se Di. Da!“

Seine Hände lockerten ihren Griff. Er sprang auf, und ehe Jan, gedemüthigt durch seine Niederlage, verwirrt, betäubt durch den raschen Uebergang vom sicher erwarteten Tode zum Leben, sich besinnen konnte, waren Dunkelheit und Nebel, die auf dem Moor webten und brauten, hinter Hermann Polder zusammengeschlagen.

Langsam richtete Jan sich auf, schüttelte die vom Ringen schmerzenden Glieder. Ein verteuftes Gefühl, so plötzlich vom Tode zum Leben zurückzukehren, ein Schod bis ins Mark der Knochen. Wirklich, es hatte nur in Hermanns Belieben gelegen, ein Ende mit ihm zu machen. Auch hatte Jan, der nicht sentimental und nicht sanguinisch war, in aller Eile mit dem Leben abgeschlossen. Nun faßte er's wieder mit vollen Händen, uneingeschränkt, mit allem darin, auf das er Werth legte, mit Braut und Brautshap.

Er schüttelte sich, trollte zum Kahn zurück und löste das Tau vom Erlenstumpf. Er wollte aufathmen, aber es lag ihm etwas auf der Brust, das ihn daran hinderte. Er hatte nicht glorreich in diesem Kampf bestanden. Wenn seine Begriffe von Heldenehre auch nicht die eines spanischen Hidalgo waren, die Rolle, die er gespielt hatte, demüthigte ihn. Er trug sie ein wenig derjenigen nach,

um derentwillen sie ihm aufgedrungen wurde. Und dann, — was hatte sein Gegner ihm zugerufen, als er ihm auf der Brust kniete? Langsam lösten die Worte sich ihm aus dem Dunkel, der Stille ringsum, aus der Verwirrung seines Hirns. „Id schenk' se Di! Da!“

Gewohnt gegen eine widerpenstige Natur um den Pfennig zu ringen, war Jan äußerst mißtrauisch gegen Dinge, die ihm ohne Entgelt geboten wurden. Und nun schenkte sein Nebenbuhler, sein Todfeind, ihm die Braut! Im Augenblick des Sieges verschenkte er den Kampfpfeil. Ei, so galt der wohl nicht viel? Jan, der vor einer halben Stunde bereit gewesen war, den Besitz der reichen, vornehmen Braut mit seinem Leben zu vertheidigen, fing an, ihren Werth zu bekräfteln, sobald sie ihm geschenkt worden war sammt seinem verfallenen Leben.

Er war ins Boot gestiegen, er ruderte jetzt, und dabei versuchte er, sich Dora's Bild zu vergegenwärtigen. Ein einziger Gedanke bohrte ihm im Hirn: „Worüm deist he ehr wegshenten?“ — Dunkel ringsum, Nacht und Stille; durch schwarze Wolken blinzelnd einige Sterne. Das Wasser plätscherte unter dem Kiel, das Steuerruder kreischte und quielte in seinen Angeln. Vor Jan's innerem Auge hastete Dora ruhelos hin und her, hin und her. Das Kreischen des Steuers ward ihm zu ihrer Stimme, die schalt und knarrte und verstummte nimmer.

Da plötzlich traf ein anderer Laut sein Ohr, ein Stöhnen, Wimmern. Kalt überließ ihn. In dem Aufgeregten wachten die Gespenstergeschichten seiner Kindertage auf. Nicht umsonst hieß dieser Fleck das Teufelsmoor. Ruhelose Geister sollten hier umgehen. Und nun rang sein Name sich durch das Klagen und Aechzen.

„Jan, — Jan! Woher Di! Woher' Di, Jan!“

Jan zog mit einem Ruck das Ruder ein.

„Is da Een?“

„Jan,“ stöhnte es am Ufer. „Jan! Woher' di.“

Aber Jan hatte die Stimme erkannt, trotz ihrer Schwäche, trotz des Grauens, das ihm die Glieder schüttelte. Im Augenblick hatte er den Kahn beigedreht und sprang ans Ufer.

„Marinka! Deern! — In Gottes Namen! Bist Du dat? Wo kümmtst hierher?“

Er sucht, er tastet im Haidekraut. Seine Hände greifen ihre Schultern. Er rüttelt sie.

„Marinka! Marinka! — In Gottes Namen! —“

Und plötzlich fassen ihn zwei Hände, kalt vom Thau der Nacht; und doch, wie sie ihn angstvoll befühlen, meint er, daß von ihren eisigen Fingerspitzen Wärme in ihn strömt bis ins Herz hinein.

(Schluß folgt.)

Kaasdruck verboten.

Unterhaltungen über die Sterne.

Von Dr. Herm. J. Klein.

VIII. (Schluß.)

Wir haben nunmehr den Sternenhimmel in seinen Sonnen- und Sternschwärmen kennen gelernt und müssen uns jetzt zum Schluß unserer Unterhaltungen über die Sterne mit einer Klasse von Himmelskörpern bekannt machen, welche von allen anderen völlig verschieden ist. Es sind dies die sogenannten Nebelstern, matte, höchst unregelmäßig gestaltete Gebilde, welche nur im Fernrohre gesehen werden können, ja, die zur genaueren Untersuchung die mächtigsten Teleskope und photographischen Apparate erfordern. Die Welt der Nebelstern ist zuerst durch Herschel's unermüdete Beobachtungen und scharfsinnige Deutungen erschleiert worden; mit genialem Blick hat dieser große Mann das Wesen jener Gebilde erkannt und nachgewiesen, daß wir in ihnen Weltkörper vor uns haben, die eine bestimmte Entwicklungsstufe der Sterne darstellen. Viele Jahre hatte Herschel den Himmel durchsucht und zahlreiche Sternhaufen entdeckt, von denen die meisten so weit entfernt sind, daß sie fast wie Nebelstern aussehen, er war daher geneigt, die damals bekannten Nebelstern sammt und sonders für unermesslich entfernte Sternhaufen anzusehen. Da entdeckte er 1790 einen kleinen Stern, der von einer großen, schwach leuchtenden Atmosphäre umgeben war, und im Laufe der nächsten Jahre noch mehrere andere Sterne von demselben Aussehen. Bei diesen Sternen war die Lichtatmosphäre völlig kreisrund und so verwachsen und zart, daß der Gedanke, sie können aus Sternen bestehen, gar nicht aufkommen konnte. Damit war das Dasein eines wirklichen kosmischen Nebels, eines leuchtenden Weltstoffs erwiesen und ein neues, unermessliches Feld der Forschung eröffnet. Diese Nebelstern, rief Herschel siegesbewußt aus, sollen uns als Schlüssel dienen, um andere geheimnißvolle Erscheinungen im Weltensysteme zu ergründen. Die große Ähnlichkeit der Nebelstern um diese Sterne mit dem Aussehen großer, verwachsener Nebelstern ohne jede Spur von Sternen machte es ihm klar, daß diese kosmischen Nebel nicht unbedingt von Sternen abhängen, sondern selbständig im Weltensysteme auftreten, sowie ferner, daß sie selbstleuchtend sind. Diese Nebel, so schließt er, sind die Keime, aus denen sich durch zunehmende Verdichtung Sterne bilden. Aber wieweil ein Unterschied zwischen dem stehend scharfen, klaren Lichte eines Fixsterns und dem bleichen, verdämmerten, oft ganz formlosen Schimmer eines Nebelsterns? Niemand kann diese ungewohnte Verschiedenheit beider Klassen von Himmelskörpern leugnen, allein Herschel wies aus seinen Beobachtungen nach, daß es eine ganze Reihe Uebergangsformen giebt, von

den matten, formlosen Nebeln bis zu solchen, bei denen der Anblick im Fernrohre unentschieden läßt, ob man einen Nebel oder einen Stern vor sich hat. Seine Aufzählung dieser Uebergangsformen begann er mit einer Beschreibung der sehr großen und lichtschwachen Nebel, welche damals nur allein in seinen großen Teleskopen gesehen werden konnten. Ihre Menge ist so groß, daß sie, wie Herschel sich ausdrückt, die Begriffe der Menschen übersteigt. Und doch hat Herschel bei weitem nicht alle Nebel dieser Art, die am Himmel vorhanden sind, gesehen. Mit Hilfe der großen photographischen Fernrohre der Gegenwart und den überaus lichtempfindlichen Momentplatten hat man an den verschiedensten Stellen des Himmels weit ausgedehnte Nebelstern entdeckt, welche das Auge direct auch an den größten Ferngläsern nicht wahrzunehmen vermag. Solche überaus feine Nebelmassen ziehen sich bisweilen über ganze Sternbilder hinweg, in unglaublich großer Ausdehnung. Sie sind so zart und lichtschwach, daß sie ohne bestimmte Grenzen nur in einem überaus matten Schimmer auf den photographischen Platten erscheinen. Die Sterne stehen darüber zerstreut wie an anderen Stellen des Himmels, wo kein Nebel zu sehen ist, und sie contrastiren lebhaft mit der Düsterniß der nebeligen Materie. Auf einer Stufe größerer Verdichtung finden wir diese in den Nebeln von unregelmäßiger Gestalt, und noch weiter in solchen, bereits ziemlich hellen Nebelstern, welche eine rundliche Form zeigen. In diesen ist, wie Herschel bemerkt, die nebelige Materie bereits im Begriff, sich zu einer kugelförmigen Gestalt zu verdichten. Noch deutlicher wird dies bei einer Klasse von Nebelstern, welche rund und in der Mitte erheblich heller sind, und so schreitet die Verdichtung fort, indem gleichzeitig die Größe der Nebelstern abnimmt bis zu solchen, welche in ihrem Aussehen den Sternen ähnlich sind. Die gänzliche Unähnlichkeit, sagt Herschel, zwischen dem Aussehen einer formlosen, verbreiteten Nebelmaterie und einem Stern ist so auffallend, daß der Gedanke an den Uebergang der einen in den anderen schwerlich jemandem beikommen wird, der nicht alle Zwischenglieder dieser Formen vor Augen gehabt hat. Dann aber erkennt man die allmähliche Veränderung durch zunehmende Verdichtung und Abrundung und kann nicht mehr zweifeln, daß jeder folgende Zustand der Nebelmaterie das Ergebnis einer Wirkung ist, welche durch eine zusammenziehende Kraft, ähnlich der Schwerkraft, hervorgerufen wird.

Indessen sind keineswegs alle Nebelstern des Himmels entweder nur schwach und formlos oder von runder Gestalt. Es giebt auch solche von länglicher Form; manche sehen Kometen ähnlich, wieder andere sind spiralförmig gewunden, und endlich kommen große, helle Nebel von höchst unregelmäßiger Gestalt vor. Eine besonders interessante Gruppe bilden die Spiralnebel. Diese sind zum ersten Male von Lord Rosse mit seinem Riesen-Teleskope erkannt worden. Der hellste derselben sieht im Sternbilde der Jagdhunde. Der ältere Herschel hatte ihn auch gesehen und als runden Nebel beschrieben, der von einer schwachen Nebelhülle umgeben und in einiger Entfernung noch von einem kleinen Nebel begleitet werde. Im Jahre 1845 zeigte dagegen Rosse's Riesen-Teleskop, daß dieser Nebel in Wirklichkeit die Gestalt einer leuchtenden Spirale besitzt, oder sich wie ein schneckenförmig gewundenes Tau darstellt, dessen Windungen ungleichförmig sind und im Centrum, sowie in den äußeren Theilen helle Lichtknoten zeigen. Einer dieser Lichtknoten in den Spiralen ist der von Herschel gesehene kleine Nebel neben dem Hauptnebel. Noch wunderbarer in seiner Form ist ein Spiralnebel, den Lord Rosse im Sternbilde des Cepheus entdeckte. Hier zeigen sich um eine centrale Nebelsternscheibe herum mehrere lange, polyphenähnliche Arme, die weit in den Himmelraum hineinragen und stellenweise helle Lichtknoten erkennen lassen. Was es aber mit einem solchen Gebilde auf sich hat, mag man daraus entnehmen, daß jeder dieser Arme nach den geringsten zulässigen Schätzungen viele tausend Millionen Meilen Länge besitzt, also die Entfernung der Erde von der Sonne vielleicht hundertmal übertrifft. Unter solchen Umständen kann man wohl glauben, daß diese Nebelstern die Keime zukünftiger Sonnen-Systeme sind, die sich im Laufe unzähliger Jahrtausende aus ihnen entwickeln werden. Und dieser Schluß ist in wahrhaft wunderbarer Weise durch das Spektroskop und die photographischen Platten bestätigt worden. Das Spektroskop zeigt direct, daß die Nebelstern des Himmels sehr verdünnte, glühende Gasmassen sind, in welchen Wasserstoff das hauptsächlichste Element bildet. Sie bestehen also wirklich aus einem selbstleuchtenden Weltstoffe, und die Vorstellungswelt Herschel's, daß sie die Keime zukünftiger Fixstern sein müßten, wird völlig bestätigt. Eine fernere Bestätigung hat im letzten Jahrzehnt die Himmels-Photographie erbracht. Im Sternbilde der Andromeda sieht ein heller Nebel von elliptischer oder spindelförmiger Gestalt. Er zeigt in seiner Mitte einen Kern und mehrere fleckige Stellen, und das Ganze stellt sich so dar, ähnlich der Form, die man sieht, wenn man eine Kreisfläche schräg von der Seite betrachtet. Kein einziger klarer Fixstern ist in diesem Nebel zu sehen, doch leuchtete vor einigen Jahren ein gelbliches Sternchen plötzlich in ihm auf, welches aber nach kurzer Zeit wieder verschwand. Die Photographie hat nunmehr gezeigt, daß dieser Nebel aus einer centralen Dunstugel besteht, welche von einer Reihe concentrischer Ringe umgeben wird. An einigen Stellen dieser Ringe zeigen sich knotenförmige Verdichtungen, vielleicht sind die äußersten Ringe sogar schon in gesonderte Theile zerfallen, denn ein benachbarter kleiner Nebel kann als solches Bruchstück betrachtet werden. Ähnliche Nebel hat seitdem die Himmels-Photographie noch mehrere gezeigt, und es bleibt kein Zweifel, daß ihre Anzahl im Weltensysteme sehr beträchtlich sein muß. Ein solcher Nebelstern war aber nach der berühmten Weltbildungs-Theorie von Laplace die Urform unseres eigenen Sonnen-Systems, aus ihm hat es sich gebildet, indem die Sonne den Mittelpunkt einnahm, von Nebelringen umgeben, durch deren Zerfall die Planeten entstanden. Was der Geist des großen Denkers prophetisch schaute, hat heute die Himmels-Photographie dem leiblichen Auge als wirklich und bestehend offenbart. Nebelstern, welche die Keime zukünftiger Sonnen-Systeme enthalten, finden sich noch heute in der Tiefe des Weltensystems und enthüllen uns den Weg, den die schaffende Allmacht ihrer Entwicklung vorgezeichnet hat. Das Großartige und am tiefsten Ergreifende ist aber doch, daß es dem menschlichen Geiste in der vergänglichsten Hülle des Leibes möglich wurde, diesen Entwicklungsengang der Schöpfung zu erkennen. Wie aber könnte solches möglich sein, wenn der menschliche Geist nicht seinem ureigenen Wesen nach verwandt wäre mit dem Geiste, dessen Allmacht Himmel und Erde erschaffen hat!



Savenitz



Leutze



Becker



Hübner



Michells



Lessing



Schröder



v. Wille



Scheuren



Weber



Jordan



Bolcher

Gründer
des Reichstages



Hoff



Camphausen



A. Schmitz

Ich komm doch komm'ich doch

1848

1898

Brendamost

S.O.



Nachdruck verboten.

Das fünfzigjährige Jubiläum des Künstlervereins „Malkasten“ in Düsseldorf.

Von Eduard Daelen.

„Erfurt ist das Leben, heiter die Kunst.“

Als eine freudeweckende Jubelbotschaft wird jederzeit in den weitesten Kreisen die Nachricht aufgenommen: „Im Malkasten giebt's wieder ein Gartenfest!“ — Auch in diesem Jahre, mit dem Erscheinen des Frühlings, ist diese Parole erschollen und hat ringsum den lebhaftesten Widerhall gefunden. Ist doch diesmal die Veranlassung eine besonders freundige: Die Feier seines fünfzigjährigen Bestehens, die der Malkasten am 2. und 3. Juli durch eine prunkvoll heitere Veranstaltung in seinen herrlichen Anlagen festlich begeht. Und zwar wurde dieser Zeitpunkt gewählt, weil an dem eigentlichen Stiftungstage, dem 6. August, schon viele Vereinsmitglieder auf Studien- oder Erholungsreisen von Düsseldorf abwesend sind, und bei einem solchen Feste wollte der Malkasten doch gerne die Seinigen alle zugegen sehen.

Auf eine ereignisreiche Lebensbahn blickt heute der Jubilar

in fröhlicher Jugendfrische zurück. Die hochgehenden Bogen des „tolle“ Jahres „Acht- undvierzig“ umbrauten die Wiege des stämmigen Knäbleins. Der alte Chronist berichtet darüber, daß „nach festgestelltem statuto als erster Fürst der sieben weiß Männer zu senatoribus und mandataribus erklärt sind, des jungen Weltbürgers wohl Acht zu haben und desselbigen educationem zu übernehmen, maachen derelbige also gleich bei seiner Geburt sich in etwa ohngeberdig und wild erwiesen, itom schon an seinem Geburtstage überzehen gewest.“ Ein ominöses Zeichen! wird Mancher lächelnd oder auch kopfschüttelnd denken.

Der Originalakt der Gründung, welcher am 11. August 1848 unterzeichnet wurde, wies 112 Mitglieder auf, unter denen sich die langvollsten Namen der Künstlererschaft befinden wie E. Leupe, Rud. Jordan, Theod. Hildebrandt, Hasenleber, C. Hübner, A. Weber, Chr. Böttcher, A. Leu, L. Anaus, A. Seel, D. W. Achenbach, Jul. Tausch, Casp. Scheuren, D. Anille, Gesellschaft, Th. Mintrop, A. Flaum, C. Sohn, F. B. Preyer, C. F. Leising. Als geistiger Vater der Verbindung war Emanuel Leupe zu betrachten, dessen hervorragende gesellschaftliche Talente ihn dazu befähigten, eine Dictatur auszuüben, die ihm von seinen Collegen gerne zugestanden wurde.

So erblühte denn bald der junge Verein unter seiner kundigen Führung zu immer prächtigerer Entfaltung empor. Und wenn auch manchmal Stürme tosten, der „Malkasten“ hat sie alle glücklich überstanden und unerwähnt festgehalten an seinem Wahlspruch und seiner Fahne. Sein Wahlspruch aber lautete trugig-kühn: „Ich komm' doch durch komm' ich doch!“

Von hervorragender Bedeutung in seiner Entwicklungsgeschichte ist die Erwerbung seines eigenen Hauses. In den ersten Jahren seines Bestehens hatte er ein zwar sorglos gemüthliches, aber doch ziemlich fragwürdiges Dasein geführt, indem er als Miether in verschiedenen Gastlokale Unterkunft suchte. Da, in der Mitte der fünfziger Jahre, wurde ihm als einem rechten Sonntagskind vom Schicksal die große Günst zu Theil, ohne viel Mühe die bekannte ehemals Jacobische Befestigung in Pempelfort als Eigenthum erwerben zu können. In der reizenden Parkanlage mit ihren mächtigen Baumgruppen, ihren stillanmuthigen Leichpartien, ihren lauschigen Plätzchen im Gebüsch oder am Wasserfall, in dem die muntere Düffel über Steingerölle stürzt, — wie dies alles schon Goethe als Gastfreund Jacobi's in „Wahrheit und Dichtung“ so begeistert geschildert, — hier wurde nun ein echtes Künstlerhaus erbaut und damit in diesem einzigen Tusculum der günstigste Boden für heitere Künstlerfeste geschaffen.

Unter den bisherigen Veranstaltungen dieser Art gebührt unsreilich die Krone dem großartigen Kaiserfest im Jahre 1877, wo der „Malkasten“ den glorreichen Begründer des Deutschen Reiches in seinem Heim begrüßen durfte, wo alle Künste sich vereinten, um jenen unvergesslichen Abend zu einer des Gastes wie des Gastgebers würdigen Huldigungsfeier zu erheben. Damals erhielt das „achtundvierziger Kind“ seine Weib: in der ganzen Welt wurde sein Name bewundernd genannt, und mit besonderem Stolz wurde als ehrenvollster Schmuck der anerkennende Dankesbrief des greisen Monarchen an der Wand des Hauptsaaes angebracht.

Die Hauptleiter des Festes, Wilh. Camphausen und Carl Hoff, hatten als echte Malkastner von jeher dem Verein ihr ganzes Interesse gewidmet, und unter ihrem thatkräftigen Wirken hat das Vereinsleben eine hohe Blüthe erreicht. Ihnen würdig zur Seite stand Adolf Schmitz, von dem auch die Hauptdecoration des Festsaales, „Albrecht Dürer, der Schuttpatron des Malkasten, überreicht der Düsseldorf den Verlobungsring“ herrührt. Ueber dieser sinnreichen Composition schwebt ein poetischer Duft, und wie sie darin einen schönen Ausdruck des echten Malkastentones bildet, so wird sie stets ein würdiges Erinnerungszeichen jener romantischen Tage bleiben.

Den berausenden Zauber der Malkastnerfeste benimmt seit alter Zeit ein loser Schelm zu seinen ausgelassensten Streichen. Die heimlichsten und die verlockendsten Schlupfwinkel weiß der kleine Schlingel, das verzogene Söhnchen Aphroditens, ausfindig zu machen, um die armen Opfer in seine Netze zu ziehen und dann ganz unversehends seine sicher treffenden Geschoße abzugeben. Wie manches harmlose Pärchen hat hier schon sein Pfeil getroffen! So wurde an dem herrlichen Abend der Corneliussfeier am 6. August 1861 Carl Hoff von Amors Pfeil berart getroffen, daß er, von Begeisterung hingerissen, sein Herz der Allerliebsten, dem Töchterlein des Professors Carl Sohn, zu Füßen legte. Er selbst hat diesen denkwürdigen Moment im Bilde gefestigt, wie es ein Holzschnitt der alten Malkasten-Chronik zeigt.

Kunnehr hat der „Malkasten“ ein halbes Jahrhundert seines Bestehens vollendet, und im Hinblick auf die zurückgelegte Wegstrecke kann er in gehobener Stimmung und freudigen Herzens sein Jubelfest begehen. Dieses wurde seinem Charakterzuge entsprechend, auf die Dauer von zwei Tagen angelegt. Während der Verein am ersten Tage den Seinen ein Familienfest in engerem Kreise bietet, gilt der zweite Tag den Gästen von Nah und Fern, die zu einem großen Gartenfest geladen wurden.

Am Vorabend findet bei einem frischen, fröhlichen Trunk die Begrüßung der eingetroffenen Ehrengäste statt. Das Programm des ersten Tages besteht in einem feierlichen Rede-Akt und daran sich anschließenden Festmahl, zu dem eine Bühnenaufführung den würdigen Abschluß bildet.

Die festliche Veranstaltung des zweiten Tages dagegen trägt ein allgemeines Gepräge. Sie nimmt vor allem Bedacht darauf, in einem malerischen Schaugepränge allen Zuschauern ein heiteres, farbenprächtiges Bild vor Augen zu führen. Zu solchem Zwecke faßt der Festplan symbolisch die Gründung des „Malkasten“ als eine hochzeitliche Verbindung auf, die der Vater Rhein mit der Kunst gefeiert hat. Dieses Jubelpaar begeht somit seine goldene Hochzeit, die nun zugleich, um die unverwundliche Jugendlichkeit der Einigung anzudeuten, mit der Hochzeit des Ritters Humor und der Prinzessin Phantasie verbunden ist.

Schon am Nachmittag zeigt der Garten das bunte Bild eines ausgelassenen Kirmestreibens, wo namentlich die jungen Damen in ihrer munteren Lebhaftigkeit das anregendste Element bilden. Und ebenso haben sie bei der Festaufführung am Abend die Hauptrolle übernommen. Auf ihrem Prunkwagen halten die prächtig schönen Gestalten der Romantik, der Kunst, der Phantasie, der Jungfer Düffel, der Poesie und Sage ihren siegreichen Einzug und ebenso wird die Kunst der tanzennden Elfen und Feuergeister in glänzendem Lichte strahlen.

„Dann laden verlockend die Rosenbetten
Zum kosenen Flüstern, zum Ländeln und Reden;
Hell klingen die Geige, Holzrinne und Flöte
Zum Reigen und Sprung bis zur Morgenröthe.“

Wäge der Jubilar bis in die fernsten Zeiten noch recht oft solche heitere Feste in gleicher Jugendfrische und Fröhlichkeit begehen!



Nachdruck verboten.

Die Cubaner.

Skizze von Clara Biller.



Es war zur Zeit, als ich in Paris des Malers Chaplin Frauen-Atelier besuchte. Ich wohnte da im dritten Stock eines Hauses am Quai des Grands Augustins, dem ältesten von der Seine umspülten Theile von Paris, nahe der City-Insel. Die hohen Fenster meines Zimmers schlossen ebenso schlecht, wie die Thüre, und im Winter war's da oft gruselig kalt. Zudem ließen die Sitzmöbel in der Region der dritten Treppe viel zu wünschen übrig; trotzdem liebte ich diese Wohnung. Fröhlich wendeten mich die herrlichen Gloden von Notre-Dame, und von Bett aus fiel mein erster Blick auf den Friedensengel der Sainte Chapelle, dieses kleine Wunderwerk französischer Gotik. Vor mir aber rauschte die von Schiffen aller Art belebte Seine, deren herrliche Brücken ich rechts und links, soweit das Auge reichte, verfolgen konnte.

Meine Wirthin hatte eine gewisse Nehmlichkeit mit ihrem alten Hause, — auch ihre Vorzüge überwogen einige Mängel. Sie war mit ihrem ersten Gatten in der Havana reich geworden und hatte leider als wohlhabende Witwe einen jüngeren Mann geheirathet, den zu lieben ihr „Verhängniß“ war, wie sie behauptete. Nachdem er ihr Vermögen bis auf einen kleinen Theil durchgebracht, war das Paar nach der Heimat zurückgekehrt und hatte den Rest in jenem Hause angelegt, dem die Frau vorstand. Sie war immer noch eine vornehme Erscheinung mit ihrem schlanken Wuchs, dem ungebleichten, dunkeln Haar, feingebildeten Händen und den schönsten, schwarzen Augen. Traurige Augen, die aber dann und wann ein Zug von Schelmerei erhellte, wenn plötzlich durch den schweren Kummer um ihren Taugenichtsin von Mann ein toller Einfall schoß. Da machte sie über diesen oder jenen ihrer Miether eine Bemerkung, die von einer scharfen Auffassung der komischen Seite eines Charakters zeugte. Es war fast, als habe die Natur in der jeweilig auffprudelnden Laune dieser sonderbaren Frau einen Ausgleich gesucht, um schweres Leid erträglicher zu machen.

Da ich für meine Mahlzeiten selbst sorgte, wäre ich kaum näher mit ihr in Berührung gekommen, hätte die spanische Sprache nicht das Bindemittel abgegeben. Mir war sie damals, nach längerem Aufenthalt im Lande meiner Mutter, noch geläufig. Die Wirthin aber hatte sie die längste Zeit ihres Lebens, und immer mit Vorliebe gesprochen. Sie behauptete, außer mit ihrem Papagei und einem kleinen, weißen Spigel, die sie beide von der Havana mitgebracht, nur mit mir spanisch reden zu können. Sie suchte mich auch manchmal auf, um ihre Klagen in dem geliebten Idiome auszusprechen. Mitunter gab der Papagei, — ein unheimlicher, rother Vogel, der ihr gewöhnlich auf der Schulter saß, — sein „Caramba!“ dazu, während der Spiz ungeduldig knurrte, was, wenn es eine Meinung ausdrückte, ebenso am Plage war.

So wurde ich eines Tages Vertraute ihres Kummers, daß zwei junge Cubaner, die nach Paris gekommen waren, um Pasteurs Methode zu studieren, das Zimmer neben mir, das eben leer geworden war, verschmähten. Beide waren ihr warm von alten Freunden aus der Havana empfohlen worden.

„Was die Möbel anlangt,“ — setzte sie hinzu, „so habe ich das Uebermensliche versprochen; allein die rothen Ziegelstiefeln des Bodens,“ — sie sind heute noch in einigen alten Häusern der City-Insel üblich, — behagen ihnen nicht, und die kann ich nicht in Parquet verwandeln. Was aber junge Leute sind, die im Golde nur so wühlen können, die wissen ihren wahren Vortheil nicht zu schätzen, im Hause vertrauter Freunde ihrer Eltern zu wohnen, — die gehen lieber zu den Beutelschneidern vom Boulevard, deren Worte so glatt sind, wie ihre gewichtigsten Dielen!“

Ich wußte wohl, wie schwer's der armen Frau in ihrer Lage war, Südamerikaner, „die im Golde wühlen“, ziehen zu lassen.

„Ist die Sache denn schon abgemacht?“ fragte ich.

„Na,“ — meinte sie, — „der eine hat seine Werthpapiere bei mir deponirt, wiederkommen muß er also. Hoffnung aber habe ich nicht.“

Ich kannte ihre Ueberredungsgabe.

„Versuchen Sie's nur noch einmal,“ warf ich so hin, „zu reden hat schon oft geholfen!“

Sie wurde nachdenklich, — lächelte dann auf einmal schlau und sprang auf.

„Haben recht!“ sagte sie, „ich will's noch 'mal versuchen!“

Darauf verließ sie mich.

Mein Rath schien genügt zu haben. Als ich am Abend nach Hause kam, bemerkte ich, daß zwei junge Männer, schmächtige Gestalten, aus dem bewußten Zimmer traten und hinter sich abschlossen. Sie waren mit einer gewissen auffälligen Eleganz gekleidet, wie reiche Südamerikaner sie gern zur Schau tragen: gekräuselte, stark pomadisirte Haare, große Brillanten als Cravatentknoten, und Schmurrbärte, so schwarz und glänzend, als wären sie durch flüssiges Gold gezogen. Mit ihren runden Kohlenaugen starrten sie mich neugierig an und grüßten.

Ich gratulirte der Wirthin, die bald nach ihnen heraufkam, um das „Uebermensliche“, was sie hinsichtlich der Möbel versprochen, anzuordnen, und im Vorbeigehen mir die gute Nachricht mitzutheilen. Weniger als ihr, — das merkte ich bald, — war indes mir zu der Nachbarschaft zu gratuliren. Nicht daß die jungen Mediciner sich lärmend betragen hätten, — im Gegentheil, — aber es war etwas anderes, das mich in ihren Benehmen störte. Sobald ich nämlich meine Thür öffnete, sprang auch die ihre auf, mit offener Gesichtszüge traten sie heraus, starrten einen Moment nach mir herüber, wobei sie entschieden einen Blick in mein Zimmer zu erhaschen suchten, grüßten dann flüchtig und fuhren wieder zurück.

Was im Anfang Zufall sein konnte, wurde mir lästig, als ich eine Absicht vermuthen mußte, die mir allerdings ganz unmerklich blieb. Ich sprach darauf mit der Wirthin davon, in deren dunkeln Augen ich ein eigenthümliches Zucken wahrnahm.

„Sont ganz charmanter junge Leute,“ — entschuldigte sie, — „und durchaus solid! Sie wissen ja, wie streng ich in dem Punkte bin, — aber Cubaner, — die müssen dressirt werden, — will es noch heut' bezorgen.“

Offenbar hatte sie mit ihrer „Dressur“ nicht gleich begonnen. Am nächsten Morgen dasselbe Manöver, als ich

mich zu Chaplin begab. Wer aber beschreibe erst mein Erstaunen, als ich zurückkehrte und, — vom benachbarten Fenster augenscheinlich durch das meine ins Zimmer geworfen, — eine Orange finde, die aus den sie umgebenden wundervollen Rosen, welche noch auf dem Fensterbrett lagen, auf den Boden gerollt war. Auf einem mittelst einer Nadel an der Frucht befestigtem Zettel stand ein Vers:

„Toma, nisa, esa naranja —
No las portes con navaja —
Es mi coraz on dentro.“

Auf Deutsch etwa:

Nimm, Mädchen, diese Apfelsine,
Zerschneide sie nicht mit dem Messer,
Es ist mein Herz darin.

Man weiß ja, daß junge Leute, „die im Golde wühlen,“ sich manches erlauben, was andere nicht wagen würden, — für diese ausländischen, undressirten Vögel gab's auch Entschuldigungen. Allein wie sie eine so schlichte Person wie mich, die keinerlei Anlaß zu so albernen Späßen gab, damit belästigen konnten, blieb mir doch unbegreiflich. Während ich noch überlegte, ob ich mich abermals an die Wirthin, oder nicht vielleicht besser an sie selber wenden solle, vernahm ich ein leises Klopfen an der Thür und Stimmengestüß. Näher tretend untersah ich auch die spanischen Worte: „Definen Sie, — o, theure Señorita, öffnen Sie mir dies eine Mal!“

Was machte ich die Thür auf, die nur von innen, oder durch einen Schlüssel von außen geöffnet werden konnte. Erstaunt fuhren beide Cubaner bei meinem Anblick zurück. „Ich erwarte,“ — sagte ich in Spanisch, da ich wußte, daß ihnen das Französische noch nicht geläufig war, — „daß Sie mir jetzt eine Erklärung für Ihr seltsames Betragen geben werden. Treten Sie, bitte, ein!“

Sie warfen ihre runden Feuerräder neugierig suchend im Zimmer umher.

„Wir haben Sie wahrlich nicht beleidigen wollen,“ — stotterte der Eine.

„Da ich dieses Zimmer allein bewohne, so mußte ich Ihr seltsames Entgegenkommen doch auf mich beziehen.“

„Sie haben dieses Zimmer wirklich immer nur allein bewohnt?“ fragte der Zweite. Beide schienen sehr bestürzt.

Hier mußte offenbar ein Mißverständnis walten.

„Wie kamen Sie auf die Vermuthung, daß ich nicht allein wohne?“ inquirirte ich.

In diesem Augenblick schien ihnen ein Licht aufzugehen, was sich bei ihrer südländischen Lebhaftigkeit in einem Ausbruch wilden Jorns äußerte.

„Die Wirthin, — diese Vorspieglerin! — diese böshafte Betrügerin! — Wir sind ja, — Sie sind ja, — aber können Sie denn vergeben? Es ist nämlich ganz unerhört!“ riefen sie zuerst abwechselnd in unzusammenhängenden Worten, die sie mit lebhaften Gesten begleiteten.

Bald hatte ich nun den Schlüssel zu ihren Huldigungen, die mir nicht galten.

Die Wirthin, um sie an das Zimmer mit den kalten, rothen Steinfliesen zu fesseln, hatte auf die ihr wohlbeliebte Empfänglichkeit der Romanen für weibliche Reize gebaut und ihnen erzählt, daß eine junge „Idealschönheit“ das Zimmer daneben bewohne, die aber leider von einer strengen Dueña, — das war ich natürlich! — bewacht werde, welche sie vor jedem männlichen Auge sorgfältig hütete. Ach, — ich konnte mir wohl denken, mit welcher alten Drachennatur sie bei entschiedenem Talent für solche Erfindungen, mich ausgestattet hatte!

Die jungen Leute mußte ich nach diesem Geständniß natürlich freisprechen. Welcher junge Mann, — er brauchte nicht einmal ein romantischer Südländer zu sein, — würde nicht den Wunsch gehabt haben, die streng bewachte, wunderbare, junge Schönheit zu sehen? Daß eine Hauswirthin, noch dazu mit so schwermüthigen Augen, ihnen einen so außerordentlichen Streich spielen würde, konnten sie nicht vermuthen. Blumen und Widmung waren ein natürlicher Ausdruck ihrer Gefühle dem „Ideal“ gegenüber, dem sie sich zu nahen hofften, nachdem der „Drache“ sich entfernt.

Mir kam die ganze Sache so komisch vor, daß ich Mühe hatte, den beiden Wuthschmaubern gegenüber ernst zu bleiben. Allein sie fühlten sich wirklich tief in ihrer Ehre als „Caballeros“ verletzt, — auch hatten sie durch Schuld der Wirthin ja leider eine edle „Señora“ (weiland Drache!) schwer beleidigt! —

Die Señora vergab, allein es blieb ihnen immer noch die unangenehme Ueberzeugung, von einem „alten, geschwägigen Weibe,“ — wie sie die „einstige Freundin ihrer Freunde“ jetzt titulirten, — hinter's Licht geführt worden zu sein. Der Verlust der „jungen Schönheit“, die sie bereits angegedichtet hatten, mochte ihnen auch nahe gehen, — kurz, sie schienen entschlossen, unverzüglich ihre Sachen zu packen und ein Haus zu verlassen, an das nur Hinterlist sie gefesselt hatte.

Der Jörn gab ihnen so drastische Bewegungen, daß ich bedauerte, sie nicht gleich, wie sie da standen, auf die Leinwand werfen zu können. Davon ließ ich natürlich nichts merken, daß sie dagegen, die Geschichte so harmlos aufzufassen, wie ich selbst. Im leichtlebigen Paris dürfte man solche Späße nicht gleich tragisch nehmen. Die Wirthin verdiene allerdings einen strengen Tadel, ein perfides Mittel gebraucht zu haben, sie zu gewinnen, allein sie dürften nicht vergessen, wie theuer ihrem Herzen alle wären, die Spanisch redeten, und wie hier das Andenken an alte Freunde den Wunsch verdoppelt hätte, sie unter ihrem Dach zu sehen. Möglicherweise würde sie ihnen, nachdem der Zweck erreicht, die Welt selbst eingestanden haben. Uebrigens dürften sie nach meiner Erfahrung überzeugt sein, daß sie, so sehr der Schein im Augenblick auch gegen sie sei, geschäftlich nie von ihr übertroffen werden würden. Bei ihrer Unkenntniß der Pariser Verhältnisse sei das nicht zu unterschätzen.

Sie haben sich an, — etwas verwundert augenscheinlich, daß ich die eigene Beleidigung so leicht nahm. Die Rede schien indes ihre Wirkung nicht ganz zu verfehlen. Sie kamen schließlich überein, vor der Hand noch wohnen zu bleiben, während sie in ihrer bilderreichen Sprache der „Hoffnung Raum gaben, daß der Tag einst dämmern möge,“ an dem sie mir ihre Dankbarkeit für den guten Rath beweisen könnten. Ich gab darauf nicht viel, worin ich wohl unrecht hatte, denn dieser Tag sollte wirklich, und zwar recht bald „dämmern“.

Ein schwüler Augusttag war's, an dem mich aber nicht die Sonne, sondern die Pflicht im Hause hielt. Ich hatte einer Kameradin versprochen, mein Urtheil über ein blondes Modell abzugeben, das ihr empfohlen war. Falls sie mir ihrem Zweck entsprechend erschien, sollte ich sie gleich für mehrere Sitzungen verpflichten. Die hübsche, blonde Frau war mit ihrem dreißigjährigen Töchterchen gekommen, einem süßen, kleinen Pütel, in der Hoffnung, daß man dieses mit ihr zugleich verwenden könne. Ich nahm die Adresse und freute mich dabei am Gespalt des Kindes, dessen Wächchen die Mittagshitze besonders stark gefärbt hatte.

Kurze Zeit nachdem Mutter und Kind mich verlassen, geht ein furchtbares Geschrei durchs Haus, das alle anwesenden Miether an ihre Thüren rief. Die Wirthin, welche ein Schwämmchen liebte und mit einem französischen Vorlieb nahm, wenn's kein spanisches sein konnte, hatte beide beim Heruntergehen angesprochen, um der Kleinen, wie sie sagte, ihren Papagei zu zeigen. Bei der Unterhaltung, in die sie mit der Mutter gerathen, hatte das kleine Mädchen, da der Papagei zum Sprechen nicht aufgelegt, angefangen, den Spiz zu necken. Verstand das verwöhnte Thier seinen Spaß, — hatte sie zu verb zu gefaßt, — man wußte nur, daß der Hund sich plötzlich gewandt und das Kind in die Hand gebissen hatte, — man konnte auf der weißen Haut deutlich die spigen Zähne sehen, — nur ein einziges hatte die Haut durchbissen und ein Tröpfchen Blut verursacht, — ein winziges Tröpfchen nur! Was aber konnte an dem heißen Tage, wo keinem Hund zu trauen war, ein solcher Biß nicht nach sich ziehen! Noch lauter als der Schmerz des Kindes war die Verzweiflung der blonden Mutter, die an diese Folgen dachte. Und als wolle der Spiz den Verdacht rechtfertigen, den er sogleich auf sich gezogen, kehrte er einem Napf mit Wasser, den ein umsichtiger Miethbewohner ihm als bald vorgelegt, trotzig den Rücken.

Vergebens erklärte die Wirthin, daß ihr geliebter amigo nicht nur in den Hundstagen, sondern selbst im kältesten Winter dieselbe Wasserheute schon gezeigt habe; man glaube ihr nicht, besonders als das Thier, das seinen Vortheil nicht begriff, auch eine Tasse mit fetter Milch verschmähte. Jetzt stand es fest, — der Spiz war toll; mehrere Miether verfürchteten nun auch, daß der Hund ihnen längst verdächtig vorgekommen wäre. Der kleine Modell-Engel war sein Opfer geworden, — die unglückliche Mutter bekam fast die Krämpfe.

„Wo sind die Cubaner, diese Jünger Pasteur's?“ war meine erste Frage gewesen.

„Sie müssen sogleich von Besour im Palais Royal zurück kommen, wo sie täglich frühstücken,“ sagte die Wirthin. Selbst in diesem entsetzlichen Augenblick, der sie ihres unvergleichlichen amigos zu berauben drohte, ließ sie die Gelegenheit nicht vorbegehen, mit Miethern zu renommiren, die eins der feinsten Pariser Restaurants besuchten.

Sie hat mich übrigens mit bewegter Stimme, die Verhandlung mit den Cubanern einzuleiten. Seit jenen phantastischen Versuchen, diese an ihr Haus zu fetten, hatte eine rechte Vertraulichkeit zwischen ihnen noch nicht wieder Platz gegriffen. Gern unterzog ich mich diesem Verlangen und muß bekennen, daß die guten Menschen ihr Versprechen glänzend hielten. Mit jener ritterlichen Zuverlässigkeit, welche die Romanen den Frauen gegenüber so gern zur Schau tragen, suchte der Eine vor allem die unglückliche Mutter in seinem schlechten Französisch zu trösten. Der Andere aber hatte schnell ein gut Theil von den Süßigkeiten, — Turon, überzuckerte Orangenblüthen u. dergl., — welche sie bevorzugten, aus seinem Zimmer geholt, um sie der kleinen Verwundeten in den Schoß zu werfen, die sie strahlend in Empfang nahm. Beide erklärten hinsichtlich des Spiz amigo, daß sie allerdings den fürchterlichen Verdacht der übrigen Hausbewohner nicht theilten, ihre Meinung indes niemand ausbringen wollten. Darüber solle ihr „cher Maitre Pasteur“ entscheiden.

Sie hatten, um die Stunde nicht zu verjäumen, zu welcher er jeden Nachmittag in seiner Anstalt zu treffen war, sofort einen Lohnwagen holen lassen, den sie selbst gewöhnlich benutzten. Die Mutter, das Kind auf dem Schoß, wurde in den Fond gelegt, während sie mit dem für weitere Biße unschädlich gemachten Delinquenten auf dem Rücksitz Platz nahmen. Daß ich neben der Mutter die Karawane begleiten mußte, war mir zuerst entsetzlich. Doch hatte diese so dringend gefleht, sie in der fürchterlichsten Stunde ihres Lebens nicht zu verlassen, daß ich es nicht abschlagen konnte. Diese Stunde aber, wenn ich jetzt zurückdenke, ist eine der schönsten Erinnerungen meines Lebens in sich. Sie hat mir nicht nur die persönliche Bekanntschaft eines großen Gelehrten, sondern auch eines echten Menschenfreundes verschafft, der Pasteur für alle war, die näher mit ihm in Berührung kamen.

Der Spiz, den Kopf in einem kleinen Sack von Leinwand, da leider die Maulkörbe in Paris nicht, wie damals schon bei uns, obligatorisch waren, aufs Höchste empört über die unwürdige Behandlung, wurde dem großen Manne zur Consultation vorgeführt. Obgleich von diesem für „vorausichtlich harmlos“ erklärt, mußte er doch sein Verbrechen an dem unschuldigen Kinde durch eine längere Quarantaine im Institut Pasteur büßen. Er kehrte von dort mit seinem guten Namen, als amigo, — Freund des Menschen, — aber auch entsetzlich abgemagert, zurück, welchem Uebel seine Herrin, nicht zu seinem Besten, bald wieder abgeholfen hat.

Nachdruck verboten.

Was erfreut uns an Bildern?

Von Ferdinand Avenarius.

(Schluß.)



Unsere kleinen Betrachtungen haben uns wohl das eine schon zur Genüge deutlich gezeigt: Wollen wir uns über den Werth der Kunst in einem Kunstwerk klar werden, so müssen wir uns fragen: wie ist der gewählte Stoff erfaßt und gestaltet? Und wir werden uns eines goldenen Satz recht genau überlegen und einprägen müssen, eine Grundwahrheit und vielleicht den wichtigsten Lehrsatz aller künstlerischen Kritik: jede Kunst schafft nur dann auf ihrem eigentlichen Gebiete, wenn sie giebt, was keine andere Kunst ebenfugot geben kann.

Wir haben schon: weil der Schriftsteller mit seinem kleineren Mittelaufwand uns doch wahrscheinlicher und mit festerer Be-

Gründung eine Geschichte erzählen kann, deshalb ist das Geschichtenerzählen seine und nicht des Malers Sache, — es bedeutet ein Verschwinden menschlicher Kraft, wenn ich mit großen Mitteln mangelhaft erreiche, was ich mit kleinen besser erreichen kann. Andererseits: eine bezeichnende Geste, eine charakteristische Stirn, ein besonderer Blick im Auge, ein vielsagender Zug um den Mund, — das alles kann ich als Schriftsteller überhaupt nur umschreiben, der Maler kann's zeigen, und so ist es seine Sache. Nein, auch der Zeichner kann es geben, und der Bildhauer, — sagen wir also nur: es ist Sache der bildenden Kunst. Wie aber gerade die Farbe und das Licht die Formen bedecken und scheinbar verändern, wie gerade die Farbe auch Jugend oder Alter, Kraft oder Schwäche, Ernst oder Frohsinn kennzeichnet, wie die Farbe mit der Farbe zusammenspielt und zusammenklingt zum Colorit, daß nicht nur ein besonderes Wohlgefallen unseres Auges, sondern auch ein Lauschen und Getragenwerden und Mitschweben, daß eine „Stimmung“ entsteht, — das alles kann uns nur der Maler zeigen. Deshalb nennen wir solche Aufgaben „spezifisch malerische“, und wir schätzen als großen Maler, wer uns auf diesen Gebieten weiterführt. Ich betone noch einmal: als großen Maler; denn wenn wir Ordnung und Klarheit schaffen und unsere Urtheile begründen wollen, so müssen wir hier wiederum unterscheiden. Es kann nämlich ein Maler ein großer Künstler und doch ein kleiner Maler sein. Die Fresken des Cornelius sind in der Farbe so schlecht, daß sie eher gewinnen, wenn Du sie nur in Umrißzeichnungen siehst; auch ihre Zeichnung ist mangelhaft, — sein großer Maler war Cornelius, vielleicht war er nicht einmal ein großer bildender Künstler. Aber ein großer Künstler schlechthin, das war er doch, gleichsam ein „Stummer des Himmels“, denn seine Phantasie und seine Empfindung, das haben wir, arbeiteten machtvoll in großen Gebilden. Dagegen ein Heiligenbild von Correggio! Das religiöse Empfinden darin mag manchen gering scheinen, (und es sollte bei einem frommen Bild doch die Hauptsache sein), viel geringer z. B. als auf des Cornelius „Jüngstem Bericht“: aber nun sieh, wie hier zum ersten Male dem Licht neue Geheimnisse abgelauscht sind, wie das Hellbunte hier schwebt und weht, — sieh es, und Du erkennst sofort: der größere Maler war dieser hier.

Nach wie viel Seiten hin kann sich das Erfassen und Darstellen seines Gegenstandes durch den Künstler bewegen! Wir haben bisher nur von Bildern mit Menschen darauf gesprochen, verweilen wir noch einige Minuten dabei. Wir haben ein Bild, dessen Hauptreiz in einer Anekdote besteht, ermüdet sich, — warum nun, fragen wir, ermüdet uns ein gutes Bild nicht, oder doch nur, um uns immer von neuem zu fesseln? Und zwar auch dann, wenn es kein „spezifisch malerisches“ Werk ist, bei dem uns, wie auf den Rembrandt's, vor allem Licht und Farbe erfreuen? Und auch dann, wenn es gar kein „Gemälde“ überhaupt, nein, wenn es nur eine Zeichnung ist? Ich meine: warum interessiert uns ein Bild nicht so sehr, als uns sogar das Original interessieren würde, wenn es, ein alter Speißbürger meinetwegen, leibhaftig vor uns träte?

Weshalb wir mehr aus dem Bildnisse herauslesen, als das Menschen-Angezicht selber uns zeigen würde. Ich spreche natürlich nicht von rein handwerksmäßigen Malern, die keinem Kunstverständigen etwas bieten können. Der Maler jedoch, der Künstler ist, ist eben deshalb Maler geworden, weil sein Auge sein beanlagt war, und weil diese Anlage, wie jedes „Talent“ zur Bethätigung drängte. Während des Studiums übte und übte sie sich, übte sie zugleich die Handfertigkeit, die „Technik“, die Fähigkeit also, ausdrücken zu können, was das Auge sah. Und das Malerauge sieht klar, was wir anderen nur halb, nur undeutlich, nur ahnend sehen. Wie diese Linien hier an den Lippen, jene Runzel dort unter dem Augenlid, seiner keine Fältchen dort unter der Nasenwurzel den Ausdruck der dargestellten Persönlichkeit beeinflusst, wir würden das nur bei ganz besonders auffälligen Wirkungen deutlich erkennen; in den meisten Fällen nicht, obgleich doch alle jene Einzelheiten den Gesamtindruck einer Person für uns mit beeinflussen. Der Maler aber sieht alle solche kleine „Formen“ und Licht und Farbe darauf bewußt, und empfindet sofort, was bezeichnend ist. Das betont er nun bei der Wiedergabe, er hebt hervor, was ihm wichtig erscheint, ihm, das heißt seiner inneren Persönlichkeit. Und so lehrt er uns denn in seinem Bilde, den dargestellten Menschen recht eigentlich mit seinen körperlichen sowohl wie seinen geistigen Augen sehen. Er führt uns, wir folgen ihm, und da seine Augen weit geübt und seiner waren, als die unserigen, so sehen wir nun gleichsam mit geliebten, feineren Organen. Daraus im tiefsten Grunde entspringt eine der Hauptquellen der Freude am Kunstwerk; wir fühlen uns „gehoben“, von einem Stärkeren nämlich, der uns doch seine Uebermacht über uns nicht empfinden läßt, sondern sie mit unserer eigenen Kraft verbindet. Selbst, wenn des Malers Auge nicht sonderlich feiner, und wenn seine Technik mangelhaft, wenn er also nicht in unserem besonderen Sinne ein großer Maler war, kann ein ganz ähnlicher Vorgang uns noch durch sein Werk erfreuen. Wenn nämlich aus dem malerischen Nadebrechen und Stammeln doch eine große Menschenfülle herauskönt, die wir ob der mangelhaften Technik zwar nur errathen, aber doch eben noch errathen können. Hans von Marées, der aufs Publicum ohne jeden Einfluß blieb, von manchem Künstler aber hochgeschätzt ward, war solch ein Mann: sein Können war so schwach, daß er seine Ideen gleichsam nur andeutete, aber der Auffassung einer großen Seele hob doch aus ihnen den Geist des Beschauers mit empor.

So bringt jeder echte Kunstgenuß uns eine Bereicherung nach irgend einer Seite hin. Diejenige aus dem rein stofflichen Interesse ist dabei eine eigentlich künstlerische überhaupt nicht. Gehe ich sehe ein schlechtes Bild und gehe vorüber, da sagst Du mir, es sei Goethe als Jüngling, und nun interessiert es mich, — ist deshalb das Bild plötzlich gut geworden? Aber ein künstlerisches Interesse immerhin ist schon das an der Technik des Malers. Wie hat er das und jenes herausgebracht, wie hat er den Pinsel, die Spachtel geführt, hat er hier postus gemalt oder lasirt? Eine höhere Gruppe von Freuden am Bilde vermittelt die Linie und die Farbe, die Zeichnung und das Colorit; beim höchstehenden Kunstwerk aber ist die bloß sinnliche Augenfreude Nebensache und sind Farbe und Linie Mittel geworden zum seelischen Ausdruck. Dann kann die Linien-Rhythmik und die Harmonie des Colorits in Weich- aber auch in Hartklängen wahre Augen-Symphonien vor uns ertönen lassen, bis sich ihr Gehalt zusammendrängt

in das Finale einer malerischen Stimmung. Man denke an Bilder wie Böcklin's „Prometheus“ oder seine „Toteninsel“, Werke, bei denen eine eindringende Betrachtung tiefe Verwandtschaft mit musikalischen Schöpfungen lehren würde. Wie sind sie verschieden z. B. von einem Werk Adolf Menzel's, — dort spricht ein Gemüth, hier blüht ein Geist. So können auch innerhalb des Seelischen noch die Freuden am Kunstwerk grundverschieden sein.

Aber sonderbar ist's, nicht wahr?, daß Böcklin's Schöpfungen so lange nicht genossen wurden, daß viele, viele sie immer nur bewußelten. Es wäre wohl anders gewesen, hätte man ein weiteres Grundgesetz aller Kunstkritik besser beherzigt, das Gebot: frage Dich, wenn Du vor ein neues Bild trittst, stets: was wollte der Künstler damit? Denn ein jeder schafft in der Richtung, in welcher er am weitesten entwickelt ist; wie sollte ihn loden, zu gestalten, was jeder geben kann; er möchte geben, was nur er geben kann, er möchte zeigen, was er in der Natur gleichsam entdeckt hat. Nimm an, ihm sei aufgegangen, wie wunderbar schön in einem ganz gewöhnlichen Krautader zur Herbstzeit die Farben spielen. Die Farben, die Farben, das übrige ist ihm ganz gleichgültig, die Farben will er zeigen. Aber Du sagst: pfui, ein gemeiner Krautader, — wie geschmacklos, Kraut zu malen! So thust Du Dir einen Schaden, denn Dir entgeht die Farbenherrlichkeit in diesem schlichten Stücklein Natur, weil Du Dich nicht, der Aufforderung des Malers folgend, darein vertiefen magst. Es ist gerade, wie wenn Du einer ein Stück in der Landschaft mit einem Fernrohr zeigen willst. Vorn mag ein Dorf liegen, weiter dahinten ein Waldgebirg. Er meint das Waldgebirg und stellt das Fernrohr darauf ein. Nun zeigt er Dir's; aber Du denkst, er meint das Dorf, und darauf hat er nicht eingestellt, Du siehst es also auch nicht gut. Da sagst Du ihm: Dein Fernrohr ist schlecht. Sein Fernrohr wäre nur schlecht, wenn es auch das schlecht zeigte, worauf es eingestellt ist. Ob dem Maler gelungen ist, was er wollte, das ist die andere Frage.

Ergründen wir aber nicht zunächst, wohin er weist, so werden wir vor vielen Bildern völlig ratlos stehen, oft einfach aus Mißverständnis dem Maler Unrecht thun und uns einer Kunstfreude berauben. Und wir sind hier so sehr auf eigene Arbeit angewiesen, denn sogar die Künstler selber könnten uns in vielen Fällen mit Worten wenig sagen. Abgesehen davon, daß nicht die Rede ihr eigentliches Organ ist, so könnte doch selbst der Redegewaltige hier im einzelnen Fall nicht viel mehr thun, als umschreiben, andeuten, hinweisen auf den Punkt, von dem aus ein inneres Verhältniß zum Bilde nunmehr selbständig gesucht werden muß. Denn wie sagt schon Goethe? „Kunst ist eine Vermittlerin des Unaus-sprechlichen.“ Mit dem Auge müssen wir den wertvollsten Gehalt eines Bildes aus ihm herausziehen, mit den Blicken müssen wir nach ihm „graben“. Jedes Bild entwickelt allerdings, Gottlob, seine Hauptwerthe nur in einer Richtung; denn wenn eine Gruppe von Eigenschaften zum Vollkommenen ausgebildet wird, so muß hier die andere zurückbleiben. Wer charakteristische Zeichnung bis ins Feinste entwickelt, der kann unmöglich zugleich in großen Flächen harmonische Farbenschilderungen componiren, und nie versteht ihn, wer solche bei ihm sucht. Wer, umgekehrt, Stimmungen durch Farbenschilderungen erzeugen will, muß die kleineren Netze liebevoller Detailzeichnung zurückdrängen. Und auch hier sind der Mannigfaltigkeiten im Grunde so viele, wie es Künstlerpersönlichkeiten giebt. „Grabt nur darnach.“ — die alte Fabel fällt Einem immer wieder ein. Wer jedes Vorurtheil glücklich überwunden hat und nun voraussetzungslos mit ehrlicher Liebe sich versenkt in die Kunst, so tief er's kann, den wird sie jedes Jahr reicher beschenken, und oft wird sie ihm Blüthen und Früchte zeitigen an Stellen, die ihm ehemals erschienen sind als trostloses Dürmland.

Wir erwähnten schon Böcklin, — daß man störende Nebensachen für die Hauptsache nahm, hat so lange die Freude an ihm verkommen. Man denke als an ein weiteres Beispiel an Lenbach, — wie lange hat man sich all dem gemammten Geistes in seinen Bildnissen nicht gestaut, weil man immer wieder statt in die Gesichter auf die Hände sah, und diese Hände schlecht gemalt fand. Und gerade deshalb waren sie doch schlecht gemalt, weil der Maler auffordern wollte, nicht auf sie, sondern aufs Gesicht zu sehen. Man denke an Uhde, — wie lange hat man ihm vorgeworfen, „Häßliche“ und „Verbrecher“ als Genossen Christi zu malen, weil man nicht verstand, was er wollte: das Wirken des Heilands in brünnlich leuchtenden Seelen zeigen, deren Körper in Knechtsgestalt wandelten. Möglichst schnell über das Ungewohnte hinwegzukommen, daß es uns nicht ablenke vom Wesen, — wir sehen: es muß eine weitere Forderung kunstkritischer Uebung sein. Und um so mehr, als gerade unter den jhrödesten Bildern, gerade unter denen, die sich am hartnäckigsten unserem Verständnis verschließen, neben den Arbeiten auffallen vollender Sonderlinge doch auch diejenigen Werke stehen, die uns gerade am meisten zu schenken vermögen. Das muß ja so sein, es ist ganz klar warum. Was fühlen wir denn am leichtesten nach? Was unserem eigenen Fühlen am meisten entspricht. Nun zeigt uns ein Maler ganz fremdes Sehen und Fühlen, ganz ungewöhliches und ungewohntes. Mag sein; wir sagen schließlich, wenn wir ihn durchschaut haben: das lohnte der Mühe nicht. Mag aber auch sein, daß gerade er der Mann ist, uns gleichsam neue Seiten des Daseins zu zeigen, neue Pforten zu neuen Schönheiten zu erschließen. Gewiß ist, daß jeder große Künstler eine Zeit des Nichtverstandenswerdens erst überwinden mußte.

Und das dürfen wir nie vergessen: das echte Kunstwerk ist nur ein Fenster, durch das wir hinaussehen zur Natur. Ein Wunderfenster freilich: dasselbe Stück Land, von hundert echten Künstlern gemalt, sieht hundertmal verschieden aus. Aber all dieses Verschiedene liegt in der Natur, Dein Auge muß nur geöffnet werden, um es in seiner ganzen Mannigfaltigkeit zu sehen. Und so wäre die Kunst doch noch lange nicht der große Segen, der sie für uns Menschen ist, machte sie nicht, ich denke wieder an ein Goethisches Wort, „unser Auge sonnenhaft.“ Darin beruht ihre allergewaltigste Bedeutung für uns: sie bereichert uns nicht nur, sie bildet uns auch, sie bildet, sie entwickelt und erzieht im eigentümlichsten Sinne unsere körperlichen und seelischen Organe.

Haben Sie nie beobachtet, verehrte Leserin, wie eigenthümlich verändert Ihnen die Welt erschien, wenn Sie aus einer Kunstausstellung nach langem und andächtigen Bildersehen wieder ins Freie traten? Der alte Droschkenkavalier hier, leuchtete sein Fell nicht in tiefem Purpur wie Seidenplüsch? Der Arbeiter

mit der Bluse dort, wie farbig fügte sich sein Bild ins Ganze, und wie auffallend kraftvoll stand sein Umriß im Vordergrund, dunkel gegen hell. Das Pflaster hinter ihm war naß, wie interessirte Sie darauf der Widerschein der abendlich warmfarbigen Wolken, und dazwischen das Spiel der Reflexe von den ersten in der beginnenden Zimberdunkelheit schon erleuchteten Fenstern; wie bemerkten Sie's, wie rembrandtisch golden dort der Hausflur in die Dämmerung sah, in dem man schon die Laterne angezündet hatte. Ueber den dunkeln Häusern der Himmel, aber wie wundervoll die Linie, die das trennte, diese anschwellende und abfallende und nun im Kirchturm plötzlich hoch auf sich redende Linie der Dächer, diese Silhouette, die so wundervoll fest und ernst vor den wandelnden Völkergebirgen stand. Wie Sie, Leserin, dann heimwärts gingen, Bilder sahen Sie überall: Das Mädchen hier mit dem Korbe am Arm, die Karre dort mit dem Hunde davor, hier wieder die alte Mauer, über die der Kirchturm nicht, dort das Gerüst um den Neubau, alle zeigten sie ihnen Bilder, — und jedes Menschenangezicht, dem Sie begegneten, sprach zu Ihnen. Ihre Augen waren überreizt, sagten Sie sich, sie hatten zu viel gesehen. Aber Sie freuten sich dieser „Ueberreizung“, die in Wahrheit gar keine war, sondern nur eine erhöhte Empfänglichkeit, die Sie der Beschäftigung mit der Kunst verdankten. Sie ging vorüber; wiederholten Sie aber Ihre Beschäftigung, so kommt leichter und leichter wieder das künstlerische Sehen, und schließlich bleibt's und verstärkt und verfeinert sich immer mehr. Sie haben dann Ihre Organe gebildet an der Kunst, und Sie, die Sie anfangs nur an der Hand der Künstler den Augen der Künstler nachblicken konnten, befähigten sich nun zu selbständigem Entdecken von Schönheiten in der Natur. Und so haben Sie zugleich mit der Fähigkeit, Bilder kritisch zu beurtheilen, die echte Freude am Kunstwerk kennen gelernt, den Genuß an ihnen, der nicht nur, um zum dritten Mal ein Goethisches Wort anzurufen, „reizt und entzückt“, sondern auch „sättigt und nährt“.

Rachdruck verboten.

Die Trachten- und Kostüm-Ausstellung der Königin von Rumänien.

Von Moriz Schäfer.

Nnterhalb Coblenz, wo die Ufer des Rheins bereits an malerischem Reiz verlieren, liegt das ruhige Städtchen Neuwied mit dem ilterlichen Stammschloße der Königin von Rumänien. Die Fürstin-Mutter zu Wien, eine trotz ihres vorgerückten Alters für Kunst und Poesie begeisterte Dame, von der auch Carmen Sylva den Sinn für alles Schöne und die „Luft am Jabuliren“ geerbt hat, plante seit längerer Zeit die Veranstaltung einer Kostüm- und Trachten-Ausstellung zu Gunsten des unter ihrem Protectorate stehenden Otto-Waisenhauses. Als Königin Elisabeth von dem Plane ihrer Mutter erfuhr, griff sie die Idee mit Hingebung auf, und dank ihrer thatkräftigen Initiative wuchs das ursprünglich auf kleinen Maßstab berechnete Unternehmen zu einer Ausstellung von kulturhistorischer Bedeutung. Die Damen der meisten regierenden Fürstenthümer unterstützten das Project durch Ueberlassung von vielen Hunderten in die Trachten ihres Landes gekleideter Puppen, und neben dieser Nationalitäten-Abtheilung entstand eine historische Abtheilung, die, mit vorchristlichen Zeiten beginnend, durch alle Jahrhunderte bis auf unsere Tage die Typen und Auswüchse der Mode an Puppen vor Augen führt. Die specielle Ausstellung der Königin Elisabeth nimmt unter der Bezeichnung „Aus Carmen Sylva's Königreich“ einen besonders großen Raum ein und zeigt uns fast sämtliche rumänischen Volkstrachten der Vergangenheit und Gegenwart. Nicht weniger als fünf Waggons mit Puppen kamen auf Anordnung der Königin aus Bucarest nach Neuwied, wo die prächtig schmückten Miniaturbewohner aus dem Bojarenlande in wirkungsvollem Arrangement das Staunen und die Bewunderung aller Besucher herauf-forderten.

Das Hauptstück der Ausstellung, die ich am Tage vor der Eröffnung unter persönlicher Führung der Königin durchstreifen durfte, bildet der Prospect von Sinaia mit der künstlerisch gestellten Massenscene eines bäuerlichen Hochzeitszuges. Links sieht man ein allerliebts modellirtes altrumänisches Herrenhaus, dessen weitvorspringender Treppenanbau zu einem Altan führt, der von einem säulengetragenen Schindeldache beschattet ist. Rechts sehen wir ein rumänisches Bauernhaus, vor dessen Ziehbrunnen ein Liebespaarchen vielsagende Händedrückung tauscht. In der Nähe hütet ein Hirte zwei Prachtexemplare rumänischer Büffel, die von Künstlerhand ausgezeichnet modellirt sind, und ganz im Vordergrund graßt ein Hudel dieser Ochsen in einer Hürde, wie sie die vom Gebirge in die Ebene der Dobrußtscha herabgestiegenen Hirten zu errichten pflegen. Im Fond der Gruppe zieht die Braut in reichgeschmücktem Wagen mit ihren Eltern und Brautjungfern dem Herrenhause zu, neben ihr reitet der angehende Ehemann. Der Wagen mit der Aussteuer wird von berittnen Brautführern begleitet. Links vor dem Herrenhause lagern Zigeuner, auf der russisch-rumänischen Schaufel „Dulap“ vergnügt sich junges Volk, und im Hintergrund ziehen Bauern auf einem Gebirgs-Transportwagen in Begleitung einer berittnen Bäuerin zu Markte. Den Abschluß des Bildes nach rechts bildet ein kleines Modell der Eisenbahnbrücke bei Czernavoda. Das Schloß Sinaia bewacht der Dorobanz „Fenech, der Courran“.

Ein ganz hervorragendes Stück der Abtheilung „Aus Carmen Sylva's Königreich“ bildet der Krönungswagen mit seinen acht Rappen, den echten Silberbeschlägen und der genau nach dem Original in Seide, Stiderei, Spitzen und Pelz gearbeiteten Toilette der gekrönten Dichterin. Zur Seite der letzteren sitzt im Wagen die grande maitresse de la cour und gegenüber eine Hofdame. Die hohe Frau erzählte mir, daß diese Krönungs-Toilette von der Generalin Poenaru hergestellt sei, die bei der hierauf erfolgten Vorstellung aus dem Munde Carmen Sylva's eine schmeichelhafte Anerkennung für ihre vorzügliche Leistung ernten durfte.

Eine entzückende Gruppe nannte die Königin mit Recht die altrumänischen Musiker, die von dem Director des Bucarester Conservatoriums geschenkt sind. „Diese kleinen Kerle sind ganz echt“, sagte sie, „sie haben echte Kleidung, echte Instrumente,

echte Noten und sogar echtes Geld in der Tasche.“ Weiter sehen wir einen Bischof in vollem Ornat, die Familie eines reichen Bojaren, Sträflinge in den Salinen und die Kriegsbaracke Carmen Sylva's mit barmherzigen Schwestern und Nonnen. Fürstin Despina Neagoe, die im Jahre 1512 ihren gesammten Schmuck zum Bau einer Kirche opferte, — siehe Carmen Sylva's Drama „Meister Manola“, — und die Zeitgenossin der Katharina von Medici, Fürstin Ghjazena von der Moldau, die ihren kleinen Sohn mit der Streitart in der Hand gegen die aufrührerischen Bojaren verteidigte, sind in historisch getreuen Kostümen als Puppen vorgeführt. Endlich ist Carmen Sylva selbst als Puppe vorhanden und zwar im Lenz ihres Lebens als Siebzehnjährige und in der silbernen Locke der Fünfzigjährigen. „Genau so kleide ich mich,“ sagte mir die Königin und wies auf die Toilette von grünerfarbener Seide, welche die letztere Puppe trägt, „und dieser Schleier ist von der Art, wie ich sie immer gebrauchte. Ich habe ihn zur Kostümierung dieser Puppe aus meinen Vorräthen hergegeben.“

Ein eigens zu der Ausstellung edirtes Werkchen der Dichtersfürstin „Monsieur Hampelmann“ gehört zu der Ausbeute, die ich von Neuwied als bleibende Erinnerung mit nach Hause nahm. Die von du Rouy illustrierte Broschüre schildert die Freuden und Leiden eines hölzernen Polichinell-Püppchens; sie ist zum Verkauf beim Feste bestimmt, und die Königin hat mich, ihr doch Vorschläge zu machen, wie theuer man das prächtig ausgestattete Büchlein verkaufen könne. Ich nenne einen Preis, der mir angemessen erscheint, und erbotete mich, denselben sofort zu entrichten. Doch lächelnd wehrt mir die hohe Frau. „Lesen Sie das in Ruhe,“ sagt sie, „ich lege es Ihnen zu Füßen.“ Diese bezaubernde Lieblichkeitsgier giebt mir den Muth, noch um die eigenhändige Unterschrift der Verfasserin zu bitten. Und ohne Zögern nimmt die Königin meinen Bleistift und schreibt mit schwungvoll-marantenen Zügen „Carmen Sylva“ auf die vorletzte Seite des Büchleins.

Am Nachmittage traf ich die Königin zum zweiten Male, und abermals erklärte sie mir die einzelnen Gruppen ihrer Ausstellung. Da brachte eine Hofdame eine merkwürdige Puppe. „Majestät,“ sagt sie, „ich komme mit einer Curiosität. Dieses niedliche Spielzeug ist soeben aus Nicaragua angelangt, wo es von Eingeborenen verfertigt und in die Landesstracht gekleidet wurde.“ — Diese primitive Puppe mit dem flachen Lederkopf erinnert mich an ein mit Mocassins und Scalphosen bekleidetes Indianermädchen, das ich im Jahre 1893 in einem Bazar zu Niagara falls erstand. Ich erzählte der Königin davon, und sie lachte herzlich als ich ihr sagte, daß ich bei näherer Betrachtung meines Kaufes auf der Pappdeckel-Umhüllung die Worte fand: „made in Germany“. Es ist in der That nachgewiesen, daß Thüringer Spielwaren zu Tausenden nach Amerika gehen, um von dort als echte Andenken wieder ausgeführt zu werden. Genau so geht's ja wohl bei manchem „echt“ französischem Champagner, dessen Neben in Elsass-Lothringen wachsen.

Nach dieser kleinen Abschweifung wollen wir der historischen Abtheilung eine kurze Betrachtung widmen. Sie beginnt mit Aegypten und Assyrien, der ältesten Periode, geleitet uns durch alle Säcula bis zum Ende unseres Jahrhunderts und zeigt die Typen und die Auswüchse der Mode aus allen Zeiten. Wir sehen alte Perser und Germanen, Byzantiner und Römer, Griechen und Assyrier und bewundern einige echte Terratotten aus Tanagra. Aus dem 12. Jahrhundert fesselt uns die burgundische Tracht, die ihre charakteristischen Merkmale an einer Puppe, der Jeanne de Bourgogne, zeigt; aus dem 14. und 15. Jahrhundert fallen uns die zeitgenössischen Gigerl ins Auge, so namentlich der Mann mit Vogel und Schefe, und die Damen in Schellen- und Zaddeltracht. Das 16. Jahrhundert ist repräsentirt durch die Hoftracht der Erzherzogin Isabella, Gemahlin Erzherzog Albrechts, Statthalters der Niederlande, durch den König von Navarra Heinrich d'Albret und einen Landsknecht in Pluderhosen, ferner durch französische Hoftrachten und die „Braut von Cöllen“. Das 17. Jahrhundert zeigt niederländische und spanische Hoftracht und kennzeichnet namentlich die Kostüme des dreißigjährigen Krieges. Die Königin Elisabeth von England und Gustav Adolf von Schweden stehen zwischen ungarischen Magnaten und Herren und Damen aus der Zeit Ludwigs XIV. Das 18. Jahrhundert bringt schwedische Offiziere Karls XII. in russischer Bojarentracht, französische Hofherren, Seidlitzen-Dräger und Grenadiere des alten Frig. Auch Napoleons letzter Grenadier ist vorhanden, und zwischen diesem Elite-Militär sieht Charlotte Corday in ihrem bekannten blauweißgestreiften Rattumkleidchen mit der traditionellen Haube. Die Gigerl der Revolutionszeit fehlen nicht, sie tragen die extravaganten Kostüme „Incredable“ und „Merveilleux“. Aus dem 19. Jahrhundert fesseln besonders die gravitätischen Gestalten der dreißiger Jahre und die steifeinste Reifrockdame von 1860. Die jetzige Generation ist in charakteristischer Weise nur einmal vertreten, und zwar durch ein feines Nadelmadel von 1898.

Die Abtheilung der Volks- und Nationaltrachten ist namentlich von den Mitgliedern fürstlicher Häuser überaus reich beschildet. Mit den Trachten aller deutschen Gaue beginnend, geleitet uns die Abtheilung nach Oesterreich-Ungarn und der Schweiz, nach Italien und Frankreich, England und Scandinavien, Holland und der Türkei. Ja, wir sehen Originalpuppen aus allen Erdtheilen, von Eingeborenen gefertigt und in die landesübliche Tracht gekleidet. Die Puppe aus Nicaragua habe ich hiervon bereits erwähnt; neben ihr fällt eine vom Fürsten von Hohenzollern gesandte Perserin mit neun Zöpfen auf, ferner eine Negerin in Abendmahlstracht aus Surinam. Carmen Sylva hat diese Abtheilung mit sämmtlichen rumänischen Volkstrachten beschildet; der Prinz Nicolas von Nassau sandte eine großartige Sammlung von Nationalpuppen seiner Heimat, die Königin von Holland ließ die interessantesten Typen ihres Landes schicken, und als Schenkungen der Gemahlin des ro galantuomo paradieren Italienerinnen aller Provinzen. Die Kaiserin Friedrich schenkte eine englische Fischfrau und ein Mädchen aus Wales, Natalie von Serbien sandte eine Landsmännin mit echten Perlen im Haar, und aus Paris kamen ganze Waggonladungen französischer Landesfinder, die von Pariser Aristokratinnen gekleidet sind. Namentlich wetteiferte die an der Seine anässige Fürstin Bibesco mit Carmen Sylva an überreicher Beschildung dieser Gruppe.

Reizend sind die geschitzten Bauernhäuser mit genauer Nachbildung der Original-Einrichtung, wie sie beispielsweise die Königin von Holland aus Hinderloopen sandte. Hierher gehört auch das eichengeschmückte, altnürnbergische Puppenhaus, das in letzter Stunde noch von der Königin Elisabeth ankam.

Neben der realen Welt ist das Reich der Phantasie zu seinem Rechte gekommen, und liebliche Gruppenbilder verkörpern uns die Gestalten des vom Märchenprinzen heimgeholteten Nischenbrödel's. Blütenpuppen feiern im Garten Floras ein Frühlingsfest, und eine dritte Gruppe repräsentirt „das Konzert auf der Au“. „Alle Blumen lauschen dem Gesang der Nachtigall, und der Mond ist eingeschlafen...“ Es sind Unterhandlungen im Gange, um die bedeutendsten Partien der Ausstellung an anderer Stätte dauernd zu erhalten. In der That wäre es sehr zu bedauern, wenn das mit so viel Sachkenntniß und liebevoller Hingebung geschaffene Werk schon nach kurzem Bestande wieder in seine einzelnen Theile aufgelöst werde. Möge es fortbestehen als Denkmal stillwaltender Thätigkeit der Frauenwelt!

Unsere Kinder.



Lieber Herr Redacteur!

Als wir neulich Mamas Frauen-Zeitung ansehen durften, fanden wir solch hübsches Jungensbild; da meinte Mama, Sie hätten gerne solche Kinderbilder, deshalb schickte ich Ihnen heut unsern. Mein Vetter Gerhard und ich haben vom Großpapa Kürassier-Uniformen bekommen, und dann hat er uns photographiren lassen. Ich wollte später auch Kürassier werden, aber Vater meint, das koste zu viel. Da will ich lieber Artillerist werden.

Nun leben Sie wohl.

Besten Gruß Ihr
Fr. Wilhelm.

Groß-Väterfelde.

Nachdruck verboten.

Wie Frau Ermelin es mit dem Leben büßte.

Zu dem Bilde von L. Fay. — Siehe Seite 105.

„Wer steht sein rothes, tüchtiges Gesicht
Dort aus des Waldes grünelauder Hallen?
Bereueter Räuber! Währe dich nicht,
Du würdest in die Hand des Märders fallen.“

Heute leidet das gierige Gesehe¹⁾ keinen Hunger — aber „der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht!“

Der Scholten-Hof im Lande der rothen Erde war immer dafür bekannt, daß die Bäuerinnen ihren Stolz darin setzten, weißes Geflügel zu züchten, denn das weiße Geflügel ist ja seltener und schöner und, wie man sagt, auch schmackhafter, als das dunkle.

Diese gastronomische Meinung muß auch wohl Altmeister Reineke getheilt haben, dessen verrufenes Geschlecht die Gegend seit Jahren unsicher gemacht. Mit Vorliebe hatte er Gänse geräubert, aber das „Fuchs, du hast die Gans gestohlen“ hat auch seiner Raublust durch des Jägers Schießgewehr ein Ziel gesetzt. Sein Balg liegt längst vor dem Canapè in der „besten Stube“, aber sein Geschlecht ist nicht ausgestorben: Vier hoffnungsvolle Sprößlinge haben vor einigen Wochen das Licht der Welt erblickt.

Wenn es der Fuchs-Wittwe nicht gelang, Schnecke, Frosch, Zigel, Blindschleiche, Hamster, Maulwurf, irgend ein Vogelneß, ein Feldhuhn oder ein Neßlig, einen im Lager schlummernden Hasen oder gar eine Dorstape zu erwischen, so mußte sie sich trotz aller Gefahren, trotz der Wachsamkeit der Hunde und Knechte dazu entschließen, dem Hühnerparke des Scholten-Hofes einen Besuch abzustatten. Die Gänsezucht hatte man dort zwar aufgegeben, weil diese capitolinischen Thiere nach und nach in den Wägen der Fuchsfamilie untergegangen waren, aber Hinkel, Godel und Gadeleia währte man als weniger fetter und begehrte Lederbissen in Siderheit.

Weit entfernt! An einem Juni-Morgen krähte der hofbeherrschende, weiße Hahn zum lezten Male. Die würdige Bäuerin hörte beim Erwachen ein lautes und ängstliches Durcheinander-

¹⁾ Die jungen Fische.

gaders. Und was sieht sie? Ihr ganzes Lieblingsheer sieht in langgestreckter Flucht mit gerechten Hälften, flügellos planlos wild durcheinander, denn aus dem Verstecke, einer alten Scheune, springt mit mächtigem Saße, wie ein Tiger auf seine Beute, Frau Ermelin, die alte Fuchsin hervor und packt den Hahn mit sicherem Bisse im Nacken, um die leichtere Beute wie ein apportirender Hühnerhund in langgestreckten Galoppstrüngen mit hoch erhobener Standarte²⁾ in flüchtig als möglich ihrem Malepartus zuzutragen. Einmal hundert Säße, und die raub- und mordgewohnte Fuchsin steht hoch auf den Läufen³⁾, die Lunte⁴⁾ zur Erde geleitet, die Lauscher⁵⁾ gespißt, vor dem gierigen Gesehe. Aus dem unheimlichen Sebern⁶⁾ blüht die fuchsinische Klugheit und abscheuliche Gemüthsart. Welche Frechheit spricht beim Anblicke des verlockenden Lederbissens aus den Augen und aus jeder Bewegung des jungen Gesehters, das seine Kessel und Kammern schon vor dem Morgengrauen verlassen, um sich mit jungen Hunde durch Redereien und Spielereien die Zeit zu vertreiben. Jeder will zuerst zugreifen, aber die Alte duldet das nicht, denn die Kleinen kennen die Tranchirkunst noch nicht; sie könnten sich verschlucken oder gar die Zähne ausbeissen. Vor allen aber soll eine gerechte Vertheilung stattfinden, und die von den stärkeren Geschwistern bereits abgebissenen⁷⁾ schwächeren sollen ebenjoviel erhalten, als die vorlauten Bengel, die den Hahn schon am Schweife haben. Deshalb sichert die sorgsame Mutter zunächst nach allen Himmelsgegenden, ob die Luft auch rein ist; dann krachen die Knochen zunächst unter dem eigenen raubgeübten Gesehte, und nun erst wirft sie dem jungen Quartett die blutigen Brocken vor. Im Nu ist der ganze Hahn verpeißt, sodas nur noch Federn, Schnabel und Füße zerstreut umherliegen.

Das Familien-Frühstück lief aber nicht ungerächt ab, denn auf dem Scholten-Hofe stieß die Entrüstung über den Raub auch dieses weißen Frühweders dem Fasse den Boden auf, und man bewaffnete sich gegen die Räuberfamilie, — nicht mit Dreschflegeln und Hengabeln; aber der eben in die Sommer-Ferien heimgekehrte Auerbe schlich frühmorgens zu den Anstand, — und nach Ferienschlus erzählte er seinen Commissionen beim ersten Frühhochopfen, daß er an einem Morgen die alte Fuchsmama und alle vier Sprößlinge zur Strecke gebracht habe.

Wer beweist das Gegentheil?

J. C. Deven's.

²⁾ Standarte oder Lunte ist der Schwanz des Fuchses. In die äußerste Spitze schwarz, so nennt der Waldmann den Fuchs „Brandfuchs“, ist sie weiß, so spricht er ihn als „Birfuchs“ an.

³⁾ Fuchsin.

⁴⁾ Füße.

⁵⁾ Ohren.

⁶⁾ Augen.



Kadfabrerin in München. — Sie finden eine eingehende Auskunft auf Ihre Fragen in dem soeben erschienenen Taschenbuch für Kadfabrer, nebst Touren-Verzeichnis für ganz Deutschland, herausgegeben von Otto Kllian (Verlag von Max Koenigstein in Berlin, — Preis Mk. 1.50). Das Buch ist mit Gesicht und großer Sachkenntniß zusammengestellt.

Wihlgeirte in Vosen. — Die Höhenzüge des Nibelgebirges sind allerdings mit Nadelwald bedeckt, doch dürfte das Gebirge nicht nach den Nichten benannt worden sein. Wahrscheinlicher ist es, daß das Gebirge ursprünglich „Wihlgebirge“ geheißen hat, weil das Volk annahm, daß dort Jwerge und Kobolde, — „Wihlmänner“, ihre Wohnung haben.

Selene W. in Umbach in S. — Wir glauben, man hat sich eine Scherz mit Ihnen erlaubt.

Alpenveilchen in Verdrösgaden. — Ranis ist eine indische Pflanzart (Urtica nivea), die auch unter der Bezeichnung Chinagrass bekannt ist und aus deren Fasern die „äthiopische Leinwand“ oder Jute hergestellt wird.

Elsa S. in Stuttgart. — Wp Schubert ist ein Mädchen. Gut, daß Sie nicht gewettert haben, unsere kleine „Mitarbeiterin“ ist die Berührung gewesen, daß eine Menge Fähigkeiten durch Wetten gewonnen, resp. verloren wurden.

Abkennin in Zaleswig. — Seien Sie glücklich, daß Sie niemals von der schweren Krankheit Heimweh befallen worden sind, denn Heimweh ist eine Krankheit, die unter Umständen den Tod zur Folge haben kann. Bei Ihrer Schulpflichtigen scheint sich nur ein leichterer Fall eingestellt zu haben; nicht wahr, sie ist traurig und unruhig, schweißsam und böhrt, sie fühlt sich matt und schwach, hat keine Lust zur Arbeit und keinen Appetit u. s. w. Versuchen Sie es mit freundlichem Zuspruch und Stärkung der Willenskraft, dann wird bald ein normaler Zustand eintreten. Verlust ist das Uebel aber nicht und werden die Symptome erlicher: hat die Kranke geröthete und geschwollene Augen, ist ihr Blut verdirbt, nimmt der Appetit ab und erleiden die Verdauung und Ernährung ernste Störungen, helfen sich Kopfschmerzen und Schlaflosigkeit ein, dann muß das junge Mädchen schnellstens in's Vaterhaus zurück; ärztliche Kunst richtet gegen Heimweh nichts aus.

Selene St. in Gotha. — Obstaren sind ohne Zweifel für die Gesundheit sehr nützlich, die amerikanischen Berichte aber, die Sie uns sandten, veranlassen uns zu einem bedenklichen Kopfschütteln. Der Amerikaner will alles im Großen treiben, Uebertreibung aber ist immer schädlich, auch übermäßiges Obstessen. Was den Apfel betrifft, so ist er zusammengesetzt aus vegetabilischer Pflanzenfaser, Eiweißstoff, Zucker, Gummi, Apfelsäure, Gallussäure, Kalk, Wasser, und einer verhältnismäßig großen Beimischung von Phosphor. In diesen Bestandtheilen liegt sein gesundheitlicher Hauber; der Phosphor wirkt wunderbar auf die Ergänzung der Nervenmaterie, das Eiweiß des Gehirns und Rückenmarks, die Säure hingegen sind von unbedingter Wirkung für alle Menschen mit spärlichem Lebensweise und solchen, die viel Fleisch essen. Sie können daher auch eine Apfelsur vornehmen, müßten aber Maß halten.

Junge Rutter in Vumberg. — Selbstverständlich Sorgen! Was letzter Zeit in einer Münchener Versammlung Gegentheiliges über die Methode Sorgen's gesprochen worden ist, entbehrt jeder Begründung; die ganze menschliche Welt hatte auch nur ein mitleidiges Lächeln über die Worte des Betreffenden.

Marie L. in Kskod. — Es ist doch so einfach, den richtigen Weg zu finden; Sie müssen ihn aber selbst finden, wir können Ihnen dazu nicht behilflich sein, ohne uns eine große Verantwortung aufzubürden.

Nachdruck verboten.

Jan freit.

Erzählung von Luise Westkirch.

(Schluß.)

„Jan! Jan! Bist Du dat?“ rief Marinka, — „bist Du dat wirklich? Un heil un gesund? — He hett Di nich andrapen? He hett Di keen Leed dohn? — O, Jan! — Nu is got, — Alles got.“

Sie versuchte aufzustehen, aber ihre Kniee trugen sie nicht. Er mußte sie stützen. Und er fragte wieder: „Wo kümmt her, Deern? Wi sünd veertein Stämmen van Stavenhagen. In Gottes Namen, wo kümmt her?“

„Jä — id — wull Di seggen — id wull Di bedüden — Hermann hett jo swor'n.“ — Sie fuhr angstvoll auf. „Du heist em nich andrapen?“

„Doch,“ sagte Jan, „id hebb em 'drapen!“

„O, Jan!“

„Nee,“ beruhigte Jan, „tüschen uns is allens reguleert.“

„Denn is got, Jan, denn is got.“

Eine Ohnmacht wandelte sie an. Jan mußte sie ins Schiff heben. Dort lag sie am Boden wie ein Bündel. Er fragte sie, aber sie antwortete ihm nichts mehr. Den Mann ergriff eine tolle Angst. Er, der

gewohnt war, sich von den Weibern bedienen zu lassen, wie nur irgend ein norddeutscher Bauer, nahm seinen Mantel ab, um die Bitternde zuzudecken. Er bereitete ihr von dem Stroh seines Bettes ein Lager im Schiffsraum, stößte ihr ein paar Tropfen Schnaps ein, rieb ihre Hände, ihre eiskalten Füße. Sie redete nicht, von völliger Erschöpfung hingestreckt; sie athmete kaum. Dann und wann streichelte sie ganz sacht seine Hand, den Saum seines Rockes; er fühlte kaum die Bewegung ihrer Finger. Aber er hatte das Ruder wieder eingelegt, strebte stromauf mit voller Kraft. Die Tropfen rannen ihm über die Stirn, er wußte nicht, ob von der Anstrengung oder von der Angst seines Herzens.

Als die ersten rothen Sonnenstrahlen über die Haide krochen, beugte Jan sich über die matt Daliegende.

„Marinka, segg, bist wirklich den ganzen, widen Weg herloopen, blot um mi to bedüden?“

Ihre großen, dunkeln Augen starrten ihn angstvoll an. „Hermann hett' jo seggt, he würr' Di umbringen.“

„So,“ sagte Jan, „jo.“ Er schalt nicht über die Dummheit der Dirne, die Haus und Hof im Stich ließ, um zur Warnung doch zu spät zu kommen. Er fragte nicht achselzuckend: was hättest Du mir auch nützen können? Ein eigenes, ihm ganz neues Gefühl schwellte ihm die Brust beim Anblick der mit Schlamm und geronnenem Blut bedeckten Füße, die sich für ihn, — für ihn! — wund gelaufen hatten.

„Den Dod harrst dorvun hebb'n künt,“ brummte er und steckte den Mantel fester um sie. Ganz barsch und plump that er's, aber in seinen dunkelblauen Augen war ein Leuchten, das sie sonst nicht gekannt hatten und das wohl mehr Wärme ausstrahlen mußte als die matte October Sonne, denn das blasse Gesicht Marinka's färbte sich jäh mit einer dunkeln Gluth, und sie schloß rasch die Lider, um die Thränen zu verdecken, die ihr unaufhaltsam heraufstiegen. Aber sie konnte sie nicht verbergen. Schwer rieselten sie unter den Wimpern hervor über ihre Wangen.

„Worum plärst?“ fragte Jan hastig. „Jä segg Di jo, alles geiht got.“

Und sie murmelte: „Jä freu' mi jo man bloß so!“

Es war Mittag, als Jan das leere Torsschiff in seinem Schuppen vertaute. Die Thür seines Hauses stand weit offen. Der Korb mit den halbgeschälten Äpfeln versperrte den Weg. Die Kühe brüllten ungeduldig und zerrten an ihren Ketten vor Hunger. Er hielt Marinka in den Armen, die noch immer keinen Fuß ansetzen konnte und halb bewußtlos hindämmerte. Aber das Brüllen der Thiere rüttelte sie wach.

„O, Jan, de hebb id vergeeten.“

„So,“ sagte Jan, „heist sei vergeeten?“

Sie nickte schuldbehaftet. „O Jan, id hebb jo an gor nix mihr dacht.“

„Hm,“ brummte er. Aber ehe er die Hungrigen



Benutzter Augenblick. Nach dem Gemälde von Anton von Neogrady.

beforgte, legte er Marinka auf ihr Bett. Die schlief schon wieder.

Jan betrachtete sie kopfschüttelnd. „Jd hal 'n Schoolmeester, — jo, un wenn id den Doktor ut Bremen halen möt!“

Der Schulmeister, der sich auf kranke Moorleute verstand, gab gute Hoffnung. Ausschlafen lassen; eine Tasse warme Milch und schlafen lassen. Morgen früh würde alles in Ordnung sein.

Aber Marinka war überzeugt, daß sie sterben müsse. Sobald der Schulmeister Jan's Hof verlassen hatte, richtete sie sich auf dem Ellenbogen auf und rief nach Jan.

„Wat denn?“ fragte Jan und rückte sich einen Stuhl an ihr Wandbett. „Digg Du man still un slap. Dat ward nu alles got.“

„Got ward't woll,“ antwortete sie, Thränen in den Zigeuneraugen. „Aber id seih dat Gote nich mihr. Nee, Jan, da um ween' id nich. So Een, as id, is woll to missen, so vergeetern un fabriig. Du brukt mi nu ook nich mihr. Wat schüll id denn up de Welt? Aber Du, Jan, Du möst dat noch 'mal sihr got hebben. Un süh, id hebb, — nothwendig hebb id Clüver's Dora wat to seggen. Du deihst mi dat to leiw un halst ehr her. Klinsk, bevoor't to spät ward.“

„Jd kunn ehr dat ook woll utrichten,“ brummte Jan, der ungerne die Erregung des Mädchens sah, die Gluth auf ihre Wangen malte. „Slap man.“

„Nee, nee, id hebb to'm Slapen keen Tied. Un wat id ehr to seggen hebb, dat schall keen Wunsch süh hören, ook Du nich. Hal ehr, Jan! Ga un hal ehr.“

Jan sah, daß die Kranke sich anders nicht beruhigen würde. Ihn selbst plagte die Neugierde, was dies Mädchen, das ihn so lieb hatte, wohl derjenigen sagen würde, die seine Frau werden sollte. Das Mädchen, das ihn lieb hatte, ihn, nicht seinen Hof und Besitz, ihn selbst. Seit heute Nacht lebte ihm eine Ahnung im Herzen, daß das etwas Großes sei, etwas Seltenes, mehr werth vielleicht und heilsamer für das lange Leben, als die Ruh und die zweitausend Thaler, die Clüver's Dora ihm zubrachte, die kluge Dora, die doch eigentlich Vorstehers Hermann liebte, ja, auch nicht einmal den! Vielleicht gar nur sich selbst und ihr blankes Binn, die Truhe, mit dem von ihr selbst gesponnenen Leinen, und die harten Thaler im Lederbeutel. Nein, seit Vorstehers Hermann sie ihm geschenkt hatte, war ihr Werth ihm wunderbarlich zusammengeschrunpft, und ins Riesenhafte war ihm der Werth derjenigen gewachsen, die mit blutenden Füßen, unsinnig und nutzlos ihm entgegengelaufen war durch Nacht und Moor, ihm, dem Bräutigam einer andern. Die konnte Keiner ihm schenken. Die hatte sich ihm selbst geschenkt. Sie würde nicht sterben. Er glaubte an des Schulmeisters Kunst. Aber hören wollte er doch, was die beiden Mädchen einander zu sagen hatten.

Er ging zu Clüver's. Dora stand am Backofen und dörrte ihre Aepfelschnitte. Als sie ihn daherstapfen sah, ging ein Ausdruck von Erleichterung über ihre Züge.

„Sühd do, Jan. Do büst jo!“

„Jo, Dora. Do bün id.“ Er sah ihr scharf in die Augen.

Sie lachte. „De dumme Trin', de Marinka, hett mi en dägten Schreden in't Lief jagt. Se was jo ganz vun Verstanne.“

„Jo, dat dumme Mäken is mi jo entgegenloopen kamen, bet halbwegs na Bremen in ehre Angst.“

Dora schlug die Hände zusammen. „Wat seggt Een? Nee, wenn id dat wußt harr' un id harr man blot een Dogenblick Tied hadd, id harr gewiß in Dien Wirthschap rin keelen. Dat möt bi Di jo dröwer un drunner gahn.“

„Jo,“ gab Jan zu, „use Appelpelsten sünd to'm Düwel. Aber de Deern hett sich jo inbeeldd, Vorstehers Hermann wör eifersüchtig un stänn' mi na'n Leben. Du glöövst natürlicherwies jo 'ne Dummheiten nich. Du büst to kloof.“

Dora wurde roth. „Nu jo, — sichtig mag he jo woll sien, un woll ook noch annere. Aber do fehr id mi nich an. Jd frige wen id mag.“

„Dat's recht,“ sagte Jan. „Dat doh id ook. — Un nu liggt de Deern, wat de Marinka is, up'n Doh un darint, se harr Di wat to seggen, un Du müggst to ehr kamen.“

„Jd?“ fragte Dora unbehaglich.

„Du müggst to ehr kamen,“ wiederholte Jan.

„Jo,“ stammelte Dora, „id hebb man gor keen Tied. Jd se denn sehr stimm?“

„So meent' jo,“ versicherte Jan.

Dora rief die Magd, trodnete sich die Hände ab und folgte ihm zögernd. „Jd weet bloß gor nich, wat de Deern vun mi wollen kann.“

„Dat weet id ook nich,“ erklärte Jan.

Und als sie ins Haus kamen, schob er sie in die Stube, aber er schloß die Thür nicht hinter ihr, er blieb davor stehen und horchte schamlos und renlos.

„Do bün id,“ sagte Dora mit ihrer blechernen Stimme zu der Schlafenden, und Marinka fuhr auf.

„Dat's got! dat is sihr got! — Sühd, Dora, id mutt nu sterben, un Du un id, dat wör' ook in Ewigkeit nig wor'n, nich wöhr?“

„Je nu,“ meinte Dora, „Du harrst Di woll noch annern künnt.“

„Mag sien, dat Dien Art toträglicher vör Jan is,“ fuhr Marinka fort. „Jd bün jo man en ganze Dumme, un he hett sien leiw Roth mit mi. Aber“ — sie haßte die Hand der glücklichen Braut, — „nich wöhr, Du haßt em leiw? Wenn Du't ook nich jo vun Di geven kannst; up 'n annere Maneer, up 'n betere, stillere Art, — aber leiw heßt em, so leiw as wie id, Dora? Nich wöhr? — Swer mi, dat Du em ümmer leiw behollen willst, dat Du em en gode Fru sien willst! Swer mi dat!“

„Jd weet gor nich, wie Du dortau künnt, so wat vun mi to verlangen. Jd hebb ümmer mien Schülligkeit dohn, un de doh id ook künstig. Sweren will id nig, un Di gor nich.“

„Swer mi! Swer mi! Oder id steih ut'n Grave up un komm un mahn Di. He geist giern nach Duellkorn un spelt Karten. Du möst em dat afgewennen; aber ganz sacht, dat he dat nich markt. — Un wenn he sien stillen Dag hett, — he seggt mannicheren Dag keen drei Wört, — denn möst em tofreden laaten. D, id weet so got —! Aber dat is all dumm Tüg! Wenn Du 'n man leiw heßt! Det annere find't sich. — Du heßt'en leiw, mien Jan, nich wöhr? Dat is nich an dem, wat de Lue vun Di un Vorstehers Hermann vertellen?“ —

„Nu is 'nog!“ schrie Dora, sprang auf und schleuderte ihren Stuhl zurück. „Jd bün geduldig west, aber nu bün id mi dat schüllig, dat id en End' mafe.“

Hier stieß Jan die Thür auf und trat breitspurig in die Stube.

„Ji makt jo 'n dam'schen Skandal, Deerns. Un dat Mäken mutt slapen, hett Schoolmeester seggt.“

Er zog Dora am Arm aus der Stube. Die war roth vor Entrüstung.

„Jd segg, Jan, de Deern is nich bi Verstanne.“

„Jo,“ stimmte Jan bei, „mit ehren Verstanne is dat woll ümmer nich wied her west.“

Er lächelte aber dabei so eigenthümlich überlegen, daß Dora einen Doppelsinn seiner Worte ahnte.

„Un fort,“ sagte sie heftig, „id bün an Fixigkeit un Propretät gewöhnt; id kann mit so'n Tatermenschen nich kramen.“

Jan lächelte ruhig weiter. „Nee, nee, dat kann keen' di an Sinn sein.“

Lächelnd ging er neben ihr her den Pfad zur Canalbrücke. Der Pfad war eng, mit Bäumen und Büschen eingefaßt. Kein menschliches Auge sah die beiden Liebesleute. Dora hatte es natürlich gefunden, wenn ihr Bräutigam die Gelegenheit benutzte hätte, um ihr einige Küsse zu rauben. Sie würde geschrien und mit ihm gescholten haben, versteht sich! Denn so gehörte sich's für eine ehr- und tugendfame Jungfrau. Aber für den Burschen gehörte sich das andere. Vorstehers Hermann war auch nie blöde gewesen. Jan jedoch schritt bedächtig auf der äußersten Kante des Weges hin, ein halber Meter Raum war zwischen ihnen, und er sprach kein Wort, sah sie nicht einmal an, lächelte nur immerzu sein eigenthümliches, pfliffiges Lächeln. Ihr wurde unbehaglich.

„Du büst jo wie utweßelt siet verleden Sonntag. Wat is Di denn övern Weg loopen? He? — Jd seih gierne flor. Wenn Du mi wat to seggen heßt, denn segg mi dat leiwier glichs.“

„Nee doch,“ sagte Jan, „Du büst jo so'n ganze Kloofe. Du sühst jo dörch'n Brett. Di brukt keen ierst to seggen, wat he meent.“

„Jd weet nich, ob Du mi foppen willst?“ fragte Dora und stemmte den Arm in die Seite. „Aber to'm Narren hollen laut id mi nich! — Biellicht is de ganze Brutshap Di leed wor'n!“

„Nee,“ lobte Jan, „wat Du kloof büst! Jd segg jo.“

Dora wurde kirchroth vor Zorn und Entrüstung. „Wat? — Dat seggst mi?! Büst Du'n Mann? Weestst Du, wat Du willst? — Ei, so gah hen! Gah hen! Jd holl Di nich! Meenst, id harr up Di luurt? Jd kann teihn Vetere frigen!“ —

„Dat weet id jo,“ versicherte Jan freundlich. „Jd harr hüt Nacht so'n lütten Snicknack mit Een vun em. Un sühd, do bün id nu wunderlich in: id mag annere Lue ehr Kamisöler nich nahdragen, — un ehr Deerns ook nich.“

Auf diese schlimme Rede bekam er keine Antwort. Dora war fortgestürmt. Schon sah er ihren Kleiderrock um den ersten weißen Birkenstamm der Landstraße schwingen.

„Siz is se,“ sagte er vergnügt, „mit't Begriepen

un mit de Been.“ Und ganz sacht schritt er den Weg zwischen den Wiesen zurück.

Die rothe Sonne, schon dicht am braunen Haiderand stehend, blinzelte ihm schräg ins Gesicht. Er meinte, er hätte sie nie so schön gesehen. Kein Frühlingswind hatte ihm je so lind gedünkt, wie der scharfe Nordwest, der die Haartolle auf seiner niederen Stirn emporbürtete, daß sie wie ein Hahnenkamm sich sträubte. Leise, auf den Fußspigen, ging er über das Flett, klinkte vorsichtig die Stubenthür auf und trat zu dem Bett der Schlaferin. Die Klappen waren weit offen geblieben. Unter dem tiefhängenden Strohdach hinweg lugte die Sonne in den engen Raum, goß rothe Gluth auf das Kissen, über das die wirren Zigeunerhaare ungeordnet herabhingen. Und Jan nahm diese schwarze Fluth, vergrub seine Finger darin, drückte sein Gesicht darauf. Und da Marinka die Augen aufschlug, erschrocken fragend, preßte er seine Lippen auf die ihren.

Sie ließ ihn gewähren. Ein Seufzer hob ihre Brust.

„Jd sterw' woll nu, Jan?“

„In fiftig Johren,“ lachte Jan, „aber nich hüt.“

Und er nahm sie in die Arme. „Du! Du! — mien Deern!“

Ihr Herz schlug heftig. Sie fand nicht die Kraft, dem Glück zu wehren, das sich unerwartet, traumgleich über sie herabsenkte. Ganz leise, ganz schen nur murmelten ihre Lippen: „— Dora —?“

„Dat is reguleert,“ versicherte Jan. „Sühd, Clüver's Dora is'n bannig Kloofe, en strammen Kommandant vör Hof un Huus. Du, Du büst man bloß so'n lütte, dumme, leiw Fru vör Jan. De Wunsch kann nich von allem toglied hebben. Jd bün tofreden.“ —

Marinka schlief einen Tag und zwei Nächte. Dann war sie wieder frisch und munter.

Auf der Hochzeit, die richtig Weihnachten gefeiert wurde, fragten die übermüthigen Burschen Jan, ob er ihnen denn nun auch wirklich die Zähne einschlagen wolle, wenn sie ihn und Marinka zusammen hochleben ließen? — Aber Jan war heute gemüthlich, wie Glückliche sind, und er erklärte ihnen, sie könnten feinewegen schnaden, was sie wollten. Er wisse nun ganz gewiß, daß er die Richtige erwählt habe. Aber das müsse er sagen: Brautsuchen sei eine verdammt verwickelte Arbeit, und er wünsche nicht, sie noch einmal durchmachen zu müssen.

Ende!

Rachdruck verboten.

Frühreise- und Wunder-Kinder.

Von Sanitätsrath Dr. W. Koelbechen.

infahe, schlichte Kinder vergleiche ich mit dem Positiv des Eigenschaftswortes, Frühreise und Wunderkinder endlich als den Superlativ ansehen. Mir wehrt auch bei diesen Vergleichungs-Graden eine gewisse Vorliebe für das Positive inne. Frühreise und Wunderkinder sind fast immer Kunstprodukte und behalten sich zu ihren normalen Altersgenossen etwa wie die schönste Margarine zur einfachen Landbutter. Ich ziehe (sogar bis jetzt vor).

Wunderkinder! Wunder nennt die Dogmatik ein Ereigniß, das den natürlichen Lauf der Dinge durchkreuzt und außer die Begebenheit, die aus unserer jeweiligen Erkenntniß der Naturgelehe nicht erklärbar ist und mit jeder Erfahrung im Widerspruch steht. Möchten die Wunderkinder, — bei erwachsenen Personen sagt man oft häßlicher Weise Wunderthiere, — immerhin unbegreiflich sein und bleiben, das sollt uns schließlich kaum kümmern; giebt es doch der Räthsel an uns und in uns auch anderweitig genug. Aber eine andere Frage ist es, ob diese Wunderkinder, — wir wollen gleich mit dem Superlativ anfangen, — entweder für ihre Umgebung „nützlich-passend-angenehm“ sind, oder ob sie wenigstens sich selbst zur Freude und Genugthuung leben, denn eines von den beiden kann man doch wohl verlangen. Leider ist davon meinst Wissens durchaus nichts zu vermelden.

Um möglichen Gegnern unserer Anschauung gleich den Kampfplatz etwas enger zu stecken, wollen wir selbst eine die Regel bestätigende Ausnahme, — Verzeihung für den nicht gerade schönen Gemeinplatz! — vorausschicken. Mozart, unser lieber, herrlicher Mozart ist ein Wunderkind. Wie oft begegnet unseren Augen das Bild, wo das vierjährige Bürschlein mit dem Rocco-Röcklein und Seidenstrümpfchen vor dem Flügel sitzt auf einem Drehstuhl, den noch ein hohes Extrastücklein an sich krönt, damit der kleine Virtuos bequem an die Tasten heranreichen kann! Wie lauscht rings um ihn die Wiener Hofgesellschaft dieser unerhörten Premiere? Dieser kleine Herr hat nicht getäuscht, hat alle Weissagungen übertroffen, ist nicht nur ein echter Heroe der Ton-Dichtkunst geworden und geblieben, sondern allzeit sogar ein lebenswürdiger Sterblicher, ein für die Mitwelt dauernd genießbares Menschenkind gewesen. Freilich ist er früh, nur fünfundsiebzig Jahre alt, gestorben. Aber so wunderbarlich und pedantisch wird kein Verständiger, ich am allerwenigsten, sein, daß er des Lebens Maß, Inhalt und Deutung nach der Masse der Jahre, wie nach der Länge einer Elle bestimmen möchte. Auch Schiller mußte früh scheiden und geht uns darum nicht weniger als der fast doppelt so alt gewordene Goethe. Freuen wir uns also herzlich an unserem Wolfgang Amadens, aber freilich, — solche Wunderkinder erblicken wir sehr selten das Licht der Welt, und als Beweis- und Empfehlungsmittel für Aufzucht von Wunderkindern kann Mozart nie und nimmer dienen.

Wenn wir heutigen Tages von Wunderkindern sprechen, so denken wir schlechtbin und unbedingt stets an die außerordentlich geistige Entwicklung. Das ist einmal anders gewesen. Auch wenn wir ins Sagenhafte zurückgreifen, begehen wir bei solcher Betrachtung keinen Trugschluss, denn die Sage ist immerhin als Niederschlag von Volksanschauungen anzusehen. Die alten Griechen, die ja bei ihren olympischen Spielen den größten Werth auf des Leibes Kraft und Entwicklung legten, erzählten sich vom Herkules, der später zu seinen zwölf Arbeiten allerdings Niesenkräfte nötig hatte, er habe schon in der Wiege ein paar feindselig ihn umschleichende Schlangen spielend mit seinen Kinderhänden erwürgt. Wer es zum Halbgott bringen will, muß wohl wenigstens als Wunderkind anfangen. Von Jungheiligfried berichtet die deutsche Sage, daß er, nach heutiger Sprechweise etwa im Confirmandenalter, zur Schwertprobe einen mächtigen Ambos mit scharfem Stahl in zwei Hälften gespalten habe. Aehnliche Kraftwunderkinder würden in unserem Jahrhundert nur noch in den Schaubuden der Jahrmärkte gezeigt, vielleicht in einem besonderen Spektakelssaal eines Panoptikums bewundert werden. Wenn man gar ein beklagenswerthes zehn-jähriges Geschöpf, das hundert Kilogramm und mehr Körpergewicht mit sich herum schleppen muß, dem verehrten Publicum vorführt, so ist das eigentlich nicht mehr schön; solch ein kleines Ungethüm ist kein Wunderkind, sondern gewährt nur einen häßlichen, fast polizeiwidrigen Anblick.

Die geistigen Wunderkinder theilen sich zwanglos in zwei Gruppen, je nachdem sie für Wissenschaft oder für Kunst aufzuwachen und Verwendung finden. Für beide Arten ist es noch unzweifelhaft das glücklichste Schicksal, wenn diese Extraktkinder sich mit der Zeit wieder in die gewöhnliche, normale Schar der Menschen einreihen, wenn sie, allmählich nachlassend, brauchbares Mittelgut werden und nicht ganz verpuffen. Aber es ist auch schon mit Recht das harte Urtheil erklingen: „Das Wunder ist verschwunden, das Kind ist geblieben!“ Wo soll denn auch die vernünftige, allgemein erwartete Steigerung herkommen, wenn ein Zwölfjähriger ein Duzend lebender und todtler Sprachen beherrscht, die Literatur verschiedener Völker und die Pandekten meinetwegen dazu hinter sich hat und mit Graubärten bei Erwerbung des Doctorhutes über Spinoza streitet?

Trop Mozart muß man leider bekennen, daß von allen Wunderkindern die musikalischen am schlimmsten daran sind, denn sie werden meist erbarmungslos durch den großen Jahrmarkt des Lebens geschleppt, frühzeitig genug ans Licht, an das Lampenlicht gebracht, während man ja einen kleinen Wunderkinder oder -maler zur Abend-Unterhaltung nicht abrichten kann. In einem Alter, wo ein Junge sich sonst noch vom Oherhosen buntfärbte Eier legen läßt, mit denen er sich an den Festtagen pflichtschuldig den Magen verdirbt, wird solch ein trostloses Weigen-Wunderkind bereits mit Ruhm gefüttert, und der liegt ihm schwerer im Magen, ist nachhaltiger verderblich, als hartgefottene Eier.

Ich selbst bin kein Musikkenner, kaum schwächlicher Liebhaber, habe aber aus Gesprächen mit würdigen Kunstjüngern so viel vernommen, daß man sich Mozart mit stillem Lächeln gefallen läßt, daß das wahre Verständnis, die höhere Delung erst mit Chopin und Brahms losgeht. Ein kleiner Tonfürst polnischer Namens, — Raoul lautete wohl der Vorname, — ein in de siéolo-Wunderkind reinsten Art, schwirrte im vorigen Jahre durch Deutschland; wo er jetzt seine Tournee abmacht, ist mir verborgen, — der arbeitete Chopin und Brahms wie Ringelringelrosenkrantz. Zweifelsohne ist der gewandte Impresario, ein treubeflegter Verwandter, nach wie vor beflissen, das Wunder in gute, greifbare Zwanzigmarkstücke, oder besser in die schönen blauen Scheine umzuzeigen.

Nur ein Bild von diesem kleinen Virtuosen sah ich, mich dünkte, — vielleicht Einbildung, — daß sein Auge schweremüthig blickte, vielleicht dachte ich ganz unnütz des Geibel'schen Verses: „Ach den armen, braunen Knaben mag kein Einziger verstehen.“ Raoul fühlte sich wohl gar glücklich bei der Abnahme durch den Photographen. „Es thut ja nicht weh und dient zum Ruhme.“

Ich bin nicht dafür, daß das Kindergewand vorzeitig abgelegt wird, halte es durchaus nicht für erforderlich, daß der Dackel schon eine Schleppe trägt, daß Eltern ihren Söhnen bereits zur Confirmation einen eleganten Frack anschaffen. Aber das Gegentheil wird auch zum Uebel und bleibt ein Anachronismus. Der nunmehr sechzehnjährige Virtuos Raoul konnte ganz wohl einen schlichten, schwarzen Rock bei seinen Wander-Wunder-Konzerten angezogen haben, aber nein! Das leidlich hochgeschlossene Jüngelchen muß in einer Kellnerjacke auftreten, damit ja der Wunderknaube auch den Augen beim ersten Ton vorgeführt und eingepreßt wird. Ob solch ein Wunderthierchen die Artikel unter dem Strich zu lesen bekommt, die der Impresario von den Erträgen des vorigen Konzertes als Reklame einrüden läßt? Wunderknaube! Wie lange muß Dir bald um Deine Gottähnlichkeit werden!

Nad nun vom Superlativ hernieder zum Comperativ! Mit den Frühreiften ist es besser und schlimmer bestellt, als mit den Wunderkindern; besser, weil sie nicht ganz so viel von Dressiren und Impresarios gequält werden, schlimmer, weil ihre Zahl leider viele Tausende beträgt. Wenn ich so ein fünf- oder sechsjähriges Püppchen sehe, das mit dem ernstesten Gesichte der Welt, oder noch ernstlicher, mit dem eingetübten, verbindlichen Lächeln einen Knix wie die Hofdamen hinsetzt, oder einen gleichalterigen, behandschuhnten Nubel, der in der Linken ein fein beknöpftes Spazierstöckchen trägt und mit der Rechten wie ein Referendar grüßt, — dann fällt mir immer der Vers aus dem Faust ein:

„Du hast wohl Recht, ich finde keine Spur
Von einem Geiste, und alles ist Dressur.“

Freilich antwortet Wagner dem Meister:

„Dem Hunde, wenn er gut gezogen,
Wird selbst ein weiser Mann gewogen.“

Aber Wagner ist eben ein Erzpessimist, und wer ihm folgt, ist bereits mit seiner Erziehungsmethode auf den Hund gekommen. O, ihr bedauernswürdigen Erziehungs-Substrate! So nennt ja wohl die seine Frau Jeannette Groterjahn in Reuter's Reise nach Konstantinopel ihre Kinder Paul und Lening. Die beiden haben freilich alle die Verusche der bildungs-jährigen Mutter noch gut ausgehalten und glücklich überstanden, aber das ist auch Mecklenburgische Landraffe, — was jedoch wird aus den unglücklichen Wören in den Städten, in

Großstädten? So ein bespötteltes Wänschen vom Lande hat doch wenigstens kräftige Glieder, Mark und etwas Fett, ein dummer Bauernjunge wächst sich aus zu einem brauchbaren Rekruten, der seinem Vaterlande mit den Knochen dienen kann, — in der Metropole heißt es bei der Aushebung: Ueber fünfundsiebzig Prozent unbrauchbar! Und die Zahl wächst recht schön harmonisch mit der Größe der Stadt.

Weit entfernt, den Großstädtern Unrecht zu thun, gebe ich von vorn herein zu, daß den Stadtkindern gegenüber denen der Landbewohner eine gewisse Frühreife nothwendigerweise inne wohnen muß. Das Leben im gewaltigen Menschenstrom bringt für Auge und Ohr auch bei verlässiger Erziehung so viele Bilder und Eindrücke, die fördernd, aber auch nachtheilig wirken. Alle Schäden lassen sich nicht fortblasen, jedes Licht, — ich spreche solches der Großstadt wahrlich nicht ab, — hat seinen Schatten, Großstadtlust ist eben halt keine Landluft. Aber warum denn die unabwiesbaren Uebelstände mehren? Warum absichtlich Del ins Feuer gießen? Der Kardinalfehler, der Urgrund aller Unnatur liegt in der sträflichen, unheilvollen, nichtsnutzigen, verrückten, — es giebt gar kein Eigenschaftswort, das häßlich genug wäre, — Eitelkeit der Eltern. Sie wollen mit ihren Kindern prahlen, Staat-Parade machen; die gute Nachbarschaft, alle Tanten, die ganze Welt soll über die artigen Sprossen entzückt sein, wobei ja dann einiges Licht auf die erleuchteten Alten fällt. Mit dem Knix- und Dienerrufen hebt es an, dann folgt, auf daß die Erziehungs-Substrate hübsch Rede und Antwort geben können, die edle Conversation, zu welchem Behuf natürlich die lieben Kleinen möglichst früh in die Gesellschaft Erwachsener eingeschmuggelt werden müssen. Eine wahre Todssünde! Nun, — dann kann ja ein Sekundärer ganz gut allen Ministerien ihre Fehler nachweisen, und ein Dackelisch sach- und sachgemäß Auskunft über den Stand der Frauenfrage geben.

Ueber die entsetzliche Klavier- und neuerdings Geigenplage, unter deren Gewimmern die weiteste Nachbarschaft bei der Züchtung moderner Mozarte schwer zu leiden hat, wollen wir lieber den Schleier ziehen. Darüber ließe sich geradezu ein Buch der Klagelieder zusammenstellen. Und dabei immer noch keine Aussicht auf eine Klavierfeuer!

Daß diese Dressur zur Frühreife mit wenig Vergnügen und viel Pein für die Kinder verbunden ist, daß ihnen von den unverständigen Eltern ein gut Theil berechtigter Kinderfreude und -freiheit vorenthalten oder gestohlen wird, soll uns niemand bestreiten, und hierfür bedarf es keiner Begründung. Dazu versehen die rufmüthigen Alten ihren Zweck und schieben bei vernünftigen Leuten an Ziele vorbei. Ein junger, täppischer Jagdhund hat etwas drolliges, niemand verlangt von ihm das Wesen eines firmen Vorstehhundes. Es wäre schade, jammer schade, wenn die Flegeljahre nur noch auf dem Papiere bestehen sollten.

Gustav Freytag führt uns in seiner verlorenen Handchrift eine überaus warme Scene vor, wo der junge Prinz um seine so ganz traurig verlorene Kindheit klagt. Er durfte nie wie andere Kinder, mit anderen Kindern spielen. Nicht was er that, wurde gefragt, sondern wie sein Thun sich ausnahm; die abgerundete Form verschlang den Inhalt. Wenn er sich einen Schmetterling haschen wollte, schenkte man ihm anderen Tages eine wohlgeordnete Schmetterlingsammlung u. s. w. Ich verstehe von Fürstenerziehung zu wenig, um mir ein Urtheil anzumachen; freundlich kommt mir das Los, wenn die Schilderung nur annähernd zutrifft, nicht vor. Aber ich bescheide mich gern mit dem Troste, daß Fürsten eben durchaus eine Ausnahmestellung inne haben und bei ihrem hohen Plaze auch allerlei in Kauf nehmen müssen. Das Leidige ist nur der unglückselige Nachahmungstrieb; ein hoher Adel, später die oberen Hestausend möchten es, um ihre Nähe beim Thron zu beglaubigen, dem Fürsten nachthun, dann folgt das übrige Bürgerthum und so fort bis zum Proleten.

Der Volksmund giebt den frühreifen, wie den Wunderkindern, kein langes Leben. „Der Junge ist zu klug oder zu artig, er lebt nicht lange.“ Wenn's einmal erlaubt sein soll, in einer kurzen Plauderei zweimal denselben Schriftsteller zu citiren, so erinnere ich an Freytag's Soll und Haben, wo der Held Anton Wohlfahrt erst durch eine Prügelei mit dem Landrathshofne die von allen Basen in Aussicht gestellte, baldige ewige Seligkeit in eine ungewisse Ferne zurückhimmert.

Frühreif ist nicht viel besser als nothreif, Frühobst ist niemals Dauerobst, es muß eben schnell verbraucht werden. Et genug hat man den Menschen mit einem Baume verglichen. Der kundige Gärtner läßt seine Obstbäume erst tüchtig ins Holz gehen und kräftig an Stamm und Zweigen werden, er kneist und knipst sogar die ersten Blüten ab und läßt sie nicht zu Früchten ausreifen, in der Erwartung, daß ihm die Pflögelinge später durch guten Ertrag geholfen den Ausfall ersetzen. Ein weiser Mann dieser Gärtner! Hört, hört! Ihr lieben Eltern!

Bedarf es eigentlich noch einer Warnung, einer sachgemäßen Begründung, eines ärztlichen Mahnrufes? Eigentlich nein! Die Sache liegt klar für jeden, der sehen will und nicht vorurtheilsvoll die Augen schließt, und, — wer nicht hören will, — nun, gegen den kämpfen Götter selbst vergebens. Nur des guten Zweckes, nur um der Kinder Wohl willen noch einen kurzen ärztlichen Spaziergang, auf dem uns jeder Laie begleiten kann.

Sana mens in corpore sano! Gesunder Sinn, — Geist nur in gesundem Leibe! Ja, der Leib bleibt eben nicht heil und gesund, wenn das weiche Kindergehirn allzuviel arbeiten muß, wenn stets mit Sporn und Peitsche am Verstandeskasten herumgewirtschaftet wird. Wir verzichten hier als am nicht geeigneten Plaze auf eine lange Darlegung der Begriffe von Leib und Seele, Körper und Geist. Sicher und leicht verständlich zu machen ist die Thatsache, daß es in jedem Menschen zwei recht verschiedenartige Prozesse = Funktionen = Arbeitsfelder giebt, die vegetativen und die höher animalischen. Zur ersten Klasse gehören: Essen, Trinken, Atmen, Schlafen, Wachsen; rechnen wir dann zu der zweiten die Thätigkeiten wie: Auffassen, Vorstellen, Begreifen, Lernen, Nachdenken. Nun ist die naturgemäße Menschenentwicklung, daß die Entfaltung des vegetativen Lebens ein gut Stück voran- und vorausgehen soll; der Säugling will lieber trinken, als nachdenken. Dazu tritt ferner die Einrichtung, daß das Gehirn, das Centrum des Nervensystems, nicht nur als Unterlage für das geistige Arbeitsfeld geschaffen ist, sondern, daß es zugleich durch die Nerven von größter Wichtigkeit für Ernährung und Wachstum, also für das vegetative Leben bleibt.

Wird nun dem Gehirn vorzeitig, ehe es im Kampfe des

Lebens etwas härter geworden ist, zu viel geistige Arbeit zugemuthet, so kann es nicht genug für das vegetative Leben thun, die Entwicklung muß leiden. —

So! — Nun brauche ich nur noch Bleichsucht, Blutarmuth, Neurasthenie, Melancholie, meinetwegen Gehirnerweichung anzuführen, — das genügt. Die Neurasthenie nimmt Schritt für Schritt größere Dimensionen mit der Frühreife unseres Geschlechtes an, mehrt sich mit dem Zuge der Menschen nach den großen Städten, mit dem Anschwellen dieser Städte selbst.

Vätern und Müttern dieser Großstädte sei noch einmal die ehrliche Warnung zugerufen: „Hört auf, Euch an der Frühreife Eurer Sproßlinge zu erfreuen und sie zu begünstigen. Die Gefahr dieser häuslichen Unsitte droht noch Schlimmeres, als die berühmte Ueberbürdungsfrage der Schule!“

Rachdruck verboten.

Ein Seher.

Von Ernst Muelkenbach.



Es ist jetzt drei Jahre her, daß ich mit einem befreundeten jungen Ehepaare zwischen den feucht-gliedrigen Mauerresten einer berühmten mittel-rheinischen Burgruine stand und in der völlig vernebelten Landschaft vergebens nach irgend einer kleinen Abschlagszahlung von Aussicht suchte, um die Verstimmung meiner Gastfreunde in etwas zu mildern.

An einem Nachmittag im September war es. Wenn er will, ist der September der schönste Monat, zumal bei uns am Rhein. Zu keiner anderen Jahres- und Tageszeit ist das Wandern so leicht und erquicklich, der Ausblick in die allmählich entthüllende Landschaft so wechsel- und farbenreich, wie an einem schönen Septembervormorgen:

„Im Nebel ruhet noch die Welt,
Noch träumen Wald und Wiesen:
Bald siehst Du, wenn der Schleier fällt,
Den blauen Himmel unverstellt,
Herbstkräftig die gedämpfte Welt
In warmem Golde fließen.“

Und zumeist hält ein solcher Septembertag bis zur Nacht treulich, was er am Morgen versprochen. Mit sanfter, nicht stechender Wärme geleitet er den Wanderer zwischen dem vielfarbigen, mit rothen und schwarzen Beeren durchstrichnen Laubwerk des Waldes, zu den Uferhöhen, längs deren Pflanzen die weißen und blauen Trauben verheißungsvoll reifen und von deren Binsen es sich noch einmal so behaglich ausschaut, wenn der große Schwarm der städtischen Sommerfrischer sich verslogen hat. Ein solcher Tag, nach der Ernte und vor der Lese, ist wie ein Dank- und Friedensfest der Natur:

„Sie sammelt sich in süßer Stille,
In ihre Tiefen blickt sie nun.“

Auch über das flatterige, von hunderten wichtigen Richtigkeiten verstörte Gemüth des „Gebildeten“ von heute kommt etwas von dieser gesammelten, frommen Stimmung. Wandernd und schauend träumt er von einem großen, stillen Glück; von dem Glücke jener seltenen Menschen, deren Lebensherbst dem Frieden eines schönen Septembertages gleicht. Er nimmt sich vor, das Seine zu thun, um solchen Glückes theilhaftig zu werden, und wenn die Sonne längst gesunken, blüht in seiner Seele noch etwas vom Abglanze der rosigen Wölkchen, mit denen der Abend draußen das Fest des Tages krönt. Wenn eine Statistik in Dingen dieser Art möglich wäre, müßte man staunen, wie viel mehr gute, versöhnende Worte zwischen Gatten und Freunden, — ja auch zwischen ehrlichen Feinden an einem solchen Septembereabend gesprochen und geschrieben werden, — wie viel schwerer Wohlwille, Hochmuth, Eifersucht, Begehrlichkeit und andere hochfüßige Gäfte Einlaß in Haus und Herz finden, als nach der dumpfen Schwüle eines Spätjulitages oder in der graufrostigen Lede einer Novemberstimmung.

Aber dieser vielgepriesene Schlafmonat unserer sonnigen Jahreshälfte ist eben so launisch wie sein Bruder April, der sie eröffnet. Uppföhllich verleugnet er dann sein frauenhaft mildes Sonnenlächeln, wie eine verwöhnte Schöne, die dem küßn gemachten Bewerber kühl den Rücken wendet; und kein Jüngling kann der Spröden hilfloser und verdrossener nachschauen, als ich an jenem Herbstnachmittage empor zu dem graubewölkten Himmel und hinab in das vernebelte Thal spähte, aus dem kaum noch die nassen Schieferdächer des Städtchens durch den Dunst aufschimmerten.

Für seine eigene Rechnung erträgt man solche Wetterlaunen noch leidlich. Wenn's gar zu arg wird, findet man immer ein gastliches Dach, unter dem man bei einer trostreichen Flasche zugleich Einkehr in sich selbst hält und als getreuer Sohn seiner Heimat allerhand nachdenkliche Aehnlichkeiten zwischen der Unbeständigkeit des heimischen Klimas und der eigenen Gemüthsart feststellt. Aber vor fernher zugereisten Gastfreunden schämt man sich sozusagen für das verwandte Land, dessen Geist und Reiz man ihnen selbstgefällig gerühmt hat und das sich nun so unpassend benimmt. Es ist im Grunde nicht anders, als wenn man da draußen lang und breit mit der Behaglichkeit seines Heims geprakt hat und nun der Besuch gerade zu einer Zeit eintrifft, wo die bisherige Aehnlichkeit eben „verändert“ und die neue noch nicht „eingewöhnt“ hat, die Hausfrau infolge dessen an Migräne leidet und die Kinder sich wie auf Commando sämmtlich von der unliebenswürdigen Seite zeigen. Es ist ärgerlich, liebe Freunde, die man auf etwas Schönes eingeladen hat, enttäuscht zu sehen. Genau betrachtet, spielt aber auch bei diesem Verger die Eitelkeit recht erheblich mit: man hatte gehofft, auf billige Weise Lob und Dank zu erwerben, und empfängt statt dessen nur verdrießliche Höflichkeiten.

Das junge Paar war auf der Rückkehr von der Hochzeitsreise in seine norddeutsche Heimat. Am meinetwillen hatte es einen Tag eingeschoben und auf meinen Vorschlag das alte Rheinstädtchen zum Orte unserer Zusammenkunft gewählt. Sehr tapfer hatte ihre sonnige Hlitterwochen-Stimmung mehrere Stunden wider die zunehmende Nebelgräue des Tages Stand gehalten; sie hatten für alle baulichen Alterthümchen des Ortes Interesse gezeigt oder erbeuchtet und sogar fünf Minuten in einem durchaus finsternen Winkel der Pfarrkirche nach einer an-

geblich dort hängenden altkölnischen Kreuzabnahme gestarrt: derweil hatte irgend jemand, — vermutlich der Organist, — auf der Orgel hinter uns recht schön und kunstreich phantasiert, was die junge Frau zu der Versicherung begeisterte, dieses Stimmungsbild allein entschädige sie für alle Launen des Wetters. Nun aber auf der Höhe, angefüllt des völligen Mißerfolgs einer für diese Kinder der Ebene immerhin schon beschwerlichen „Bergbesteigung“, war es mit der moralischen Kraft meiner schönen Freundin aus. Anstatt in Gottes Namen ihren Zorn an der Gegend oder meinethwegen auch an mir auszulassen, sprach sie als gebildete Dame mir noch mit höflichem Lächeln Trost zu und entlud ihre Vereiztheit auf den unschuldigen Gatten. Kühl und fast unartig erwiderte sie seine wohlge-meinten Redereien, der Ton fand leider ein Echo von seiner Seite, und ich hatte bald allen Grund, meine Einladung zu verwünschen, die mich zum Anlaß und Zeugen eines ersten, halbversteckten Ehezwistes zu machen drohte.

Wortfarg kletterten wir bergab. Etliche hundert Schritte unterhalb der Ruine lehrten wir, — bis zur Abfahrt unserer Züge hatten wir noch ein paar Stunden auszufüllen, — in eine dort gelegene Weinstube ein. Das Gastzimmer ging mit der linken Seite nach dem Strom hinaus; in der Mitte war ein kleiner Altan mit Fenstern auf allen drei Seiten ausgebaut, der bei besserem Wetter einen köstlichen Fernblick gewähren mußte. Dort am Tische saß, mit dem Antlitz nach dem Mittel-fenster gewandt, ein greiser Mann im langen, blauen Rock, neben ihm ein hübsches Mädchen von etwa sechzehn Jahren, das wir schon in der Kirche gesehen hatten, mit drallen, ge-bräunten Armen und zwei langen, braunen Köpfen unter dem Strohhut; sie hatten ihr halbgeleertes Schöppchen Wein vor sich stehen. Es war auch für uns noch Platz am Tisch; aber unserer Stimmung entsprach es, daß wir uns gegenüber in der dunkelsten Ecke des Raumes niederließen. Ich bestellte eine Flasche vom Einheimischen, Auslese, und schenkte ein; die Römer klangen hell aneinander, aber die junge Frau nippte kaum und vertiefte sich trotzig in das Studium eines alten, fliegenfedrigen Kreisblattes, während ihr Gatte den Römer hastig austrank und sogleich wieder füllte. Sodann nach einem langen, unheilvollen Schweigen sprang er auf, schritt ein paar Mal das Zimmer ab, machte schließlich vor dem Altan halt, und nachdem er eine Weile ins Graue gestarrt, murzte er nicht eben allzu leise: „Das ist also die berühmte Aussicht!“

Bei diesen Worten wandte der Alte, der neben ihm saß, sein Gesicht ein wenig zu ihm auf, sodas ich eben sein scharf-geschnittenes Profil mit der hohen Stirn, der Adlernase und dem silbernen Kinn- und Schnurrbart, — ein echtes ober-ländisches Profil, — sehen konnte, und sagte mit milder, wohl-längender Stimme: „Ja, es ist aber auch wirklich eine schöne Aussicht, nicht wahr? Besonders hier herunter zu Thal.“ — fügte er hinzu, indem er sich mit leichter Handbewegung von meinem Freunde ab nach der Seite des jungen Mädchens wandte. „Aber wenn Sie mehr für Fernblick sind, dann warten Sie, wenn Sie erst oben auf der Ruine stehen! Da haben Sie das ganze Thal weithin unter sich, und all die Fern-sichten . . .“

Das junge Mädchen sah uns mit einem wunderbar bittenden Blick an und ersah die Hand des Alten; aber ehe es etwas sagen konnte, begann mein Freund im Tone verhaltener Wuth: „Hören Sie mal, Verehrtester, wir sind von Mainz hierher gereist, um hier in diesen gottverlassenen Nebel und Landregen zu gerathen, und da renommiren Sie noch von Ihrer Aussicht! Ja, was meinen Sie denn eigentlich?“

Wir beiden anderen sprangen erschrocken auf; der Mann sah geradezu drohend aus. Aber der Alte wandte sich ruhig zu ihm: „Ach, das thut mir aber leid,“ sagte er. „Ist es denn wirklich so schlimm mit dem Wetter geworden, Rätchen?“ Das Mädchen lächelte und erröthete ein wenig. „Es ist ganz wie der Herr sagt, Großvater. Aber ich glaube, es giebt sich gleich. Da drüben wird es schon heller.“ Und wirklich war es, als ob sich durch das andere Seiten-fenster ein lichter Schimmer über das Antlitz des Greisen breitete, das er uns jetzt, vorsichtig aufstehend, voll zuwandte.

Die junge Frau faßte meinen Arm. Eine plötzliche Abnung durchzuckte auch mich beim Anblick dieser Augen, die sich so seltsam ruhig auf uns richteten.

„Wirklich, das thut mir sehr leid, mein Herr,“ sagte die milde Stimme. „Ich wollte Sie wahrhaftig nicht böse machen. Wissen Sie, ich sehe die Aussicht ja seit vielen Jahren sozusagen nur noch in der Einbildung; denn ich bin blind.“

Wir standen einen Augenblick schweigend und, wie ich meine, alle drei sehr erschüttert, dann faßte mein Freund die runtsige Hand des Alten: „Verzeihen Sie mir meine Heftigkeit,“ sagte er ehrlich.

„Aber ich bitte, lieber Herr,“ erwiderte der Alte mit einem fast verlegenen Lächeln. „Also von Mainz? Ach, Sie sind gewiß die Herrschaften, die vorhin in der Kirche waren, als ich spielte, — geht, Rätchen? — Meine Enkelin erzählte mir von Ihnen. Ach, das wäre ja traurig, wenn Sie die Reise so umsonst gemacht hätten. Aber wie meine Enkelin sagt, klagt es sich ja doch schon wieder auf. Wir wollten ja auch noch hernach auf die Ruine. Gerade nach solchen bösen Nach-mittagen haben wir oft einen besonders schönen Abend. Vielleicht treffen Sie es doch noch!“

„Ja,“ sagte die junge Frau rasch, „der Herr hat gewiß recht. Es wird schon ganz klar. Wenn wir es noch einmal versuchen?“

Sie hatte den Arm ihres Gatten gefaßt und sah mich mit einem Blick an, dessen Sinn ich unschwer errieth. „Janwohl,“ erwiderte ich, „geht Ihr beiden nur voraus, ich komme nach. Einstweilen werde ich mich an den Wein halten. Wenn der Herr erlaubt, setze ich mich hier zu ihm. Wir kommen zusammen nach.“

Und während ich mich dem freundlich nickenden Greise und seiner hübschen Begleiterin ganz gesittet vorstellte waren die beiden schon draußen.

Er war wirklich ganz blind, und schon seit vielen Jahren. Es war eine Art von Erblindung, welche jede Möglichkeit von Geneung oder Besserung ausschließt, ohne daß sie den Aus-druck des Gesichtes oder selbst der Augen wesentlich entstellt. Näheres mußte ich mir allmählich aus vereinzelten Bemerkungen des alten Herrn zusammenlesen; denn er vermied es, sogleich weitläufig über seinen Zustand zu berichten oder zu klagen, wie es sonst die Art vieler Leidenden, zumal in höheren Jahren

ist. Von allerlei Anderem wußte er sinnenreich und heiter, ja bisweilen schallhaft zu plaudern. Dazwischen machte er mich ab und zu mit nie fehlender Genauigkeit, Blick und Zeige-finger nach der betreffenden Richtung gewandt, auf diesen oder jenen Punkt der immer freier werdenden Aussicht aufmerksam, der sich in solcher herbstlichen Nachmittags-Beleuchtung be-sonders schön ausnehme. Es waren aber Punkte darunter, die meine Kurzsichtigkeit kaum noch mit der doppelten Hilfe von Brille und Opernglas deutlich ersah. Offenbar hatte das Auge dieses Mannes in seinen gesunden Tagen sehr weit und sicher gezeit.

Als wir die Schenke selbstritt verlassen hatten und auf dem schlüpfrigen, steinigen Pfad steil bergan schritten, staunte ich über die Sicherheit des Alten. Zwar behutsam und klein waren seine Schritte, aber nicht tappend, und es war, als ob er die Hand seiner jungen Führerin nur aus Fälligkeit festhalte. Seine Haltung war soldatisch gerade, auch trug er ein mili-tärisches Ordensbändchen auf dem sauberen, hochschließenden Rock. „Sie haben die Feldzüge mitgemacht?“ fragte ich.

Er lächelte freundlich. „Im Jahre 1866 war ich noch als Land-wehrmann mit,“ sagte er. „Da ging's wunderbar in unserer Verwandtschaft zu. Zwei Neffen von mir, aus dem Ort drüben überm Rhein mußten auch mit, aber gegen uns, — im nassauischen Contingent. Wir hatten gerade die Verlobung von dem einen gefeiert, und als ich mit einem kleinen Spieß wieder hier herüberkam, war die Mobilmachung da. — Na, es hat ja wohl sein müssen. Hernach, 1870, war ich schon aus der Liste; da hätt' mir's eigentlich mehr Freude gemacht. Ich hab' mich aber doch sonjwie nützlich gemacht, so gut es ging, wissen Sie, mit der Friedensarbeit daheim: unser Bürgermeister mußte als Reserve-Offizier mit, ich war just damals zum Beigeordneten gewählt worden, und so hab' ich während der Kriegszeit die Verwaltung und die Verwundetenpflege und dies und das geleitet.“

Er blieb einen Augenblick stehen und wandte mir sein Gesicht zu, das von einer großen Nüchternheit leuchtete. „Wissen Sie, für zwei Gnaden muß ich dem Herrgott ganz besonders danken. Erstlich, daß er mich die große Zeit noch hat sehen lassen. Den Auszug, und die Begeisterung daheim; und die Rückkehr, und die Friedensfeier, und unseren alten König zum ersten Mal als Kaiser am Rhein. Hernach, als er das Zent-mal da drüben auf'm Niederwald einweihete,“ — er deutete mit der Hand stromaufwärts, „da bin ich auch noch mit hinaufgefahren und hab' ihn noch mal gehört. Aber sehen kommt' ich ihn da nicht mehr. Denn damals ging das schon ins zehnte Jahr, daß es so mit mir ist.“

„Also seit 1873!“ murmelte ich unwillkürlich, im Tiefsten erschüttert. Seit zwanzig Jahren drang in diese Augen kein Schimmer des Lichtes mehr, das uns bei jedem Schritte unserer Wanderung goldiger, wärmer umfloß!

Der Alte hatte meinen leisen Kusrus verstanden. „Ja, seit 1873,“ nickte er. „Im Mai merkte ich's zuerst. Meine Frau war im Winter zuvor gestorben; und sehen Sie, das empfinde ich als die zweite sonderliche Gnade Gottes, daß er ihr diesen Kummer ersparte. Sie hatte so ein weiches Herz! — Wissen Sie, anfangs meinten wir, das Uebel würde sich wieder geben, unser Arzt meinte es auch. Aber es wollte nicht. Und eines Tages, so im August . . .“

Er blieb wieder stehen, — wir waren an der letzten scharfen Wegbiegung vor der Ruine angekommen, — und deutete noch dem Städtchen hinab. „Sehen Sie, da unten das weiße Haus mit den grünen Läden, das ist unseres; schon vom Großvater her. Rechts hinten im Garten auf der Höhe steht ein Ruß-baum, den hat meine Frau am Tage nach unserer Hochzeit gepflanzt; wenn man davor steht, sieht man zwischen den Häusern hindurch gerade auf die alte Uhr am Kirchturm. Das war denn mein Spaß, von dort aus die Kirchenguhr abzulesen und meine danach zu vergleichen; das konnte sonst keins im Hause, denn es ist eine weite Strecke, und Augen, wie ich, hatte keiner sonst. Es ist Unrecht, mit solchen Dingen großzutun. Nun, damals hatte ich vierzehn Tage auf des Doctors Vorchrift im verdunkelten Zimmer gesessen, und wir meinten auch, es hätte geholfen; ich war mit der Braut meines Sohnes, — was jetzt die Mutter von der da ist, — zu dem Rußbaum gegangen. Es war ein schwüler, bedeckter Tag. „Ich will doch mal wieder nach der Zeit sehen,“ sag' ich so scherzweis und gucke nach dem Thurm aus. In dem Augenblick blinzelt die Sonne warm hervor. „Aber was ist denn das mit der Kirchenguhr? Warum hat man das Zifferblatt weggenommen, es ist doch erst ver-wischenen Herbst neu gemacht worden?“ frag' ich. Da hör' ich, wie das Radel neben mir so aufschluckt: „Die Uhr ist noch da, Vater.“ Sie war auch noch da, aber ich sah die Ziffern nicht mehr. — Und da hab' ich mich auf die Bank unter dem Rußbaum gesetzt und recht bitterlich geweint, — um meine armen Augen.“

Das junge Mädchen streichelte bittend die Hand des Alten. „Großvater!“ sagte sie leise. Er lächelte. „Ja, 's ist recht, Rätchen,“ sagte er. „Entschuldigen Sie mich, daß ich Ihnen so dumm vorlaufe, 's ist nur, daß man gerade mal daran denkt.“

„Und haben Sie weiter nichts dagegen versucht?“ fragte ich und ärgerte mich sogleich, daß ich, — um nur etwas zu sprechen, — etwas so Taktloses sprach.

„Freilich doch,“ erwiderte er. „Aber die gelehrten Herren in Bonn und Wiesbaden haben auch nicht helfen können; und sie haben es mir auch alsbald gesagt. Ich habe dann eine schwere Zeit gehabt und den Meinen viel Mühe gemacht, — wissen Sie, bis es ganz aus war. Aber dann ging es auch schon besser. Denn wissen Sie: als ich so gar nichts mehr sehen konnte, da fing es mit dem Sehen inwendig an. Was man mal so recht gesehen hat, das bleibt Einem inwendig; aber man merkt es nur nicht, und es wird Einem erst deutlich, wenn nichts Neues mehr drüber her wischt. Und dann hat man ja noch mehr Sinne. Ich weiß doch, wie das Rätchen da aussieht, wenn sie auch erst vier Jahre nach-dem auf die Welt gekommen ist.“ Er berührte zärtlich Schulter und Wange des Mädchens. „Nur mit der Langeweile, das war eine böse Sache. Mitrathen ist schon gut, aber wenn man nimmer mitthun kann! — Das Geschäft hab' ich ja meinem Sohn ruhig überlassen können, — wir haben einen großen Wein- und Holzhandel, und er hat's ordentlich in die Höhe gebracht. Dann musiciert' ich auch viel, — das hab' ich zum Glück von jung auf getrieben, — und da hat sich's nun vor etlichen zwölf Jahren so gefügt, daß der Lehrer drunten, — er ist nur ein paar Jahr jünger als ich, — wegen eines

Handschadens nimmer die Orgel spielen konnte; ich bin für ihn eingetreten, so hat der Mann nicht noch den Verlust zum Schaden, und ich hab' doch wieder eine Art Amt. Zum Entgelt liest mir der Lehrer manchmal ein Stündchen vor, aus irgend einem Buch, was mir paßt, — denn die Zeitung bringt so wie so nicht viel Wichtiges für mich; — neuerdings lösen in das Rätchen hier und ihr Bruder, — er ist ein paar Jahr älter, — auch schon im Vorlesen ab, die anderen hören auch wohl gern mit zu, der und jener giebt hernach sein Wort dazu: das sind dann recht gemüthliche Abende. — Aber siehst Du, Kind, da wären wir ja.“

Das Mädchen nickte lächelnd und erröthend. Als ich seinem Blicke folgte, sah ich in einer bemosten Mauernische unser junges Ehepaar stehen. Sie hielten sich umschlungen und küßten einander; sie hatten übrigens der Aussicht den Rücken zu-gewandt. Da sie uns gewahrten, fuhren sie hastig herum, mein Freund deutete mit verlegenem Pathos auf den im reinsten goldigen Schimmer wiederleuchtenden Strom hinab und rief mir zu: „Na, was sagst Du zu der Aussicht? Das ist ein Bild, was? Ganz wie im Faust!“

„Ich sah im ew'gen Abendstrahl
Die stille Welt zu meinen Füßen . . .“

Der Alte starrte lächelnd in die Weite. „Ja, gelt, man hat sich's doch wohl aufgeklärt!“ sagte er.

Die junge Frau faßte ihn bei der Hand. „Wir sind Ihnen so großen Dank schuldig!“ rief sie. Er streichelte ihre weichen Finger mit der Linken und nickte ihr freundlich zu. „Aber wofür denn, meine liebe Dame?“ fragte er. „Ich habe die schöne Aussicht ja nicht gemacht, und den Abendfrieden und all das. Das macht alles unser Herrgott im Himmel.“

Dieser Tage schrieb mir mein Freund aus seiner noch deutschen Universitätsstadt: „Zum nächsten Pfingstfest werden wir beiden nun aber ganz gewiß bei Euch in Bonn erscheinen, um Euch zu der so lang geplanten, gemeinsamen Rheinreise abzuholen. Anna freut sich unbeschreiblich darauf; ganz besonders auch auf die Wiederholung unserer Bergbesteigung von damals, wo jener ehrwürdige, blinde Herr so zur rechten Zeit erschien, um die erste eheliche Disharmonie in Nüchternheit auszugleichen. Ihm hat sie im Tempel ihrer Erinnerungen ein ganz besonderes Kapellchen gebaut. Und auch mir hat diese Reisebekanntschaft noch manchmal im stillen zu denken und zu danken gegeben. Erinnerst Du Dich, wie wir im Abend-grauen mit ihm und seinem hübschen Enkelkinderchen herab-wandelten? Wie er uns da von der großen Zeit von 1870 und 71 erzählte, und wie all die großen Erscheinungen, die Todten wie die Nachlebenden: der alte Kaiser, der Kronprinz, Bismarck, Moltke und so fort, — und das ganze mächtige Stimmungsbild des einmüthigen Volkes in Waffen vor uns auflebte, herrlich und unveraltet, wie sie in der Seele dieses Mannes aus seinen letzten lebenden Jahren eingeschrieben standen? Das war besser als viele Leitartikel und Festreden. Als ich neulich auf einem unserer gemüthlichen Samstagabende davon erzählte, meinte ein Colleague von der theologischen Facultät nicht uneben: „Die Phantasie der Völker liebt es, sich die nachwirkenden Lehrer der grauen Vorzeit, die Propheten und Helbendichter, als blinde Greise vorzustellen, wie Homer und Ossian. Das Auge dieser Männer, verschlossen für das ver-wirrende Bielelei des Alltags, wendet sich nach innen, um dort von den Tafeln der Erinnerung und Erfahrung die Bilder und Lehren rein abzulesen, die sie dann tröstend und mahnend einer jüngeren Hörerschaft überliefern. Weil sie er-blindet waren, wurden sie zu Sehern.“

Vielleicht bist Du mit unserem „Seher“ von damals noch in irgend einer Verbindung geblieben? Dann grüße ihn freundlich von uns und berichte ihm, wie wir uns freuen werden, ihn wiederzusehen.“

Der Wunsch meiner Freunde muß unerfüllt bleiben. Der alte Herr ist anfangs dieses Monats gestorben.

Kaum drei Wochen zuvor hatte er mir noch in einem Briefe von Rätchen's Hand für mein jüngstes Buch, das ich ihm zugesandt hatte, freundlich gedankt, mit mancher guten Bemerkung und zum Schluß mit der Nachricht von der Verlobung der Schreiberin mit einem jungen Arzte.

Ich habe von ihr etwas Näheres über den Todesfall er-beten und auch, — wunderlicher Weise mit derselben Post wie den Brief meines Freundes, — erhalten.

Der Tod des alten Herrn erfolgte ganz plötzlich am Strep-schlag, während eines kleinen Festes, welches mit dem Braut-paar alle anderen Glieder der Familie um ihn vereinigt hatte. In heiter-bewegter Stimmung hatte er an seinem Harmonium Platz genommen, um die Melodie seines Lieblings-Chorals „Wie schön leucht' uns der Morgenstern“ zu variiren. Aber plötzlich brach das Spiel ab, er sank zurück, und in den Armen seiner Enkeltochter gab er seine Seele auf.

Nachdruck verboten.

Gold-Gaufelei.

Von Julius Stinde.



us Amerika kam unlängst die Nachricht, es sei einem anerkannt tüchtigen Chemiker und Physiker, dem Dr. Stephan D. Emmens in New-York, ge-lungen, Silber in Gold zu verwandeln. Das Merkwürdige bei dieser Nachricht war die Be-stätigung hervorragender Männer der Wis-senschaft, daß die untersuchten Proben des Kunstgoldes hauptsächlich Gold neben geringen Spuren von Silber und Kupfer enthielten. Das Merkwürdigste für jeden Nicht-Chemiker war aber der Anspruch der bedeutendsten Chemiker, daß man nach dem heutigen Stande der Wissenschaft die Möglichkeit der Herstellung des Goldes aus Nichtgold nicht bezweifeln könne.

Dr. Emmens nannte sein aus Silber hergestelltes Gold Argentaurum (Silber-Gold). Es bildete sich eine Argentaurum-Gesellschaft zur Ausbeutung der Erfindung, die eine Zeitung, „Argentaurum-Papers“, herausgibt, worin die nöthige Reclam gemacht wird.

Nach der allgemein herrschenden Ansicht giebt es etwa sieb-zig Stoffe, — Elemente, — aus denen nicht nur unsere Erde, sondern das gesammte Universum besteht, und auch das Gold gehört zu diesen einfachen Stoffen, die durch die Kunst des



Urtheil des Paris. Nach dem Gemälde von M. Seymour-Lucas. — Siehe Seite 120.
Copyright 1897 by Franz Kneissl in München.

Chemikers bisher nicht in weitere Stoffe zerlegt und auch nicht in einander übergeführt werden konnten; Gold blieb Gold, und Silber Silber, so mannigfachen Behandlungen sie auch unterworfen wurden. Trotzdem aber haben die Elemente eigentümliche Beziehungen zu einander, die sich in Gewicht, Maß und Zahl zu erkennen geben und darauf hindeuten, daß die siebenzig Elemente Abänderungen eines einzigen Elementes, — des Urstoffes, — sein können. Sind sie dies wirklich, dann wäre jedes Element ein Vielfaches von dem Einfachen und die Umwandlung des einen Elementes in ein anderes, zumal in ein ihm nahestehendes, nur eine Frage der Technik.

Herr Emmens sagt: „Theuere Chemikalien und andere kostbare Hilfsmittel werden (bei seinem Prozesse) nicht verwandt. Wir brauchen vor allem Energie in ihren verschiedenen Formen (Kräfte), als Wärme, Elektrizität, Magnetismus, Schwere, Cohäsion, chemische Verwandtschaft, X-Strahlen und dergleichen.“

Nicht mehr? möchte man hier fragen! Auch die X-Strahlen, die geheimnißvollen, müssen helfen? In der That, das klingt mysteriös.

Ferner erklärt der Goldmacher-Doctor: „Die Umformung des Silbers in Gold ist vor allem ein mechanischer Prozeß und beruht auf der vereinigten Wirkung von lang andauerndem Druck und sehr niedriger Temperatur. Die Hauptkosten werden durch die Zeitdauer verursacht, die zur Umwandlung notwendig ist.“

Somit wären wir in der Hexenküche angelangt, bei dem Ausspruch Mephistopheles': „Nicht Kunst und Wissenschaft allein, Geduld will bei dem Werke sein. Ein stiller Geist ist jahrelang geschäftig, die Zeit nur macht die feine Gährung kräftig.“

Aus dem Rezept des Herrn Emmens wird man nicht klug, und es ist auch wohl nicht die Absicht des modernsten aller Alchimisten, sein Geheimniß der Offenlichkeit preiszugeben, da er mit einer schier abschreckenden Offenheit bekannt macht: „Die Goldmacherei in unserem Argentaurum-Laboratorium ist nur Rammonsdienst, die Förderung der Wissenschaft ist dabei Nebensache. Anhänger unserer Lehre und gläubige Schüler suchen wir nicht.“

Was aber suchen er und seine Genossen? Silber, nichts als Silber, das sie in Gold verwandeln wollen. Bei einem Einlage von 66 666 Unzen Silber können, — so heißt es, — monatlich 50 000 Unzen Gold produziert werden, die einen jährlichen Gewinn von über zwei und einer halben Million Dollars abwerfen.

So verlockend diese Anschläge auch klingen, gelang es dennoch nicht, im Laufe eines Jahres die amerikanische Börse, das heißt Gründer zu finden, die Aktien ausgeben, um das Silber der Aktionäre in die niedrigen Temperaturen des Laboratoriums, oder wer weiß wo sonst hin, wandern zu lassen.

Darum erscheint die neueste Goldmacherei als ein Gaukelspiel in modern-wissenschaftlichem Gewande. Die alten Alchimisten waren der Magie ergeben, ihnen sollten Sterndeuterei, Beschwörungen und zauberische Handlungen helfen, und da diese sie im Stiche ließen, griffen sie zur Gaukelei, zum Betrüge.

Die Geschichte der Chemie weiß von Alchimisten zu berichten, die den Stein der Weisen gefunden hatten, mit dem sie Blei oder Silber in Gold zu verwandeln vorgaben, sie kennt aber auch Fälle von beglaubigter Goldmacherei. Die Zeugen, welche bei der Umwandlung zugegen waren, glaubten auch nach bestem Gewissen zu bescheinigen, was sie gesehen, wie sich wirklich echtes Gold im Tiegel vorgefunden, aber sie waren Opfer der Täuschung. Die Alchimisten thaten Gold in die Kohlenstücke, die sie auf den Tiegel legten, sie höhlten die eisernen Stangen, mit denen sie das schmelzende Blei umrührten, aus, füllten die Löcher mit Gold und verschlossen sie mit gefärbtem Wachs. Von keinem Alchimisten aber weiß sie, daß er begütert gestorben: die meisten wurden wegen Betruges verurtheilt und starben im Kerker. Sie ließen sich ihre vorgebliche Kunst hoch bezahlen, versprachen den geldbedürftigen Fürsten goldene Berge, lebten eine Zeit lang herrlich und in Freuden, bis sie sich nicht länger halten konnten und den herben Lohn ihrer Gaukelei ernteten: Armuth und Schande.

Das Gold stand jedoch nicht allein als Edelmetall mit höchstem Tauschwerth in Ansehen, sondern ihm wurden besondere Tugenden angedichtet.

Als der edelste Stoff, den die Erde dem Menschen bot, galt das Gold. Sein Symbol war die Sonne, es ward nicht verdorben durch Unreinigkeit, sondern behielt seinen Glanz allerwegen, es ging rein und sauber aus dem Feuer hervor, und deshalb wurden dem Golde die seltensten Kräfte zugeschrieben. Wie es lauter und rein blieb, so sollte es auch den Körper rein und lauter von Krankheiten halten, wie es unzerstörbar war in Feuers Gluth, so sollte es auch das Leben bewahren und verlängern, und wie der Sonne Schein die Nacht und die Gespenster vertreibt, so sollten vor dem Golde alle Krankheiten und Seuchen fliehen und die Siedstümer, die der Teufel verursachte, der über die Menschen Gewalt hat, welche nicht in Gottesfurcht wandeln.

Darum ging das Trachten der Arzneikundigen darauf hinaus, aus dem Golde ein Heilmittel zu bereiten, das alle Tugenden des edelsten Metalles in sich schloße, und dieses Heilmittel war das Aurum potabile, das trinkbare Gold.

Das war jedoch nicht leicht herzustellen. Löst man Gold in Königswasser auf, so erhält man statt eines Heilmittels ein Gift, was die alten Aerzte recht wohl erkannt hatten. Darum mußten die Kräfte des Golde auf andere Weise erlangt werden. Es ist interessant, einen Blick in die Gedankenwelt und in das Laboratorium dieser alten Aerzte zu werfen, um daraus zu ersehen, auf wie falsche Wege der gute Wille führt, wenn die Unwissenheit ihn leitet.

Jedes Ding bestand ihrer Ansicht nach aus fünf wesentlichen Theilen, aus den vier Elementen: Erde, Wasser, Feuer, Luft und aus dem feinsten, subtilsten Wesen, das gleichsam die Seele der Dinge bildet und die Quinta Essenzia genannt wurde.

Wenn man den Wein destillirte, so erhielt man zuerst die Quinta Essenzia, — unseren heutigen Spiritus, — dann folgte das Wasser. Wurde weiter unter größerer Hitze destillirt, so entstanden brenzliche, theerartige Produkte, das Feuer, — und in dem Kolben blieb die aus dem Weinstein resultirende Pottasche, — die Erde, — oder der sogenannte Lapis philosophorum. Die Dämpfe, die während der großen Erhitzung des zurückbleibenden Weinsteines sich bildeten, galten als das Element der Luft.

Der Laborant zerlegte auf dem Wege der Destillation den Wein in seine, den vier Elementen entsprechende Bestandtheile

und in die Quintessenz, welche auch Aqua vitae hieß. Durch geeignete Destillation wurde der Spiritus, wie wir jetzt sagen, hochgrädiger, das heißt wasserärmer und reicher an reinem Alkohol, und da dieser um so stärker ward, je öfter er bei gelinder Wärme abgezogen wurde, so glaubte man, in der oft wiederholten Destillation das rechte Mittel zu haben, nicht nur die Quintessenz des Weines, sondern auch die anderer Körper, und unter diesen die des Goldes, zu gewinnen.

Wurde Spiritus über fein zerriebene Goldblättchen neun bis zehn Mal destillirt, nachdem derselbe während des zunehmenden Mondes mit dem Golde warm gestanden hatte, so ging die Seele des Goldes in die Quintessenz des Weines über, und man hatte alsdann ein Aurum potabile.

Aber noch eine andere Erklärung gab es für die Tugend des so erhaltenen Trink-Golde, in welchem die neuere Chemie auch nicht die Spur von Gold zu finden vermag. Wie der Magnet das Eisen anzieht, so geht die tugendreiche Kraft in die Feuchtigkeit ein, glaubte man.

Zu dem trinkbaren Golde wurden, der damaligen Anschauung entsprechend, daß ein Arzneimittel dem anderen beistehen müsse, noch allerlei Gewürze und Drogen, wie: Cardomom, Zimmt, Ingwer, Sandelholz, Senna, Rhabarber und Aloe zugesetzt. Kamen noch Honig und Zuder hinzu, so war eine Mischung fertig, die in ihrer Zusammensetzung die größte Ähnlichkeit mit den noch jetzt gangbaren Magenbittern besaß, von denen der bekannte Daubig'sche Bittere sich einer großen Popularität erfreute, bevor er wegen seiner drastischen, schädlichen Wirkung verboten wurde.

Obgleich man überzeugt war, daß die Kraft des Goldes durch die neunmalige Destillation in den Spiritus übergegangen sei, und ihm einen Theil der Wirkungen zuschrieb, welche jedoch in Wahrheit die Aloe und die Gewürze auf den Organismus ausübten, gab man sich doch nicht mit dem Aurum potabile zufrieden, das die Quinta Essenzia, die Seele des Goldes, enthielt, sondern verabreichte es auch in seiner natürlichen Gestalt, indem Goldblättchen fein zerrieben und den Tinkturen zugemischt wurden, die wir nicht anders als Gewürzschnäpfe bezeichnen können. In der heutigen Pharmacie wird das metallische Gold in höchst seltenen Fällen nur zum Vergolden von Pillen gebraucht, wogegen es noch in einem beliebigen Liqueur, der als Ueberbleibsel mittelalterlicher Arzneikunst betrachtet werden kann, verabreicht wird. Es ist dies das Danziger Goldwasser.

Die älteste Vorschrift zu einem spirituellen Getränk, in dem zerriebene Goldblättchen vertheilt wurden, rührt von dem arabischen Arzt und Philosophen Ibn Sina Avicenna her, der ums Jahr 1000 lebte, und somit ist die Erfindung des Goldwassers und seiner Verwandten in die ferne Vergangenheit zurück zu datiren.

Das trinkbare Gold besaß Wunderkräfte. Es sollte gegeben werden, wenn ein Mensch am „Hinzeln“ war und tot geschätzt wurde, da es ihn wieder zum Leben erweckte, wenn ihm Gott nicht seine Zeit gesetzt hatte. Auch verlängerte es das Leben. Man erzählte von einem alten Priester, der ein Aurum potabile bereite, das ihn von tödlicher Krankheit befreite und ihm zu einem Alter von hundert Jahren verholfen hatte. Als aber der Weis zu einem Kinde ward und die Jahre ihm die Vernunft entzogen, da konnte er sich nicht mehr darauf besinnen, wie er sonst das Aurum potabile bereite, und mußte sterben, weil ihm das lebendigernde Elirix fehlte. Es war ein großer Fehler, daß der würdige Herr das Rezept zu seinem Wundertrank nicht rechtzeitig klar und deutlich niederschrieb, sondern es eben so geheim hielt, wie Herr Dr. Emmens sein Verfahren zur Umwandlung des Silbers in Gold bewahrt.

Der Glaube an die Heilkraft des Goldes war so groß, daß es dem Grafen Reichenow gelang, mit seinen Goldtropfen ein großes Vermögen zu erwerben. Dieser Graf, russischer Reichskanzler und Feldmarschall, erfand ums Jahr 1725 eine Tinktur, mit der er Wunderkuren verrichtete und deren Rezept ihm von der Regierung für eine hohe Summe abgekauft wurde. Es war aber keine Spur von Gold in seiner Nervenessenz, sondern ihre wirksame Substanz war in Hoffmannstropfen gelöstes Chlorefein. Noch jetzt wird diese Tinktur in den Apotheken bereitete. Bestuschew ließ sich ein Lothfläschchen seines Arkanums mit einem Dukaten bezahlen, jedoch für ihn diese Tropfen wirkliche Goldtropfen waren.

Und doch giebt es nichts Neues unter der Sonne und nichts Altes, das nicht in veränderter Form wieder auftaucht. Auch jetzt ist in Amerika ein Goldheilverfahren wieder im Schwange, und zwar gegen die Folgen der Trunksucht, diesmal aber soll in den Pillen und Tropfen wahrhaftes Gold enthalten sein, wogegen die ausposaunten Wirkungen des Mittels den Eindruck der medizinischen Gaukelei machen. Es ist eben Frau Reklame oft nichts anderes, als der Ausruf der alten Quacksalber in zeitgemäßer Verkleidung.

Nicht minder interessant ist, daß Amerika bereits einmal der Schauplatz war, auf dem eine der originellsten Goldgründungen vollzogen wurde, an der das Syndikat der Argentaurum-Gesellschaft sich ein Beispiel nehmen kann.

Es war nämlich im Jahre 1537, als ein schlauer Dominikaner, Namens Fray Blas del Castillo, seinen Mitmenschen die alberne Wahrdränge, daß die flüssige Lava in dem Krater des Vulkans Masajana, der in der Nähe des Sees von Nicaragua liegt, aus eitel geschmolzenem Golde bestände, und sich mit einem ebenso habüchlichen Franziskanermönche aus Flandern, Fray Juan de Gandavo, verband. Beide benutzten die Leichtgläubigkeit der spanischen Anführer und gründeten, — A. v. Humboldt erzählt die ergößliche Geschichte in Kosmos, — eine Aktiengesellschaft, um auf gemeinschaftliche Kosten das Metall zu erbeuten. Sie selbst erklärten sich als Geistliche von jedem pekuniärem Zuschusse befreit.

Fray Blas, der früher als Matrose auf einem Schiffe gedient hatte, wollte die Methode nachahmen, vermittelst der die Einwohner der kanarischen Inseln, an Seilen über dem Meere hängend, die Orseille-Flechte an schroffen Felsen sammeln. Es wurden monatelang oft geänderte Vorrichtungen getroffen, um vermittelst eines Drehspieles und Krains einen langen Balken über dem Abgrund des Kraters hervortreten zu lassen. Der Dominikanermönch, das Haupt mit einem eisernen Helm bedeckt, ein Crucifix in der Hand haltend, wurde mit drei anderen Mitgliefern der Gesellschaft hinabgelassen. Sie blieben eine ganze Nacht in diesem Theil des heißen Kraterbodens, von dem aus sie mit irdenen Gefäßen, die in einem eisernen Kessel standen, vergebliche Versuche zum Schöpfen des vermeintlichen flüssigen Goldes machten. Um die Aktionäre festzuhalten, vertheilten sie allerdings keine Dividende vom Stamm-

kapital, wie ihrer Zeit Adele Spieker von der Dachauer Post, sondern kamen überein, zu sagen, wenn sie herausgezogen würden, sie hätten große Reichthümer gefunden.

Die Operation wurde später nochmals wiederholt, bis der Gouvernador der nahen Stadt Granada den Verdacht des Betruges oder gar einer Defraudation des Fiskus schöpfte und „sich an Seilen in den Krater hinabzulassen“ verbot. Dies geschah im Sommer 1538; aber noch im Jahre 1551 erhielt der Dekan des Kapitels von Leon die naive Erlaubniß von Madrid, „den Vulkan zu öffnen, um das Gold zu gewinnen, welches er enthalte“. So fest stand der Volksglaube im 16. Jahrhundert. Es mußten sogar noch im Jahre 1822 die Chemiker Morticelli und Lubali in Neapel durch Analysen erweisen, daß die am 28. October ausgeworfene Asche des Vesuvus kein Gold enthalte.

Der Masajana stellte seine vulkanische Thätigkeit im Jahre 1670 ein, die Aktionäre waren lange vor diesem Termin nach allen Regeln der Kunst „gemacht“.

Aus allen diesen Beispielen ergiebt sich, daß jegliche Gold-Gaukelei zu keinem guten Ergebnisse führte; der Betrug hing sich in seiner eigenen Schlinge. Das Mittel, Gold zu machen, besteht nicht in der Anwendung geheimnißvoller Kräfte, sondern in Fleiß und Arbeit, und nur auf dem so gewonnenen Golde ruht Segen.

Kochdruck verboten.

Seltame Frage.

Skizze von Paula Winkler.

Wie sich so ein Nest doch verändert in zehn Jahren! Vielleicht sieht man auch die Dinge ein bißchen anders, man selbst hat sich ja auch verändert.

Als dummer Junge ist man gegangen, als als vielversprechender, beinahe könnte man sagen als berühmter Dichter ist man wiedergekommen.

Der solche Betrachtungen anstellte, ging am frühen Sonntag in den Straßen eines südlischen Gebirgsstädtchens spazieren. Jetzt bog er in die engen Gäßchen der Altstadt ein. Hier wenigstens ist alles gleich geblieben. Die kleinen Rathen mit den engen, kleinen Rädchen, und nun der Kirchplatz.

Da ist auch die große Buchhandlung, vor deren Schaufenstern er früher so oft in ehrfurchtsvoller, sehnlichster Bewunderung gestanden, früher, als er noch der „dumme Junge“ war.

Er blieb auch heute stehen. Die erste Auslage zeigte nur Gebet- und Erbauungsbücher, Rosenkränze, Heiligenbilder. Das kennt er schon! Weiter. Die zweite ist für sogenannte weltliche Literatur, „Neu erschienen!“

Alle Wetter! Da sind ein paar Romane berühmter Autoren über die man vor einem Jahr draußen im „Reich“ ziemlich viel sprach. Das ist mehr, als man verlangen kann!

Und hier? Sieh da! Sein neuestes Bändchen „Lust und sein Name mit feuerroten Lettern, und das „Neu erschienen“ fünfmal unterstrichen. Das hätte er sich nicht träumen lassen!

Eine Empfehlung würden seine Bücher ihm hier kaum sein. Alles ist heilig, und er ist weltlich, sehr, sehr weltlich! Was seine Bücher erst! Herrgott! Die singen und klingen nur von weltlichen Freuden!

Wie sich die biederen Bürger darob entsetzen werden, und die ehrbaren Gattinnen, und die dummen, kleinen Töchter. Nur gut, daß in ihm niemand mehr den Keinen, empfindungshungrigen Jungen mit seinem zerfetzten Schulröckel wieder erkennt.

Und noch besser, daß sie hier außer Gebetbüchern überhaupt keine Bücher kaufen, — seine wahrscheinlich ebensowenig wie andere.

Er lächelte vor sich hin und ging weiter. Hin aus vor das Städtchen, hinaus über die Brücke, wo die blauen Berge winken. Er will die neue Kur-Promenade sehen. In Bindungen und Terrassen geht es den Berg hinauf. Breite, weiße Wege, blühender Lorbeer und Magnolien, Blumen und Beilchen und Cacteen, Grotten und Cascaden.

Wie ein Paradies! Alles für die Fremden!

Damals, — zur Zeit des dummen Jungen, — gab es nicht so viele Fremde, und statt der Promenade war hier ein entsehrlich holperiger Weg mit stacheligen Brombeer-Ranten. Die Beilchen blühten hinter der Mauer.

Er steht und sieht in das Land hinaus. Da unten das weite Thal mit dem Strom! Wie ein gewaltige, weiß-rosige Wolke liegt es da in seiner Blüthenüberfluthung wie ein einziger blühender Obistgarten, leuchtend, schimmernd, duftend, wie ein Frühlingsparadies.

Die Berge, von blauem Duft umwogt, mit ihrem alten Mauerwerk, und drüben blinkend im Sonnenschein die Giebelspitzen.

Wie bist Du schön, Heimat, wie bist Du schön! Der Frühling strahlt und lockt ja überall, aber hier! Das hat ein Gott gegeben. Hier blühen und duften und klingen die Steine! Hier jubelt die todt' Erde.

Alles, was ihm in seinen Liedern unaussprechlich war, als Sonne, alles, was er nur ahnen lassen konnte, — hier ist es — Heimat!

Er starrte verzückt auf die grünen Dächer und Spizzen, die aus dem Gemoge und Gewirre der weißen Blüten und braunen, knorrigen Äste aufstehen.

Und das hat er fast vergessen können! Das ist nur ein Märchen durch seine Träume, wie ein tiefer, süßer Traum durch seine Lieder gegangen.

Nun hinauf, — weiter, weiter! Die Wege sind ganz einsam. Die Fremden, die schlafen wohl noch, und die Stadtbürger, na, — die promeniren so wenig, wie sie Gedichte lesen.

Er stieg den weißen Weg hinauf. Er setzte sich auf eine Bank. Ein paar Schritte von ihm entfernt stand eine Gestalt jung, weidenschlank, in tiefer Trauer. Sie sah in das Land hinaus, wie er vorhin. Sie regte sich nicht. Blonde Haare schimmern durch den schwarzen Schleier.

„Madel, ob Dich wohl auch der Frühling mit solchem Grün zücken durchströmt wie mich?“ denkt er. „Stehst selber da ein Gedicht! Mußt eine Fremde sein, bist ja blond, und hier zu Land giebt es nur Schwarze und Braune!“

Als wollte sie ihm auf seine Gedanken Antwort geben, wandte sie sich in dem Augenblicke um und ging langsam an ihm vorbei.

„Mädel, was bist Du reizend! So ein rosiges, kleines Gesicht und so tiefe Augen. Du Frühlingskind, mit deinem blonden Haar! Gesehen hab' ich Dich auch schon, aber wo, wo? Ach Gott, im Traum wohl,“ dachte er, „das kommt bei Dichtern manchmal vor.“

Er nahm den Hut ab und fuhr mit der Hand durch sein schwarzes Haar.

Ein Vers fiel ihm auch ein, den Oswald gedichtet, der alte Volkensteiner, der irgendwo da drüben in den Bergen gehaust hat. Der Vers paßt gerade auf das Mädel. Er heißt:

„Noth, weiß, ein fröhlich Angesicht,
Das blüht aus einem schwarzen Kleid,
Ein kleiner Schleier, welcher schlicht
Der weißen Stirne Schatten leiht,
Durchsichtig und vergittert;
Darin ein Mund so rosenroth,
Lächelnd, mit Zähnen weiß besteckt,
Ein schwarzes Auge, leuchtend klar,
Das meinem Herzen Freude wecket.“

Jawohl, so hat sie ausgesehen, die Margarethe von Schwangau, die der brave Oswald angejungen, genau so wie die blonde Schlanke vorhin.

Margarethe, Grete!

Wie von einem Blitz ist seine Seele durchleuchtet. Grete! Grete! Die kleine, blonde Grete mit den schwarzen Augen. Freilich, das war sie, das muß sie gewesen sein.

Seine Grete aus der dummen Jungenzeit!

Er sprang auf und wollte ihr nach. Er überblickte den ganzen Weg. Leer!

Er ist ganz erregt!

Weiß Gott, wo sie schon ist. Die findet er nimmer.

Die Grete! Das gute, süße Mädel mit dem weichen Herzen! Daß er in den zehn Jahren so gar nie an sie gedacht hat!

Sie haben doch damals im gleichen Hause gewohnt, waren so neue Freunde und haben so viel erlebt, er und Rittmeisters Grete.

Das Haus, in dem sie wohnten, steht freilich schon nicht mehr. Als er fortkam, wurde es gerade abgerissen.

War auch ein merkwürdiges Loch gewesen, das alte Gebäude. Ein weitläufiges Haus, ins Biered gebaut, schloß einen Aesenhof ein mit Brunnen und Rischen und Bildern und buntem Pfäster.

In einer Ecke war ein Garten. Rittmeisters Garten. Die kleine Grete saß drinnen unter den Rosen und dem Flieder, den Springen und dem Jasmin und all dem wonnigen Zeug, was da wucherte und duftete.

Das alte Haus war einmal, — ach Gott, vor sehr langer Zeit ein Kloster gewesen. Dann gehörte es der Stadt. Die Vermietete es an gute, anständige Leute, die prompt zahlten, nicht lärmten und keine Kinder hatten. Wenn die Leute eine Kelle dort gewohnt hatten, bekamen sie aber Kinder, manches Mal recht viele. Das mußte sich die Stadt dann eben gefallen lassen, dagegen konnte sie nichts haben, und ein rechter Kündigungsgrund war es auch nicht.

Und so blieb es.

Einmüddreißig Parteien mit siebenundneunzig Kindern. Das war kein Spaß! Besonders wenn von den siebenundneunzig alles, was laufen konnte in dem Hofe herumspielte.

Der Hausmeister warf seinen Krüdstock nach ihnen, weil sie zu sehr lärmten. Er meinte, sie wären die frechsten, ungeschicktesten Rangen der ganzen Stadt. Der Leibhaftige möchte der Bewahrer sein. Mit dem Rad würde der auch nicht fertig werden. Und sie lachten ihn aus und verschleppten seinen Stod.

Das Ganze stand dem jungen Mann wieder so lebendig vor der Seele.

Alle die vielen Leuten, die da wohnten, reiche und arme, seltsame und ganz gewöhnliche, gute und böse.

Rittmeisters waren entschieden die vornehmsten.

Sie hatten die erste Etage des Hauptflügels, sie hatten den reizenden Garten und hatten die kleine, alte Kapelle, die ihr Thürchen eingebüßt hatte.

In der Kapelle mit den bunten Scheiben hatten sie ihren Pferde stall. In einem Winkel schlief der Burche in einer alten, geschnittenen Kirchentrube. Wenn seine Freunde ihn besuchten, spielten sie auf dem Taufstein Karten.

Dann kam irgend ein würdiger, geistlicher Herr hinter diese unheimliche Geschichte und schrie Peter.

Die Pferde mußten ausziehen. Der Rittmeister suchte eine Woche lang und suchte mit der Keipetsche auf dem Hofe herum. Kam ein Junge unversehens in seine Nähe, so zog er ihm eins über.

Täglich kam irgend etwas Amüsantes vor. Wie konnte man all das nur so vergessen, so ganz und gar! Wie mit einem Schlag war alles wieder da. Als ob er da draußen die zehn Jahre verhergt gewesen wäre und das blonde Kind im wieder entgaubert hätte!

In einem Seitenflügel des Hauses war ein winzig kleines Lädchen. Drinnen arbeitete ein Lederarbeiter. Der war ein Böhm, ein drolliger Kauz. Die Kinder mochten ihn so gerne leiden.

Er sah am offenen Fenster und verschlang vor ihren Augen einen lange Papierstreifen, Lederstücke und Münzen. Er riß den Mund furchtbar weit auf, alle durstten hineingucken, daß er es auch wirklich verschluckt hätte. — Sie jubelten vor Vergnügen. Dann mußten sie sich abwenden, er murmelte seine Pauperformel, und wenn sie hinsahen, waren alle die verschlungenen Sachen wieder da.

Nein, war das herrlich! Sie wußten sich keinen schöneren Spaß.

Was für ein dürstiger, stiller, kleiner Junge war er damals gewesen. So viele Gedanken hatte er, und war vor lauter Gedanken ganz blöde. Ach, und die Prügel, die er bekam! Alle schlugen auf ihn los. Er war ja so jämmerlich schwach und hatte keinen Vater, den die wilden Jungen fürchteten. Nur eine blasse Mutter hatte er, die ebenso hilflos war, wie er selbst. Wenn sie kam, um ihn vor der böshaften, kleinen Botte zu schützen, spotteten die Jungen sie aus und drehten ihr eine lange Nase.

Was hatte er damals gelitten! Spielten sie Indianer, so war er der Scalpirt, spielten sie Räuber, war er der Gefangene, spielten sie Jäger, war er der Hase. Immer war er der Arme, der Hülflose, der Geprügelte.

Wo mochten seine Feiniger wohl hingerathen sein? Waren

wahrscheinlich ehrbare Väter, Schuster, Gerber, vielleicht einer oder der andere auch Student.

Sie war damals sein einziges Glück gewesen, die kleine Grete!

Da steht sie, — er sieht sie noch heute, — öffnet ihm die Gartenthür und läßt ihn in das Paradies ein, das allen anderen verschlossen bleibt. Da steht sie im rosa Kleidchen, im zarten Spitzenkragen mit den wunderfeinen, gelben Härtchen.

Er ganz allein darf zu ihr in den schönen Garten.

Die anderen Jungen und Mädel draußen im Hof plätschen schier vor Neid.

Sie gilt für so vornehm. Ihre Mutter war Engländerin. Engländerin wurde damals von vielen der siebenundneunzig von Engel abgeleitet.

Um volle vier Jahre war sie jünger und doch ebenso groß und um so viel gewandter und muthiger als er, der schwächliche, verträumte Bengel.

Einmal war es so. Er stand vor dem Gartenzaun und redete mit ihr. Sie war eingeschlossen und konnte nicht öffnen. Zum Ueberklettern war er viel zu dumm. Ein paar müßige Buben kamen daher, die gerade um eine passende Beschäftigung verlegen waren. Sie sahen und prügelten ihn.

Er wußte sich der Uebermacht verfallen und ergab sich in sein Schicksal.

Aber die beiden ließen ihn ganz unerwartet früh los.

Die kleine Grete hatte aus dem Zaun einen Stab gezogen und war durchgeschlüpft. Sie biß und kratzte auf seine Gegner los, fauchend wie ein zierliches Wildkätzchen.

Die Jungen zogen sich respectvoll vor der kleinen Aristokratrin zurück.

Sie kroch mit ihm durch die Lücke in den Garten.

Nun stand sie vor ihm, mit erhittem Gesichtchen und einer blutenden Schramme am Arm.

Er warf sich auf den Boden und heulte. Warum eigentlich? Das war ihm heute nicht mehr so recht klar. Damals wahrscheinlich auch nicht.

Sie streichelte über sein schwarzes Haar und sagte ruhig: „Komm, sieh auf, Felix! Warum läßt Du Dich eigentlich immer schlagen?“

Er antwortete, ganz überwältigt vor Bewunderung und Dankbarkeit, noch immer heulend: „Grete, wenn ich einmal groß bin, wirst Du meine Frau!“

Grete sagte: „Ja!“

Damit war die Sache abgethan. Er hatte aber noch viel köstlichere Erinnerungen.

Er las so gerne, ach, für sein Leben gern. Dann träumte er davon so wunderbar. Oder er sprach zu der kleinen Grete davon.

Sie saßen in einem Winkelchen des Gartens, den Mönchsphantasie und Mönchsgillen so seltsam wie ein Märchen gestaltet hatten. Da war er ihr Held. Sie lauschte mit tiefen, verschönten Augen. Im Eifer des Zuhörens sagte sie seine Hand. Gelesen und Selbsterdichtetes erzählte er.

Ja, er las so gerne. Aber was? Das war sein Jammer. Woher die Bücher nehmen?

Er klagte es Greten.

Sie sah still neben ihm und sann mit so liebem, gescheitem Gesichtchen.

Als er am anderen Morgen kam, führte sie ihn in das Gartenhaus und zog aus einem Eckchen ein Buch hervor.

„Für Dich,“ sagte sie und strahlte vor rührender Freude. „Ich habe es aus Pappas Bücherschrank geholt. Ich mußte über die dunkle Treppe und fürchtete mich.“

Ihr kleines Stimmchen zitterte dabei.

Er las das Buch und brachte es ihr zurück. Sie hatte in dem Eckchen schon ein anderes bereit.

Wie oft mochte sie für ihn die dunkle Treppe zitternd hinauf- und herabgeschlichen sein und sich am Schrank auf die Beine gestellt und gestreckt haben.

Er hatte es sich gern gefallen lassen und nichts besonderes dabei gedacht.

Der Felix von heute dachte: „Wie schändlich undankbar und gedankenlos die Männer gegen eine so rührende, kleine Eva sind!“

Sie brachte ihm einen Band Schiller. Don Carlos! Der packte den zwölfjährigen Bengel mächtig. Seine Phantasie flammte lichterloh. Er feierte. Er lernte Scenen auswendig und declamirte sie der Grete vor.

Grete war ganz hingerissen und lernte und declamirte auch. Dann fertigten sie Kostüme.

Aus Goldpapier wurde ein Diadem gepappt für die Königin. Grete drückte es auf ihr Köpfchen. Ein Vorhang hing als Schleier und Schleppe herab.

Felix bekam eine Mädchenbluse angezogen, eine Schürze als Schärpe und Gretens Haarbändchen als Schleifen an die Strümpfe.

Der erste Akt. Das Gespräch zwischen Carlos und der Königin im Garten von Aranjuez.

Der Garten war vorhanden, die beiden Personen auch, die Kostüme und das nöthige Feuer ebenfalls.

Sie rasten und schlüferten und beschworen und schworen, und Carlos lag auf den Knien.

„Sie haben nie geliebt?“ fragte der eine Knirps.

„Seltsame Frage,“ erwiderte der andere.

„Sie haben nie geliebt?“

Er glühte dabei vor Eifer.

„Ich liebe nicht mehr.“

Das kleine Mädel antwortete so verständnißvoll, mit so süßer, drolliger Würde.

Das war ihre Lieblingsstelle. Sie spielten sie jedesmal da capo.

Einmal, — sie waren blind und taub vor Eifer, — hatte sie der Rittmeister belauscht.

Er stand mit brennend rothem Gesicht vor ihnen und biß sich auf die Lippen.

Sie dudten sich aneinander wie zwei scheue Kaninchen und erwarteten die Neuzerungen seines Bornes.

„Allons, nochmal!“ jagte er.

Sie spielten.

Als sie zu Ende waren, lag der Rittmeister auf einer Bank und stöhnte vor Lachen.

Er rief seine Frau. Sie lachte auch. Den Schiller aber nahm sie weg und brachte statt dessen Bilderbögen zum Bemalen.

Der Felix von heute mußte auch lachen.

Damals aber war eine schlimme Zeit gekommen.

Der geistliche Herr, der, nebenbei gesagt, eine recht einflußreiche Person im Städtchen war, hatte bitteren Kummer, das ehemalige Kloster von so profanen Leuten bewohnt zu sehen.

Er machte den Stadtvätern die Hölle heiß. Das Kirchengut wurde in geweihte Hände zurückgegeben. Die Hölle hatten die Stadtväter nicht so sehr gefürchtet, als den Born des geistlichen Herrn.

Der Mann spazierte nun tagtäglich im Hause und im Hofe herum, ließ messen und berechnen.

Der Rittmeister spazierte auch herum und suchte auf Landknechtsart. Das klang manchmal recht schauerlich. Die Jungen mieden seine Nähe mit Bedacht.

Den Miethern war gekündigt worden. Das Haus sollte niedriger sein und eine Kirche an die Stelle gebaut werden.

Da unten, die mit den beiden schillernd bedachten Thürmchen, die wird es wohl sein.

Felix von damals weinte, als er es vernahm. Grete weinte auch, und Felixens Mutter erst recht, denn die Wohnungen waren nirgends mehr so billig.

Sie zogen aus. Grete nahm Abschied von ihrem Garten, umarmte die Bäume, weinte ihre Thränen in die Blumentelche, küßte die kleine Madonnen-Statuette über dem Brunnlein, küßte auch den Felix recht innig und sagte ihm, wo ihre neue Wohnung sei, draußen über der Brücke in einer der schönen Villen.

Er solle nur kommen, recht, recht bald.

Felix und seine Mutter zogen ins Städtchen hinein in ein Bäderhaus, eine warme, mollige Spelunte mit vielen Kammern, Treppen und Treppchen, und vielem Brodgeruch und Mehlstaub. Die Mutter wurde krank und starb. Ihr Leben lang hatte sie für den Felix gearbeitet, hatte den kleinen, dummen Bürgermädchen Klavierunterricht gegeben und konnte nie genug verdienen.

Nie so viel wie mit ihrem Tode! Traurig war's, aber es war doch so. Ein reicher Verwandter kam und nahm Felix mit sich fort.

Felix wurde groß, wurde der Felix von heute, wurde der berühmte Dichter.

Das alles hatte der junge Mann auf seiner Bank gedacht und gesehen. Jetzt sah er wieder hinaus auf die Berge, auf die weißen Dolomitenzacken. Sie kamen ihm so traulich vor. Eine ganze Welt heimlicher Gefühle stürzte auf ihn ein.

Mit einem Male spürte er auch, daß die heimliche Frühlingssonne heißer schien als die draußen im Reich, die immerhin etwas matter und blasierter ist.

Langsam ging er die Promenade hinab, ging über die Brücke ins Städtchen zurück.

* * *

Tags darauf stieg er noch viel früher als gestern die Promenade hinauf. Gestern hatte er alle die bekannten Ecken und Wäldchen durchstöbert, war auch bei der neuen Kirche und draußen im Villenviertel gewesen.

Nachts hatte er von dem alten Mönchsgarten geträumt und am Morgen ein Gedicht „An klein Grete“ geschrieben.

Langsam ging er, stand oft still und sah hinunter auf das blühende Meer. Einmal hörte er leichte Schritte hinter sich. Er ließ sie näher kommen, ganz nahe. Dann drehte er sich um. Die schlanke Schwarze von gestern, die Grete. Ohne allen Zweifel die Grete!

Ein paar Schritte ging er ihr entgegen, streckte ihr beide Hände hin: „Grete!“

„Felix, Du!“ Sie sagte es ruhig und freudig und drückte seine Hände.

Sonst wußten beide nichts zu sagen. Sie gingen Seite an Seite hinauf bis zur Bank, wo er gestern gesehen hatte.

„Hier hab' ich Dich gestern gesehen, Du saßst da hinaus!“ sagte er.

„Ja, Felix, und dachte an Dich und ob ich Dich wohl je wiedersehen würde. Als ich mich umwandte, sahst Du hier. Wie im Traum war mir's. Zu Hause erst ist mir's klar geworden, daß Du es wirklich gewesen bist.“

Sie setzten sich beide auf die Bank.

„Du hast an mich gedacht, Grete?“

„O ja, und oft und viel.“ Sie lächelte. „Auch Deine Bücher hab' ich gelesen, Deine Lieder! Du bist mir gar nicht fremd geworden. Ich kenne Dich ganz gut, ich war Dir immer nah!“

Ein Gefühl, wie Scham beschlich ihn. Er hatte in den zehn Jahren kaum an sie gedacht.

„Deine Bücher haben mir erzählt, was Du erlebst und was Du denkst,“ fuhr sie fort, „weißt Du, wie Du es früher selbst gethan hast.“

Sie sah ihn so traulich dabei an.

„Du gute Grete!“

„Wie schön sie ist, in ihrer schlichten Lieblichkeit! Ganz wie das kleine Mädel damals.“

„Du guter, alter Felix. Wenn Du wüßtest, wie ich in Deinen Büchern gesucht habe, ob noch ein Stückchen von der Heimat in Dir lebt! Ein Stückchen von uns! Manchmal habe ich's gefunden, so ganz klein, so ganz versteckt, wie unbewußt, wie geträumt.“

Wie sie sprach, war es ihm, als wälte eine warme Fluth über sein Herz.

„Grete,“ sagte er, „gestern hab' ich an Dich gedacht, an unseren Garten, an unser Spiel. — Aber Du trägst Trauer?“

„Der Vater ist todt, seit einem Jahr.“ Sie senkte das Köpfchen, ihre Augen feuchteten sich.

Er sah sie Hand.

„Er hat mir Dein erstes Buch gebracht.“ Sie sprach wieder ruhig. „War das eine Freude! Vor vier Jahren war's. Ich war bei Mamas Verwandten in England gewesen und kam eben zurück. Im Städtchen sprachen sie viel von Dir und waren so stolz auf Dich. Ach, und damals, als wir von dem alten Haus in die Villa hinauszogen, hab' ich Dich Tag für Tag erwartet, wochenlang. Aber Du kamst nicht. Da wurde ich krank. Mama schickte nach Dir. Deine Mutter war eben gestorben und Du warst schon fort.“

Ihre Stimme klang so innig.

Wie eine große, seltsame Erkenntniß kam es leise über ihn. Er schwieg schen, ganz erfüllt von ihrer Anmuth.

Sie plauderte harmlos weiter. „Und dann hab' ich jeden Frühling gedacht, jetzt kommt er, jetzt, jetzt! Du kamst nicht. Aber dann kam wieder ein Buch von Dir, und von dem ließ ich mir von Dir erzählen. Und nun bist Du da!“

Sie athmete auf, und ihr Blick senkte sich tief und warm

in den seinen. In ihrer Kinderseele ahnte sie nicht, was sie verrieth. Sie wußte es ja selbst nicht.

Und er dachte: Du heimlicher Frühling hast mich reich beschenkt, die allerhöchste, weiße Blüthe, die allerfüßeste hast Du mir getrieben.

„Du Grete,“ sagte er noch, „erinnerst Du Dich der Scene aus dem Don Carlos? Damals, als Dein Papa uns erwählte. Wollen wir's versuchen? Sei Du die Königin: Sie haben nie geliebt?“

„Seltsame Frage!“ Sie lachte dabei und sah ihn neidend von der Seite an.

„Nun bist Du nicht mehr Königin, nun bist Du meine Grete! Grete, nicht wahr, Du hast mich lieb?“ Seine Stimme zitterte. Sie wurde glühend roth. Schalksgrübchen vertieften sich in ihren Wangen. Dann flüsterte sie: „Seltsame Frage!“

„Ja, seltsame Frage,“ jubelte er. Und er küßte sie auf den Mund. Sie ließ es gern geschehen.

Nachdruck verboten.

Wer verbraucht mehr Kraft in einer Stunde, der Fußgänger oder der Radfahrer, der Radler oder die Radlerin?

Von Wilhelm Bergmann.

Natürlich der „gewöhnliche“ Fußgänger, und in der engeren Wahl der robuste, starkknochige Radler. So meinen Sie, verehrte Radlerin. Klagt doch die immer noch nicht radelnde Freundin, mit der Sie ein Rendezvous im Grünen verabredet, über den weiten Weg, wenn Sie frisch, froh nach vielen Umwegen auf dem Rade am Ziele einfahren. Und Ihr schwerer Vetter, der Student, dessen Rad, wie Sie behaupten, von selbst ins Spaten- oder Löwenbräu läuft, verbraucht gewiß mehr Kraft, als sein schlankes Cousinchen. Nun, diese oft diskutirten Fragen haben jetzt eine hündige Antwort in knappen Zahlen erhalten.

Der Lebensprozeß des Menschen besteht vorwiegend in der Verbindung des eingeathmeten Sauerstoffes der Luft mit den rothen Körperchen des Blutes und anderen Stoffen, die dem Körper durch die Nahrung zugeführt werden. Ein erwachsener Mann verbraucht auf diese Weise in einem Jahre rund 400 Kilogramm Sauerstoffgas. Der normale Sauerstoffverbrauch kann aber durch verschiedene Umstände, wie durch größeren Wärmeverlust im Winter oder in einem kälteren Klima, besonders aber durch größere, körperliche Bewegung, überhaupt durch jede körperliche Arbeit und Anstrengung, erhöht werden. In letzterem Falle steht der Kraftverbrauch immer in einem bestimmten Verhältnis zum Sauerstoffverbrauch. Die Menge des verbrauchten Sauerstoffes giebt somit ein Maß für die geleistete Arbeit. Vor einiger Zeit schon ist es gelungen, Respirations-Apparate zu konstruiren, mit denen sich für jede Zeit der Sauerstoffverbrauch des Körpers genau messen läßt. Der Apparat hatte zunächst den Zweck, den Verbrauch von Sauerstoff beim Bergsteigen zu ermitteln, woraus sich lehrreiche Schlüsse für Aerzte, Touristen und Meteorologen ziehen ließen. Jetzt ist der Apparat auch in den Dienst des Radfahr-Sports gestellt worden. Man befestigte ihn an der Lenkstange eines 21 1/2 Kilogramm schweren Zweirades und erhielt folgende interessante Resultate:

Der 70 Kilogramm schwere Fahrer verbrauchte bei einer Durchschnitts-Geschwindigkeit von 147,8 Meter in der Minute oder rund 9 Kilometer in der Stunde auf 1 Meter Weg 4,5 Cubit-Centimeter Sauerstoff, bei einer Geschwindigkeit von 251 Meter in der Minute oder 15 Kilometer in der Stunde 4,8 Cubit-Centimeter, und bei einer Geschwindigkeit von 355 Meter in der Minute oder 21,5 Kilometer in der Stunde 5,76 Cubit-Centimeter Sauerstoff. Um den entsprechenden Gasverbrauch eines Fußgängers zu ermitteln, wurde das Tempo von 15 Kilometer gewählt und angenommen, daß der Radfahrer in einer Stunde eine zweieinhalbmal so große Strecke zurücklegt, als der Fußgänger, oder mit anderen Worten, daß, wenn der Radfahrer den Weg vom Brandenburger Thor in Berlin bis zum Denkmal Friedrich's des Großen in einer Stunde fünfzehnmal zurücklegt, der Fußgänger ihn in derselben Zeit sechsmal macht. Für dieses Tempo ergab sich, daß zum Zurücklegen desselben Weges der Fußgänger etwa doppelt so viel Sauerstoff verbraucht als der Radfahrer, in derselben Zeit aber der Radfahrer über ein Fünftel mehr als der Fußgänger. Auf 72 Liter Sauerstoffverbrauch des Radfahrers in der Stunde kommen 59 Liter des Fußgängers, welche Größen einer Fettverbrennung von 35 und 29 Gramm gleichkommen. Die erste der oben gestellten Fragen ist somit dahin zu beantworten, daß der Radfahrer, der 15 Kilometer in der Stunde zurücklegt, bei einer Fahrt von einer Stunde über ein Fünftel Kraft mehr verbraucht, als ein Fußgänger, der 6 Kilometer in der Stunde zurücklegt, bei einem Marche von einer Stunde.

Die zweite Frage wurde soweit beantwortet, als sie sich auf die Kleidung der Radfahrer bezieht. Jeder Körper hat, sobald er sich bewegt, den Widerstand der ihn umgebenden Luft zu überwinden. Dieser Widerstand ist um so größer, je größer die Vorderfläche des bewegten Körpers ist. Umpendeln giebt man die Form scharfzantiger Linien, Geschosse spitzt man vorn zu, Zugvögel gruppiren sich zu einem spitzen Winkel, um den Widerstand der Luft möglichst zu verringern. Mehr aber noch, als von der Größe des bewegten Körpers, hängt der Widerstand von seiner Geschwindigkeit ab. Einer zwei-, drei-, viermal größeren Geschwindigkeit entspricht ein vier-, neun-, sechszehnmal größerer Widerstand, bei noch größerer Geschwindigkeit wächst der Widerstand in noch viel stärkerem Verhältnis. Die Versuche, die aus dem Rade mit Papierschirmen angestellt wurden, die der Fahrer sich auf dem Rücken befestigte, wodurch die Widerstandsfläche beliebig vergrößert wurde, ergaben, daß bei schnellem Tempo der größte Theil der angewandten Kraft zur Ueberwindung des Luftwiderstandes verbraucht wurde. Daraus folgt, daß unter sonst gleichen Umständen die Radfahrerin mit ihrer breiteren Kleidung viel mehr Kraft verbraucht, als der Radfahrer mit seiner eng anschließenden.

Da wären wir denn wieder bei dem meistumstrittenen Gegenstand des Radfahr-Sports, der Kleidung, angelangt. Die zweckmäßig, die schicklich! Die Männertracht, die Frauenkleid!

„O, wenn aus guten, edeln Menschen nur Ein allgemein Gerichtet bestellend entschieden, Was sich denn ziemt! anstatt, daß jeder glaubt, Es sei auch schicklich, was ihm nützlich ist...!“

Nun, die „Illustrirte Frauenzeitung“ hat sich ja schon Mühe genug gegeben, dem Wunsche der Radlerinnen gerecht zu werden, schicklich und nützlich.

Unsere Kinder.



Lieber Onkel!

Das Christkind hat mir ein Wollknäuel mit lauter süßen Sachen gebracht. Mutter hat mich stricken gelehrt, und Vater hat mich photographirt. Ich gehe zum Herbst in die Schule, dann lerne ich auch schreiben. Es ist hier sehr lustig. Ich darf jetzt jeden Sonntag in die Kirche gehen und bei Tisch mit dem Messer schneiden. Meine Geschwister heißen Lene, Georg und Paul. Ich schicke Dir einmal eine Photographie von den andern.

Es grüßt Dich herzlichst

Deine

Graz (Steiermark).

Annie Czimeg.

Nachdruck verboten.

Urtheil des Paris.

Nach dem Gemälde von M. Seymour-Lucas. Siehe Seite 117.

Der kleine Hans hatte eine Entdeckungsreise in den Garten gemacht. Er, als der Älteste, sollte zwar auf die Schwestern aufpassen, aber er glaubte, es mit seiner Pflicht vereinigen zu können, daß er einmal wegstippte. Ihm war nämlich eingefallen, daß er seit gestern dem großen Apfelbaum im Garten seinen Besuch abgestattet hatte; der Wind mußte doch wieder einige Äpfel heruntergeworfen haben.

„Seid ganz artig, Lotte, Hanni und Susi,“ hatte er zu den Schwestern gesagt, „ich bringe Euch auch Äpfel mit; jede von Euch bekommt einen ganzen!“

Da saßen die Drei nun bei einander und warteten; zuerst wortlos, dann in eifriger Debatte, wer von ihnen den Größten erhalten solle. Hans blieb lange aus, ihre Geduld ward auf eine harte Probe gestellt. Endlich kam er — mit einem Apfel!

„Du, den mußt Du mir geben,“ sagte Susi. „Rein, mir mußt Du ihn geben,“ meinte Hanni, „sonst bin ich Dir gar nicht mehr gut!“

Lotti, die Älteste, aber versprach ihm die Hälfte ihres Kuchens, — den sie am nächsten Sonntag erhalten werde, wenn er ihr den Apfel gäbe.

Hans war aber ein guterzogener Junge, er machte seinen Schwestern klar, daß der Apfel getheilt werden müsse, — und zwar solle jeder hineinbeißen, Susi, als die Kleinste, zuerst.

So wurde es auch; sie entzweiten sich nicht einmal bei diesem schwierigen Geschäft. Und wenn auch die anderen eifrig controlirten, ob der Hineinbeißende den Mund nicht gar zu weit aufmache, um ein zu großes Stück zu erwischen, wer will es ihnen verdenken, so etwas soll ja zuweilen auch bei großen Leuten vorkommen.

Nun sage jemand, dieser junge Paris hätte seine Sache nicht gut gemacht. Wenn der andere im grauen Alterthum ebenso gehandelt hätte, würde König Menelaus seine Gattin

behalten haben, der Trojanische Krieg wäre nicht gewesen, Homer hätte die Ilias nicht geschrieben, Schliemann hätte nicht nöthig gehabt, nach Troja zu graben, und unsere Herrin Lucretiaer brauchen sich nicht so abzuquälen. Ja, ja, der Apfel, er hat schon manchmal viel Böses angestiftet. A. R.

Nachdruck verboten.

„Der Regen, der regnet jeglichen Tag.“

Es gilt nicht für geistreich, vom Wetter zu sprechen. Was soll man darüber auch noch sagen? Es ist eben immer schlecht! Meint die Sonne es recht gut mit uns, so heißt es, das Land geht wegen Regenmangel zu Grunde; regnet es, dann bitten wir um schönes Wetter, bleibt im December der Schnee aus, dann schelten wir, daß es keinen rechten Winter mehr gäbe; an Frühling und Herbst haben wir auch auszufehen, kurz, es müßte jeder sein eigenes Wetter haben, dann würde er zufrieden sein, — oder auch nicht! Ueber den verflohenen Juli sind sich aber die Gelehrten und auch die anderen Sterblichen einig: er hat uns allzuviel Regen gebracht, mehr als uns gut ist.

Aber danach fragt der Juli nicht!

Es ist nicht uninteressant, zu beobachten, wie der Regen es treibt: An dem Orte Redunkein in der Nordprovinz von Genua fiel im December v. J. ein Regen, der vierundzwanzig Stunden andauerte und achtzig Centimeter Wasser heruntergeschickte. (Das Verfahren, den Regen zu messen, ist nämlich sehr einfach: Man stellt ein Gefäß mit senkrechten Wänden frei auf dem Boden, und nach stattgehabtem Regen mißt man mit einem Maßstabe, wie hoch das Wasser in dem Gefäße steht.) — Die meteorologische Warte in Redunkein hatte damals 806 Millimeter gemessen. Durchschnittlich fallen an jenem Orte im Jahre 1648 Millimeter Regen, an dem einen Tage war also nahezu die Hälfte der Regenmasse heruntergegangen, die sonst in einem Jahre niederschlägt. Vor mehreren Jahren fiel in Gibraltar während sechsundzwanzig Stunden ein Regen von 888 Millimeter, in Genua gingen während derselben Zeit 762 Millimeter herunter, in Jouguse in Frankreich fielen während zweiundzwanzig Stunden 791 Millimeter, in Queensland sogar 907 Millimeter. Am meisten mit Regen gesegnet aber sind die Ahasin-Berge in Nord-Indien, dort fallen jährlich etwa 15 Meter Regen; einmal kamen an dieser Stelle an fünf Tagen hintereinander je 762 Millimeter Regen herunter, im ganzen also fast vier Meter.

Wie sieht es nun bei uns aus? Nach den meteorologischen Beobachtungen liefert ein gewöhnlicher Regen, wie er in unserer Gegend alle zwei oder drei Tage einzutreten pflegt, nur einen oder zwei Millimeter Wasserhöhe, ja bei uns ist es nicht selten, daß während eines ganzen Monats nur vierzig oder weniger Millimeter Regenhöhe gemessen wird. Die Monate Juni, Juli und August sind die regenreichsten Monate; es gehört aber schon zu den Ausnahmen, wenn die Regenmenge eines ganzen Monats 300 Millimeter überschreitet, und selten fällt an einem Tage ein Regen von 100 Millimeter, wie auch Regenfälle von vierundzwanzigstündiger Dauer fast nie vorkommen.

Wohl die größte Regenmasse, die in Deutschland an einem Tage gefallen ist, wurde am 23. Juni 1855 in Bernigerode und Elbingerode auf dem Buchberge gemessen, sie betrug 248 Millimeter und verursachte in Bernigerode eine furchtbaren Ueberfluthung.

Wie schon gesagt, kommen langandauernde Regenfälle bei uns kaum vor, aber auch ein einständiger Regen von 75 Millimeter Höhe ist der stärkste, der bisher gemessen wurde, er fiel in Trier am 17. Juni 1856. Das scheint gegenüber den Tropenregen nur sehr wenig zu sein, und doch, welche Mengen Wasser stürzen damit herunter! Nehmen wir an, ein Regen von einem Millimeter Höhe ginge auf einer Fläche von der Größe Berlins hernieder: die Stadt Berlin bedeckt in runder Zahl 65 Quadratkilometer, folglich betragen die Wassermassen 65 000 Cubikmeter; das Gewicht eines Cubikmeter reinen Wassers ist 1000 Kilogramm, demnach würde der sehr schwache Regen 65 Millionen Kilogramm wiegen. Fällt aber ein sommerlicher Gewitterregen von fünf bis zehn Millimeter Höhe, so wird Berlin mit einer Wassermenge im Gewichte von 325 bis 650 Millionen Kilogramm überschüttet. Der Vollenbruch von Trier jedoch würde für Berlin berechnet, ein Gewicht von 4875 Millionen Kilogramm bedeuten! Das ist eine Wassermenge, von der wir uns nur eine klare Vorstellung zu machen vermögen, wenn wir bedenken, daß sie einen See bilden kann, der annähernd ein Kilometer lang, ein Kilometer breit und fünf Meter tief ist.

Nach den neuesten Berichten fielen über Berlin im Monat Juni einundfünfzig, vom 1. bis 15. Juli vierundfünfzig Millimeter Regen; das ist im Vergleich zu den Niederschlägen auf Ceylon u. doch nur ein Kinderpiel. Wir dürfen uns also nicht einmal beklagen!

Redaktions-Nachricht

Frau von St. in Nürnberg. — Der Ausdruck „mit nassem Holze“ stammt aus alter Zeit, da es in verschiedenen Gegenden üblich war, die Bahnen beim Beginn des Feldjahres in den Brunnen zu tauchen und dabei zu schwören, nicht eher zurückzukehren, bis der Feind geschlagen ist.

Clara V. in Weimar. — Im „Opernsführer“, Textbuch der Theater, herausgegeben von W. Radowiz, Verlag von F. Reinboth in Leipzig (2 Bände) finden Sie kurze Skizzen der von Ihnen genannten Opern. Wir empfehlen Ihnen, sich das Buch anzuschaffen, es wird Ihnen gute Dienste leisten.

Kathole in Delb. — Soweit unser ärztlicher Mitarbeiter aus Wien Beschreibung zu beurtheilen vermag, glaubt er, Sie beruhigen zu können. Die Anordnungen Ihres Arztes sind vernünftig, nur müssen Sie Geduld haben.

Hausfrau in Bismar. — Das ist nichts für Liebhaber. So viel zu erfahren, gehören 5000 Kilogramm gut entwickelter Rosen (1500 000 Stück) dazu, um ein Kilogramm Rosenöl herzustellen. Sie können daraus auch ersehen, daß Rosenöl nicht billig sein kann.

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 16, I.

Jährlich 24 Hefte. Preis
vierteljährlich M. 2.50 (S. 1.50).

Berlin und Wien, 15. August 1898.

Jährlich 24 Hefte. Preis
vierteljährlich M. 2.50 (S. 1.50).

XXV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

„Das Glück.“

Novelle von Jassy Torrond.

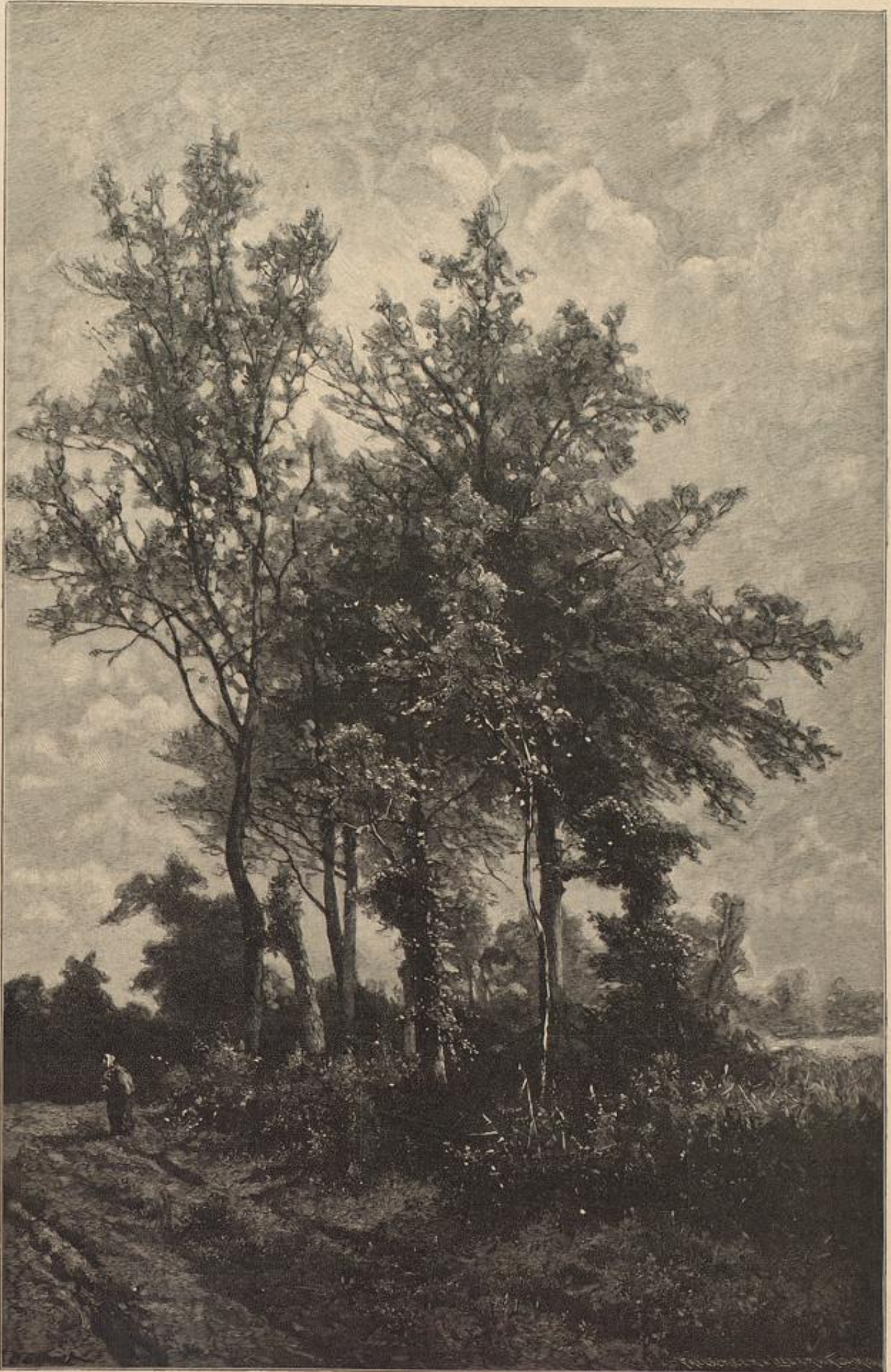
Und vom ersten April an, wo Wendhausen aus unserer Firma scheidet, rücken Sie in seine Stelle ein, und ich werde Ihr Gehalt auf 180 Mark erhöhen. Sie haben sich im Laufe des letzten Jahres so gut eingearbeitet, daß ich hoffe, Sie werden auch diesem Vertrauensposten gewachsen sein.“

Walter Frey traute seinen Ohren nicht. Hatte der Chef das gesagt, der geizige, unzufriedene, ewig nörgelnde Mensch? Und vom ersten April an sollte er wirklich dreißig Mark mehr Gehalt haben, — dreißig Mark, was ließe sich nicht alles dafür beschaffen! Die letzten Schulden konnten abbezahlt werden, und Lottchen brauchte nicht mehr so mühsam Tage und Nächte lang zu sticken; sie konnte sich eine Bedienung halten für die grobe Arbeit und durfte sich auch mal einen Spaziergang gönnen. Sein Lottchen, das all die bösen Tage so tapfer und geduldig mit ihm ertragen und durchgemacht, wie froh würde sie sein, — wie würde sie nun wieder aufleben!

Hier stockte sein sanguinischer Gedankengang, ein Schatten flog über seine Stirn, ein unwillkürlicher Seufzer hob seine breite Brust. Eine Mutter lebt nicht so schnell wieder auf, wenn sie ihr einziges Kind verler. — Aber Charlotte war ja noch so jung, — der Himmel konnte ihnen beiden noch reichlich Ersatz schenken für den kleinen todtten Walter, der drei kurze Jahre ihr Augen- und Herzenstrost, ihr Ein und Alles gewesen. Während Walter Frey schnellen Schrittes den weiten Weg von seinem Geschäftslokal im Centrum bis zur stillen Vorstadtstraße, wo er wohnte, zurücklegte, — konnte er's doch kaum erwarten, seinem Lottchen die gute Nachricht zu überbringen, — spannen sich seine Gedanken an dem frisch angeknüpften Seidensädchen der Hoffnung in die Zukunft voraus und in die Vergangenheit zurück.

Er hatte so gar nichts von einem Bureau-menschen an sich, dieser riesenhafte Walter Frey mit den gutmüthig-schwärmerisch blickenden braunen Augen und dem etwas überlang gehaltenen, vollen, dunkelblonden Haar. Und es war ihm auch wahrhaftig nicht an der Wiege gesungen worden, daß er einst den schlechtbezahlten zweiten Buchhalterposten in einem Ledergeschäft einnehmen und Gott danken würde, wenn sein Chef die Gnade hatte, das Monatsgehalt von 150 auf 180 Mark zu erhöhen.

Er stammte aus guter Familie, hatte Gymnasialbildung genossen und ein vorzügliches Abiturium gemacht. Mitten im Studium der Philologie sprang er ab, — er hatte den Ruf des Genius auf seiner Stirn zu fühlen geglaubt und hielt sich zu etwas Besserem berufen, als ungezogenen Sertanern das amo, amas, amat einzupauken. Er wurde Schriftsteller, schnell bekannt und schnell beliebt, — seine flott geschriebenen Novellen und Humoresken wurden von den Zeitungen gerne genommen und brachten ihm



Sommerabend. Nach dem Gemälde von E. Beernaerts.

Photographie-Berlag von Franz Hanfstaengl in München.

stättliche Honorare. Seine Eltern starben damals kurz hintereinander, und er, der sein Leben lang ein solider, gemüthvoll veranlagter Mensch gewesen und an eine behagliche, von Frauenhand verschönte Häuslichkeit gewöhnt war, entbehrte diese nun bitter. Da lernte er ein Mädchen kennen, das ihm alles mitbrachte, was eines Mannes Herz erfreuen kann, — nur keine Reichthümer. Aber er vertraute auf Gott und sein fröhliches, junges Glück, — was konnte ihm denn fehlen, mit seinen ansehnlichen Schriftsteller-Honoraren und einer guten, klugen und schönen Frau an seiner Seite? Auf diesem unsicheren Fundament gründete er seinen jungen Hausstand. Als das erste Kindchen kam und mit seinen winzigen Händchen das häusliche Scepter ergriff, mit seinem hellen, durchdringenden Stimmchen alle Stuben erfüllte, wurde dem glücklichen Vater freilich etwas schwül zu Muth. Sollte das immer so bleiben? Mit diesem aus aller Ordnung und Behaglichkeit gerissenen Hauswesen, mit dieser auf den Kopf gestellten Hausordnung, mit dieser neuen, wunderlichen Zeiteintheilung, die sich nur noch um den kleinen Walter drehte und auf den großen Walter gar keine Rücksicht nahm? Er war ja ein herziger, kleiner Bengel, gewiß, — aber ein rücksichtsloser Hausmusikant, der seine stürmischen Arien zu allen möglichen und unmöglichen Zeiten durch die früher so stillen Zimmer schmetterte, daß dem armen Vater an seinem geheiligten Schreibtisch schier Hören und Sehen darob verging und seine besten Gedanken davonflogen, wie Spreu vor dem Winde. Und gerade jetzt hätte er doppelt arbeiten müssen, um doppelt zu verdienen, denn der Hausstand kostete auf einmal so schrecklich viel, verschlang wahre Niesensummen, — und ein Rothpfennig war bisher nicht zurückgelegt worden. Charlotte war lange krank, fremde Personen gingen aus und ein, um die kleine Wirthschaft zu versorgen, und immer kamen sie und verlangten von dem Hausherrn Geld. Geld für die Medicin, Geld für den Soghlet, unglaublich viel Geld für Fleisch, Butter und Brod und tausend andere Dinge, die Walter kaum dem Namen nach kannte. Bisher hatte Charlotte die häuslichen Finanzen klug und sparsam verwaltet, — nun auf einmal fehlte ihre weise Eintheilung, und Walter wußte sich keinen Rath. Er gab mit vollen Händen, so lange noch etwas zu geben war; — der todtkranken Frau und dem kleinen Stammhalter durfte doch nichts abgehen. Dann aber wurden eben Schulden gemacht, hier und dort auf Borg genommen, hier und dort von guten Freunden etwas geliehen, — und dem armen Walter Frey, der bisher so sorglos gearbeitet und immer nur blauen Himmel und Sonnenschein über sich gesehen, wuchsen die Schulden und die Sorgen urplötzlich über den Kopf. Manchmal ertappte er sich dabei, auf die unschuldigen weißen Ränder seiner Manuscriptbogen endlose Zahlenreihen zu malen und schwierige, nie lösbare Rechenezempel aufzustellen, die alle „Stimmung“ rettungslos verschluckten. In dieser Zeit kam er auf die unglückselige Idee, sein wohlbestandenes und bei guter Pflege so ertragreiches Ackerfeld, die Novellistik, zu verlassen, um auf einem ihm gänzlich fremden Terrain Lustschlösser zu bauen. Er wollte einen Haupttreffer machen, mit einem Schlage all seine Schulden und Sorgen los werden. So schrieb er seinen ersten Roman, setzte ungeheure Hoffnungen darauf, — und bekam ihn von drei, vier Redactionen zurück. Mit einer zweiten großen Arbeit ging es ihm nicht besser. Da verlor er, wie alle sanguinisch angelegten Menschen, die heute über einen kleinen Erfolg himmelhoch jauchzen und morgen über eine Niederlage zu Tode betrübt sind, gänzlich den Muth, und in einer Anwandlung von Verzweiflung warf er seinen Schriftstellerberuf über Bord und nahm jene kleine, schlecht bezahlte Stellung als zweiter Buchhalter in dem Leder-Engros-Geschäft von Warschauer und Söhne an. Und jetzt erst erkannte er so recht, was er an seiner Charlotte hatte. Als niemand mehr an ihn glaubte, — weder das launenhafte Publicum, noch die gestrengen Richter, die auf den Redactionsstühlen thronen, — als er selber den Glauben an sich und sein Talent verloren hatte, hielt Charlotte unerschütterlich daran fest. Sie hörte nie auf, ihm zu sagen, daß dies nur ein Uebergangsstadium für ihn sein dürfe, daß er sich eines Tages wieder zu neuem Schaffen und neuem Ruhm durchringen würde. Und tapfer und klaglos suchte die junge Frau halbvergessene Handarbeiten aus ihrer Mädchenzeit hervor und begann, für ein Geschäft zu sticken und zu nähen. Sie wollte auch mitverdienen, ihr Mann sollte doch nicht alles entbehren müssen, was er früher in besseren Tagen gewohnt gewesen. Mit ihren schwachen Kräften unterstützte sie ihn, mit ihrem starken, tapferen Herzen, das seine Thränen nur im Verborgenen weint und für seine Lieben immer ein freundliches Lächeln und ein ermunterndes Wort in Bereitschaft hat, hielt sie ihn aufrecht. All die Jahre hindurch, die trotz aller Resignation,

trotz alles Darbens dennoch glückliche Jahre waren. Der kleine Walter konnte jetzt lachen und spielen und toben, so viel er wollte, er störte keinen Romane schreibenden Vater mehr; er vertrieb nur seiner Mama, die mit nimmer müdem Fleiß an ihrem Nähtisch saß, die einsamen Stunden und die sorgenden Gedanken. Ein herziges Kind, die Freude und der Trost seiner Eltern, — bis im letzten Herbst die große Scharlach-Epidemie unter den Kindern ausbrach und trotz der zärtlichsten Pflege der Mutter, trotz der Verzweiflung des Vaters auch den kleinen dreijährigen Walter Frey dahinraffte.

Da war's, wo auch die Mutter schier zusammenbrach in ihrem übergroßen Weh. Nie hatte sie gellagt, nie ihr verändertes Lebenslos mit Murren oder Unlust getragen, — aber mit dem Tode des Kindes schien ihr aller seelische Halt genommen. Tagelang, wochenlang ging sie in dumpfer Apathie, in wortlosem Jammer umher, — und erst ein gelegentlicher, erschütternder Schmerzensausbruch ihres Mannes, als die verwaiseten Eltern am heiligen Abend an dem kleinen Grabe ihres Lieblings standen, brachte Charlotte zur Besinnung, zum Bewußtsein dessen, daß neben ihr noch ein anderes Herz litt, ein Herz, das so viel weniger zu tragen vermochte, so viel weniger zum Leiden geschaffen schien, als ihr eigenes. Und in der erbarmenden Liebe, die dieses große, zärtliche Herz erfüllte, raffte Charlotte sich auf und verschloß muthig und stark das eigene Weh tief in ihrer jammernden Mutterseele; sie richtete den Gebrochenen, hilflos Verzweifelnden auf und wurde wieder, was sie ihm von jeher gewesen: sein Trost und Stab. — Aber um so tiefer zehrte im geheimen der Gram an ihr; in den langen, einsamen Stunden, wo ihr Mann in seinem Comptoir war, und das kleine, freundliche Wohnzimmer von einer fürchterlich lastenden Dede und Stille erfüllt schien, nagte und fraß die heiße Sehnsucht nach ihrem todtten kleinen Jungen an ihrem Herzen. Um sie zu ersticken und stille zu machen, gönnte sie sich keine Ruhe mehr, sie arbeitete fieberhaft, weit über ihre Kräfte. Der Mann, dem die eigenen Sorgen, „die Noth ums Brod“, genug zu schaffen machten, der sich überhaupt, seit er seinen Schriftstellerberuf aufgegeben, in eine gewisse freundlose Gleichgültigkeit eingesponnen hatte, achtete nicht sonderlich auf Charlottens Thun und Treiben und merkte nicht, daß die zarte, junge Frau sich aufrieb, daß ihre Augen immer fieberischer, ihr blaßes Gesichtchen immer schmaler wurde, und die armen, fleißigen Hände oft todtmüde in den Schoß sanken.

So standen die Dinge an jenem Märztage, als der Chef von Warschauer und Söhne seinem Buchhalter die unerwartete Mittheilung einer Gehaltsaufbesserung machte.

In seiner jetzigen Gemüthsverfassung waren an Walter Frey eigentlich nur die lichten Bilder dieser Vergangenheit vorübergezogen, — dann wandten sich seine hoffnungsvollen Gedanken wieder der Gegenwart, einer besseren Zukunft zu. Charlotte sollte nun nicht mehr für fremde Leute sticken und nähen, — sie würde wieder das alte, muntere Lottchen von ehemals werden, — und eines Tages vielleicht wieder einen kleinen blondhaarigen Bub in ihren Armen halten. — Seine müde Resignation war mit einem Schlage den kühnsten Zukunftsträumen und rosigsten Illusionen gewichen, — als ob von diesen dreißig Mark Mehrgehalt ein solcher Glorienschein ausginge, daß sein und Lottchens Leben davon für Jahre hinaus erhellt würde. Gleichzeitig kam ihm auch ein Wort Charlottens in den Sinn, das ihm jetzt eine beinahe prophetische Gewalt zu haben schien: „Wenn es Dir einmal besser geht, und wir aus den größten Sorgen heraus sind, wirst Du auch wieder den Muth zu eigenem Schaffen finden, Walter!“ Der Muth zum Schaffen, — kam der jetzt, — mit diesen dreißig Mark? Er lächelte halb bitter, halb ironisch. Wie bescheiden er schon geworden war, sich über eine solche Kleinigkeit, über die erbärmlichen paar Mark so kindisch zu freuen! Wer ihm das einst gesagt hätte, früher, in seiner Glanzzeit!

Aber wie er jetzt heimging und aus dem Geschäfts-Centrum herauskam, wo ihn das nimmermüde, rastlos pulsirende Leben der Großstadt sinnverwirrend umtoste, — wie die Straßen breiter und leerer wurden, und das vielstimmige Brausen allmählich hinter ihm zurückblieb, sammelten sich seine verworrenen Gedanken, klärten und lichteten sich, und plötzlich war's ihm, als ob, — seit Jahren zum erstenmal, — wieder „Stimmung“ über ihn käme. Er überschritt die Brücke und schaute gedankenvoll auf den breit und ruhig dahinziehenden Fluß, wo nach langer Winterhaft und Winterruhe die ersten Frühlingsboten, die schwer beladenen riesigen Oderkähne in dichten Reihen neben einander lagen und das Durchschleusen erwarteten. Vor ein paar Tagen erst war Eisgang gewesen, und wie ein entfesselter Riese war der mächtige Strom dahingebraust, als wolle er

alles zerhmettern, was sich ihm in den Weg stellte. Und heute strich die Abendluft lind und weich um die Wangen; in den noch kahlen Bäumen der Promenade lärmten die Spazierer, ein Buchfink probirte nach langem Schweigen das schüchternste Stimmchen. Am Himmel über den Häusern, die als letzte Ausläufer, als Vorposten der großen Stadt, draußen im Felde standen, glimmte ein gelbes Abendroth, schon halb aufgefressen von Abendshatten und Abendnebeln. Dem einsam und eilig Wandernden wurde so frei, so still, so feierlich zu Muth, — so erwartungsvoll, als müsse jetzt etwas Großes, Herrliches über ihn kommen. Er vergaß, daß er heimgehen wollte, um Lottchen die frohe Kunde zu melden; daß sie daheim mit dem Abendbrod auf ihn wartete; er vergaß sein finsternes Comptoir mit dem unerträglichen Ledergeruch und der Aussicht auf die kahle Brandmauer eines fünfstöckigen Hinterhauses; vergaß die endlosen, geisttödtenden Zahlenreihen seiner dilettanten Geschäftsbücher und den knurrigen, ewig unzufriedenen Chef; vergaß, daß er nichts anderes war, als ein schlecht besoldeter zweiter Buchhalter bei Warschauer und Söhne. Der Lebensmuth, der so lange geschlummert, — drei volle, endlose Jahre lang, — entfaltet die Schwingen, weckt die Zuversicht und rüttelt das Selbstvertrauen wach. Und in dem Geist des armen Schreibers regt sich neue, nie zuvor gedachte Gedanken umschwirren ihn, kletternde Nebelbilder verdichten sich zu lebensvollen Gestalten, — aus dem dünnen Ader, der so lange brach gelegen, keimte eine neue, frische, grüne Saat. Es ist, als ob alles, was seit Jahren mühsam und künstlich in ihm zurückgedämmt, nur auf diesen erlösenden Augenblick gewartet hätte, um siegreich und machtvoll hervorzubrechen.

Längst ist er an seinem Hause vorübergegangen, weiter wandert er und weiter, achtlos des Weges, und spinnst an seinen neuen, wunderbaren Gedanken. Bald um Bild steigt vor seinem Geiste herauf, eine Scene schließt sich folgerichtig an die andere, und wie am blauen Nachthimmel schon die Sterne heraufziehen, und nun hinter ihm die Stadt in Dämmerung und Nebelgrau versunken ist, daraus wie Glühwürmchen die tausend Lichter in Laternen und Fenstern aufflammen, — ist sein neuer Roman zur Welt geboren.

Erhobenen Hauptes, freundigen Muthes, ein anderer Mensch geworden, kehrt er um und wandert heim. Ein Dichtertropfen fliegt ihm durch den Sinn, fragmentarisch, — er weiß im Augenblick nicht mal, von wem er stammt; sie paßt auch eigentlich gar nicht hierher, — und paßt dennoch so gut zu seiner augenblicklichen Stimmung:

„Still unterm lärmenden Volke,
Gehst Du in goldener Wolke,
Sicher vom Gotte geführt, —
Scheu in Dich selber verzückt.“

Weiter brachte er sie nicht zusammen; es war nicht nöthig, seine Gedanken hasteten schon wieder andere Wege. Nun wird er das Alltagsjoch abschütteln, die schöne Sorgenlast von seinen Schultern werfen, — er ist doch ein Künstler von Gottes Gnaden, — ein länger soll der Pegasus mühselig vor dem Pfluge gehen!

Er kommt nach Hause, erstürmt im Lauffschritt die drei Stiegen zu seiner Wohnung, wo Charlotte ihn schon besorgt und unruhig erwartet. Er hat vergessen, ihr zu erzählen, was er vergißt beinahe, sie zu begrüßen, sich wegen seines späten Kommens zu entschuldigen. Kaum gönnt er sich Zeit, ein paar Bissen hastig hinunterzuschlingen, er sieht nicht, wie müde und zusammengefunken die schwächliche Frau hinter der Lampe an der Nähmaschine sitzt, so voll ist er von all dem neuen Wunderbaren, was in ihm gährt, ihm Herz und Muth erfüllt und stürmisch zum Ausbruch drängt.

„Jetzt nicht nähen, Lottchen!“ bittet er, „ich muß zu arbeiten.“ Und da sie fragend ausblickt, jetzt hastig hinzu: „Eine dringende Arbeit fürs Geschäft, eine Berechnung, — muß bis morgen fertig sein.“ Keine Frage jetzt, kein langes Hin- und Herreden, das würde ihm die Stimmung rauben, die guten Gedanken in Nichts zerfließen lassen. Er nimmt die Kleiderlampe und geht nebenan ins Schlafzimmer, um umher zu stören zu sein. In unbequemster Stellung, an dem wackligen, kleinen Tisch beginnt er zu schreiben, — in der Sammlung, concentrirte Aufmerksamkeit. Die Feder fliegt übers Papier, und die Stunden fliegen. Nachts schlägt er merkt es nicht. Die junge Frau neben ihm hat lautlos gegessen und ihre kunstvolle Stickerie geflickt, steht auf und dehnt die kalten, steif gewordenen Glieder, schleicht an die Thür und lauscht. Er ist noch immer. Sie wundert sich; — er rechnet noch er schreibt, — sie hört es deutlich. So hastig ist er, so rasend eifrig, — das kann doch nicht fürs Geschäft sein, kein sorgsam ausgeflügelter Leberbrief? — plötzlich kommt ihr's wie eine Erleuchtung: Das

eigene Arbeit, eigenes Schaffen! Mein Gott und Herr, — endlich! Nach so langer Zeit hat er sich selbst wiedergefunden, sein Künstlerthum von Gottes Gnaden. — Sie faltet die mageren, verarbeiteten Hände, die Thränen laufen über ihr blaßes Gesicht. — Leise, ganz leise! Nicht stören, den Flug des Genies nicht hemmen! Kein Laut, kein Schluchzen, keine Bewegung! Mit angehaltenem Athem schleicht sie zurück an ihre Arbeit und stichelt emsig weiter. Die Lampe brennt düster, ist am Erlöschen; sie wagt nicht, aufzustehen und in die Küche zu gehen, um sie frisch zu füllen. Sie löscht sie aus und faltet die Hände im Schoß. So müde ist sie, todtmüde, sie sehnt sich fröstelnd nach ihrem Bett, — aber wie könnte sie schlafen gehen? Das würde Walter ja stören und aus aller Stimmung reißen. Sie hält sich mit Gewalt aufrecht und schlummert zuletzt doch auf ihrem harten, unbequemen Stuhl ein.

Und drinnen im engen Schlafkammerchen schreibt der Mann noch immer, der Welt und sein selber vergessen. Wie der Schaffensrausch ihn beseelt, sein Gehirn zum Denken schärft, seine Phantasie mit glühenden, farbenprächtigen Bildern erfüllt, ihn auf weiten rauschenden Schwingen über Zeit und Welt dahinträgt! — Endlich sinkt die erlahmte Hand, die Finger strecken sich, der überangestrengte Körper weigert sich, dem nimmermüden Geist noch weiter Knechtsdienste zu thun. Er hält inne, legt die engbeschriebenen Blätter zusammen, sieht nach der Uhr. Halb vier. Seine Hände sind eiskalt, seine Stirn glüht wie im Fieber. Er steht auf, sieht sich um, sieht die leeren Betten, — mein Gott, wo ist er denn? Wo ist seine Frau? Er geht an die Thür, — alles dunkel. Er holt seine kleine Lampe, die auch schon ihre Dienste kündigen will, und findet Charlotte eingeschlafen auf ihrem Stuhl. Der trübe Lampenschimmer fällt auf ein blaßes, müdes, schmerzverzogenes Gesicht. Ist das wirklich Lottchens Gesicht, diese schnee-weiße Todemaske mit den blassen Lippen und den tiefen, bläulichen Schatten unter den geschlossenen Lidern? Er erschrickt, — zum erstenmal begreift er, was diese Frau gelitten, wie hart das Leben die Pforte angepackt hat. Aber nun soll's anders werden! So darf sie nicht mehr arbeiten, die Arme. Sein aufgebeffertes Gehalt, der neubegonnene Roman, das alles wird jetzt ihr Leben ändern. Nur noch Geduld, Lottchen, nur noch ein paar Wochen Geduld, mein liebes, geduldiges Herz! Er küßt sie wach, er erzählt ihr von seinen Hoffnungen, von seinen Glücksträumen. Sie reißt die heißen, schweren Augenlider; die müden Lippen lächeln. Beide Arme schlingt sie um ihn und lehnt den blonden Kopf an seine Schulter. „Mein Walter, mein lieber, guter Mann, wie froh bin ich, daß Du Dich wiedergefunden hast! Nun endlich, endlich kommt uns das Glück! O wenn unser Walterchen das noch erlebt hätte, — ein bißchen Sonnenschein . . .“

Die überwachte, übermüdete Frau, deren Nerven aufs äußerste angespannt sind, verliert alle Selbstbeherrschung, beginnt bitterlich zu weinen. Thränen, die aus einem heißen, sehnächtigen und an seiner Sehnsucht fast vergehenden Mutterherzen kommen. Doch der heftige Schmerz wird allmählich linder, die Thränen sästigen das tiefe, niederwundene Leid. Sie trocknet die Augen. „Wie viel Geduld mußt Du mit mir haben, Du guter Mann!“ sagt das selbstlose junge Weib. „Nun aber komm, Liebster, Du mußt noch ein Stündchen ruhen, ehe Dein schweres Tagewerk wieder beginnt.“

Und in den holden Frühlingstagen, wo draußen im Park die Schwarzdrossel lockt und ruft, wo die frischgrünen Wiesen mit tausend bunten Blumen überreich bestückt sind und in den Voskett's der Glieder seine weißen und lila Blüthendolden entfaltet, wo in allen Geschöpfen sich neue Lebenslust regt, und Hoffnung und Liebe Hand in Hand über die blühenden Lande wandern, — arbeiten diese zwei Menschen Tag und Nacht, und Nächte und Tage wie Sklaven im Joch. Und fühlen doch das Joch der Arbeit nicht. Walter wenigstens nicht.

Der Roman wächst, Kapitel um Kapitel. Ein Stoff aus dem Volksleben, das ihm durch sein jahrelanges Wohnen in einer überfüllten Miethskaserne der Vorstadt nahegerückt war. Wer neben und mit diesen kleinen Leuten lebt, lernt sie naturgemäß besser kennen, als wer nur aus der Vogel-Perspektive hochmüthig auf sie herabschaut. Unwillkürlich und absichtslos, wie die Biene ihren Honig sammelt, hatte Walter Frey diese „kleinen Leute“ beobachtet und studirt, seine Erfahrungen über sie und ihr Leben gesammelt; wie eben ein echter Schriftsteller immer beobachtet und sammelt, oft ohne es selbst zu wissen, ganz instinktiv. Das kam ihm jetzt zu statten. Die Noth des Lebens hatte ihn nicht bloß beten, sondern auch arbeiten gelehrt, — und er staunte oft selber, was alles in ihm steckte und was er jetzt, wie aus einem langverschlossen gewesenen Brunnen aus sich herausholte. So konnte er schreiben? So viel Güte, Kraft und über-

zeugungsvolle Wahrheit konnten seine Worte zum Ausdruck bringen? Was lange zurückgestaut, drängt gebieterisch ans Licht, was jahrelang, ihm selbst kaum bewußt, in ihm gekieimt und gegährt, und heimlich gearbeitet, bricht nun mit Gewalt hervor und ringt nach Worten, unge sucht und ungewollt kommen sie ihm. Während er schreibt, ist's, als rieselte neben ihm her eine Quelle, plätschernd, murmelnd, Worte raunend, — und überrascht und frohbetroffen darf er nur niederschreiben, was sie ihm zuflüstert. Er fühlt, daß es gut wird. Wie er nie in seinem Leben geschrieben, so schreibt er jetzt. Sein Bestes giebt er, sein Herzblut, seinen Lebensquell. —

(Fortsetzung folgt.)

Rachdruck verboten.

Eine Dolomiten-Kletterei.

(Die Rosengarten-Spitze.)

Von Franz Oppenheimer.



Bergsteiger. Original-Zeichnung von Albert Richter.

Dieser Südwind! Er hatte uns schon zwei Tage vorher den Abstieg von der Weißspitze erschwert; knietief drachen wir bei dem „wüeschten“ Abstieg auf den Mühlhausenerner in den „patzeten“ Sänee, und unser Weg durch die Lawinnenrinne hinab war einer Flucht ähnlicher, als irgend etwas anderem; denn schon hatte an diesem glühenden Morgen eine frühe Lawine uns die Bahn gefegt; und wir horchten im vollen Galoppiren immer zurück, ob nicht ein fernes Löwengebrüll anzeigte, daß die Batterien der südlichen Firnwand uns eine neue Ladung nachsenden würden. Dieser vermaledeite Südwind! Er hatte uns mit einem Gletscherbrand bedacht, trotz Zinkpaste und Enthaltbarkeit von der morgendlichen Wäsche, daß wir nachher Stunden lang im Fieberfrost auf der Weißfugel-Hütte lagen, zähnelappernd, mit bohrenden Schmerzen in den Schläfen, obgleich wir die sämtlichen Kopen*) der Hütte auf unser klapperndes Gebein gehäuft hatten. Und er hatte die ganze Nacht so beharrlich geweht, daß wir am anderen Morgen wuthschraubend zum zweiten Male an der königlichen Weißfugel umkehren mußten, elend zurückgeschlagen; denn der Schnee war in der überwarmen Nacht nicht „verfirmt“; und so wäre es ein Tollhausstreich gewesen, den furchtbar steilen Schneehang vom Weißfugel-Joch zum Gipfel zu forciren. So hatten wir hinausgemußt, statt über die Firngipfel fort, durchs Langtaufener Thal hinaus ins Buntsgau, um Meran mit der Post und Bozen mit der Eisenbahn zu gewinnen.

Und jetzt briet uns derselbe Südwind, als hätte er sich als freiwillig-gouvernementaler Garloch in die Dienste eines Kambalen-Hauptlings gestellt und mühte uns noch zum Dejeuner hübsch englisch gar bekommen. Lebendiges Feuer fiel vom Himmel, und kein Kranz der Welt linderte den Durst, trotz redlichsten Bemühens. Kaum, daß wir noch die Kraft behielten, durch die schöne Frau Steinlecker einen Korb des herrlichsten Obstes an die Lieben daheim zu spediren. Dazu gehören Berse, — das ist einmal so Stül! Aber ach, wie träge trottete der sonst so heißblühige Pegasus, wie schwächlich sprudelte der fastalische Quell!

Der Weg zum Bahnhofe war ein Marsch durch die Sahara, nur, daß wir als geduldige Schiffe der Wüste unser Gepäck selber trugen; der Rucksack lastete wie die Weltfugel auf des Atlas Schultern, und der Schweiß rann von der Stirn wie die Wache von seinem Riesenhaupt. Und die Fahrt bis Blumau

war eine Gefangenschaft unter den Bleidächern Benedigs, Mittag 2 Uhr im vollgestopften Coupé! Die furchtbaren Wiße des galanten Reisenden in Kurzwaren mit dem großen Stimlstein im grellbunten Seiden-Schlips trugen nicht dazu bei, die Schwüle zu mindern und die Stimmung zu heben. Wir famen unangefochten durch den großen Tunnel; der riesige Felsblock, der drei Wochen später den Schnellzug zermalmt, war sicher an diesem afrikanischen Tage zu faul, um den Sprung auf die krabbelnden Menschenmenschen zu machen.

Nach wie die Fliegen fielen wir auf die grünen Bänke unterm schattigen Nuthbaum in Blumau. Wir hatten uns gut gebettet! Vier Stunden Marsch bis Weißlahnbad stand noch auf unserem Programm; das ganze, lange Tierfer Thal hinauf. Und keine Spur von Schatten zu erhoffen. Die nachmittägliche Sonne bestrich das Thal genau auf unserem Wege, der nur morgens im Schatten liegt. Und diese Steigung, bei dieser Hitze, mit diesem Gepäd: Rucksack, Wettermantel, Eispidel und Kletterstuh; wir freisten! Lieber ein Nachtmarsch direct bis zur Grasleiten Hütte, als das!

Glücklicherweise fuhr ein Gebirgswagen vorbei, der Gepäd nach dem Weißlahnbad führte. Für einen Silbergulden nahm der Fuhrmann freudigen Schmuzzelns unser Gepäd inclusive die „Janter“ in seine väterliche Obhut; und hembärmelig, wie das Endele von Ketsch, ohne anderen Ballast als den Tabaksbeutel, den Fidel geschultert, die kurze Peise zwischen den Zähnen, wandten wir verachtend der Sonne den Rücken, construirten uns einen Tropenhelm, indem wir das weiße Taschentuch unter dem Hute hervor über den Nacken hängen ließen, und stiegen fürbaß das herrliche, waldgrüne Thal empor, am klingenden Schaminbach entlang, der uns in seine kühlen, eiskühlen Kluthen locken wollte. Diese Nacht deckte schon den weiten Thalleseel, als wir im Weißlahnbad als eine Horde mit Verdacht betrachteter Romaden in die Verdauungsruhe der Badegäste einbrachen. Aber wir machten unbefümmert die Probe darauf, daß die Küche dieses Amazonas-Staates den Ruhm verdiente, der uns schon von Bozen hergelodet hatte, und ebenso der Keller! Ein Amazonas-Staat fürwahr! Denn Wirth und Kellner, Koch und — Hausknecht sind Damen! Und was für Damen! Wir warnen jede leichtbeschwungne Witte vor dem strahlenden Lichte aus den Augen der Herrinnen von Weißlahnbad.

Nach lag die Dämmerung mit grauem Gefieder schlummernd auf den Bergwäldern, als wir in die Morgenfrische hinausstraten. Im Osten schwebte schon der rosige Schein über den Felsenriesen, denen wir die Fehde bieten wollten; nach kurzen Minuten stammte der Rosengarten in holder Gluth, als sei König Quarin wieder aus seiner Höhle entwichen und zaubere einer neuen Dietelinde einen neuen Wunderpark der herrlichsten Duftträger aus der Felsöde. Trotz und steil, wie von einem Weltbrande beleuchtet, nein, wie durchglüht, riesenhafte Rubinssäulen, funkelnd und flammend, reckten sich daneben die Bajolett-Thürme in die Leere. Bald gleisten rings die prallen Kalkwände wie mit Diamanten besireut, als die Sonne höher emporwuchs und ihre Strahlen in den spizen Krystallen brach.

Der Hochwald bleibt hinter uns, unter uns; die Sonne brennt schon wieder stark; aber der herrliche Gauch des Hochgebirges trocknet die Tropfen, ehe sie zu Perlen werden; der herbe Duft umspült, durchspült den ganzen Leib; man wird wieder eins mit der großen Natur, ein seliges Stäubchen, das sich von seiner Luft treiben läßt in Sonnenwärme und Windeshauch; die Gedanken und Sorgen, alle Wisenschaft und aller Ehrgeiz, die schlimmen Gefellen, die im Thale so gut zu Fuß sind und sich an unsere Fersen heften, unentrinnbar, sie können das scharfe Steigen nicht mitmachen; sie keuchen, sie betteln: „Bleib doch stehen! Nimm uns doch mit!“ Aber nur um so elastischer wird der Schritt, nur um so schneller der jubelnde Marsch; an der Wegbiegung kehren wir uns um. — Wo sind die trüben Gefellen? Verschwunden! Ladend liegt das grüne Thal im Sonnenglanz vor uns, lachend hüpfet der schäumende Bergjohn über die uralten Blöcke seines Bettes, lachend schaut der blaue Himmel drein; — und lachend jodeln wir hinaus, gesundet, fröhlich, selbig, daß das Echo aus den Schläfen springt und lachend Antwort giebt.

An furchtbaren Abstürzen windet sich schmal, zuweilen kaum fußbreit, der Bergpfad. Ein gutgewählter Eingang zum Dolomiten-Bezirk! Wer hier nicht lachenden Auges den Fuß setzen kann, der soll lieber sofort umkehren, sonst wirft ihn am ersten Felsenhang der Schwindel ins Verderben. Wer das grünäugige Scheusal im Rucksack mit sich trägt, der soll von Kaminen und Einsen fern bleiben. Am Meeresstrande ist sein Platz, auf dem Parquet der Hotels, nicht im Steiger-Paradiese, dem Felsen-Mevier der Kalkalpen.

Wie ein Vorhof zur Hölle graust das schauerliche Schutt-Couloir, in dessen Mulde sich die Grasleitenhütte schmieg. Starrer, drohender Tod ringsum. Senkrechte Felsenwände stürzen von allen Seiten herab, so furchtbar steil, daß keine Adlerkralle daran haften würde, so schauerlich hoch, daß dem Auge schwindelt, wenn es die Entfernung mißt. Kein Moos, keine Flechte auf dem todtten Gestein, kein Laut in der starren Einsamkeit! Nur die blaue Rauchsäule, die aus dem Schornstein der Hütte holzgerade nach oben steigt, zeugt von Leben.

Die Kathi hat bayrische Knödel gekocht, hurrah! Nach so viel Kalbs-Gulhas und serbischem Reischfleisch aus den Consernebüchsen eine willkommene Abwechslung. Drei haben wir pro Mann bestellt, zwei zwingen wir, vor dem dritten strecken wir resignirt die Wäffen. Ne quid nimis! Aber Freund Stuflesner, unser rothwangiger Führer, macht kurzen Prozeß mit diesem „Gericht“. Er aß in Summa sechs! Wohl bekomms!

Wir strecken uns zu kurzem Mittagsschlaf auf die Matratzen. Die Kameraden athmen bald in tiefen Jügen. Aber mir schlägt das Blut in den Schläfen. Es liegt ein so gewaltiges Schweigen über der Welt, eine Lautlosigkeit, die fast schmerzt. Man horcht hinaus mit gespannten Sinnen auf einen Ton, der diese Einsamkeit zerreiht; aber nur die Wanduhr tickt, dumpf und eintönig.

Nachmittags schultern wir die Fidel und machen einen kleinen Uebungsmarsch thalaufwärts, zum Mollignon. Wir ersteigen das freie Schneefeld zur Faghöhe. Wolken haben sich geballt und ziehen neidend über uns fort, nordwärts; sie huschen wie auf tausend Spinnensfüßen über die Felsgaden, an denen die langen Nebelschleppen haften und zerreißen. Bald hier, bald dort öffnet sich der graue Schleier und läßt das entzückte Auge ein beheres Bild sehen, bald nordwärts die gleichenden Firnfelder der Zillertaler Ferner, unserer alten Freunde; der ungeheure Eisstrom des Schwarzseenteees zur Rechten, Weißspitz,

*) Langlockige, dicke Wolldecken.

Hochfeiler und Hochferner zur Linken. Bald im Osten die massige Sella-Gruppe mit ihren gigantischen, schwarzen Felsstufen, die Fünffinger-Spitze, der Langkofel; bald fern im Süden die wunderschöne Pyramide des Simone della Pala mit der Bezzana, seinem Dioskuren-Zwillings. Unter uns lacht die weite Mattenpracht der Seiser-See herauf.

Auf leichten Felschrofen ersteigen wir das Hoch-Plateau des Molignon und schauen abwärts ins Duron-Thal. Welch ein wunderbarer Anblick! Im Thale braut der Nebel, dicht und schwer. Hinter uns, im Westen, steht die Abendsonne und wirft unseren Riesenschatten auf die weiße, wallende Fläche. Und dieses schwarze Schattenbild ist märchenhaft gerahmt von einem siebenfarbigen Doppelkreise, einem zwiefachen, vollen Regenbogen; der innere strahlt in hellster Pracht, der äußere in matten Tönen. Lavendelgrau ist der Grund, auf dem die titanischen Silhouetten sich abheben. Wenn ich den Arm strecke, so sieht es aus, als führe ein ungeheurer, schwarzer Balken aus dem Bilde in unermeßliche Weltentfernen. So sah ich zum ersten Male in meinem Leben das wundervolle Schauspiel des „Brodegespenstes“. Wohl eine halbe Stunde lang genossen wir den unerwarteten Anblick; dann wandten wir uns und

Schnarchen gehört zu einem Quartier auf der Hütte. Wenn man mit seinen Kameraden allein ist, schnarcht Einer gewiß; wenn zufällig die ganze Gesellschaft „hüttenrein“ ist, besorgt es der Führer oder ein fremder Tourist. Das ist man gewöhnt und läßt es sich gefallen. Es lullt Einen sanft ein. Aber, daß ein Fochsint in allen Hütten Tirols Nacht für Nacht um die Meisterschaft der Welt schnarcht, das ist zu viel! Vom Standpunkte der Kunst aus gesehen, alle Achtung! Es lag dramatische Steigerung darin, wie er mit einer leisen, zarten Melodie anfing, sozusagen dem Thema der Ouvertüre; das steigerte sich und wuchs und wuchs, bis zuletzt das ganze Orchester mit Pauken und Trompeten die Variationen spielte. Die alte Hütte stöhnte, die Balken bogen sich, der Balbon-Kogel horchte erstaunt hinab, und der Wind draußen hielt seinen Athem an, bis der Unglücksmensch in demselben Augenblicke mit einem herzbrechenden „Laff!“ die Vorstellung abbrach, in dem wir glaubten, sein entseßliches Ende sei gekommen, — um nach einer Minute da capo zu beginnen. Unser Freund Aps, der lange Physiker, der neben ihm „ruhte“, übte die ganze Nacht das „Arm seitwärts streckt!“, wobei seine geballte Faust merkwürdiger Weise immer die Rippengegend des Störensrieds

Bergsteigen freut, was mich für Conserven-Goulasch, Matragen ohne Bettwäsche, Nächte in voller Kleidung, Gesellschaft von Meisterschnarchern, Märsche von sechzehn Stunden mit Gepäck und — Gefahr entschädigt. Vielleicht die Gefahr! Ich weiß es nicht. Weiß nur, daß es mich in jedem Jahre von neuem lockt, unwiderstehlich, und daß es mich in jedem Jahre wieder von neuem vier Wochen selig macht. Das genügt mir; ich frage nicht weiter; der Mensch soll nicht neugierig sein.

Es ging los. Wir hatten das kleine Schneefeld ersteigen und legten nun in der flachen Randkluft die „Kletterische“ an. Uhr, Geldbörse und Schlüssel fanden im Nagelschuh einen zeitweiligen Ruheplatz, alle Taschen wurden sorgfältig verknüpft. Es giebt nichts Schlimmeres nämlich, als mit irgend einem Gegenstande an Felsfäden hängen zu bleiben. Das kann unter Umständen das Genick kosten.

Der Löwenhans' hat mich angeleitet und klettert voran. Er schmunzelt, wie ich mir die „Rehsack-Technik“ verbitte, die Methode nämlich, mit welcher einst die Schilddürger ihre Klau auf die Stadtmauer brachten. Das Seil soll mich nur sichern, nicht ziehen. Ich klettere langsam nach, vorsichtig, Griff um Griff, Tritt um Tritt. Seit mir 'mal an der Crystallo-See



Der Rosengarten, von Weißlahnbach aus gesehen.

erflohen am anderen Rande des Passes die Grasleiten-Spitze. Vorsichtig bis an den Rand vorgeschoben, ließen wir den Blick hinabtaumeln in jenen schauerlichen Kessel, in dem die Hütte sich verbirgt. Wie ein Kinderspielzeug lag sie da, lothrecht unter uns. Unbegreiflich scheint's, daß an dieser Mauer schon verwegene Kletterer hinabgekommen sind.

Die Dämmerung troch aus dem Thale empor, und nur die Gipfel strahlten noch die sinkende Sonne zurück, als wir den Heimmarfch antraten. Zauchzend führen wir die steile Schneehalde ab, auf den braven Fickel gestützt, und nahmen in Sturmschritt den Geröllweg bis zur Hütte. Ein tüchtiges Abendbrod, eine Pfeife, ein Capitel aus einem Roman, — es liegen da einige uralte Vände, — und die Lampe ward gelöst, wir streckten uns auf die Matrage. Morpheus durfte kommen, — wenn er wollte.

Leider wollte er nicht gleich. Der Dämon, welcher den Touristen so gern plagt, Menschenharts, der Unhold der Holzwege, hatte uns einen „Fochsint“ heraufgeritten, einen „gemiedhlichen“ Sachfen, der alle Hütten von Südtirol abklappert, aber nie einen Berg besteigt. Dieser Böfewicht, der erst um sechs Uhr geweckt sein wollte, weckte uns wegemüde Männer die ganze Nacht. Man sollte seinen Steckbrief in allen Hütten der Alpen anschlagen, von dem Gestade der See-Alpen am Golf von Genua bis zum Karst hinein mit der Unterschrift: „Lasciate ogni speranza! Werft ihn hinaus! Er schnarcht!“

traf. Vergeblich! „Es' hinderst Du den Seidenwurm am Spinnen!“ Mitten in der Nacht murmelte ein rheinischer Arzt: „Das kann kein Mensch aushalten!“ Etwas von Kehlkopfzerreißung und Lungenischlag verhalte im Fortissimo des einseitigen Tutti.

Am nächsten Morgen klagte der Schnübe, es hätte jemand geschnarcht und er habe kein Auge schließen können, nur die Intervention Kathi's rettete ihn vor einer schaurigen Lynch-Zustiz.

Eine Erbswürstsuppe stärkte uns für unseren Marfch. Dann traten wir fröhlich in die Nacht hinaus. Noch funkelten grimmig die Sterne am schwarzen Firmament. Wir gewannen über ein steiles Schneefeld den Grasleiten-Paf und marschirten ins obere Bajelett-Thal hinab, dann erkletterten wir den Laurins-Paf, wo wir die Ruchfäden deponirten, und standen bald auf dem „Gartel“. Wieder wallte der Nebel im Thale und zeigte uns nur selten das breite, grüne Thal der Esch und Bozen, die Königin Tirols, die weinlaubgegrütete Schöne.

Ich lag, an einen Block gelehnt, und sah die Wand hinauf, die uns noch von der Rosengarten-Spitze trennte. Der „Löwenhans'! zeigte mir die Aufstiegsmoute, den schwarzen Streif des Kamins, die Wand und die Scharte. Unersteiglich sah's aus, glatt und senkrecht, ungeheuer hoch; die Spitze verschwamm in zarten Nebeln. Etwas in mir fragte: „Mußt Du eigentlich da hinauf?“ Und eine andere Stimme antwortete sofort: „Natürlich!“ Dieses Argument schlug durch. Ich hab's schon lang aufgegeben, mir logisch klar zu machen, was mich am

so ein tüdischer Dolomit-Faden in der Hand gebrochen ist, ich zappelnd in der Seilschlinge hing, wie ein Krammetsvogel dreihundert Meter über dem Gletscher, habe ich es gelernt jeden Tritt und Griff erst rüttelnd auf seine Festigkeit zu prüfen. Ich darf kein Steinchen los machen; denn zehn Schritte weiter mir klettert die zweite Partie, mein Bruder, Aps und „Alois“, ohne eine Möglichkeit, auszuweichen. — Es geht in die Höhe; der Hans' klettert, bis das Seil zu Ende ist, das ich, fest eingestemmt, aufmerksam auf jeden Ruck, abwärts lasse; dann stellt er sich fest und ich klettere nach, während das Seil einzieht.

Wundervoll, solch ein Klettern! Auf langen Gletscherfeldern ist der Marfch so eintönig! Schritt fest man vor Schritt, in der Ebene. Man kann dabei einschlafen, wenn es keine heisse Stelle ist. Aber beim Klettern ist jeden Augenblicke eine andere turnerische Aufgabe zu lösen. Bald schmiegt Du Dich an den Felsen empor, bald ist es ein weiter Tritt, bald ein Emporziehen mit den Armen; jezt ein Kamin, in dem Du Dich mit Schultern und Hüften emporstemmt, bald ein Band, das Du Dich tastend vorschleibst, bald eine freie Wand, an der es klettern heißt mit Händen und Füßen. Jeden Moment eine andere Haltung, eine andere Muskelgruppe in Thätigkeit. Interessant in der Technik, daß Du alle Gefahr über der Hand gabe vergißest. Vier Werkzeuge hat der Kletterer: zwei Füße und zwei Hände; drei sollen immer verächtlich sein; nur die vierte sucht den neuen Stützpunkt. Es dauert manchmal lang



TORNAI SYLLA
1834

R. Brendamer

Falsch gespielt. Nach dem Gemälde von G. Tornai. — Siehe Seite 128.

bis Du einen solchen gefunden hast; denn wo die lederharte Haut des Führers ungefährdet Halt findet, zerstoßen Dir die scharfen, nahnadelsharten Kalkspigen Aste, Hand und — Kleidung. Dann heißt's suchen, geduldig suchen, manchmal Minuten lang, bis der eine Griff oder Tritt gefunden ist, der über die sonst unersteigliche Wand hinaufführt.

Wir haben den Kamin verlassen, weil er überhängend wird, und sind an zwanzig Meter die freie Wand emporgeklettert, „äußerst exponirt“, sagt Purtscheller. Der Wind fällt senkrecht auf die Schneefelder drüben. Der Nebel steigt empor, — er hat's leichter wie wir, — und umhüllt uns mit lauer Feuchte. Dann geht's zurück in den Kamin und hinauf zur Scharte; jetzt können wir zum ersten Male seit einer halben Stunde stehen; ein paar Schritte noch auf dem Nordgrat; graulich steil fällt die Wand hinab ins Bajolett-Thal, an tausend Meter. Dann kommt das höchste Stück, die „Platte“, wenige, kleine Griffe, aber fest, und Robert Pape's Borturner kommen schon drüber. Und dann stehen wir athmend auf dem Gipfel und schauen, so viel zu schauen ist bei dem Nebel, der uns immer dichter umzieht.

Ein fernes Donnerrollen macht unserem langen Frühstück auf dem schmalen Hoch-Plateau der Rosengarten-Spitze ein schnelles Ende. Rasch wird angefeilt und der Abstieg, des Werkes schwerster Theil, beginnt. An der „Platte“ begegnet uns eine Partie, die vom Karersee heraufgekommen ist, eine bildschöne, blutjunge Dame in schwarzen „Bloomers“, am Seile des berühmten Luigi Bernard, des blondbärtigen Reden. Sie strahlt vor Sonne, obgleich die Felszaden ihre Garderobe bödsartig mitgenommen haben. Ein kurzer, lustiger Gruß; wir geben natürlich die Platte frei und quälen uns über den Felsen rechts hinab, — und sie verschwinden im Nebel.

Der Donner verstärkte sich und die Wolken wurden immer schwärzer, sodas wir unseren Abstieg so sehr beschleunigten, wie es mit der sehr gebotenen Vorsicht vereinbar war. Trotzdem brauchten wir genau so viel Zeit hinunter wie herauf. Als wir im Kamin waren, schlug ein Schloßwetter auf uns nieder, mit Blitz und Donner und Geprassel, wie ich es fast nie erlebt. Die Felsen waren naß und schlüpfrig, die Hände eiskalt, ein kleiner Wasserfall legte durch den sonst trockenen Riß und douchte uns den Nacken. Endlich waren wir unten.

Nie wieder stelle ich meine Nagelschuh offen hin, wenn ich sie am Einstieg zurücklasse, ich schwör's beim Jupiter. Denn wer da glaubt, daß es ein Vergnügen war, in der Handluft zu stehen, während Regen und Hagel den Rücken entlang liefen, um aus beiden Stiefeln die Graupeln herauszubolen, mit denen sie fast randvoll gefüllt waren, der kennt die himmlischen Nächte nicht. Doch auch das gelang schließlich, — und pudelnaß, aber seelenvergnügt ob der gelungenen Schandthat, sahen wir zum lezten Male an der bezwungenen Bastion in die Höhe. „Du imponirst uns nicht mehr!“

Eigentlich hatten wir am Gartel frühstücken wollen, zum vierten Male. Aber Aps riß aus. Seine langen Stelzen trugen ihn in einem mörderischen Tempo zum Laurins-Paß hinab; als wir ihn auf dem lezten Schneefelde einholten, erklärte er uns sehr gelehrt, er setze sich nicht mitten in die „elektrischen Kraftlinien“. Darin hatte er nicht so ganz Unrecht, wenn wir auch die höhere Mathematik nicht ganz begriffen, die er da entwickelte. Jedenfalls peitschte uns Jupiter Pluvius mit der Flammengelb seiner Blitze und dem drohenden Ruf seines Donners raslos thalab, den Laurins-Paß hinab, der in eine Wasserföhne und Universal-Douche verwandelt war, durch das Bajolett-Thal, immer weiter und weiter. Im Geschwindschritt, dem die Führer kaum folgen konnten, die der Sohn der Ebene ebenso sicher auf dem Thalwege schlägt, wie sie ihn in den Bergen, durchmahren wir das herrliche, einzige, walddüne Hochthal, das alle Reize eines Thüringer Thälchens mit aller Majestät der schroffen Alpenpracht vereint, — und machten nicht eher Halt, als bis wir im Wirthshause zu Campitello die Rucksäcke unter den Tisch warfen und einen Glühwein bestellten. Dann krochen wir ins Bett, ließen die Kleider trocken und schliefen fünfzehn Stunden in einem Rud.

Rachdruck verboten.

Boz.

Novelle von Alfred Gaspary.

Fräulein Thea, — wir wollen Fräulein Thekla Sanders auch Thea nennen, denn in den befreundeten Familien heißt sie nie anders, — also, Fräulein Thea befand sich am Freitag-Nachmittag in einer Stimmung, die sich mit dem wohlausgeglichenen Charakter dieses älteren Mädchens schlecht vertrug. Sie fühlte sich bedrückt, einsam, traurig, trotzdem es so gemüthlich im kleinen Zimmer aussah. Umsonst lodte der hübsche Schreibtisch, umsonst der Fensterplatz, wo das Arbeitsbörchen stand, umsonst die stattlichen Bücherreihen auf dem geschmückten Regale.

Thea ging rubelose im Zimmer auf und nieder, trat oftmals ans Fenster, um auf die belebte Potsdamerstraße hinauszuschauen. Manchmal lauschte sie an der Thür, die zum Corridor führte, und ging sogar wiederholt hinaus, um einen Blick ins Treppenhaus zu werfen. Fräulein Thea wartete auf jemanden; aber arme Thea, Du wartest vergeblich, denn Boz kommt nicht!

Boz ist ein brauner Affenpinscher mit weißer Brust, der bis zum Morgen des vorigen Tages Thea's treuer Hausgenosse und unzertrennlicher Begleiter gewesen; aber nun ist er fort, fort schon über vierundzwanzig Stunden, und die arme Herrin, die anfangs ganz fest auf die Treue des kleinen, struppigen Gefellen baute, fühlt immer mehr die Hoffnung auf seine Rückkehr schwinden.

Hat Boz im jugendlichen Leichtsinne, — er ist kaum zwei Jahre alt, — seine Pflicht vergessen? Hat die braune, glänzende Nase mit dem rosa Fleckchen den Weg von der Wilhelmstraße nicht zurückfinden können? Ist er, trotz Maulkorb und Steuermarkte, von gewissenlosen Menschen abgefangen und zurückgehalten worden?

Das sind die Gedanken, die hinter Thea's hübscher, freier Stirn ebenso unablässig wechseln, wie sie ruhelos in ihrem kleinen Wohnzimmer hin und her wandert. Schon am Morgen hat in zwei Zeitungen ihre Anzeige gestanden, in der sie dem ehrlichen Finder eine gute Belohnung verspricht. Aber niemand hat sich gemeldet. Je mehr der Wintertag zum Abend sinkt,

je mehr schwindet ihre Hoffnung, den kleinen, lustigen Burschen jemals wiederzusehen.

Ihr heiterer Sinn ist bei allen ihren vielen Freundinnen und Freunden bekannt, aber heute ist sie unendlich traurig. Es muß mit dem Hunde schon seine eigene Bewandniß haben, sonst würde die im allgemeinen so wenig sentimentale Thea dieser trüben Stimmung kaum so weit nachgeben. Sie, die kluge Beraterin aller jüngeren und gleichalterigen Freundinnen, kommt sich in dieser Situation einen Augenblick fast lächerlich vor, allein im nächsten muß sie sich Zwang anthun, um in ihrem stillen Zimmerchen nicht laut mit dem tüchtigen Geschick zu hadern.

Lange hatte sie gezögert, sich einen Hund anzuschaffen, denn sie betrachtete solchen vierfüßigen Gefährten gewissermaßen als Symbol der Altjungfernschaft. Vor drei Monaten aber hatte sie ihren dreißigsten Geburtstag gefeiert, und an diesem immerhin denkwürdigen Tage hatte sie, wie man sagt, das Heirathen aufgegeben und sich selbst gestattet, nimmehr das Altjungferns-Attribut, den Hund, anzuschaffen.

Sie fuhr nach dem Depot des Thierschutz-Vereins und äußerte dem Wunsch, einen hübschen, treuen, klugen, nicht zu jungen, aber auch nicht zu alten, wachsam, aber doch nicht bißigen Hund zu kaufen. Ueber die Größe war sie sich nicht recht klar. Groß durfte er natürlich nicht sein, denn das taugte nicht in der kleinen, zierlich eingerichteten Wohnung in der Potsdamerstraße; war er wiederum zu klein, so bot er wenig Schutz für seine Herrin. Als der Inspector des Thierschutz-Vereins gar nach der bevorzugten Rasse fragte, wußte sie überhaupt nichts zu sagen. Ein Windspiel war hübsch, aber zu ängstlich, ein Terrier zu lebhaft, ein Mops zu dumm und treulos, aber ein Pudel, — nein, auch mit dem Pudel war es nichts, denn dies lange Wollhaar, das ewige Baden und Kämmen! — So altjungferlich war sie denn doch noch nicht, daß sie mit der Toilette eines vierbeinigen Strauwelpeters die Hälfte ihres Tages hindringen wollte!

„Vielleicht würde ein Affenpinscher passen?“ wagte ein magerer Wärter mit schwarzem Badenbart vorzuschlagen.

„O, die sind so hübsch!“ versetzte Fräulein Sanders, aber sie willigte ein, sich den einen, gerade verkäuflichen Affenpinscher anzusehen, und als sie ihn erblickt hatte, und der kleine, zottige Kerl mit seinen wundervollen Augen so ernst und bittend zu ihr emporstarrte, da streckte sie sofort die zierlich behandschauten Rechte durch das Gitter. Er schnupperte mit dem braunen Näschen, auf dem ein spähiges rosa Fleckchen saß. Da war Thea sofort mit sich im klaren. Die auf beiden Seiten vorhandene Sympathie bürgte ihr dafür, daß sich diese Bekanntschaft bald in Freundschaft verwandeln würde.

Sie kaufte ihn, und er erhielt nach ihrem Lieblingsdichter Charles Dickens dessen Rednamen „Boz“. Daß ihr Zusammenleben durchaus harmonisch war, geht aus der ehrlichen Betrübnis hervor, welche Thea über den Verlust ihres kleinen Freundes empfand.

Der Zeiger der kleinen Rococo-Uhr wies gerade auf halb fünf, als Thea plötzlich vom Fensterplatze, wo sie ein Weßchen geträumt, emporstarrte und das hübsche Gesicht lauschend zur Thür wandte. — Hatte sie wirklich einen Ton vernommen, oder täuschte sie sich wieder? — Nein, nein, dies eigenthümliche Knurren, dieses Scharren ließ sie nicht im Zweifel. Sie riß die Thüren auf und an ihr empor sprang der verloren geglaubte Namensvetter des englischen Humoristen.

Fräulein Thea war so entzückt, daß sie den zottigen Freund an sich drückte, trotzdem seine Pfoten vom winterlichen Straßenschmutz sehr garstige Handschuhe trugen. Auch Boz war außer sich vor Freude; seine rothe Zunge und das kleine, geflügelte Schwänzchen reichten kaum aus, um seinen Empfindungen den rechten Ausdruck zu geben. Wohl noch fünf Minuten pendelte dies kleine Perpendikel, welches die Regungen der Hundeseele mit seinen Bewegungen zu begleiten pflegt, unaufhörlich hin und her. Thea überlegte noch, ob ihrem „braunen Sohn“, wie sie den Pinscher scherzend nannte, eine exemplarische Strafe oder eine Schale Milch beförmlicher sei, da läutete es draußen im Corridor. Das Dienstmädchen war gerade fortgegangen, also mußte Thea selbst öffnen.

Ein Herr stand vor ihr. Sie konnte in der Eile nur wenig Betrachtungen über sein Aeußeres anstellen. Bierzig Jahre mochte er alt sein; er trug einen Pelzerinen-Mantel und schwarzen Schlapphut, hatte einen Kneifer auf der Nase und in der Hand einen Spazierstock.

„Entschuldigen Sie, mein Hund muß hier hineingelaufen sein. — Jawohl, er ist sicher hier,“ fuhr er fort, ehe sie auch nur eine Silbe hervorbringen konnte.

„Sie irren, mein Herr,“ versetzte sie dann mit einer Ueberlegenheit, in die sich leichter Spott mischte.

„Ich mich irren?“ kam es gereizt zurück. „Die Frau, welche hier gerade unter Ihnen wohnt, oder das Dienstmädchen, oder gleichviel, was sie sonst ist, hat mir gesagt, daß der Hund hier hinaufgelaufen ist. Sie hat auch ganz deutlich gehört, wie Ihre Thür geöffnet wurde.“

Thea begann die Sache zu interessieren; sie bemerkte, daß der Herr einen braunen Schnurrbart trug, unter dem der energische Mund jetzt sarkastisch zuckte. Die Augen, welche eben noch zornige Blitze durch die Klemmergläser geschossen, schienen nun höflich zu fragen: Wie wird sich wohl dieses hübsche Frauenzimmer in dem eleganten, blauen Tuschkleid, mit dem braunen, hochschwarzen Haar aus der Affaire ziehen?

Aber dies besagte Frauenzimmer machte mit einem reizenden Lächeln und einer überaus wohlklingenden Stimme dem Gesichte auf der Thürschwelle ein schnelles Ende, indem sie den Fremden zum Eintreten einlud. Dieser Zwischenfall kam ihr zwar eher komisch als peinlich vor, aber sie wollte den Unbekannten doch von der Grundlosigkeit seines Verdachtes überzeugen.

„Sie irren dennoch, mein Herr,“ sprach sie im dämmerigen Corridor. „Einen Hund habe ich freilich hier eben eingelassen, aber es war mein eigener. Bitte, wollen Sie sich selbst überzeugen.“

Der Fremde benutzte den Augenblick des Eintretens, um sich vorzustellen: „Doctor Hartmuth, Schriftsteller, — aber anständiger Mensch, — bitte um Entschuldigung, aber, wenn man seiner Sache gewiß ist —“

Er war in Thea's allerliebsten Wohnzimmer getreten und hätte beinahe über den neuen Eindruck dieser anmuthigen Umgebung den Zed seines eigenthümlichen Besuches vergessen, wenn sich nicht der Affenpinscher mit einem unbeschreiblichen Gemisch von Winseln und Freudengeheul auf ihn gestürzt hätte. Thea war sprachlos vor Staunen; das Thier sprang ganz wild

vor Freude wieder und wieder an dem Schriftsteller und unständigen Menschen empor, als wollte es ihn in die Nase beißen oder den Zwicker herunterholen.

„Sie sehen also!“ — sagte Doctor Hartmuth mit dem Lachen eines Menschen, der immer recht hat, „ein Kommentar ist bei wohl überflüssig!“

„Aber ich begreife gar nicht,“ stotterte die fassungslose Thea, „beschwören kann ich, daß er mein Hund ist; ich kenne ihn so genau; erst gestern früh habe ich ihn in der Wilhelmstraße verloren. Sehen Sie doch das rosa Fleckchen auf der Nase —“

„Das rosa Fleckchen?“ — Das ist sehr gut, das ist ausgezeichnet! In diesem Fleckchen gerade hätte ich meinen Peter unter allen Pinschern der Welt herausgefunden. — Aber sehen Sie, meine gnädige Frau, er selbst hat mich gefunden. Ich stehe ich gestern Vormittag in der Wilhelmstraße und sehe plötzlich einen Hund, diesen Hund, meinen Hund! Ich denke, das muß er doch sein. Vor drei Monaten habe ich das Gschöpf verloren; wie das gekommen ist, kann ich selbst nicht sagen, denn der Hund war gut, anhänglich, parierte Ordre. Ich habe ihn selbst erzogen, — kriegte ihn, als er noch keine zwei Wochen alt war. Das ist nämlich von Bedeutung. Sie können das wahrscheinlich nicht verstehen; Damen kennen so etwas nicht, aber ein Junggefelde, — sonst anständiger Mensch, — sagt man einmal eine Neigung zu solch einem Thier. Man quält sich mit ihm; junge Hunde sind schlimmer als kleine Kinder, viel schlimmer! — Man bringt ihm Raïson bei, freut sich unendlich, wenn er etwas capirt. Endlich ist er soweit, und man denkt, nun an ihm einen zuverlässigen Menschen, — pardon, — Hund, Gefährten zu haben; — auf ein solches Thier ist nämlich mitunter mehr Verlaß, als auf Unseresgleichen. Und sehen Sie, da wird er auf einmal fahnenflüchtig; das hat mich außerordentlich gewurmt.“ —

Der Hund begleitete die Rede seines früheren Herrn zu wunderbaren Sprüngen, sehr ausdrucksvollen Naturlauten und verständnißinnigem Weheln seines gestuhten Schwänzchens. Er blieb für Thea kein Zweifel, daß dieser Doctor Hartmuth sich nicht irrte und ältere Rechte auf den Pinscher besaß. Die Traurigkeit, welche sie über den drohenden Verlust empfand, sprach sich wohl gegen ihren Willen in ihrem sympathischen Gesichte aus, als sie dem Herrn am ovalen Tisch gegenüber saß. Doctor Hartmuth mußte übrigens wirklich ein „anständiger Mensch“ sein, denn, ohne daß sich die Dame über ihre Rechte ausgesprochen hatte, begann es ihm schon leid zu thun, mit ihr in Concurrenz zu treten und sie zu betrüben. Er fühlte er denn die Verpflichtung, noch weitere Erklärungen zu geben.

„Wissen Sie,“ sagte er lebhaft und den Kneifer zurecht rürend, „wie ich ihn gestern sah, da pfiß ich so, — — so“ und er ließ den Pfiff ertönen, den der Hund so wohl kannte, und der ihn auch in diesem Augenblick zu einem neuen Lichtausbruch veranlaßte. „Und wie ich so pfeife, da sieht der Kerl, wie ein Hühnerhund vor einem Volk Rebhühner, er spißt die Ohren, streckt sein Endchen Schwanz, dann schließt er auf mich zu, und, — wissen Sie, dann hat er mich bald mir gerissen. Ja, wirklich; und ich stehe doch ziemlich fest! So merkt hab' ich gar nicht, mit wem er gegangen ist, sonst hätte sich die Sache früher aufgeklärt; er folgte mir ohne weiteres nach Hause.“

„Dann scheint er mich gar nicht vermisst zu haben,“ sagte Thea mit einem wehmüthigen Lächeln.

„Das weiß ich doch nicht; ein hübscher ruhelos ist er schon zu Haus gewesen, ist aufs Fensterbrett gestiegen, hat auch ein Gardine zerrissen. — Ja, richtig; wie ich nun vorhin meine gewohnten Spaziergang durch die Potsdamerstraße mache, — ich wohne nämlich in der Linkstraße und laufe fast täglich nach Schöneberg hinunter, — wie ich also meinen gewohnten Spaziergang mache und an dieses Haus komme, bleibt mein Peter vor dem Eingang stehen und wedelt. Ich denke mir nicht dabei und gehe weiter. Wie ich mich umsehe, steht er noch da, ich pfeife; er kommt angeschossen, macht einen großen Bogen um mich und — steht wieder vor der Hausthür. Hat er denn gar keine Raïson mehr? denke ich und gehe weiter. Da ist's aber ganz fort. Nun fängt es bei mir an zu dämmern; ich muß ihm wohl das Haus bekannt sein; womöglich wohnt dort die Leute, die ihn mir fortgeschleppt haben.“ —

„Bitte sehr, Herr Doctor, Sie werden mich doch nicht in diesem Verdacht haben! Ich kaufte den Hund im Thierschutz-Verein.“

„Pardon, pardon, ich wollte absolut nichts gegen Sie meine gnädige Frau —“

„Bitte, Fräulein, Fräulein Thekla Sanders.“

„Pardon, mein Fräulein, ich will niemanden verlegen. Also, ich denke, hier muß er wohl hineingelaufen sein, und frage. Ein Junge sagte mir, hier ist ein brauner Hund hineingelaufen. — Ja, sagt dann der Portier, das stimmt, ich meine, es wäre der von zwei Treppen gewesen. — Und so sehen Sie, gnädiges Fräulein, siehe ich nun hier, um mich nach meinem Hunde zu erkundigen.“

Thea hatte diesem Berichte mit niedergeschlagener Miene zugehört. Ihre Augen gingen zwischen dem lebhaften Gesicht des Erzählers und dem Affenpinscher hin und her.

„Daß ich in durchaus rechtmäßiger Weise in Besitz Ihres Peters gelangte, sagte ich bereits.“

Sie erzählte dann, wie sie an ihrem dreißigsten Geburtstage nach reißlicher Ueberlegung zum Entschlusse gelangt sei, sich einen vierfüßigen Gefährten anzuschaffen. Wie er sich an sie gewöhnt und eng mit den Gewohnheiten ihres stillen Lebens verwachsen sei, wie tief der Schmerz gewesen, über seinen plötzlichen Verlust. Und als ob sie sich schämte, einem Fremden so viel von ihrem Innern gezeigt zu haben, fügte sie mit einiger Selbstironie hinzu:

„Es ist komisch, wie lieb man solche Thierchen haben kann. Vielleicht ist's sogar unrecht; ich habe manchmal das Gefühl, als gäbe man auf diese Weise eine eher den Mitmenschen zukommende Neigung fort.“

„O bitte, bitte, das sagen Sie nicht, mein gnädiges Fräulein; solch ein Käter, — Hund wollte ich sagen, — hat es mehr Treue und Anstand im Leibe, als mancher unserer lieben Mitmenschen.“

Thea antwortete nicht gleich. Wenn sie auch durch keine Menschenfeindin war, sondern vielmehr eine große Anzahl Freunde besaß, so hatte ihr neuer Bekannter dennoch ein ihrem Herzen gesprochen; auch sie hatte Erfahrungen sammeln müssen. Dieses Schweigen währte so lange, daß in Doctor Hartmuth der Gedanke reifte, es sei nun schicklich, seinen

Befuch ein Ende zu machen, und, seinem braven Herzen einen energischen Stoß gebend, sagte er:

Wenn ich mir die Sache recht überlege, gnädiges Fräulein, so lösen wir die Lebensfrage unseres gemeinsamen Freundes wohl am besten, wenn wir ihn bei seiner jetzigen Herrin lassen. So gut, wie er's hier hat, kann ich's ihm in meinem Junggesellenheim doch nicht bieten. Ich trete also hiermit alle meine Rechte feierlichst ab."

Der hochgewachsene Mann bückte sich zu dem braunen Hunde nieder und streichelte seinen zottigen Kopf. Verärgert sah ihm Thea zu. Als er sich wieder erhob und ihr ins Gesicht blickte, war sie betroffen über den milden, feuchten Glanz seiner grauen Augen.

"Sie trennen sich sehr schwer von ihm?" fragte sie unsicher. "Schwer? — Mein Gott, wozu hat man denn seine Philosophie, und schließlich ist es doch bloß ein Hund!"

"Aber ein Hund," entgegnete sie, die Augenbrauen hochziehend, "hat mitunter mehr Treue und Anstand als mancher Mensch."

"Ja, so sagte ich; — hoffentlich hat er das und macht Ihnen viel Freude."

Thea kam der Mann, wie er zum Scheiden bereit an der Thür stand, so einsam und verlassen vor, daß sie ein wehes Gefühl am Herzen hatte und zum Troste für sie beide hinzusetzte: "Sie werden sich bald einen anderen Hund anschaffen!"

"Nie!" verlegte er mit harter Stimme. Betroffen blickte sie ihn an.

"So behalten Sie diesen, bitte; Sie haben ja das ältere Kavalier, und ich werde mich schon zu trösten wissen."

"Nein, nein, Sie werden ihn behalten, aber," fügte er nach einem Bögern mit leiserer Stimme und einem fast kindlich bittenden Blick hinzu, "würden Sie mir erlauben, ihn, — er machte wieder eine Pause und räusperte sich verlegen, — "würden Sie mir erlauben, ihn einmal zu besuchen?"

Ein helles Roth stieg auf Thea's weiße Stirn. Ehe sie noch erwiderte, fuhr er, sie ehrlich anblickend, fort:

"Ich bin wirklich ein anständiger Mensch; Sie können sich auf mich verlassen, so fest wie, — er suchte nach einem passenden Vergleich, — "wie auf einen Hund!" schloß er mit verlegenem Lächeln.

Sie reichte ihm die Hand und sagte: "Kommen Sie und besuchen Sie ihn, und, — wenn ich selbst nicht zu Hause sein sollte, so werden Sie es nicht übel nehmen."

Diese Antwort schien ihm ganz unerwartet zu kommen, doch, sich schnell fassend, entgegnete er:

"Es wäre aber doch besser, wenn Sie selbst da wären, Fräulein Sanders."

Verwirrt reichte sie ihm nochmals die Hand, und fast ohne zu wissen, was sie sprach, sagte sie:

"Auf Wiedersehen!"

Er schritt die Stufen hinab, sie dachte nur das Eine, möglichst schnell im stillen Zimmer mit ihren Gedanken allein zu sein. Aber sie konnte die Thür nicht gleich schließen, denn Boz streckte wieder den braunen Kopf durchs Treppengeländer. Als sie ihn am Halsband zurückzog, blickte Doctor Hartmuth noch einmal grüßend zu ihr empor.

Boz war ein sehr gelehriger Hund; er konnte und lernte mehr Kunststücke als viele seinesgleichen. Schade, daß ihm die Fertigkeit des Lesens fremd bleiben mußte, sonst hätte er etliche Wochen, nachdem sich Thea Sanders und Doctor Hartmuth durch seine Vermittlung kennen lernten, und als an der Potsdamer Brücke gerade die ersten Anemonen feilgeboten wurden, besser verstanden, warum ihn seine Herrin mit so ungewohnten Liebtöngungen überschüttete.

Auf dem Schreibtisch lag ein großer Strauß duftender Frühlingssolmen und daneben ein Blatt mit schlechter Schrift und guten Versen.

Dieser Frühlingsspruch hätte Boz sagen können, daß sein treues Hundeherz, noch ehe draußen die Rosen blühten, endlich von dem Zweifel befreit sein würde, ob er in die Junggesellenstube der Linstraße oder in Thea's trauliches Heim in der Potsdamerstraße gehöre. —

Nachdruck verboten.

Aesthetische Lebensformen.

Von Richard Wuldkow.

Die Moral-Philosophen suchen uns zu überzeugen, daß nur der innere Werth des Menschen von Bedeutung wäre und für seine Schätzung allein in Betracht käme, daß aber alle Formen und äußerlichkeiten werthlos und eitel Tand wären. Ich möchte glauben, daß diese Lehre zu keiner Zeit eine weitgehende, praktische Bedeutung gewonnen hat; dem modernen Menschen aber will sie ganz und gar nicht in den Sinn, denn er sieht es täglich, daß man auf seine und verbindliche Form und auf den Reiz anmuthiger Bewegung großen Werth legt und diesen "äußerlichkeiten" bei der Beurtheilung einen recht wesentlichen Antheil zugestehet. Ja, wir sind geneigt, angenehme und wohlthuende Umgangs- und Bewegungsformen mit liebenswerthen Herzens- und Gemüths-Eigenschaften in Verbindung zu bringen; denn so schätzenswerth gewisse, in der guten Gesellschaft aufrecht erhaltene Formen überhaupt sind, so gewinnen sie doch erst ihre höhere Bedeutung, wenn sie der Ausdruck eines inneren Bedürfnisses, nicht eben bloße äußerlichkeiten sind, die man im gesellschaftlichen Leben wie eine Münze giebt und empfängt. Für jeden nicht allzu oberflächlichen Beobachter ist es ein Merkzeichen unserer Zeit, daß conventionelle, leblose Formen vielfach in unser sociales Leben eingedrungen sind, daß uns sehr oft bei allem sogenannten gefälligen Wesen die eigentliche "Höflichkeit des Herzens" fehlt, eine Tugend, an deren Uebung der Mensch in seinem Innersten theilhaftig ist, weil ihr ein inneres Bedürfnis, nicht eine äußerliche Absicht zu Grunde liegt. Solche Formen ohne Inhalt führen leicht dazu, daß man mit "Absicht" gefällige und freundliche Formen zeigt, also im Grunde die Menschen über sich täuschen und durch eine gegen jedermann zur Schau getragene "Liebenswürdigkeit" sich sein Leben leicht und angenehm machen will.

Es liegt nun die Frage nahe, ob die Kunst der schönen

und edeln Bewegung, deren Bedeutung für unser Leben außer Zweifel steht, überhaupt zu erlernen und wodurch sie schon in der Jugend gefördert werden kann. Es steht ja freilich nicht in unserer Macht, die Grundlinien unserer äußeren Erscheinung wesentlich zu verändern, ganz anders aber steht es mit den bewegten Linien unseres Körpers. Seine vielfältige und wunderbare Gliederung ist nach ihrer ganzen Anlage zur Bewegung bestimmt; nur selten befindet er sich in völliger Ruhe, und selbst diese ist als ein Produkt der Bewegung anzusehen. Der Anblick, den unser Körper bietet, ändert sich also fortwährend, und in jeder neuen Ansicht bieten die veränderten Linien ein neues Interesse. Die Natur giebt aber nur in seltenen Fällen dem Menschenkinde Anmuth und Schönheit der Bewegung mit auf den Lebensweg; im allgemeinen muß die Kunst der schönen und gefälligen Bewegung anernzogen und geübt werden. Das erste Mittel hierzu wird nun nicht etwa die Einübung anmuthiger Haltungen, Stellungen und Bewegungen sein, sondern es wird darin bestehen, daß man dem negativen Theil der körperlichen Erziehung zunächst die größte Aufmerksamkeit schenkt, d. h. daß wir unsere Kinder, ohne in ermüdende Dressur zu verfallen, auf alles Edige, Ungeheuerliche, Klumpen und Unsichere in Haltung und Bewegung aufmerksam machen und sie in freundlich überredender Form zum Edleren und Anmuthigeren anhalten. Ganz besonders wird diese Mahnung bei unseren heranwachsenden Töchtern in Betracht kommen, und Pflicht der Mütter wird es sein, ihr mit Ernst und Ausdauer nachzukommen. Daß der Erfolg verschieden sein wird, liegt in der Natur der Sache, denn nicht gar vielen Kindern haben die Grazien die Stirn geklopft; aber auch beim ungelinkten und schwerfälligen Kinde läßt sich so manches Unschöne beseitigen, wenn man geduldig und freundlich ist. Die Einwendung, daß Ebenmaß und Schönheit der Bewegungen nur ein Erforderniß für bestimmte Kreise sei, wie etwa Schauspieler, Redner oder Künstler, die mit ihrer Persönlichkeit auf das Publicum zu wirken haben, erledigt sich durch die oben gemachte Bemerkung, daß wir auch im außerkünstlerischen Leben auf diese äußeren Formen, auf Haltung und Bewegung, großes Gewicht legen und geneigt sind, aus ihnen recht weitgehende Schlüsse auf innere Eigenschaften zu ziehen, wenigstens sie mit solchen in Verbindung zu bringen. Dazu aber haben wir genügende Berechtigung, weil wir zwischen der Regung oder dem Affect der Seele und der Bewegung des Körpers eine innere Verbindung erkennen, die uns die sittliche Bedeutung schöner Körperbewegungen vergegenwärtigt. Hefige, leidenschaftliche Aufwallungen der Seele erzeugen starke, des Maßes und der Schönheit entbehrende Bewegungen; ängstliche, gedrückte Stimmung oder Gemüthsart engt die Bewegungen ein und macht sie unsicher und ungeheuerlich; rohe Sinnesart schüttelt gern den gewohnten Zwang ab und äußert sich in ungefügen, unschönen und hastigen Bewegungen.

Die schöne Bewegung ist einfach, abgerundet und gemessen, oder auch bedeutsam und pathetisch, je nach dem Vorgange; sie schließt alles Unruhige und Fährliche, alles Unbeholfene und Edige aus. Das edle, ruhige Maß, mit Anmuth gepaart, wird das charakteristische Kennzeichen der schönen Bewegung sein, und eine gesunde, harmonische Gemüthsbeschaffenheit ist die Grundbedingung derselben, wenn die Bewegung nicht etwa nur äußerlich angelernt sein sollte. Weit entfernt also, daß die Sorge für eine gewisse Anmuth unserer Bewegungen als eitle, leere Gefallsucht verworfen werden dürfte, suchen wir in einem solchen Streben viel weniger auf andere, als auf uns selbst und zwar in lobenswerthester Richtung zu wirken. Und wenn für unsere lieben Menschen noch nebenbei etwas Angenehmes und Wohlgefälliges dabei erreicht wird, — "wer mag d'rum scheitern?"

Bei uns sind die Hauptmittel der ästhetischen Körperbildung das Turnen und das Tanzen. Ich habe in verschiedenen deutschen Städten heranwachsende Mädchen unter vortrefflicher Leitung Uebungen ausführen sehen, die zweifellos auf guten ästhetischen Principien aufgebaut waren. Besonders scheinen die sogenannten Freübungen die natürlichen Träger einer ästhetischen Gymnastik zu sein, welche den körperlichen Bewegungen Schönheit, Geschmack und Gewandtheit zu verleihen suchen. Was bei der männlichen Jugend die sogenannten ritterlichen Uebungen wirken sollen, muß bei der weiblichen in den meisten Fällen durch diese Freübungen erreicht werden. Ungezwungene Haltung und Bewegung des Körpers, des Kopfes und der Gliedmaßen, leichte gefällige Art des Bewegens und Bennehmens unter verschiedenen äußeren Bedingungen, Unterstüßung des persönlichen Auftretens durch begleitende und hervorhebende entsprechende Thätigkeit der dazu berufenen Körpertheile, — alles soll und muß sich aus diesen turnerischen Freübungen entwickeln. Um aber diesen Zweck zu erreichen, muß die Zahl der zur körperlichen Bildung dienenden Stunden wesentlich vermehrt werden, denn noch steht, trotz aller guten Anfänge, die körperliche Heranbildung zur Schönheit und Anmuth durchaus im Argen; wir aüden den jugendlichen Geist mit dreißig wöchentlichen, wissenschaftlichen Lehrstunden, und als Gegengewicht gegen diese Pein bieten wir ihm wöchentlich zwei gymnastische Lehrstunden! Da ist es denn erklärlich, daß uns draußen im Leben so wenig körperliche Anmuth und Reiz der Bewegung begegnet, daß wir so sehr wenig von einer natürlichen und zwanglosen Theilnehmung des Körpers an der jeelischen und geistigen Betthätigung wahrnehmen. Es wäre ja falsch und übertrieben, wollten wir, ganz besonders bei unserer heranblühenden weiblichen Jugend, eine Fülle von natürlicher Anmuth und Liebreiz ableugnen, — aber die eigentliche Grazie der Bewegung, das graziose Mitwirken des Körpers an der geistigen Gebahrung, die man zutreffend "körperliche Beredsamkeit" zu nennen pflegt, steht gegenwärtig noch auf einer recht niedrigen Stufe. Jeder unbefangene, mit etwas Urtheil und Geschmack ausgestattete Beobachter muß bekennen, daß ihm auf Schritt und Tritt, im Konzert-, Gesellschafts- und Tanzsaal, auf Promenaden, in Ausstellungen und wo sonst noch die schöne Welt durch ihr Erscheinen unser Herz erfreuen soll, offenbare Unschönheit und Vernachlässigung in Haltung und Bewegung entgegentritt, die eine peinliche Illustration zu den verjüngten "Göttern Griechenlands" bilden.

Und nicht nur in unserer täglichen Umgebung, sondern auch im Parlament und auf der Bühne ist die körperliche Beredsamkeit in allmählichen Verfall gerathen. Das Parlament soll uns hier nicht beschäftigen, aber von den "Brettern, die die Welt bedeuten", muß doch gesagt werden, daß zwischen den Notabilitäten von heute und denen, die vor etwa fünf- und zwanzig Jahren die deutsche Bühne beherrschten, eine gewaltige

Kluft gähnt. Mir liegt es fern, den heutigen Größen irgendwie zu nahe zu treten, aber ich meine doch, daß ihre Wirkungen weniger erzielt werden durch den Reiz und die Anmuth des Körpers, mit der sie das dramatische Bild beselen, als durch ihre Intelligenz, ihren Vortrag und — durch den "Geschmack" des Publicums. Bei einer Johanna Bachmann-Wagner, Edwina Bierck, Charlotte Wolter, Marie Seebach oder Clara Biegler, bei Heinrich Desjouis, Hermann Hendrichs, Theodor Döring u. a. wurde es jedem Zuschauer klar, was körperliche Beredsamkeit bedeutet, was große Künstler durch Bewegung, Gestik, Gebärde den Worten des Dichters hinzuzufügen wissen.

Zu den bisher üblichen körperlichen Bewegungen, die sich beim weiblichen Geschlechte früher auf Turnen und Tänzen beschränkten, ist nun in der neuesten Zeit nach dem Vorbilde Englands das Bewegungsspiel im Freien sehr in Aufnahme gekommen, und auch so mancher sportliche Ansgang hat Zugang in weite Frauentreise gefunden. Gewiß dienen diese Uebungen zur Kräftigung und Stählung des Körpers, geben auch, wie das Lawn-Tennis, eine größere Gewandtheit; mit der ästhetischen Ausbildung des Körpers haben sie nichts zu thun und kommen für unseren Zweck hier nicht in Betracht, weil die Schönheit in der Bewegung, in Haltung und Gebahrung des Körpers bei ihnen so gut wie unberücksichtigt bleibt. Sie haben also alle nur eine hygienische Bedeutung. Dem neuerdings so üppig ins Kraut geschossenen Radfahren*, das sich leider, — ich bitte für dies Wort um Entschuldigung, meine verehrten Leserinnen, — auch weite Kreise der Frauenwelt erobert hat, kann man aber auch nicht einmal einen hygienischen Nutzen bedingungslos nachrühmen; von einer Ausbildung des Körpers nach der ästhetischen Seite hin kann selbstverständlich dabei keine Rede sein. Ja, ich möchte diesen Sport als einen, die ästhetische Bildung des Körpers verneinenden und ihr zuwiderlaufenden bezeichnen. Was nun zunächst den gesundheitlichen Segen des Radfahrens betrifft, so ist derselbe keineswegs außer Zweifel gestellt; jede forcirte Uebung bringt offenbaren Schaden für die Athmungsorgane und für das Herz, und die vielen Unfälle sollten jedem, ganz besonders aber den Mädchen und Frauen, ernste Bedenken gegen diesen Sport nahe legen, — aber ganz abgesehen von diesen Schädlichkeiten widerstrebt er durchaus dem Wesen der Anmuth und Schönheit und bereitet jedem schönheitsfreundigen Auge eine gelinde Qual. Wer ganz unbefangenen Sinnes auf der Landstraße hinter einer radelnden Dame wandelt und den Anblick der durch die auf- und absteigenden Beine entstehenden bauschigen, häßlichen Linien der Kleider genießt, wozu vielleicht noch krumme und ängstliche Haltung und anderes hinzukommt, der wird sich diesem Unbehagen gewiß nicht entziehen können. Man muß hoffen, daß schon von diesem Gesichtspunkte aus die radfahrenden Damen bald von diesem unschönen Sport abkommen und einen Ersatz erfinden werden, der Adel und Anmuth des Körpers und den Reiz der Weiblichkeit etwas mehr berücksichtigt. Reiz aber ist nach Lessing's klassischer Erklärung "Anmuth in Bewegung"! Nun, wer bei der radfahrenden Dame diese Anmuth in Bewegung noch zu erkennen vermag, der muß ganz besonders begünstigte Empfindungsorgane besitzen. —

Die Griechen betrachteten den Tanz als ein ästhetisches Bildungselement von hervorragender Bedeutung, und sie hatten ein volles Recht dazu; bei uns ist er es nicht mehr, denn die Grundlage des Tanzes im ursprünglichen und edleren Sinne des Wortes ist darin zu suchen, daß er innere Zustände durch entsprechende Bewegungen des Körpers darzustellen sucht. Je mehr den Bewegungen der Hände und Füße und den sie begleitenden Gesten und Gebarden die möglichste Mannigfaltigkeit, Biegsamkeit und Anmuth gegeben wird, je mehr das Talent hinzutritt, die verschiedenen Gefühlszustände, Stimmungen und Situationen durch schöne, rhythmische Bewegungen zu veranschaulichen, desto mehr wird der Tanz sich einer wirklichen Kunst nähern. In dieser künstlerischen Ausübung des Tanzes wirkt die Musik, indem sie die geregelten Bewegungen des Körpers begleitet, ebenso wie bei der Begleitung poetischer Worte im Melodram, zur Verstärkung der Stimmung und des lyrischen Ausdrucks. Neben diesem höheren Kunsttanz, der, mit Hymnengefang verbunden, die religiösen Feste der Griechen verherrlichte und mit dem Namen Orchestik bezeichnet wurde, wand sich der gefellige Tanz in den mannigfaltigsten Formen durch ihr schönheitsfrohes Leben und zierte und erhöhte jede Freude, namentlich auch das Mahl. Die Musik, die man sich weniger durch melodischen Reiz, als durch seine Rhythmisirung ausgezeichnet zu denken hat, gab den vorherrschenden Takt und die Stimmung. Die Masse beginnt den Tanz, aus ihr treten Einzelne, ein Paar, endlich eine einzelne Person hervor und suchen eine bestimmte Situation oder Stimmung darzustellen; die Stimmung geht sogar in Handlung über und wird zur Pantomime. Gesang vereint sich mit dem Spiel und macht die Handlung verständlicher, und so stellt sich ein harmonisches Zusammenwirken aller rhythmischen Künste als der Ausdruck für ein erhöhtes und verhöhtes, inneres Leben dar.

Von allen diesen Schönheiten, die tief in das Leben des griechischen Volkes eingedrungen waren, hat sich kaum eine Spur zu uns herübergerettet. Die wenigen dürftigen Gesangsreize, die unsere Mädchen in den Turnsälen ausführen, bringen trotz ihres anmuthenden Charakters das entschwindene Bild von der orchesterischen Kunst des Volkes der Schönheit nicht zurück, sie lassen nicht die Lüste Joniens und Attikas zu uns hinüberwehen. Und doch erfreuen sie uns mit ihrer kindlichen Reinheit und jugendlichen Munterkeit und zeigen einen grellen Gegensatz gegen das, was man bei uns noch immer Tanz zu nennen pflegt. Der durchschlagende Unterschied zwischen dem griechischen Tanz und dem unsrigen ist, ganz abgesehen von der Anmuth und Schönheit dort, der Nachlässigkeit und Unschönheit hier, wesentlich darauf begründet, daß im Alterthum aller Tanz, auch der gefellige, objectiv war, d. h. mehr die Darstellung für die Zuschauer, als den unmittelbaren Genuß für die Ausübenden im Auge hatte. Bei uns ist der Tanz nichts weiter als gefelliger Genuß, wirklicher oder eingebildeter; die Paare sind lose Einzelheiten, kein chorisches Element bringt Zusammenhalt oder Plastik in die tanzende Gesellschaft. Auch die wenigen übrig geliebten Figurentänze, der Contre-Tanz und die neuerdings wieder eingeführte Menuett bieten nicht viel Reiz, weil man sie gemeinhin nicht sorgfältig und regelrecht tanzen lernt, sondern sie nur als erwünschte

* Wir theilen die Ansicht des Verfassers über das Radfahren nicht, glauben aber, auch einmal einem Gegner das Wort geben zu müssen. Die Red.

Ruhepunkte im Sturm der herrschenden Rundtänze oder als bequeme Conversations-Gelegenheit betrachtet. Daher sieht dann ein Contre-Tanz nach dem jetzt üblichen der Bequemlichkeit huldigenden Stil wenig schön aus; an seine ästhetische Berechtigung und — Durchführung denkt kaum jemand. Mehr Sorgfalt findet die in manchen Kreisen beliebte Menuett. Thatsächlich enthält dieser Tanz, der nach der Aeußerung eines begeisterten Franzosen „von den Grazien erfunden“ zu sein scheint, alle Nuancen der Anmuth und des feinen Anstandes. Sie ist eine praktische Studie für elegante Haltung, anmuthige Körperbewegung und formvolle Manieren.

Um die heutigen Zustände zu verbessern und der ästhetischen Körperbildung einen größeren Einfluß zu sichern, müßte der Tanz viel mehr als es jetzt geschieht, in den Turnhallen gepflegt werden. Hier muß man in sorgfältiger Ausbildung durch Gymnastik, die durch Figuren, Reigen, Vertellungen belebt, durch Rhythmus und Musik geregelt und gestimmt ist, das verloren gegangene Gefühl und Verständniß für rhythmische Massenbewegungen wieder zu beleben und Formen zu schaffen suchen, unter denen die Aesthetik des Körpers im Leben wieder kräftiger Wurzel fassen kann. Ist der Sinn und die ständige Disposition zu schöner und anmuthiger Bewegung und Form wieder geweckt, dann wird sich die Gymnastik ihrer in Griechenland zum Theil gelösten Aufgabe erinnern, die darin bestand, den Menschenschlag dieser Nation dem edelsten Ausdruck reiner Menschlichkeit anzunähern, dessen sich die bildende Kunst als Träger ihrer Ideen bedienen konnte. Denn diese bedarf eines schön und edel geformten Menschenschlages, um die Schönheitsidee in die äußere Erscheinung zu tragen; auf die Veredlung aber und die Verfeinerung der körperlichen Durchschnittsbildung der Nation durch ästhetische Körperausbildung hat bis jetzt Niemand ernstlich sein Augenmerk gerichtet. Für die idealen Formen reiner Schönheit schweift der Bildner noch immer hinüber zu dem klassischen Volke der Schönheit, bei dem man durch unausgesetzte Einwirkung den Bau der festen Form in der Durchschnittsbildung des Körpers zu verschönern und zu veredeln bemüht war, und in welchem alle Erfordernisse solcher fortschreitenden Veredlung sich in glücklichster Weise zusammenfanden. Sollte sich nicht trotz unserer gänzlich veränderten, vielgestaltigen Verhältnisse durch die geforderte methodische Bildung des Körpers ein uns eigenthümliches modernes Ideal körperlicher Schönheit allmählich entwickeln lassen?

Der antike Idealkopf hat seine stille Größe, seine selbstgenügsame Erhabenheit und Strenge; aber seine unnahbaren Züge haben etwas Leeres, sie bezeugen kein lebhaft bewegtes Innere, keine unmittelbare seelische Theilnahme an innerer Lust und innerem Beh. Sollte das nicht ein starker Antrieb sein, für den reichen inneren Gehalt einer neuen großen Zeit nach einem eigenartigen Schönheitsideal zu suchen? Wenn es aber einst gefunden sein wird, dann wird man unsere moderne Bildnerkunst, die gegenwärtig von so verschiedenen Strömungen getrieben wird, nicht mehr eine suchende nennen können.

Nachdruck verboten.

Falsch gespielt.

Nach dem Gemälde von G. Tornai. — Siehe Seite 125.

Die glühende Mittagssonne liegt auf Tunis, und absolute Ruhe herrscht in der Stadt. Alles schläft, die Straßen sind verödet. Hin und wieder schleicht wohl ein Mensch durch die kaum zwei Meter breiten, windigen Gassen, es ist ein unworfsichtiger Fremder, der die Kraft der stehenden Sonne noch nicht kannte; sobald er sieht, daß er nirgends etwas ausdrücken kann, kehrt auch er in sein Quartier zurück, um der Ruhe zu pflegen.

Früh am Morgen sah's freilich anders in der Stadt aus. Die Geschäfte in Tunis beginnen schon mit dem ersten Morgenroth, da ist die ganze Bevölkerung auf den Beinen, und es entwickelt sich in der Geschäftsgegend ein Getriebe, so lebhaft, wie wir es in unseren Großstädten kaum kennen. Es ist ein Schnurren, Gilen und Drängen in den Straßen bis zur Verämbung. Die Bazare sind überfüllt; man pflegt sich zuerst mit dem Verkäufer zu unterhalten, dann stundenlang um eine Sache zu feilschen, dazwischen trinkt man Kaffee, und nachdem schließlich der Verkäufer versichert hat, der Gegenstand koste ihm dreimal mehr, schlägt er ihn doch für den sechsten Theil des zuerst geforderten Preises los. Das ist hier so Brauch, und beide Theile sind damit zufrieden. Um acht Uhr lichten sich die Bazare, und um neun Uhr sind sie und alle Straßen verödet. Erst um vier Uhr nachmittags beginnt das Leben wieder; dann eilen die Frauen nach den heißen Wädern, wo sie zu dreifig bis fünfzig in den dampfenden Bassins sitzen, süße Sachen naschen und sich lebhaft unterhalten. Der Nachmittag ist überhaupt der Unterhaltung gewidmet, man lustwandelt, macht und empfängt Besuche und treibt allerlei Kurzweil. Auf den Plätzen der Stadt sieht man öffentliche Erzähler, die ihrem Publicum Sagen und Märchen vortragen; wenn die Geschichte am spannendsten ist, macht der Erzähler eine Pause und läßt einen Teller herumgehen, und die Zuhörer geben gerne den geforderten Obolus, um nur recht bald den Ausgang der Geschichte zu erfahren. In den engen Gassen wimmelt es von gepugten Menschen. Alle scheinen das Bestreben gehabt zu haben, sich so schön wie möglich zu machen, und in der That spottet die Farbenpracht der Gewänder, die Kostbarkeit der zur Schau getragenen Schmuckfachen aller Beschreibung.

Allmählich pilgern auch die Männer in die Kaffeehäuser, um dort eine Wasserpfeife zu rauchen, — wenn sie nicht vorziehen, sich dem Opium- oder Haschisch-Genuß hinzugeben, — dazu trinken sie eine Tasse Mokka oder Sorbet, essen Süßigkeiten und unterhalten sich mit Brettspiel oder Schach. Daß es nicht immer friedlich beim Spiel zugeht, zeigt uns unser Bild, aber immer wird ein Streit ohne großen Lärm geführt. Der Beduine ist ein bedächtiger Mann, Rücksticht auf die Umgebung und verbündliche Formen liegen in seiner Natur. Und so wird der Betrogene, — auf unserem Bilde ist es derjenige, der sich von den drei Sitzenden abgefordert hat, —

nicht zu seiner langen Spitze oder zu seinem Schwerte greifen; was er denkt, kann jeder aus seinen Mienen lesen, er sagt nur: „Allah ist groß und gerecht, er weiß alles besser als ich. Möge er Dir hundert Jahre schenken!“

Unsere Kinder.



Lieber Onkel!

Das Bild der kleinen Bix haben wir in Deiner schönen Zeitung gesehen, und Mama und Papa haben sich sehr darüber gefreut. Ich bin nämlich eine Collegin von ihr, nur bin ich eine Wienerin. Der Wiener Storch war aber fauler als der Türksche und hat mich um zwei Monate später gebracht. Mein Papa und die Mama haben die Eltern der kleinen Bix sehr lieb; ich kenne die kleine Bix aber leider noch nicht, denn sie ist in Berlin und ich in Wien. Wir sind jetzt auf dem Lande in Mauer bei Wien, nicht weit von Schönbrunn, wo unser guter Kaiser wohnt. Ich habe einen schönen Garten mit einer Schaukel, und ein großer Hund ist da, der heißt Ingo. Ich spiele gerne mit ihm. Im Herbst gehe ich in die Schule, schon in die zweite Klasse. Ich bin sehr stolz darauf, denn ich habe die erste Klasse schon bei meinem lieben Fräulein zu Hause gelernt.

Nun lieber Onkel, lebe wohl und bitte, bitte recht schön, gib auch mein Bild in Deine Zeitung hinein. Ich bin aber in Wirklichkeit viel lustiger und bin ganz blond, damit Du das auch weißt.

Es grüßt Dich herzlich

Deine kleine
Else Böhm.

Mauer bei Wien.

Nachdruck verboten.

Der Kinderwagen.

Eine Kulturstudie mit einem Fragezeichen.
Von Ernst Gruchow.

Dor kurzem hatte ich zum ersten Mal in meinem Leben die Ehre und das Vergnügen, einem Damen-Kaffee in der Stadt beizuwohnen, in welchem ich als einziges männliches Mitglied zufällig hineingeschnitten war. In großem Kreise saßen die Vertreterinnen des schönen Geschlechts bei einander, meist Frauen, junge und alte; das Gespräch, das an Lebhaftigkeit nichts zu wünschen übrig ließ, kam erst aufs Wetter, von da ohne Schwierigkeit auf die Kinder und von diesen auf Diensthöfen und häusliche Geschäfte.

„Bitte, sehen Sie nicht auf meine Hände,“ sagte eine junge Frau, während sie sich ein Stück Kuchen nahm, „sie sehen furchtbar aus, denn bei dem schönen Wetter muß ich jetzt alles selbst kochen!“ Ihre Nachbarin nickte Einverständnis; mein thöricht fragender Ausdruck aber mußte der Sprecherin wohl aufgefallen sein, denn sie wandte sich zu mir und sagte:

„Sie scheinen sich zu wundern, daß ich das Wetter mit dem Kochen in Zusammenhang bringe. Ich habe nämlich nur ein Dienstmädchen und keinen Garten beim Hause, da bleibt mir nichts übrig, als mein Töchterchen von dem Mädchen ins Marienwäldchen fahren zu lassen und die Küche selbst zu besorgen.“

„Warum machen Sie es denn aber nicht lieber umgekehrt?“ wollte ich gerade fragen, als eine andere Dame begann.

„Sie sehen wirklich ganz angegriffen davon aus, Frau Rechtsanwältin. Und das Kind ist, fürchte ich, auch nicht einmal

gut versorgt. Als ich neulich durch das Wäldchen ging, sah ich Ihre Kleine entsehrlich, aber Ihr Mädchen nahm nicht die geringste Notiz davon. Sie schauerte ruhig mit einem Soldaten, als ginge sie die Kleine gar nichts an.“

Der jungen Mutter traten sofort die Thränen in die Augen. „Ach mein armer Liebling! Ja, es ist schrecklich, — aber was soll ich machen?“

„Sie können noch froh sein, daß das große Mädchen das Kind überhaupt fährt, wenn Sie sie nicht besonders dazu gemietet haben,“ rief eine starke Dame mit einer starken Stimme herüber. „Ich habe zwei Wägelchen schon seit Jahren, wir sind immer gut mit einander ausgekommen. Nachdem aber unser kleiner Nachzügler einpaßirt ist, werde ich mich wohl von einer trennen müssen. Sie scheuen sonst keine Arbeit und haben die herzlichste Freude an unserem Wädelchen, aber keine an den Kinderwagen fahren.“

Die anderen Damen alle nickten verständnißvoll, und ich sah wahrscheinlich recht thöricht und erstaunt daren.

„Wie richten Sie sich nur ein, Frau Doctor?“ fragte die Frau Rechtsanwältin theilnehmend ihre Nachbarin. „Sie behelfen sich doch auch mit einem Mädchen und haben zu den Anlagen viel weiter wie ich. Sie müssen Sie sich jetzt gewiß auch recht quälen.“

„Ach nein,“ entgegnete die junge Frau, „ich verbeuge gerade in dieser Zeit bei dem herrlichen Wetter wundervolle Stunden. Ich bin den ganzen Vormittag mit meinen Jungens im Marienwäldchen. Der Größte „erläuft“ schon, wie man hier zu Lande sagt, mit den Kleinen nehme ich im Kinderwagen mit.“

„Ich begreife aber nicht, wie Ihr Mädchen findet, die Kinder hinzubringen und abzuholen, als den Weg allein Vormittags viermal zu machen!“

„Das ist ja auch nicht nöthig. Ich fahre den Kinderwagen selbst.“

„Das Ei des Columbus!“ dachte ich.

„Ach!“

Dann Schweigen, — allseitiges, tiefes Schweigen. Ich hatte mich während des Gesprächs der jungen Frau Doctor zugewandt, nun sah ich die übrigen Damen an. Sie sahen alle wie versteinert da: Schreck, Staunen, Mitleid und ernste Mißbilligung las man in ihren Mienen.

„Hören Sie, liebe Frau Doctor,“ begann die starke Dame mit der starken Stimme, „es freut mich, daß Sie selbst mir Veranlassung geben, Ihnen einmal ein Wort hierüber zu sagen. Es wundert mich, daß die anwesenden Damen noch nichts davon gehört haben, die ganze Stadt spricht ja eigentlich darüber.“

„So?“ In den hübschen Mundwinkeln der jungen Frau zuckte ein leises Lächeln.

„Ja, und Sie sollten es auch lassen, schon um Ihres Mannes willen. Weiß der denn überhaupt davon?“

„Gewiß, er ist mit mir vollständig einer Meinung. Mein Mann liebt es auch nicht, mich anders wie anredend in der Küche zu sehen, und ich muß sagen, ich beschäme mich, — da ich vor die Wahl gestellt bin, — lieber mit meinen Kindern, als mit den Kochtöpfen, und dann

bin ich auch immer sehr eingenommen für saubere Arbeit,“ fügte sie lächelnd hinzu, „ich kann z. B. in diesem Kleide (sie trug ein höchst geschmackvolles, helles Sommer-Kostüm) nicht in der Küche thätig sein, — den Kinderwagen dagegen kann ich unbeschadet fahren.“

„Ja, so was ist denn allerdings Ansichtssache,“ sagte die Frau Rechtsanwältin ironisch, und der Frau Doctor halb den Rücken zuwendend, begann sie ein halblautes Gespräch mit ihrer andern Nachbarin. Bald war eine allgemeine Unterhaltung wieder im Gange, aus welcher das Wort „Kinderwagen“ häufig zu hören war.

Die Frau Doctor war inzwischen aufgestanden, um sich zu verabschieden. Sie hatte schon anfangs geäußert, daß sie heute etwas früher wie die anderen aus dem Kreise scheiden müßte. Ich nahm die Gelegenheit wahr, um mich auch zu empfehlen, und stand bald mit der jungen Frau auf der Straße.

„Bitte, sagen Sie mir doch den Grund, gnädige Frau,“ begann ich sogleich, „weßhalb die Damen, die doch sämtlich fleißige, pflichttreue Hausfrauen und liebende Mütter zu sein scheinen, sich scheuen, den Kinderwagen selbst zu fahren?“

Meine Begleiterin lachte herzlich. „Sie fragen mich da eigentlich mehr wie ich beantworten kann,“ sagte sie dann. „Ich vermag nichts, als die Thatsachen zu bestätigen. Sie haben ja gehört: kaum die Wägelchen mehr dazu zu bewegen, das leichte Korbwägelchen vor sich her zu rollen; sie halten es unter ihrer Würde.“

„Unfasslich!“ murmelte ich kopfschüttelnd.

„Wenn nur dieses Vorurtheil,“ fuhr meine Begleiterin fort, „nicht so viele Unzuträglichkeiten mit sich brächte! Die armen Frauen, die keinen eigenen Garten besitzen und in nicht glänzenden Verhältnissen leben, haben es eben selbst bezogen, wie sehr sie sich quälen müssen, gerade in der schönsten Jahreszeit; — ich komme mir immer so bevorzugt vor, so wohnig Stunden im Freien zubringen zu dürfen. Schon oft habe ich geäußert: es müßte in jeder Stadt ein „Kinderwagen-Bund“ errichtet werden, dem sich alle diejenigen Damen anschließen, welche das Selbst-Fahren des harmlosen Wägelchens das ihr Liebste birgt, für mit ihren Principien vereinbar erklären und darnach handeln. Dann würden auch die Mädel wieder anderer Ansicht werden.“

„Glauben Sie aber nicht, gnädige Frau,“ fragte ich lächelnd, „daß, dank einigen selbständig denkenden Bahnbrecherinnen, jener Popf, jene lächerliche Marotte von selbst bald dem hellen Licht der Neuzeit weichen wird?“

„Das wage ich noch nicht zu hoffen. Dazu sikt das Vorurtheil zu tief und wird durch zu feste Gesetze bestimmt. Glauben Sie, daß es kleinen Kindern, die noch nicht gut gehen können, sehr zuträglich ist, einen weiten Weg an der Hand mitgeschleppt zu werden? Gewiß nicht! Setzt eine Dame aber das Kind zu seiner und ihrer Erleichterung in ein noch so elegantes Wägelchen und läßt es vor sich her rollen, so schlägt sie damit aller guten Sitte ins Gesicht und riskirt aus den Reihen der Besitzenden und Gebildeten ausgestoßen zu werden.“

„Ja, aber warum denn?“ fragte ich wieder.

Wir waren inzwischen bei der Wohnung der Liebenden angekommen, und ich mußte mich empfinden, ohne auf meine Frage eine Antwort zu erhalten. Ich fürchte, sie wird immer unbeantwortet bleiben!



Illustrirte

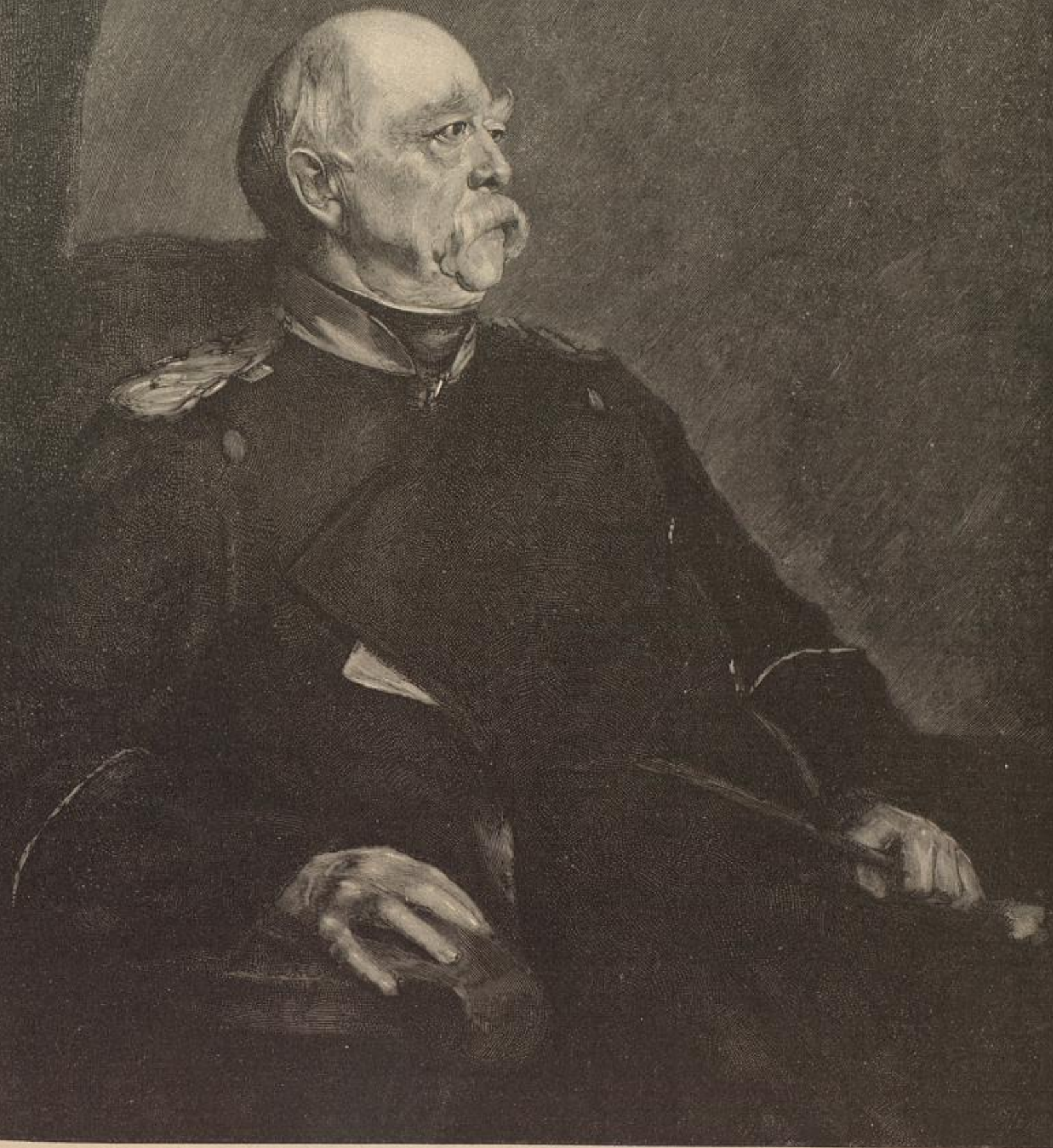
Frauen-Zeitung

Hest 17. 1. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich
M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postverlandt fl. 1.56).

Berlin und Völien, 1. September 1898.

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich
M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postverlandt fl. 1.56).

XXV. Jahrg.



Fürst Bismarck †.

Nach dem Gemälde von Franz von Lenbach. — Photographie-Berlag der Photographischen Union in München. — Siehe die folgende Seite.

Nachdruck verboten.

Fürst Bismarck †.

Von Johannes Trojan.



Es ist geschehen, der große Kanzler des Deutschen Reiches ist heimgegangen. Nur auf sein Grab können Bewunderung, Verehrung, Liebe und Treue fortan noch ihre Kränze niederlegen.

Der Mann ist todt! Nur Einer konnt' erweisen
Gewaltiger und stärker sich als er.
Zerbrechend konnt' nur Einer dieses Eisen
Und hat's gethan, — und dem auch ward es schwer.

Der Mann ist todt! Er hat die Ruh' gefunden,
Nach der er rang vergebens, Jahr um Jahr.
Nun ist er ruhig, er hat überwunden
Das Letzte, was zu überwinden war.

Der Mann ist todt, der Ruhm und Macht und Stärke,
Eintracht und Frieden seinem Volk gewann.
Süß muß der Schlaf sein nach dem Tagewerke,
Das er vollbracht hat, der nun todte Mann.

Er ist todt, Deutschlands bester Sohn, und wenn wir auch seit Jahren schon darauf gefaßt und vorbereitet sein mußten, ihn plötzlich hinscheiden zu sehen, so hat doch die Nachricht von seinem Tode wie etwas Unerwartetes überraschend und erschütternd auf uns gewirkt.

Wie vielen Tausenden ist es in seinen letzten Lebensjahren vergönnt gewesen, ihn aufzusuchen und ihn zu sehen! Das wird ihnen für ihre Lebenszeit eine beglückende Erinnerung bleiben; jetzt aber empfinden sie nur den Schmerz, ihn nicht noch einmal sehen zu können.

Doch was wollen diese noch so viel Tausende sagen, die ihn gesehen haben. Er gehört fortan den Millionen, von denen ihm keiner mehr in die leuchtenden Augen geblickt hat. Er gehört seinem deutschen Volk, von dem er künftig „Der Bismarck“ genannt werden wird.

Die Namen großer Männer leben im Gedächtniß der Völker fort, ohne den Prunk der Titel, die ihre Träger sich erworben haben. Dieses Vorrecht, das Kleinere nicht sich erwerben können, wird auch der Größten einer „Bismarck“ genießen. Bismarck! Was alles schließt dieser einfache Name ein! Die Geschichte einer großen Zeit, die einst das Zeitalter Kaiser Wilhelms und Bismarck's genannt werden wird. Diese beiden Namen und Gestalten gehören untrennbar zusammen. Unter all den Bildern, die uns den ersten Kanzler des Deutschen Reiches vorführen, ist keines bezeichnender für sein ganzes Wesen und Wirken, und keines spricht uns so sehr zum Herzen wie dasjenige, welches ihn darstellt gegenüber seinem kaiserlichen Herrn, dessen treuester Rath, dessen rechte Hand er war. Beinahe zugleich mit dem Kaiser, um die Zeit, da derselbe als Prinz-Regent von Preußen die Zügel der Regierung in die Hände bekam, ist auch Bismarck in die Doffentlichkeit getreten. Mit seinem Herrn, der am 18. October 1861 die Königskrone sich aufs Haupt setzte, hat er dann zusammengewirkt und geschaffen und in nicht ganz zehn Jahren das furchtbare Stück Arbeit geliebert, das der Welt eine neue Gestalt gab. Es folgte das großartige Drama in drei Acten, von denen der erste der Schleswig-holsteinische Krieg, der zweite der deutsche Krieg, der dritte der Krieg gegen Frankreich war, einer immer gewaltiger als der andere. Mit dem letzten war die Ernte eingebracht, und der Schnitter hatte Anspruch darauf, sich auszuruhen. Daß er das nicht that, daß er sogleich seine ganze Arbeitskraft der Befestigung des Gewonnenen widmete, ist bekannt. In aller Erinnerung ist es noch, wie er bald nach dem Tode seines theuern kaiserlichen Herrn aus dem hohen Amt, das er lange Jahre im Dienste des Vaterlandes verwaltet hatte, geschieden ist, wie schwer der Abschied ihm wurde und denen, die ihn verehrten und liebten, wie die Liebe und Dankbarkeit des deutschen Volkes ihm in die Stille seines Sachsenwaldes nachgefolgt ist.

Unlöslich ist der Name Bismarck's verknüpft mit der ruhmvollsten Epoche in der Geschichte unseres Vaterlandes. Mit berechtigtem Stolz konnte er sich selbst als den bezeichnen, der das Deutsche Reich neu geschaffen und ihm die Kaiserkrone erworben hat. Die Ehre des deutschen Namens, die schwer geschädigt war, hat er wiederhergestellt; den deutschen Namen hat er so geachtet und gefürchtet gemacht, wie er es kaum jemals früher gewesen ist. Das deutsche Schwert ist durch ihn zum Hüter des Völkerfriedens geworden. Alles das ist bekannt, aber in seinem vollen Werth kann dasjenige, was dieser gewaltige Mann geleistet hat, nur dann gewürdigt werden, wenn dazu erwogen wird, mit welcher Mühe und unter welchen Kämpfen er sein großes Lebenswerk angegriffen, durchgeführt und vollendet hat.

Seit den Befreiungskriegen stand die Sehnsucht des deutschen Volkes auf Einigung und auf Wiedererwerb alter Macht und Größe, und immer mehr wuchs im

Laufe der Zeit dieser Drang an. Er gab sich kund in den Träumen der Patrioten, in den Liedern der Dichter, in verständigen und irrigen Bestrebungen aller Art. Aber so viel auch geträumt, gedacht, gesagt und gesungen wurde, es ward darum nicht anders in Deutschland, wenn der alte Bundesstaat noch ein Deutschland genannt werden konnte. Es blieb bei der alten Vielstaaterei, der alten Uneinigkeit, dem alten Elend. Die besten Kräfte arbeiteten sich umsonst ab. Es fehlte der Mann, der stark genug war, um das auszuführen, was allen im Geiste vorschwebte, und was alle wünschten. Dieser Mann war im Verborgenen schon da, als noch umsonst nach ihm gesucht wurde. Als er aber dann offen austrat, den das Schicksal dazu bestimmt und vorbereitet hatte, da wurde er nicht erkannt und nicht verstanden. Es berührt eigenthümlich, ja geradezu erschütternd wirkt es, wenn man in die Geschichte der ersten Bismarck'schen Zeit hineinblickt und da liest, wie der damalige Herr Otto von Bismarck bei seinem ersten Auftreten mit Spott und Hohn begrüßt wurde, wie auch ernsthafte und ehrliche Männer ihn beschworen, aus Liebe zum Vaterlande von dem Posten, auf den der König ihn gestellt hatte, zurückzuweichen. Mißtrauen und Feindseligkeit traten ihm entgegen, wohin er blickte. Mit was für zähen Gewalten hatte er zu ringen, um das zu erreichen, was er im Geiste vor sich sah! Mit brutalem Haß und Stumpf-sinn, mit der Schwäche und Aengstlichkeit Großer, mit der Engherzigkeit Kleiner, mit dem verbissenen Parteigeist, mit dem Neide und der Mißgunst der Nebenbuhler, mit unzähligen Feinden daheim und mit der Gegnerschaft des Auslandes, in dem unser Vaterland überhaupt keine Freunde hatte, sondern nur hochmüthige Gönner, denen es um ein kleines, innerlich gespaltenes Deutschland zu thun war. Wahrlich, aus festestem Stahl mußte das Herz eines Mannes geschmiedet sein, der solchen Widerstand zu überwinden vermochte. Und wenn ihm doch einmal ein Zweifel kam, ob er durchzudringen im Stande sein werde, wer wollte es ihm verdenken, wer es ihm verargen, wenn er einmal das Gefühl hatte, als stände er oben hoch auf einem Felsen und vor ihm gähnte ein tiefer Abgrund. Aber sicheren Blickes sah er weit hinaus in die Zukunft, unverrückt behielt er sein Ziel im Auge; so hielt er allen feindlichen Gewalten zum Trotz sich aufrecht und drang durch. Wie der alte Ritter auf dem Bilde von Dürer, der ruhig zwischen dem Tode und dem Teufel hindurch seine gerade Straße weiter reitet, so machte er seinen Weg. Nicht verzagen ließ ihn sein Vertrauen auf Gott und auf die eigene Kraft; daß er in Menschenverachtung verfiel, davor bewahrte ihn sein festes Vertrauen auf den gesunden Sinn des deutschen Volkes, den aus dem Schlummer aufzurütteln er nicht umsonst sich bemüht hat. Allmählich ist er doch erkannt und verstanden worden. Als ein Juwel wurden von manchen die Huldigungen beurtheilt, die ihm in seinem hohen Alter in so außerordentlicher Fülle dargebracht worden sind. Aber alle diese ungezählten Tausende von Kränzen, die vor ihm niedergelegt worden sind, waren doch nur ein später Dank, und wenn in dem Herzen der Darbringenden das Gefühl herrschte, es sei noch lange nicht genug damit, so war dies Gefühl das richtige.

In den schweren Kampf, in den der spätere Kanzler des Deutschen Reiches eintrat, ging er nicht ungerüstet. Er gehörte einem Geschlecht an, das ans Waffentragen gewöhnt war. In einem Zimmer seines bescheidenen Schlosses in Friedrichsruh hängt ein Bild, das eine Anzahl seiner Vorfahren, — sechs oder sieben, glaube ich, sind es, — in jugendlichem Alter darstellt. Von allen diesen, pflegte er zu sagen, wenn er einen Gastfreund durch die Räume führte, sind nur zwei auf ihren Betten gestorben, die anderen alle auf dem Schlachtfelde vor dem Feinde. Auf dem Schlachtfelde des Geistes hat er dem Vaterlande gedient und Sieg auf Sieg erjochten. Seine Waffen waren der scharfe Blick, der noch im Greifenalter seine Augen hell aufleuchten ließ, unerschütterliche Beharrlichkeit, überlegene Klugheit, Kühnheit mit Besonnenheit verbunden, und diejenige Rücksichtslosigkeit, die vor dem, was weh thut, nicht zurückschreckt, wenn es Heilung und Rettung verheißt. In der Spruchdichtung unserer alten Sprache findet sich auf verschiedene Weise ausgedrückt, daß derjenige die größte Stärke erlangt, der sich selbst überwindet. Daß auch dies eine Quelle der Macht war, die der Fürst Bismarck ausübte, und nicht die geringste, wer möchte es bezweifeln, der hineingesehen hat in seine Reden und in seine Briefe, in denen so rückhaltslos und in so lebenswürdiger Weise sein Charakter sich darlegt.

Ein deutscher Mann durch und durch, vom Scheitel bis zur Sohle, war unser großer Kanzler: hochgewachsen, hünenartig, gewaltig von Gestalt und mit eiserner Körperkraft ausgestattet. Wie er in den Kampfspiele der Jugend, in den Waffengängen der Studentenzeit

schon als der Unverwundbare galt, so war er auch später in der Kraft und Geschicklichkeit seines Geistes jedem überlegen, der mit ihm sich zu messen wagte. Wie schwanfend war er, nie unsicher, schlagfertig in der Rede wie kein anderer, aufrichtig gegen Freund und Feind und ein Bild der Treue. Neuzeren Schein und Glanz verachtete er; von einem Höflichling war nichts in ihm. Dem Prunk der Feste hielt er sich fern, er gab nichts auf Titel und Würden; davon fiel ihm von selbst mehr zu, als er verlangte. Der Zauber seiner Persönlichkeit war hinreißend und unwiderstehlich; davon sind alle erfüllt, denen die Freude zu theil ward, ihm ins Gesicht zu sehen, seinen Worten zu lauschen, an seinem Tisch als Gast zu sitzen. So schrecklich er seinen Feinden war, ein so liebenswürdiger Freund war er denjenigen, denen er wohlwollte. An Geist so groß wie an Reinheit der Sitten, war er in seinem Hause der beste Gatte und Vater. Er war ein guter, bedachtamer Hauswirth. Derselbe Mann, der über die Schlachtfelder ritt, Könige von ihren Thronen warf und der Welt den Frieden dictirte, bestellte eifrig sein Kornfeld und sorgte dafür, daß sein Wald in gutem Stande war. Er war ein einfacher Mensch, dabei aber ein großer Künstler in seinem Fach, der Staatskunst, und ein von Gott begnadetes Genie.

Das Gedächtniß des großen Mannes wird fortleben im Herzen des Volkes und in zahlreichen Denkmälern von Erz und Stein, wenn von denen, die im Leben noch ihn gekannt haben, keiner mehr da sein wird. Wie das Bild des großen Friedrich wird auch sein Bild hängen im Fischerhause an der See, in der Sennhütte des Hochgebirges, in dem einsamen Blockhaus des deutschen Farmers drüben über der See. Wo Deutsche sind, wird in späten Jahrhunderten noch sein Name genannt werden als der des Schöpfers des Deutschen Reiches und des besten und tapfersten Deutschen.

Nachdruck verboten.

„Das Glück.“

Novelle von Jassy Torrond.

(Fortsetzung.)



In einem Sonntagnachmittag war der letzte Federstrich gethan, und Walter las Charlotte seinen Roman vor. „Die Noth des Lebens“. Sie lauschte mit glühenden Wangen, mit klopfendem Herzen, mit glänzenden Augen. Das hatte ihr Mann geschrieben, ihr Liebster, ihr Eigen? Solche Worte hat er erdormen, solche Bilder geschaut, — so schlicht und doch ergreifend, — so lebensvoll und lebenswahr hat er das im Geiste Geschaute wiederzugeben vermocht? Sie sieht das alles vor sich auf der großen Bühne des Lebens, — die Gestalten treten hervor, greifbar deutlich. Keine Romanfiguren, sondern Menschen von Fleisch und Bein, durch deren Adern rothes, warmes Blut fließt, deren Herzen in Haß und Liebe klopfen. Ja, — das sind sie, die Armen, die von der Gesellschaft Ausgestoßenen, — wie sie hungern und arbeiten, um der Noth des Lebens Tag für Tag in heißem Kampfe den Bissen täglichen Brodes abzuringen, — nur um wieder weiter zu hungern, zu darben, zu frieren. Und mitten in dem großen Getriebe, in tausendfachen Kampf ums Dasein steht der Held, — ein Mann, viel größer als sein Meister, der ihn geschaffen, — und kämpft mit ihnen, und arbeitet, hungert und leidet mit ihnen. Und lehrt sie, daß keine irdische Sazung, kein Gold der Reichen, keine Predigt der Frommen, kein Gebot der Mächtigen dieser Welt ihnen helfen kann, — ihr Elend bannen, ihr Joch von ihnen nehmen. Nur allein der Gottglaube, der felsenfest, unerschütterliche: Es giebt einen starken, gütigen, gerechten Gott, und dieser Eine, vor dem alle Geschöpfe gleich sind, der wird auch Euch nicht verlassen! — Durch Noth und Tod, durch Elend und Hunger führt dieser sieghafte Gottglaube, — aus dem die Caritas, die heilige Liebe geboren wird, — den Armen, den Ausgestoßenen, den von aller Welt Verachteten, ans herrliche Ziel.

Ergriffen, erschüttert hatte Charlotte zugehört und konnte es kaum erwarten, bis ihr Mann seine Vorlesung beendet. Sie slog in seine Arme, ihr zärtliches Herz pochte voll und stürmisch gegen das seine. „Walter, mein Liebster, — wie groß bist Du, wie stolz bin ich auf Dich! Immer hab' ich an Dich geglaubt, immer gehofft und gebetet, daß Dein Talent sich noch einmal wieder durchringt aus Nacht und Noth, — ans Licht!“ — In dem engen, armseligen Zimmer wird es diesem Maien Sonntag ein Auferstehen gefeiert, ein Fest der Liebe und der Hoffnung.

Nun begann Charlottens Arbeit. Mit ihrer klaren, schönen Handschrift schrieb sie ihres Gatten Werk ab.

Wie die Finger über das glatte, weiße Papier flogen, wie die schmalen Wangen fieberisch glühten, wie stürmisch das arme Herz klopfte. Sie mußte manchmal aufhören, sich zurücklehnen und Athem schöpfen, — es war, als wolle der kleine Fleischmuskel da drinnen mit seinen starken Hammerschlägen den zerbrechlichen Körper zertrümmern. Und doch gönnte sie sich keine Ruhe, keinen Gang ins Freie, kein Aufathmen. Am Tage stückte sie und versorgte den kleinen, musterhaft sauberen Haushalt, — die Nächte durch, wenn in dem unruhigen Hause alles ruhig geworden, schrieb sie. Walter schalt zwar und wollte es nicht leiden, — oft aber wußte er's gar nicht einmal. Sie stand heimlich auf, stahl sich von seiner Seite, um im Wohnzimmer zu schreiben. Wie ein Gottesdienst war's für sie, in dem sie keine Störung dulden mochte, zu dem sie Sammlung, Ruhe und Andacht brauchte.

Und die Tage gingen. Der Frühling reifte sich zum Sommer aus, die Sonne stand höher, ihre Strahlen fielen heiß und senkrecht. Das große Werk war beendet, — viele, viele Seiten. Sorgfältig wurde es eingepackt und versiegelt, klopfenden Herzens zur Post getragen.

Run kam das Schwerste: die Zeit des Wartens. Tage, wo Charlotte, zwischen Angst und Hoffnung hin- und hergeschleudert, auf jeden Laut in dem unruhigen Hause horchte, auf jeden Schritt auf der Treppe, wo es doch den lieben langen Tag nicht still wurde von großen und kleinen Füßen; wo sie bei jedem Klingeln an der Vorfaalthür nervös zusammenfuhr und kaum den Muth fand, hinzugehen und zu öffnen. Wo der gelbe Postwagen für sie zum Schreckgespenst wurde, wenn er durch ihre Straße fuhr und zufällig einmal vor ihrem Hause hielt. Sie kannte das, — ach nur zu gut! Diese schrecklichen, pedantisch verschürzten und wohlverriegelten Päckete, die aus den Redactionen zurückkommen, diese kühlbedauernden, kurzen Beileidsbriefe.

Nachts fuhr sie aus unruhigen Träumen auf, mit jäh aussetzendem Herzschlag. Zurückgeschickt? Gott im Himmel, hatte sie's nur geträumt, oder ist's wirklich wahr?

Nein, nein, Gott sei Dank, nur ein Traum, ein banger, entseßlicher! — Wie gehest klopfte das arme, trank Herz weiter, während Walter neben ihr traumlos und ruhig dem Morgen entgegen schlummerte.

Diese Nächte, diese Tage des Wartens! Diese holden, himmelstürmenden Hoffnungssträume, — diese abgrundtiefen, einem peinigen Körperlichen Schmerz gleichkommenden Stunden tiefster Niedergeschlagenheit! Nicht zu ertragen wären sie, wenn nicht die stillen Abendstunden dazwischen lägen, wo Walter neben seinem jungen Weibe sitzt, ihre nimmerruhenden Hände gewaltsam zum Nichtsthun zwingt und seine kühn emporstrebenden, stolzen Lustschlösser vor ihren verzaubert blickenden Augen aufbaute. „Dann werfe ich das Joch ab, — dann lebe ich wieder nur meiner Kunst. Dann wollen wir wieder von vorn anfangen, Lottchen, und jung und glücklich sein. Laß sehen, Schatz, —“ er hatte das große Exempel hundert Mal im stillen ausgerechnet und gab sich doch den Anschein, als verursache es ihm furchtbares Kopfschmerzen. „Fünf Mark zahlt die Redaction, und gegen 980 Seiten sind's. Also 4900 Mark, — sagen wir rund 5000 Mark. Mein Liebling, 5000 Mark für eine einzige Geschichte, — ist das zu glauben? Davon können wir zwei Jahre lang ohne Sorgen leben!“ Und lächelnd und selig hörte sie dem geliebten Rechenmeister zu; vor ihren Augen rollten die blanken Goldstücke, die ihr Liebster durch seine herrliche Kunst verdiente.

„Aber zu allererst müssen wir für Dich sorgen, Liebling,“ redete er eifrig weiter. „Daß die schmalen Wädchen wieder voller werden, daß Du wieder Schlaf und Appetit bekommst. Ich weiß ein trauliches Fleckchen im Gebirge, ein Förstlerhaus, ganz einsam gelegen, mitten im prächtigsten Nadelwald; einfache, gutherzige Menschen leben darin, — dorthin wollen wir gehen. Auf vier Wochen. Was kann's denn groß kosten, Schatz? Wir haben's ja dann! Dort sollst Du Dich erholen, Liebling; Du wirst sehen, wie die reine, köstliche Gebirgsluft Dir gut thun wird. Ganz stille sollst Du sitzen im Sonnenschein, keinen Finger rühren. Nur auf das Surren der wilden Tauben lauschen, den Eichhäuschen zusehen und den kräftigen Niefenadelduft einathmen. Und ich liege neben Dir im grünen Moos und schreibe an einer neuen Geschichte. O Schatz, —“ er sprang auf und dehnte die mächtigen Glieder, „was sind mir die Flügel gewachsen!“

An einem Junimorgen kam Charlotte aus der Kirche. Sie war keine hyperfromme Natur, und nach dem Tode ihres kleinen Jungen hatte sie das Beten monatelang verlernt. Ihr zerrissenes Mutterherz empörte sich dagegen, die Hand küssen zu sollen, die die furchtbare Wunde geschlagen. Aber jetzt betete sie wieder. Für

ihren Mann, für ihres Mannes Arbeit. Daß der Herrgott das Gelingen geben möge zu dem großen Werk. Er, der das Talent ins Herz gelegt und geboten hat, damit zu wuchern, soll nun auch seinen Segen dazu geben. Erbitten wollte sie's, erflehen, erzwingen. Stundenlang hatte sie auf den harten, kalten Steinen gekniet und in heißer Herzensangst mit ihrem Herrgott gerungen. „Ein wenig Sonnenschein gib uns wieder nach all den grauen schweren Tagen! Ein kleines, winziges Freudenlichtlein zünde uns an, nachdem seit des Kindes Tod die Nacht über uns hereingebrochen!“

Gestärkt, getröstet ging sie nach Hause. Er mußte ja helfen, der Gott der Armen, der Starke, Gütige, der keinen vergißt! —

Sie räumte ihre Stuben auf und sang ein Liedchen vor sich hin, — das Herz war ihr so hoffnungsfroh, so ahnungsvoll. Heute würde doch gewiß eine Nachricht kommen; gerade heute waren's vier Wochen, seit sie den Roman fortgeschickt. Sie war sicher, der Briefträger, der um neun Uhr kam, würde den heißersehnten, angstvoll erwarteten Brief bringen.

Neun Uhr vorbei, — und er kam nicht. Ein ödes Gefühl der Enttäuschung froh ihr fröstelnd übers Herz. Sie versuchte es abzuschütteln. — Am Ende kommt gar ein Telegramm? Bei solchen großen Arbeiten schießt die Redaction vielleicht ein Telegramm? Es sind doch auch Menschen, die wissen, wie man wartet und wie das Warten thut. — Jetzt klingelt's. Mit zitternden Knien läuft sie an die Thür. Draußen ein Postbote. „Ein eingeschriebenes Paket an Herrn Walter Frey,“ sagt er gleichgültig. „Sind Sie die Frau?“

Es saust und summt vor ihren Ohren, ihr Herz pocht und hämmert, — sie hält sich kaum auf den Füßen. Mit eiskalten, ungelenten Fingern unterschreibt sie, ihre zitternde Hand sucht ein Geldstück aus dem Geldtäschchen.

Run ist der Mann fort und sie allein, — endlich allein! Mit dem unseligen Paket, daß sie so oft im Traum geschaut. Sie nimmt sich nicht die Zeit, nach ihrer sorgsamem Art die Schnur zu lösen, sie schneidet sie durch und reißt das Paket auseinander. Da liegt der Brief. Wie immer. Kühles, höfliches Bedauern, am Schluß die Bemerkung: „Für die Leser unseres Blattes dürfte die Lectüre einer so traurigen, schaurigen Erzählung doch nicht recht geeignet sein.“

Trocknen Auges schaut sie auf die Zeilen. Sind das Menschen! Aus seinem Glend, aus seiner Herzensnoth heraus soll er ihnen auch noch lachende, heitere, üppige Bilder malen! Nicht einmal in alle Welt hinausrufen soll er das dürfen, was sein Herz erfüllt, was er mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört, in jahrelangem Darben und Dulden am eigenen Leibe empfunden hat? — Herrgott, sind das Menschen! Den einen giebst Du alles, schüttest ihnen ungezählte Reichthümer in den Schoß, — und den andern gabst Du nicht einmal das Recht zu stöhnen aus ihrer tiefen Herzensqual heraus, unter Deiner Zuchtruthe zu schreien! — Und ihr Beten fällt ihr ein, ihr vergebliches. Ist das der Gott der Armen, den ihres Mannes Werk verherrlicht, und der zum Lohne dafür sein einziges bißchen Hoffnung grausam zertrümmert? O, weshalb hat sie dann gebetet? — Umsonst gehofft, umsonst gebetet — — —

Sie bricht neben dem Tisch zusammen und ringt die Hände in unermesslich stummer Dual. Und die Verzweiflung reckt ihre schwarzen Flügel hoch und höher über dem Haupt des unglücklichen Weibes und hüllt ihre arme Seele in Nacht und Grauen.

Eine Uhr schlägt. Mechanisch zählt Charlotte den Schlägen nach. Schon Elf? — In anderthalb Stunden kommt ihr Gatte nach Hause. Ihr Walter, ihr Einziger, ihr Alles, was sie noch auf Erden hat. Und mit verdoppeltem Ingrimm fällt der Schmerz über sie her, wie ein Raubthier, und zerfleischt ihre Seele. Soll der auch noch leiden, was sie jetzt leidet? Auch noch niedergeschmettert werden von der unbarmherzigen Hand? Und ihre Liebe, die so stark, so heilig, so selbstlos ist, hebt das Haupt und spricht: Nein, und dreimal nein! Heißes, unsägliches Mitleid flüstert: Nein, jetzt noch nicht, — nicht, wenn er müde und hungrig von der Arbeit kommt und sich in Frieden an den gedeckten Tisch setzen will, um sein karges Mahl zu verzehren. Vielleicht heute Abend, — vielleicht morgen. Es kommt ja immer noch früh genug, — es kommt ja noch viel zu früh!

Mit einer Spannkraft, mit einer Selbstvergeffenheit, deren nur ein liebendes Weib fähig ist, raffte Charlotte das Paket und seinen Inhalt zusammen, verbarg es in ihrem Wäschehrank und steckte den Schlüssel in die Tasche. Dann machte sie Feuer, schälte Kartoffeln und legte das Fleisch in die Pfanne, alles ganz mechanisch, mit einem dumpfen, wehen, leeren Gefühl im Herzen, — fast so wie damals, wo sie den kleinen Sarg hinanstrugen, der ihr ganzes Glück umschloß. Ungeweihte

Thränen brannten in ihren Augen, ihr Herz schmerzte heftig, ein wunderliches Angstgefühl schnürte ihr die Brust zusammen.

Wie sonderbar das Gehirn weiter funktionirte! Während doch nur ein Gedanke, ein einziger, fast betäubender Schmerz sie erfüllte, arbeiten die kleinen, nüchternen Alltagsgedanken mechanisch weiter. Sie versäumte nichts. Der Tisch war zierlich gedeckt wie immer, die Suppe schmachtend, die jungen Kartoffeln mit Speck und Kümmel gedämpft, wie Walter es liebte, das Fleisch saftig und gut durchgebraten. Als sie die Suppe in die Schüssel goß, hörte sie, wie draußen an der Entree-thür jemand mit dem Schlüssel rumorte. Das war Walter. Sie hatte die brennenden Augen gewaschen und das zerzauste Haar geglättet, — nun ging sie ihm bis ins Entree entgegen, eine saubere Schürze über dem einfachen Kittunckleide, ein rothes Nellensträußchen, das sie früh vom Markte mitgebracht, vor die Brust gesteckt.

„Wie das gut riecht!“ sagte er heiter und küßte sie auf den Mund, beugte sich herab und roch an den Nellen. „Immer mein hübsches, schmales Weibchen! Wart' nur, Liebling, bald pflüden wir Orchideen und Teufelsbart im Gebirge. — Nichts gekommen?“

„Die Zeitung,“ antwortete sie und würgte an dem Wort, als müsse sie dran ersticken. Dann füllte sie ihm die Suppe auf, und er ließ sich's schmecken.

Stillschweigend waren sie beide übereingekommen, von dem, was in diesen letzten Wochen allein ihre Seelen erfüllte, nicht mehr zu sprechen. Er wunderte sich ein wenig, daß die Redaction immer noch nicht antwortete, — na, lieber Gott, der Roman ist ja auch so lang, man kann nicht verlangen, daß die Leute sich sogleich hinsetzen und ihn in einem Zuge durchlesen sollen. Die haben mehr zu thun. — Um sie und sich auf andere Gedanken zu bringen, erzählte Walter vom Geschäft. Der Chef war heute früh nach Polen abgereist. Ein wahres Glück, — er war die letzte Zeit unausstehlicher denn je und forderte für die dreißig Mark Mehrgehalt kolossale Leistungen. Er hatte es bald satt. Nur auf das Schreiben der Redaction wartete er noch, um Warschauer und Söhne den ganzen Krempel vor die Füße zu werfen und seiner Wege zu gehen. Seine eigenen Wege, — die Wege des freischaffenden Künstlers. . . .

Immer wieder lehrten die Gedanken in ewigem Kreislauf zu dem Einen, Wichtigsten zurück, um das sich all sein Denken und Thun jetzt drehte, wie die Erde um ihre Achse. Er stockte mitten im Satz und schwieg fast erschrocken. Das war verbotenes Terrain, das durfte er jetzt nicht betreten. Er sann auf ein anderes Thema. Ein Freund war ihm begegnet, „der Lehrer Hiller, Du kennst ihn ja auch, Lottchen. Der fährt mit seiner Familie nach Hermsdorf unterm Rynast. In vierzehn Tagen sind Ferien. Diesmal fahren wir auch in die Ferien, Lottchen! Ferien, o wie will ich dann arbeiten!“

Immer dasselbe, dasselbe! Wohin er sich dreht, wovon er redet, immer kommt er auf dasselbe Thema zurück. Wie wär's auch anders möglich? Wie der Fisch an der Angel, so hängt des Menschen Leben an der Schnur, die aus Furcht und Hoffnung zusammengedreht ist. Wie er auch zuckt und zerrt und sich freimachen will, — er muß immer wieder zurück, unerbittlich hält sie ihn fest.

„Wenn man an etwas nicht denken will, kommt's gerade immerfort wieder,“ lachte Walter halb verlegen. „Du bist ja so still, Lottchen?“

(Schluß folgt.)

Rachdruck verboten.

Die Schlösser und Burgen des Kaisers von Oesterreich.

Von Vincenz Chiavacci.

Mit Original-Zeichnungen von Albert Richter.

Der Hausherr von Numero Eins, wie die Wiener ihren Kaiser mit zärtlicher Vertraulichkeit nennen, besitzt auch sonst noch einige „Häuser“. Es sind außer zahlreichen Jagdschlössern und Schlösschen an die zwanzig stattliche Burgen und Schlösser, welche zum größten Theile eine ehrwürdige Vergangenheit haben, die mit dem Geschehniß des Erzhauses zumeist innig verwachsen sind.

Der Munificenz und Leutseligkeit des österreichischen Hofes ist es zu danken, daß fast alle diese mit kaiserlicher Pracht ausgestatteten Schlösser und die dazu gehörigen prunkvollen Parkanlagen dem Publicum zugänglich sind. Einige derselben, insbesondere die in Wien und Umgebung gelegenen, sind seit Generationen zu wahren Volksbelustigungsorten geworden, und der Wiener wäre seiner beliebtesten Erholungsplätze beraubt, wenn ihm der Zutritt zu den Parken und Gärten des Praters, Schönbrunn, des Augartens, des Belvedere oder Laxenburgs verwehrt würde.

Doch daran denkt der Wiener nicht, am wenigsten in diesen Tagen, wo zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum des Kaisers ein Fest das andere ablöst und die Wiener Stadt quasi

ihre goldene Hochzeit mit ihrem Kaiser und Herrn feiert, der, wie selten ein Monarch, die Liebe und Verehrung seiner Völker, und am innigsten wohl seiner Wiener, besitzt. Ist er doch selbst ein Wiener Kind, das seiner Vaterstadt stets ein wohl-

Stadt zu kommen. Jeden Tag, zwischen zwölf und ein Uhr ist der Franzensplatz von einer dichten Menge besetzt, welche der Burgwach-Abtheilung beiwohnt und das Konzert der Militärkapelle genießt. Von hier aus zieht dann die abgeklärte Wache unter Voranschreiten der Musik und unter Begleitung eines Volkshaufens, der zum Theil aus Mähligängern, „Pälchern“ (Vagabunden) und halbwüch- tigen Jungen besteht, in ihre Kasernen. Dieses volks- thümliche Straßenbild ist sehr populär und oft in Lied und Stift festgehalten worden.

Aber auch bei anderen Gelegenheiten, freudiger und schmerzlicher Natur, findet sich der Wiener unter den Fenstern seines Kaisers ein. Wie oft jubelten sie hier ihrem Monarchen bei freudigen Anlässen zu, bis er sich am Fenster zeigte, und oft auch während der langen Zeit standen sie in stummer Trauer und banger Sorge, dem Herrscher ihr Mitgefühl an seinem persönlichen Herzensstummer ausdrückend.

Von den großen Burgen des Kaisers müssen in erster Linie die Residenzen in Budapest, Prag und Innsbruck genannt werden. Die königliche Burg in Budapest bildet auch gegenwärtig für einen Theil des Jahres die Residenz des Königs von Ungarn. Die Lage dieses mächtigen Königsschlosses ist gleich der des Gradschin in Prag, von überwältigender Großartigkeit. Von der tausendjährigen Geschichte Ungarns spielten sich viele der dramatischsten Momente an der Stelle ab, wo jetzt der Barockbau der Ofener Burg, ein

Wert des Architek- ten Hil- lebrand, steht. Vielfach zerstört, wurde sie unter



Schloß Gödöllő.

wollender Freund, ein fürsorglicher Vater, niemals aber ein strenger, unnahbarer Herr war.

Deshalb betrachtet sich der Wiener auch überall zu Hause, wo sein Kaiser ihm die gastlichen Thore öffnet, und an manchen dieser Orte ist er schon mehr zu Hause als der hohe Besitzer desselben.

Wenn ein Fremder sich in das Volksgewühl des „Wurstelpraters“ mit seinen Schaubuden, Ringelspielen, Haspeln, Dioramen, Wursteltheatern, Panoptiken, Acrobaten, Zauchern, Volksjüngern, Tanzwirthschaften mengt und das wilde Durcheinander von Quartetten, Berteln (Drehorgeln), Damentapellen und Zigeunermusik hört, so denkt er wohl eher an alles andere, als daß er sich auf dem Grund und Boden eines kaiserlichen Parkes befindet. Der Prater, dieser herrlichste aller Parke, der an schönen Sommertagen oft Hunderttausende von Wienern beherbergt, wurde gleich dem Augarten von dem unvergeßlichen Menschenfreunde Kaiser Joseph II. dem Publicum freigegeben. Ueber dem Hauptportale des Letzteren ließ der edle Monarch die Worte anbringen: „Allen Menschen gewidmeter Erleuchtungs- ort von ihrem Schöpfer.“

Wenn wir aber von den kaiserlichen Burgen und Schlössern reden, so geziemt es sich, in erster Linie der Hofburg in Wien unsere Reuerenz zu machen. Sie macht zwar architectonisch nicht den einheitlichen, hochragenden, prunkvollen Eindruck, wie der Prager Gradschin oder die Ofener Burg, aber einzelne Theile, insbesondere die Reichskanzlei, die Fassade nach dem Michaeler-Platz und der neue, von Hasenauer erbaute Burg-

Maria Theresia in ihrer jetzigen Gestalt im Jahre 1777 auf- gebaut. Die der Do- nau zugewendete Front hat einen, auf sechs Säulen ruhenden, mächtigen Bal- tron. An den Mittel- tract schließen sich zwei große Flügel an; das Gebäude enthält über 200 Zimmer. Großartige Reliquien enthält die Schloß- kirche. Im linken Flügel werden die Kron-Insig-nien auf- bewahrt.

Von herrlicher Wir- tung ist der Garten des königlichen Schlosses, dessen oberer Theil terrassenförmig ange- legt ist. Von hier aus genießt man eine prachtvolle Aussicht

über den majestätisch dahinfließenden Donaustrom mit seinen Inseln, die monumentale Kettenbrücke und die immer mächtiger sich ausdehnende Stadt mit dem von imposanten Monumental- Bauten eingefassten Franz Josephs Quai. Der untere Theil des Schloßgartens ist mit Benützung der Terrain-Verhältnisse überaus malerisch angelegt. Gegen das Donau-Ufer hin schließt ein langgedehnter, pittoresker Bau mit lustigen und zielichen Bau-Motiven, hinter denen Baumgruppen, Bosquets und Rasen- plätze hervorlugen, den Burgfrieden ab.

Nicht wenig zu dem Ausspruche Humboldt's, daß Prag zu den fünf schönsten Städten der Welt gehört, mag die unver- gleichliche Lage des stolzen, schimmernden Königsschlosses auf dem Gradschin beigetragen haben. Jahrhunderte lang wurde an der Prager Burg gebaut, die der Schauplatz welterschütternder Ereignisse ward. Schon die Seherin Libusa soll sie gegründet haben; der mächtigste Böhmenfürst Premysl Ottokar hauste hier; unter dem hochherzigen, weiblickenden Karl IV., der Prag die Universität (1348) und dem Reich die goldene Bulle gab, wurde die in Verfall gerathene Burg neu und herrlicher er- baut. Rudolf II., der melancholische Träumer, der Gelehrte und Alchimist auf dem Thron, der Geistesbruder eines Kepler und Tycho de Brahe, verbrachte den größten Theil seines Lebens auf dem Gradschin. Im dreißigjährigen Krieg vielfach verwüstet, wurde sie von dem prunkliebenden Kaiser Karl VI. neu ausgeschmückt.

In unserer Zeit residirte Ferdinand der Gütige nach seiner Abdankung auf dem Gradschin bis zu seinem Tode im Jahre 1875; in den achtziger Jahren der unvergeßliche Kronprinz Rudolf,



Die Kaiserliche Villa in Lainz.

Wenn wir aber von den kaiserlichen Burgen und Schlössern reden, so geziemt es sich, in erster Linie der Hofburg in Wien unsere Reuerenz zu machen. Sie macht zwar architectonisch nicht den einheitlichen, hochragenden, prunkvollen Eindruck, wie der Prager Gradschin oder die Ofener Burg, aber einzelne Theile, insbesondere die Reichskanzlei, die Fassade nach dem Michaeler-Platz und der neue, von Hasenauer erbaute Burg-



Schloß Schönbrunn.

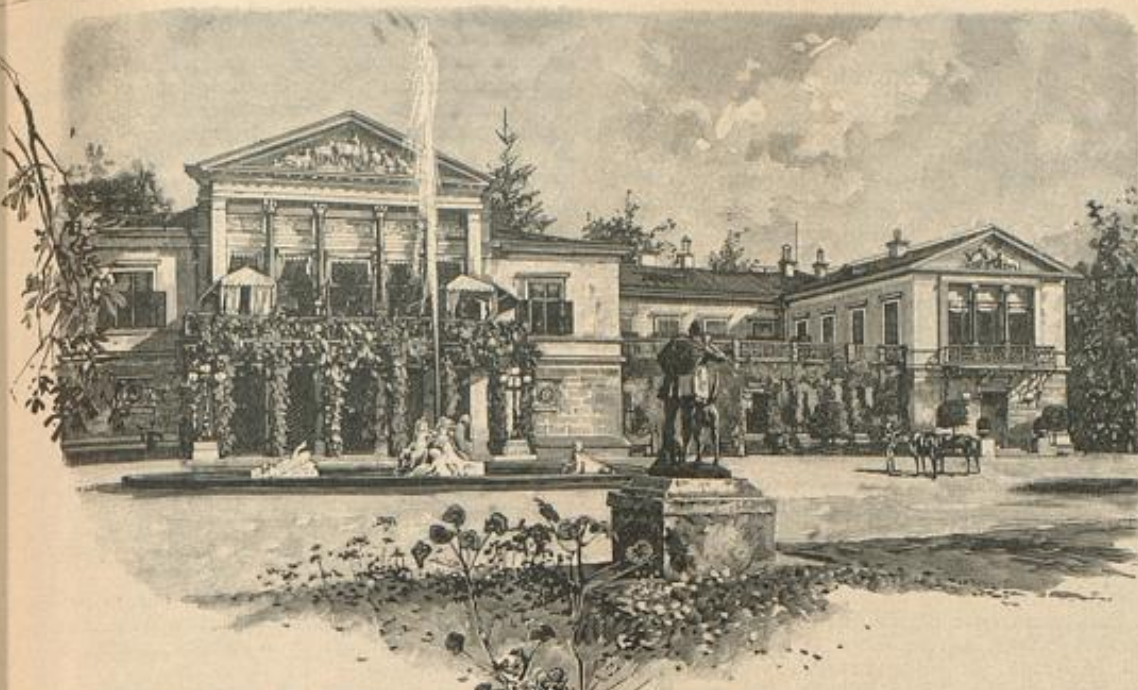
Großartig war der Ausbau der Burg von Fischer von Erlach, dem großen Barock-Künstler Karls VI. gedacht, der jedoch leider sein Werk nicht vollenden konnte. Einzelne Theile, wie die Hofbibliothek und die Reichskanzlei gehören zu den schönsten Baudenk- mälern des achtzehnten Jahrhunderts.

Wir können uns in die Geschichte des ehr- würdigen Baues nicht vertiefen; denn jeder Stein desselben weiß eine zu erzählen. Im drei- zehnten Jahrhundert resi- dirten die Babenberger darin, und im Jahre 1278 zog Rudolf von Habsburg ein, nachdem der Böhmenkönig Pre- mysl Ottokar in der Schlacht am Marchfeld Krone und Leben ver- loren hatte.

Den Wienern ist die Burg ein gar vertrauter Ort. Das große Gebäude benötigen sie als Durch- haus, um, wie ebened, als es noch Mauern und Gräben gab, durch das Burgthor in die innere

Viele große Dinge, Staatsaktionen und prunkvolle Feste sah die Hofburg in Innsbruck, welche ihre jetzige Gestalt unter Maria Theresia erhielt. Die Burgkapelle ist an jener Stelle er- baut, wo Kaiser Franz I. Gemahl der Kaiserin Maria Theresia, von einem plötzlichen Tode ereilt wurde. Gar man- nigfache, stolze Erinner- ungen knüpfen sich an den Bau, der sowohl die Residenz des „letzten Ritters“, Maximilian I., als auch des edeln, pa- triotischen Bauernfüh- rers Andreas Hofer war. Mit der Burg verbum- den muß die Hofstraße genannt werden, ein schöner Bau aus der Renaissance. Ein Kunst- werk von unvergäng- lichem Werth ist das Grabmal Maximilian I., das sich im Mittelschiff erhebt. Zwischen den Pfeilern der beiden Lang- schiffe stehen 28 große Bronze-Satuen, Heroen und Mitglieder des Hauses Habsburg dar- stellend. Einige von ihnen sind von dem be- rühmten Erzgießer Pe- ter Vischer aus Wien- berg.

Wie herrlich glänzt das pittoreske Schloß Ambras bei Innsbruck ins weite Thal. Es er- zählt uns von dem selb- samen Liebesroman des



Die Kaiserliche Villa in Ischl.

Kaiser Johannes Ferdinand mit der schönen Bürgerstochter Philippine Welfer, der durch die Ausdauer und Hingebung der Liebenden nach mannigfachen Fährlichkeiten zum anerkannten Ehebande führte. Schloß Ambras wurde durch den Kunstsinne desselben Ferdinand ein Museum der seltensten Schätze, die seit 1806 unter dem Namen „Ambras Sammlung“ einen wichtigen Teil des kunsthistorischen Museums in Wien bilden.

Unsere Betrachtungen würden weit über den Rahmen dieses Artikels hinausgehen, wenn wir die Schlösser und Burgen alle eingehend würdigen wollten. Wie viel ließe sich über das Residenzschloß in Salzburg, ein Sitz der Erzbischöfe, oder über das im capriziösen Stil der Rococo-Zeit durchgeführte Schloß Hellbrunn bei Salzburg sagen, mit seinem grotesken Lustgarten, seinen berühmten Wasserkünsteln, Irrgärten, Grotten und anderen märchenhaften Spielereien jener prunkliebenden Zeit. Manche von diesen Schlössern wurden ihrem ursprünglichen Zwecke entfremdet, so die „Neue Favorite“ in Wien, ein von Ferdinand III. erbautes Lustschloß, das auch unter Leopold I. und Karl VI. geschmückt und verschönert wurde und Feste von unerhörter Pracht sah. Maria Theresia widmete das Schloß für die Erziehung der adeligen Jugend, welchem Zwecke es heute noch unter dem Namen „K. K. Theresianische Akademie“ mit Erfolg nachkommt. Auch das Lustschloß des Belvedere, ein Prachtbau Lukas von Hildebrandt's, dessen erster Besitzer Prinz Eugenius, „der edle Ritter“, war, diente verschiedenen Zwecken. Der obere Teil des Schloßes beherbergte viele Jahre hindurch die berühmte kaiserliche Gemälde-Galerie, während im untern Teil die schon erwähnte Ambras Sammlung untergebracht war. Beide Sammlungen bilden gegenwärtig den wichtigsten Inhalt des k. k. kunsthistorischen Museums auf dem Burgring. Der Garten, im Bopfstil Londro's angelegt, bietet auch schattige Plätze, und von dem Parterre vor



Der Burgbazar in Budapest.

altersher ein vielbesuchtes Ausflugsziel, das besonders für die weislichen Stadttheile bequem zu erreichen ist.

Prater oder Schönbrunn! Das sind die beiden Losungsworte für die Hunderttausende, die sich an schönen Sonntags-Nachmittagen ins Grüne begeben. Und wenn der Vater ehedem seine Kinder am Sonntag fragte: „Wo wollt Ihr hin?“, so riefen sie einstimmig: „Zum Pepi nach Schönbrunn!“ Der „Pepi“, ein riesiger Elefant, der siebenzig Jahre seinen Wienern Spaß und Unterhaltung lieferte, mit ihnen schäkerte und sie gelegentlich ansprach und bis auf die Haut durchnähte, lebt nun schon lange nicht mehr. Die pietätvollen, alten Wiener besuchen ihn jetzt im naturhistorischen Museum, wo er mit dem König Ramses und anderen ägyptischen Hofjetten der archäologischen Sammlung das Los theilt, als Mumie angestaunt zu werden. Immer wieder zieht es die Kinder zur Menagerie mit ihren Löwen und Tigern, Eisbären, Hyänen, Elefanten und insbesondere mit ihrem Affenkäfig, der stets von hunderten von naiven Zuschauern umstellt ist, die sich an den possirlichen Sprüngen unserer „weitsichtigen Bettern“ ergötzen.

Hinter dem Schlosse dehnt sich ein prachtvolles Gartenparterre aus. Auf beiden Seiten desselben stehen grüne Mauern von hochragenden Bäumen, im Stile Londro's zugestutzt. In den grünen, lebenden Nischen sind herrliche Marmorfiguren angebracht; den Hintergrund schleift ein Bassin mit Wasserkünsteln und einer Brustwehr ab, die von einer grandiosen Marmorgruppe gekrönt wird. Weiter hinauf geht es zwischen smaragdnen Rasenflächen in behaglichen Serpentina zum Gloriett, jenem weithinragenden Säulen-Palast, von dessen Plattform man die erwähnte großartige Aussicht über Wien und das herrliche Gelände mit dem Wienerwald und dem breiten, silberglänzenden Band des Donaustromes bis zu den im Nebeldunst verschwindenden kleinen Karpathen in Ungarn genießt.

Seltener, weil schwieriger zu erreichen, sieht der Wiener das reizende, an pittoresken Schönheiten so reiche Lustschloß Laxenburg. Doch bleibt es für jeden Wiener, der es noch nicht gesehen hat, — und es wird ihrer wenige geben, — ein Ziel, aufs innigste zu wünschen. Der große, überaus malerisch wirkende Park, bietet dem Lustwandelnden zahlreiche, reizvolle Ausblicke und Ueberraschungen.



Schloß Laxenburg.

Lazenburg liegt in der Ebene des Wiener Beckens, unweit der Südbahn-Station Mödling, mit der es durch eine Zweigbahn verbunden ist.

Von den Türken zerstört, wurde das Schloß unter Maria Theresia prächtiger wieder erbaut und von Kaiser Franz I. in großartigem Stile erweitert. An den wunderbar schönen Gartenanlagen wurde nahezu zwanzig Jahre gearbeitet. Der Kaiser selbst traf die Anordnungen zu dem Bau aller der reizenden, capriciösen Gebäude und Pavillons, die den Wiener immer wieder hinauslocken und die dem Ganzen den Nimbus der Romantik verleihen. Da ist vor allem die Franzensburg, eine getreue Nachbildung des Stiles vergangener Jahrhunderte mit Thürmen und Mauern, Erkern und Schießscharten, Zugbrücke und Schloßgraben. Letzterer besonders, der in einen von Schwämmen und Enten bevölkerten Teich verwandelt ist, bildet das Eldorado lustiger Ausflügler, die sich auf der stillen, von uralten Bäumen beschatteten Bassisfläche in Röhren gar fröhlich tummeln. Mit grünlichem Staunen inspizieren Johann Männlein und Weiblein die pittoresk-romantische Franzensburg, die in ihrer bizarren Unregelmäßigkeit einen überraschenden Anblick gewährt. Durch den „Knappenhof“ gelangt man in den „Bogelhof“, wo sich der „Folterthurm“, die „Burgvogtei“, der „neue Tract“ und die „Knappenburg“ befinden. In der Sattelfammer, der Küstammer, im Habsburgsaal und in der Schapfammer giebt es Merkwürdigkeiten und Kostbarkeiten in verwirrender Fülle. Gar merkwürdig ist die Wohnung der Burgfrau mit der Rosenstube, der Klemenate und der Spinnstube. Und in welche Zeiten und Träumereien verjetzt nun erst der Turnierplatz! Da giebt es soviel Denkwürdiges aus alter und neuer Zeit, daß der Kopf ganz wirre wird, und man sich endlich wieder hinaussehnt in den herrlichen Park, unter das schattige Laubdach mit seinen hundertjährigen Baumriesen und seinen in bewundernder Farbenpracht prangenden Wiesen und Terrassen.

Weniger bekannt, als die bisher genannten Lustschlößer sind die kaiserlichen Lustschlößer in Gödöllö, Fischl, im Lainzer Thiergarten und das märchenhaft schöne Meerichloß Miramare.

Gödöllö, mit der Bahn von Budapest aus in einer Stunde zu erreichen, ist erst seit 1867, ein Kron-Geschenk der ungarischen Nation, in den Besitz des Kaiserhauses gelangt. Einmalig war, als das Schloß noch im Besitz der Familie Graf Salakowics war, nahm die Kaiserin Maria Theresia die Gastfreundschaft dieses Fürstenthums an; dann wurde es aber in Gödöllö stille durch lange Zeit. Das mit Kuppeln geschmückte Gebäude im Stile des sechzehnten Jahrhunderts bietet wenig Bemerkenswerthes. Den Park zieren prachtvolle Baumgruppen, die auf dem ansteigenden Terrain sich immer dichter zusammenschließen und den erfrischendsten Waldesodem aushauchen. Auf dem „Königshügel“ steht ein Pavillon, der die Bildnisse der ungarischen Könige bis auf Attila enthält. Schloß und Park bilden den Mittelpunkt der Herrschaft Gödöllö, eines wald- und wiesenreichen, fruchtbaren Landes. Seit dreißig Jahren verbringt das Kaiserpaar fast alljährlich hier einen Theil des Sommers oder des Herbstes; in früheren Jahren machte die Kaiserin hier sehr häufig die Herbstjagden mit.

Die Kaiser-Villa in Fischl verdankt ihre jetzige Gestalt dem Liebesbunde des Herrscherpaares, der hier am 19. August 1853 geschlossen wurde. Sie wurde in erstaunlich kurzer Zeit hergestellt und bis zur Vermählung des Kaisers, am 24. April 1854, vollständig bewohnbar gemacht. Hier führt die kaiserliche Familie ein Sommer-Idyll, so einfach und schlicht wie jeder Bürgermann. Der Kaiser steht schon in aller Morgenfrühe auf, macht einen Pirschgang in die nahen Berge oder unternimmt mit der kaiserlichen Familie einen Ausflug zur Kettenbachmühle, ins Zainzen-Thal, in die Schmalnau oder nach Laufen. Und in leutseligster Weise, mitten unter den Kurgästen, nimmt das hohe Paar den Jausentasse in einer dieser Wirtschaften.

Sehr reizvoll ist die Front der Villa gegen den Park zu. Zwischen den beiden Flügeln befindet sich ein Mitteltrakt, der mit diesen durch offene Säulengänge verbunden ist. Im ersten Stock ist ein breiter Balcon, der auf Säulen ruht, die wie das Geländer des Balcons mit Schlingpflanzen umwuchert sind. Die Giebel des Haupttractes sind mit Giebelkypfen verziert. Die Aussicht von dem Vordertracte auf das herrliche Gebirgs-panorama des Traunthales ist bezaubernd.

Der prunkvollste und reichste moderne Schloßbau ist die kaiserliche Villa im Lainzer Thiergarten. Baron Hasenauer, der Erbauer der Hofmuseen und des neuen Burgtractes hat den Plan dazu entworfen. Die Fassade zeigt einen bewundernden Reichtum architectonischer Formen. Das aufsteigende Terrain vor dem Schloße ist terrassenförmig abgestuft, wodurch die Wirkung des imposanten Baues noch beträchtlich erhöht wird. Und Freitreppen gestalten den Anblick äußerst malerisch. Die innere Einrichtung ist von den ersten Künstlern Oesterreichs hergestellt. Der Lainzer Thiergarten ist für gewöhnlich dem Publicum verschlossen. Doch kann sich der Kunstfreund oder der Fremde einen Erlaubnißschein erwirken und er wird den umständlichen Weg nicht bereuen, wenn ihm die ganze Herrlichkeit dieses Prachtgebäudes vor das Auge tritt.

An der tiefblauen Adria erhebt sich inmitten märchenhafter Gärten ein schimmernder Palast, der einst der fast überirdische Wohnsitz eines glücklichen Menschenpaares war. — Miramare! Hier lebte der edle Kaiser Maximilian als Erzherzog an der Seite seiner geliebten Gemahlin Charlotte. Jetzt ist der Feenpalast vereinsamt und herrenlos. Den zahlreich Besuchern, welche von Triest herüberfahren, kommt all die Herrlichkeit, die in einem Dornröschenschlaf von ihrem ersten Gebieter zu träumen scheint, wie eine furchtbare Fronte des Schicksals vor.

Wertvolle Sammlungen des einstigen Weltumseglers, kostbare Kunstschätze des geistvollen Prinzen, theure Reliquien des unglücklichen Kaisers sind in den Brunnensälen und Kämmlingen des Schloßes untergebracht. Sie alle führen zu der bänglichen Frage: Wozu war der abenteuerliche Zug in das ferne Land? Weshalb mußte das edle Herz verbluten?

Und wenn wir hinausstreifen in den Lorbeerhain und von der Balustrade in das tiefblaue Wasser der Adria blicken, so scheinen uns ihre Wellen von den stolzen Tagen zu murmeln, da der glücklichste der Prinzen hinauszog, um sich, gelockt von bösen Geistern, eine trügerische Kaiserkrone zu holen. Und die Wipfel der Cypressen rauschen, und durch die Lorbeerhaine geht ein Flüstern und Klagen, das dem Schöpfer ihrer Herrlichkeit gilt.

So bringt auch die Geschichte der Kaiserjäger während der letzten fünfzig Jahre all die wechselnden Bilder der Trauer und der Freude in die Erinnerung, welche die bewegte Regierungzeit des Monarchen begleiteten.

Nachdruck verboten.

Waldtraut.

Novelle von Gerhard Walter. (P. G. Heims.)

Die Schwül lag die Sonne über dem Walde, und unbarmherzig brannte sie auf die Batterie hernieder, die auf Mäandern durch ihn hindurchzog. Kein Lüftchen regte sich auf der Heerstraße, auf der die Geschütze dumm rollend von den leuchtenden Sechsgespännern dahingezogen wurden durch die trockenen Wolken feinsten Staubes, welche die schlagenden Hufe der Pferde aufgewühlt hatten. Die Kiefern, die die Chaussee auf meilenweit einsahen, standen sonnendurchglüht und regungslos, und nur der kräftige Harzduft, der im Sonnenbrande die Luft erfüllte, brachte den langsam und matt dahinziehenden geringe Labung. Da kam schneller Hufschlag der Batterie entgegen. Ein junger schlanker Lieutenant ritt im finlen Trabe daher und parierte sein Pferd vor dem Hauptmann der reitigen Schar.

„Melde gehorsamt, daß Alles bereit ist. Wasser für die Leute und die Pferde wird beschafft, und der Herr Oberförster bittet die Herren Offiziere auf einen Trunk Bier.“ Es war ein junger, blühender Offizier mit offenem Gesicht und lachenden Augen; ein frischer Gesell an Leib und Seele.

Der Hauptmann setzte sich im Sattel zurecht und wischte den rinnenden Schweiß von der Stirn.

„Gott sei Dank! In diesem Brutofen von Wald klingt das ja wie Sphärenmusik. Ich bin halbtod! Wie lange noch?“

„Zehn Minuten!“ antwortete der Lieutenant und strich den stottern Schnurrbart, der im Bade eines tiefen Trunkes vom Staube des Marsches bereits reingewaschen war. Außerdem sah der stattliche junge Gesell merkwürdig verklärt aus.

Der Hauptmann sah ihn von der Seite an. „Giebeler, Sie haben wohl schon einen gehoben?“ fragte er prüfend.

„Na selbstverständlich, Herr Hauptmann! Und solchen Trunk habe ich noch nie gethan! Donnerwetter, ist das ein Prachtmädel!“

„So? Hübscher Dienstbesen da?“

„Aber, Herr Hauptmann! Tochter vom Hause! Einfach großartig! Habe so was noch nicht gesehen! Aber da liegt ja die Oberförsterei, dort hinter dem Birkenwäldchen!“

Ein rothes Dach, aus dessen Schornstein der Rauch kerzengerade aufstieg, schimmerte durch das frische Grün.

Der Hauptmann sah nach der Uhr. „Eine Stunde können wir Raß machen! Wir rücken dann rechtzeitig in Gahleben ein. Die Geschütze sollen in den Waldesshatten fahren. Mensch und Thier sehnen sich darnach! Trompeter sollen blasen!“

Hell klangen die Trompeten durch den stillen Wald. Die Mannschaften richteten sich auf und setzten sich zurecht, und die Pferde hoben die hängenden Köpfe. So rasselte die Batterie heran, stolz und in guter Haltung.

„Batterie halt!“ klang das helle Kommando. „Abhören!“

In der Thür des Hauses stand der Oberförster; eine Hünnegestalt im schlichten Jagdrock. „Willkommen, meine Herren!“ klang es frisch und herzlich. Und hinter ihm stand die Tochter. Ein prächtiges Mädel; groß, schlank und voll dabei, mit einem Gesicht zum Malen. Die Offiziere grüßten in bewundernder Andacht. In höflichem Frohsinn lachte sie ihnen entgegen, daß die schönen Zähne nur so bligten zwischen den rothen Lippen.

„Donnerwetter!“ jagte der Hauptmann leise zu Giebeler „haben Sie aber einen Dufel gehabt. Wenn ich das geahnt, hätte ich Ihnen das Recht der Entdeckung streitig gemacht!“

„Bitte, meine Herren!“ rief der Oberförster und schüttelte den Gästen kräftig die Hände. „hier rechts steht eine Schüssel mit Baschwasser und Seife und Handtuch für jeden von Ihnen, und hier links steht der Tisch gedeckt, und seien Sie mir herzlich willkommen. Nachher stellen wir uns vor!“

Zuerst erhob sich nun auf der einen Seite des Flures ein großes Plätzchen und Schnauben und Prusten und der Seifenschaum flog rechts und links, und dann erhob sich auf der anderen ein großes Danken und das Geräusch zusammenfahrender Stiefelabsätze und Sporenklirren und: „mein Name ist Wehemüller — von Gushorn — Wielan — und so fort.“

„Meine Frau — meine Tochter Waldtraut!“ klang die markige Stimme des Oberförsters dazwischen — „und nun zu Tisch!“

Der Hauptmann bot der Frau vom Hause den Arm; der Premier-Lieutenant der schönen Tochter; aber mit soldatischer Fingrigkeit wußte der Lieutenant Giebeler, der vor kurzen als Furier den ersten Trunk aus der Hand des entzückenden Mädchens bekommen hatte, es so einzurichten, daß er auf ihrer anderen Seite zu sitzen kam. Der Premier-Lieutenant war sehr hungrig und sehr durstig und von Natur etwas blöde. Lieutenant Giebeler war zwar auch hungrig und durstig, aber durchaus nicht blöde: und so wußte er sich mit dem Schinken und den Eiern und dem Bier und dem reizenden, jungen Mädchen gleichmäßig gut abzufinden.

„Herr Lieutenant, noch ein Schnäpschen gefällig?“ rief der brave Oberförster, „echt nordischer Aquavit!“

„Ausgezeichnet!“ rief Giebeler, „nie so guten Korn getrunken, — und,“ er wandte sich an seine schöne Nachbarin, „noch nie so prachtvolles, nordisch goldblondes Paar gesehen, wie gnädiges Fräulein es tragen!“

Das Wort war vielleicht nicht ganz geschickt, doch es kam aus ehrlich bewunderndem Herzen und fand darum doch eine gute Statt. Aber es war lebensgefährlich, neben dieser jungen Waldtraut-Schönheit zu sitzen und ihr in die blickenden, blauen Augen zu schauen. Es mochte so etwas über den Lieutenant gekommen sein, als er plötzlich verstummte und ihr nur noch wie gebannt in das liebliche Antlitz schaute und dann welt- und selbstvergessen in die leisen Worte ausbrach: „Donnerwetter, gnädiges Fräulein, sind Sie aber schön!“ — Sie wurde dunkelroth und sah unter sich und fand das Wort nicht wieder.

„Um Gotteswillen, seien Sie mir bloß nicht böse!“ flehte er leiser noch; „es ist ja unerhört, einer Dame so etwas zu sagen, aber es ist ja doch die lautere Wahrheit, und die darf man doch immer sagen —“

„Waldtraut, bring uns 'mal die Cigarren!“ klang da die tiefe Stimme des Oberförsters durch das Stimmengewirr.

Schnell sprang sie auf und eilte hinaus. Der Lieutenant sah ihr sassunglos nach.

„Giebeler, sehen Sie sich doch 'mal nach den Pferden um!“

rief der Hauptmann ihm über den Tisch zu. Der Befehl war ihm willkommen. Er war wüthend auf sich selbst. Sich in toller Ueberstürzung die ganze störrische Stunde und die reizendste Erinnerung seines Soldatenlebens zu verderben!

Wahnwitzig ging er zwischen den im Waldesshatten angefahrenen Geschützen und den abgesträngten Pferden auf und ab. Hier war alles in Ordnung; aber in ihm selbst sah er sehr unordentlich aus. Verdrossen ging er auf das Fortschreiten zu. Wie er den Helm im Flur ablegen wollte, da sah er, daß der Platz, auf dem Waldtraut neben ihm gesessen hatte, noch immer leer war, und es gab ihm einen Stich durchs Herz; aber wie sein Blick durch die Hofthür irrte, da sah er im Garten zwischen den Stangenbohnen ihr lichtblaues Kleid und ohne alles Befinnen ging er mit schnellem, klingelndem Schritt ihr nach. Die Gartenthür klirrte, und plötzlich stand er neben ihr. Sie fuhr zusammen wie sie ihn sah.

Er hielt noch den Helm in der Hand.

„Mit sehenden Augen sah er auf sie.“

„Um Gotteswillen, ich kann's nicht aushalten,“ bat er und sah ihr in die Augen, — sie war beinahe so groß wie er — „ich bitte Sie: nur ein einziges Wort der Verzeihung oder —“

„Oder ich begehe Selbstmord, wollten Sie sagen,“ sprach sie lachend, „nun ja denn, ich will Ihr junges Leben nicht an dem Gewissen haben; gehen Sie mit Frieden!“ Wieder blühten ihre Augen im alten, köstlichen Muthwillen.

„Gott sei Dank!“ sagte er ehrlich mit tiefem Seufzen.

„nun geben Sie mir ein einziges Mal im Leben Ihre Hand!“

„Wozu denn?“ fragte sie harmlos; „nachher, wenn Sie abreiten, meinewegen —“

Da erklang es drinnen von gerückten Stühlen.

„Um Himmelswillen, — ich muß hinein! Nein, nicht mir, Herr Lieutenant!“ bat sie ängstlich, „bitte, gehen Sie zu den Stall herum!“ und fort war sie, daß das blaue Kleid fliegend auswehte. Er sah ihr verklärtes Angesicht nach.

Als er ins Wohnzimmer trat, war es leer, die Herren waren alle im Wohnzimmer. Er trat an seinen Platz und griff nach der Serviette und fuhr sich damit über die heiße Stirn.

„Giebeler, lassen Sie blasen!“ rief der Hauptmann in der Thür ihm zu.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

Die Serviette in der Hand, eilte er hinaus und wusch dem Stabstrompeter.

Hell klang das Signal wieder durch den sonnigen Wald. Einen Augenblick Unruhe, — dann fuhren die Geschütze zu der Oberförsterei auf.

Viel Worte des Dankes und manch fester Händedruck ritterlich neigten sich die reitigen Herren vor den Damen des Hauses. Zuletzt trat Giebeler heran. Seine Augen blühten ungewöhnlich ernst. Waldtraut lachte ihn fröhlich an und reichte ihm frei die Hand, — und er zog sie hoch hinauf zu seine Lippen und sagte kein Wort. Die Herren schlangen sich in den Sattel.

„Batterie marsch!“

Dahin zog sich die lange Schlange durch den Wald, die Geschütz um Geschütz hinter der Biegung der Heerstraße verschwand. Vom dritten Geschütz her wehte ein weißes Tuch. Waldtraut schwante das ihre zur Antwort.

Nun war's wieder still im Walde wie früher.

Die Frau Oberförster deckte ab.

„Eine von den kleinen Servietten fehlt!“ klagte sie, „Der Nachbar mit dem Schnurrbart hat sie wahrscheinlich statt des Taschentuches eingesteckt.“

„Ja, er war etwas zerstreut,“ sagte Waldtraut lächelnd.

„hoffentlich entdeckt er den Irrthum rechtzeitig.“

Sie ging auf ihr Zimmer und schaute hinaus aus dem hochgelegenen Giebelsfenster, um das der wilde Wein sich rankte. Ein reizendes Bild, wie das blühende Mädchengesicht zwischen dem grünen Blattwerk hervorlugte.

Dort, nach Westen, lag die Staubwolke von der marischen Batterie noch über dem Walde.

Es war um Sonnenuntergang. Waldtraut ging durch den Forst; ihr zur Seite Waldmann, der große braune Stiefelboarige. Unter den Kronen der Eichen, die hier den Kiefernbestand abgelöst hatten, war erquickende Kühle. Es war ganz still. Kaum, daß einmal ein leiser Luftzug die äußersten Enden der Zweige in Bewegung setzte und daß es dann geheimnißvoll in den alten Wipfeln rauschte. Sorglos ging Waldtraut dahin auf dem schmalen Pfade, den großen Eichen lässig in der Hand haltend. Das blonde Haar hing ihr in locken, feuchten Strähnen um die Schultern. Eine halbe Stunde vom Hause entfernt, im Schwarzen See, da hatte sie sich eine sehr ursprüngliche Badeschütte bauen lassen, und von dort kam sie auf dem Fußpfade gegangen. Er schnitt den Wald ab, den die Chaussee des bergigen Geländes halber zur Seite hin machen mußte.

Die Sonne stand ganz unten im Horizont und war dunkelgoldige Gluthstrahlen zwischen den Stämmen der Eichen hindurch auf das Noos des Grundes. Waldtraut wandte sich und schaute von der Höhe des Weges hinab, dort hin, wo der gluthgleisende Feuerball versank. Sie schirmte die Augen mit der feinen wohlgeformten Hand. Dort, fernwärts von der blutroth leuchtenden, im Dunst versinkenden Scheibe entdeckte ihr klares, scharfes Auge dunkle, aufragende Striche: das waren die Thürme und hohen Schornsteine der Stadt. Ein Lächeln legte sich um den feinen Mund: sie dachte an die Batterie die jetzt dort lag, und vor allen an den Lieutenant Giebeler. Da hob Waldmann den Kopf und knurrte. Und plötzlich sah er in langen Sägen thalwärts und schlug an, daß es wie Ton dazwischen: das dumpe Schlagen von Pferdehufen.

„Nun?“ Sie blickte gespannt abwärts, den grünen Wald entlang.

Waldmann bestete noch immer. Aber es klang nicht mehr seltsam. Und nun erschien der Reiter. Eine heiße Blutwelle lag Waldtraut ins Gesicht: es war ja ein Offizier; und einer, den sie vom Morgen her kannte! Ihr Freund, der die Batterie angemeldet hatte, und der, — verwirrt und gluthüberglommen stand sie da, und der letzte Strahl der leuchtend vergehenden Sonne spielte auf ihrem Gesicht mit verklärendem Schein.

Da hielt der Reiter vor ihr und sah sie stumm an, wie einer, der in die Sonne sieht. Und plötzlich stand er neben ihr, den Zügel des schnaubenden Pferdes über dem Arm, und wieder sagte er mit leiser Stimme: „Wie wunderschön sind Sie!“

— Hören Sie mir nur, Sie holdseliges Mädchen, und jagen Sie mich hinweg! Ich bin ja Soldat und muß doch hinaus. Aber, daß ich Sie noch einmal sehe, das können und dürfen Sie mir nicht wehren. Die Sonne, die hat's Ihnen ja auch nicht wehren können, daß Sie hineingefahren haben.“

Waldrant hatte sich gefaßt. Sie sah gar nicht böse aus. „Ich freue mich Sie zu sehen,“ sagte sie einfach und freundlich, „und ich kann mir auch denken, weshalb Sie kommen: Sie haben gewiß unsere Thee-Serviette mitgebracht.“

Er lachte und sah dabei so gut und ritterlich und zuverlässig aus. „Ja, meine Gnädige, und ich kann's Ihnen auf Ehre nicht sagen, ob ich sie aus Zufall oder absichtlich mitgenommen: ich war den Tag über wahrhaftig nicht ganz mein eigener Herr. Hier ist sie! Und nun lassen Sie mich wieder weiter. Ich bin heimlich fortgeritten aus der Stadt, — mit einem Wort: ich hielt es nicht aus!“

Er sah ihr tief in die Augen. Sie sah ihn wieder an. Ihre Brust hob sich in starken Athemzügen.

„Kommen Sie mit mir!“ sagte Waldrant, „und geben Sie das Tuch nur selber ab. Ich kann's Ihnen hier doch nicht abnehmen, Herr Lieutenant!“

„Darf ich?“ jauchzte er und nahm ihre herabhängende Hand. Sie entzog sie ihm rasch. Sie hatte den Kopf in den Nacken geworfen und sah ihn finster an.

„Nicht so, nicht so, Sie herrliches Mädchen!“ flehte er. „Denken Sie nicht, wie Sie jetzt thun: ein leichtsinniger Lieutenant und eine Mandor-Adventüre! So wahr mir Gott helfe, Fräulein Waldrant, das sieht tief drinnen und ich kann Sie nicht vergessen und lassen. Also ich darf mitgehen? Auch jetzt noch? Ja? Schön! Und nun jagen Sie mir: darf ich Ihnen schreiben?“

Sie sah ihn erstaunt an im Gehen.

„Darüber kann ich doch nicht bestimmen! Das müssen meine Eltern doch thun! Und was für einen Anlaß hätten wir dazu?“

„Darf ich mir die Erlaubniß von Ihren Eltern erbitten?“

„Sie würde Ihnen bald ganz werthlos werden!“ sagte sie leise.

„Wollen Sie mir antworten?“

„Das kommt auf Ihre Briefe an!“ gab sie ernst zurück; „und wieder auf meine Eltern!“

Sie waren aus dem Walde getreten. Still und einsam lag die Oberförsterei da, ringsum von ernsthaft dunkeln Forst umgeben. Ueber den Wiesen des Grundes hob sich weißer Nebel in niedrigen Schwaden.

„Geben Sie mir hier, angefichts Ihrer stillen Heimat die Hand!“ bat er.

Sie reichte sie ihm gesenkten Hauptes, daß das wallende blonde Haar die glühenden Wangen verhüllte.

„Auch die andere!“ Er nahm sie, und sie ließ sie ihm.

„Waldrant! Sie geben sie einem ehrlichen Manne!“ Weiter lagte er nicht und küßte ihre Hände heiß und innig. Und dann fügte er hinzu mit weichem, bittendem Ton: „Denken Sie freundlich an den fremden Mann!“

Da kam ihnen der Oberförster über die Wiese entgegen. Dieb' erstaunt blieb er stehen und sah den aus dem Walde herankommenden mit starrem Blick ins Gesicht.

„Herr, in drei Deubels Namen, wie kommen Sie hierher, und wie kommen Sie dazu die Hand meiner Tochter zu halten?“ herrschte er ihn an.

Der Offizier grüßte in tadelloser Haltung. Wie selbstverständlich gab er Waldrant die Zügel des Pferdes und ging mit ernstem Gesicht auf den Oberförster zu.

„Erlauben Sie mir fünf Minuten!“ bat er mit festem Ton. „Bitte sehr!“

Und Waldrant stand, den Zügel über dem Arm, an einem weiß schimmernden Birkenstamme gelehnt, und es war ihr wie im tiefsten Traum. Aber es zog ihn über ihre Seele, als solle sie bald zum wunderbar hellen Licht erwachen. Lautlos kletterte eine Fledermaus um ihr junges Haupt. Neben ihr schauerte das Pferd des fremden Mannes. Droben am lichten Abendhimmel zeichnete die scharfe Sichel des Mondes sich golden ab. Und da unten lag ihr Heimathaus, und zwei Männer gingen darauf zu; der eine war ihr Vater, die liebste, treueste Gestalt, die sie kannte auf Erden; und der andere ein ganz fremder Mann, — was wollte er? Wollte er sie herauslocken aus dem Hause dort und ihr mehr noch werden als der Vater selbst? — Sie lehnte das Haupt an den Stamm der Birke und sah nach oben. Da kamen Schritte näher: die beiden Männer standen wieder vor ihr.

„Reiten Sie mit Gott, Herr Lieutenant!“ sagte der Vater und reichte ihm die Hand.

Der Offizier trat zu Waldrant.

„Sie dürfen mir antworten, wenn Sie es wollen,“ sagte er und sah ihre Hand in seine beiden und sah ihr in heißer Liebe in die Augen. „Gott befohlen!“ Er schwang sich in den Sattel und ritt langsam in den Wald hinein.

Schweigend gingen Vater und Tochter dem Hause zu.

Vor der Thür zog er sein schönes Kind mit den glühenden Wangen an sein Herz und küßte sie auf den Mund.

„Und nun geh' auf Dein Zimmer, ich werde mit der Mutter reden.“ Da stand sie wieder in ihrem Wiebelfenster und sah hinauf wie Stern an Stern ausglomm in der lichten Höhe, und ihre Gedanken gingen hinaus in die prächtige Sommer- und geleiteten einen einsamen Reiter, der durch den dunkeln Wald trabte. — Es war ganz still auf Erden.

fiel das Sonnenlicht durch das schwankende Nadelholz, und stimmernde Strahlen zitterten auf dem Briefe in ihrer Hand.

Was war das für eine Sprache, die hier zu ihr geredet wurde? Das war ja der gewaltigste Ernst des Lebens, der hier in ihr junges Dasein hineingriff. — Und sie stand auf und breitete die Arme aus, dem Tage, dem Leben, dem Glück, dem Leid entgegen; und sie schlang die Hände fest zusammen um den schlanken Stamm der Birke und legte das weiche Gesicht darauf. — Als sie ins Haus und in die Küche zur Mutter trat, leuchteten ihre blauen Augen in einem eigenartigen Glanze. Die Mutter war eine kluge Frau, sie sagte kein Wort; aber liebend ruhte ihr Blick auf ihrem schönen Kinde.

Wenige Tage später sah Waldrant an ihrem kleinen Schreibtisch und schrieb die Antwort. „Ich weiß nicht, was ich schreiben soll, ich komme mir vor wie eine offene Stadt, auf die Sturm gelaufen wird. Thun Sie es nicht. Es mag Sie einmal gereuen. Ich bin ein Mädchen, wie andere; nicht klüger, nicht besser, nur ärmer. Wir sind ganz arm. Kaum, daß ich eine Aussteuer habe. Mein Vater hat viel gekämpft im Leben. Ein Offizier soll kein armes Mädchen heirathen. Wir werden beide unglücklich. Ich will nicht eines Mannes Glück auf dem Gewissen haben. Lassen Sie mich und schreiben Sie mir nicht wieder so. Am liebsten gar nicht. Ich werde gern an Sie denken; und Sie werden andere finden, die ihnen mehr bieten als ein Mädchen, das im Walde groß geworden.“

Sie athmete tief auf, als sie den Brief dem Postboten mitgab. Aber es war eine Unruhe über sie gekommen, die sie nicht wieder los ließ. — Dann kam ein neuer Brief.

„Die Stadt ist mit Wall und Graben schwer besetzt. Und ich will sie nehmen, oder ich bleibe vor ihren Thoren. Wissen Sie, was es ist, um die Leidenschaft eines Mannes, die wie eine Lohe zum Himmel fährt? Sie sind arm? Köstlich! Dann wissen Sie, daß ich um Sie selbst, um Ihre Liebe allein, um das herrlichste Weib werbe, das Gott geschaffen, und nicht um Silber und Gold! Dessen hab' ich genug! Dann heben Sie das blonde Haupt über alle anderen und sagen zu Ihrer Seele im sieghaftesten Stolz: „Um mich ist er zum Sturm gegangen mit dem Leben und hat nur einen Siegespreis gewollt: Frieden für sein Herz und Wärme für seine Seele; und nur eine Ehre: mich auf den Arm zu heben und zu sagen: „wer ist wie sie?“ Waldrant, der Trompeter hält vor dem Thor und bläst: Und nun antworte: „Ja oder Nein!“

Da stürmte sie die Treppen hinunter: „Wo ist Papa?“

Er sah im Garten in der Laube. Sie kniete ungestüm vor ihm nieder im Sand und hielt ihm den Brief hin: „Den sollst Du lesen!“ drängte sie; und sie legte das heiße Gesicht auf seine Kniee. Und wie er zu Ende gelesen und ihr die Hand leicht auf's Haar legte, da hob sie das Gesicht und fragte: „Was soll ich schreiben? Ja — oder Nein?“ — Da beugte er sich über sie und sagte: „Schreib: Ja. Ich weiß, daß er die Wahrheit spricht!“

Sie stand auf und setzte sich neben den Vater und warf die Arme um ihn, und legte ihren Kopf auf seine Schulter.

„Du bleibst doch unser liebes Kind,“ sagte er und strich ihr über den Scheitel.

Sie schaute auf und lächelte ihn an. Es war ein seltsam seliges und verheißendes Lächeln: „Ja, Papa!“

Es waren viele Briefe hin und her gegangen. Voten großen Stückes. In einem, den Waldrant geschrieben, stand: „Er soll Dein Herr sein! Ich beuge mich willenlos unter dies Wort, das bald über mich gesprochen werden soll. Nur eine Bitte habe ich, Konrad: laß es im Walde über mir gesprochen werden. Ich heiße Waldrant; ich bin im Walde geboren und der Wald hat mich erzogen, und er ist mir vertraut mit Baum und Kraut und Blumen und mit Hirsch und Has' und Reh. Im Walde will ich auch getraut werden! Als wir an jenem ersten Morgen zusammen saßen am Frühstückstisch, da sagtest Du: „ich habe noch nie so nordisch goldblondes Haar gesehen, wie Ihres.“ Ich bin eine Germanin; und die ehrten ihre Götter im grünen, rauschenden Hain; und unter Gottes Augen, unter starken Eichen will ich mich Dir geloben; nicht unter Dach und Mauern! Gewähre mir die Bitte!“

Und heute war Hochzeitstag. Johannisstag!

Unter den alten Eichen im Bergthal und neben dem rieselnden Bach war aus grünem Gezweig der Altar gebaut, und im Farnkraut und grünem, weichen Moos stand sein Fuß. Golden und heiß schien die Sonne herab auf den grünen Waldesdom. Wie Gottes Odem wehte es frisch und duftig durch den stillen Forst. Fernhin im Lann schlug ein Specht einen Baum an, und eine Wildtaube gurrte. Seitwärts im Walde leuchteten weiß schimmernd die gedeckten Tafeln. — Da kam's heran im hochzeitlichen Zuge. Voran Bräutigam und Braut: statlich und glänzend Er; Sie auf seinem Arm gelehnt, bräutlich und verklärt zu schauen die hohe Gestalt, bis zu den Hüften umwallt vom Schleier, ein blühendes, junges Weib in sieghafter Schönheit unter dem Myrtenkranz.

Die Offiziere von der Feldbatterie und die Männer vom Walde; manch Fräulein im lichten Gewand und mit Blumen im Gürtel, und die fatten Farben der seidengekleideten Matronen im Zuge, ein Freilichtbild, wie sich's kein Maler besser wünschen konnte. Und im Contrast dazu der ernsthaft dunkle Talar des Pfarrers vor dem Waldaltar. Da hub in der Stille ein Buchfink hell an zu schlagen mit herzerfreuendem Schlag. Lächelnd schaute Waldrant auf und deutete mit dem Strauß auf den kleinen Gefellen hin: „Hab' Dank für Deinen Gruß! Hast oft mein Herz erfreut, und nun muß ich davon!“

Als wär's das Zeichen gewesen, hub's jetzt an in der verschwiegene grünen Tannenheckung am Bergeshang. Da stand die Regimentsmusik verborgen, feiner hatte drum gewußt als die Herren von der Batterie allein, und machtvoll brauste plötzlich der Choral hinein in den Wald zu feierndem Gruß. Da hob Waldrant das blonde Haupt, und zwei glänzende Thränen traten ihr in die klaren, blauen Augen. Das Glück stüthete auf sie herein, wie droben über den Waldkronen das Sonnenlicht vom blauen Himmel stüthete und die Welt erfüllte mit Glanz.

Die Trauung war vorüber. Klar und stark war das „Ja!“ erklingen unter den Eichen und der Segen darnach. Nun standen sie da im Sonnenlicht, und um sie her drängte es sich, Schön-Waldrant zu grüßen in ihrem jungen Glück. Nun schaute sie auf zu dem ritterlichen Gatten.

„Komm mit mir!“ bat sie leise.

Sie führte ihn tief hinein in den Wald. Sie raffte das Kleid zusammen und den Schleier. Dort stand unter der uralten Fichte jene einsame Bank. Sie wies darauf.

„Hier hab' ich oft als Mädchen gesessen; hier hab' ich Dein gedacht, und Deine Briefe gelesen. Hier laß mich Abschied nehmen vom Wald, — in Deinem Arm, unter Deinem Kuss, bis das Horn zum Mahle ruft, wie's an jenem Abend durch den stillen nächtlichen Wald klang! Nimm eine Myrte aus meinem Kranz und gib sie dem Walde von Waldrant!“

Er zog sie in seine Arme und suchte die frischen, rothen Lippen, die sich ihm bräutlich darboten. Ein Eichhäuschen lief gnadernd an dem riesigen Stamme hinunter und verschwand im Haidekraut, und oben im harzigen Wipfel ruckte die Waldtaube. Waldrant schloß die Augen unter dem Kuss des Gatten und ein Seufzer hob ihre Brust. Ein Myrtenzweig steckte in der rissigen Rinde der Fichte. Und sie that die Augen auf und alles Erden Glück lachte ihm daraus entgegen. „Nun, Konrad, nimm Du die Waldrant hin! Lebe wohl, Du Wald meiner Jugend!“ Schmetternd und juchzend erklang das Horn.

Nachdruck verboten.

Neue Kunst.

Von H. E. von Verlepsch.

I.



Je kürzer ein Titel, desto besser. Deswegen wurde für die nachfolgenden Zeilen obige Aufschrift gewählt, obschon sie vielleicht mehr als Schlagwort zu bezeichnen ist, denn als das, was man in jeder Beziehung „trefflicher“ nennt.

Mit dem Worte „neue Kunst“ soll nicht etwa bezeichnet werden, was weder Vater noch Mutter zu haben vorgeht und, wie Pallas Athene gerüstet dem Haupte des Zeus entstieg, so nun plötzlich vor den Augen der erstaunten Menschheit auftaucht und alles abgefreist hat, was etwa an Vergangenheit und Formen anderer Zeiten erinnert. In den Kulturbewegungen aller Zeiten liegt nicht die Willkür eines Einzelnen, vielmehr sind sie ebenso wie das stets erneute Wachsthum der Natur Nothwendigkeiten, die unfehlbar sich aufzurollen beginnen, wo ein Abstufungsprozess, man möchte sagen eine Häutung, folgen muß. Der Abstufungsprozess, die Häutung, ist eine Veränderung der äußeren Erscheinung; der Organismus, der dahinter steckt, nimmt jedoch keineswegs gegenüber seinen früheren Functionen eine fundamentale Aenderung an. So ist denn die Bezeichnung „neu“ immer etwas relatives, besonders da, wo Vorläufer in längeren oder kürzeren Zeitabschnitten eine Bewegung vorbereitet, ihr den Boden zum Theil bereits umgeadert haben.

Jede Lehre, jede maßgebende Anschauung ist für einen Zeitpunkt zutreffend, nicht aber ein für allemal. Alles ist der Verflüchtigung anheim gegeben, sobald das traditionelle Element dem weiterentwicklungsfähigen Kern einer Sache sich voran stellt. Genau ebenso, wie die Auffrischung des Blutes allein imstande ist, der Entartung, dem Niedergange sich fortplanzender Lebewesen vorzubeugen, ebenso verhält es sich mit den Neuerungen menschlicher Thätigkeit auf allen Gebieten, speciell auf dem, das hier berührt werden soll. Fortgesetzt gleichmäßige Anwendungen gewisser Normen, bestimmter Formen bringt allmählich eine gewisse Seichtheit mit sich. Der Charakter des Originals, von dem eine starke Bewegung, weit ausgreifende Beeinflussung der Geister ausging, tritt gegenüber der traditionellen Uebung mehr und mehr in den Hintergrund; er wird verwischt und an seine Stelle tritt jene Entartung, wo die Aeußerlichkeit zur Nichtsahnur wird und dadurch jede Spur von Eigenart verloren geht. Hand in Hand damit documentirt sich der Mangel wahrer, innerlicher Bedeutsamkeit. Ein schlagendes Beispiel hierfür bietet die Heiligenmalerei der griechischen Kirche, deren Figuren allmählich zu Buchstabengrößen herabgesunken sind und längst das eingebüßt haben, was den Ernst und die Größe frühchristlicher Figurenmalerei ausmacht. Das kann jeder constatiren, der die Mosaiken von Ravenna, von San Marco zu Venedig, sowie anderen Kirchen des frühen Mittelalters vergleicht mit den Heiligenfiguren moderner russischer Kirchen, denen es zwar nicht an Pomp der äußeren Erscheinung, wohl aber an geistigem Ausdrucke gebricht.

Je weiter die Verallgemeinerung gewisser ursprünglicher, künstlerischer Aeußerungsweise sich entwickelt hat, je geistloser die Anwendung derselben geschieht, desto mehr ist der Boden für eine neue Art des Ausdruckes empfänglich gemacht, und um so rückwärtsloser wird jede reformatorische Bestrebung dem Alten gegenüber vorgehen. Ist sie auch der Natur der Sache nach gezwungen, gewisse unabänderliche Principien anzunehmen, so wird es doch nie an dem Versuche fehlen, diesen Principien ein neues Gewand zu schaffen. Entweder handelt es sich darum, neue Ziele mit bereits erprobten Mitteln zu erreichen, oder durch neue Mittel die Erreichung bereits früher gesteckter Ziele umzugestalten. In diesem Sinne läßt sich von einer „neuen Kunst“ sprechen. Richtiger wäre es vielleicht, von einer Erneuerung der Kunst zu sprechen, denn es kann sich nicht darum handeln, alles bisher dagewesene einfach zu verneinen, sondern der Endzweck wird immer darauf hinauslaufen, mit neuen Ausdrucksmitteln dem zum Rechte zu verhelfen, was durch die Betrüblichkeit einer gewissen Schulmäßigkeit verloren gegangen zu sein schien. Das Predigen völligen Bruches mit allem Vorhandenen ist Sache aller großen Umwälzungen gewesen. Der erste Sturm wirft immer alles über den Haufen, bis weit ausgreifende Aufgaben ganz von selbst die Sache in ein ruhigeres Entwicklungsstadium bringen, denn immer und überall treten die unabänderlichen Naturgesetze in ihr Recht, und sie sind es, von denen in letzter Linie die Existenzmöglichkeit alles Werden abhängt. Die Erfüllung innerer Nothwendigkeiten bildet den Halt; nicht die äußere Erscheinung macht ihn aus. Sie ist vielmehr die Consequenz des ersteren. Es ist vielleicht das Richtige, wenn man diese inneren Nothwendigkeiten als das constructive Moment bezeichnet. Dieses ist Naturgesetz, Naturgesetz aber schaffen Stillesetze im weitesten Sinne des Wortes. Beispiel: Die angewandte Naturkraft erfordert ihren Ausdruck in bestimmten Formen. Diese Formen setzen sich zusammen zur Maschine, und damit, kann man sagen, ist der Stil der Maschine, — vielleicht der prägnanteste, den wir heut aufzuweisen haben, gegeben. Das bei ihr verwendete Material muß im strengsten Sinne des Wortes Hand in Hand gehen mit dem Zwecke, den das Object, der Apparat, zu erfüllen hat. Das

Nachdruck verboten.

Bergkrankheit.



Es ist eine bekannte Streitfrage: was macht den größeren Eindruck auf den Menschen, das Meer oder die Berge; sie lösen zu wollen, wäre müßig...

Ersteigt der Mensch aber größere Höhen, etwa den Gipfel des Montblanc (4810 Meter), dann kann er unter Umständen eine Krankheitserscheinung kennen lernen, die das gerade Gegenstück von der Berg-Erfolge ist: die Bergkrankheit...

Durch die Muskelthätigkeit beim Aufstieg verbraucht der Körper so viel Sauerstoff, daß das tiefe und mehr abgemessene Athmen in Nötheln übergeht und Beklemmung und Magen stark beeinflusst werden...

Ein Heilmittel gegen die Bergkrankheit ist nicht gefunden, wie es ja auch noch keines gegen die Meerkrankheit giebt; das einzige wirksame Mittel ist Ausruhen und — absteigen.

Redactions-Post.

E. C. S. in Amsterdam. — Die Redaction, bei jemanden einen Stein im Brett haben, ist dem Brettspiel entlehnt...

Frau v. C. in Breslau. — Die i. J. auf der Ausstellung in Chicago befindliche Photographie, — man sagt, es soll die Schwester Herzfeld's darstellen...

Hedencröschen in Annaberg. — Glauben Sie nicht daran; man hat sich einen Scherz mit Ihnen erlaubt.

Frida B. in Bad Ems. — Sie haben uns durch Ihre Sendung sehr erfreut. Vielen Gruß.

Anna B. in Lenahn. — Die Wurzel der wilden Möhre ist nicht giftig; sie schmeckt scharf und bitter und ist gesundheitsförderlich...

das künstlerische Moment da erbt in seinem vollen Werthe, wo mit einfachen Mitteln ein zweckentsprechendes Resultat zu Tage gefördert wird, und dies ist auch auf dem Wege maschineller Herstellung zu erreichen...

Anm. der Red. Der vorstehende Aufsatz bildet die Einleitung zu einer Reihe von Artikeln, die dem Leser einen klaren Ueberblick über die neuen Bestrebungen auf dem Gebiete des Kunstgewerbes geben sollen...

Unsere Kinder.



Lieber Onkel!

Ich schicke Ihnen meine Photographie und die von meiner Schwester Ilse und von meinem Bruder Adolf.

Er ist ein richtiger Deutscher und will nur Spanisch sprechen, und ich mit meiner Schwester sind Bolivianer und sprechen doch Deutsch mit Papa und Mama.

Vor drei Jahren haben wir Großmama in Europa besucht, ich habe auch schon den Kölner Dom besucht, und in Genua habe ich zum ersten Male elektrische Tramway gesehen...

Ihr ergebener Taria, Bolivia (Süd-Amerika). Carlos Schnorr.

Geschöpf, der Webstuhl, die Dampfmaschine, das Fahrrad ist knapper, präziser Stilausdruck. Sie stellen sich in den denkbaren scharfen Widerspruch zu der Verwirrung, die allmählich auf dem Gebiete der decorativen Künste eingeht...

Wenn von der Anwendung der in der Natur vorhandenen Formen die Rede ist, so sei damit nicht gesagt, daß dieselben ohne weiteres immer und überall am Platze ist. Damit, daß auf ein Kissen, auf einen Teppich ein paar Blümchen, ein Strauß gestickt werden, ist das nicht erreicht, was unter „Anwendung der Naturformen“ zu verstehen ist...

Dazu gesellt sich ein zweiter wesentlicher Gesichtspunkt. Er betrifft die Behandlung der Form im Einklange mit dem Material, aus dem sie entstehen soll. Ein und dieselbe Erscheinung für verschiedene Arten der technischen Herstellung verwendet, muß sich stets den Erfordernissen des Materials zweckentsprechend unterordnen...

Nachdruck verboten.

„Das Glück.“

Novelle von Jassy Torrund.

(Schluß.)

„Ich hab' ein wenig Kopfschmerzen von der Hitze,“ sagte Charlotte verlegen. „Weiter nichts? Es ist doch nicht . . .?“ Walter wurde sehr blaß und blickte unruhig umher, — ein plötzliches Angstgefühl überkam ihn und ließ ihm den Bissen im Munde stecken bleiben.

Da nimmt Charlotte sich gewaltsam zusammen, faßt ihr schluchzendes, wimmerndes Herz in beide Hände und hält es fest, ihre blassen Lippen lächeln krampfhaft, ihre zitternde Stimme versucht zu scherzen: „Ach, Unsinn, Walter! Du siehst wohl Gespenster am helllichten Tage?“

Er greift mit der Hand über den Tisch und hebt ihr Gesicht in die Höhe, daß sie ihm gerade in die Augen sehen muß.

„Wirklich nichts gekommen, Charlotte? Sag' die Wahrheit!“ fragt er dringend.

Da lügt sie, Verzweiflung im Herzen: „Nein, nichts! — So laß mich doch, Walter, Du thust mir weh, — ich sagte Dir schon, mein Kopf . . . Erzähl' mir lieber von der Försterei, wohin wir reisen wollen. O, wie freu' ich mich schon darauf! — Einen großen Hut muß ich mir noch kaufen, einen runden, weißt Du, mit Hedenrosen, wie ich früher einen hatte, den Du immer so gern leiden mochtest.“ Nur Zeit gewinnen, denkt sie angstvoll. O wär' ich erst wieder allein, unbeobachtet. Wie schrecklich, so lügen und sich verstellen zu müssen!

Walter ist seiner ganzen Naturanlage nach schnell beruhigt, zudem, — Charlotte lügt nicht, sie würde das nicht fertig bringen. So erzählt er munter und fröhlich. — Den ganzen Reiseplan hat er schon ausgearbeitet, kennt alle Touren, alle Wege und Stege, die sie gehen wollen.

Und Charlotte hört zu mit dem gewaltsam auf ihre Lippen gebannten Lächeln, — und weiß, daß diese Pläne sich nie erfüllen, daß sie diese Wege im Gebirge niemals wandern werden.

Mit einer wahren Erleichterung sah sie ihn Hut und Stock nehmen und wieder fortgehen. Und kaum war er draußen und glücklicherweise auch schon außer Hörweite, da wurde sie von einem Herzkrampf befallen, daß sie glaubte, ihr letztes Stündlein hätte geschlagen. Sie kannte das schon. Nach Walterchens Tode war's zuerst gekommen und hatte sich ein paar Mal wiederholt. Aber so stark wie heute noch nie.

Als wenn ihr das Herz um und um gedreht und aus dem Leibe gerissen würde. Eine Nachbarin in dem hellhörigen, überfüllten und von zahllosen kleinen Leuten bewohnten Hause hörte das Wimmern und Schreien, holte resolut den Schloffer, um die Entréethür zu öffnen, und kam ihr zu Hilfe. Wasser, Hoffmann'sche Tropfen, Valbrian, — was man so zur Hand hat; die Armen sind ja so gefällig und dienstbereit und wissen sich in solchen Fällen oft schnell und sicher zu helfen, auch ohne Arzt und Apotheker.



Mädchen aus dem Kinzigthal. Nach dem Gemälde von W. Hasemann.

Als Charlotte ruhiger wurde, sagte die gutherzige Frau: „Sie haben wieder zu viel gearbeitet, Frau Frey, — und dann die Hitze hier im Zimmer. Sie sollten etwas an die Luft gehen, ich werd' das bissel Aufwasch schon besorgen.“ Sie räumte auch schon die Teller und Schüsseln hinaus und legte das Tischtuch zusammen, dann hörte Charlotte sie draußen in der Küche hantieren. Sie fühlte sich so schwach und müde, gar nicht imstande aufzustehen, — und es war ein so beruhigendes Gefühl, jemanden um sich zu wissen, der für sie sorgte

und ihre Arbeit that. „Ich will schlafen,“ murmelte sie und drückte den Kopf an die Sopphalehne. Als die Nachbarin nach einer Weile hereinguckte, lag die Patientin mit geschlossenen Augen in der Sopha-Ecke und schien zu schlafen. Auf den Behen schlich sich die gute Seele hinaus und drückte sachte die Thür ins Schloß.

Aber Charlotte schlief nicht, — sie lag nur still und ließ die tosende Fluth der Gedanken wehrlos über ihre erschöpfte Seele dahinrauschen.

Sie wußte, es ist noch kein großes Unglück, wenn

ein Schriftsteller sein Manuscript von einer Redaction zurückgeschickt bekommt; Hunderten passiert es, und sie alle schicken ihre Arbeiten dann an eine andere Redaction; was für die eine Zeitung nicht paßt, paßt vielleicht doch für eine andere. Aber wie würde Walter das ertragen, — wie würde er diese Ablehnung aufnehmen? Charlotte bebte das Herz, — für Walter, der nach jahrelanger Enthaltung sich aus freudloser Gleichgültigkeit und dumpfer Resignation endlich aufgerafft hatte, um mit all seinen Geistes- und Seelenkräften und mit einem Uebermaß von physischer Anstrengung ein Werk zu schaffen, in dem er sein Bestes, sein Herzblut gegeben, — für Walter bedeutete diese Abweisung eine Niederlage fürs ganze Leben, von der er sich nie wieder erholen würde. Für ihn war sie, gerade in dieser Zeit, wo sein muthloses Herz nach langer Verzagttheit wieder gelernt hatte, zu hoffen und an sich selbst zu glauben, ein großes Unglück, vielleicht das schwerste, was ihn treffen konnte.

Knospen und Keime, die die Frühjahrs-sonne zu zeitig hervorgeholt hat, erfrieren wohl 'mal, — und der junge Baum ist lebensfähig genug, um neue zu treiben, Blüten zu tragen und Früchte reifen zu lassen. Aber steht er erst im späten Frühjahr über und über im Blüthenschmuck, und es kommt ein harter Nachtfrost und streift mit eisiger Hand über die blühende Pracht, alles Werden und Leben grauam vernichtend, — dann kann's geschehen, daß ein solcher Baum sich nie wieder erholt, daß er unter den anderen blühenden in seinem dürftigen, verkümmerten Laubgewande steht und im Herbst, wenn andere mit stolzen Früchten prunken, die nackten Arme anklagend gen Himmel streckt.

So würde es auch Walter gehen.

Traf dieser vernichtende Schlag ihn, ließ dieser eisige Frost die herrlichsten Blüten an seinem Lebensbaum verdorren, — so war's mit seiner Künstlerkraft vorbei für immer. Nie würde er einen zweiten Versuch wagen. Das Werk, das nach seiner und ihrer heiligsten Ueberzeugung wirklich ein Meisterwerk war, würde in der Tiefe seines Schreibtisches vergraben bleiben, oder in einer heftigen Zornesentladung dem Herdfeuer geopfert werden. Der Lebens- und Wagemuth, der noch einmal zu heller Flamme aufgelodert war, würde unter diesem Schläge erschauernd zusammensinken, nie würde Walter sich wieder zu neuem Schaffen aufraffen, — sein verheißungsvolles, arbeitsfrohes Leben würde in der lähmenden Monotonie, im trostlosen Duster der Schreibstube untergehen.

Das alles kam Charlotte deutlich zum Bewußtsein, darum litt sie so unsäglich. Doppelt litt sie, weil dies ein Leid war, was er allein auf seine Schultern nehmen mußte, wo sie ihm keinen Trost, keine Hülfe geben konnte.

Und wie sie nun so dalag mit diesem wunderbar müden Schmerz im Herzen, einem äußerlichen, körperlichen Schmerz, der von dem Anfall zurückgeblieben war, zermarterte sie sich den Kopf, wie sie ihm dennoch helfen, wie sie ihn vor sich selber retten solle. Heute konnte sie ihm sein Unglück noch verschweigen, morgen und die nächsten Tage vielleicht auch noch, — aber endlich würde er doch ungeduldig und mißtrauisch werden, — und dann mußte es heraus.

Und wie sie nun unaufhörlich sann, muthlos, an Geist und Körper so kraftlos, wie gebrochen, kam ihr in dem quälenden, unsinnigen Wirrwar ihrer Gedanken ein erlösender Einfall. Und im Nu war ihr Plan fertig. Ja natürlich, — daß sie auch nicht gleich darauf verfallen war, — war's doch die beste, die einzige Lösung! Sie selbst wollte das zurückgewiesene Manuscript heimlich an eine andere Redaction schicken, — vielleicht nimmt die's an. Zeit gewonnen, alles gewonnen. Es ist wenigstens wieder eine neue Hoffnung; — sie brauchte ihren Mann dann doch nicht so schmähsch zu belügen und zu betrügen, ihn vergeblich auf den Erfolg seiner Arbeit warten zu lassen, — während diese nutzlos und ungelesen in ihrem Wäschekorb lag.

So schwach und müde sie war, sie stand auf und schleppte mühselig alles Nöthige zusammen, Walters Petchchaft, das Siegellack. — Wie fröhlich, beinahe übermüthig sie damals das kostbare Packet gesiegelt, und aus dem Tropfen des rothen Siegellacks die Freude der Redaction über die schöne, wohlgelungene Arbeit prophezeit hatten! Das Herz krampfte sich ihr zusammen, sie durfte nicht daran denken, — an soviel Hoffnungen, die nun todt und begraben sind.

Sie schrieb ein paar Begleitzeilen in Walters Namen, und dann adressirte sie. An eine fremde Redaction, wohin Walter noch nie eine Arbeit geschickt hatte, die Redaction einer neuen, ganz modernen Zeitschrift, die sie ihm schon damals vorgeschlagen; — aber er hatte nichts davon wissen wollen, weil er glaubte, die alten bekannten Beziehungen würden ihm am förderlichsten

sein. Dann kleidete sie sich an und, so schwer ihr der kurze Gang auch wurde, trug das Packet zur Post und ließ es einschreiben. Die Liebe gab ihr Kräfte und stützte ihre schleppenden Schritte.

Auf dem Rückwege kam sie an der Kirche vorüber, wo sie heute früh gebetet hatte. Waren nur Stunden seitdem vergangen, — Stunden, in denen sie solche Fülle des Leids erlebte? — Beten? — Sie schüttelte den Kopf und ging mühsam weiter. Beten konnte sie jetzt nicht, — die Enttäuschung war zu schwer, der Schlag war gar so hart gewesen.

Und die Tage gingen hin, und so oft Walter nach Hause kam, lehrte die stereotype Frage wieder: „Nichts gekommen?“

„Nichts!“ antwortete Charlotte mit ruhigem Gewissen.

Zuletzt fragte er nicht mehr. Er spähte nur beim Hereintreten unruhig, angstvoll durchs Zimmer und suchte heimlich Charlottens Schrank und Kommode durch, ob nicht irgendwo das bewußte, unglückselige Postpaket läge. Aber er fand nichts, Charlotte hatte alle Spuren sorgfältig beseitigt, der Begleitbrief der Redaction lag zu unterst in ihrem Arbeitskorbe, — dort fand ihn sicher niemand.

Tagelang hatten beide den wunden Punkt nicht mehr berührt, den Schwerpunkt all ihrer Gedanken. Da, eines Abends, während Charlotte noch beim letzten Tageschein am Fenster saß und stidte, — sie war fleißiger denn je, trotz seines Scheltens, wußte sie doch, wie nöthig, wie doppelt nöthig es jetzt war, daß sie arbeiten und Geld verdienen müsse, — kniete er neben sie auf den niedrigen Fenstertritt und fragte leise, zögernd: „Lotti, wenn die Redaction ihn nun nicht annähme, wenn sie mir meinen Roman zurückschicken würde, — was dann? — Würdest Du auch dann noch an mich glauben?“

Ihr Herz drohte still zu stehen, — wie weh das thut, welche Todesangst das ist! Und nun hämmert es wie rasend weiter, als wolle es ihr in einer einzigen Minute alles Blut durch den Körper treiben.

„Immer!“ sagt sie mit heißer Liebe, aus tiefster Ueberzeugung, — „immer!“ mit jenem Glauben, der Berge verjagen könnte.

Er zieht ihr sacht die Arbeit aus den Händen und lehnt seinen Kopf gegen ihre Brust.

Wie das Herz da drinnen klopf und pocht, so laut, so bang, so stürmisch, — er fährt beinahe zurück, so erschreckt es ihn. „Fehlt Dir etwas, Lottchen?“ fragt er besorgt.

„Nein, gar nichts, lieber Mann!“ Und die blassen Lippen lächeln.

„Glaubst Du, daß sie ihn zurückschicken?“ fragt er, schnell beruhigt.

„Ach woher denn! Jetzt, nach so langer Zeit? Laß sehen, — fünf Wochen und drei Tage, — beinahe sechs Wochen. Jeden Tag kann die Nachricht kommen, daß er angenommen ist.“ Sie hat nicht mit der Wimper gezuckt, — wie gut sie das Komödienspielen schon gelernt hat, sie, die sonst die Wahrhaftigkeit selber war!

„Oder auch nicht!“ Denkt er als Refrain auf ihre letzten Worte. Vom Müdigen und vom Reisen redete er jetzt nicht mehr. Die Ferien hatten begonnen, sein Freund Hiller war längst mit Frau und Kindern in Hermsdorf unterm Aynast und schickte ihm gutgemeinte Ansicht-Postkarten von jedem Berge, den er erstiegen, — „wie zum Hohn,“ sagte Walter bitter. Und sein Lottchen, die jeden Tag blasser wurde, und so matt, — sie rief ihn kürzlich zu Hülfe, damit er ihr einen Topf mit Wasser vom Herde hebe, — das hatte sie sonst noch nie gethan. Aber sie klagte über nichts, hatte keine Schmerzen und wollte vom Arzt nichts wissen. Wenn doch die Redaction nur endlich schriebe. Ob er einmal anfragt? — Aber nein, damit macht man die Leute nur ungnädig. Warten, warten, — wie schwer das ist, wie hart! Wo seinem Lottchen die frische Luft so Noth thäte, nöthiger fast, wie das tägliche Brod. Und zum tausendsten Male malt er sich das aus, wie Lottchen sich dort erholen wird, dort oben im Försterhause. Die gute, frischgemolkene Milch, der Sommer-sonnenschein, der kräftige Riefernadelgeruch. Es wird förmlich zur fixen Idee bei ihm, daß er an andere Mittel gar nicht denken mag. Und sein sanguinisches Temperament rankt sich an dieser Vorstellung empor, hoch und höher, bis in den blauen Himmel hinein. Nur Geduld, — nur noch ein kleines Weilchen Geduld!

— Kein Ton jenes wehmüthigen Volks- und Kinderliedes, dessen immerwiederkehrender Refrain lautet: „Mutter, Mutter, es hungert mich, gieb mir Brod, sonst sterbe ich,“ — klingt disharmonisch in seine Träume hinein und erschütterte seine felsenfeste Zuversicht. Sie müssen die Arbeit ja nehmen! Sie ist wahrhaftig gut gelungen, „ein kleines modernes Kunstwerk,“ hat Charlotte gesagt. Und sie hat ein so gesundes, richtiges

Urtheil. Sie müssen sie annehmen, natürlich, — sonst hätten sie sie längst zurückgeschickt. So rückwärts sind die Leute doch nicht, die ihn von früher her gut kennen, daß sie ihn umsonst so lange zappeln lassen würden.

Sieben Wochen, seitdem er das Manuscript abgeschickt hat. Juli ist's geworden, Staub und Hitze in der Großstadt sind wahrhaft unerträglich. Trotzdem fühlte sich Charlotte heute früh wohler als seit langem. Ordentlich blühend sah sie aus, als sie ihn ein Stückchen Weges begleitete, um auf den Markt zu gehen. Das hatte natürlich auch seine eigene Stimmung aufgebessert, und wie er nachher allein weiter ging, war ihm plötzlich und ganz von selbst ein neuer Novellenstoff eingefallen. Er spann ihn weiter aus. Eine ganz aparte Novelle sollte das werden, — nicht solches Zuderzeug, wie er's früher geliefert. Er war in den drei Jahren doch vorwärts gekommen, auch ohne zu arbeiten, er fühlte es, die Flügel wuchsen ihm mächtig, — er war noch ja Großem berufen. —

Während der Geschäftsstunden mit ihren endlosen Berechnungen und schauerlich öden Correspondenzen kamen seine Gedanken immer wieder darauf zurück. Das Thema regte ihn wunderbar an, er hätte am liebsten gleich mit der Ausarbeitung beginnen mögen. Es war überhaupt ein guter Tag. Der Chef war in rosigster Laune, seiner kaltscher Reise zurückgekehrt, er mußte gute Geschäfte gemacht haben drüben in Polen. „Hier, mein lieber Frey,“ sagte er gnädig und legte einen Fünzig-Markschein neben Walter aufs Pult, „thun Sie sich auch 'mal was an, lassen Sie 'mal was springen! Man ist nur einmal jung, mein Lieber.“ Seine feisten Wangen glänzten, seine Augenlein zwinkerten vergnügt und lässig. Er schien förmlich einen Narren an seinem Buchhalter gefressen zu haben und ihn mit allem Aufgebot von Liebeshuld zu halten zu wollen, — als ob er ahnte, daß dieser nur auf die erste Gelegenheit warte, um sich aus dem Staube zu machen. „Wissen Sie 'was Neues, Herr Frey, ich geb' Ihnen drei Tage Urlaub, Sie können auch 'mal 'n bißchen ausspannen!“ Walter mußte im Stillen lächeln. Das fürstliche Gnadengeschenk der freien Tage war überwältigend. Er nahm den freundlichen Vorschlag dankbar an und freute sich wie ein Kind über das Geld und die drei Urlaubstage. Wahrhaftig, der Alte hatte recht, — er mußte 'mal heraus! Mit Lottchen natürlich. Wenn's auch nicht gerade die Försterei im Gebirge war, — das kam später, wenn die Gelder von der Redaction erst einliefen. Nur 'mal heraus aus der engen, heißen, staubigen Stadt, nur 'mal Luft schnappen, grüne Bäume sehen! Wie würde Lottchen sich freuen! —

Er fühlte sich in ganz gehobener Stimmung trotz der scheußlichen Schwüle, die wie ein bleierner Mantel über den Straßen hing. Die Menschen schlüpfen nur so in dürftigen Schatten der Häuserreihen dahin wie matte Fliegen. Ach was, — der Geist muß erhaben sein über derlei kleinliche Alltags-Misere! Er kaufte bei einer Händlerin einen Strauß blutrother Nelken für seine Frau, pfiß sich eins und winkte der vorüberfahrenden Pferdebahn. Heute konnte er den Zehnpennig schon 'mal riskieren, — er hatte ja den Fünzig-Markschein in der Tasche und den famosen Novellenstoff im Kopf.

Bis zu seiner Wohnung waren dann nur noch ein paar Straßenviertel. Ob der Brief nun endlich gekommen sein wird? mußte er zum tausendsten Male denken. Er wünschte den Erfolg ja weniger für sich, als Charlottens wegen. Wie die sich freuen würde an seiner Freude. Das gute, treue Herz! Sie, die schon so viel um ihn gelitten und doch immer an ihn und sein Können geglaubt hatte, — die so stolz auf ihn war. Und um dereitwillen er das jämmerliche bißchen Geld so nöthig brauchte, um sie wieder gesund zu machen. Ein munteres Liedchen auf den Lippen, den rothen Nelkenstrauß in der Hand, stieg er die engen steilen Treppen hinauf und schloß die Vorfaalthür auf.

„Lottchen!“ rief er laut und übermüthig. „Sitztst Du denn, mein Schatz?“

Die Küchentür stand offen, die Suppe brodelte auf dem Herde, aber keine Hausfrau ließ sich blicken. Sollte sie ausgegangen sein, um noch schnell etwas einzuholen? Er ging durch den Vorfaal und stieß die Stubenthür auf, die nur angelehnt war. Da saß Charlotte auf dem Sopha, — die grünen Jalousieen an den Fenstern waren der Hitze wegen herabgelassen, — sie saß ganz still. Schief sie? — Das ganze Zimmer war in grünem Dämmerlicht gehüllt, und auch ihr Gesicht war grünlich blaß, — und so still, — so unbeweglich.

Eine Todesangst krallte sich ihm ans Herz, er beugte sich über das blasse, stille Gesicht. „Lottchen!“ schrie er. — So kalt, so starr, so feierlich, — eine Eiseskälte durchschauerte ihn, wie sein heißes Gesicht ihre Stirn berührte. Er kniete nieder, er riß ihre Hände an seine Lippen. „Charlotte, — Lottchen!“ — Da knietten

ein Papier in ihrem Schoß, — er nahm es auf, mechanisch las er's, verständnißlos, mit irrblickenden Augen. Der Name einer fremden Redaction war darauf gedruckt, einer, die er gar nicht kannte, an die er nie etwas geschickt. Und darunter stand: „Mit großem Vergnügen acceptiren wir Ihnen uns zugefandten Roman Die Noth des Lebens“ und offeriren Ihnen ein Honorar von sechstausend Mark . . .“

Sechstausend Mark? — er begriff nicht, achtlos ließ er den Brief zur Erde fallen. Der ganze Fußboden war mit dunkelrothen Nelfen bestreut, daß es aussah wie Blutsfleck.

Er griff sich an die Stirn, — sechstausend Mark, summte es in seinen Ohren, — er faßte Charlottens kalte Hände, er küßte und drückte sie, er starrete in das grünlichblasse Antlitz, das wie schlafend aussah. Um die Lippen lag noch der schwache Widerschein eines Lächelns. — Sechstausend Mark, — hat's Dich gefreut, Lotchen? — Herrgott im Himmel, — und nun begriff er: das Glück hatte sie getödtet!

Er rief die Nachbarin und schickte sie zum Arzt. Es war zu spät, er wußte es wohl und konnte doch das Entsetzliche, das Unfassliche nicht glauben. Der Doctor kam, zuckte die Achseln und jagte nach kurzer Untersuchung, kühl, gleichgültig: „Herzschlag, — ein Fehler war wohl schon lange vorhanden?“ Dann schrieb er den Todtenschein und ging seiner Wege. —

Mit allem Prunk, den sonst nur die Reichen sich gönnen dürfen, von Blumen überschüttet, bettete Walter seine Charlotte zur Ruhe. Was sie gethan, was sie im Geheimen um ihn gelitten, begriff er erst lange nachher. Und als er sich's zusammengereimt, war's ihm, als hätte er sein Weib mit eigenen Händen gemordet. Weil sie ihn zu sehr geliebt, hatte sie alles Leid allein tragen wollen, — und als das Glück dann kam, — endlich kam, war's zu spät! Ihr armes Herz konnte es nicht mehr fassen, — es hatte sie getödtet.

Sein Roman wurde gedruckt, viel gelesen und viel besprochen, erschien später in Buchform und erlebte einen beispiellosen Erfolg. Es freute ihn nicht, — er hatte das Freuen verlernt, denn Charlotte war nicht mehr da. Ein anderer, ein härterer Schlag als der, den sie einst für ihn gesücht, hatte ihn zu Boden geworfen und seine Schaffenskraft gelähmt. So sehr man ihn auch bestürmte, er schrieb nie wieder eine Zeile. Sein Genius war todt, sein Stern erloschen.

Er blieb, was er bisher gewesen, der bescheidene, unbekannt Buchhalter bei Warzhauer und Söhne, — der nur eine Passion hatte: das Orab seiner Charlotte mit Blumen und Blüthen zu schmücken, am liebsten mit rothen Nelfen. Die hatte sie so sehr geliebt.

Nachdruck verboten.

Aus dem Lande des Frauenstimmrechts.

Von P. Bellardi.

Australien ist das Land der Gegensätze: kein anderer Erdtheil tritt so wie er aus dem Rahmen des Gewohnten, der folgerichtigen Entwicklung, des Naturgemäßen heraus. Seine Thier- und Pflanzenwelt, einseitig wie sonst nirgends, giebt uns Räthsel auf, die zum Theil noch heute nicht gelöst sind; das Wetter bewegt sich in Extremen, — bisweilen fällt Monate, in einzelnen Strichen selbst jahrelang kein Tropfen Regen, dann wieder stürzt er in solchen Massen hernieder, als wolle er das ganze Land ertränken. Manche Gegenden, wie die Darling Downs (Queensland), sind von einer Fruchtbarkeit, daß sie zwei Ernten im Jahre liefern, im Innern des Erdtheils wieder dehnen sich Wüsten aus, schrecklicher als die Sahara. — Schräger denn irgendwo stehen sich Urbewohner und Eroberer, Schwarze und Weiße gegenüber. Rasch nähern sich jene ihrem Untergange, während die „Träger der Kultur“, alljährlich ungeheure Summen aus dem Lande gewinnend, ihre Wohnorte und ihre ganze Existenz mit einem Luxus umgeben, der aller Beschreibung spottet. Städte, wie Brisbane, Adelaide, Melbourne, kaum 50 Jahre alt, unterscheiden sich in ihrem Aussehen, dem Leben und Treiben, den öffentlichen Gebäuden, durchaus nicht von europäischen Großstädten, und daß bei einem Pferderennen 20 bis 30 Millionen Mark in Betten umgelegt werden, ist gar nichts Seltenes.

Die australischen Kolonien sind fast völlig unabhängig vom „Mutterlande“ England, soweit die politische Seite in Betracht kommt, — in finanzieller und wirtschaftlicher Beziehung ist allerdings das Gegentheil der Fall; — Verfassung und Regierung sind so demokratisch, wie sonst nirgends; wer die Mehrheit hat, hat die Macht. Um sich nun im Besitze der Macht behaupten zu können, ist jedes Mittel recht: die Minister nützen ihre Stellung aus, um Privatgesellschaften zu bevorzugen oder gar selbst, während der Amtsführung, an ihre Spitze zu treten, Millionen werden verschleudert, um die Parlamentswahlen zu beeinflussen, mit den Socialdemokraten wird geliebäugelt und ihnen ein Antheil an der Regierung überlassen. Zuletzt ist man auch darauf gekommen, „sich die Frauen zu kaufen“, — der Ausdruck paßt wörtlich! — d. h. ihnen unbeschränktes Stimmrecht zu verleihen.

Man glaube nur ja nicht, daß diese wichtige Concession der allgemeinen Menschen- oder Gerechtigkeitsliebe entspringt, o nein, sie sollte nur ein Machtmittel mehr sein für die Gewalthaber. Die beiden Kolonien, welche bis heute das Frauenstimmrecht verliehen haben, sind Neuseeland und Südaustralien;

in beiden herrscht unumschränkt die Arbeiterpartei, und man hoffte, für die Wahlen auf die Mehrheit der Frauenstimmen rechnen zu können. — Wie hat sich nun die Sache gestaltet?

Im December 1893 fanden zum ersten Male in Neuseeland allgemeine Wahlen unter Theilnahme der Frauen statt, im April 1896 folgte Südaustralien, — nachdem kurz vorher in Victoria ein bezügl. Gesetz vom Unterhause angenommen, vom Oberhause aber verworfen worden war, — und vor nicht langer Zeit wählten die Frauen in Neuseeland zum zweiten Male. Ein deutscher Arzt, Dr. Beheim-Schwarzbach, war damals gerade dort und schreibt darüber an eine Adelaide Zeitung: — Vor drei Jahren, kurz nach Annahme jenes Gesetzes, welches alle „women“ der Kolonie, die ein Alter von 21 Jahren erreicht hatten, den Männern politisch gleichstellte, konnte der Werth oder Unwerth dieser eingreifenden Maßregel kaum klar erkannt werden. Ueber Nacht war den Frauen plötzlich eine außerordentliche Macht gegeben worden, und nun wußten sie nicht, was sie damit anfangen sollten. Damals wurden sie wohl ausnahmslos von ihren Männern, Brüdern oder anderen ihnen nahestehenden Wählern beeinflusst; sie stimmten mehr mit dem Herzen, als mit dem Verstande. Insbesondere erkundigten sich die Mädchen genau, wie Dick, Tom oder Harry politisch, dachten, und machten dann deren Kandidaten ohne weitere Ueberlegung zu den ihrigen.

Wie ist es nun bei den letzten Wahlen zugegangen? Man war gespannt auf das Ergebnis, denn an Zeit und Gelegenheit, das Staatswesen kennen zu lernen, hatte es den Wählerinnen nicht gefehlt. Freilich, — es war auch keine Veranlassung eingetreten, welche die Frauen bewogen hätte, ihre Stimmen en bloc in die Waagschale zu werfen: sie würden in solchem Falle zweifellos, da sie nahezu die Hälfte aller Wahlstimmen besaßen, als Siegerinnen hervorgegangen sein. Bisher hat die politische Gleichberechtigung der Frauen dem Staatswagen noch keinen anderen Weg zu weisen vermocht, als den bisher bejahenden. Und doch hat die letzte Wahlschlacht ein ganz eigenartiges Resultat gehabt.

In keinem Lande der Welt haben die Mäßigkeitsvereine, die „Temperenzler“, eine solche Macht und Zahl erlangt, wie in Australien, — und nirgendwo begegnet man so viel Betrunknen, männlichen wie weiblichen Geschlechts, wie hier, nirgendwo ist der Verbrauch geistiger Getränke größer. Nehmen wir den naheliegenden Schluß an: dies sei Ursache jener Wirkung. Die Frauen haben sich an die Spitze der Temperenzbestrebungen, kurz „Prohibition“ genannt, gestellt und bereits mannigfache Resultate erzielt. Das Hauptmoment der letzten Wahlkämpfe in Neuseeland nun war nicht Parteipolitik, sondern der weithin schallende Streifruß lautete: „Beschränkung im Verbrauch geistiger Getränke!“ Durch Stimmenmehrheit sollte, — und zwar in jedem Districte für sich, — beschlossen werden, ob die „public bars“ vermindert werden, bez. ganz verschwinden sollten; in Neuseeland sollte der erste Versuch gemacht werden, eingewurzelte Gewohnheiten des Volkes durch ein Plebisit zu ändern, und das glaubten die „Teetotalers“ mit Leichtigkeit durch die Hilfe der Frauen zu erreichen. Monatelang vor der Wahl wurden die Massen durch begeisterte Reden bearbeitet, moralische, sociale, religiöse und ethische Motive ins Feld geführt, — hier war endlich einmal Gelegenheit gegeben, dem Volke die vielgerühmten Segnungen der Prohibition nützlichfalls mit Gewalt aufzudrängen und zugleich die Macht der Frauen auch in öffentlichen Dingen zu erproben.

Und das Resultat? — Von den 69 Wahlbezirken der Kolonie lehnten 67, meist mit überwältigender Mehrheit, das Gesetz ab! Es ergab sich bei der Abstimmung die unerwartete Thatsache, daß die besser gestellten Frauen, welche durchgängig dafür stimmten und ihre ärmeren Mitbürgerinnen dadurch zu beglücken glaubten, von diesen vollständig im Stich gelassen wurden. — Die Wahl selbst verlief äußerst ruhig, fast feierlich. Der Tag war gesetzlich zum Feiertag erklärt worden, alle Geschäfte, auch die Trinkhäuser, waren geschlossen; die Wahlstätte, ja selbst die Beamten, waren mit Blumen geschmückt, von zarter Hand wurden Thee und Gebäck gereicht, ab und zu hörte man auch regelrechte Wahlreden aus weiblichem Munde (aber immer nur an die herantretenden Männer gerichtet), — alles vergeblich: von 160 000 wahlberechtigten Frauen stimmte nicht der zehnte Theil, von den Männern kaum ein Zwanzigstel für das Gesetz.

Wie wenig Neigung seitens der Frauen vorhanden ist, sich von ihresgleichen auch nur vertreten lassen, beweist die Thatsache, daß bei den im vorigen Jahre stattgefundenen Wahlen für das Bundes-Parlament auch nicht eine einzige Frau die notwendige Stimmenzahl erhielt. Ueberhaupt scheiden sich hier die Frauen immer mehr in zwei recht ungleiche Theile: die oberen Jahn- und die unteren Hunderttausend; dort ist die Intelligenz, hier die Zahl und damit die Macht, — und das geschieht im „demokratischsten Lande der Welt“, welches unbeschränktes Frauenstimmrecht hat! Beide Theile streben immer mehr auseinander und verlieren schließlich alle Berührungspunkte. Dazu kommt, daß das Selbstbewußtsein einzelner Kreise Willkür wunderlicher Art zeitigt: im vorigen Jahre wurde von dem in Wellington tagenden Frauen-Congreß der Antrag an die Königin von England gerichtet, für die Frauen einen ähnlichen Orden wie den „Stern von Indien“ zu stiften, und nachdem ihnen die Wählbarkeit als Bürgermeister verliehen worden ist, verlangen sie jetzt, „daß ihnen in Zukunft auch jedes andere den Männern zustehende Recht, Vorrecht oder Amt übertragen werden könne“, — damit meinen sie aber nur obere Stellen (in Südaustralien giebt es ja schon weibliche Staatsbeamte, wie Verze, Schulinspectoren u. s. w. in Menge), nicht etwa solche als Schulknechte oder Nachtwächter, das können die Männer besorgen.

Wie oben, so unten, — dem neuseeländischen Parlament ist ein Gesetzesentwurf vorgelegt worden, betreffend den Dienstmädchen-Halbfreiertag; nach Inkrafttreten des Gesetzes muß jedes Mädchen an dem betreffenden Feiertag (Wochen-)Tage von 3 bis 10 Uhr das Haus ihrer Herrschaft verlassen, ganz gleich, ob es draußen Anschluss hat oder nicht, ob die Herrin krank oder gesund ist. Die Mädchen könnten auch nicht zum Thee hereinkommen, es sei denn, daß sie sich von den Herrschaften bedienen lassen, da letzteren bei 100 Mark Strafe für jeden Fall untersagt wird, Dienstboten an solchen Tagen zu beschäftigen, oder zu irgendwelcher Handreichung heranzuziehen. — Damals (1896) gelang es den energischen Bemühungen der „Southern Cross Society“ (Vorsitzende Lady Stout), die Annahme des Gesetzes zu verhindern; neuerdings hat die „Dienstmädchen-Union“ in Wellington den Hebel aufs neue angefaßt

und fordert insbesondere auch „Gelegenheit zu gesellschaftlicher Vereinigung und Fortbildung“.

Summa: die Verleihung des Stimmrechts an die Frauen in Australien geschah nicht um deren selbst willen, nicht aus „Achtung vor den Frauenrechten“ oder sonstigen humanen Gründen, sondern sollte wesentlich ein Machtmittel in den Händen der derzeitigen Gewalthaber sein. Sodann: das Experiment gilt bis jetzt als verunglückt, denn die Frauen versagten selbst bei Fragen, die das weibliche Gemüth sonst in hohem Maße in Anspruch nehmen; die Scheidung von Reich und Arm wurde verschärft, und nach beiden Seiten hin vergrößerten sich die Ansprüche bis ins Maßlose.

Es sei mir gestattet, bei dieser Gelegenheit auf einen Charakterzug der australischen Frau, ganz gleich welcher Abstammung, hinzuweisen, der ihr zu besonderer Ehre gereicht, — das ist ihre Wohlthätigkeit. Wenn es gilt, ein gutes Werk zu stiften, ist sie unermüdet und scheut sich nicht vor Arbeiten, die sie in eigenem Interesse unter keinen Umständen ausführen würde. Beim Umzuge der Wohlfahrtsvereine durch die Straßen der Stadt stehen die Damen der höchsten Gesellschaftskreise an den Ecken und bitten mit dem Teller in der Hand für „ihre“ Armen und Kranken. Auch im Interesse der Wissenschaft haben sie immer offene Hand: am 14. Mai (um nur ein Beispiel aus neuester Zeit anzuführen), verließ die Bark „Sydney Belle“ den Hafen von Sydney, um eine Forschungsreise durch die Südsee anzutreten. Die sehr kostspielige Ausrüstung und Unterhaltung dieser Expedition, an welcher hervorragende Gelehrte, auch weibliche, theilnehmen, wird ausschließlich von Miß Hastie, einer reichen, allerdings unverheiratheten Dame bestritten. —

Nachdruck verboten.

Die Schleppepöcker.

Eine heitere Geschichte von Alwin Römer.



er arge Krieg, der in der kleinen, friedlichen Stadt Hildrungen die Gemüther erregte, wurde zwar nicht wie der spanisch-amerikanische mit verderblichen Kanonen geführt; denn dazu hätten die beiden alten, längst verrosteten Exemplare dieses Genres, die aus den bewegten Zeiten des dreißigjährigen Krieges stammen mochten, kaum noch Dienste leisten können; auch Zündnadelgewehre und Revolver erschienen nicht auf dem Plan, ebensowenig wie blitzende Säbel, spitze Degen und funkelnde Dolche. Dafür aber hatte die eine der kriegführenden Parteien Hildrungen, — die holde Weiblichkeit nämlich, — spöttische Blicke, die wie Dolche funkelten, höhnische Lächelnde, die den spitzierten Degen nichts nachgaben, stolzes Achselzucken, das tiefer verwundete, wie der blitzende Säbel! Und wer von der gegnerischen Partei, — der bösen Männerwelt nämlich, — unter dem heimlichen Dache an eine der kampflustigen Damen durch die Bande des Blutes oder gar den Spruch des Priesters gefesselt war, der konnte zu Zeiten auch an das Getöse des Kleingewehrfeuers und den dumpfen Lärm der Kanonen erinnert werden, wenn ihm nämlich nach einer knatternden und sprühenden „Standpaule“ plötzlich, noch ehe er Zeit zu einer überflüssigen Widerrede gefunden hätte, die Thür mit forschem Knall vor der Nase zugeschlagen wurde.

Der Grund aber zu dieser die Behaglichkeit der Hildrunger Bürgerchaft tief schädigenden Fehde lag in der ausgesprochenen Vorliebe der tonangebenden Damen des Städtchens für — Schleppepöcker. Seit diesem Frühjahr „legte“ dort alles durch die Straßen, vom grasgrünen Badfisch an bis zur würdigen Großmutter hinauf. Die Fußsteige sahen stets aus, als ob von lässiger Hand ein Haarbüschel drüber hingezogen sei, und eine graue Staubwolke schwebte während der Promenadenzeit der Hildrungerinnen permanent über dem Erdboden der meistbegangenen Straßen.

Hildrungen aber gab sich seit Jahr und Tag Mühe, als Sommerfrische und Luftkurort in Aufnahme zu kommen. In allen Zeitungen konnte man es lesen, daß „die freundliche Stadt in reizender, geschützter Lage mit naben Laub- und Nadelwäldern“ sich vorzüglich als Erholungsaufenthalt für abgepumpte Großstädter eigne. Wie konnten das Oberhaupt Hildrungen sowohl, als auch der bei den Anzeigen mitunterzeichnete Doctor Pelargus es mit ihrem Gewissen vereinbaren, wenn den arglosen Fremdlingen, die sich durch die Anpreisungen der reinen, frischen Bergluft, nach denen ihre Lungen einen wirklichen Heißhunger hatten, verlocken ließen, fortwährend Staubwolken vor der Nase aufgewirbelt wurden?

Aber alle Vorstellungen, die sich vom Honoratiorenstand im „Blauen Elephanten“ in concentrischen Kreisen über Hildrungen verbreiteten, waren vergeblich gewesen. Die Schleppe hielt Stand. Gegen die Mode könne man nicht ankämpfen, hieß es, und allen Bitten und Befehlen zum Trog raufchten die obstinaten Hildrungerinnen nach wie vor durch die mit dem feinen, schiefergrauen Staub überpulverten Straßen.

Natürlich regnete es Sprechsaal-Artikel im „Hildrunger Tageblatt“, in denen von der Autorität des Mannes, der Inferiorität des Weibes und anderen klugvollen Sachen viel die Rede war. Eines Tages aber erschien darin ein Aufruf zur Gründung eines Vereins gegen den Schleppeunflug, der allgemeinen Anklang fand, und noch am selbigen Abend wurde der Club „Schleppepöcker“ im „Blauen Elephanten“ ins Leben gerufen.

Damit begann der eigentliche Krieg. . . Jedes Mitglied wurde durch feierlichen Handschlag verpflichtet, keine Dame, und wäre es die eigene Frau, zu grüßen, die sich im Schleppekleide auf der Straße zeige, jeder Dame dagegen mit der größten Ehrerbietung zu begegnen, die im luftreinen Kleide erscheine.

Ferner war jeder Mitverschwörer gehalten, weder im Omnibus noch im Konzertsaal oder Theater einer Schleppepöckerin seinen Sitz zu räumen; er durfte ihr auch keine Erfrischungen bringen und bei Wällen und Kränzen nicht mit ihr tanzen.

Und da der Bürgermeister unter den Herren seines Städtchens sich neben der respectvollen Achtung, die seiner Stellung gebührte, auch als Mensch großer Beliebtheit erfreute, so schloßen sich dem neuen Verein auch die etwas anglichsieren Gemüther, über denen der Sage nach das Symbol des Pantoffels schwebte, mehr oder minder offen an, sodas schließlich die ganze Herrenwelt Hildrungen organistrt war.

Aber es war weit gefehlt vom Bürgermeister, wenn er geglaubt hatte, durch diese Maßregeln einen raschen Sieg zu erkämpfen. Die „Tonangebenden“ schnaubten Rache und gründeten in der Conditorei, die dem „Blauen Elephanten“ schräg gegenüber lag, einen Gegenderein, der zwar keinen offiziellen Namen und keine so klar ausgedrückten „Kriegsartikel“ erhielt, aber dafür thurmhohe Berge von Verachtung für den Club

„Welch friedliche Idylle!“ sagte mit einem unverkennbaren Glücksgefühl Konrad Anderbed zu seiner ihm erst gestern angetrauten jungen Frau, mit der er soeben, durch die schöne Lage Hildrungens verlockt, den Schnellzug, der sie eigentlich nach München hatte tragen sollen, verlassen hatte. „Liegt dieses entzückende Nest nicht da, wie ein kleines Paradies?“ Sie nickte ihm lächelnd Antwort zu. Dann aber fügte sie,

Und fest aneinander geschmiegt, wanderten sie die Allee entlang, die hinabführte in das „friedliche“ Städtchen.

Unter den schattigen Kastanien begegnete ihnen alsbald der Stadtsekretär, der seine Mittags-Promenade nach dem Bahnhof hinaus machte. Schon von Weitem hatte er das Paar mit aufmerksamen Augen gemustert. Jetzt, da er nur noch wenige Schritte von ihnen entfernt war, zog er mit vollendeter Heiligkeit seinen Cylinder und streifte dabei das Antlitz der jungen Frau mit einem unverkennbaren Ausdruck von Freude. Er gehörte zu den Schleppentödlern und that seiner Ritterpflicht Genüge, da Frau Erika „fußfrei“ einherschritt.

„Um . . .“ murmelte Konrad Anderbed, „woher kennt mich denn der? . . . Oder meinte er Dich?“

„Er wird uns verwechselt haben!“ meinte die junge Frau. „Laß ihn doch!“

Als sie in die Thorstraße einbogen, kam der Doctor Belargus jah von seinem Frühshoppen aus dem „Blauen Elephanten“. Beinahe wäre er, in Gedanken versunken, an ihnen vorübergehüchelt. Da, im letzten Augenblicke noch, warf er einen Blick auf das Paar, musterte schnell den Kleiderfaum der hübschen Fremden und zog dann mit einem so lässigen Schwunge seinen großen Filzhut vom Haupte, daß Konrad Anderbed einen wahren Schreck bekam.

„Gehorsamster Diener!“ sagte vergnügt der brave Doctor und fort war er.

„Ja, was haben denn die Leute hier?“ wunderte sich kopfschüttelnd der junge Ehemann.

„Wenn ich nicht irre, war das der Doctor Pilatus oder so ähnlich?“ sagte Frau Erika. „Ich erkenne ihn an dem rothen Gesicht und der großen Glase wieder. Er hat mir nämlich mal den Finger verbunden, als ich mich beim Kartoffelschälen hineingesäbelt hatte!“

„Um . . .“ murmelte Konrad, „der muß ein gutes Gedächtniß für seine Patienten haben, wenn er Dich wiedererkennt hat!“

Und wieder gingen sie ein Stück Wegs weiter. Ein junger Postassistent, der sich auch mitverschwooren hatte, schwenkte jetzt auf sie zu. Offenbar war er eben abgelöst worden und daher in fröhlichster Laune. Kein Wunder, daß der militärische Gruß, den er der holden Frau Erika entgegenwarf, ganz besonders schmeichelhaft ausfiel.

Konrad Anderbed aber sagte diesmal gar nichts mehr. Er grübelte dafür jedoch um so angelegentlicher darüber nach, ob hier wirklich eine Verwechslung vorlag oder ob seine junge Frau, die da so harmlos, wie die menschengewordene Unschuld an seiner Seite schritt, während ihrer vierwöchigen Kochlehre nicht doch ein bißchen viel Herrenbekanntschaften in Hildrungens gemacht habe.

Erst, als sie unter der Veranda des „Schwarzen Bären“ hinter ein paar riesigen Oleanderbüschen saßen, wo sie niemand beobachten konnte, verloren sich seine abscheulichen Gedanken. Er fing an, sich in ihm schönen, leuchtenden Augen zu verlieren, die ihn „wie der italienische Himmel“ anmutheten, weshalb er auch seine Hochzeitsreise nicht bis Mailand auszudehnen brauche; er streichelte ihre schlank, rosig gefärbte Hand, von dem sie den Handschuh heruntergezogen, und als sie von dem Schoppen Bier, den er sich bestellt genippt hatte, setzte er mit schalkhafter Wonne seine Lippen just an dieselbe Stelle.

„Ist es heute nicht noch viel schöner als gestern?“ flüsterte er.

Sie dachte an ihren Brautstag und die feierliche Stimmung des Hochzeitstages, an die Segensworte der Eltern und die Wünsche der Freundinnen.

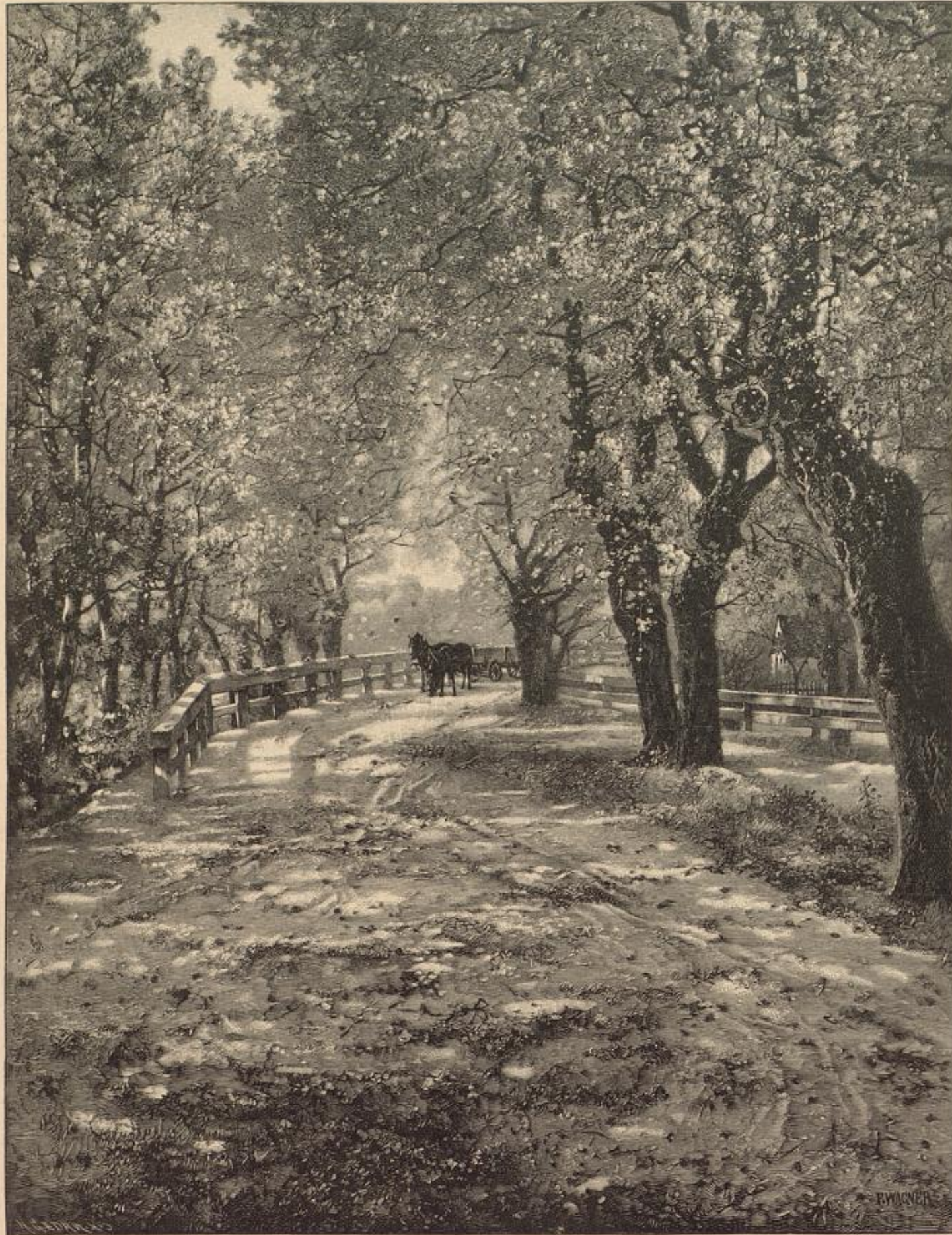
„Ebenso schön!“ sagte sie darauf; denn sie hätte ihn um alles in der Welt nicht kränken mögen.

„Schöner!“ beharrte er bei seiner Meinung. „Gestern gehörtest Du doch nur halb mir! Da waren Deine Eltern, Deine Geschwister, die Freundinnen, Tanten und wer weiß noch alles! Jeder nahm Dich noch in Anspruch! Und dann die vielen Onkels und Cousins, die sich eingestellt hatten! Weißt Du, daß mir manchmal ganz blau vor den Augen wurde, wenn sie so mir nichts, Dir nichts kamen und . . . und . . . Dich küßten? . . . Lache nicht, Erika! . . . Ich habe wirklich dabei Qualen ausgestanden!“

„Aber es waren doch alles Verwandte, Konrad!“ befängelte sie ihn.

„Jawohl, Verwandte! Deren Frauen und Bräute ich aber im ewigen Leben nicht küssen werde!“

„Das sollst Du ja auch gar nicht!“ lachte sie. „Ja, dann sollen sie aber auch Dich in Ruhe lassen! . . . Na, ein wahrer Segen, daß wir raus sind aus dem Nest! Die beiden Lindenschmidt's thaten wahrhaftig so, als ob ich



Herbsttag. Nach dem Gemälde von Franz Wagner.

„Schleppentod“ häufte und Widerstand bis zum letzten Centimeter Sammet, Seide oder Mouffelin schwor, der hinter der mehr oder minder schlanken Grazie seiner Mitglieder, die Straße losend, einherzugschleifte.

Zufälliger Weise war wochenlang kein Ball auf der Tagesordnung gewesen und dadurch die Befolgung des Tanzparagraphen der „Schleppentödlern“ noch auf keine Probe gestellt worden.

Nun aber stand für den folgenden Tag der sogenannte „Schützenball“ bevor, bei welchem der Bürgermeister, altem Verkommen gemäß, die Polonaise mit der Gattin Seiner Majestät des Schützenkönigs zu eröffnen hatte. Da mußte es sich ja zeigen, wer der Stärkere sei.

Schützenkönig aber war der Apotheker, ein Bufenfreund des Bürgermeisters und einer der eifrigsten Parteigänger des „Schleppentods“, während seine hübsche, junge Frau sich ganz in die Hände der „Tonangebenden“, mit denen sie versippt und verschwägert war, gegeben hatte, obgleich ihr im Grunde des Herzens viel mehr an einem recht vergnügten Ballabend als an der Behauptung der dummen Stragenschleppe gelegen war. . . .

ein wenig seufzend hinterdrein: „Schade, daß es drinnen nicht ganz so sauber und nett aussieht, wie's hier vom Bahnhof aus erscheint!“

„Ja, kennst Du denn Hildrungens?“ fragte er erstaunt.

„Natürlich!“ entgegnete sie. „Ganze vier Wochen habe ich drin zugebracht. Ich sollte nämlich das Kochen hier lernen. Aber ich hab's nicht ausgehalten. Beim ersten Taubenschlachten bin ich heidi gegangen. Und hier von diesem selben Bahnhof bin ich abgefahren!“

„Der Tausend! Da wirst Du nicht viel abbekommen haben! In vier Wochen!“

„Genug, um Dich noch gründlich zu verwöhnen, alter Taugenichts! Bei Mama habe ich nachher alles nachgeholt; darüber kannst Du beruhigt sein!“

„Ich zweifle keinen Augenblick. Aber warum hast Du mir nicht gleich gesagt, daß Du Hildrungens kennst? Wir hätten dann ja weiterfahren können?“

„Es gefiel Dir doch so! Und lange Zeit zum Ueberlegen war auch nicht! Ach, Konrad, mir ist es ja ganz gleich, wo wir Station machen, wenn ich nur Dich habe!“

„Rein süßes Herz! Meine wonnige Erika!“



Morgen-Aufwartung bei der Königin Marie Antoinette.
Nach dem Gemälde von H. Grison. — Siehe Seite 144.
Photographie-Berlag von C. T. Wiskott in Breslau.

mich bei ihnen speciell zu bedanken hätte, daß Du meine Frau geworden seiest. Ein bißchen unverschämmt waren sie, und die Augen, die sie Dir immer machten, konnten mich geradezu ärgern!"

"Sie hatten einen Schwipps, Konrad; weiter nichts! Es sind sonst ein paar ganz schüchterne Jünglinge!"

"Mag sein! Aber ich bin froh, ihnen heute nicht wieder begegnen zu brauchen. Gestern habe ich mir ja dies und das gefallen lassen müssen; heute würde ich ihnen wahrscheinlich in aller Ruhe den Standpunkt klar machen!"

"Du bist wirklich und wahrhaftig eifersüchtig, Konrad!" lachte sie, ein ganz klein wenig stolz auf diese Thatsache.

"Nicht die Spur!" behauptete er. "Und damit Du siehst, wie frei ich davon bin, lasse ich Dich jetzt sogar auf fünf Minuten allein, um mir Cigarren zu kaufen. Ich darf doch rauchen?"

"Soviel Du willst! Wenns Dir nicht schädlich ist, Gesiebter!"

Als er gegangen war, hatte sie sich erhoben, um ihm nachzuschauen. Und eine ihrer schlanken Hände um einen Cleanderaft gelegt, blieb sie stehen und wartete darauf, bis er wieder aus dem Laden treten würde. Mit Entzücken beobachtete er es vom Cigarrenhändler aus. Sie war doch eine himmlische kleine Frau, "direct zum Anknabbern", wie Onkel Flamberg gestern beim Champagner ihm ins Ohr geflüstert hatte. Plötzlich jedoch verfinsterte sich sein Antlitz; denn er bemerkte, wie drüben wieder ein Herr vorüberging und seinen Hut vor ihr zog, als mache er sich ein ganz besonderes Vergnügen daraus, sie wieder zu sehen und begrüßen zu dürfen...

Hastig setzte er seine Cigarre in Brand, um zu ihr zurück zu gelangen.

Da kam aus dem Hausthor des "Blauen Elefanten", der dicht neben dem "Bären" lag, ein ganzer Trupp von Hildbrungern, und wie auf Commando küßten sie die Häupter und verneigten sich, je nach dem Alter, ein bißchen steif oder jugendlich grazios vor niemand anders als seiner Erika.

"Himmelkreuzlapperlot! Sollten die sich denn alle irren?" Er musterte sie, wie sie an ihm vorüberschritten ohne ihn auch nur eines Blickes zu würdigen.

"Hamoses Mädel!" hörte er den einen sagen, und er hätte ihm am liebsten eine Maulschelle dafür verabreicht.

"Tadellos gewachsen!" antwortete ein anderer, den das natürlich ebenso wenig anging, und auch diesem applicirte er in Gedanken ein paar schallende Liebesjungen.

Nun aber kam er zu seiner kleinen Frau zurück, die von dem pflüchtigen Grusse natürlich wie in Feuer getaucht erschien. Das aber war ihm wie ein verrätherisches Zeichen der Schuld.

"Nicht grüßen die Leute hier nicht!" begann er mit einem bitteren Seufzer.

"Ja, ich weiß wirklich auch nicht, wie ich dazu komme, Konrad!" entgegnete sie.

"Die Herren müssen Dich doch kennen!"

"Aber woher denn, Konrad?"

"Woher? ... Erika thu doch nicht so! ..."

"Ja ich bin wirklich ahnungslos ..."

"Wo hast Du denn das Kochen gelernt, hier?"

"Im Elefanten nebenan!"

"Nun, siehst Du? Das waren wahrscheinlich die Stammgäste, die eben herauskamen! Und im Elefanten wird es Sitte sein, daß die Stammgäste öfter einmal in die Küche guden ..."

"Da hast Du recht, das thun sie!"

"Und dann wunderst Du Dich noch, wenn sie Dich grüßen und vertraulich thun?" rief er halb laut und mit finsternen Blicken.

"Vertraulich hat denn doch wohl keiner gethan!" entgegnete sie gekränkt. "Ich kann Dir versichern, daß ich in den vier Wochen damals mit niemandem von allen den Herren, die auch nur in die Küche kamen, um sich eine Extraportion zu sichern oder einen Wunsch für die Zubereitung ihres Abendbrodes zu äußern, je eine Silbe gesprochen habe!"

"Wer's glaubt!" lachte er gereizt.

"Wie? Du hältst mich für eine Lügnerin?" fragte sie, mit Thränen kämpfend.

"Ich sehe, wie bekannt Du bist. Alle diese Herren haben Dich im Gedächtniß!"

"Ah!" unterbrach sie ihn, zornig werdend, "wilst Du dahinaus? ... Mit allen diesen Herren habe ich also schön gethan in den vier Wochen, nicht?"

"Wenigstens bist Du in Deiner jugendlichen Unerfahrenheit wahrscheinlich hier und da ein bißchen zu entgegenkommend gewesen ..."

"Konrad!" rief sie drohend.

"Ach was!" weiterrte er. "Gestern Deine dummen Cousins und heute diese aufdringlichen Philister! Es ist zum Wahnsinnigwerden! Der Teufel selbst muß uns in dies verwünschte Nest hineinbugsticht haben!"

"Ich wenigstens habe Dir nicht zugeredet!" sagte sie weinerlich.

"Ja, das glaub' ich!" höhnte er darauf; denn das war ja Wasser auf seine Mühle. "Du wärest herzlich gern vorbeigefahren!"

"Ich sehe, daß Du von Sinnen bist!" sagte sie, sich zusammenfassend. "Wenn Du glaubst, mich mit Deinen albernen Verdächtigungen maltrairten zu dürfen, so bist Du im Irthum. Ich lasse Dich auf eine Stunde allein. Hoffentlich bist Du bis dahin wieder zur Vernunft gekommen!"

Damit erhob sie sich und streifte die Handschuh über.

"So ist's recht!" knurrte er. "Spiele auch noch die beleidigte Prinzessin. Aber damit täuschst Du mich nicht! Was ich mit meinen eigenen Augen sehe, lasse ich mir nicht abfreieren, und es wäre besser, Du geständest es ruhig ein, daß Du Dir während der vier Wochen hier die Cour ein bißchen stark haß schneiden lassen, anstatt ..."

"Genug!" schmitt sie ihm das Wort ab. "Oder ich reise mit dem nächsten Zug zu meinen Eltern!"

"Du reist, wohin ich es für gut befinde!" trumpfte er.

"Ich bin der Herr!"

"Ein Scherz bist Du, ein Ungeheuer!" flüsterte sie ihm entrüstet zu. "Und wenn Du Dich nachher nicht besonnen hast, so ..."

Und mit diesem viel sagenden, "so" ließ sie ihn wahrhaftig vor dem "Bären" sitzen und schritt, ohne sich auch nur umzusehen, quer über den Marktplatz fort.

Er stützte den Kopf in die Hand und sah ihr nach. Vielleicht

hatte er doch Unrecht? Vielleicht war es wirklich nichts weiter als ein wunderlicher Zufall, der ihn narrete! Schon stieg der Gedanke in ihm auf, ihr nachzueilen und ein herzliches Wort zur Veröhnung zu sprechen: da führte der Teufel den Apotheker von der anderen Seite her über den Marktplatz, und wie alle die anderen vorhin, zog der, freundlich lächelnd, seinen Hut vor der jungen Frau Anderbed.

Das war aber der lieben Frau Erika auch zu stark. Der Sache wollte sie auf den Grund kommen. Kurz entschlossen hielt sie den Apotheker dabei an und fragte:

"Kennen Sie mich wirklich, mein Herr? Verwechseln Sie mich nicht mit irgend wem?"

Der Apotheker blieb stehen und lächelte ein wenig schüchtern.

"Ob ich Sie kenne?" stotterte er dann. "Um ... wissen Sie ... mir ist ... ich glaube ... Sie haben mit meiner Frau das Kochen zusammen gelernt!"

"Im Elefanten?"

"Ganz recht!"

"So hieß Ihre Frau Gemahlin als Mädchen Lisbeth Weinert?"

"Natürlich! Na, sehen Sie wohl, daß ich Sie kenne! Aber nun möchte ich Sie bitten, uns zu besuchen, meine Frau wird sich riesig freuen. Das dürfen Sie glauben! Hier gleich um die Ecke in der Adlerapothek wohnen wir!"

Erika willigte ein, und die beiden schritten in der angegebenen Richtung dem Hause zu.

Konrad, der die Scene vom Hotel aus beobachtet hatte, lachte höhnisch auf.

"Es wird immer netter!" sagte er und sprang dann mit einem Fluch empor, um den beiden nachzueilen. Als er aber an die Straßenecke kam, war von den beiden nichts mehr zu sehen. Sie waren schon in der Adler-Apothek verschwunden, und der gußeiserne Vogel, der über dem Ladeneingang thronte, schien verschmigt auf den wüthentbrannten Herrn Anderbed herunter zu lächeln.

In der Apothek gab es indessen lebhaftes Umarmen, Händedrückchen und Erzählen.

"Wie kommst Du hier bloß wieder her?" fragte nach dem ersten Begrüßungsturm die junge Frau Apothekerin.

"D, wir sind auf der Hochzeitsreise!"

"Auf der Hochzeitsreise? Ja, wo ist denn Dein Mann?"

"Im Hotel! Ich wollte nur ein bißchen spazieren gehen. Er hatte keine Lust ..."

"Ah! Ja, ja, sind sie alle, die berühmten Herrn der Schöpfung! Aber den müssen wir doch hier haben. Geh, Eduard, und bitte den Herrn ... ja, wie heißt Du jetzt eigentlich?"

"Anderbed!"

"Sogleich werde ich ihn herbeschaffen!" erklärte Eduard gehorsam und ging.

"Was hast Du für ein schönes Kleid an, Erika!" bemerkte, als sie allein waren, die Apothekerin.

"Gefällt es Dir? Es ist aus einem Berliner Atelier, hochmodern und nicht theuer!"

"Hochmodern?" meinte zweifelnd die andere.

"Gewiß. Wieso denn nicht?"

"Ohne Schleppe?"

"Ja, wer trägt denn heute noch eine Schleppe an Straßenkleidern?"

"Alle Welt!"

"Vielleicht in Hildbrungen; aber nicht in Berlin und anderen Großstädten!"

"Nicht?"

"Nein, wirklich nicht. Die Schleppe ist geradezu verpönt, zumal für Mädchen und junge Frauen!"

"Ich falle aus den Wolken!" meinte die junge Hildbrungerin erregt. "Weißt Du das auch ganz gewiß?"

"Aber Lisbeth, freilich!"

"Und Tante Gerber behauptete gestern noch, keine wirkliche Dame könne sich ohne Schleppe auf der Straße sehen lassen!"

"Thorheit! Just das Gegentheil ist der Fall!"

"So meinst Du, ich müßte auch ..."

"Was?"

"Ohne Schleppe gehen, wenn ich ..."

"Wenn Du ganz modern gehen willst und vernünftig dazu! Denn eine Straßenschleppe ist doch eigentlich ein Unflug!"

"Sag' mal, hat Dich mein Mann veranlaßt ...?"

"Wozu?"

"Mir das zu sagen?"

"Ja, weshalb denn?"

"D, ich meinte nur!"

"Keine Silbe, Lisbeth! Seid Ihr in Streit deswegen?"

"So halb und halb. Ich erzähle Dir das nachher. Jetzt möchte ich erst mal wissen, warum Eduard nicht wiederkommt. In welchem Hotel seid Ihr abgestiegen?"

"Im "Bären"!"

"Ah so. Und er wird in den "Elefanten" gegangen sein! Wollen wir selber hin und die beiden holen?"

"Wenn Du denkst?"

"Ich halte es für das Beste. Warte nur eine Minute; ich will schnell ein anderes Kleid überwerfen!"

Bald darnach erschien sie wieder in einem allerliebsten Straßensofium ohne Schleppe.

"So!" sagte sie dabei. "Und wenn meine sämtlichen Tanten in Ohnmaacht fallen!"

"Ja, weshalb denn?"

"Das erzähle ich Dir noch!" ...

Konrad Anderbed war währenddessen in den "Blauen Elefanten" gerathen und hatte sich einen Schoppen Wein geben lassen, um seinen Kummer zu verdrängen.

Dabei störte ihn alsbald der Apotheker auf, der sich ihm vorstellte und ihn einlud, mit ihm zu kommen. Seine liebe Frau sei eine Freundin seiner Frau vom Kochenlernen her; er möge sich nur nicht geniren; er sei herzlich willkommen.

"Nein wirklich, wir haben nämlich hier einen kleinen Krieg in Hildbrungen. Unsere Damen, meine Frau nicht etwa ausgeschlossen, thun's nicht anders: sie legen tagen, tagaus mit Schleppekleidern durch die Straßen, und da haben wir nun, um dem Unwesen zu steuern, uns zusammengesetzt und beschließen, keine Dame mehr zu grüßen, zum Tanz zu bitten, mit Begrüßungen zu verjagen und so weiter, die eine Schleppe am Kleide trägt, umgekehrt aber ..."

"Ah, jetzt fange ich an zu begreifen!" sagte Konrad Anderbed.

"Der Apotheker!" rief in diesem Augenblick die Stimme des Elefantenvirtues vom Fenster her. "Da kommt bei uns Ihre liebe Frau fußfrei über den Marktplatz spaziert!"

"Fußfrei? Ohne Schleppe?" erkundigte sich der Bürgermeister, der auch anwesend war. Und alles stürzte an die Fenster.

"Triumph, Triumph! Wir haben gesiegt!" schrie der kleine Aseffor. "Aber wer ist denn die Dame, die da mit der Frau Apotheker kommt?"

"Eine Fremde!" meinte der Bürgermeister. "Vielleicht die Schupheilige unseres Schützenfestes morgen, die unsere liebe Frau Apotheker im letzten Moment noch befehrt hat!"

"Ich habe sie heute morgen schon gesehen," berichtete der Postassistent. "Ich glaube, sie hat sich nicht schlecht gewunden, wie ich sie als Schleppeklöbter feierlich begrüßt habe!"

"Ich bin ihr auch begegnet, Arm in Arm mit einem jungen Manne, der mich am liebsten aufgefressen hätte, wie ich den Hut vor ihr zog!" berichtete ein anderer. "Ist sie eine Verwandte von Ihnen, Herr Apotheker?"

"Wenigstens eine Freundin meiner Frau! Und mir scheint wirklich, sie hat das Wunder mit der Schleppe vollbracht! Denn heute Vormittag wollte meine liebe Lisbeth noch immer nichts davon wissen. Sie wollte durchaus nicht die Erste sein, die uns den Willen thäte!"

Währenddessen war Konrad Anderbed aber schon seine Frau entgegen gegangen, und unbefürmert um die Apothekerin und die Dienstboten, die im Hausflur umherstanden, nahm er seine Erika einfach beim Kopf und drückte ihr einen herzhaften Kuß auf ihre schwellenden Lippen.

"Aber, Konrad!" wehrte sie ihm erglühend und doch beglückt über dieses rückhaltlose Zeichen der Veröhnung.

"Ich habe Dir viel abzubitten, meine arme Erika!" flüsterte er, ihr innig in die Augen sehend. "Was für ein blinder Narr war ich doch! Aber ich schwöre Dir, nie wieder ..."

Hier unterbrach ihn jedoch ein fröhlicher Tumult von der Thür des Gastzimmers her.

"Hoch, hoch die Frau Apotheker Heinfeld! Nieder mit der Schleppe! Es lebe unser Schützenfest!" schrien die Schleppeklöbter durcheinander. Und mit feierlicher Grandezza geleitete man die beiden Damen in das Trinkfrüßchen.

"Was bedeutet denn das alles? Ich glaube, bei uns Hildbrungern ist's nicht mehr recht richtig im Kopfe!" flüsterte Erika ihrer Freundin zu.

"Das bedeutet den Anfang vom Ende des Schleppeklöbterkrieges! Und weil Du eigentlich der Friedensengel bist, so sollst Du auch morgen an meiner Statt die Polonaise mit dem Bürgermeister anführen!"

"Auf keinen Fall!" protestirte Erika erschrocken.

"Doch, doch! Das ist ein schöner Ausweg für mich. Mein guten Freundinnen seinigen mich sonst! Also sträub' Dich nicht und sage ja! Nicht wahr, lieber Herr Anderbed, es bleiben ein paar Tage, und morgen tanzen wir tüchtig?"

"Bis die Hähne krähen, wenn's sein muß!" lachte der Eheherr und nickte seiner noch immer ganz verdugten Gattin vergnügt zu.

Kachdrucl verboten.

Die nationalen südfranzösischen Stierspiele und Stierkämpfe.

Von A. von Winterfeld.

eder, der den durch Klima, Vegetation und die heißblütige Temperament seiner Bewohner des Nordens so verschiedenen Süden Frankreichs bereist, wird die Städte Nîmes und Arles besuchen, in denen zahlreiche, zum großen Theil wohlerhaltene Denkmäler aus der Römerzeit die lebhafteste Interesse nicht nur des Alterthumsforschers, sondern auch des gebildeten Laien erregen. Namentlich in Nîmes wird der Reisende das mächtige, fast unverfehrt gebliebene Amphitheater, eines der großartigsten Denkmäler des Alterthums bewundern, ebenso den zierlichen Tempel der Diana, die sogenannten "Maison quarrée". Weniger gut erhalten sind die altrömischen Bauten von Arles, dem Fundort der in Paris, im "Musée du Louvre" befindlichen sogenannten "Basilika von Arles". Das Amphitheater ist fast ganz zerstört, und nur dem ehemaligen Palast des Kaisers Constantin nur ein mächtiger, runder Thurm übrig geblieben. Von der Plattform desselben erblickt man jenseits der Rhône die Ufer der Jök de Camargue, berühmt durch ihre üppigen Weiden, die blühende Viehzucht und — ihre Stierspiele und Stierkämpfe.

Diese Stierkämpfe sind in den letzten Jahren die Ursache heftiger, mit aller Leidenschaftlichkeit des südfranzösischen Charakters geführter Streitigkeiten zwischen der Bevölkerung und ihren Gemeindebehörden einerseits, und der Regierung andererseits geworden.

Die Hauptplätze dieser erregten Kämpfe bildeten Nîmes, Arles und Bayonne, dessen Gemeinderath sogar deswegen sein Amt niederlegte. — Die ursprüngliche Veranlassung der Streitigkeiten hatten die von spanischen Stierkämpfern in jenen Städten veranstalteten Stierkämpfe gegeben, die von der Regierung verboten wurden, weil mehrfache Unglücksfälle dabei vorgekommen waren. Der leidenschaftliche Widerstand und die offene Ungehorsam, die dem Verbot der Regierung entgegengekehrt wurden, nöthigten diese, in mehreren Fällen die spanischen Stierkämpfer des Landes zu verweisen, und als nunmehr nur einheimischen Stierkämpfern Vorstellungen nach spanischer Art gegeben wurden, nicht nur diese, sondern auch die unheimlichen Stierkämpfe zu unterlagen.

Dieses letztere Verbot aber machte so viel böses Blut, daß die Regierung es für gerathen hielt, es hinsichtlich der südfranzösisch-nationalen Stierspiele wieder aufzuheben und die spanischen zu beschränken.

Beide sind sehr verschieden von einander. Während die spanischen Stierkämpfe lediglich der durch den Reiz des Geistes erhöhten, ziemlich rohen Schaulust dienen, verfolgen die südfranzösischen Spiele neben anderen praktischen Zwecken die männliche Jugend zu befähigen, sich zum Vornehmlichen der Thiere zu machen. Die Kinder werden nämlich nicht nur auf der von der Rhône gebildeten Insel Camargue, sondern auch auf den weiten, weidenreichen Ebenen der ehemaligen Grafschaft Arles, dem sogenannten „Plan du Bourg“ förmlich in Freiheit aufgezogen und gehalten, da die Milde des Klimas dies gestattet. Selbst im Winter betreten sie keinen Stall, sondern es sind nur leichte Schutzdächer an gewissen Stellen errichtet, die ihnen bei Unwetter eine Zuflucht bieten. Dadurch aber werden die Thiere, vornehmlich die Stiere, außerordentlich wild und schwer lenkbar. Da die Kinder in großen Herden beisammen leben, so kann jeder Eigentümer die feinsten nur an dem Zeichen erkennen, das ihnen eingebrannt worden ist. Wie schwer es aber fällt, diese Operation an einem Stier vorzunehmen, der in völliger Wildheit lebt, ist leicht einzusehen. Es gehört ebensoviel Muth und Kraft, wie Gewandtheit und Geschicklichkeit dazu, um sie auszuführen, und mehr braucht es nicht, um aus diesem Vorgange, der nicht einzeln, sondern zusammen an allen Thieren vorgenommen wird, ein festliches Schauspiel von allgemeinem Interesse für die Bevölkerung zu machen. Jedes Mal werden große Vorbereitungen zu diesen Stierfesten getroffen, die „Ferraden“ genannt werden, und aus weitem Umkreise strömen die Schaulustigen herbei, um ihnen beizuwohnen.

Wie bereits gesagt, haben diese Stierfeste einen von den spanischen Stierkämpfen sehr verschiedenen Charakter, erfordern aber kaum weniger kaltblütigen Muth und blühende Entschlossenheit, jedenfalls aber größere Kraft und Gewandtheit als diese. Der arlesianische „Bouvier“ reizt den Stier nicht, wie der spanische Matorador, um ihm nachher wieder auszuweichen, er schleudert nicht Feile gegen ihn, wie der Picador; aber wie die muthvollen Bewohner des alten Thessalien, versetzt er ihn auf flüchtigem Hohn mit dem Dreizack, sacht ihn endlich von vorn bei den Hörnern, gleitet vom Pferde, biegt mit Gewalt seinen ungeheuren Kopf nieder und stützt ihn unter dem Beifallsgekrei der Zuschauer zu Boden.

Diese „Ferraden“ werden der Reihe nach von den Herdenbesitzern veranstaltet, und die „Bouviere“ begeben sich an dem bestimmten Tage auf den schnellen Pferden der Camargue zu dem, der die „Ferrade“ giebt und „Maitre de la Bouvaille“ genannt wird. Jeder von ihnen ist mit einem „Fische“ bewaffnet, einer Art von Dreizack, dessen mittlere Spitze über die beiden übrigen hervorsteht, damit man den Stier stechen kann, ohne ihm eine zu große Wunde beizubringen.

Die versammelten „Bouviere“ werden von den Herdenbesitzern splendid bewirthet, wobei der feurige Wein „do la Crau“ ihren Muth entflammt und ihre Kraft erhöht. Sie suchen nun die Rinderherden auf ihren Weidenplätzen auf, umzingeln sie in Pferde, zwingen sie durch ihr Geschrei und mittelst ihres Dreizacks, sich in einen Trupp zu vereinigen, und treiben sie so bis zu dem Platz, auf welchem am nächsten Tage die „Ferrade“ stattfinden soll; hier werden sie die Nacht hindurch von den „Bouviere“ bewacht und am Entfliehen verhindert. Bereits während der Nacht kommen die Zuschauer, zum Theil aus weiten Entfernungen, auf Wagen und Karren an, die mit Pferden oder Maulthieren bespannt sind. Gegen acht Uhr Morgens ist alles versammelt.

Nun werden die Wagen und Karren in ovaler Linie, in Form eines Amphitheaters geordnet. Sie dienen zugleich als Bänke und Logen für die Zuschauer, und da alle mit bunten Fahnen und Flaggen geschmückt sind, die lustig im Morgenwinde flattern, so bekommt dadurch der ganze, von der Sonne des Südens in helles Licht getauchte Schaulplatz ein festliches Aussehen. An einem Ende des inneren Ovals, dem Eingang gegenüber, ist ein großer Holzstoß aufgerichtet, auf welchem die Eisen glühend gemacht werden, die dazu bestimmt sind, den Thieren das unterscheidende Zeichen einzubrennen.

Ist nun Alles hinlänglich vorbereitet, so giebt der Herr der „Bouvaille“ durch drei Pistolenschüsse das Zeichen zum Beginn der „Ferrade“. Die „Bouviere“, denen sich auch wohl die jüngeren Herdenbesitzer und männlichen Anverwandten derselben anschließen, verlassen zu Pferde und mit dem Dreizack bewaffnet den Kreis, in dem sie sich versammelt hatten, reiten auf die von anderen „Bouviere“ bewachte Herde zu und holen den Stier, der zuerst gezeichnet werden soll, aus derselben heraus, um ihn in den Kreis zu bringen. Das ist aber ein schwieriges und nicht ungefährliches Unternehmen, denn der Stier verläßt nur äußerst widerwillig die Herde, wehrt sich auf alle Weise dagegen und strebt, wenn es gelungen ist, ihn von seinen Genossen zu trennen, immer wieder dahin zurück. Aber umsonst ist sein Bemühen; die beiden Reiter, die ihn an jeder Seite geleiten, jeder seiner Bewegungen folgen und mit bewunderungswerther Geschicklichkeit jedem Stoß seiner spitzen Hörner ausweichen, lassen es nicht dazu kommen. Vergeblich hält er, um seine Führer zu überlisten, plötzlich in vollem Laufe inne, sodah sie an ihm vorbei rennen, und bemüht mit blitzschneller diesen günstigen Augenblick, um umzukehren und zu seiner Herde zurückzusteigen. Umsonst, — die Reiter verfolgen ihn von neuem, holen ihn ein und zwingen ihn endlich in die Arena zu treten, wo er gezeichnet werden soll.

Nicht selten betheiligen sich auch die beherzten Töchter und jungen Frauen der Herdenbesitzer, indem sie, ebenfalls gewandte Reiterinnen, auf dieselbe Weise, wie die „Bouviere“ die Stiere, die zum Brennen bestimmten Kühe in den Kreis treiben. Uebrigens sind die Kühe, namentlich wenn sie Kälber in der Herde zurücklassen, kaum weniger gefährlich als die Stiere. Das, was ihnen an Kraft abgeht, ersetzen sie reichlich durch List und Bosheit. Mit Recht wird daher den muthigen Arlesianerinnen, wenn ihnen ihre wahrlich nicht leichte Aufgabe gelungen, lebhafter Beifall seitens der Zuschauer zu Theil.

Zuweilen wendet sich der Stier in dem Augenblick, in dem er den Kreis betreten soll, nach rechts oder links, wo die Pferde und Maulthiere angebunden sind. Diese fangen nun erschreckt an, zu wiehern und hinten auszuschießen, indem sie sich alle mit dem Rücken gegen ihn wenden. Schnell aber holen ihn die „Bouviere“ ein, umringen ihn und treiben ihn in die Arena.

Am Eingange der Arena erwarten einige muthige Männer festen Fußes das wüthende Thier. Einer packt es sogleich bei beiden Hörnern, um dann alsbald wieder eins davon fahren zu lassen. Der Stier will diesen Augenblick benutzen, um sich ganz zu befreien, wendet sich, und sein Gegner ergreift ihn

mit der anderen Hand beim Schweif. Einige Schritte springt der Wüthende so mit dem Thiere herum und, den Augenblick wahrnehmend, wo der Stier seine Beine in der Luft hat, stellt er eines der feinsten dazwischen und giebt ihm zugleich einen solchen Stoß, daß er, wie mit abgeschlagenen Beinen, niederfällt, worauf die Zuschauer in ein wildes Jauchzen, Stampfen und Händeklatschen ausbrechen.

In seinem bekannten Romane „Theagenes und Charikleia“ schildert Heliodor fast ganz auf dieselbe Weise den Sieg, den Theagenes über einen Stier davonträgt. Dieser junge Mann, als Thessaler ein geübter Stierkämpfer, sollte geopfert werden und eben den tödtlichen Streich empfangen, als ein ebenfalls zum Opfern bestimmter Stier sich losreißt und entflieht. Theagenes ergreift einen Stoß vom Scheiterhaufen, schwingt sich auf eines der weißen Opferpferde, jagt dem Stiere nach, erreicht ihn und sacht ihn bei den Hörnern. Dann vom Pferde herabgleitend, umschlingt er den Stier, der ihn mit sich fortzieht, stellt ihm geschickt ein Bein und wirft ihn mit solcher Gewalt nieder, daß die Hörner sich in die Erde bohren. Vergeblich sucht sich das Thier zu befreien. Theagenes hält es mit einer Hand nieder, während er die andere zum Zeichen des Sieges erhebt.

Daß der Stier von einem Einzelnen nicht nur geworfen, sondern auch am Boden niedergehalten wurde, war jedenfalls auch in Thessalien ein selten vorkommender Ausnahmefall. Um den von Einem geworfenen Stier zu händigen, bedurfte es, wie bei den arlesianischen „Ferraden“ noch zweier Männer, die ihn an den Beinen, am Schweif und an den Hörnern festhielten. Wenigstens finden wir auf altgriechischen Vasen den Vorgang genau in dieser Weise dargestellt.

Sobald der Stier in der „Ferrade“ gefallen und gebändigt worden ist, ertönt von allen Seiten der Ruf: „Das Eisen! Das Eisen!“ Einer der „Bouviere“ bringt es, oder bietet es auch, wenn er sich veranlaßt fühlt, den Galanten zu spielen, einer der Damen, die auf den nächsten Wagen sitzen. Sie steigt herab, bewaffnet sich mit dem glühenden Eisen, und das Gebrüll des Stieres, der Rauch, der vom Brennen emporsteigt, verkünden, daß die Operation vollzogen ist. Die Dame aber beeilt sich, unter dem Beifall der Zuschauer wieder auf ihren Wagen zu steigen.

Das gleiche Schauspiel erneuert sich, so oft ein Stier zu zeichnen ist, und nicht selten werden bis zu hundert gebrannt, wobei es an aufregenden Zwischenfällen nicht zu fehlen pflegt. So gelingt es zuweilen dem Stier, nachdem er geworfen ist, sich zu befreien, worauf er, in der Arena herumrasend, endlich in gewaltigem Sprung über die Wagenburg springt, oder sich auch unten hindurchwindet, ohne deshalb seinem Schicksal entgehen zu können.

Verschieden von diesen „Ferraden“ sind die eigentlichen Stierkämpfe. Die Arena, die entweder von Wagen oder auch von einem Zaun gebildet wird, hinter dem sich die erhöhten Sitze der Zuschauer befinden, ist mit jungen Männern angefüllt, sie haben in der rechten Hand einen spitzen Stoß, womit sie den Stier stacheln, in der linken ein rothes Tuch, um ihn zu reizen. Die Stiere haben Cocarden auf den Hörnern, und diejenigen Kämpfer erhalten die ausgelegten Preise, welche den Muth und die Gewandtheit besitzen, sie loszureißen. Leider sind Unglücksfälle dabei häufig, und nicht selten wird der Schaulplatz mit Blut bedeckt.

Nachdruck verboten.

Erinnerung.

War ein kleiner Junge im Matrosentrage,
Hab' die Mütze mit den Bändern und der gold'nen Schrift
getragen,
Meine Schiffelein ließ ich schwimmen, wo die Flur zum Bach
sich senkte,
Und ein Zweiglein war mein Ruder, das den Lauf des Schiffes
lenkte.

Weit vom Hofe durch die Stille, von den weißen Garten-
stufen,
Hört' ich Mittags meinen Namen, — meine Mutter hört' ich
rufen.
Doch die Kähne schwammen lustig, und mein Herze fühlt' ich
klingen,
Immer tiefer, immer ferner hört' ich noch die Rufe dringen. —

Ach, die Schiffelein sind verschwommen und zu eng ward längst
der Krage,
Und sie haben Dich, o Mutter, schon so lange fortgetragen.
Tausend Meilen wollt' ich wandern, tausend Ketten wollt'
ich brechen,
Hört' ich noch von Deinem Munde einmal meinen Namen
sprechen.

Fritz Döring.

Nachdruck verboten.

Wo beginnt der neue Tag?

Von Dr. Paul Kuhn.

ie in dieser Ueberschrift ausgesprochene Frage mag mancher freundlichen Legerin wohl etwas sonderbar, vielleicht auch ein wenig unverständlich vorkommen, und möglicher Weise meint sie, es solle richtiger heißen: Wann beginnt der neue Tag? Nun, auch in dieser Form läßt sich die Frage aufstellen, obgleich sie dann einen erweiterten Sinn umschließt. Wörtlich genommen, beginnt der neue Tag mit dem Aufgange der Sonne, und die alten Babylonier, Perser und Indier rechneten in der That von diesem Zeitpunkte den Anfang jedes Tages. Umgekehrt rechneten die Athener und die Juden den Beginn des Tages von dem Untergange der Sonne ab. Das erscheint uns mit Recht thöricht; aber der jetzt in ganz Europa längst geltende Gebrauch, den neuen Tag mit dem Moment der Mitternacht zu beginnen, ist auch nicht logischer, doch allerdings für die Praxis des Lebens weit

bequemer. Denn es ist offenbar für jede Art öffentlicher Thätigkeit am besten, den Datumwechsel und ebenso den Wechsel im Namen des Wochentages auf einen Zeitpunkt zu verlegen, wo die wenigste Thätigkeit herrscht, also auf eine Nachtstunde. Da bot sich die Mitternachtstunde sozusagen von selbst, da sie gleich weit von der natürlichen Mitte desselben Tages entfernt ist. Das ist also der Grund, weshalb im bürgerlichen Leben der Tag um Mitternacht beginnt, und zwar an allen Orten auf der ganzen Erde. Indem wir dies festhalten, stehen wir aber, in Bezug auf die Beantwortung der oben aufgeworfenen Frage, unmittelbar vor einer großen Schwierigkeit. Denn es ist keineswegs an allen Orten der Erde, auch im gleichen Augenblicke, Mitternacht, und ebensowenig im gleichen Augenblicke Mittag. Ein Ort, welcher östlich von einem anderen Orte liegt, hat früher als dieser Mittag und Mitternacht, ein Ort der westlicher liegt, später. Um den Unterschied auszugleichen, hat man in den letzten Jahren für Deutschland die mitteleuropäische Zeit eingeführt, gemäß der alle Uhren im deutschen Reich zwölf Uhr (Mittag und Mitternacht) zeigen sollen, wenn es auf dem fünfzehnten Grad der Länge wirklich zwölf Uhr ist. Diese Zeit gilt auch in Schweden, Norwegen, Desterreich-Ungarn, der Schweiz, Italien, Bosnien und Serbien, und sie heißt eben deshalb mitteleuropäische Zeit. Im westlichen Europa gilt die westeuropäische Zeit, gemäß der es zwölf Uhr ist, wenn auf dem durch Greenwich gehenden Meridian diese Stunde beginnt. Nach dieser Zeit rechnen England, die Niederlande und Belgien, und dann ist es nach mitteleuropäischer Zeit bereits ein Uhr. In Osteuropa gilt die Zeit des Meridians vom dreißigsten Grad der Länge, und wenn dort zwölf Uhr eingetreten, so haben wir nach westeuropäischer Zeit erst elf Uhr. Ueberhaupt ändert sich die Zeitangabe um eine Stunde für je fünfzehn Längengrade, und zwar ist es ostwärts später, westwärts früher als bei uns. Wenn daher bei uns die Mitternachtstunde schlägt und hier der neue Tag beginnt, so ist es nach westeuropäischer Zeit erst elf Uhr abends und in New-York erst sechs Uhr nachmittags, umgekehrt giebt es Orte in Wien, wo es im gleichen Moment schon sechs Uhr morgens ist. Wir sehen hieraus, daß die Frage, wann der Tag beginnt, mit einer bloßen Zeitangabe nicht erledigt ist, sondern, daß auch eine Angabe des Ortes, wo er beginnt, nöthig ist. Wie sehr dies nöthig ist, erfahren praktisch zum ersten Male die Spanier, welche mit Magelhaens die Erde umsegelten. Sie waren am 20. September 1519 in See gegangen und westwärts durch die schmale Meeressstraße, welche die Südspitze Amerikas durchzieht, in den großen Ocean segelt. Als sie durch diesen und den indischen Ocean den Heimweg gefunden und die Cap Verdischen Inseln erreicht hatten, hörten sie zu ihrem großen Erstaunen, daß man hier und in Spanien schon Donnerstag den 10. Juli 1522 zählte, während es nach ihren täglich geführten Schiffsbüchern erst Mittwoch den 9. Juli sein konnte. Die Weltumsegler hatten also einen Tag verloren und konnten gar nicht darüber klar werden, auf welche Weise ihnen dieser Tag eigentlich abhanden gekommen sei. Selbst in Spanien erregte dieses Einbüßen eines Tages das größte Aufsehen, und niemand konnte sich darüber Rechenschaft geben, bis der am spanischen Hofe beglaubigte venetianische Gesandte Contarini den Grund fand. Nach dem oben Gesagten ist es aber ganz leicht, diesen Grund einzusehen. Denken wir uns nämlich, daß es bei uns gerade mittags zwölf Uhr am 1. September sei. In diesem Momente ist es in London erst elf Uhr vormittags; in New-York sechs Uhr morgens und westwärts immer früher, bis an einem Punkte, hundertundachtzig Längengrade von uns entfernt, erst Mitternacht des 1. September ist. Gehen wir aber weiter westlich, so treffen wir Orte, an denen es noch nicht Mitternacht ist, wo also der 31. August noch nicht abgelauten ist; dort ist es beispielsweise elf Uhr nachts dieses Tages, fünfzehn Längengrade weiter gegen Westen hat man dann zehn Uhr abends des 31. August, und wenn wir die sämtlichen dreihundertundsechzig Längengrade bis zu unserem Ausgangspunkte in Gedanken durchlaufen, so haben wir schließlich als Tagesstunde wiederum Mittag, aber Mittag des 31. August. Ob man diese Rundreise in Gedanken, also ohne Zeitverlust, oder wie unsere Erdumsegler in Jahren und Monaten wirklich ausführt, ist für das Endergebnis gleichgültig; man hat, wenn man stets nach Westen reisend die Erde umwandert, gegen die Zeitrechnung des Ausgangspunktes einen Tag verloren! Es ist nicht schwer einzusehen, daß man in der Zeitrechnung einen Tag vorauskommt, wenn man in der Richtung nach Osten die Erde umwandert. Denkt man sich am 1. September mittags fünfzehn Längengrade ostwärts verlegt, so ist es dort bereits ein Uhr nachmittags, dreißig Längengrade ostwärts ist es zwei Uhr nachmittags, neunzig Längengrade ostwärts ist es sechs Uhr nachmittags und hundertundachtzig Längengrade ostwärts schon Mitternacht und Anbruch des 2. September. Noch weiter ostwärts ist es bereits ein Uhr, zwei Uhr morgens des 2. September und endlich zum Ausgangspunkte zurückgeführt ist es Mittag, aber Mittag des 2. September! Auf diese Weise würde ein Weltumsegler gegen Osten einen Tag gegen die Zeitrechnung seines Ausgangspunktes voraus kommen. Daß es nicht anders sein könne, hat schon vor einem halben Jahrtausend der berühmte arabische Geograph Abuulfeda richtig eingesehen, denn er sagte: Denken wir uns zwei Reisende, welche von einem und demselben Orte aus eine Reise rund um die Erde machen, und zwar so, daß der eine gegen Westen der andere gegen Osten pilgert, so wird, wenn sie wieder zusammenkommen, der Wanderer nach Westen einen Tag zu wenig, der Wanderer nach Osten einen Tag zu viel zählen, im Vergleich zu den Leuten die zu Hause geblieben sind. Was der alte arabische Geograph als mögliches Beispiel aufstellte, hat sich später verwirklicht, nur mit dem Unterschiede, daß nicht ein Wanderer nach Westen und einer nach Osten um die Erde vordrangen, sondern zahlreiche Wanderer und Eroberer, und daß dieselben sich auf der entgegengesetzten Erdhälfte niederließen und dort Wochentag und Datum aus der Heimat mitbrachten. Dadurch haben sich auf den Inseln des östlichen Asiens gar seltsame Zeitrechnungen entwickelt. Die Portugiesen und später die Holländer fuhrten um Afrika herum nach den ostindischen Inseln, also ostwärts, die Spanier aber kamen von Amerika her ebenfalls dorthin. Die Folge war, daß auf den Besitzungen der Portugiesen Wochentag und Datum um einen Tag der Zeitrechnung auf den benachbarten Besitzungen der Spanier voraus war. Wenn in dem portugiesischen Macao schon Montag der 1. Juli ist, so feierten die Spanier auf den Philippinen noch Sonntag den 30. Juni. Australien, Neu-Seeland und Neu-Guinea erhielten von Westen her Besiedelung und Datum, obgleich diese Inseln

weiter östlich liegen als die Philippinen, sodaß die Uhr nach Ortszeit auf Neu-Seeland fast dreieinhalb Stunde der Uhr zu Manila voraus ist. Wenn zu Manila also Mittwoch den 31. August elf Uhr abends war, so zählte man auf Neu-Seeland einen Tag und dreieinhalb Stunde mehr, also Freitag früh zweieinhalb Uhr. Westlich von Neu-Seeland liegt die Barokauri-oder, wie sie gewöhnlich genannt wird, die Chatam-Insel, sie ist der östlichste bewohnte Punkt der Erde, welcher von Westen her Datum und Wochentag empfing, dort wechselt auch am frühesten Tag, Datum und Jahresbezeichnung. Dort beginnt also eigentlich zuerst der neue Tag, und wenn man auf den Philippinen noch Charfreitag abends hatte, war für die Chatam-Insel der Tag der Auferstehung des Herrn bereits angebrochen. Die Linie, welche Wochentag und Datum auf der Erde scheidet, stellt sich gemäß den obigen Angaben als eine Curve dar, die sich westlich von den Philippinen am meisten ausbiegt.

So wird diese Linie auf den Karten auch heute noch dargestellt; in Wirklichkeit aber haben sich, wovon selbst die meisten Geographen bei uns noch nichts zu wissen scheinen, die Datumverhältnisse auf den Philippinischen Inseln schon fast seit fünfundsünfzig Jahren geändert, sodaß der oben angezeigte große Unterschied in der Zeitrechnung gegen Macao nicht mehr stattfindet. Diese Aenderung wurde von dem damaligen General-Gouverneur der Philippinen in Uebereinstimmung mit dem Erzbischof von Manila getroffen, denn auch die geistliche Behörde hatte sich ihr Recht gewahrt, über den Ausfall eines Tages mitzubestimmen. Demgemäß wurde festgestellt, daß der 31. December des Jahres 1844 für die Philippinen ausfallen und auf Montag den 30. December 1844 sogleich Mittwoch der 1. Januar 1845 folgen sollte.

Die Seefahrer, welche den Großen Ocean kreuzen, ohne bei den Inseln anzulegen, stören sich überhaupt nicht an den Verlauf der Datum-Grenzlinie, sondern ändern ohne Ausnahme das Datum, wenn sie den hundertundachtzigsten Längengrad überschreiten. Kommt ein Schiff von Amerika, so überschlägt es beim Ueberschreiten dieses Längengrades einen Tag, läßt also z. B. auf Sonntag den 2. October sogleich Dienstag den 4. October folgen, kommt dagegen ein Schiff von Asien her, so rechnet es nach Passiren des hundertundachtzigsten Längengrades den oben stattfindenden Tag noch einmal, rechnet also auf Mittwoch den 5. October am nächsten Tage nochmals Mittwoch den 5. October Nr. 2. Findet das Passiren des hundertundachtzigsten Längengrades dagegen an einem Samstage oder Sonntage statt, so machen die See-Kapitäne insofern meist eine Ausnahme, als sie den Sonntag nicht ausfallen, aber auch nicht zwei Mal feiern lassen.

Rachdruck verboten.

Morgen-Aufwartung bei der Königin Marie Antoinette.

Nach dem Gemälde von A. Grison. — Siehe Seite 141.

Marie Antoinette war eine schöne Frau. Durch ihre Schönheit gewann sie sich auch die Zuneigung des französischen Volkes, nachdem sie als Gemahlin Ludwig XVI. auf Frankreichs Thron kam, und diese Zuneigung steigerte sich noch, als das Volk erkannte, welch liebenswürdigen Charakter die Königin besaß, wie anmuthig und geistreich sie war und mit welcher Ungezwungenheit sie auftrat, ohne ihrer Würde etwas zu vergeben. Da der schwache Ludwig XVI. sehr zurückgezogen lebte, — er las gern historische und geographische Werke und kannte keine andere Beschäftigung als Jagd und Schlosserarbeit, — lag es der Königin ob, den Glanz des Königthums zu vertreten, und sie erfüllte diese Pflicht gern. Sie zeigte sich dem Volke oft, und aller Augen richteten sich auf sie, als wäre sie die alleinige Trägerin der Krone. Daß eine Menge Menschen um die Gunst einer solchen Frau warben, ist begreiflich. Die Königin zog es indessen vor, nur einen kleinen Kreis vertrauter Freunde um sich zu haben, in deren Gesellschaft sie sich der Zeichen ihres Ranges zu entäußern pflegte und sich in ungezwungener Weise der Musik, dem Tanz und anderen Vergnügungen hingab. Als ein besonderes Zeichen der Gunst galt es, zum Morgenbesuche, den die Königin, damaliger Sitte gemäß, im Bette entgegennahm, zugelassen zu werden. Der König ließ sich wohl herbei, diesen Gesellschaften beizuwohnen, aber er nahm wenig Antheil daran und benahm sich wie ein Fremder, der zufällig hinzugezogen war, was zur Folge hatte, daß er nur wenig beachtet wurde; die Königin stand immer im Mittelpunkt.

Die Gunst des Volkes war aber nicht von Dauer. Die Königin verstand es nicht, in den Bezeugungen ihres Vertrauens und den Aeußerungen ihres Mißfallens Maß zu halten, sie machte sich daher unter den Höflingen sowohl, als unter denen, die nicht zum Kreise der Intimen Zulass finden konnten, viele Feinde. Die Eigenschaften, welche ihr einst die Zuneigung des Volkes eingebracht hatten, wurden ihr zum Verhängniß, denn die Feinde wußten allen ihren Handlungen Beweggründe unterzulegen, die sie in der Gunst des Volkes herabsetzen mußten. Mit dem sogenannten Halsband-Prozesse, der bekanntlich Goethe den Stoff zu seinem Lustspiel „Der Groß-Kochtopf“ lieferte, begann es, dann wurde von Liebeshändeln der Königin gesprochen als von einer ausgemachten Thatsache, obgleich man keinerlei Beweise in Händen hatte, dann beschuldigte man sie, ihren Bruder, den Kaiser von Deutschland, auf Frankreichs Kosten mit Geld unterstützt zu haben, und schließlich brachte man sie wegen Vaterlands-Verrath auf die Guillotine.

Die unglückliche Königin ist unschuldig gemordet worden. Sie war eine gefühlvolle und sanfte, der Liebe und Freundschaft bedürftige Frau, der nichts ferner lag als Ränke zu schmieden und herrschsüchtig zu sein. Wo sie gefehlt, hat sie nur aus Schwäche, nie aber aus Schlechtigkeit gefehlt. Man hielt sie für den bösen Genius Ludwig XVI. und schrieb alle Mißgriffe seiner Politik auf ihre Rechnung, obgleich sie keinen Antheil daran hatte. Und wenn sie wirklich zum Verderben ihres Gemahls beigetragen hat, so geschah es ohne ihre Absicht und Schuld: Das Vorurtheil und der Haß, welche das

rohe Volk gegen sie empfand, wandte sich auch gegen den König. Vielleicht wäre er von der Revolution nicht geopfert worden, wenn es damals möglich gewesen wäre, Marie Antoinette aus Frankreich zu entfernen.

Unsere Kinder.



Lieber Onkel!

Ich wünsche mir zwei solch schöne Jungens wie in Mutters Zeitung waren, doch Mutter sagt, die bringt der Storch, und hier bei uns ist keiner. Kannst Du mir, lieber Onkel, nicht sagen, wo der Storch wohnt, welcher die hübschen Jungens bringt, ich möchte gern an ihn schreiben. Ich habe ein ganz neues Bett bekommen, da können die Jungens drin schlafen und ich nehme mein altes wieder.

Ich grüße Dich auch vielmals!
Deine Gertr. aus Dessau.

Rachdruck verboten.

Sträßburger Frisuren.

Eine culturgeschichtliche Plauderei von Hermann Ludwig.

Als nachdem „des heiligen Reichs starke Vormauer“, wie Kaiser Maximilian II. Straßburg nannte, an Frankreich gekommen, erschien eine Verordnung des Magistrats (Doctrum, Samstag den 23. Juni 1685), welche den Straßburger Frauen und Jungfrauen anbefahl, „sich der Französischen Kleidung zu bedienen, zumahlen diese Stadt den Vorzug hat, unter kräftiger protection Unserer Allergnädigsten Königs und Herrn, der Cron Frankreich sich einverleibt zu sehen Als befehlen und ordnen Wir,“ heißt es dann u. a. „daß ins fürkünftige alle diejenige ledige Weibs-Personen, welche in den Stand der Ehe treten, sich aller Kleidung, Hauben und Kappen, die nach der Schwäbischen, Regenspurgischen, oder andern dergleichen Moden gemacht, und hieher unter dem Nahmen der Straßburgerischen oder fremdbden (!) Tracht getragen worden sind, gänzlich enthalten, und an deren statt sich mit Kuffjähnen, Hauben, Leibstücken, Manteaux, Röcken u. auff die Französische Manier versehen; Wie nicht weniger, daß die junge Töchter von Neun Jahren und darunter ebenmäßig Französisch gekleidet werden sollen“ Am 25. Juni desselben Jahres erließ auch der königliche Intendant Lagrange eine ähnliche Ordronanz.

Die Bürgererschaft der ehemaligen freien Reichsstadt lehrte sich jedoch im allgemeinen weder an die Verordnung des Magistrates, noch an die Ordronanz des königlichen Intendanten, und die deutsche Tracht behauptete gegenüber der „Französischen Manier“, die deutschen Böpfe der Straßburgerinnen gegenüber den von Versailles importirten „coëffes“ bei der großen Mehrzahl der Bevölkerung ihr Recht.

Ueber diese Böpfe liefern die in weiteren Kreisen noch nicht bekannten Notizen, mit welchen der Professor Johannes Hermann sein Hand-Exemplar eines Straßburger Trachtenbuches commentirte, schätzenswerthe Aufschlüsse. Hermann war Professor der Naturwissenschaften an der Straßburger Universität, betrieb aber neben seinem Hauptfache mit Vorliebe kulturgeschichtliche Studien.

„Die Böpfe, welche die ledigen Straßburger Frauenzimmer trugen,“ schreibt er, „waren entweder gemeine dreifledtliche, oder sogenannte Basler Böpfe. Beide galten für desto schöner, je länger und dider sie waren, und wer nicht Haar genug hatte, griff zu dem Einflechten. Die gemeinen Böpfe wurden gemacht, indem man das Haar in zwei gleiche Theile und jeden Theil in drei abtheilte, welche wechselseitig über einander geflochten wurden. Die Basler Böpfe waren so gemacht, daß jede Hälfte der Haare nur in zwei Theile getheilt, von diesen nur sehr kleine Partien von weniger Haaren gegen einander überschlungen

und die (eingeflochtenen) Schnüre damit umwunden wurden, sodaß sie schief gegen einander gestreift, mit einer Rinne in der Mitte, aussahen. Diese trug man nur zum Putz. — Die Böpfe ließ man sich von der Mutter, Schwester oder auch einer besonderen Kopfmacherin alle Sonnabende machen, und die Kopfmacherin bezahlte man jedes Vierteljahr mit drei oder vier Schilling (1 Schilling = 1/5 Franc). Die Basler Böpfe aber, weil sie schwerer, langwieriger und künstlicher zu flechten waren, kosteten etwas mehr; ich glaube, sie waren die Hälfte theurer. — Als beim Einzug Ludwigs XV. im Jahre 1744 auch Frauenzimmer in der alten Straßburger Tracht ihm entgegen hosirten (auch bei der Begrüßung Marie Antoinettes, am 7. Mai 1770, figurirten junge Mädchen in „teutscher Tracht“) und diese im Bischöflichen bewirthet wurden, wunderten sich die französischen Damen über die Dide und Schwere ihrer Böpfe und hoben diese mit Eghabeln, um ihre Schwere zu erfahren und sich doch die Finger nicht mit Pomade zu beschmutzen, in die Höhe.

„Die Böpfe wurden,“ berichtet Hermann weiter, „wenn sie recht sollten gemacht sein, hoch am Kopfe angelegt. Sie wurden durch einen sogenannten Strich gesteckt; das ist durch eine kleine Röhre, welche in der Mitte mit einer feinen beider Böpfe verhältnismäßigen Oeffnung versehen und durch Hülse dreier Spigen, wie die Schneppenhauben, auf dem Kopfe befestigt war. Die Böpfe wurden des Sonntags, und so oft man am Werkstage zur Kirche ging, herabhängend getragen; man tanzte auch so. Nur beim Arbeiten im Hause banden die Dienstmädchen ihre Böpfe auf; diese wurden dann um eine quer durch den Strich gesteckte starke und flache Haarnadel gewunden und auf eine ganz elegante Art aufgestülpt, wie man solches auch auf römischen Frauensköpfen sieht. Bürgertöchter gingen mit herabhängenden Böpfen zur Messung (Fleischbank) und auf den Markt. Nach und nach banden sie die Böpfe auch auf, gingen endlich auch wohl gar an Werktagen so zur Kirche, ins Fröhe gebet, in die Stunde des Mittwochs und Donnerstags und in das Grame, das diesen Tag nach der Betstunde gehalten wurde. Anfänglich hielt man die, so es thaten, für Personen von bedenklichem Lebenswandel, wenigstens für Freigeister und insonderheit, als sie auch, etwa in den siebziger Jahren (des vorigen Jahrhunderts) anfangen, auf diese Weise am Sonntag in die Kirche zu kommen, so gab es für manchen Pfarrer lebhaften Aergerniß. Nach und nach aber wurde das Aufbinden der Böpfe so allgemein, daß die lutherischen Jungfrauen sogar damit zur Beichte und Communions gingen. Die Böpfe wurden nun auch ohne Strich aufgebunden, und die Haare dazu frisirt und gewaschen (Man begann also, sich den „coëffes“ zu nähern). In sie außerdem mehr nach hinten gesetzt wurden, bekamen sie überhaupt ein ganz anderes, eleganteres Aussehen, sodaß ein Straßburger, der vor fünfzig Jahren gelebt hätte und wieder gekommen wäre, gewißlich die Straßburger Tracht nicht mehr erkannt haben. Die Böpfe hielten sich unter allen Stücken der Straßburger Tracht am längsten, und so sehr die Kleidung in übrigen verändert worden ist, bis kein Stück mehr von der alten Tracht übrig war, so hieß sie doch immer noch die Teutsche oder Straßburger Tracht wegen dieser Böpfe der ledigen und wegen der dreifachblättrigen oder Schneppenhauben der verheiratheten Frauenzimmer.“

Die Straßburger Frisuren haben auch ihre Bedeutung für das herrlichste Bauewerk der „wunderschönen Stadt“ gehabt, den Münster Erwin von Steinbach's.

Ganz im Sinne des oben erwähnten, die Ablegung der deutschen und die Annahme der französischen Tracht bestimmenden Erlasses vom Jahre 1685, leider aber mit weit mehr Erfolg, ging man nach der Annexion Straßburgs auch gegen das Münster vor. Das Ende des 17. und 18. Jahrhunderts, jene Pompadour-Zeit der Keisfröde und Puderquasten, die mit dem natürlichen Empfinden auch die großen Ideen in der Kunst anlöschte, thaten dem ehrwürdigen Meisterwerke schmähliche Gewalt an.

Der selbe Geist herrschte auch im folgenden Jahrhundert, und es ist doppelt erfreulich, in dieser Epoche verständnißvolle Verwahrung in der Reihe der Münster-Werkmeister einen Manne zu begegnen, der im Gegensatz zu seinen Vorgängern sich mit alemannisch zäher Hartnäckigkeit gegen die von Versailles inspirirte Schule der Geschmacklosigkeit auflehnte und sein Ueberzeugungen unter den mannigfachen Verfolgungen, die von ihren Vertretern unter den für das Münster maßgebenden „Kennern“ zu erdulden hatte, durchzuführen wußte. Es ist dies der Münster-Werkmeister Johann Lorenz Götz.

Wie an die meisten anderen Dome lehnten sich in frühester Zeit auch an das Straßburger Münster zahlreiche Kaufhäuser und Buden, die begreiflicherweise weder die architektonischen Schönheiten, noch die Würde des Gotteshauses zu erhöhen geeignet waren.

Im Jahre 1770 trat der Abbé Rauch, anfänglich ein im Münster begangenen Neuchelmordes, energisch für die endliche Zerstörung der Baraden auf. Die Haupt-Fassade des Münsters wurde darauf vollständig freigelegt und an den Langseiten für die noch bestehenden Läden eine Art Arkaden errichtet, die zugleich einen architektonischen Schmuck des Gebäudes bilden sollten. Der Münster-Werkmeister Johann Lorenz Götz wurde mit der Ausführung der Arbeiten betraut.

Den Geschmack der Zeit und seine gerechte Verachtung für ihre Vertreter verweigerte Götz nun in vier Wasserperletern, die bei dem Anbau der südlichen Langseite des Münsters besaßen. Der Künstler glaubte seiner Entrüstung den charakteristischsten Ausdruck zu geben, indem er die vier Fragen im Geschmack seiner Gegner, die sich das Monopol des Schönen ermaßen, frisirte. Die erste war ein Pudelskopf mit einer Männerfrisur à la mode. Die übrigen Wasserperleter brachten weibliche Haar-Louren zur Anschauung; der zweite eine solche, die man damals à la grecque nannte. Der dritte Kopf trug eine potito palissade genannte Frisur, den vierten endlich wir à la double palissade frisirt.

Das Thierische der Gesicht war mit Glück als das Symbol der des Menschen unwürdigen Geschmacklosigkeit gewählt. Heute sind diese feineren Straßburger Frisuren fast gesehört, oder mit den Läden beseitigt. Zur Geschichte des Münsters aber haben sie einen nicht uninteressanten Beitrag geliefert.

Nachdruck verboten.

Seine goldene Zukunft.

Von Hans Wegner.

„Präsidenten sind jetzt wohl am besten,“ sagte sie und streckte den Fuß noch weiter vor. „Meinen Sie nicht?“

„Aber natürlich,“ erwiderte er und drehte die Schraube am rechten Schlittschuh. „Sie sind jetzt auch in der Mode. Jeder fährt ja drauf.“

„Nur Sie nicht. Sie haben noch immer die alten. Die müssen doch recht stumpf sein. Sie sollten sich wirklich auch befehren. Bessere Schlittschuhe hab' ich nie gehabt.“

Er wurde roth, schraubte schneller und sagte: „Ach Gott, ja, das ist ja alles... alles nicht so schlimm. Willst Du wohl! Die Schraube ist hier wie festgefroren.“

Hanna Schlüter war verlegen geworden, gleichzeitig mit ihm. Sie wußten beide, weshalb. Daß sie auch nie dran dachte!

„Danke schön!“ nickte sie etwas beklommen, als er fertig war, und sprang auf. „Nun wird der Kaffee zu Hause gut schmecken. Es ist wirklich schon wieder dämmerig geworden.“

Sie blickte noch einmal zurück auf die weite Eisfläche, die den See überspannte. Einsame Läufer glitten noch darüberhin; einige hatten ihren Mantel wie ein Segel aufgespannt, daß sich der Wind darin fing und sie vorwärts trieb. Weiter drüben jagten sich Gymnastasten, ihr Lachen und Schreien klang deutlich zum Ufer. Und traurig, wie dunkle Wände, schlossen fern die Kieferwälder den See ab. Krähen zogen ab und zu mit heiserem Krächzen darüber zum Neste.

„Gehen wir,“ seufzte Hanna Schlüter und steckte fröstelnd die Hände in den Muff. „Was meinen Sie: durch die Stadt oder über die Brücke?“

„Ueber die Brücke ist's näher.“

„Und dunkler dazu.“

„Fürchten Sie sich? Hier im unserm Neste —“

„Nein, Herr Brunf,“ lachte sie, „ganz so ängstlich sind wir doch nicht. Strolche giebt's bei uns nicht, und Geispenster —“

Sie sah ihn einen Augenblick von der Seite an.

„Wenn Geispenster kommen,“ neckte sie dann, „haben wir ja die Schlittschuhe. Dann klappern Sie tüchtig damit.“

Es ward ihm warm. „Wie fröhlich Sie doch sind,“

Fräulein Hanna,“ sagte er. „Manchmal hab' ich das... nie begreifen können.“

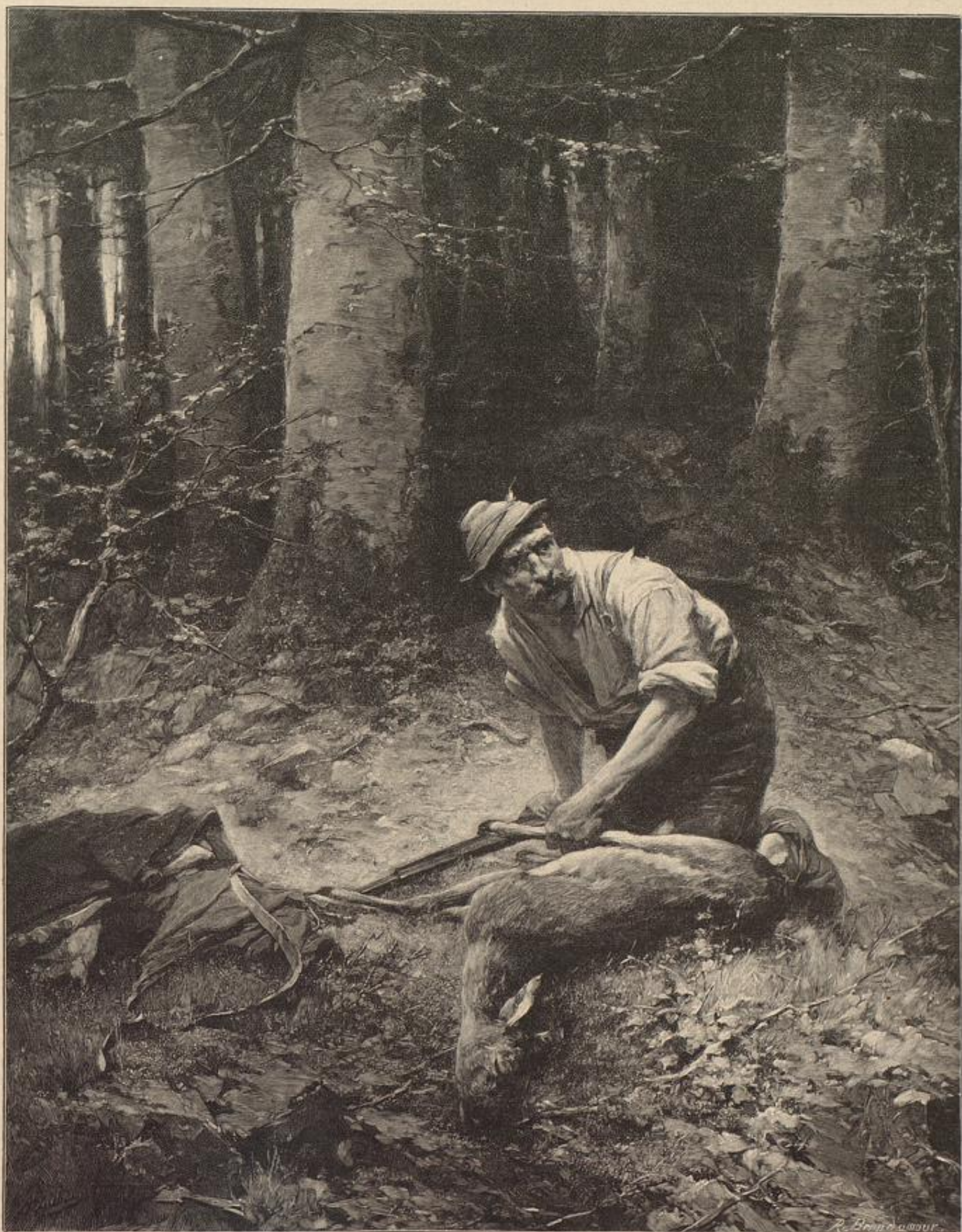
Sie lachte kurz. Durch den Schleier drang ihr warmer Athem in die Winterluft.

„Sehen Sie, ich denk' mir, das hat so seine Gründe. Ich bin jung, brauche nichts mehr zu lernen und habe also das schönste Leben. Und Sie sind natürlich schon

so alt, ehrbarer Primaner, der die Schulprämien Jahr für Jahr kriegt, die schwierigsten Dinge macht und 'mal irgendwo ein großes Lumen werden will. Stimmt's?“

„Also, weil ich tüchtig arbeiten muß, bin ich nicht fröhlich? Ja, vielleicht.“

Die Schlittschuhe klirrten jetzt. Um seinen Mund



Der Wilderer. Nach dem Gemälde von A. Lüben. — Siehe Seite 152.

flog einen Augenblick ein merkwürdiger Zug, der sein Gesicht alt machte.

„Ja, vielleicht,“ sprach er nach einer Pause noch einmal.

Sie war plötzlich verstummt. Wieder stieg eine feine Röthe in ihr Antlitz. Sie redeten eine ganze Zeit nicht. Neben ihnen die Bäume kahler Gärten, auf der anderen Seite des Weges Felder mit hartgefrorenen Schollen. Der Laternenanzünder ging vorbei an ihnen. Dann kamen zwei junge Leute ihnen von der Brücke entgegen und grüßten.

„Herr Thomas?“ fragte Hanna leise.

„Ja,“ antwortete Franz Brunk und preßte die Lippen zusammen. „Gestern —“

Er wollte etwas sagen und verschluckte es.

„Was war gestern?“

„Ach ich — ich — gestern liefen Sie ja mit Herrn Thomas, denk' ich. Nein?“

„Er läuft gut,“ gab sie statt jeder Antwort zurück.

„Und hat Eispräsidenten,“ fuhr es halb bitter aus ihm heraus.

Wie angewurzelt blieb das Mädchen stehen.

„Herr Brunk!“

Er rührte sich nicht, sah sie nicht an. Es war still auf dem Wege.

„Herr Brunk,“ sagte sie noch einmal, leiser jetzt, „warum sprechen Sie so etwas Schlechtes?“

Er antwortete auch jetzt nicht.

„Geben Sie mir meine Schlittschuhe!“

Erschrocken, gedemüthigt hob er das Haupt.

„Nein, — das nicht, Fräulein Hanna! Bitte, das nicht! Es war mir vorhin nur so, — und gerade vor Ihnen — vor Ihnen, da weiß ich manchmal gar nicht —“

Er stockte. Eine tiefe Scham war über ihn gekommen.

„Gerade vor mir,“ entgegnete Hanna. Sie sprach die drei Worte halb zu sich. „Das habe ich doch ganz gewiß nicht verdient, Herr Brunk. Womit denn?“

Die tiefe Scham wollte nicht weichen.

„Mir ist vor Ihnen — manchmal — so bitter,“ preßte er mühsam heraus. Er rang sich die Lippen ab.

Und jetzt schämte sich auch das Mädchen. Blitschnell hatte sie durch die letzten Worte ihn und seinen Groll und Schmerz begriffen. Und seine Demüthigung demüthigte auch sie. Was wollte sie reden?

„Glauben Sie mir doch,“ sagte sie halb ängstlich, halb betheuernd, — „Sie können es mir doch glauben, Herr Brunk, — der Herr Thomas, — wollen wir morgen wieder auf dem Eis sein?“

In der letzten Frage lag alles, was sie ihm jetzt geben konnte.

„Fräulein Hanna!“

Seine Stimme zitterte. Auch seinen Körper durchlief ein Zittern. Es war nicht von der Kälte.

„Wir sind doch die älteren Bekannten,“ fügte sie hinzu, als hätte sie vorhin zu viel verrathen.

Er streckte ihr nur die Hand hin, mit einem unsicheren Blick, in dem eine scheue Hoffnung lag.

Sie legte ihre Hand in seine. Und so standen sie einen Moment auf dem öden Wege, in der Winterdämmerung zwischen kahlen Gärten und kahlen Feldern.

Als sie von einander ließen und wieder dahinschritten, hatte erst keiner den Muth, das Schweigen zu brechen. Daß Franz Brunk es gewiß nicht thäte, wußte Hanna Schlüter. Aber die Stille bedrückte sie. Ihr war, als müßte sie ihre eigene Stimme in dieser Einsamkeit hören.

„Wann haben Sie nun Ihr Examen?“ fragte sie.

Auch er athmete auf.

„Michaeli,“ sagte er. „Wir sind im ganzen nur drei Mann.“

„Und dann zur Universität. Freuen Sie sich darauf?“

„Ja. Ich will so rasend gern — fort von hier.“

„Ach lieber Gott, Herr Brunk,“ nickte sie, jetzt wieder frei und ohne eine Spur der früheren Beklemmung, „man ist doch hier 'mal geboren, man kennt jeden Menschen, und das ist doch solch ein Gefühl der Sicherheit.“

„Für den einen,“ sagte er herb. „Für den anderen ein Gefühl der Dual.“

Als wollte er keine Antwort darauf haben, schlug er den Mantelkragen hoch und fügte hastig hinzu: „Frieren Sie nicht auch, Fräulein Hanna? Der Wind pfeift hier bedenklich. Sie müssen sich zu Hause gleich tüchtig durchwärmen.“

„Wir haben ja nicht weit,“ gab sie zurück, „und Mutting wird den Kaffee schon warm gestellt haben.“

Vor einem stolzen Hause standen sie still. Auf einer Porzellantafel davor stand: „Schlüter, Rechtsanwält und Notar.“

„Bleibt es bei morgen, Fräulein Hanna?“

Leise und verlegen waren die Worte. Leise die Erwiderung:

„Es bleibt bei morgen. Grüßen Sie Ihre Mutter recht schön, Herr Brunk.“

Seine Augen leuchteten auf. Er machte eine Bewegung, als wollte er ihr die Hand küssen dafür. Aber es hatte keine Gefahr: das würde Franz Brunk nie gewagt haben.

„Also nochmals meinen schönsten Dank für die freundliche Begleitung. Guten Abend!“

Hanna Schlüter hatte mit Absicht diesmal laut gesprochen; denn als Franz tief den Hut zog, trat ein Schreiber aus der Hausthür. Ein Schreiber ihres Vaters. Er grüßte sie und sah den Primaner groß an. Auf seinem Wege drehte er sich noch einmal um und blickte noch einmal merkwürdig hinüber zu dem jungen Menschen.

„Der mit der großen Zukunft,“ murmelte er. „Ich bin auf die Zukunft neugierig.“

Franz Brunk schlug heute nicht den nächsten Weg zu seiner Wohnung ein. Die alten Schlittschuhe, — es waren eben keine „Eispräsidenten“, — hingen am Riemen, sie klirrten leise bei jedem Schritt. Aber es klang noch etwas anderes. Das war nicht außer ihm, das war in ihm. Da läutete ein junger Glöckner gar schöne Glöden. Der Glöckner, das war ein neuer Muth, und die Glöden, das waren selige Glöden einer großen Hoffnung. Sie klangen nicht laut. Der Muth war nicht allzustark, die Hoffnung war noch schüchtern. Aber für ihn war es schon etwas Außerordentliches, und es machte ihm die Seele so voll und weit, daß er meinte, im engen Zimmer könnte er diese weite Seele jetzt gar nicht einsperren.

So verließ er die mattbeleuchtete Straße und ging an der katholischen Kirche vorbei, den Weg zum Vorwerk hinunter; hier war's ganz einsam. Kaum zwei Minuten, und er war am letzten Haus, dem Spital, vorüber. Zu beiden Seiten nichts als Ebene, Felder, Felder und wieder Felder. Nur einmal ein vereister Graben darin. Aber unendlich weit, schien es, bis in graue Ewigkeiten, streckte sich die Ebene hin, und diese Weite paßte ihm jetzt zu seiner Stimmung. Himmel und Erde schienen zusammenzuströmen in der grauen Dämmerung.

Was war das nur heute? Und war er das noch? Mit Hanna Schlüter war er übers Eis geflogen, einmal so weit, daß sie dicht bis an die abgesteckten Grenzen gekommen waren. Weiter hinaus durften sie nicht; denn drüben hatten die Fischer und die Knechte der Gasthofbesitzer das Eis geschlagen, Tage um Tage. Auf große Strecken stand das Wasser offen. „Wollen Sie hinein?“ hatte das Mädchen ihn lachend gefragt. „Es ist zu früh zum Baden.“ Ihm war die Phrase eingefallen: „Zusammen mit Ihnen, — ja!“ Er hatte sie nicht ausgesprochen, und das war gut. Aber auch eine vernünftiger Antwort hatte er nicht gefunden. Da waren sie umgekehrt, und wo das Eis am schwärzesten war und am glatteften, hatten sie kühne Kreise gezogen und, wenn der Wind es erlaubte, geplaudert.

Lieber Himmel, war nicht das schon genug Seligkeit für ihn? Gab ihm das allein nicht schon Muth, wieder eine schwere Woche und noch eine auszuhalten? Aber nun war es doch so viel mehr noch geworden, und wenn er jetzt 'mal wieder von seiner goldenen Zukunft träumte, so hatte er beinahe ein Recht darauf; denn ihm war, als hätte man ihm heute den Schlüssel versprochen zu jenem Thore, das die herrliche Zukunft noch verschloß.

Hanna Schlüter! — die Tochter des Rechtsanwaltes, bei dem sein Vater schlechtbezahlter Bureau-Vorsteher war —

Hanna Schlüter, das schönste Mädchen der Stadt, knapp siebzehn und schon viel gefeiert —

Hanna Schlüter, die Königin seiner Träume, deren Anblick ihn hielt, wenn's 'mal gar nicht mehr gehen wollte und deren Erringung er doch nie recht gewagt hatte zu erhoffen —

Heute hatte sie Worte gesprochen, die ihm Schwingen gaben, heute hatte er ihre Hand gehalten, heute hatte sie ihm nicht direct, aber doch indirect gesagt, daß all die anderen, reicheren, vornehmeren, schöneren sich für sie nicht messen konnten mit ihm.

Er blieb stehen, mitten auf der Landstraße, hinter sich die Häuser der Stadt, vor sich die Lichter des Vorwerks.

War's denn möglich, Herrgott im Himmel? Sollte aus dem furchtbaren Leid seiner Jugend solch eine herrliche Saat erblühen? O, dann wollte er dieses Leid segnen aus allen Kräften seiner Seele!

Aus ihrem Blicke wollte er Muth saugen, daß auch sein Auge stolz und fröhlich ward; aus ihren Worten wollte er die Stärke nehmen, sein Haupt hochzutragen durch die Gassen dieser Stadt; aus dem Druck ihrer

Hand wollte er Freudigkeit schöpfen, an jener bedeutenden Zukunft zu bauen, die seine Lehrer, die sein Vater, die alle Welt ihm voraussagte.

Sein Vater —!

Er zuckte zusammen, als er an ihn dachte. Bitter stieg's ihm auf. Ein Tropfen Galle fiel in den Becher seiner Freude. Was er gelitten während all der Jahre, mit diesem Vater war es unlösbar verknüpft.

Einem einzigen Menschen hatte er's einmal gestanden: dem Bruder seiner Mutter. Der lebte weit draußen, viele Meilen nordwärts als Dorfschulmeister, — nein, er hatte gelebt. Denn im letzten Sommer war auch der gestorben.

Als Secundaner hatte er ihn einst besuchen dürfen. Es war die Lichtzeit seines Lebens. Vier herrliche Ferienwochen gingen im Fluge dahin. Keiner kannte ihn, jeder ehrte ihn, ehrte in dem jungen Burlesken den Verwandten des braven Lehrers. Und hier?

„Wer den Mund aufthut gegen seinen Vater,“ — hatte der Schulmeister ernst gezürnt, „der hat kein göttlich gefälliges Herz, mein Junge. Ich will so 'was nicht mehr hören.“

Und er, — nun er hatte sich auf die Lippen gebissen, hatte sich Mühe gegeben, seinen Groll zu verschlucken. Aber auf einem Spaziergang war's doch wieder durchgebrochen. Und da hatte er dem schlichten Manne sein Leben und Leiden erzählt.

Erst ein frohes Kind, — glücklich wie die anderen, lustig wie die anderen. Mit diesen und jenen hatte er gespielt, hier und dort war er eingeladen. Die Linden blühten vor der Thür, die Jungen trieben Reizen und die Mädchen spielten Ball.

Dann war er größer geworden. Sein Kittel wand ihm zu eng. Er war zur Mutter gelaufen, aber es gab keinen neuen. „Fris Höhne hat einen Matrosenanzug,“ hatte er geweint, „und meiner ist schon so hässlich!“ Er bekam die Antwort: „Höhne's haben Geld, und wir nicht. Vater verdient nicht so viel.“

Das war das Erste. So ging's hundert Mal. Immer fehlte das Geld. Wer war schuld daran? Der Vater. Der Vater ließ es so weit kommen, daß die andern ihn neckten mit seiner „Mausfallenjacke“. Der Vater brachte nicht so viel mit nach Hause, daß für ihn 'mal irgend etwas abfiel. Aus seinen abgetragenen Sachen fertigte die Mutter „neue“ für den Sohn, — neue, die gewiß mehr gut gemeint als kunstfertig waren. Der Sport der Spielkameraden verwundete ihn. Er konnte nicht so fröhlich mehr „Ritter und Räuber“ spielen wie sonst. Und merkwürdig: nie dachte er daran, seiner Mutter einen Vorwurf zu machen. Sie, die den ganzen Tag um ihn war, für ihn sorgte, sich abarbeitete, liebte er von ganzem Herzen. Gab's Schläge, so hatte er sie verdient. Liebkoste sie ihn, — so wußte er warum.

Aber sein Vater? Den ganzen Tag nicht zu Hause, die Hälfte beim Rechtsanwalt im Bureau, die andere Hälfte mit den Bauern in der Schenke. Es geschah 'mal zum Geschäft. Und wenn der Vater ihn schlug oder wenn er ihn liebkoste, — er konnte nicht sagen, weshalb er das eine oder das andere that.

So war der Anfang. War's nicht mehr gewesen, so hätte ein fröhliches Jungenherz bald seinen Frieden mit den Verhältnissen geschlossen. Aber es kam schlimmer.

Eines Tages kam der Vater nicht zum Essen. Hunger stand der Bube vor der Thür und spähte aus nach ihm. Eine halbe Stunde verging, wieder eine, — endlich —

Zawohl, der Vater kam. Einen johlenden Troß von Jungen hinter sich, schwankte er die Straße herauf, lehnte sich hier an einen Baum, färbte sich dort die Schulter weiß am Ralk der Häuser. Dann raffte er sich auf und nahm sich zusammen. Kerkzengerade, ach allzu gerade that er einige Schritte.

Franz wollte es nicht glauben. Er wollte es nicht glauben, daß der betrunkene Mann, der dort ankam, sein Vater war; er wollte nicht glauben, daß die Straßensjungen seinen Vater verhöhnzten.

„Mutter!“ schrie er auf und stürzte in die Stube. Er hatte weit aufgerissene Augen, als hätte er etwas Entsetzliches gesehen, und als der Vater draußen in Hausflur sich nach der Stubenthür tastete, flüchtete er in Furcht, Scham und Schreck in den hintersten Winkel des letzten Zimmers, wo die große Kommode mit den altmodischen Beschlägen ihn verbarg.

Zitternd hörte er ein paar raue Worte der Mutter, zitternd lauschte er auf die Erwiderung des Vaters. Aber als diese Erwiderung kam, stockend, weinerlich, mit ein Winseln, — da flog ein fast verächtlicher Zug über das Gesicht des Knaben.

Er vergaß die Scene nie. Von diesem Tage an hielt er sich seinen Spielgefährten fern, und von demselben Tage an ging er seinem Vater aus dem Wege. Jetzt, wo sein Mißtrauen einmal geweckt war, hielt

er die Augen offen. Und sie sahen viel, was Kinder-
augen nicht gut thut. Im Lauf der Jahre durchschauten
sie alles. Und der Secundaner beichtete es damals dem
Oheim grollend wieder.

Wie der Vater, — alle Leute sagten es, — einst
so hübsch, so lustig, so begabt gewesen. Wie der Leicht-
sinn ihm im Blute saß, daß er lieber den Mädels nach-
stiege, als im Kämmerlein über den Büchern hockte und
sich zum Secretair-Examen vorbereitete. Wie er nach
langem Werben endlich als Braut doch die Cantors-
tochter heimführte, mit der es ihm nach aller Meinung
glücken mußte. Denn, was er an Leichtsinne zu viel
hatte, hatte sie zu wenig. Sie war aus hartem, nord-
deutschem Holz. Ihre eigene Mutter sagte: „Die Anna
thut lieber Kochen als Küssen, und das Küssen ist nicht
notwendig in einer guten Ehe, aber das Kochen ist es.“

Führte auch von Anbeginn ein festes Regiment, die
Anna Schneider, verehelichte Brunk. Und die Leute
mochten recht haben: es schien zu glücken. Der Mann
war im Grunde eine gutherzige Natur und liebte sein
Weib. Der Raum behagte ihm auch, so lang er neu
war. Aber da passirte das Unglück. Das Examen
wurde verschärft und Brunk bestand es nicht. Von
diesem Tage wuchs es auf zwischen den beiden, wie eine
Wand. Seine Frau hätte ihm eine Untreue hingehen
lassen: sie hätte es wohl verurtheilt und nicht verstanden,
aber sie liebte ihn wohl zu wenig, um deshalb Scenen
zu machen. Das lag nicht in ihr. Daß er ihr jedoch
vor der ganzen Stadt den Schimpf angethan, im Examen
durchzufallen; daß sie jetzt erröthen mußte vor den
Secretairsfrauen, mit denen sie bisher schon auf gleicher
Stufe verkehrt, — das vergab sie ihm niemals, das
demüthigte sie und ihn in ihren Augen, und mit einem
Groll gegen den Vater gebar sie das erste Kind. Es
blieb das einzige.

Daß auch ihr Mann litt, sah sie nicht. Er hatte
den Muth und die Spannkraft verloren. Was er in
den Augen seiner Frau las, war nicht dazu angethan,
ihn zu neuem Eifer und freudigem Arbeiten anzuspornen.
Damit war etwas planloses, zersahrenes in sein Leben
gekommen. Er konnte stundenlang liegen und den Rauch-
ringeln der Cigarre nachschauen. Zuerst plante er noch
einen neuen Anlauf. Als er einmal davon zu reden
begann, sah seine Frau ihn mit ihren ruhigen, etwas
nüchternen Augen so sonderbar an, daß er roth wurde,
stotterte und abbrach. Sie glaubte ihm nicht. Und nach
einiger Zeit glaubte er sich selbst nicht mehr. Er ge-
hörte zu den Menschen, die immer einen Rippenstoß
haben müssen, ehe sie vorwärts gehen. Der Rippenstoß
blieb aus, und Otto Brunk blieb auf der alten Stelle stehen.

Aber es mußte Geld ins Haus. Die Wirtschaft
kostete mehr und mehr, trotzdem Frau Anna Brunk mit
dem Pfennig rechnen gelernt hatte. Da wurde die
Stellung bei dem damals noch jungen Rechtsanwalt
Schlüter vacant; die Stellung des Bureau-Chef. Der
Cantor Schneider zog seinen schwarzen Rock an und bat
den Rechtsanwalt, seinen Schwiegerjohn zu berücksichtigen.
So kam Otto Brunk zu seinem Posten. Als er die
Entscheidung in Händen hatte, sagte seine Frau freund-
licher wie sonst: „Bureau-Vorsteher klingt nicht so gut
wie Kreisgerichts-Secretair, aber es ist besser wie nichts
und wird seinen Mann nähren. Gebratenes darfst Du
dabei allerdings nicht jeden Tag auf den Tisch haben
wollen. Damit Du es nur weißt!“ Und sie stellte sorg-
sam das Geschir, Stück für Stück, in den Glaschrank. —

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Schornsteinlaunen.

Von Wilhelm Stof.

Wir hatten unsere neue Wohnung bezogen. Alles
„hochmodern“: Parquetböden, viel Gold auf
den Tapeten, Majolica-Ofen, an den Decken
blauer Himmel mit Engelsköpfen und anderem
Stück. Der Duft der Blumen, die Freunde uns
als ersten Gruß ins neue Heim gesandt, erfüllte
die Zimmer. Da drang ein eigenthümlicher, rauchiger Geruch
vom Corridor herein: der Herd in der Küche, zum ersten Male
benutzt, verweigerte den Dienst, er rauchte. Vergeblich bemühte
die Köchin sich, ihn mit Stöphen von Zeitungspapier zum Nach-
geben zu zwingen. Der Schieber wurde ganz herausgezogen,
ein Strohbündel herbeigeholt, umsonst, — in dicken Wolken
suchte der Rauch seinen Ausweg nach der Küche, statt durch
den Schornstein. Das gefährliche Experiment, Petroleum zu
Hülfe zu nehmen, wurde gewagt, umsonst, es rauchte. Der
Hausverwalter wurde gerufen, der Töpfer herbeigeholt, — es
rauchte weiter. Schließlich mußte der Schornsteinfeger aus
Dach. Die Kugel rasselte im Schornstein herunter, da, — bum,
zwei Meter über dem Herde schlug sie auf: Der Schornstein
war zugemauert. So geschah in der Reichshauptstadt am
Ende des neunzehnten Jahrhunderts.

Gewiß war das ein seltenes Ereigniß. Aber, so wird
manche Hausfrau seufzen, die Schornsteine bei uns sind in
bester Ordnung, streng nach dem Baugesetz aufgeführt, sie
functioniren auch meist ganz gut, bisweilen aber sind sie zum

Verzweifeln widerpenstig. Nun, vielleicht läßt sich Rath schaffen,
sie gefügig zu machen.

Kennen Sie, verehrte Leserin, den „Sonntagsrauch“? Es
war an einem schönen Sonntagmorgen, als wir von unserem
Sommeraufenthalte aus eine auf sonniger Höhe gelegene Gast-
wirthschaft mit weitem Ausblick nach Wien besuchten, um das
Schauspiel des Sonnenaufganges zu genießen. Wir kamen
viel zu spät an. Die Sonne war längst über den Horizont
emporgestiegen. Die Gaststube, zugleich Wohnstube und Küche
der beiden alten Wirthsleute, fanden wir voll Rauch. Auf
unsere Frage nach der Ursache des Rauches erhielten wir die
kurze Antwort: „Das ist der Sonntagsrauch.“ Wir hörten
dann, daß der Herd nur an Sonntagen, niemals an Wochen-
tagen rauche. Ueber den Grund zerbrachen sich die Leute nicht
weiter den Kopf, es war eben der „Sonntagsrauch“. Ein Blick
auf das weite Thal vor uns, dessen Bewohnern erst jetzt die
Sonne aufging, während sie auf das Haus hier oben schon
längst ihre erwärmenden Strahlen sandte, belehrte mich sofort
über die Ursache dieses Sonntagsrauches.

„Nicht der Sonntag, liebe Leute, ist an diesem Rauche
schuld, sondern die Sonne,“ fing ich an.

„Die Sonne?“ unterbrach mich ungläubig der Alte, „die
bringt uns nur Licht und Wärme, aber keinen Qualm.“

„Nun, ich werde es Euch beweisen.“ Ich zündete die Kerze,
die auf dem Tische stand, an, löstete ein wenig die Thür und
hielt die Kerze oben, nahe an der Decke, dicht an den Spalt.
„Seht Ihr, wie die Flamme, einer kleinen Fahne ähnlich, durch
den Spalt hinausweht? Und nun paßt auf, hier unten, dicht
am Boden, gerade umgekehrt: die Flamme wendet sich zur
Stube herein. Haltet einmal die Hand hierher. Die Luft hier
oben, die nach außen zieht, ist warm, die hier unten aber, die
hereinzieht, ist kalt. Kurz, die warme Luft steigt, weil sie leicht
ist, zur Decke empor, flieht, wenn sie an Fenstern und Thüren
einen Ausweg findet, nach außen ab und wird durch unten
zustiehende kalte Luft, die schwerer ist, ersetzt. Ganz genau
so, wie hier in der Stube, geht's im Schornsteine zu. Die
über dem Rost warm werdende Luft steigt in die Höhe, kalte
dringt von unten nach, und so entsteht eine fortwährende Be-
wegung der Luft von unten nach oben, die wir „Zug“ nennen
und die Rauch und Asche mit sich empor zum Schornstein
hinausführt. Wenn aber, ehe das Feuer im Ofen brennt, die
Sonne auf das Dach scheint und die Luft im obersten Theile
des Schornsteins erwärmt und leicht macht, dann kann die
schwere Luft darunter nicht emporsteigen, drückt auf den Rauch
des zu spät angemachten Feuers und treibt ihn zur Ofenthür
hinaus. Nach einer Weile erst, wenn das Feuer die Luft im
unteren Theil des Schornsteines ebenso warm und leicht ge-
macht hat, wie es im oberen die Sonne gethan, dann fängt
der Schornstein wieder an, zu ziehen, und das Rauchen hört,
wie Ihr seht, auf. In der Woche zieht Ihr früher auf, als die
Sonne, das Feuer flackert sehr lustig im Herde, wenn sie ihre
ersten Strahlen auf das Dach sendet, an den Sonntagen aber
schläft Ihr ein oder gar zwei Stündchen länger, die Sonne liegt
bereits auf dem Dache, wenn der Morgenfrüh gelockt werden
soll, und deshalb raucht an diesen Tagen der Herd. Ein hell-
flackerndes, die Luft schnell erwärmendes Strohfeuer ist das
beste Mittel, den Schornstein wieder in Zug zu bringen.“

„Das klingt alles recht schön und gelehrt,“ sagte die Wirthin,
„aber es stimmt nicht. Gerade, wenn das Wetter draußen
neblig und feucht ist, da will das Feuer nicht brennen, da hat
man keine Ruhe und Noth, ehe das Holz zu knistern anfängt.“

„Ja, und warum,“ fügte der Alte hinzu, „warum raucht
es denn da unten in der Fabrik nicht, wo doch die langen
Schornsteine früher von der Sonne beschienen werden, als die
kleinen Häuschen der Arbeiter daneben, die so oft über Rauch
klagen? Die Schornsteine haben nun einmal ihre Launen,
der eine so, der andere so,“ schloß er im Tone feier Ueberzeugung.

„Aber liebe Leute, das stimmt doch mit dem überein, was
ich Euch gesagt habe. Bei feuchter Witterung ist die Luft im
Schornstein schwerer, viel schwerer als an klaren, trodnen
Wintertagen. Die drückt dann auf den Rauch und treibt ihn
nach unten hinaus, bis das Feuer sie erwärmt hat.
Und warum die hohen Schornsteine besser ziehen als die
niedrigen? Seht einmal hierher,“ — ich nahm die Lampe vom
Gesimse herab und zündete sie an, — „seht, der Cylinder hier
stellt einen kleinen Schornstein dar. Auch in ihm steigt fort-
während die erwärmte Luft empor, während neue kalte von
unten zuströmt. Seht,“ — ich blies den Rauch meiner Cigarre
durch die Zuglöcher des Brenners, — „wie der Tabakrauch
schnell im Cylinder emporgetrieben wird. Der Rauch könnte
aber nicht aus dem Cylinder entweichen, wenn der Druck, den
die äußere Luft auf die obere Oeffnung des Cylinders aus-
übt, nicht kleiner wäre, als der Druck der Luft auf die untere
Oeffnung. Der obere Druck muß nämlich um soviel kleiner
sein, als das Gewicht der warmen Luft im Cylinder geringer
ist, als das einer gleich großen Menge der äußeren kälteren
Luft. Dieser Druckunterschied ist natürlich um so größer, je
höher die Luftsäule im Cylinder oder, was dasselbe ist, je höher
der Cylinder ist. Ebenso ist's beim Schornstein. Der Druck
der äußeren Luft auf die untere Oeffnung muß den Druck auf
die obere um so mehr überwiegen, je höher der Schornstein ist.
Deshalb ziehen auch die hohen Schornsteine der Fabrik besser,
als die niedrigen in den kleinen Häusern daneben, deshalb
raucht es in den großen Häusern der Stadt seltener in den
unteren Etagen, als in den oberen.“

„Wenn's die Größe thut,“ erwiderte, immer noch ungläubig,
der Alte, „warum raucht's denn da so oft bei meinem Sohne
unten im Dorfe, der noch ein langes, eisernes Rohr auf seinen
Schornstein setzen mußte, der großen Wand des Nachbarhauses
wegen, während in den Häusern daneben mit viel niedrigeren
Schornsteinen kein Mensch über Rauch klagt?“

„Daran ist nicht die Höhe, sondern das Material des Schorn-
steines schuld. Hätte Euer Sohn statt des eisernen Rohres
einen Schornstein von Mauerwerk oder von thönernen Röhren
aufgesetzt, oder, wie dies oft geschieht, ein doppeltes Rohr ge-
wählt und dessen Zwischenraum mit Asche ausgefüllt, so würde
sein Ofen schwerlich rauchen. Mauerwerk und Asche entziehen
anderen Körpern nur sehr langsam, Eisen dagegen sehr schnell
ihre Wärme. Davon könnt Ihr Euch gleich überzeugen.“ Ich
zündete zwei Streichhölzer an und legte das eine auf die eiserne
Platte, das andere auf eine Kachel des Ofens. „Seht, das
Streichholz auf dem Eisen erlischt sofort, weil dieses ihm seine
Wärme schnell entzieht, das Streichholz auf dem Steine aber
brennt bis zu Ende ab. So nimmt auch das eiserne Rohr
des Schornsteins der Luft darin ihre Wärme, kühlt sie ab und

macht sie schwerer als die darunter befindliche im feineren
Theile des Schornsteins. Der Zug hört auf und der Ofen
raucht.“

„Wenn Sonne, Eisen und was Sie da alles von Luft-
druck reden, an dem Rauche schuld sein sollen, warum raucht
dann der Ofen in unserem Nachbarhause da hinten?“
fragte nach einigem Ueberlegen der Wirth. „Der Schornstein
ist aus guten Backsteinen gemauert, ragt zwei Meter über die
Friste heraus und bekommt doch im Schatten unserer Scheune
die Morgen Sonne nicht zu sehen. Und warum raucht er, wenn's
ihm gerade paßt, ob der Westwind Regenwetter oder ob der
Ostwind klares und trodenes Wetter bringt? Weil er seine
Launen hat.“

Ich trat an das Fenster, das zum Hof hinaus ging. „Ist
das der Schornstein da drüben, von dem Ihr redet?“ fragte ich.
Der Alte bejahte es.

„Kein Wunder! West- und Ostwind müssen Euch ja den
Rauch ins Haus zurückjagen. So lange hohe Schornsteine ge-
baut werden, weiß man auch, daß man ihnen Schutzlappen
gegen den Wind aufsetzen muß, sonst stößt dieser in die obere
Mündung des Schornsteins hinein, verhindert den Austritt des
Rauches und treibt ihn durch die Defen in die Zimmer zurück.
Solcher Klappen giebt es in Menge, von Stein sowohl, wie von
Eisen, feste und bewegliche. Die Form, die Ihr gewählt habt,
ist für die Lage Eures Hauses die unpraktischste. Das kleine
zweiseitige Dach hält wohl den Nord- und Südwind, nicht
aber den West- und Ostwind ab. In der Schweiz liegt eine
wunderschöne Stadt an einem wunderschönen See. Dem Fremden
aber, der zum ersten Male vor dieser Stadt steht, fallen mehr
als alle Schönheiten der Natur und Baukunst die Tausende
von Blechlappen auf, die die Häuser zum Schutze gegen den
oft von den Alpen her wehenden Nordwind tragen. Seit
eine drehbare Blechlappe auf Cuern Schornstein und Ihr seid
den Rauch bei jedem Wetter los. Nicht immer liegen die Fehler
am Schornstein so klar zu Tage, wie bei Euch. So sollte man
nie mehr als einen, höchstens zwei Defen an einen Schornstein
legen, und letzteres nur in demselben Stockwerk. Liegen mehrere
Defen an einem Schornstein, so rauchen sie, wenn in ihnen
das Feuer zugleich angemacht wird, weil er dann den Rauch
nicht bewältigen kann. Brennt das Feuer bereits im oberen
Stockwerk, wenn es im unteren angemacht wird, so raucht der
untere Ofen. Liegen sich gar zwei Einmündungsrohren gegen-
über oder sind sie nicht steil genug angebracht, so fangen die
Defen schon bei den geringsten äußeren Störungen zu rauchen
an. Kurz, alles, was Ihr Launen des Schornsteins nennt, hat
seinen Grund in äußeren Umständen oder in der fehlerhaften
Bauart vieler Schornsteine.“

Ob ich den beiden alten Leuten ihren Glauben an Sonntags-
rauch und Schornsteinlaunen genommen habe? Ich bezweifle
es. Aber unsere verehrten Leserinnen werden, so hoffe ich,
wenn sie einmal unter den Launen ihrer Schornsteine zu leiden
haben, deren Ursache erkennen, sich mit einem leicht brennenden
Strohstück helfen oder sich zu trösten wissen. Ertragen wir
doch auch die äheln Launen unserer Mitmenschen leichter,
wenn wir die Gründe ihrer Verstimmlung kennen.

Nachdruck verboten.

Selbstaufopferung.

Erzählung aus dem Frauenleben.

Von Ant. Andrea.

Sie standen Schulter an Schulter. Er hatte den
Arm um sie geschlungen, und ihr Blick hing
leuchtend an dem seinen. Sie waren ein schönes
Paar, Professor Willbrand und seine Neu-
vermählte Hedda! Er hatte das Ende der
Dreißiger schon erreicht, und sie mit ihrer zier-
lichen Gestalt, ihrem rofigen, lächelnden Gesichtchen, sah wie
eine Siebenzehnjährige neben ihm aus: in Wahrheit zählte sie
dreiundzwanzig. Sie war die Älteste von vier Geschwistern.
Zeit dem Tode der Mutter hatte sie ihrem Vater, dem künig-
lichen Domänenpächter, mit Hilfe einer „Mamsell“ die große
Hauswirthschaft geführt.

Man hatte bei „Oberamtmanns“ einen heillosen Respect
vor der Gelehrsamkeit des neuen Schwagers und Schwieger-
sohnes, — besonders Walter, der Lieblingsbruder Heddas, der
sich mit Mühe und Noth auf dem Berliner Gymnasium bis
Untersecunda durchgearbeitet hatte. Man hätte dem schlanken
Knaben mit dem prächtigen Augenpaar und der genialen Lode
auf der Stirn nicht angesehen, daß die landläufige Schul-
wissenschaft ihm so viel Kopfzerbrechen verursachte.

Am Hochzeitstage versammelten die Geschwister sich zum
letzten Mal in Heddas Mädchenstübchen: sie in ihrem weißen
Brautkleid, die Myrtenkrone im Haar, — Max, Student
der landwirthschaftlichen Akademie, — Marie, ihre Nachfolgerin
im Haushalt, und zuletzt Walter, der Gymnasiast, der leidens-
chaftlich am Halse der scheidenden Schwester schluchzte, während
die anderen beiden verschämt in das Taschentuch weinten.

„Wir müssen runter,“ mahnte schließlich Max. „Was
würde der Schwager Professor von uns denken, wenn er uns
hier wie die Schloßhunde heulen sähe!“

Da ertönte auch schon die sonore Stimme des Bräutigams.
„Hedda! Max! Wo stekt Ihr, Kinder? Es geht zu Tische.“
„Hier! Wir kommen.“ Hedda, den Arm um den Bruder ge-
schlungen, trat heraus, und der Professor eilte ihr entgegen.
Beim Anblick der beiden lächelte er. Noch nie war ihm die
Lieblichkeit seiner Braut und Walters klassische Schönheit so
aufgefallen.

„Amor und Psyche im Rahmen des neunzehnten Jahr-
hunderts!“ sagte er, während er den Arm seiner Braut in den
seinigen zog. Und Walter fixirend fügte er schulmeisterlich hinzu:
„Ja, mein Junge, das ist Naturgesetz! Nicht nur Vater und
Mutter, auch den verhätschelten Bruder wird das Weib ver-
lassen, um seinem Manne anzuhängen.“

In das weiche, bewegte Antlitz des Jünglings trat ein
energischer Zug: „Halte mir die Hedda aber gut, Schwager!
Sonn kriegt Du einen Feind, primus omnium, das sage
ich Dir.“

Alle lachten, und bei Tische nannte der Professor seinen
jungen Schwager zur allgemeinen Erheiterung: „Primus
omnium“.

Ein paar Stunden später standen die Neuvermählten reisefertig da.

„Mache den Abschied kurz, mein Herz!“ bat der Professor. „Mir sind Nährseelen peinlich, — besonders heute, wo jeder-mann einen Räuber in mir erblickt, der einen Schatz fortträgt.“

Hedda, der schon die Behmuth im Blicke schimmerte, zwang sich zum Scherzen: „Die Leute wissen nicht, wie gern der Schatz seinem Räuber folgt!“

umherführen. Hedda, abgesspannt von der langen Reise und den neuen Eindrücken, die seit ihrer Vermählung auf sie eingestürzt hatten, ließ sich erschöpft auf den ersten besten Stuhl nieder.

Das also nannte man „zu Hause“ sein!

Da rief ihr Gatte sie in sein Arbeitszimmer. Er wollte es ihr zeigen. Auf dem großen, eichenen Tisch in der Mitte der geräumigen Stube, wo man beim ersten Blick nichts als grob-

auf den Marshall-Niel fiel ein anderer, eine Thräne, die dem jagenden Herzen der jungen Frau entschlüpft war.

Die Hofrätin war in die Kirche gegangen. Hedda hatte alle Hände voll zu thun. So oft sie an einer Uhr vorbeikam, sah sie nach der Zeit: Knapp noch eine Stunde, dann waren sie da, der Vater und ihr geliebter „Kleiner“, wie sie den großen Secundaner zu Hause zu nennen pflegte.

Der Professor sah bei einem wissenschaftlichen Vortrag, den er nächstens in dem Verein für Deutsche Wissenschaft halten wollte. Da klopfte die junge Frau bei ihm an.

„Lieber Philipp — — —“

„Einen Augenblick, — ich bin mitten im Satz!“ Gemächlich schrie er weiter, während die junge Frau in der Thür stehen blieb. Ihr hüpfte das Herz vor Freude. Mit einem herausfordernden Blick mußerte sie die Bücherchränke an den Wänden, den großen Tisch in der Mitte, protzig auf den Haufen von Gelehrsamkeit, unter dem er knachte: „Thut mir wichtig und macht euch breit, ihr alten Scharlatan! Heut' schüchtern ich mich nicht ein. Vater kommt und mein Walter-Bruder.“

Es war das richtige Junggefellenzimmer des Stubengelehrten, — öde, jeder Gegenstand unverrückt am Platz, — oberflächlich pedantische Ordnung, in Winkeln und Fächern Staub und Schimmel. Arme Hedda! Hier hatte man ihre fleißige Hand und ihren natürlichen Schönheitssinn in den Bann gethan.

Der Professor sah sich um: „So, mein Herz! Was wolltest Du?“

„Möchtest Du Dich nicht umkleiden, lieber Mann? Vater wird bald hier sein.“

„Bin ich dem so nicht gut genug?“

Entsetzt glitt der Blick der jungen Frau an seinem abgetragenen Rock herunter auf seine niedergetretenen Morgenschuhe, die ihm einst seine Schwester zu einem längst verfloffenen Geburtstag gestickt hatte. „Das — — geht wirklich nicht“, stammelte sie.

„Ach, Du bist nur immer bestrebt, mich um mein bißchen Behagen zu Hause zu bringen!“ sagte er verdrießlich. Die ganze Störung war ihm unangenehm.

„Besteht denn die Behaglichkeit in der Vernachlässigung seines äußeren Menschen?“ fragte sie. Sie selbst in ihrem hellen, fadenlosen Morgenkleid, mit der weiten, weißen Schürze sah so sauber und appetitlich aus, daß der Unmuth des Professors wich. Er küßte sie auf den Mund. „Du bist ein Nörzchen, ein süßes, unerfahrenes Fräulein, das noch keine Ahnung hat von der Nothwendigkeit der inneren und äußeren Ruhe eines Gelehrten, obgleich die gute Karoline — — —“

„Führe nur nicht immer Deine Schwester in Gesefch!“ unterbrach Hedda ihn nervös. „Wenn Du die Wahrheit wissen willst: so lange sie bei uns ist, kommt unsere Ehe in kein richtiges Fahrwasser.“

„Oho! Was hat die arme Lina wieder mal verschuldet?“

„Sie steht mir in dem Wege zu Deinem Herzen.“ Mergelich ließ er sie los.

„Du bist nicht bei Trost! Sie sieht dem Mädchen in der Küche auf die Finger und weiß immer, wo es im Hause hapert: das ist Dir lästig, — voll tout!“

Ihr geröthetes Gesichtchen und ihre glänzenden Augen verrathen ihre innere Erregung; er aber war ein Feind von Gemüthsbewegungen und Auseinandersetzungen. Sollte er um des lieben Friedens willen seine Schwester aufgeben? Er hatte schon daran gedacht; aber es war ihm peinlich, es ihr zu sagen, und außerdem, sie wußte am besten mit seinen Wohnheiten Bescheid und respectirte stets seine „Behaglichkeit“ — — —

Es schlug elf. Hedda zwang sich zu einem höflichen Lächeln. „Lieber, wir wollen uns heut nicht die Laune verderben! Vater würde es merken und sich betrüben.“

„Nöthig ist es ja nicht,“ brummte der Professor und schickte sich an, die Kleider zu wechseln.

Nach einem Wellchen kam die Hofrätin aus der Kirche. Sie fand überall etwas zu mäken und besser zu machen. Schließlich schalt sie das Dienstmädchen, weil ihre Schuhe von gestern nicht gut gepuht wären.

Hedda trat aus dem Schlafzimmer, wo sie ihr Festgewand angelegt hatte: sie sah entzückend aus in dem schlichten, weißwollenen Kleide, einen Wellchenstrauß an der Brust.

„Guste wird es ein anderes Mal gründlicher machen,“ sagte sie entschuldigend. „Heut' hatte sie wenig Zeit.“

Mit einem verwunderten, mißbilligenden Blick maß die Hofrätin die junge Frau.

„Du kleidest Dich, Hedda, als ob Du immer noch ein junges Mädchen wärst,“ sagte sie tabelnd. „Eine verheiratete Frau von Tact wählt gelegtere Toiletten.“

Hedda hätte bemerken können, daß die Hofrätin selbst sich nichts weniger als „gefeht“ kleidete, trotz ihrer fünfundsiebzig Jahre und ihres „tragischen Schicksals“, und daß Haarpuffen, gebrannte Locken, Spitzen und Armbänder auffälliger wirkten als ein Wellchenstrauß; aber sie hörte läuten und flog nach der Thür. Die joviale Stimme ihres Vaters schlug ihr entgegen: im nächsten Augenblick lag sie in seinen Armen, und er trug sie, als ob sie ein kleines Kind wäre, in die Wohnstube.

Hier nahm er ihr Gesicht zwischen seine Hände und drehte es dem Lichte zu:

„Grüß Dich Gott, meine Herzenstochter!“ Dann strich er „Donner und Doria, was hast Du mit Dir angegeben, Frau Hedda! Man kann Dir wahrhaftig durch die Waden bloßen.“

Die Hände des Vaters auf ihren Schultern, war Hedda auf einen Stuhl gesunken: sie hätte vergehen mögen vor Borne und Herzeleid. Da ertönte ein leiser Schrei.

„Schwester!“ In der Thür stand Walter. Außer stand-



Leop. Rothaug.

Ein Idyll. Nach dem Gemälde von Leopold Rothaug.

Dann sprachen sie von ihrer Hochzeitreise, von der Heimkehr und dem neuen Haushalt.

„Meine Schwester, die Hofrätin, hilft Dir gern, Dich einzurichten,“ bemerkte der Professor. „Sie ist eine tüchtige Hausfrau, und Du wirst von ihr lernen können.“

„Erlaube,“ entgegnete Hedda lächelnd, „wenn man, wie ich, drei Jahre einer großen Hauswirtschaft vorgestanden hat, kann man ganz unerfahren nicht sein. Es ging manchmal knapp genug bei uns her: ich habe zu rechnen gelernt.“ Sie sah so reizend in ihrem naiven Selbstbewußtsein aus, daß der Professor sie verstohlen auf den Mund küßte, — dann rührte er Heddas Herz mit dem „traurigen Schicksal“ seiner Schwester. Sie war verheiratet gewesen und hatte in einer Woche ihr Kind und den Gatten verloren. „Es wird sie zerstreuen, wenn sie unsere Wirtschaft in den Gang bringen darf,“ schloß er, und Hedda hatte nichts dagegen.

Einige Tage vor Ablauf der großen Ferien kam das junge Paar nach Hause, wo sie von der Hofrätin in Empfang genommen wurden.

„Gott segne unseren Eingang, mein liebes Kind!“ sagte der Professor zu seiner jungen Frau. Er war froh, zu Hause zu sein, und ließ sich gleich von seiner Schwester in der Wohnung

gestrichene Bücherchränke sah, stand wie verirrt ein Korb mit frischen Rosen.

„Ach,“ rief die junge Frau mit bebender Stimme, „die wundervollen Blumen!“ Die kamen nirgends anders her als von Hause. An den herrlichen Marshall-Niel obenauf erkannte sie sie, — duftig und frisch, als wären sie eben gepflückt; in dem Kelch der einen glänzte ein Tropfen, wie Thau oder — wie eine Thräne.

„Vom Vater, von den Geschwistern, nicht wahr, Schwägerin?“

„Allerdings. Der Walter war rein aus dem Häuschen. Er scheint den ganzen Garten abgerupft zu haben. Schade um die kostbaren Rosen! Ich habe sie einweilen hierher gestellt. Zum Abend bringen wir sie in die Küche. Blumen im Wohnzimmer sind schädlich.“

„O nein,“ verzogte Hedda lebhaft. „Ich bin daran gewöhnt. Wir können sie ja in den Salon stellen, da schaden sie niemand.“

„Erlaube, mein Kind, ich muß Schwester Karoline recht geben!“ entschied der Professor pedantisch. „Wenn Du sie aber durchaus im Salon haben willst, — meinetwegen! Man braucht ja nicht dort zu sitzen.“

Schweigend trug Hedda die Blumen fort. Als es niemand sah, drückte sie ihr Gesicht hinein, und neben den Thautropfen



Dom Zufünftigen. Nach dem Gemälde von F. Ballet.

sich zu erheben, streckte Hedda die Arme nach ihm aus, und er stürzte hinein, und Herz an Herz gepreßt, hielt er sie sprachlos umklammert.

„Aber Kinder, — Kinder!“ mahnte der Oberamtmann, selbst zu Thränen gerührt.

Der Professor räusperte sich. Etwas wie Eifersucht regte sich in ihm, — etwas, das er nicht mal verspürt hatte, als er Hedda auf der Hochzeitsreise allein in den Hotel-Gärten sitzen ließ, während er oben in seinem Zimmer arbeitete und durch das offene Fenster hörte, daß fremde Herren Bemerkungen über ihre Schönheit und Anmuth machten. Eine Ahnung dämmerte ihm, daß hier die Situation gefährlicher sei, denn hier rang ein mächtiges, glühendes Gefühl um die Liebe seiner Frau, die er als etwas Selbstverständliches sicher zu haben glaubte.

Bei Tische machte ein gewisser Zwang sich fühlbar, und der Oberamtmann bemühte sich redlich, ihn fortzulaudern. Er machte die Hofrätin geistreich und schließlich auch seinen Schwiegerohn aufzuheben, — als nämlich der Champagner aufgetragen wurde, den er auf seinem Wege vom Bahnhof her bestellt hatte.

Walter allein blieb einsilbig. Von dem Wein aus dem Keller des Professors hatte er keinen Tropfen angerührt. Jetzt schenkte dieser ihm ein „Anstoßen, Knabe!“ rief er gutmüthig spöttelnd: „Das Glas schäumt über wie Deine Jugend, Primus omnium!“

Walter, den Kelch in der Hand, erhob sich. Zum ersten Mal heut' beugte sein Blick dem seines Schwagers.

„Jawohl, Primus omnium!“ sagte er stolz — „wenn nicht auf der Schulbank, so doch immer im Leben da, wo geliebt und gehaßt wird: Ich trinke auf das Glück meiner Schwester Hedda!“

Dem Professor wurde es unbehaglich unter dem forschenden Blick des Jünglings. Der Vorgang damals am Hochzeitstage fiel ihm ein. Was wollte der Burche von ihm? Hatte er Hedda etwa nicht gut gehalten? Einen nachsichtigeren und friedfertigeren Ehemann als ihn sollte man noch suchen.

Nach Tisch bereitete Hedda selbst den Kaffee im Speisezimmer. Die Hofrätin hatte sich mit den Herren zurückgezogen. Walter blieb bei seiner Schwester. Wegen das Fenster gelehnt, stand er und sah ihr schweigend zu. Sie wagte nicht, ihn anzusehen, aus Furcht, daß er sie nach Dingen fragen möchte, die sie am besten in ihrem Herzen verschlossen hielt. Er that es aber doch. Sein geheimer Groll mußte sich Luft machen: „Sag mal, kommt diese alte Schachtel mit ihren kalten Spüräugen oft zu Euch?“

„Du meinst — die Hofrätin? Die ist immer bei uns.“

„Na, — dann ist es kein Wunder, daß Du so ausstiehl!“

„Mein lieber Junge, das ist das Großstadtleben,“ versetzte Hedda, kramphast bemüht, unbefangenen zu bleiben.

„Das ist nicht wahr!“ rief Walter, glühend vor Zorn und Schmerz: „Sie quälen Dich, sie lieben Dich nicht, wie wir zu Hause Dich liebten.“

„Ich bitte Dich, laß Philipp nichts merken — — —“

„Es ist eine Schande, daß er nichts merkt! Augen im Kopf hat er doch: wenn er nichts sieht, dann fehlt ihm das Herz.“

Da erlitten der Professor in der Thür. Er hatte sich eine Cigarre angezündet und war gut gelaunt. „Der Kaffee fertig, Frauenchen?“ Aber ein Blick auf die erregten Gesichter der beiden genügte, ihn aufzubringen. „Was geht hier schon wieder vor? So oft Ihr beide zusammenkommt, wird Trübsal geblasen. Da schlage doch das Wetter drein!“

„Jawohl, dasselbe dachte ich eben!“ entgegnete Walter, während er vor den Schwager hin trat. „Zuerst aber sieh Dir die mal an, — Deine Frau und meine Schwester!“

„Nun, was ist mit ihr? Hat sie sich über mich beklagt?“

„Nein, nein, nein!“ rief Walter außer sich. „Nicht einen Seufzer läßt sie hören; aber ich sehe nicht nur mit Augen, sondern mit meinem Herzen, und ich sage Dir: sie hat sich krank und elend gekrämt.“

„Was? Das wird mir denn doch zu bunt. Hedda, sprich Du! Hast Du dem Knaben das Recht gegeben, mich in meinem eigenen Hause zur Verantwortung zu ziehen?“

„O Philipp, — sei ihm nicht böse! Sie haben mich zu Hause alle mit Liebe verwöhnt — — —“

„Und hier, weil man nicht ewig gefühlvoll thut, hier liebt man Dich nicht?“ unterbrach der Professor sie ärgerlich. „Geh! Ihr seid alle beide kindisch.“

„Philipp,“ bat die junge Frau, nach seiner Hand haschend, „es ist alles meine Schuld! Ich war müthlos und verzagt geworden. Hättest Du mir nur einmal Gelegenheit gegeben, mich auszusprechen, dann wäre es nie so weit gekommen.“

„Natürlich, in etwas muß der Mann gefehlt haben,“ versetzte der Professor ironisch, obgleich die Zerknirschtheit der jungen Frau ihn rührte. „Also sprich Dich aus! Meine Schwester soll aus dem Hause, — ist das nicht Dein ganzer Kummer?“

„Ich habe das Gefühl, als käme ich nie an Dich heran. Laß uns wenigstens eine Zeit lang allein sein, damit ich mir den Weg zu Dir suche.“

Der Professor sagte einen kurzen Entschluß: „Gut, sie soll fort; dann soll aber auch dieser Primus omnium aufhören, mich mit tragischen Blicken zu traktieren, sonst, — das sage ich Dir! — hat er heut' zum letzten Mal meine Schwelle überschritten.“

Ueber den lebhaften Wortwechsel kam der Oberamtmann hinzu. Er hörte seinen Schwiegerohn ruhig zu Ende reden, dann sagte er: „Ich kann zu Walters Entschuldigung nur das Eine sagen, daß auch ich über Heddas Aussehen erschraf. Das darf indes kein Vorwurf für Dich sein, lieber Professor! Noch weniger darf ein Drittes sich zwischen junge Eheleute drängen: Ihr müht es allein zwischen Euch ausmachen, was es auch sei. Darum sage ich, wir lassen es vorläufig bei diesem Besuche bewenden. Seht zu, wie Ihr als rechtschaffene Leute mit einander fertig werdet! Habe ich recht, Frau Hofrätin?“

Die Dame konnte diesmal beim besten Willen nicht anders als dem stattlichen Oberamtmann beizupflichten. Um seinetwillen wollte sie es nicht mit Hedda verderben, darum reiste sie den nächsten Morgen ab.

Der Professor war ein wenig nervös, sonst verrieth nichts, daß ihr Abschied ihm nahe ging. Sein letztes Wort war: „Hast Du auch nichts vergessen, Karoline?“

Dann standen die Gatten allein in dem Speisezimmer, wo eben abgeessen worden war. Ihr bewegter Blick suchte den seinen. Sie lehnte darnach, sich in seine Arme zu werfen: „Endlich niemand zwischen uns als Gott, der uns führt,

wenn unsere Herzen den Weg zu einander nicht finden sollten!“

Der Professor aber merkte nichts. Zerstreut glitt sein Blick an ihr herunter: „Der Kaffee ist wohl noch nicht fertig? Sei so gut, und schide ihn mir nachher in mein Zimmer!“ Damit ging er an seine Arbeit, und Hedda, — als es niemand sah, weinte bitterlich. —

Nein, was sie auch thun mochte, sie kamen nicht zusammen. Es war, als ob ein Abgrund zwischen ihnen läge, — und doch waren es nur Kleinigkeiten: seine Gewohnheiten, seine Bequemlichkeit, seine Junggesellen-Eigenheiten, die abzulegen er nicht für nöthig hielt. Hedda, gemüthvoll und empfindlich, mit einem ausgeprägten ästhetischen Sinn, nahm es zu schwer. Sie fühlte sich abgestoßen, verletzt, ihrem Gatten entfremdet, und zog sich immer mehr in sich selbst zurück.

Eines Tages kam der Professor nach Hause und fand seine Frau zu Bett. Seine erste Besorgniß war, daß die Hausordnung darunter litt. „Was nun!“ sagte er nervös. „Soll ich meine Schwester kommen lassen?“

Hedda machte eine abwehrende Bewegung. „Bitte, nicht! Ich habe Gufte ja recht gut angelehrt, und morgen bin ich hoffentlich wieder auf.“

Diesen Nachmittag hatte der Professor eine wissenschaftliche Untersuchung vor, die ihn in seinem Zimmer festhielt. Gegen Abend fiel es ihm auf, daß seine Frau ihm nicht die Lampe herein brachte; da besann er sich, daß sie krank sei. Er ging zu ihr hinein. „Ein anderes Mal Sorge doch dafür, liebes Herz, daß ich zur rechten Zeit meine Lampe bekomme!“ sagte er, ohne zu verzögern. Er hatte es eilig, wieder an seine Arbeit zu kommen.

Es vergingen indes mehrere Tage, ehe Hedda das Bett verlassen konnte. Der Professor hatte sich inzwischen gewöhnt, von Gufte bedient zu werden, und da alles gut klappte, besand er sich leidlich wohl dabei.

Zum Frühjahr gab es ein paar Tage voll Angst und Sorge, mit fröhlicher Erwartung untermischt. Zum ersten Mal in seinem Leben hielt der Professor es nicht bei seinen Büchern aus. Unruhig schlüpfte er von einem Zimmer ins andere und horchte gespannt an der Thür, die ihn von seiner Frau trennte. Unten, auf der Straße, ging um dieselbe Zeit ein Jüngling vor dem Hause auf und nieder, der die Fenster von dem Schlafzimmer der Frau Professor nicht aus den Augen ließ.

Gegen Abend endlich kam das Dienstmädchen eilig heraus. „Alles gut abgelaufen, junger Herr!“ meldete sie. „Und denken Sie mal an, es ist ein Junge!“

Der Jüngling fiel ihr um den Hals und küßte sie auf die rothe Wade. „Das ist für meine Schwester, Gufte,“ sagte er, unbelümmert um die Vorübergehenden, „und dies,“ — er drückte ihr seine zehn Mark Taschengeld in die Hand, die er den Tag vorher für das ganze Vierteljahr bekommen hatte, — „für Sie! Morgen um diese Zeit hole ich mir wieder Nachricht.“

Betroffen und bewegt stand der Professor da, als man ihm ein weißes Zeugbündel mit etwas Lebendigem darin in den Arm gab, und während er ein paar rothe, winzige Kränchen auf ihre Haltbarkeit hin prüfte, stellte er die Betrachtung an, daß er in diesem unscheinbaren Bündel die Erfüllung seines geheimsten Wunsches hielt, und wunderbar dächte es ihm, daß so ein kleines Geschöpf der Träger so großer, stolzer Hoffnungen sein sollte.

Ein leises Stöhnen erschreckte ihn. Dort lag die junge Mutter, zerklüftet, entkräftet von den ausgestandenen Schmerzen. Wahrlich, wenn die Natur nicht einprang, konnte der schwache Lebenshauch entfliehen, ehe man es merkte!

„Arme Hedda!“

Er gab das Kind der Wartefrau und neigte sich über das marmorbliche Antlitz seines Weibes. Sie schlug die Augen auf und murmelte seinen Namen. „Bist Du glücklich?“

„Ueber alle Maßen, — und auch Du, mein liebes Herz, nicht? Das war es, was uns fehlte. Jetzt wirst Du Deinen Vater und Deine Geschwister nicht länger vermissen, jetzt, da Du eine kleine Familie für Dich hast.“

Behmüthig suchte es um ihre blassen Lippen; doch in ihren Augen leuchtete es auf, groß, mächtig: es war die Sonne der Mutterliebe, die über der Einsamkeit ihres Herzens aufging.

Einige Tage später kam der Oberamtmann. Strahlend reichte Hedda ihm das Kind hin; aber ihre erste Frage war: „Wo ist Walter?“

„Trauchen,“ schmunzelte der stattliche Großpapa. „Er hatte sich schon unter Deinem Fenster die Stiefelsohlen abgetreten, ehe ich kam.“

„Philipp, — laß ihn herein rufen, bitte!“

„Freilich, Herzchen! Ich hole ihn Dir selbst herauf,“ sagte der Professor, — aller Groll war vergessen.

Unten klopfte er seinem jungen Schwager auf die Schulter und schmunzelte launig: „Das ist doch prächtig, nicht wahr Onkel Primus? Komm schnell! Du sollst Dich Deinem Neffen vorstellen.“ Er fürchtete das überprudelnde Jünglingsherz nicht mehr, — jetzt, da ein neues, unzerreißbares Band sein Weib an ihn fesselte.

Selbstverständlich bot die Hofrätin sich zur Pflege der jungen Mutter an, und wurde umgehend von ihrem Bruder einberufen. Hedda hatte nichts dagegen: Der Haushalt, Wirtschaftsfragen, Küchenangelegenheiten, — alle Dinge, in denen die Schwägerin sich wichtig zu machen pflegte, erschienen ihr geringfügig und nebensächlich neben dem einem Großen, Heiligen: dem winzigen Geschöpf, das Gott in ihren Schoß gesetzt hatte!

Sie hätte das Knäblein gern Walter genannt; aber die Hofrätin bemerkte diktatorisch: „In unserer Familie heißt der älteste Sohn immer nach dem Vater.“

„Was meinst Du, Philipp?“ fragte die junge Frau schüchtern.

„Hast Du gegen diesen Namen etwas einzuwenden?“ entgegnete er in einem Tone, der seine Meinung deutlich machte.

Das Kind wurde Philipp getauft. Leider entsprach sein kümmerliches Wachstum nicht den Hoffnungen des Vaters. Es kränkelte fortwährend, und der Professor wurde ungehalten, so oft er den Kleinen sah.

„Ich begreife nicht, woran das liegt, — wir Eltern sind doch kerngesund, Hedda! Veräurmt Du auch nichts?“

Die Hofrätin war bereits abgereist, weil sie nicht genügend zum Weichen genötigt worden war. Von da ab schien der Professor es für seine Vaterpflicht zu halten, persönlich die Pflege des Knäbleins zu beaufsichtigen. So kam es, daß er seine Frau fortwährend mit Verhaltensmaßregeln und

lächerlichen Vorschriften in den selbstverständlichen Dingen quälte. Es ging so weit, daß er die Milchflasche des Kleinen revidirte und sein Badewasser während des ganzen Vorganges mit dem Thermometer in der Hand kontrollirte. Hedda wurde nervös, sobald sie seinen Schritt hörte, und ihre Nervosität theilte sich dem Kinde mit. „Wer ist denn eigentlich bei der Mutter, Du oder ich?“ rief sie einst in Thränen ausbrechend.

„Das kommt hier nicht in Betracht,“ entgegnete er kühl. „Die Frage ist: Warum geißelt das Kind nicht? Antworte bitte, da Du die Mutter bist!“

Sie befragten den Arzt. Dieser fand nichts Beunruhigendes in dem Umstand. Er führte ihn auf die zarte Constitution der Mutter zurück.

„Keine Bange, Frau Professor,“ scherzte er. „Gut Ding will Weile haben!“

Zu dem Professor sagte er unter vier Augen: „Sie dürfen nicht ungeduldig werden, lieber Freund! Der Kleine erhält die denkbar beste Pflege. Ich möchte Ihnen aber ans Herz legen, Ihre Frau möglichst zu schonen.“

„Lieber Himmel, man geht ja mit ihr um, wie mit einem rohen Ei!“ entgegnete der Professor verlegt. „Das Ungeheuer ist aber, sie stammt aus einer gefühlvollen Familie, lieber Doctor.“

(Fortsetzung folgt.)

Rachdruck verboten.

Fürst Bismarck und die Frauen.

Von Wilhelm Horn.

Was ist die Frau? Diese Frage, die so oft aufgeworfen wird bei dem Thun und Lassen des vorragender Männer, um die weibliche Wirkung bei ihren Entschlüssen klarzulegen, ist bei der staatsmännischen Thätigkeit des Fürsten Bismarck nie in Anwendung gebracht worden. Aber auch nach der rein menschlichen Seite hin hat er stets vor verführerischen Lockungen und Sirenen-Künsten bewahrt. Wie er sich sonst bemüht hat, die goldene Mitte einzuhalten, so hat er auch hier die richtige Grenze zu ziehen gewußt. Trotzdem haben auch in Bismarck's Leben die Frauen einen bedeutungsvollen Einfluß ausgeübt, ja, man kann wirklich sagen, daß der Herr von Bismarck-Schönhausen nicht bei Reichskanzler und Fürst geworden wäre, wenn ihm nicht zur rechten Zeit das Frauenwort und die Frauenhand aufgeleitet und gefestigt hätte.

Wir wissen, daß Roltke, der große Mitarbeiter des Fürsten am deutschen Reichsbau, in seiner Jugend verschiedene politische Affären angeponnen hat, aus Bismarck's Brausejahre gegen seine intimen Beziehungen zum schönen Weibchen bekannt. Wohl hat er als Göttinger Student nicht nur gefochten und poculirt, sondern auch getanzt und geschert, ehe die Flamme der Liebe loderte nicht in seinem Herzen. Bald darauf, als er die Universität verlassen hatte und in den Staatsdienst eingetreten war über sich in Eldena, in der Kreis-Greifswalds, landwirthschaftlichen Studien widmete, sang schon an, jene überlegene Gelassenheit anzunehmen, die er später durch sein Weisen hindurchschleuderte. „Es kam dem berichtet einer seiner Bekannten aus dem Jahre 1838, daß Herr von Bismarck seine Gründe zu haben schien, eine reservirte Haltung zu bewahren, die nur hin und wieder dem einigen Verkehr mit älteren Corps-Studenten, seltener dem gesellschaftliche Berührung mit einer oder der anderen der achtzigsten Familien in Greifswald unterbrochen wurde. In vom Scheitel bis zur Sohle noble Erscheinung war gleich von einem unsichtbaren Kreise einer schwer zu beschreibenden geistigen Atmosphäre umgeben, welche alle Elemente, die her von Bismarck nicht selbst heranzog, ohne äußeren Zwang zu sich fern hielt, und alles, was von niederer Denkart zeugte, mit Widerwillen von sich wies.“ Diese fähle Zurückhaltung beobachtete er auch der Frauenwelt gegenüber.

Erst, als er Kniephof und andere Theile des Familienbesitzes in Bewirthschaftung übernommen hatte, trat ein anderer Theil seines Charakters in den Vordergrund, wodurch auch sein Verhältnis zu den Frauen geändert wurde. Enttäuscht in seinen Hoffnungen auf eine Staatslaufbahn, mit geschäftlichen Sorgen überbürdet, seinen inneren Werth abnehmend und der Verwirklichung einer entsprechenden Thätigkeit ermangelnd, verfiel er in Stimmung, vermisch aus Mißbehagen, Spottlust und Ablehnung gegen gesellschaftliches Herkommen, welche ihm den Namen „des tollen Junkers vom Kniephof“ verschaffte. Er kam ihm damals nicht darauf an, seiner Tante, der Generalin von Kessel, mit ihren Töchtern, die ihn auf einem Abreise von Berlin aus besuchten, dadurch einen hellen Schreck einzujagen, daß er unvermuthet vier junge Fische in den See stürmen ließ, die auf Sessel und Sopha sprangen und Rollen und Teppiche zertrümmerten. Oder er verleitete auch einen kleinen jungen Husaren-Lieutenant, der bei ihm abgestiegen war zu einem benachbarten Onkel zu einem Familienfest besuchen zu einem schweren Sect-Belagere, um ihn dann, an Leib und Seele gebrochen, bespricht von den Tümpeln der Landwirthschaft zu der harrenden Gesellschaft hinüber zu fahren, wo die Herrn in Frack und weißer Binde, die Damen in großer Toilette verammelt waren.

Dieser spöttelnde Uebermuth gegen die Frauenwelt sprach sich auch in seinen Briefen aus dieser Zeit aus. „Damit Ihr Auge nicht den Gaumen beneide,“ schreibt er aus Nordern an seine Schwester Malwine, „sitzt neben mir eine Dame aus Dänemark, deren Anblick mich mit Behmuth und Verachtung erfüllt, denn sie erinnert mich an Pfeffer in Kniephof, was er sehr mager war; sie muß ein herrliches Gemüth haben, aber das Schicksal war ungerecht gegen sie; auch ist ihre Stimmung sanft, und sie bietet mir zweimal von jeder Schüssel an, bevor ihr steht.“ In demselben Ton gehalten ist ein Brief, den er seinem Vater die Damen der Nordener Bade-Gesellschaft schildert. „Außer den Hof-Chargen,“ berichtet er, „befinden sich in der Gesellschaft, der ich mich angeschlossen habe: General-Kedentlow mit seiner Schwester, die schöne Fäbne und karpatische Farben hat und dereinst eine stattliche Stiftdame abgeben wird, Frau von Reipenstein, deren wohlgeordnete Tochter die Hauptschönheit gilt und eine prächtige Frau zum Spazieren gehen abgeben würde, lang und schlank mit gutem Trimmen und eine Gräfin Harrach aus Dresden, die bei sich ein Prächt-

scheinung bringt. Fixsterne sind sie nicht, aber daß sie nicht gar zu unstätte Planeten werden, liegt im eigenen Interesse jener Göttheit, denn ein großer Theil ihrer Kundschaft, so namentlich der vornehme Landadel, ist abonniert und bezahlt eine jährliche, nicht unansehnliche Gebühr für die Lieferung dieses kostbaren Artikels. Die ausgedehnten und eleganten Geschäftsräume und siebenzig darin beschäftigte Buchhalter und Correspondenten lassen einen Schluß auf den Umfang des Betriebes zu.

Bekannt sind die verschiedenen vornehmen Magazine, die im Westend Londons von Frauen aller Stände, von der Gräfin abwärts, mit imponirendem Erfolg betrieben werden. Zum größten Theil beschränken sich diese Geschäfte auf Damen-Artikel, seinen Pug, Kostüme, Handarbeiten u. i. w., aber nicht ausschließlich darauf, und in dem Diamanten-Viertel Londons, in Bond Street, findet sich sogar eine Lady Goldsmith, ein weiblicher Juwelier. Neuerdings scheint eine Manie dafür aufzukommen, mit alten Möbeln zu handeln. Es sind damit gewöhnlich alterthümliche Möbel und sonstige Kunstwerthe besitzende Hausgeräthe gemeint, doch hat dieser Geschäftszweig noch nicht Gelegenheit gehabt, sich in Frauenhänden zu bewähren. Dagegen ist ein anderer neuer Schritt, welchen Frauen besserer Stände unternommen haben, nämlich der Betrieb eleganter Thee- und Erfrischung-Lokale als eine lohnende Erwerbsquelle zu betrachten. Wo Sachkenntniß und das nöthige Kapital vorhanden sind, ist das Geschäft fast unfehlbar der Weg zu Wohlhabenheit. Allerdings hat man von den Preisen solcher Lokale im vornehmen Theile Londons in Deutschland keine Ahnung. Man schlüpft im Vorbeigehen mit einer Freundin hinein, hat eine Tasse Thee und etwas Zubehör, — die Rechnung beläuft sich auf drei oder vier Schilling. Dabei braucht man sich auch nicht eine so ausgedehnte Arbeitszeit vorzustellen, wie sie daheim von Erfrischung-Lokalen unzertrennlich ist; denn am frühen Abend, wenn die Läden geschlossen werden (6, 6 $\frac{1}{2}$ oder 7 Uhr), schließt auch der tea shop seine gastlichen Pforten.

Nicht ganz so glänzend mag die Aussicht derjenigen Frauen sein, die, ermuntert durch die große Anzahl weiblicher Radler, sich der leiblichen Fürsorge derselben auf dem Lande widmen. Aber immerhin soll sich auch der größte Theil der in neuerer Zeit wie die Pilze aus der Erde geschossenen „Cyclists' Rests“, welche sich in Frauen-Händen befinden, als lohnend erweisen. — Ein anderer Zweig häuslicher Thätigkeit hat eine gar seltsame Wandlung erfahren: Die Wäsche ist aus den Händen der einfachen Waschfrau zum Theil in die Hände der Frau besserer Stände übergegangen. Nicht, daß sie am Waschtrog steht und sich die Finger wund reibt, — diese Zeiten sind in England ein für alle mal überwunden. Sie ist „Laundry Manageress“, Verwalterin von Dampf-Wäschereien, und wenn sie genügende Kenntnisse gesammelt hat und das nöthige Kapital aufbringen kann, gründet sie selbst eine laundry und betreibt das Geschäft so lange, bis sie sich mit einem ansehnlichen Fonds davon zurückziehen kann. — Hat ihr diese erfolgreiche Thätigkeit Vertrauen zu ihrem Geschlecht eingeflößt, so braucht sie auch in der heikeln Frage, wie das Geld anlegen, sich nicht an einen Mann zu wenden, sie geht zu einem weiblichen Börsen-Makler. In England besorgt nicht der Bankier die Börsen-Geschäfte wie in Deutschland, d. h. wie in Deutschland nach außen hin. Denn in Wirklichkeit kann ja auch der deutsche Bankier an der Börse nicht anders handeln als durch Vermittlung eines Maklers. In England spart nun das Publicum diesen Zwischenmann. Der Bankier macht Finanz-Geschäfte und verwaltet unser Vermögen; wer das letztere aber erst anlegen, oder den Besitz wechseln, oder, — sprechen wir es aus, — speculiren will, der wendet sich direct an den Fonds-Makler, den stock broker. Der ist nicht immer „vereidet“, sondern es giebt auch eine ganze Anzahl „outside stock brokers“, d. h. solche, die nicht Zutritt zur Börse haben, die aber zum Theil gerade deshalb das Vertrauen ihrer zahlreichen Klienten genießen, weil sie, dem trübenden Einfluß der Börse nicht direct ausgesetzt, sich gewissermaßen ein klareres Urtheil bewahren können. Diese outsiders haben ihre ständige Verbindung mit einem börsenfähigen Maklerhaus, und wenn ihr Verdienst auch durch diese Zwischenstufe etwas geschmälert wird, so soll er doch in vielen Fällen noch recht begehrenswert sein. Es ist überflüssig, zu erwähnen, daß Miß Amy Bell zu den outsiders gehört. In die heilige Fehme derer, die die Kurse machen, ist noch kein weibliches Wesen aufgenommen worden. Aber studirt hat sie die Kurse von Kindheit an. Das Interessanteste in jeder Zeitung waren ihr von jeher die Börsen-Berichte und Kurs-Tabellen, und das führte sie schließlich dazu, in Cambridge Politik und National-Ökonomie zu studieren. Da ihr nicht, wie einem Manne, eine praktische Ausbildung offen stand, unternahm sie es, mit theoretischen Kenntnissen und mit einem glühenden Interesse für die Sache, sich als stock broker in der City von London zu etabliren, ein gewagter, aber außerordentlich erfolgreicher Schritt. Heute gebietet sie über eine zahlreiche Klientel aus allen Theilen des britischen Inselreiches, zumeist Frauen, welche ihrem sachverständigen Rath vertrauensvoll folgen.

Auch der Rechnungsführer und der Bücher-Revisor, der „accountant“ und der „auditor“ sind hier nicht ausschließlich männliche Individuen. Zwar erzählt uns Mrs. Helen Cox, daß sie bei ihrer ersten selbständigen Arbeit ersucht

wurde, „S. Cox“ zu zeichnen, um ihr Geschlecht nicht zu ver-rathen, aber heute würde sie solche Concession nicht mehr machen, und sie würde auch nicht von ihr verlangt werden. Ihre Arbeit, — für welche den hiesigen Einrichtungen gemäß ein weites Feld vorhanden ist, — wird außerordentlich geschätzt, besonders, da sie neben der Rechnungs-Führung für Privat-Personen und Vereine aus derjenigen für Schulen und sonstige Erziehungs-Institute eine Specialität entwickelte. Diese Anstalten werden, wie es hier Sitte ist, regelmäßig vom „accountant“ besucht, welcher, — oder welche, — die Bücher führt oder prüft, und zum Schluß des Semesters bescheinigt der „auditor“, — der Bücher-Revisor oder die Bücher-Revisorin, — die Richtigkeit des Abschlusses.

Ein besonderes Interesse mag im Lande des Malz und Hopfen Mrs. Lovibond beanspruchen. Nicht, daß Frauen in der Verwaltung von Actien-Gesellschaften hier weiße Raben wären, — es giebt eine ganze Anzahl, die sogar im Ausschicht-rath von Limited Companies sitzen. Mrs. Lovibond aber ist geschäftsführender Director der bekannten Brauerei „Henry Lovibond & Son Limited“, hat ihr Examen als Braumeister absolvirt und leitet den Betrieb ohne Hülfe eines professionirten männlichen Assistenten. Sie ist ferner auch als Mitglied in die „Society of Chemical Industry“ aufgenommen, in welcher sie übrigens nicht die einzige Frau ist, denn die Chemie und die ihr verwandte Pharmacie sind ein Feld, das die englische Frau keineswegs unbeachtet gelassen hat. Der Drogist („Chemist“), der hier zumeist den Apotheker vertritt, hat zwar dem lernbegierigen Schüler weiblichen Geschlechts noch nicht seine Pforten geöffnet, aber die Hochschulen für Pharmacie und die pharmaceutischen Abtheilungen vieler Hospitäler sind ihnen zugänglich, und von den letzteren besitzt bereits eine Anzahl weibliche Assistenten. Andere Apothekerinnen wirken in indischen Frauen-Hospitälern, wieder andere haben sich mit Erfolg im eigenen Lande selbständig gemacht, und eine Anzahl wird in Londoner Fortbildungsschulen und von der „National Health Society“ als Lehrkräfte für Chemie und Hygiene beschäftigt. Eine große Aussicht scheint ihnen noch als Chemiker in Laboratorien kaufmännischer Betriebe bevor-zuziehen, ein Feld, dessen Bearbeitung bereits in Angriff ge-nommen ist.

Nachdruck verboten.

Abend.

Nun schwimmt stromabwärts meiner Jugend Boot,
Rosenbefräuzt, mit starkem Segelschwellen.
Und meiner letzten Liebe Abendroth
Stirbt still und langsam über blauen Wellen.

Aus blauen Wolken tritt der Mond heraus;
Aufschimmernd grüßen mich geliebte Pfade,
Und meine Jugend streckt die Arme aus
Nach ihrer Sehnsucht sinkendem Gestade.

Agnes Miegel.

Unsere Kinder.



Lieber Onkel!

Ich schicke Dir unsere Photographie, — ich gehe sehr bald in die Schule, — der Fritz ist mein Bruder, er hat jetzt auch schon Hosen an, weil er ein Bub ist. Die zwei Mäd-chen sind meine Cousinen, die zuletzt sitzt, ist die Helene, und die andere ist die Frieda; die ist aber nicht immer in Salz-burg, und ich darf sie bald besuchen, weil sie einen großen Garten hat, wo viele Erdbeeren, Ribisel und Stachelbeeren wachsen. In unseren Garten wachsen auch welche, aber die darf ich nicht abpflücken.

Es grüßt Dich Dein
Walter Schwarzacher.

Salzburg.

Nachdruck verboten.

Der Wilderer.

Nach dem Gemälde von A. Lüben. — Siehe Seite 144.

Lange vor dem ersten Hahnschrei, — der neue Tag graute kaum im Osten, — schlich des Moosbauers Voisl dem nahen Walde zu. Er drückte sich dicht an die Häuser und Bäume und horchte ängstlich auf jedes Geräusch. Aber es blieb still, und unmerklich erreichte er den Wald. Kaum hatte er die ersten Bäume hinter sich, da richtete er sich energisch auf und breitete die kraftstrotzenden Arme aus, alle Angestlichkeit war von ihm gewichen, er war wieder der verwegene Voisl, der den Jägern so oft ein Schnippen geschlagen und ihnen manchen Rehbuck fast vor der Nase weggeschossen hatte. Kräftig Schritt er und immer quer durch den Wald; mochten sich hohe Felsen vor ihm aufthürmen, er erkletterte sie wie eine Kage, dann über-sprang er Klüfte und kroch durch dichtes Gestrüpp. Endlich war er am Ziel. Still horchend verweilte er einen Augenblick, dann, als er nichts Verdächtiges hörte, kletterte er in eine Schlucht und kam bald darauf mit einer Büchse und einem Rucksack zurück.

Troben im Wald, dort wo die mächtigen Buchen stehen und der Bach gurgelnd über die Steine rauscht, mußte er einen Rehbuck, den mußte er sich holen. Daß er ein Unrecht beging, das mußte Voisl wohl, er wußte auch, daß eine empfindliche Strafe seiner harrte, wenn er auf feibcher That ertrappt wurde. Aber das gerade reizte ihn. Der Kraftnatur des Bauern ist es nicht genug, hinter dem Pfluge herzuziehen und den Acker zu bestellen, auch eine gelegentliche Rauferei im Wirtshaus vermag das Uebermaß an Kraft nicht zu verbrauchen, es ist stärkeres Mittel, den Muth zu kühlen. Mancher könnte ja ja eine Jagd pachten, aber dann wäre das Jagen nur halbes Vergnügen: Verbotene Freiwälder schmecken am süßesten!

Voisl lud sein Gewehr und schritt ruhig weiter. Die Sonne war höher gekommen und ein kaltes Licht fiel auf die höchsten Spitzen der Bäume. Leichte Nebelschleier hufchten gleich zielrichtigen Eisen durch die Niederungen, an Mäthern und Gräsern hingen glänzende Wassertropfen. Ein kühler Wind rauschte durch den Wald und schüttelte die gelben Blätter von den Bäumen, sonst war nichts zu hören, und hätte nicht hin und wieder in der Ferne ein Häher seine höfliche Stimme erschallen lassen, man hätte glauben können, alles Leben sei aus dem Walde entflohen. Da, ein leises Knarren, der Wilderer blieb stehen und horchte mit angehaltenem Athem. Richtig, da stand der Rehbuck! Vorsichtig, daß er kein Rehbuck breche, schlich der Voisl näher, dann legte er sich leise ins Gras und kroch behutsam vorwärts. Eben wollte er zum Schusse anlegen, da stuzte der Buck und äugte zu ihm hinüber, und der Voisl sah's verfehlt, war das Bild verschwunden. Ein Flitz glitt von des Verdugten Rippen. Doch er verharrte bewegungslos, vielleicht war noch nicht alle Hoffnung verloren. Und er kam sich nicht getäuscht, der Buck freilich blieb aus, dafür kam aber ein Reh. Sorglos äsend schritt es über die Nichtung, genäh auf den Schützen zu. Der besann sich nicht lange, — er kurzer Knall, hoch auf sprang das Thier, einige Schritte nach, dann knickte es in die Knie und legte sich auf die Seite.

Lange, lange lag der Wilderer noch ruhig, denn er konnte nicht wissen, ob der Knall seiner Büchse nicht einen Jagd-herbeigeloct habe. Dann erhob er sich rasch und packte sein Beute, um sie in den Rucksack zu thun. — Was war das? — Gespannt sah er ins Thal hinunter und horchte; die Kugeln traten fast aus ihren Höhlen und die Nasenflügel zitterten, seine Hand umklammerte unwillkürlich die Büchse. Sollten sie ihn jetzt erwischt haben, die verhassten Grünräuber? Er sollten aber nur kommen, leicht wollte er es ihnen machen, ihn zu fassen, — im Nothfall traf seine Büchse gut.

Doch seine Beute in Stich lassen? Niemand mehr!

Schnell packte er das Reh in den Sack, schmeiß ihn auf den Rücken, und dann ging's mit eiligen Schritten waldeinwärts. Noch ein Sprung und die Schlucht war erreicht! — Voisl hatte den Jagd wieder einmal ein Schnippen geschlagen.

Redactions-Post.

Irene Abonnentin in Tilsit. — Selbstverleumdungen können Sie unter den Bezeichnungen deutscher Schriftsteller auch bezeichnen, die in unserer Zeitschrift veröffentlicht werden. Wenn Sie auch ein Scherz mit anführen wollen, so ist dem nichts im Wege, nur Uebersetzungen aus fremden Sprachen möchten wir nicht berücksichtigt wissen.

Blumenfreundin in Bamberg. — Beseda-Bäumchen können Sie durch einen sehr einfachen Eingriff selbst züchten. Bekanntlich ist die Beseda eine einjährige Pflanze, wenn Sie aber alle im Laufe des Sommers sich entwickelnden Blütenstände abknippen und damit mehrere Jahre fortwährend so entsteht allmählich ein kleines Bäumchen mit holzigem Stamm und holzigen Zweigen. Hat sich das Bäumchen genügend entwickelt, lassen Sie es endlich seine Blütenstände ansetzen, und es wird nun durch den Reichtum seiner Blüten Ihnen eine große Freude bereiten.

Frau v. S. in Riga. — Nach Ihrer Beschreibung ist es der Roman „Der Klosterjäger“ von Ludwig Ganghofer, der Ihnen zur Lectüre empfohlen wurde. Lesen Sie auf alle Fälle dieses vortreffliche Buch des berühmten Schriftstellers.

Nachdruck verboten.

Kaiserin Elisabeth †.

So allumfassend wie der Himmelsdom ist der Schmerz und die Klage der Völker Oesterreichs um den Verlust der herrlichen Frau auf dem Kaiserthron. Das starre Entsetzen beim Bekanntwerden der blutigen Gruesdthat wich nur den milderen Gefühlen grenzenloser Trauer, innigsten, herzbewegendsten Mitleids. Das heißbeweinete Opfer eines wahnwitzigen Mordgejellen war eine der edelsten Frauengestalten aller Zeiten, ihre Jugend voll Schönheit und heiterer Anmuth, ihr Lebensweg auf der Menschheit Höhen eine ununterbrochene Kette von Werken der Menschenliebe. Sanft und bescheiden, vor den lärmenden Huldigungen der Menschen sich mimosenhaft abschließend, wirkte sie segenspendend und glückverbreitend an der Seite ihres hohen Gemahls. Sie half in ihrer vornehm edeln Weise, Millionen Thränen trocknen, und keinem ihrer Unterthanen hat sie je eine Thräne entlockt. Ihr, der schönheitsdürstenden, nach den Höhen edelsten Menschenthums strebenden Frau, blieb es nicht erspart, den bittersten Kelch des Leidens zu leeren, als man ihr den geliebten Sohn, die stolze Hoffnung der Völker Oesterreichs, auf der Bahre brachte. Und damals brach sie nicht zusammen; nicht in wilden Klagen erschöpfte sich ihr Schmerz; sie stand als tröstender Engel aufrecht und willensstark an der Seite des schmerzgebrochenen Gatten. Ihrem Beispiel und ihrer Seelengröße war es zu danken, wie der Kaiser selbst in einem Worte an seine Völker anerkannte, daß er sich in diesen Tagen des größten Seelenschmerzes aufrecht erhalten konnte.

Mit stiller Ergebung trug sie die Dornenkrone ihres mütterlichen Märtyrerkreuzes. Ihre große Seele wußte zu kämpfen; ihr zarter, sensibler Leib drohte manchmal zusammenzubrechen; doch auch ihn wußte der willensstarke Geist dieser hochsinnigen Frau aufrecht zu erhalten, indem sie ihn durch das Stahlbad des verfeinerten Naturgenusses, durch Reisen, Schauen und innerliches Genießen, wieder zu kräftigen suchte. Das arme Dulderherz, das so viel gelitten, schien in den letzten Jahren zu versagen. Hochgradige Zeichen von Anämie und eines allgemeinen Nervenleidens, das sich in Schlaflosigkeit und Appetitmangel äußerte und dem sich auch eine beginnende Herzerweiterung zugesellte, machten eine Kur in Rauheim am südlichen Ende des Tauerns notwendig. Die hohe Frau gebrauchte diese Kur mit überraschendem Erfolg, und ihre Umgebung äußerte sich hocherfreut über die günstige Wirkung derselben auf Körper und Gemüth. Zur Nacht suchte die Kaiserin den ihr durch wiederholten Aufenthalt lieb gewordenen Genfer See auf. Sie nahm im Hotel Caux bei Olion Wohnung zu mehrwöchigem Aufenthalt. Von dort hatte sie einen kurzen Ausflug nach Genf unternommen, wo sie der Tod durch den Doldh des Anarchisten erlitt.

Unjagbar ist der Schmerz und die allgemeine Trauer, welche die Bevölkerung nach Bekanntwerden des entsetzlichen Ereignisses erfaßte. Mit bebenden Lippen raunte man sich's anfangs zu, und das immer wiederkehrende Geräusch erfuhr manche derbe Abweisung. Als aber an der Wahrheit des grauenhaften Vorfalls nicht länger gezweifelt werden konnte, da ging eine mächtige Bewegung durch die Menge. In Gruppen standen sie auf den Straßen und rangen die Hände, und von lautem Schluchzen unterbrochen, las Einer die Unheilsbotschaft

vor, welche die Extrablätter in lakonischen Worten verkündeten.

Denn Elisabeth, die sonnige Huldgestalt, der Schutzgeist des Kaiserhauses, ward abgöttisch geliebt von dem Tage ihres Einzuges in die Kaiserstadt als anmuthstrahlende Braut von siebzehn Jahren und all die Zeit ihres stillen, segensreichen Wirkens bis zur letzten Stunde, und sie wird leben und geliebt sein auch in späten Tagen, wenn aus der Zeiten Ferne nur mehr die Strahlenglorie ihres reinen, keuschen Menschenthums im Bewußtsein des Volkes leuchten wird.

Als Christkind war sie am 24. December 1837 dem Herzogspaar Maximilian in Bayern geschenkt worden. In dem lieblichen Schlosse Possenhofen am Starnberger See erblickte sie das Licht der Welt, verbrachte sie die ersten sonnigen Tage ihrer Jugend in schlichter, fast



Elisabeth,

Kaiserin von Oesterreich, Königin von Ungarn.

Photographie von Carl Piehner in Wien.

bürgerlicher Weise im glücklichsten Familienkreise. In Ischl, wohin sie als nahe Verwandte des Kaiserhauses im Sommer 1853 mit ihrer Mutter zu Besuche kam, sah sie der Kaiser und wurde von ihrer blendenden Schönheit und dem heiteren Liebreiz ihres Wesens derart ergriffen, daß er sofort den Entschluß faßte, sie zu seiner Gemahlin zu erwählen. Am 23. April 1854 zog die anmuthsvolle Braut unter dem Jubel der Bevölkerung in Wien ein. Der Zug bewegte sich vom Theresianum über die nach ihr benannte Elisabethbrücke in die Hofburg. Das Entzücken und der Jubel der Wiener über ihre jugendliche, liebliche Herrscherin kannte keine Grenzen. Wie eine lichte Huldgestalt, eine glückverheißende Frühlingsgöttin sah sie in dem goldenen Prunkwagen, und Oesterreich athmete nach den schweren, unheilvollen Jahren zum erstenmale wieder hoffnungsfreudig auf. Im Jahre 1858 kam der Thronerbe, Kronprinz Rudolf, zur Welt, und damit war der heißeste Wunsch des Kaisers und seiner Völker erfüllt. Ein beginnendes Brustleiden,

das sich im Jahre 1860 bei der Kaiserin einstellte, machte ein energisches Eingreifen nothwendig. In Madeira und in Corfu fand sie vollständige Heilung und kehrte im Jahre 1862, von der Bevölkerung mit einer Reihe von Freudenfesten begrüßt, nach Wien zurück. Als sie nach dem Ausgleichsjahre häufig in Ofen und später in dem von der Nation gewidmeten Lustschlosse Gödöllö residierte, faßte sie zu der ritterlichen Nation der Ungarn lebhafteste Sympathie. Sie sprach vollendet ungarisch und machte sich mit dem Kulturleben und der Literatur dieses Volkes vertraut. Dem großen Patrioten Franz Deak brachte sie Verehrung entgegen, und ewig werden es ihr die Ungarn danken, daß sie an dem Sarge des großen Mannes durch Gebet und Thränen dem Schmerze der Nation die höchste Weihe gab. Sie wurde denn auch von dem ganzen Volke als der Schutzgeist des Landes abgöttisch verehrt, und das war der einzige politische Einfluß, den sie in ihrem Leben ausübte, daß sie die Herzen der Ungarn im Fluge gewann und dadurch manche Schwierigkeiten beim Abschluß des Ausgleiches im Jahre 1867 aus dem Wege räumte.

Als ausgezeichnete liebende Mutter widmete sie sich mit Aufmerksamkeit der Erziehung ihrer Kinder. Ihre Lieblingstochter Marie Valerie theilte mit der Mutter den Natursinn und die poetischen Neigungen; denn die Kaiserin fing an, sich immer mehr von dem geräuschvollen Hofleben zurückzuziehen. Ihre nach innen gelehrte, den traditionellen Formlichkeiten abholde Natur empfand es als schwere Last ihrer hohen Stellung, bei Hoffesten und im Schaugepränge offizieller Feiern die Repräsentation ihrer Würde zu übernehmen und sich den Blicken der Menge auszusetzen. Sie entzog sich nicht den Werken der Nächstenliebe, besuchte Spitäler und Lehranstalten, und wenn sie auf ihrem Sommer-Séjour in Ischl weilte, verkehrte sie leutselig mit Landleuten und Kindern.

Nur einmal noch, im April 1879, machte sie von ihrer Gewohnheit, die große Welt zu meiden, freudig eine Ausnahme. Es war zur Feier ihrer silbernen Hochzeit, als die Stadt Wien zu Ehren des Kaiserpaares den unvergleichlich schönen historischen Festzug veranstaltete.

Der furchtbare Schicksalsschlag, den ihr Mutterherz durch den tragischen Tod des Kronprinzen Rudolf erlitt, übte einen nachhaltigen Einfluß auf das Gleichgewicht ihrer körperlichen und seelischen Kräfte aus. Der wachsende Hang zum Reisen und zur Einsamkeit ist der Unruhe ihres tieferschütterten Nervensystems zuzuschreiben. Auf der herrlichen Phäakeninsel Corfu errichtete sie das feenhafteste Schloß Achilleion als einen Tempel der Erinnerung an den dahingegangenen Sohn. Aber auch in der idealen Welt der Dichtung suchte und fand sie Trost und Erhebung. Ihre Verehrung für Heinrich Heine, dem sie im Achilleion ein Marmor-Monument errichten ließ, ist bekannt.

Das unendliche Meer mit seinem Licht- und Farbenszauber und seinen Tüden zog sie mächtig an. Hier schlangen ihre Nerven ruhiger, harmonischer. Auf der Kaiser-Yacht „Miramare“ fuhr sie hinaus an die herrlichen Gestade Joniens, Griechenlands, Siciliens und der afrikanischen Nordküste. Ihr Sprachen-Genius hatte sich die neugriechische Sprache angeeignet; doch auch den Homer vermochte die für alles Schöne und Edle erglühende Frau in der Ursprache zu lesen, und ihr sonniges Auge erlabte sich an den sanften Linien homerischer Landschaften. —

Dr. Christomanos, der ehemalige Vorleser der Kaiserin, schreibt über den Verkehr mit der seltenen Frau: „Ich

habe das Glück gehabt, durch drei Jahre zu drei verschiedenen Malen an der Seite der Kaiserin zu weilen. Ich habe mit ihren Augen die Schönheit, die im Leben verborgen liegt, erschaut. Sie hat mir die Geheimnisse gezeigt, die in den Bergen, in den Wellen liegen, die inneren Verbindungen zwischen Menschen und Rosen und Bäumen empfinden lassen. Die Unendlichkeit des Oceans hat sie meiner Seele erschlossen, die Bläue des Himmels hat sie meinen Träumen geliebt, die Gefänge der Föhren hat sie meinen Worten eingelöst. Ihr verdanke ich, ein Dichter zu sein, und was ich geschrieben habe, hat nur ihr gegolten, ist zu ihr, wie zu der Urquelle zurückgeflohen. Es ist genug des Glücks, gelebt zu haben, um das gewonnen zu haben, was sie mir gewesen. Ihre Unterthanen haben sie nicht gekannt und lange auch verkannt. Wenn man so groß ist, wie sie war, ist ein Thron zu gering. Nicht, daß sie sich den Pflichten einer Landesmutter entzogen hätte, — es gab keine lindere, wohlthuerendere Hand als die ihrige. Aber von den äußerlichen Erfordernissen des Thrones, der blendenden Hülle ohne Kern, — von jener suchte sie sich loszulösen. Das konnten die an die Prachtentfaltungen der alten Tradition gewohnten Wiener nie begreifen. Sie war einmal eine innere Kaiserin. Eine Kaiserin der Anmuth und der Seele war sie, und nicht des Diadems. Selbst da sie sich mit diesen Insignien schmückte, wie wir sie in ihren alten Bildern kennen, nahmen die kalten Steine an ihrem Körper gleichsam Farbe, Duft und Leben von Blumen an. So gehörte sie mehr zu den Elfen, als zu den Menschenkindern, die in Städten wohnen. Deswegen drängte es sie auch hinaus, hinaus über Meere und Ebenen zu den Bäumen und den Wiesen und den höchsten Bergespitzen, die, wenn sie sie erstiegen hatte, ihr nur eine Stufe waren jenes Weges nach der Höhe, den sie zu gehen bestimmt war. Da wurde sie ein anderes Wesen. Wenn sie auf einer Bergflur stand, die schlanke, schwarze Gestalt, wie eine Cypresse aus dem Friedhofe der Menschheit, umstrahlt von dem goldenen Sonnenlichte des ewigen Lebens, — wie jung war sie da, sie, die schon Mutter und Großmutter war; wie strahlten ihre Augen die unvergängliche Kindheit der Seele aus, jene Augen, die in den Thälern der Menschen so viel Thränen vergossen hatten. Sie wedte Begeisterung überall, auch in der Fremde. Die Bauern von Gosturi, jenem Dorfe auf Corfu, das sie durch Erbauung ihres dem Achill geweihten Schlosses märchenhaft beglückt hat, fielen vor ihr in den Staub der Landstraße, wenn sie ihrer ansichtig wurden. „Königin, Du Vielanmuthige!“ riefen ihr die jungen Weiber nach. „Gott segne Deinen Schritt!“ murmelten die Greisinnen, indem sie sich bekreuzigten, wie um ihren Worten größere Weihe zu geben. Die Knaben und Mädchen des Dorfes lauerten schon ihrem Kommen von der Ferne, hinter den Olivenstämmen verborgen, und liefen um die Wette, um ihr blühende Orangen- und Mandelzweige anzubieten. Sie schwärmte für Schönheit, die ja auch in ihr selbst verkörpert war.“

So phantastirt ein Poet, dem das Glück zu Theil geworden, die herrliche Frau auf ihren Reisen begleiten zu dürfen und im Abganz all der Schönheit sich zu sonnen, welche ihre reiche Innenwelt sich erschuf.

Und nun hat sie ihre letzte Reise angetreten. Auf dem langen Wege durch die Berge und Thäler der Schweiz und Tirols hallten die dumpfen Glockenstimmen und Grabgefang, thauten die Thränen von Millionen treuer Herzen nieder, schwangen sich fromme Gebete zum Himmel empor. Die Rose vom Bayerland ist nun verwelkt, entblättert, wie ein böser Reif liegt es über dem Lande, und all die Blüthentriebe der Freude und des Jubels über die halbhundertjährige Regierung des besten und edelsten Monarchen fallen trauernd zu Boden.

B. Chiavacci.

Nachdruck verboten.

Seine goldene Zukunft.

Von Hans Wegner.

(Fortsetzung.)

Manches davon hatte Franz Brunk, der Secundaner, damals in den Ferien von seinem Onkel erfahren. Der brave Schullehrer, Frau Anna's Bruder, verteidigte den Vater gegenüber dem Sohne. Er ließ sich dabei mehr herauslocken, als er gewünscht. Der gewedte Junge, dem sich zu Haus in all dem mühsam verschleierten Glend die Sinne geschärft, baute sich aus dieser und jener Aeußerung ein Gebäude zusammen, das auf ziemlich festem Grunde stand.

Es war ja möglich, daß seine Mutter auch unschuldig war, daß sie den Vater falsch behandelt, daß sie nach jenem einen Mißerfolg die Fägel zu stramm ge-

zogen hatte; daß es besser gewesen wäre, einen so leichtblütigen, phantasievollen und dabei gutmüthigen Menschen an einer recht weiten Strippe laufen zu lassen.

Aber war das denn eine Entschuldigung für die Bitterniß dieses Lebens, das sie führten? War das denn eine Entschuldigung für die Trübsal, die seine Jugend vergiftete? Für die tausend Demüthigungen, unter denen sein Stolz sich wand? Für die Schande, die ihm das Blut ins Gesicht trieb?

Ja, sein Onkel —! O, der hatte schöne Sprüchelein, der sagte es ihm vor, das „Richtet nicht!“, der wollte ihn trösten und versöhnen!

Aber er hatte sich vor ihn hingestellt und noch einmal gefragt: „Ist das eine Entschuldigung, Onkel?“

Und seine Antwort? „Denk an das vierte Gebot, Franz!“

Da war's ihm aufgestiegen, — wo hatte er nur den Muth her? Und vor dem fast erschrockenen Manne hatte er rauh gesagt: „Nein, Onkel, und dreimal nein! 's ist schlimm genug, aber meinen Vater, den lieb' ich nicht und kann ihn nicht lieben. Und wenn die Zeit, die Ihr die schönste nennt, mir eine Zeit der Qual und Verzweiflung ist; wenn ich mich in dieser Zeit Tag für Tag und noch einmal Tag für Tag winde wie ein Wurm, — sag, was Du willst: nur Einer trägt die Schuld daran, und den Einen kennen wir beide. Wenn ich als kleines Kind verhöhnt worden bin, weil mein Mittel der schlechteste war, — weshalb trug ich den schlechtesten Mittel? Mein Vater hatte kein Geld, weil er's in der Schenke ließ. Wenn ich mich nicht 'rausgewagt hab' auf die Straße zu den andern Jungen, — weshalb wag' ich's nicht? Weil sie meinen Vater gesehen hatten, wie er schwankend nach Haus kam, und sie hinter ihm hergehohlt hatten! Und ich hätte auch gern gespielt, Onkel, und hab' da sitzen müssen, allein, heulend oben auf dem Heuboden, wo mich keiner gefunden hat. Und später erst, — jetzt!! So gar nichts haben von seinen achtzehn Jahren, sich schämen müssen, immer da 'rumlaufen, wo jeder weiß, wie's beim andern aussieht, hier halb verachtet, dort von guten Seelen bemitleidet; keinem sagen können, wie das frist; sich ausschließen müssen von allem, — denk' Dir's doch 'mal! Wenn wir in der Klasse sammeln für dies oder jenes: Brunk steht da und beißt die Zähne zusammen. Wenn wir die Zeugnisse kriegen und ich könnt' stolz sein, weil ich das beste hab', — ja, stolz! Ich muß es haben, denn ich hab' Freischule, krieg' die Bücher geliehen aus der Bibliothek, — ich muß, versteht Du?“

„Aber macht denn Geld glücklich, Junge?“ hatte der Schullehrer eingeworfen, betroffen von dem wilden Ausbruch dieser Knabenseele.

„Geld?“ hatte Franz gesagt. „Laß mich hungern, Onkel, ich sage nichts. Wenn wir zu Hause Salzkartoffeln essen und nichts weiter, — meinethwegen ein Jahr lang nur Salzkartoffeln. Mutter macht sie zurecht, — keiner sieht's. Ob der Apothekersohn Truthahn gegessen, und ich bloß Kartoffeln: wenn wir in die Klasse kommen, ist's dasselbe. Aber wenn gesammelt wird zum Waldfest, gieb mir die paar Groschen, daß ich sie hinwerfen kann und mich nicht todtschämen muß. Sag' meinem Vater, daß er nicht mehr trinkt, daß die Stadt vor ihm Achtung haben und ihn ehren soll, damit nicht einer über ihn lacht. Und wär's noch in Berlin, wär's noch wo anders! Aber in diesem Neste, wo viertausend Menschen sitzen und nichts anders zu thun haben, als über den Nächsten zu wachen, — Herrgott, wie furchtbar das ist! Auf der Straße lachen und drinnen die Nächte durchheulen, weil man sich so schämt, das versteht ja nur, wer's 'mal durchgemacht hat, das frist und brennt immer weiter, bis es 'mal ausgebrannt ist!“

Der Schullehrer war darauf still gewesen. Was sollte er auch sagen? Das Geld, um seinen Keffen auf ein anderes Gymnasium zu schicken, hatte er nicht. Da schwieg er eben. Dachte er daran, daß auch sein eigener Vater die letzten Lebensjahre es bitter empfunden hatte, wie sein Schwiegervater sank?

Er seufzte. Franz Brunk seufzte nicht. Der sah nur finster drein. —

Nun zog das alles vorbei an der jungen Seele des einsamen Wanderers, der durch den Winterabend mit seinen alten Schlittschuhen ging. Besser war's seitdem nicht geworden, eher schlechter. Und nur Eins hatte ihn immer wieder gehalten: die Hoffnung auf die Zukunft.

Noch ein paar Monate der Qual, dann war er erlöst. Jahre hatte er's getragen, so mußte es eben auch die kurze Zeit bis zum Examen noch gehen. Seine Lehrer hatten es früh gesagt: Seien Sie nicht verzagt, Brunk, Sie können sich eine große Zukunft schaffen! Der Director hatte es wiederholt, seitdem kam's wie ein Echo von allen Seiten. Auch sein Vater hörte es überall. Und da war es nun merkwürdig: immer, wenn der Bureau-Vorsteher mit seinen Bauern und den Klienten

seines Brodherrn am Schenktisch saß, erzählte er jetzt von seinem Sohne. Von diesem Sohne, der ein Genie war, der in allen Fächern seine Mitschüler schlug, der die Prämien jedes Jahr nach Hause brachte, der eine so große, herrliche Zukunft hatte. Es ward bei dem Alten schließlich zur fixen Idee. Und kam er dann nach Hause, dann versuchte er, zärtlich zu werden gegen diesen Sohn, und sein etwas gedunenes Gesicht ward für weinerlich, als er immer der gleichen, kühl abweisenden Miene begegnete.

Es war das Beste, was er noch rettete aus dem sittlichen Zusammenbruch: er selbst war verklumpt und verkommen, aus all den Luftschlössern, die seine Phantasie einst errichtet, war nichts geworden, er kroch im Staube und fraß Sand wie weiland König Nebukadnesar, und er wußte, daß er sich nie mehr erheben könne und würde. Aber all die Kronen, die ihm einst gewohnt und die er nie erreicht, — sie sollten sich herabsenken auf das Haupt seines Sohnes. In diesem Sohne liebte er die Träume seiner Jugend, liebte er die sittliche Kraft, liebte er alles, was er selbst verloren. Dieser Sohn hob ihn. Er war nicht mehr der Kneipenbummler, der haltlose Schwächling, der simple Bureau-Vorsteher, wenn er von ihm sprach, — er war der Vater, nur der Vater eines solchen Genies, dem die Zukunft gehörte.

Die ganze Stadt wußte es bald. Franz Brunk war der Mann mit der großen Zukunft. Die einen sagten's ironisch lächelnd, die andern mit gläubiger Bestimmtheit. Der, den es am meisten anging, nahm es zuerst gleichmüthig auf. Als aber in ewiger Wiederholung die eine Versicherung an sein Ohr schlug, wuchs diese Zuversicht in ihn selbst hinein.

Sie wurde im Leiden der Tage, Wochen und Jahre der Stecken und Stab, auf den er sich stützte. In jeder neuen Schmach, die stets die alte Verzweiflung mit sich brachte, biß er die Zähne zusammen und dachte: Halt aus, — denk' an die Zukunft! Und mit dem Wille dieser Zukunft verwebte sich ihm allmählich ein anderes: das Hanna Schlüter's!

Er liebte sie, wie er seine Zukunft liebte. Er liebte sie, weil sie so sonnig und fröhlich war, weil Glanz und Glück sie umgab, weil sie alles hatte, was er entbehrte. Eine Quelle des Glückes und doch wieder eine neue Quelle der Pein ward für ihn diese Liebe. Krank, süße Träume gab sie ihm in den Nächten, Groll und Bitterniß oft am Tage. Denn gerade vor dem Mädchen, das er liebte, empfand er's doppelt qualvoll, so dastehen als blutarmer Teufel, als Sohn dieses Vaters, den sie doch so gut kannte. Es kam nicht oft vor, daß sie beide miteinander sprachen, — aber jedesmal gab es dabei eine ganz unschuldige Bemerkung, die sich wie ein Stachel in sein Herz senkte. In dieses Herz, das ja so leicht verletzt war.

Erst heute, — wenn er daran dachte! Wie sie das hingesagt hatte, daß er sich doch „Eispräsidenten“ kaufen sollte! Er und Eispräsidenten! Daß seine alten Schlittschuh doch stumpf sein müßten! Wie konnte sie auch jeden Augenblick daran denken, daß er ein so jämmerlich armer Schluder war! Aber er wußte das eben, und so that's ihm weh, so traf es ihn wie ein scharfer Dolch.

Er hatte ja so werden müssen! Bei diesen inneren Qualen konnte er sich entweder auf die schlechte Seite legen wie sein Vater; auch verklumpen, im Fusel seines Schmerz betäuben; oder, er ward so hart und rauh darüber wie die Mutter, die mit einem starken, inneren Trotz gegen die Welt sich wehrte. Aber er war ja noch so jung, es war alles noch so weich an ihm. Waffenselig ging er hin, jeder Verletzung ausgesetzt und später fast wühlend in der Wollust des Schmerzes. Ein krankhaftes Feingefühl bildete sich in ihm aus, das später gar nicht mehr recht zu unterscheiden vermochte, ein Feingefühl, das gar oft Dolchspitzen witterte, wo keine waren, das alles vergrößerte, alles schwerer und tragischer nahm, als es war. Lange hielt er's nicht mehr aus, sonst müßt' er sich verbluten. Ach, und die Wochen und Tage bis zur Erlösungstunde schlichen wie Schmelzen dahin, unendlich langsam, beinahe behaglich langsam zu ihm zur Schadenfreude.

So war Franz Brunk's Leben und Sein. Er athmete tief; er nahm die Schlittschuh hinüber auf den anderen Arm. Mit schnellen Schritten ging er die Chaussee zurück. Ein Bauernwagen rollte an ihm vorüber. Das Eis krachte drüben im Froste. Es stach in seinen Ohren. Und droben noch immer kein Stern und kein Licht am Himmel. Was that's? Hatte sich ihm doch heute solch ein Licht, — nein, ein schöneres, besseres sogar, — enthüllt, strahlte doch ihm zum ersten Male ein Stern hinein in sein ärmliches Leben, der wie eine Verheißung leuchtete.

„Hanna Schlüter,“ sagte er vor sich hin.

Dann bog er in die Stadt ein.

Und plötzlich packte ihn ein ganz närrischer Freudetaumel. Dort stand sein Haus, klein, unscheinbar. Es

wiel größere und schönere daneben. Aber es war ihm, als müßte er den Arm reden und jubelnd rufen: „Wartet nur alle, — wartet nur! Es kommt ein Tag, wo ich der Herr bin, wo mir die Welt gehört!“ Wie jener Wein berauschte ihn diese ungewohnte Freude. Er hatte sie ja nie gekannt.

„Du meine herrliche Zukunft,“ sprach er jetzt. Und wieder ward sein Herz voll. Er meinte, es müßte auf seinem Gesicht ein Leuchten sein, das jeder sähe. Und so schlich er vom Hof her in seine Kammer, zündete kein Licht an, warf sich aufs Bett, um sich weiter einzuspinnen in süßne Träume. Selbst seine Mutter sollte ihm die Heiligkeit dieser Stunde nicht stören.

Frau Anna Brunk hatte das Staunen während ihres langen ehelichen Lebens verlernt. Sie hatte ein hartes Gesicht bekommen und Augen, die immer ruhig blieben. Ihr Mann war heute nicht zu Tische gekommen. Es geschah nicht zum ersten Male. Nun war es Abend, und noch immer ließ er sich nicht blicken, noch immer tönte sein Schritt nicht auf der Flurdiele. Gleichgültig sah die Frau nach der Uhr. Dann las sie weiter auf dem weißen Tuche die Erbsen aus. Die guten rollten hinunter in den irdenen Topf.

Mit einem Male horchte sie. Klirrte es da nicht an der Hausthür? Schlich es da nicht über den Flur? Jetzt erkannte sie den Schritt. Also endlich kam er an. Aber er trat so leise auf.

Die Thür ging auf. Ihr Mann trat über die Schwelle. „In Abend,“ sagte er schein.

Sie hob den Kopf, nickte, sah ihn an. Plötzlich stellte sie den Topf mit den Erbsen von ihrem Schoße aufs Tuch.

„Mensch,“ redete sie kurz, „wo hast Du denn gesteckt?“ Er murmelte etwas und zog den Mantel aus. Er stand noch immer im Halbdunkel, als traue er sich nicht recht hinein ins Licht. Aber Frau Anna's Augen waren scharf. Und heute mußten sie etwas sehen, was ihnen merkwürdig erschien.

Sie nahm den Topf nicht mehr vor. Sie ging langsam an ihren Mann, der sich noch immer an seinem Mantel und dem Garderobe-Ständer zu schaffen machte, heran. Dicht vor ihm blieb sie stehen. Ihre Augen schienen noch größer, durchdringender zu werden. Es war eine herbe Frage darin, — keine Furcht, kein Mitleid.

Er hielt ihren Blick nicht aus. Er regte sich nicht und starrte schein zu Boden. Eine Stille ward, die Wanduhr tickte dazwischen.

„Brunk!“ sagte sie hart. Sie sprach ihn schon seit Jahren nie mehr mit seinem Vornamen an.

„Aber Anna,“ antwortete er und machte einen Versuch, mit läppischer, unsicherer Härlichkeit nach ihrem Arm zu greifen.

Sie trat einen Schritt zurück.

„Laß das! Du siehst heute — so sonderbar aus.“ Er strich das Haar, das ihm verwirrt in die Stirn gefallen, zurück. Vielleicht wollte er auch einen Moment seine Augen bedecken.

„Es ist — ja nichts, Anna. Du denkst immer gleich, — ich muß doch mit den Bauern 'mal ein Glas trinken. Und heut — war der Tomaczek da — aus Labijsch, der Tomaczek, — verstehst Du? Man kann doch nie wissen —“

Er murmelte vor sich hin.

„Ob man nicht 'mal Geld von ihm borgen muß,“ sagte sie hinzu. „Nein, man kann es bei Dir nie wissen. Du magst schon recht haben.“

Die Stimme schnitt wie ein Messer. Ruhig und erbarmungslos.

Er zuckte zusammen.

„Hang nicht an!“ gab er in halbem Troß zurück. „Ich hab den ganzen Tag — den Tag — genug ausgestanden. Wir — wir brauchen doch die Leute. Wenn sie einem nicht 'mal einen Thaler in die Hand drücken, wie soll's denn dann gehen? Von dem Hungerlohn bei Schlüter —“

„Wir haben von dem Hungerlohn all die Jahre gelebt,“ warf sie ein. „Und Du hast ganz gewiß nicht gehungert.“

„Aber warum hat er mir jetzt seit drei Jahren keine Aufbesserung gegeben? Habe ich nicht darum gebeten, schon dreimal? Natürlich, — der „Herr“ Rechtsanwalt und Notar! — Er ist in der Zeit reich geworden, — und ich? Blutsauger alle mit einander!“

„Also soweit bist Du?“ sagte sie achselzuckend.

„Hab' ich nicht recht?“

Da schlug sie die Arme über einander.

„Spiel' keine Komödie vor Dir selber, Mann! Auf den Knien muß Du ihm danken, daß er Dich genommen hat. Deinetwegen hat er's nicht gethan, das kann ich Dir sagen. Aber vor meinem seligen Vater hatten sie alle Respect. Und wenn der Rechtsanwalt Dich behält, so danke ihm noch 'mal auf den Knien. Grund genug, Dich abzuschaffen, hätt' er gehabt in den Jahren.“

„Hätte er's nur gethan,“ murmelte der Bureau-Vorsteher.

„So!“ sagte Frau Anna und trat ihm noch näher. „Und ich, — und Dein Sohn? Wir hätten den Bettel-sack über die Schulter nehmen können und sammeln, was? Während Du Dein Luderleben in den Kneipen fortgesetzt hättest. Ich sage Dir, Mann: so weit soll's nicht kommen. Den alten Kantor Schneider kennen sie noch alle hier, und was sie sich von der Anna Schneider zu versehen haben, wissen sie auch. Die wird 'mal mit einem ehrlichen Namen sterben. Und die leidet's nicht, wenn man einen ehrlichen Menschen Blutsauger schimpft. Der Schlüter ist ein gerechter Mann, der Schlüter ist unser Wohlthäter. Denn, daß er Dich nur aus Gnade behält —“

„Und wenn er mich nicht behält, haben wir auch zu leben. Die Bauern kennen mich, und wenn ich weg bin, kommen sie gleich zu mir, anstatt zum theuern Rechtsanwalt zu gehen. Da könnte man schon durchkommen. Denn mit der Stellung bei Schlüter . . .“

Jetzt trat die Frau einen Schritt zurück. Ihre Arme sanken nieder. „Brunk!“ rief sie.

Er war still und athmete schwer.

„Brunk!“ sagte sie noch einmal, und jetzt seltsam leise. „Was ist's mit der Stellung?“

Seine Augen irrten schein zur Seite.

„Wie Du gleich bist, Anna! Ich sage Dir ja, — wir können so auch leben. Was — was brauchen wir denn? Und dann bin ich doch mehr zu Hause, und für den Franz — für seine Zukunft —“

Er konnte nicht ausreden. Mit einem Ruck hatte seine Frau seine Hand gepackt. Wie Schraubstöcke legten sich ihre hartgearbeiteten Finger um sein Gelenk.

„Hast Du Deine Stellung noch, Mann?“

Er suchte vergeblich, sich ihrem Griff zu entwinden.

„Laß los, Anna, — nicht 'mal zu Hause hat man Ruhe! Ich weiß gar nicht —“

„Hast Du Deine Stellung noch?“ fragte sie statt aller Antwort. Die Ruhe, die sie sonst nie verließ, schien nicht mehr echt. Es war Angst in ihrer Stimme.

Immer unsicherer ging sein Blick von einer Seite zur anderen. Er wehrte sich nicht mehr, seine Hände waren schlaff, aber er sprach nicht.

„Rede!“

„Nein!“ sagte er. Er sagte es lallend.

Frau Anna sah ihn an mit starren Blicken. Es war Totenstille. Dann lösten sich ihre Finger von seinem Handgelenk. Ihre Kniee zitterten. Ihr war, als müßte sie zusammenbrechen. Aber mit einem Ruck richtete sie sich kerzengerade auf und ging zurück zum Tisch. Dort setzte sie sich. Sie redete noch kein Wort. Sie stützte den Arm auf und ihren Kopf dazwischen. Der Arm lag auf den Erbsen. Sie fühlte es nicht.

Ihr Mann that kaum eine Bewegung. Wie er gestanden, blieb er stehen. Blieb stehen im Halbdunkel, das Haupt gesenkt wie ein Verbrecher, den Schmutz unordentlich, das Haar über der Stirn verwirrt.

Da raffelte über das unebene Pflaster der Straße ein Wagen. Die Räder holperten über die Steine, daß die Fensterscheiben und die Läden davon klirren.

Als hätte dieser Lärm von draußen ihr das alte, tapfere Herz zurückgegeben, sah Frau Anna empor, strich sich über die Stirn und räusperte sich. Sie blieb sitzen und sah ihrem Mann nicht ins Gesicht, als sie sagte:

„Ich will alles wissen.“

Es war, als spräche sie in die Luft.

„Ach Gott, Anna,“ entgegnete er weinerlich — „es wird ja gehen, — sei nur nicht so. Wir werden ja — werden ja auskommen, und die Bauern —“

„Ich will nicht wissen, was sein wird, sondern was ist. Weshalb bist Du entlassen?“

„Der eine Bauer aus Jarnkow, der Ewald,“ stotterte er. „Der Schuft haßt mich, Anna. Und da hat er — dem Rechtsanwalt — ach, ich habe da — was liegen lassen, Anna, — und Schlüter wird doch kein Unmensch sein, — man ist doch auch nur ein Mensch, und ein elendes Leben war's doch. Warum muß ich auch — so unglücklich sein! Was wird nur Franz sagen?“

„Ich versteh' Dich nicht. Was hast Du liegen lassen?“

„Mach' mich nicht verrückt, Anna, — ich will's ja wieder gut machen, es wird ja gehen, und der Schlüter, — er thut's nicht. Er hat's gesagt, aber er thut's nicht, er darf's ja nicht thun. Er ist ja ein guter Mensch.“

„Der Blutsauger,“ sagte sie. „Jetzt ist er ein guter Mensch.“

„Er thut's nicht,“ sprach ihr Mann drüben wie zu sich. „Er thut's ja nicht.“

„Wenn er's gesagt hat? Er macht nicht viel Worte.“

„Und er darf's nicht thun, Anna, — er darf's nicht,“ schrie der Mann plötzlich auf. „Er — darf's — nicht,“ lallte er nach. Er fiel halb zurück gegen die Thür.

Langsam, mit starren Augen, richtete sich die Frau

auf. Sie stützte sich schwer auf den Tisch. Sie schien immer größer zu wachsen. „Brunk, was darf er nicht?“

Es war etwas Unheimliches in der Stimme.

Keine Antwort.

„Was hast Du gethan?“

Das alte Schweigen.

„Mann,“ redete sie plötzlich, und ihre Stimme erschien ihm auf einmal fremd, „wie kann er Dich jetzt entlassen? Jetzt mitten im Monat? Ohne Kündigung?“

Es war tonlos gesprochen, und dann plötzlich, laut, wie ein Angstschrei:

„Was hast Du gethan, Mann?“

Er sank immer mehr in sich zusammen. Er tappte nach einem Stuhl. Der Stuhl stand neben dem Spinde. Er fiel fast darauf nieder und lehnte sich gegen den Schrank. Ganz gebrochen saß er da.

Frau Anna fragte nicht mehr. Ohne ihn eines Blickes zu würdigen, trat sie zum Schrank, nahm den Hut und den guten Umhang heraus und fing an, sich zum Ausgehen fertig zu machen.

Es dauerte nicht lange, und vor den Spiegel trat sie auch nicht mehr.

„Anna!“ wimmerte er, als sie die Hand auf die Klinke legte.

Aber er hielt die Hand nicht auf. Im nächsten Augenblick schloß sich die Thür hinter seiner Frau.

Der Weg war nicht weit, und die Frau ging schnell. Sie hielt vor dem stolzen Hause mit dem Porzellanschild. Einen Augenblick wollt's ihr so stark die Brust beklemmen, daß sie stehen bleiben mußte auf der untersten Treppenstufe und tief Athem schöpfen.

Dann klopfte sie.

Der Rechtsanwalt Schlüter war nicht allein. Der aufsichtsführende Richter vom Amtsgericht stand neben ihm. Die Herren sahen Papiere durch. Sie hatten ernste Gesicht.

„Frau Brunk?“ sagte der Rechtsanwalt und zog die Stirn kraus. Aber im nächsten Augenblick fügte er hinzu: „Ich kann mir denken, was Sie herführt. Aber ich weiß nicht —“

„Wenn ich Sie allein sprechen dürfte, Herr Schlüter —“

Er tauschte mit dem Amtsrichter einen flüchtigen Blick. Der nickte. Dann öffnete er die Thür des Neben-zimmers und sagte: „Dann haben Sie die Güte, hier etwas zu warten, Frau Brunk. Ich bin gleich fertig.“

Frau Anna trat hinein in das Zimmer. Sie setzte sich. Die Thür schloß sich. In der matten Beleuchtung sah sie den verhüllten Kandelaber, die Plüschsessel, den Flügel. Und in dieser fremden Umgebung, ganz allein mit sich, in der zitternden Erwartung, was sie in einigen Minuten hören sollte, überfiel sie die Furcht mit ungewohnter Macht. Sie hörte das leise Reden der beiden Herren wie ein Summen vor den Ohren. Es war ihr, als müßte sie jetzt auf das Urtheil warten, ob es auf Tod lauten würde oder Vergnadigung.

Ihre Kehle war trocken. Sie sah sich um, ob nicht irgendwo eine Caraffe mit Wasser stand. Nirgend. Und in der Stille hier dehnten sich die Minuten zu Ewigkeiten, und heiß und kalt rann es ihr dabei über den Leib. — Wenn die Thür nur erst aufginge! Wenn sie's erst wüßte.

Jetzt gab's drin ein Stuhlrücken und Abschiednehmen, — sie hörte es. Jetzt mußte der Rechtsanwalt mit ihr reden. Als wär' er schon da, stand sie auf. Im nächsten Augenblick kam er auch wirklich. Es fiel ihr auf, daß er ihr nicht die Hand reichte. Sie schluckte es hinunter.

„Herr Rechtsanwalt!“

„Noch Eins vorher,“ sagte er ernst, „ändern läßt sich nun nichts mehr. Nur wenn ich Ihnen, die ich als brave Frau achte, einen Rath geben oder irgendwie behilflich sein kann, soll's geschehen.“

„Mein Mann ist entlassen?“

Schlüter sah auf. Ein sonderbarer Zug flog über sein Gesicht.

„Ja, meinen Sie denn, ich behalt' ihn? Ich versteh' Sie nicht, Frau Brunk.“

„Was hat er gethan, Herr Rechtsanwalt?“

„Das wissen Sie nicht?“ fuhr er auf. „Ah, das ist stark. Da hat der Schuft —“

„Ich trage seinen Namen, Herr Schlüter,“ unterbrach ihn Frau Anna.

„Da hat dieser Schuft,“ sprach er noch einmal, „nicht 'mal den Muth gehabt, Ihnen die Wahrheit zu sagen?“

Jetzt brannte ihr Gesicht, als hätte sie einen Schlag bekommen. „Reden Sie!“ stieß sie mühsam hervor.

„Wohl! Seit mehreren Monaten hat mich Ihr Mann belogen und betrogen. Seit mehreren Monaten hat Ihr Mann Clientengelder unterschlagen, quittirt und nicht abgeliefert. Ist das genug?“

Er sah sie an. Die hohe Gestalt wankte nicht, über die strengen, schmalen Lippen kam kein Laut. Aber es ward ihm unheimlich, als sie so unbeweglich da stand,

und diese Augen groß und starr, fast gläsern, noch immer an seinen Lippen haften, als hätte sie nicht verstanden, was er gesagt. Dann brach ein heiseres Stöhnen hervor, — kurz, jäh abbrechend.

„Seit mehreren Monaten,“ sagte der Rechtsanwalt noch einmal. „Den ganzen Umfang der Unterschlagungen festzustellen, war bis jetzt noch gar nicht möglich. Ich

Gehorsam beigebracht werden, — das heißt: mäusestill sollte er sein, wenn der Vater es befahl.

Das Ergebnis war, daß der Kleine gründlich verschüchtert wurde und sich ängstlich hinter die Mutter verkroch, sobald der Vater in das Zimmer trat. Als dieser ihn einmal auf den Schoß nehmen wollte, sträubte er sich und streckte hilflos die Arme nach der Mutter aus.

„Das sind mir schöne Geschichten! Nicht 'mal zum Vater will er kommen,“ sagte der Professor entriistet. „Wenn das

sage: „Danke!“ weil er Dir die Strafe erlassen hat.“ — Verwundert hatte der Professor der kleinen Scene zugeschaut; als aber das Kind sich ihm näherte, schob er es zurück und ging geärgert hinaus.

Walter hatte sein Abiturienten-Examen glücklich bestanden. Ehe er nach Hause reiste, sollte er einen Nachmittag bei seiner Schwester bleiben. Der Professor richtete es so ein, daß er nicht da war: er hatte in einer Conferenz zu thun. Es ließ ihm aber keine Ruhe. Die Verhandlungen waren gerade im besten Gange, da besand er sich schon auf dem Heimwege.

Ein ungewöhnlicher Lärm schlug ihm zu Hause entgegen, — ein schauerliches Gebrüll und dazwischen eine vor Vergnügen kreischende Kinderstimme. In dem geräumigen Speisezimmer jagte sein junger Schwager als Vierfüßler herum, seinen Lockenkopf in wilder Unordnung wie eine Mähne schüttelnd; auf seinem Rücken ritt das Bübchen in seinem weißen Röckchen, die Augen blinzelnd, das Gesichtchen glühend im Feuer des Spiels, — und Hedda sah dabei, lachend und voll Freude an dem Vergnügen ihrer Liebtinge.

„Das geht doch über den Spaß!“ platzte der Professor heraus: „Was soll das heißen?“

„Ein Wüstenritt, Papa Professor!“ rief Walter heiter; aber das Bübchen verstummte und richtete ein paar erschrockene Augen auf die Mutter.

Hedda nahm es herunter. „Erzähl doch dem Papa, Philli, was der Walter-Dusel geworden ist!“

„Ein Deme!“ stammelte der Kleine gehorsam. Dann als Walter anfang zu knurren und von neuem seine Mähne schüttelte, kam ihm das Lachen wieder an. „Dn'! Alter mehr Löwe machen! Duter Dn'! Alter!“ Ein neues kräftiges Gebrüll; aber der Professor griff an seinen Kopf: „Genug, genug! Es wohnen noch andere Leute im Hause.“

Er nahm Walter für sich in Beschlag, — nicht, weil er sich besonders zu ihm hingezogen fühlte, sondern weil er ihn die anderen beiden nicht gönnte und es ihm verdroh, daß er sich so schnell bei Zutrauens des sonst so scheuen Knaben bemächtigt hatte.

„Was gedenkst Du jetzt mit Dir anzufangen, Primus?“

„Eine Bildungsreise nach Amerika zu unternehmen,“ lautete die fertige Antwort.

Hedda, die am Nähtische saß, machte eine Bewegung des Schreckens; aber die Gatte sagte ungläubig: „Ach, geh! Du wirst doch zu irgend einem brodelnden Idealhandwerk greifen, Du Schwärmer!“

„Dazu brauchte ich Amerika nicht.“

„Ja, was willst Du nur dort?“ fragte Hedda ängstlich.

„Das praktische Leben kennen lernen, um einst ein selbmademan zu werden.“

Der Professor zuckte die Achsel. Er traute einem Menschen, der sich mühsam durch das Gymnasium gestümpert hatte, nichts Solides zu.

Walter machte aber Ernst. Vor seiner Abreise fand bei Oberamtmanns ein Familienfeier statt, zu der auch der Professor mit seiner Frau kommen wollten. Leider kam Philli bis dahin nicht aus dem Zahnsieber heraus, und Hedda bei ihren Gatten, allein hinzufahren.

Als der Professor dann den Abend nach Hause kam, war er so einsilbig, daß Hedda kaum ein Wort aus ihm heraus bekam. Schließlich sagte er gereizt: „Höre bloß mit Deinen Fragen auf! Du machst mich ganz nervös.“

Nach einigen Tagen erhielt die junge Frau ein Telegramm aus Hamburg: „Behüt Dich Gott, und auf Wiedersehen nach drei Jahren. Walter.“

„Nach drei Jahren?“ rief Hedda, als ob sie nicht recht gelesen hätte. „Will er denn so lange fortbleiben? Es sollten doch erst nur drei Monate sein!“

„Er hat sich in den Kopf gesetzt, drüben technische Studien zu machen.“

„Und das konntest Du mir verschweigen, Philipp? Was habe ich nicht 'mal von ihm Abschied genommen, — und Du weißt, wie mein Herz an ihm hängt.“

„Eben deshalb,“ entgegnete der Professor kaltblütig. „Ich will nicht, daß Du Dich über jede Kleinigkeit aufregst.“

Sie sahen bei Tisch. Nebenher schlief der Knabe.

„Mein Bruder darf mir wohl mehr als eine Kleinigkeit sein!“ versetzte Hedda, von Thränen erstickt.

Da fuhr der Professor auf: „Ich sage, es ist ein Glück, daß der Bursche Dir aus den Augen kommt! Diese gegenseitige Verherrlichung zwischen Euch grenzt an Verrücktheit. Du hättest schwerlich Zeit dafür gehabt, wenn Du Dich gehässig um Deine Wirthschaft und Dein Kind kümmerdest.“

„Thue ich das nicht?“ rief Hedda verzweifelt. „Mein Gott, wozu lebe ich denn überhaupt?“

Der Professor sprang vom Tische auf. „Dies ist nicht mehr auszuhalten, — ewig Pathos und Thränen! Merke es Dir: Ehe Du nicht mit dieser leidigen Gefühlsduselei brichst, seß feines von Deiner Familie mehr den Fuß über meine Schwelle.“

Er ging hinaus und knallte die Thür zu, daß der Kleine erwachend aufschrie. Als Hedda sein Stimmchen hörte, ging all ihr Groll und Schmerz in dem einen großen, zärtlichen



Gefangen. Nach dem Gemälde von G. Annyot.
Copyright by Franz Langstaengel in München.

muß alle Außenstände extra aus schreiben lassen und anfragen, was bezahlt ist, was nicht. Ob nebenbei Unregelmäßigkeiten vorgekommen sind, muß die Untersuchung ergeben.“

Frau Anna erwiderte auch darauf nichts.

„Und was wünschen Sie nun?“

Da sagte sie laut und mit Anstrengung: „Nichts!“

Ohne Gruß, ohne ein anderes Wort, ging sie zur Thür. Sie ging mit schleppenden Schritten.

(Schluß folgt.)

Rachdruck verboten.

Selbstaufopferung.

Erzählung aus dem Frauenleben.

Von Ant. Andrea.

(Fortsetzung.)

Als der Kleine glücklich sein Jährchen zurückgelegt hatte, meinte der Professor, daß es Zeit wäre, mit einer methodischen Erziehung zu beginnen. Vor allen Dingen sollte dem Knäblein

die Früchte Deiner Erziehung sind, Hedda, dann ist es Zeit, daß ich einschreite.“

„Ich fürchte, Du thust es bereits mehr als gut ist,“ entgegnete die junge Frau nicht ohne Bitterkeit.

War aber sonst der Professor gut ausgelegt, ließ er manche Unart durchgehen, die die Mutter rügte. Er kam darüber hinzu, daß der Kleine in einer Ecke stand und bitterlich weinte, während Hedda ruhig dabei saß und Handarbeit nähte.

„Was giebt's hier? Warum weint Philli?“ fragte er überrascht.

„Er ist ungehorsam gewesen und muß zur Strafe die Wand ansehen.“

Der Professor lachte. „Fängst Du an, unseren Sohn nach dem System Spartanischer Mütter zu erziehen? Ich dachte, der süße, kleine Kerl ist ohnedies nervös genug. Komm her, Philli! Hat Mutter das Kind geärgert?“

Hedda wurde blaß vor Empörung; aber um des Kindes willen nahm sie sich zusammen. Scheu trippelte dieses heran; doch anstatt zum Vater zu gehen, feuerte es auf die Mutter zu.

Hedda schüttelte den Kopf: „So lange Philli weint, will Mutter nichts von ihm wissen,“ sagte sie sanft, aber bestimmt. Da ging ein rührendes Lächeln über das Gesicht des Kleinen: „Böses Weinen fort!“ stammelte er in seinem kindlichen Jargon. „Nammte dud — Illi danz artig!“ Hedda hob ihn auf und küßte ihn. „So, mein Söhnchen, jetzt gehe zum Vater und



Jens Schmidt Sommer 1897

Parforce-Jagd. Nach dem Gemälde von Hans W. Schmidt. — Siehe Seite 160.

Gefühl für das Kind unter, und während sie es aufhob und sein Lockenköpfchen an ihre Brust legte, betete ihre Seele: „Vergieb mir, mein Gott, vergieb! Ich liebe ja dies Leben von Dir um dieses einzigen Kindes willen, — ich danke Dir, daß ich lebe!“

Philli hatte seine ersten Höschchen bekommen. Klein genug sah er darin aus, doch so allerliebste, daß er selbst vor dem kritischen Auge des Vaters bestand. Um diese Zeit bekam Hedda einen Brief von ihrem Bruder Walter, der sie für alle Angst um ihn entschädigte.

„Schau her, Philli-Kind, dies ist Nachricht von Onkel Walter, der so hübsch „Löwe“ mit Dir spielte! Weißt Du noch? Jetzt wird er ein Mann, der arbeitet, bei einem anderen, großen, von dem die ganze Welt spricht: bei einem Edison.“ Sie lachte und schwappte fröhlich durch einander, während Freudenthränen in ihren Augen schimmerten.

Was der Kleine davon verstand, war, daß es sich um Onkel Walter und den unvergeßlichen Löwen handelte. Die Mutter hatte dafür gesorgt, daß sie seinem Gedächtniß nicht entschwanden. „Duter Onkel Walter, höner Löwe,“ rief der Kleine. Ihm fielen alle harten Laute der Sprache schwer. „Illi hat Onkel Walter lieb, und Löwen auch, und Muttie auch, — so lieb!“ Er breitete seine Arme aus und warf sich in den Schoß der Mutter.

Als Hedda ihrem Gatten den Brief des Bruders zu lesen gab, sagte er überrascht: „Bei Edison arbeitet er? Der Junge hat ein kolossales Glück! Na, Frauenchen, es freut mich um Deinetwillen.“ Bei sich dachte er: „Es bleibt leider wahr: nicht Wissen und Verstand fördert die Leute, sondern das dumme Glück!“

Im Sommer hatte der Professor eine wissenschaftliche Reise nach London zu unternehmen. Er hielt es für zweckmäßig, Hedda mit dem „schwächlichen“ Knaben zu ihrem Vater aufs Land zu schicken. Das war ein Jubel! Das ganze Dominium legte Festkleider an zu ihrem Empfange. Max war als Wirtschaftsbefehlshaber bei seinem Vater, und Marie mit einem jungen Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft verlobt. Hedda sowohl wie der Knabe blühten zusehends auf: Frische Luft in Hülle und Fülle, Sonnenschein draußen und in aller Herzen, — da mußten sie wohl gedeihen!

Eines Sonntags überraschte die Hofrätin das Dominium mit ihrem Besuch. Es hatte sich eine fröhliche, kleine Gesellschaft eingefunden, — darunter der Bräutigam Mariens und zwei junge Offiziere, Regimentskameraden von Max, Lieutenant der Reserve. Man sah im Garten beim Gabelfrühstück.

„Philli, schnell!“ rief Hedda. „Hier ist die Tante, die einen Ruf haben will.“

Von dem großen Rasenplatz kam ein Bübchen gelaufen, mit fliegenden Locken, in einem hellen Kattunfittelchen, eine Sandkuppe schleppend, ohne Hut, rosig und sonnenverbrannt, — ein Bild von Gesundheit und kindlicher Schönheit.

„Ist das Philli?“ fragte die Hofrätin verwundert. — — —

Es war ein Unglück, daß niemand daran dachte, die Dame zu einem längeren Aufenthalt zu nötigen, sonst hätte sie ihre Verwunderung wohl anders zum Ausdruck gebracht, als es jetzt in dem Briefe an ihren Bruder geschah. Was sie berichtete, entsprach mehr ihrer Enttäuschung als der Wahrheit: Hedda spielte sich zu Hause als junges Mädchen auf und ließ sich von Maxens Freunden den Hof machen. Um den Knaben schien sie sich wenig zu kümmern. Er hätte ganz verwildert ausgehen in seinem schmutzigen Kittel, ohne Hut im Sonnenbrand, das Gesicht und die Hände so voll Sand, als ob er nie mehr gebadet würde. Es wäre Zeit, daß der Gatte und Vater ein Machtwort spräche.

Dieses erfolgte umgehend. Der Professor forderte seine Frau auf, sofort nach Hause zu reisen. Er gedachte binnen kurzem heimzukommen und wünschte Frau und Kind vorzufinden.

Bestürzt über den unzufriedenen, fast drohenden Ton, gab Hedda den Brief ihrem Vater.

„Reißt Du nicht, daß unsere liebe Frau Hofrath dahinter steckt?“ sagte dieser lachend. „Reise Du ruhig nach Hause, meine Tochter! Im übrigen laß mich machen. Ich werde mal ein offenes Wort mit unserem Professor reden.“ Wann und wie dies vor sich ging, bekam Hedda nie zu wissen. Thatsache war, daß der Professor mit keiner Silbe seines diffamierenden Schriftstückes erwähnte, sondern fand, daß Frau und Kind sich ungemein erholt hätten. Leider hielt dies nicht lange vor. Besonders der Kleine verlor in wenigen Wochen alles, was er an Frische und Fülle gewonnen hatte. Hedda's Sorgen um ihn nahmen kein Ende.

Im Winter gab es in den Gelehrtenkreisen einen Ball, und der Professor fühlte sich verpflichtet, ihn mitzumachen.

„Deine Toilette ist hoffentlich in Ordnung?“ sagte er beläufig zu seiner Frau.

„Zu einem derartigen Feste habe ich überhaupt keine,“ versetzte diese gelassen.

„Das ist doch merkwürdig! Wir sind jeden Winter in Gesellschaft gegangen, und Du sahst immer gut aus. Was trugst Du, wenn man fragen darf?“

„Ueberreste von meiner Aussteuer. Jetzt sind sie verbraucht.“

„Gut. Wieviel brauchst Du zu einer angemessenen Robe?“

„Mir fehlt auch alles übrige. Ich würde um hundert Mark bitten müssen.“

„Das ist ja horrend!“ rief der Professor betroffen. „Wie kann ein vernünftiger Mensch so viel an sein Neuhäres wenden.“ Hedda verlor kein Wort weiter. Sie kannte ihn. Seine zeitweilige Knauferei entsprang nicht dem Geiz, sondern seiner Unkenntnis der Anforderungen des alltäglichen Lebens.

Den nächsten Tag legte er ihr die gewünschte Summe auf den Tisch. „Ich möchte Dir raten, Dich wegen Einkauf und Schneiderei mit meiner Schwester in Verbindung zu setzen,“ bemerkte er. „Sie versteht es, sich mit einem Nichts von Taschengeld immer vornehm zu kleiden.“

„Sie braucht für ihre Kleidung ungefähr das Doppelte wie ich und Philli zusammen,“ versetzte Hedda, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen; aber ihr Gesicht brannte vor innerer Erregung darüber, daß ihr Gatte mit ungläublicher Zähigkeit fortfuhr, sie wie ein unerfahrenes, verwöhntes Kind, ohne besondere Intelligenz, zu behandeln.

Am Morgen des Ballfestes wachte Philli verdrießlich auf. Weder essen noch spielen mochte er. Beständig lief er hinter der Mutter her und gab sich nicht eher zufrieden, bis sie ihn auf den Schoß nahm.

„Mir scheint Philli heute nicht wohl zu sein,“ sagte Hedda bei Tische zu ihrem Gatten.

Dieser beschloß den Kopf des Kleinen. „Unsinn! Ihm fehlt gar nichts. Er hat gehört, daß Du heute Abend ausgehen willst: daher ist er ungnädig. Zeig mal Deine Zunge, Junge! So — — absolut nichts. Du wirst also hübsch artig sein, wenn Vater und Mutter nachher fortgehen.“

„Aber Mutter muß Illi zu Bett bringen,“ sagte der Kleine weinerlich.

„Freilich, mein Liebling,“ tröstete Hedda ihn. „Ich gehe erst, wenn Du schläfst.“

„Das wäre noch besser!“ herrschte der Professor seine Frau an. „Es ist Zeit, dem Jungen Gehorsam zu lehren. Gucke bringt ihn zu Bett: puntum.“

„Gucke kann doch nicht mit Illi beten,“ wandte der Kleine ein, krampfhaft an seinen Thränen würgend, „das muß Muttie thun.“

Das belustigte den Professor. Er wollte den Kleinen an sich ziehen; aber dieser barg das Köpfchen in den Schoß der Mutter und weinte. Da riß dem Vater die Geduld. Er zerrte das Kind zurück und gab ihm ein paar gelinde Backenstreiche. „Phlipp!“ schrie die junge Frau ins Herz getroffen auf. „Was thust Du? Stehst Du nicht, daß er krank ist?“ Sie nahm den Knaben auf den Arm und ging mit ihm hinaus.

Gegen Abend kam der Professor aus seinem Studierzimmer, zufrieden über seine ihm gelungene Arbeit, die er eben beendigt hatte. „Hast Du meinen Anzug zurecht gelegt?“ fragte er seine Frau, als ob nichts vorgefallen wäre.

„Ja.“ Sie gab dem Kleinen seine Abendsuppe. Der Professor beugte sich herunter und streichelte ihm das Köpfchen.

„Run, Fräuleinchen, — sind Dir die Mücken vergangen?“ Er drohen schlang der Knabe die Arme um den Hals der Mutter, und die großen Augen voll Entsetzen auf den Vater gerichtet, schluchzte er leidenschaftlich: „Nicht Muttie hauen, Papa! Nicht hauen, — Philli will artig sein!“

Die Blicke der Eltern trafen sich, — beide erschüttert. Vor dem Geistesauge des Professors erhob sich ein anderes Bild, das des Knaben Walter. Es gab ihm einen Stoß. War er denn ein roher Mensch, ein Ungeheuer, daß alle vor ihm auf der Hut sein mußten? Er legte den Arm um den Nacken seiner Frau und sagte: „Was fällt Dir ein, kleiner Philli? Vater wird doch die Mutter nicht hauen! Nur unartige Kinder bekommen mal einen Klaps ab.“

Kurz nach Mitternacht waren sie wieder zu Hause. Der Gedanke an den Knaben hatte Hedda keine Ruhe gelassen. Ehe sie sich noch entkleidete, eilte sie an sein Bettchen. Philli schien zu schlafen; als sie sich aber über ihn beugte, schlug er ein paar große, seltsam glänzende Augen auf.

„Muttie!“

„Mein süßer Junge, schläfst Du denn nicht?“ fragte Hedda erschrocken.

„Konnte nicht. Bösen Hammer im Kopf. Muß Muttie fortnehmen.“

„Thut Dir das Köpfchen weh?“

„Ganz arg, — aber Muttie bösen Hammer rauswerien, bums! Nachher Illi schlafen — — —“

Als der blasse Tageschein endlich die Schleier der Nacht durchbrach, fiel er auf ein fieberndes Kind und eine bleiche, vor Angst bebende Mutter, die an seinem Bettchen gewacht hatte.

Der Arzt mußte geholt werden. „Ein gastrisches Fieber, wie es scheint,“ sagte er, um die Mutter zu beruhigen. „Hoffentlich entwickelt sich nichts Bedenkliches!“

„Wer weiß, was Ihr ihm zu naschen gegeben habt!“ sagte der Professor nervös zu seiner Frau, daß auch Gucke es hörte. Hedda wurde glühend roth vor Entrüstung. „Du scheinst wenig Respect und wenig Vertrauen zu der Mutter Deines Sohnes zu haben!“ entgegnete sie, mit dem Weinen kämpfend.

Philli's Zustand wurde eher schlimmer als besser. Der Hausarzt sprach den Wunsch aus, daß sie seinen Kollegen, der einen Ruf als Kinderarzt hatte, zu Rathe zögen.

Hedda litt Folterqualen, obgleich ihrem Manne gegenüber ihr keine Klage entließ. Seine Besorgnis, wenn er welche hatte, äußerte sich in Verdrießlichkeit und nervöser Ungebild. Jede Kleinigkeit regte ihn auf. Eigensinnig bestand er darauf, man hätte dem Knaben etwas zu essen gegeben, was ihm den Magen in Unordnung gebracht hätte. Selbst die Diagnose des Arztes, die auf ein rein nervöses Leiden schließen ließ, überzeugte ihn nicht.

Stundenlang saß die Mutter allein an dem Bettchen des Kleinen, — allein in ihrem Zimmer. Eine erbarmungslose Stimme in ihrer Seele flüsterte:

„Mach' Dich darauf gefaßt, Du mußt ihn hingeben. Erst das Vaterhaus, dann die Geschwister, dann Deine Hoffnungen, Dein Herz, — — alles um dieses Mannes willen, der Dir ewig ein Fremder bleiben wird! Nun gib das Letzte, das Teuerste hin und — verwünsche Dein Leben!“ — — —

Dann kam die Reue: „Gott, verzehle meinen Kleinmuth! Ich will das Leben lieben, dulden will ich, entsagen, — keine Thräne mehr weinen um die bittere Enttäuschung, nur das Kind laß mir, das Leben meines Lebens!“ Sie dachte an jene Mutter aus dem Märchen, die dem Tode ihr Kind gewaltsam abringen wollte, und sie fühlte die Kraft in sich, ein Gleiches zu thun. Ihr Herz wollte sie aus der Brust nehmen, daß Dornen es zerfleischten, ihr blondes Haar, ihre Augen hingeben. — — — Wehend sank sie neben dem Bettchen auf die Knie: „Erhöre mich, mein Gott! Nimm mir alles, — alles, was sonst einem Weibe Freude machen könnte, nur meinen Knaben laß mir!“

In seinem Arbeitszimmer ging der Professor auf und nieder, — einen Brief von dem Oberamtmann in der Hand. Auf seinem Schreibtische lagen Zeitungen, mit gewissen Notizen, die er mit dem Inhalt des Briefes verglichen hatte. Da hörte er die Stimme seiner Frau. Er schob Brief und Zeitungen in sein Pult und ging ihr entgegen. Sie stand in der Thür, leichenblau, einen wilden, verzweiferten Blick in den Augen.

„Komm herüber!“ — — — sagte sie in trocknen, gebrochenen Lauten. „Unser Kind — — stirbt!“ — — —

Er stammelte, wie vor den Kopf geschlagen: „Nicht möglich! Du übertreibst.“ Aber er stürzte ihr nach; er versuchte, sie zu halten, als sie sich vor dem Bettchen niederwarf. „Fasse Dich nur! Ich laufe zum Arzt. Warum gleich das Neuhäres? Wo ist mein Ueberzieher? Gucke soll meine Stiefel bringen!“ — — —

Er befand sich, wie seine Bequemlichkeit es erforderte, im Hausrock und in Schlaffschuhen. Rathlos lief er hin und her, — und während er die gewünschten Kleidungsstücke mit Hülfe des Dienstmädchens zusammensuchte, rang das junge Weib um

sein Kind allein mit dem Tode. Alle ihre Liebe und all ihr Herzeleid waren nicht stark genug: Der Tod blieb Sieger. Lautlos trug er die kleine, weiße Seele durch das Dunkel des Lebens zum ewigen Licht empor

„Laß doch mal sehen!“

Unbekohlen an seinem Ueberzieher knüpfend, den Hut über dem Kopf, stürzte der Professor an das Bettchen. Da erhob sich das junge Weib, den Knaben an der Brust, wo er verschieden war. „Hier! Er fürchtet sich nicht mehr vor Dir. Du kannst ihm Lebewohl sagen! Und weißt Du, warum er sterben mußte? Ihm fehlte Sonnenschein, — der Sonnenschein des Vaterherzens.“

Er prallte zurück vor dem bleichen Weibe mit der kleinen Leiche in den Armen, — vor der fürchterlichen Anklage, die in ihm ins Gesicht schleuderte. In die Seele getroffen, wandte er sich und wollte hinaus.

(Schluß folgt.)

Kachdruck verboten.

Bob und Dolly.

Eine Manövergeschichte von Alwin Kömer.

„Es dauert noch eine Viertelstunde, Heinrich!“ jagte Lieutenant Arno von Eschenborn, der soeben eine Unterredung mit dem Bahnhofs-Inspector gehabt hatte. „Zugverspätung! Wie gewöhnlich! Du glaube, Du gehst nun mit dem Kropfzeug beim Es ist hier so windig, und sie sind die Luft noch zu wenig gewöhnt! Bob, jaule nicht, dummes Vieh! Na, und dann sag' Deinem Vater nochmals, daß er die Alte ordentlich pflegt, damit sie uns nicht eingeht, nicht wahr? Es gibt auch ein Extra-Trinkgeld, wenn ich wiederkomme! Adieu, Pst, komm, gib Pötschen! Pst, sy! Was, Du willst beißen? Pstui, schäme Dich, kleines Scheusal! — Adieu, Heinrich!“

„Adjees, Herr Lieutenant!“ antwortete prompt der halb wüthige Burche, dessen Vater die Pflege der Hundefamilie bei Lieutenants übernommen hatte, so lange dieser im Manöver war. „Und ich will schon alles richtig besorgen. Da können Sie ruhig drüber sein!“

„Bin ich auch!“ erklärte Eschenborn und sah dem abziehenden Heinrich, der Bob und Dolly mit ein paar geschickten Griffen auf seine Arme postirt hatte, betnaß zärtlich nach.

Er war ein Hundennarr, wie Andere Pferdenarren waren. Und er konnte nicht einmal etwas dafür. Es war erbliche Belastung, wie die Narrheit so oft. Seine Mutter hatte eine ganze Sammlung, natürlich nur reine Racen, wie die alte Hundennarrheit das einmal zum ersten Geßel gemacht hat. Im schönsten Forterrier-Hündin aber hatte sie dem Sohn geschickt, als er sie Weihnachten überrascht hatte. Sie war ein Pracht-Exemplar, schön weiß und braun gefleckt, wie eine halbreife, wilde Kastanie, und tadellos ihr nachgerathen waren Bob und Dolly, ihre munteren Sprößlinge. Enthusiastisch hatte er seine Zeit das wichtige Ereigniß der Mutter gemeldet, und noch zu dem Ausbruch zum Manöver war er mit dem drolligen Korbblatt in ein photographisches Atelier gepilgert, um zum bevorstehenden Geburtstag der „lieben Alten daheim“ ein getreues Conterfet von sich und „seiner Familie“ abschenden zu können.

„Seine Familie!“ hatte der lange Hagenfeld sie genannt, als er sich einmal hinterlistig in den Stall eingeschlichen hatte und dort heimlich Zeuge von der zärtlichen Sorgfalt geworden war, mit der Eschenborn die Mutter und ihr kleines Pötschen pflegte. Und „seine Familie“ war seitdem im Casino und beim Anhang in jenen Wortschatz aufgenommen worden, aus dem man die allerliebsten, kleinen Redereien schöpfen kann, die im Unergründlichen niemals merkt, die er im Gegentheil arglos für bare Münze nimmt und gelegentlich ernsthaft und abgemessen, einem Impuls der Höflichkeit oder gar der Theilnahme folgend, dem erstanten Opferlamm gegenüber selbst anwendet, was natürlich den anderen ein unglaubliches Vergnügen bereitet.

„Seine Familie“ hatte damals nicht recht still gehalten. Bob hatte nach einem wüthenden Angriff auf das hölzerne Bein des Apparat-Stativs einen Plankenausschlag auf die Inzpressionsfläche des Photographen gemacht und nachher, als die Gesichtliche endlich so weit war, wo es „Bitte, jetzt recht freundlich“ heißt, durch ein fortgesetztes Knurren und Schwanzwedeln den künstlerischen Werth der Aufnahme sehr in Frage gestellt. Im zweiten Manöver-Quartier war auch schon eine Karte vom Photographen eingetroffen, nach der eine neue Sitzung unbedingt erforderlich sei. Und so hatte denn Lieutenant von Eschenborn, zu jedem Opfer für „seine Familie“ bereit, den ersten Ruhetag benutzt und war in die Garnison gefahren, obwohl sie nicht gerade in der Nähe von dem alten Nest gelegen hatten.

Wie Eschenborn jetzt den Blick von Bob und Dolly läßt, gewahrte er zu seinem Entsetzen die drei Lächler des Rentiers-Mühlendrehers, reiche, aber süßlich kokette Geschöpfe, die es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatten, harmlosen kleinen Lieutenants eine gleichende Fessel von buttergelbem Ducaten-Geld um den vierten Finger der linken und möglichst bald darnach der rechten Hand zu legen.

„Rette sich, wer kann!“ flüsterte er und schob sich eilig in den Wart-Raum, den schlechten Cognac, der dort zu haben war, immer noch als eine Wohlthat betrachtend, wenn er sich durch diesen „Genuß“ um die Mühlendrehers drücken konnte.

Und richtig, es gelang ihm, ihnen zu entweichen. Wie der Zug endlich einfuhr, feuerte er zielbewußt auf ein Coupee zweiter Güte los, öffnete, ohne sich lange nach einem Schauer umzusehen, und verschwand im Handumdrehen von der bunten Bildsäule des Sedenheimer Bahnhofs.

„Bitte tausendmal um Verzeihung!“ stotterte er zunächst mit einer höflichen Verbeugung nach der jungen, anmuthigen Dame hin, der er bei seiner eiligen „Verpackung“ beschämender Weise auf den Fuß getreten hatte.

„O, bitte,“ entgegnete diese mit jenem leisen Lächeln der Wollust, das einen so sympathisch berührt, wenn man mal eine Dummheit begangen hat und auf irgend eine Spitzfindigkeit gefaßt ist.

„Nettes Mädel!“ dachte daraufhin Eschenborn. „Und was sie für hübsche Zähne hat!“

Natürlich wurde sie roth, als er sie musterte. Das aber war ihm wieder fatal. Und da er zugleich mit dem schönen Gefühl gesättigter Schadenfreude an die Mühlendrehers denken mußte, so wandte er sich ans Fenster, um während der kleinen Verlegenheitspause zu sehen, wo die „drei Grazien herumwimmeln“ . . .

„Doch der Mensch verjuche die Götter nicht. Und begehrte nimmer und nimmer zu schauen...“

„Ja, als er seinen blonden Plüschkopf, der unterhalb der Helmlinie von der Wandersperre schon ganz tüchtig gefaßt worden war, heraufsteckte, stolzierten die drei in Begleitung des nicht gerade glücklich dreinschauenden Assessors Winter am Coupée vorüber, sodas er ihnen, wie ein dummes Krammetz-vogel dem Jäger, direct ins Garn gegangen war.“

„Ah, da sind Sie ja doch, Herr von Eschenborn!“ sagte freudig bewegt und mit einem ausgezeichnet funktionierenden Augenaußschlag Podovica, die älteste. „Schweester Anni meinte, es könne gar nicht möglich sein. Wir mühten uns geirrt haben, weil doch jetzt im Manöver...“

„Ich wollte, Ihr hättet Euch geirrt!“ dachte Arno; aber mit dem guten Humor, den das Bewußtsein einer unaufschieb-lichen, baldigen Abfahrt aufkeimend läßt, antwortete er: „Konnte es nicht ausschalten da draußen in den Iden Nestern! Hatte Heimweh nach unserem lieben Sedenheim!“

„Wahrschäftig?“ fragte Anni verzückt.

„Haben natürlich Ihre Familie besucht?“ erkundigte sich der Assessor.

„War sozusagen Hauptzweck!“ erklärte der Lieutenant.

„Haben uns alle zusammen photographieren lassen!“

„Für Ihre Frau Mutter natürlich!“ sagte Winter, der die Hundeliebhaberei der alten Dame kannte.

„Stimmt!“

„Wird sich riesig freuen, tagiere ich! Bitte übrigens, mich zu empfehlen!“

„Hat denn der Bob auch stillgehalten?“ fragte Lucie, die jüngste der Mühlenbrecherer.

„Diesmal ja! War nämlich zweite Aufnahme!“

„Ach, er ist ein reizender Kerl, der Bob!“

„Wir ist Dolly noch lieber!“ stützte Podovica. „Dolly ist viel sanfter und hat so schöne, braune Kehlangen!“

„Wir sind beide gleich lieb!“ entschied sich Anni. „Wenn Sie gefähren, hole ich sie öfter ab und gehe mit ihnen spazieren! Darf ich, Herr von Eschenborn?“

„Um — Das müssen Sie mit der Mama abmachen!“ gab der Lieutenant, von dieser unverkündeten Attaque ganz ver- bappt, Auskunft. „Wenn die sie Ihnen läßt?“

„O, mit der will ich schon fertig werden. Ist sie denn wieder woblau?“

„So recht noch nicht, aber ich denke...“

„Glücklicher Weise hatte der Zugführer jetzt ein Einsehen und gab das Signal zur Abfahrt.“

„Adieu, meine Damen!“ winkte Eschenborn. „Adieu, Winterchen!“

„Biel Vergnügen im Manöver!“ schrien die Drei. Und Lucie fragte nach, denn das war ihre Domäne: „Soll ich Dolly führen? Und den unartigen Bob? Und ihm ausdrücken, daß er sich gründlich bessern soll?“

„Na natürlich! Wenn ich bitten darf!“ rief der Lieutenant in unerkennbarer Freude, die sich die Grazien als die Folge ihrer Anteilnahme an „seiner Familie“ auslegten, während sie in Wahrheit der Befriedigung entströmte, die drei langen Hüpfentzügen jetzt immer kleiner und kleiner werden zu sehen, als sie schließlich bei einer Schienenbiegung sammt dem gutmüthigen Assessor verschwunden sein würden.

Er kostete den Genuß aus und zog dann das Fenster herauf.

„Wenn es Ihnen recht ist, gnädiges Fräulein, lasse ich eine Handbreit offen!“ sagte er mit respektvoller Freundlichkeit.

„Bitte sehr!“ entgegnete sie lächelnd und ein wenig roth werdend.

„Es ist wieder ziemlich heiß heute!“

„O ja!“

Dann schwiegen sie eine Weile, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, die sich selbstverständlich der Beurtheilung des Reise-gefahren gewidmet hatten, bis die junge Dame auf den Ein- fall kam, irgend eine Verlegenheitshäkelerei ihrem Handtäschchen zu entnehmen, das über ihr im Nege schaukelte.

Natürlich war Arno sofort dabei, ihr zu helfen, als sie seine machte, sich darnach zu reden.

„Gnädiges Fräulein gestalten doch?“ sagte er und hatte die Tasche auch schon herunter.

„Sie sind zu gültig!“ stotterte sie. Es war der erste Lieuten- ant, der ihr so direct den Lebensweg kreuzte, und sie hatte sich diese Halbgötter nicht halb so nett vorgeföhlt. Ob sie alle so lieb und brav waren, wie dieser, der so gar nichts von einem Don Juan an sich hatte? Denn bisher hatte sie nichts anderes gewohnt, als daß sie alle fürstbar leichtfertige Patrone in Sachen der Liebe seien. Aus Romanen natürlich. Aber dieser war ja ein pärtlicher Vater, der aus dem Manöver heimfuhr, um sich mit seinen Kindern photographieren zu lassen und wohl nicht zuletzt der geliebten Gattin die freudige Ueberraschung eines un- erwarteten Wiedersehens zu bereiten! Und dabei war er noch so jung! Kaum fünfundzwanzig tagierte sie! Sicher war er eine Ausnahme!

Sie streifte ihn mit einem scheuen Blick und erröthete wieder, wie sie dabei seinen Augen begegnete. Ihr war zu Muthe, als hätte er ihr die eben gehegten Gedanken von der Stirn gelesen. Und dabei sollte sie häkeln! Der Schwankungen des Wagens gar nicht zu gedenken!

„Es geht nicht, gnädiges Fräulein!“ lächelte er. „Geben Sie den Versuch auf und widmen Sie sich lieber der Land- schaft! Sehen Sie 'mal, wie dort drüben schon der Herbst seine Farben aufgetragen hat! Sieht der Waldbrand, in dieser Be- leuchtung noch dazu, nicht ganz köstlich aus?“

„Wunderbar!“ bestätigte sie und ließ das Häkelzeug sinken.

„Haben Sie's fort, mein liebes Fräulein!“ bat er.

„Gern!“ antwortete sie, den Blick noch unverwandt auf dem Landschaftsbilde.

„Aber nennen Sie mich, bitte, doch nicht Fräulein.“ Dabei wurde sie abermals roth, sehr zu ihrem Aerger, weil es ihr gänzlich vorlam und sie hätte so gerne recht wegwandert und würdig dageessen. „Ich bin auch schon verheiratet!“

„Auch schon?“ dachte Arno verdußt. „Was soll denn das heißen?“

„Wahrschäftig?“ fragte er dann, nur um überhaupt etwas zu sagen.

„Jawohl!“ nickte sie, sich fühlend. „Mein Mann ist Ober- Steuer-Inspector in Trimbürg!“

„Na nu nee!“ plappte er heraus, starr vor Staunen.

„Doch, doch!“ lächelte sie vergnügt. „Und denken Sie nur, wie merkwürdig: Unser Töchterchen heißt auch Dolly!“

„Jetzt wird's Tag!“ constatirte der Lieutenant innerlich.

„Sie hält meine Dolly für ein Mädel und den Bob natürlich

für einen Buben! Alle Donnerwetter! Darum ist sie auch so zuthunlich und nett zu mir! Wir sind ja beide verheirathet, denkt sie, das kann nicht gefährlich werden! Einfach schenlich! Aber soll ich ihr nun sagen, daß ich meine Hunde so tausche, wie eine christliche Beamtenfamilie ihre Kinderchen? Ne, die Kränkung kann ich ihr nicht ant thun. Ich siele ja wohl auch um neunundneunzig Procent im Werthe, wenn ich das laut werden ließe. Adoptiren wir also auf die paar Stunden die Viecher und lassen uns als zärtlichen Gatten und Vater bewundern! Herrgott, wenn das Hagenfeld sähe, was mir da die Mühlen- brecherer wieder eingebrockt haben! Der würde sich rollen vor Vergnügen! Na, schließlich ist's 'mal was anderes! Also los!“

„Ich habe nämlich vorhin eins und das andere gehört, was Sie sich auf dem Bahnhof erzählt haben! Ohne es zu wollen! Daher weiß ich...“ gestand das hübsche, junge Fräulein.

„Aber ich bitte sehr, gnädige Frau,“ unterbrach er sie. „Das fehlte noch, daß Sie sich entschuldigten. Wie alt ist denn Ihr Töchterchen?“

„Sechs Monate! Und das Ihre?“

„Ebenso viel Wochen!“ stotterte er. Und wahrhaftig, nun wurde er auch roth. Ganz deutlich fühlte er, wie ihm das Blut in den Wangen emporstieg bis in die blonden Plüschstoppeln. Aber es war auch zu dumm, dieses Mißverständnis, das er da sanctionirt hatte!

„Und Bob?“ fragte sie gespannt.

„Ebenso alt!“ entfuhr es ihm.

„Ah, also Zwillinge!“ sagte sie wichtig. „Und beide munter?“

„Wie die Fische im Wasser!“ entgegnete er, heiß werdend.

„Unsere Dolly wiegt jetzt zwölf Pfund!“ bemerkte sie nun, offenbar stolz auf diese Thatfache.

„Ah...“

„Und Ihre Kleinen?“

„Ich weiß nicht!“ antwortete er nachdenklich. „Aber so viel lange nicht!“

„Das wäre auch zuviel verlangt! Aber wiegen Sie denn die Kinderchen nie?“

„Nein!“ sagte er bestimmt und schüttelte zur Bekräftigung das Haupt dazu.

„Das sollten Sie aber doch thun. Sie wissen ja dann gar nicht, ob sie zunehmen oder nicht!“

„O doch,“ sagte er darauf. „Das hat man so im Griff!“

„Wirklich?“ fragte sie bewundernd. „Mein Mann hätte keine Ahnung!“

„Ja ja,“ meinte er lustig, „so sind wir! Uebrigens, wie sind Sie auf den Namen gekommen, gnädige Frau?“

„Es ist doch eine Abkürzung von Dorothea!“ gab sie Aus- kunft, verwundert, gerade von ihm darnach gefragt zu werden, der doch selbst sein Töchterchen so genannt hatte. „Die Schweiter meiner Freundin ist ihre Patzin, und die wird auch Dolly ge- rufen. Die Schweitern sind nämlich lange in England gewesen, wo Dolly Mode ist!“

„Ganz recht!“ nickte er, obwohl er keine Ahnung davon hatte.

„Nach wem heißt denn Ihre Kleine?“

„Nach einer Tante!“ log der Lieutenant.

„Gewiß auch eine Engländerin?“

„Freilich! Die ganze Familie stammt ja aus England!“

„So! Ihre Frau Gemahlin ist also auch dabei?“

„Meine Frau Gemah... ah so, ja, ja, natürlich! Sie ist auch aus England!“

„Darum rufen Sie auch den anderen: Bob! Das ist doch eigentlich Robert, nicht?“

„Sehr richtig!“ sagte er und lenkte das Gespräch ge- schickt auf andere englische Dinge, die sich in Deutschland eingebürgert hatten, vom Lawn-Tennis bis zur Worcester Sauce, sodas die junge Mutter nicht wieder Gelegenheit hatte, nach seinen Babies zu fragen, bis ihre Station erreicht war. Aber als sie ausstieg und ihr Gepäck von ihm in Empfang nahm, konnte sie sich doch nicht enthalten, den Erwägungen Ausdruck zu geben, die ihr während seiner Ruder- und Segelgeschichten öfter durchs Gehirn gefahren waren. „Geben Sie Ihrem Pärchen Gedeihen!“ meinte sie herzlich, wobei sich der Schalk ehrlich schämte. „Aber ich würde sie doch ab und zu wiegen! Das mit dem Griff kann doch leicht trügen!“

„Ich werde eine Wage anschaffen!“ gelobte er, um das Thema nicht noch weiterzuspinnen zu hören.

Darauf nahm sie befriedigt Abschied und wandte sich ihrem Eheherrn zu, der jenseit des Bahnhofsgegitters ihrer schon in Un- geduld harrete, als sparsamer Hausvater aber keine Bahnsteig- larte gelöst hatte.

Lächelnd sah ihnen Eschenborn nach, wie sie Arm in Arm die Birnbaum-Allee nach dem Dorfe hinüberschritten, er mit ihrem hübschen Handgepäck beladen, eifrig auf sie einsprechend, als wäre sie statt der zwei Tage ebensoviele Jahre fortgewesen. Sie hatten sich wirklich ganz gewaltig viel zu erzählen, weil sie wohl noch ebenso in einander verliebt waren, wie damals in der Brautzeit.

„Jetzt wird er ihr berichten, wie Dolly sich geföhrt hat wäh- rend der langen, langen Trennung!“ dachte er und seufzte, während der Zug sich wieder in Bewegung setzte. „Ach ja, so eine kleine, süße Frau, die einen recht von Herzen lieb hat, ist entschieden eine sabelhafte nette Sache! Wie gut muß diesem langen Oberschnüßler der Morgen-Kaffee schmecken, wenn dieses liebe Mäuschen ihm dabei gegenüber sitzt! Oh, — und wenn man Mittags aus dem Dienst kommt, und oben am Erkerfenster steht so ein schlautes, süßes Ding und winkt mit dem Taschentuch und lächelt einem entgegen wie lauter Frühlingssonne: muß bei Gott 'ne verdammte angenehme Gesichtscheit sein! — Aber wer garantirt einem denn, ob man so eine auch wirklich er- wischt? Die Sonne läßt sich nicht fangen! Das weiß man doch, wenn man nicht gerade ein Schildaer Stadtkind ist!“

Und nun ließ er, während die Wagenräder ihm in unend- lichen Wiederholungen, „Du fängst sie nicht! Du fängst sie nicht!“ höhnisch in die Ohren zu summen schienen, alle jungen Damen seiner Bekanntschaft in Gedanken Revue passiren: aber es war wirklich keine darunter, die ihn wie ein ruhiger, selig lächelnder Mattag angemüthet hätte. Schwüle Augusttage glitten ver- schiedentlich an ihm vorüber, auch manch launische Aprilkinder: doch die einzige Eine, die bei ihm im Erker stehen sollte, um ihm eine heimliche Kuffhand zuzuwerfen, wenn er sattgeärgert vom Exercirplatz käme, wollte sich nicht zeigen. Ob sie über- haupt existirte?

„Nee!“ berichtete Rübecke. „Es ist alles in Schid!“

„Pferde in Ordnung?“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant! Zampa ist sehr gut wieder in Gang. Der kleine Robert hat ihm heute Nachmittag Zucker gegeben; den hat er wie 'n Lamm genommen!“

„Wer ist der kleine Robert?“

„Der Sohn von dem Herrn Amtsrath! Sie nennen ihn immer Bob! Aber das ist doch 'n Hundename! Und Robert ist er auch getauft!“

„Du hast doch nicht etwa erzählt, daß unsere Hunde —?“ fragte unangenehm berührt der Lieutenant.

„Bloß dem Robert selbst!“ meinte Rübecke.

„Du bist ein Esel! Wenn Du so etwas merkst, mußt Du doch den Mund halten! Bob ist ganz dasselbe wie Robert, bloß 'n kleineres Kalber! In England nämlich, bei uns ja nicht!“

Rübecke sah sehr betrübt aus. Seine Kenntniß der neueren Sprachen beschränkte sich auf couchoz! allez! und einige andere Hunde-Imperative. Warum hatte sein Herr und Gebieter ihm nicht schon früher Aufklärung über diese Zweiselligkeit gegeben? Aber das hielt ihn doch nicht ab, sich nach dem Befinden der „Familie“ zu erkundigen.

„Sind denn die kleinen Kacker mobil?“ fragte er, und sein biederer Antlitz strahlte, als ihm Eschenborn, offenbar erfreut über seine Theilnahme, freundlich Auskunft gab.

Glücklicher Weise marschirte das Regiment schon am anderen Morgen weiter, sodas eine Erörterung über die beiden Bobs nicht wieder aufgenommen wurde. Der Lieutenant aber hatte doch einmal flüchtig den Gedanken, ob es nicht besser sei, die beiden kleinen Klaffer umzutauschen. Während der Aufregungen des Manöverdienstes versank jedoch diese brave Anwendung alsbald tief in das Meer der Vergessenheit. Auch ein anderes Ereigniß, das ihm das Herz festjam erregt hatte und den Kopf mit allerlei krausen Träumereien füllte, trug dazu bei. Eines Vormittages, während er mit einem Zug Husaren als Deckung für einen Infanterie-Vorstoß hinter einer waldbewachsenen An- höhe gehalten, war ein Trupp Schlachtenbummler erschienen und hatte sich hinter ihm weg auf die Anhöhe postiren wollen. Er hatte das für unzulässig gehalten und mit einigen kurzen Worten Weisung gegeben, die Gesellschaft an ihrem Vorhaben zu verhindern. Aber da hatte ihn ein Blick aus Mäddenaugen getroffen, sonniger Schalkheit voll. Stumme Bitten, drohliche Entrüstung, überhattet von mädchenhafter Scham, hatte er aus diesen großen, süßen Kinderaugen zu lesen vermeint und sich von dem geheimnißvollen Zauber schließlich bezwingen lassen.

„Wenn Sie dort oben bleiben wollen, meine Herrschaften, und sich nicht aus dem Gehölz hinausgeben, so bitte ich höf- lichst: Der Weg ist frei!“

Ah, wie dankbar hatte es darauf in den lieben Augen aufgeblitzt! Was für ein holdes Lächeln hatte den schmalen, schöngeschnittenen Mund umspielt! Und wie elastisch war dann die schlanke Gestalt den schmalen Pfad zu der Anhöhe empor- gekommen! Wie eine Waldbese, deren Füße den Boden gar nicht berühren!

Gott sei Dank hatte Unteroffizier Winkelmann während dieser seiner wenig dienstlichen Gedanken das Operationsfeld beobachtet und konnte ihn gerade noch früh genug auf eine feindliche Bewegung aufmerksam machen, die ihn zum Vor- rücken verpflichtete. Ein paar Minuten später wäre der richtige Augenblick versäumt und ihm eine gewaltige Kasse wohl ziem- lich sicher gewesen. Das schöne Mädchen mit den dunkeln Augensternen war freilich nicht mehr zu finden, als er eine halbe Stunde später über die Anhöhe sprengte, von der heim- lichen Hoffnung befeelt, sie noch einmal zu sehen. Ein paar Offiziers-Burschen, die am Fuße der Anhöhe mit den Pferden ihrer Vorgesetzten hielten, gaben ihm Auskunft, daß die Herr- schaften vor etlichen Minuten nach dem Fußwege hinüber auf- gebrochen seien, wo ein paar Landauer auf sie gewartet hätten.

Recht enttäuscht sprengte Arno darauf seiner Schwadron wieder zu. Gerade der Umstand, die ihm auf den ersten Blick so sympathische Erscheinung nicht wieder angetroffen zu haben, bewirkte es, daß seine Gedanken sich nur noch eigenmächtiger mit ihr beschäftigten. Und daß er nicht einmal wußte, wer sie war, machte ihn um so melancholischer. Vielleicht war das jaust die gewesen, nach der er sich unlängst in der Eisenbahn so gesehnt hatte! Wenn ihm solche Augen vom Erker seines Hauses her einmal zunicken würden, hätte er wohl Ursache, sich glücklich zu schäpen! Ach, und wer konnte wissen, ob ihm diese Augen je wieder im Leben begegneten! Er war eben in solchen Dingen ein rechter Unglücksrabe!...

Das Herz stand ihm still vor wonnigem Schreck und schlug ihm dann fast beängstigend bis unter die enge Halsbinde hin- auf, als er am anderen Mittag mit seinem Zug neue Quartiere bezog und auf einem verwitterten Stein-Balkon des grauen Gutgebäudes, das ein bißchen abseits von den übrigen Quar- tieren seines Regiments lag, ein paar junge Damen mit wehen- den Tüchern ihnen „Willkommen“ zuwinken sah, von denen die eine, jüngere, ihn mit den bethörend schönen Augen, die ihn auch in den Träumen der letzten Nacht nicht verlassen hatten, anblickte. Ein inniges Gefühl von Dankbarkeit gegen die Vorsehung, mit der er es doch noch nicht ganz verborgen haben konnte, wallte in ihm auf. So geschah also doch noch Zeichen und Wunder auf diesem langweiligen Erdball? Ent- zückt grüßte er hinauf zu den gastlichen Hüterinnen des grauen Heimwesens, sprang hurtig vom Pferde, gab seine letzten An- weisungen für die Mannschaften und folgte dann erwartungs- voll einem alten Diener, der ihm zunächst ein paar Zimmer überwies und nach kurzer Toilette in den Salon führte, wo ihn die Hausfrau mit bezaubernder Lebenswürdigkeit empfing.

„Wie nett, daß man unseren kleinen Wunsch noch in letzter Minute berücksichtigt hat!“ sagte sie. Sein Antlitz drückte natürlich ein ungeheucheltes Erstaunen aus, da er keine Ahnung hatte, was die schöne Hausfrau mit diesen Worten meinen konnte.

„Wir haben uns nämlich gestern, nachdem Sie uns in so ritterlicher Weise zu einem wohl eigentlich für das Publikum nicht bestimmten Aussichtspunkt verhalten, bei den Offiziers-Burschen, die wir nachher trafen, nach Ihrem Namen erkundigt und gleich bei unserer Rückkunft gebeten, daß man uns, wenn mög- lich, den Herrn von Eschenborn nach Kleinfobersiedt senden möchte. Und siehe da, unsere Bitte hat Erbhörung gefunden. Also herzlich willkommen auf Kleinfobersiedt, Herr von Eschen- born! Mein Gatte hält noch einen Umritt, ist aber in einer halben Stunde sicher auch da. Er erwartete sie nicht vor zwei Uhr! Sind Ihnen Ihre Zimmer recht? Oder wünschen Sie —“

„Aber, gnädige Frau,“ stotterte Arno, ganz überwältigt von so viel Glück, „wie im Paradiese komme ich mir vor...“

„Nichts vorgefallen, Rübecke?“ fragte er den Burschen, der ihn an der kleinen Station erwartete.

„Na, wenn's im Paradiese nicht lieblicher ausgesehen hat, als auf unserem grauen Gutschhof, dann haben unsere nachsichtigen Stammeltern damals nicht gerade viel verloren!“

„Sagen Sie das nicht, gnädige Frau!“ erwiderte er eifrig. „Herrlicher kann es im Paradiese auch nicht gewesen sein...“

„Wenn's Ihnen Vergnügen macht, Herr von Eschenborn, so streiten Sie sich darüber mit meiner Schwester herum, die immer behauptet, Kleinkoberstedt wäre das gräßlichste alte Euleneest, das ihr je vorgekommen wäre! Habe ich recht?“

Und damit wandte sie sich dem eben eintretenden Mädchen zu, das mit einer leisen Verlegenheit kämpfend, anmuthig erröthete und mit niedergeschlagenen Augen näher kam.

„Herr von Eschenborn — meine Schwester: Dora Malden! Entschuldigen Sie mich, bitte, auf ein paar Minuten. Ich habe nämlich noch Hausfrauen-Pflichten!“

So blieb er mit ihr allein, die es ihm gestern auf den ersten Blick angethan hatte. Aber das Herz war ihm so voll, daß er zunächst nicht vermochte, die gleichgültigen Dinge, die sich Menschen bei einer ersten Begegnung zu erzählen pflegen, über die Lippen zu bringen. Und da auch sie nicht wußte, worüber sie mit diesem stolzen und eleganten Husaren-Offizier wohl plaudern könnte, entstand eine artige kleine Verlegenheitspause, die doch keinem von beiden peinlich wurde, weil sie doch gegenseitig großes Wohlgefallen an einander hatten, wenn das bei ihr auch noch unter der Schwelle des Bewußtseins schlummerte.

Lange dauerte es aber nicht, so bewahrheitete sich die alte Erfahrung wieder, daß Leute, die gut mit einander zu schwoigen wissen, auch die schönsten Gespräche zu führen vermögen, wenn sie nur erst einmal den Anfang finden.

„Mit Ihnen wirklich dieser idyllische alte Schloßbau mit seiner herrlichen Umgebung so zuwider?“ hatte er gefragt.

„Nur mitunter, wenn mich die Sehnsucht nach... nach... ja, ich weiß nicht, was, packt!“ hatte sie lächelnd erwidert und ihre großen, tiefen, unschuldigen Augen dazu aufgeschlagen, in deren klarem Grunde auch nicht ein Hauch von coquetter Absicht schimmerte. Und dann hatte sie ihm erzählt von den köstlichen Wanderungen in den feierlich stillen Buchenwäldern, die sie so gern unternahm, von dem fröhlichen Treiben bei der Waldbeeren-Ernte, von der verzeichneten Einsamkeit des Winters, wo sie Jenseit und Storm gelesen, nicht zu vergessen den Meister Raabe, der so alte Meister wie Kleinkoberstedt mit geradezu spukhafter Treue zu zeichnen im Stande sei. Und immer lebendiger und jauchzender war die leise, leise Stimme in seiner Seele geworden, die ihm schon gestern ganz heimlich zugerufen hatte: „Das ist sie! Die oder keine!“

Wie verzaubert kam er sich vor, und ganz verträumt führte er beim Mittagessen die leere Gabel mehr als einmal an den Mund, sodasß ihn der Hausherr, der sonst sein Freund vom Nöthigen war, schließlich doch fragte, ob ihm der Braten in dieser Art nicht zusage.

Natürlich war er roth dabei geworden, weil er glaubte, der noch etwas zugeknöpfte Gutsbesitzer sehe ihm seine ver liebten Gedanken von der Stirne leuchten, und hatte nun, um sich und die Hausfrau zu rehabilitiren, einen wahren Vernichtungskampf gegen die Bratenschnitzel eröffnet, was ihm nach den Strapazen des Vormittags übrigens ganz gut bekam.

(Schluß folgt.)

Parforce-Jagd.

Nach dem Gemälde von Hans W. Schmidt. Siehe Seite 157.

Parforce-Jagden werden in Deutschland nur noch sehr selten abgehalten, auf Füchse wohl gar nicht mehr; man thut Meinetz nicht die Ehre an, sich seinetwegen in den rothen Jack zu werfen und Pferde und Hunde abzuhetzen. Dagegen ist bei uns die „Schnitzeljagd“ sehr beliebt; der Fuchs braucht hierbei sein Fell nicht zu Markte zu tragen, er wird vielmehr durch ein gut berittenes Mitglied der Gesellschaft dargestellt, und nur seine Ruthe dient dazu, den Betreffenden zu kennzeichnen. Nachdem „der Fuchs“ eine Viertelstunde Vorsprung hatte, und durch weggeworfene, weiße Papierfingern seine Spur bezeichnete, machen sich die Hefreiter auf, ihn zu verfolgen. Es gelingt auch immer, diesen Fuchs zu fangen, und er macht sogar ein sehr freundliches Gesicht dazu, wenn dies durch eine schöne Reiterin geschieht! — Wer die „Schnitzeljagd“ erfunden hat? — Französische Offiziere! — Es war kurz vor Beendigung des Arimkriege, die Feindseligkeiten waren eingestellt, und die Offiziere hatten Langeweile. Da wurden nicht nur Bälle (ohne Damen), Theater-Vorstellungen und andere Festlichkeiten, sondern auch Parforce-Jagden veranstaltet, und da vermuthlich auch englische Offiziere beteiligt waren, die, wenn sie das Wort „Jagd“ aussprechen hören, an nichts weiter denken, als an den Fuchs, dessen Verfolgung zu Pferde in ihrem Vaterlande zu den Haupt-Passionen des Adels gehört, so beschloß man, eine Fuchsjagd in Scene zu setzen. Das war aber leichter gesagt als gethan, man hatte keine Meute, viel weniger einen Fuchs, denn Meister Meinetz fehlt in jenen Gegenden gänzlich. Damals wußten sich die Franzosen eher zu helfen als heutzutage, sie erfanden einfach die Schnitzeljagd.

In England und Irland sind die Parforce-Jagden auf Füchse jetzt noch ein Lieblingsvergnügen der vornehmen Welt; ob sie ein ideales Jagd-Vergnügen sind, wollen wir dahin-

gestellt sein lassen; wir meinen, man sollte dem frechen Räuber mit Pulver und Blei zu Leibe gehen und ihn gänzlich ausröthen, anstatt ihn, wie es in England zu geschehen pflegt, zu schonen. Unserem Empfinden liegt auch die „Schnitzeljagd“ näher.

Unsere Kinder.



Lieber Onkel!

Hier schicke ich Dir mein gambor (Bild) mit Teng Sen und die Puzitape, das mußt Du auch malen in Mama sein Bilderbuch, wie die lain anak (anderen Kinder).

Gusti baniak suka Mama punia boeko (liebt Mama's Buch sehr), weil darin sind baniak (sehr viele) Tanten.

Weiter nichts. Dein Gusti.

Der kleine vierundneinhalbjährige Gusti hat seinem Vater das Vorstehende (halb Deutsch, halb Malayisch) dicit, vorher hatte er gebeten, von ihm ein solches Bild zu machen, wie von großen Leuten, und es uns zu schicken. Er liegt im Longchahr und befehlt die Illustrierte Frauen-Zeitung, sein Freund Teng Sen mit dem Fächer in der Hand leistet ihm Gesellschaft. Zu seinen Füßen liegt eine indische Knotenschwanz-Katze.

Nachdruck verboten.

Die Ausstellung nationaler Frauenarbeiten im Haag.

Von Anna von den Eken.

Wenn seit zwei Jahren gar mancherlei Bedenken gegen die von Frauen geplante und nur durch Frauenarbeit fundirte Ausstellung im Haag laut wurden, so hat doch die Eröffnung bewiesen, daß das sogenannte „schwache Geschlecht“ diesen Namen sehr mit Unrecht führt. Was das heißt, eine derartig reichhaltige Ausstellung zu arrangiren, welche Ansumme von Arbeit und Aufopferung solches Unternehmen erfordert, — das vermögen wohl nur Diejenigen zu beurtheilen, die selbst einmal einem Ausstellungs-Comité angehört! Nicht ein Vergnügen für die schaulustige Menge sollte es sein, — es galt vornehmlich, zu zeigen, was von Frauen bisher erreicht wurde, den Gründern nachzuspüren, warum Frauenarbeit schlechter bezahlt und geachtet wurde als die der Männer, Wege zur Verbesserung der bestehenden Zustände zu finden, das Arbeitsfeld der Frau nach Kräften zu erweitern und lohnender zu gestalten. Zu diesem Zwecke wurde mit der Ausstellung ein Congreß verbunden, auf welchem das Ergebnis fünfjähriger Forschungen des Comité's sowohl, als auch die Erfahrungen langjähriger Arbeiterinnen der verschiedenen Gebiete des Frauenerwerbes, durch öffentliche Vorträge bekannt gegeben werden sollten. Wie umfangreich dieses Programm ist, beweist ein Auszug aus demselben, der auch für deutsche Frauen von größtem Interesse sein dürfte.

Wir finden da: Fachunterricht für Frauen, Industrielehren, Ueber die Pflichten von Müttern und Erzieherinnen, Volkssport, Diensthöten-Congreß, Wohnungs-Hygiene, Kranken- und Armenpflege. Ferner über die verschiedenen Berufsarten: Pharmazie (es giebt in den Niederlanden 1200 weibliche Apotheker, von denen viele den Chef vollständig vertreten), Medizin, Gartenbau, Bienenzucht, Zahnheilkunde, Photographie u. s. f.

Der Raum gestattet es nicht, mich näher mit dem Einen oder Andern zu beschäftigen und aus diesen sehr interessanten Vorträgen Auszüge zu bringen. Nur einige Worte von Marie Jungius möchte ich hier anführen, sie lauten: „Unsere Ausstellung soll ein großes, für alle sichtbares Bild sein, welches die Lektionen eines halben Jahrhunderts illustriert, damit die Menschen unsere Absichten besser begreifen. Wir würden so gerne alle Frauen arbeiten lehren, wir wollen ihnen zeigen, wie so unendlich viel durch Ueberlastete verrichtet wird, wie sie diese entlasten könnten, und wie viel noch zu thun ist, um das Wohl des Volkes zu heben.“

Die Illustration dieser Worte finden wir über einer Thür: Auf der einen Seite ein Schild, welches das „Arbeitsmaterial“ eines modernen jungen Dame, Fächer, Kasket, Stiftenbuch u. s. w. zeigt; auf der andern Seite eine lange Reihe von Namen derjenigen Vereine, die zum Wohle der Kranken, Armen, Arbeitslosen wirken! — Gleichgültig, spottlustig, neugierig kamen so Manche in diese der Arbeit geweihten Räume, — ernst und nachdenklich gingen sie heim.

Treten wir ein in den großen Industriehaal, da umfängt uns die „Rust der Arbeit“, ein Surren, Summen, Klappern, Schnauben, Rischen, da drehen sich Räder, arbeiten Maschinen, die treuen Vorfahren der Menschen. Und überall fleißige Hände, zufriedene Gesichter, sauber gekleidete Frauen und Mädchen, welche die Maschinen bedienen, nur da, wo es notwendig ist, von Männern unterstützt. Da giebt es Wand- und Teppich-Webereien, Buchdruckerei, Typographie, Polymenterie-Fabrikation. Da sitzt eine Diamantschleiferin, die Einzige in ganz Europa, bei ihrem mühevollen Werk, und erregt die größte Interesse des Publicums, ebenso die Bijouterie-Fabrik, — diese beiden haben bei einem großen Theile der weiblichen Zuschauer viel mehr Aufmerksamkeit als die Butter und Käsebereitung!

Und dann die Handarbeiten, eine Menge von gestrichten, gestickten und gebildeten Dingen, die so viel Zeit und Mühe beanspruchen und so schlecht bezahlt werden.

Die Abtheilung „Kleider-Reformen für Frauen“ erregte viel Aufmerksamkeit, eben die der Schlaf- und Kinderzimmer-Einrichtung, sowie die Abtheilung für Pharmazie und Hygiene.

Unser größtes Interesse nimmt der Stand der Arbeiterinnen in Anspruch; aber schließlich werden wir nicht gestimmt durch das, was wir erblicken. Ein großes Bild von Thorn Bridler fällt uns in die Augen, — eine Frauengehalt, die tiefgebückt unter einer schweren Last geht. Da liegen auf Tischen Kleidungsstücke, und daneben ist der Platz angegeben, den eine Näherin dafür empfängt. Fünf Pfennig für eine Schürze, eine Arbeitsjacke für Männer dreizehn Pfennig, dafür muß die Arbeiterin das Garn liefern, den Stoff schneiden und auch die Knopflöcher machen! Ein hübsches, mit Langquart verziertes Nachtleid zweieinundvierzig Pfennig, der Ladengeld ist fünf Mark fünfzig Pfennig! Ist es Mitleid mit den Armen oder Jörn gegen den Brodherren, der uns die Kette zerschneidet — theilweise wohl, schlimmer aber drückt das Bewußtsein, daß wir Frauen viel Schuld an diesem Elend haben, indem wir wenig als möglich für sauber gearbeitete Wäsche und Kleider zahlen wollen.

Daß es an den vielerlei Gegenständen, mit Stickeren, Malen, Holzbrand und Lederchnitt verziert, die wir zur Ausschmückung unserer Wohnungen lieben, nicht fehlte, brauche ich wohl nicht zu versichern. Einzelnes zu beschreiben würde zu weit führen. Für die Ausstellung „Kunst“ galt keine freie Einlassung, sondern es waren die besten Künstlerinnen Niederlands zur Theilnehmung eingeladen. Ob man Recht daran gethan hat? — Ich weiß, wie manches Talent da noch im Verborgenen blüht!

Zum Schluß führe ich die Leserinnen auf ein neues Terrain unter freiem Himmel. Hohe Palmen säulen im Sommerwinde, durch grüne Wiesen schlängelt sich ein schönsonderbare, fremdartig dreinschauende Häuschen und Brunnenslugen zwischen tropischen Bäumen und Sträuchern hervor, und seltsame, weiche, klagende Töne schallen uns entgegen, — wir sind in „Anjulinde“, mitten unter den Eingeborenen von Sumatra, Java und Borneo!

Schlante, braune Gesialten, mit Sarong und Slangenbelleidet, wiegen sich grazios nach dem Rhythmus der fremden Weisen im Tanz. Sie sind aus dem fernen Osten, die holländischen Colonien Indiens in den kalten Norden verpflanzt, um das Leben und Treiben dieser fernen Reichthümerhörigen zu illustriren. Wir sehen sie Reis stampfen, ihre Wänder weben und betiften (malen), wir sehen sie ihre landüblichen Gerichte bereiten, tanzen, fechten und Feste feiern. Sie leben ganz wie daheim und fühlen sich wohl hier, d. h. wenn die Sonne scheint!

Ende September wurde die Ausstellung geschlossen, und der Congreß fand zugleich sein Ende. Viele Samenförner sind ausgesiret, mögen sie auf fruchtbaren Boden fallen und die unendlichen Aähen derer lohnen, die ihre besten Kräfte diesem hoffentlich in jeder Beziehung segensreichem Unternehmen geweiht haben.

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Hest 21, I. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postverlandt fl. 1.56).

Berlin und Wien, 1. November 1898.

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postverlandt fl. 1.56). XXV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Seine goldene Zukunft.

Von Hans Wegner.

(Schluß.)

Der Rechtsanwalt sah der davongehenden nach. Es zuckte über sein Gesicht. „Frau Brunk,“ sagte er freundlich.

Sie drehte sich an der Thüre um.

„Kann ich Ihnen nicht doch vielleicht helfen?“

„Geben Sie mir meinen ehrlichen Namen zurück,“ antwortete sie klanglos.

„Keinen ehrlichen Namen!“

Sie mußte sich stützen, um nicht zu fallen.

„Nun bin ich die Frau eines Diebes.“

Die Anna Schneider die Frau eines Diebes.“

„Herr Rechtsanwalt,“ schrie sie plötzlich, „sagen Sie, daß es nicht wahr ist, sagen Sie, daß Sie nur — Scherz machen, — nein, nein, es ist ja kein Scherz, wie könnten Sie auch solchen Scherz machen!“

Er rückte ihr den Sessel näher; sie wankte und hielt sich nur mühsam aufrecht.

„Eines Diebes,“ murmelte sie, — „eines Diebes.“

Als wollte sie sich an den furchtbaren Klang des Wortes gewöhnen, sprach sie es vor sich hin.

„Liebe Frau Brunk,“ sagte er, „es ist ja schrecklich für Sie, aber ich konnte nicht anders handeln. Ich habe im ersten Jorn die Sache dem Staatsanwalt übergeben, und bei Unterschlagung, — da giebt es kein Zurück mehr. Jetzt ist es nicht mehr von mir abhängig. Sie werden sich vorstellen können, wie mich diese Sache empört hat. Nur Ihretwegen habe ich Ihren Mann behalten. Er war ein schlechter Arbeiter und saß mehr in der Schänke als im Bureau. Aber ich dachte: drück' ein Auge zu, — die arme Frau verdient was Besseres. Und nun geschieht das!“

Anna Brunk hatte nur Eins gehört. Sie hatte nur gehört: die Sache ist dem Staatsanwalt übergeben. Und wie ein Fieber jagte es an ihr vorüber: sie würden ihren Mann suchen, verhaften, ins Gefängniß schleppen. Sie würden ihn verurtheilen. In allen Zeitungen würde ihr Name stehen. Der Name Brunk von nun an unehrlich. Sie selbst die Frau eines Sträflings. Ihr Sohn der Sohn eines Sträflings —

„Barmherziger Gott!“ schrie sie auf. Und sie, die aufrecht mit ihrem Gott sprach und aufrecht zu jedem Menschen, sie warf sich mit einem Schrei dem Manne vor ihr zu Füßen.

„Erbarmen Sie Sich, Herr Rechtsanwalt, retten Sie uns, denken Sie an meinen Vater, den Sie kannten, denken Sie —“

„Aber Frau Brunk,“ rief er entsezt, als sie seine Kniee umklammerte, „so stehen Sie doch auf, Sie können doch hier nicht so liegen, Sie sind doch —“

„Lassen Sie mich!“ schrie sie, als er sie aufheben wollte, „lassen Sie mich liegen, treten Sie mich, es sieht's keiner, aber retten Sie uns!“

„Kann ich's denn? Könnte ich's denn, selbst wenn ich's wollte?“

„Sie können es! Sagen Sie, es war ein Irrthum; sagen Sie, es war eine Bergeßlichkeit. Man kennt Sie, man glaubt Ihnen. Retten Sie uns dies eine Mal. Ich will's abarbeiten bis auf den Pfennig, ich will die Wirthschaft verkaufen, daß Sie keinen Schaden haben. Aber beim barmherzigen Gott, retten Sie uns!“

Er hatte sich mühsam losgemacht. Seine Brust arbeitete.

„Soll ich denn lügen, Frau Brunk? Ich sage Ihnen, es nützt nichts. Raffen Sie Sich auf, ziehen Sie fort von hier, ich will zusehen, wie ich Ihnen helfen kann. Aber für den Schurken bitten Sie nicht! Der soll's büßen, der verdient's! Ich habe ihm Gutes gethan Jahre um Jahre, ich habe ihn behalten aus Gnade, aus Mit-



Abschied. Nach dem Gemälde von W. Amberg.

leid, — und was thut Er? Ich sage Ihnen: bitten Sie nicht für den Schurken!"

Da hob Frau Anna den Kopf.

"Bitt' ich für ihn? Für den Mann, der mich betrogen hat um mein Leben, der mich und mein Kind elend gemacht hat? Nein, Herr Rechtsanwalt, so wahr mir Gott helfe in meiner letzten Stunde: die Stunde, in der er 'mal die Augen schließt, werde ich nicht weinen, da werde ich lachen, denn in dieser Stunde wird meine Schande zu Ende sein. Lachen, hören Sie, ich werde lachen! Und für den sollt' ich bitten? Für mich bitt' ich, Herr Rechtsanwalt, nicht für mich, für meinen Sohn. Sie zertrümmern seine Zukunft, — uns alle — unsere Hoffnung. Verachten Sie den Schurken, der Sie betrogen hat! Ihnen hat er nur Geld gestohlen, mir hat er meine Jugend, mein Lebensglück, meinen ehrlichen Namen genommen. Wer hat mehr zu fordern an ihn: ich oder Sie?"

Es war nicht mehr die kühle, ruhige Anna Schneider, verehelichte Brunk, die hier sprach, nicht mehr die nüchterne norddeutsche Lehrerstochter, — hier schrie ein bis auf Blut gepeinigtes Weib, das durch den schrecklichen Schlag auch ihren letzten Halt, ihren rauhen Trost, verloren.

Schlüter war ans Fenster getreten und sah hinaus in die Winterdämmerung. Ob auch er einen Augenblick an ihren Sohn dachte, den Sohn mit der großen Zukunft? Er mußte sich sammeln.

Als er sich wandte, war sein Gesicht reglos. Er, der als Rechtsanwalt schon so viel Elend und Verzweiflung gesehen, verstand sich zu bezwingen. Ruhig und eindringlich sagte er:

"Ihr bitteres Geschick, Frau Brunk, ist der Theilnahme jedes anständigen Menschen gewiß. Das Recht aufzuhalten, ist es nicht im Stande. Noch einmal: Ihnen und Ihrem Sohne alle Hilfe, die ich geben kann und die Sie haben wollen. Ihrem Manne das, was ihm gebührt."

"Und das ist alles?"

"Alles."

Schwerfällig wollte sie aufstehen. Er trat hinzu, um ihr zu helfen.

"Nein," sagte sie, "Sie sollen die Frau eines Diebes nicht anfassen."

Und mit aller Kraft richtete sie sich allein auf.

Diesmal rief sie der Rechtsanwalt nicht an der Thür zurück. Aber als er allein war, lehnte er die Stirn gegen die Scheibe und seufzte. Es fröstelte ihn, als er die Papiere dann zusammennahm und das Bureau verschloß.

Als seine Frau vorhin die Wohnung verließ, hatte Brunk sie zurücktreiben wollen. Aber es war ihm nur durch den Kopf gegangen, — er war zu schwach und haltlos, um einem starken Willen entgegenzutreten. Und sein Ruf, dieses weinerliche „Anna!“ hatte ihr den Weg nicht veripert.

Er wußte, wohin dieser Weg sie führte. Er wußte, in einer halben Stunde hörte sie seine Schande und alles, wie es die Stadt morgen hören würde, wenn sie ihn abführten.

Wenn sie ihn abführten! — So weit war's mit ihm gekommen, mit ihm, der einst so große Pläne gehabt. Besser schon eine Kugel durch den Kopf, als dies Elend weiterzuschleppen.

Eine Kugel! Ja, wenn er den Muth hätte! Aber dieses Leben hatte ihn feige gemacht, hatte ihn mürbe und schlecht gemacht. Seine Hand zitterte beim Schreiben, das war der Alkohol, — würde sie nicht noch mehr zittern, wenn es galt, still zu halten und gut zu treffen? Dann war alles aus, dann war seine Familie von ihm erlöst, dann hatte er Schuld und Schande gelöscht.

So machte er Pläne und wußte doch, daß es Pläne bleiben würden. Wußte doch, daß er leben würde, wie jetzt, wenn er morgen verhaftet würde, daß er hinter Gefängnismauern bald sitzen würde, wie er jetzt in seinen vier Wänden saß.

Er war still: manchmal wimmerte er, manchmal drängte sich ein Fluch über seine Lippen. Wenn draußen unterm Fenster ein starker Schritt klang, horchte er auf. Sollte man ihn schon jetzt? Ach! Vor Angst wurde sein Gesicht. Er sah sich schen um, obwohl er wußte, daß außer ihm niemand im Zimmer war. Dann griff er in die Tasche und zog die Flasche heraus. Das stieß wie ein brennender Strom durch die Adern, für einen Augenblick fladerte der alte Leichtsin auf, für einen Augenblick war alles Vergangene und Künftige vergessen.

Nachher ward der Ausdruck des Gesichtes um so stumpfer, die Blicke glanzlos. Und so saß er da, zusammengesunken, theilnahmslos.

Da plötzlich, — die Kammerthür nebenan, — und jetzt die ganz leisen Schritte, — das war Franz. Das

war sein Sohn, der Sohn mit der großen Zukunft, der Sohn, der die Prämien heimbrachte, der Sohn, dessen Ruhm einst die Welt erfüllen sollte.

Wenn er jetzt hier hereinkam? Wenn er ihn sitzen sah! Wenn er ihm die Schande von der Stirn las!

Er drückte sich noch mehr zusammen. Nur das nicht, nur das Eine nicht!

Ob er die Mutter getroffen hatte auf dem Wege? Ob sie's ihm gesagt? Aber da wußte sie ja das Schlimmste noch nicht.

Horch, was klorrte denn da? Ach so, die Schlittschuh, — er kam vom Eise. Wie heimlich er blieb! Als ob ihn keiner hören sollte.

Das Bett knarrte jetzt, — dann war's still. Er wollte Ruhe haben, ausruhen, sein großer, begabter, fleißiger Sohn! Dem Himmel Dank, daß er nicht hereinkam! Daß er in seinem Kämmerchen blieb, welches Anna ihm eingerichtet.

Reglos blieb der Mann sitzen. Er wagte kaum zu athmen, wagte kaum, dem Körper eine andere Stellung zu geben. So vergingen die Minuten endlos in der Todtenstille. Nebenan der Sohn, träumend von dem Glück dieses Tages, von einer goldenen Zukunft, von Hanna Schlüter, — o der schönen, sonnigen Hanna Schlüter! Und hier der Vater, stumpf vor sich hinbrütend und manchmal zusammensuckend, wenn er ans graue Gefängniß dachte und an alles Kommende.

Keiner von beiden wußte, wie lange es so blieb. Dann wurde die Hausthür geöffnet. Der Zusammengekunkene sah schen nach der Thür und horchte. Schwere, schleisende Schritte im Flur.

Sie ist es nicht, dachte der Mann und schien wieder in das dumpfe Brüten versinken zu wollen.

Aber sie war es doch. Es war Anna Brunk, seine Frau. Sie trat über die Schwelle, als könnte sie unter einer drückenden Last die Beine nicht heben. Sie legte wortlos Hut und Umhang ab. Jetzt ging sie auch vor den Spiegel. Ihr war, als müßte ihr Haar weiß geworden sein in der letzten halben Stunde. Sie wunderte sich, daß es nicht anders ausah wie sonst. Dann setzte sie sich ihrem Mann gegenüber.

Sie wollte reden. Aber als wäre ihr die alte Kraft gebrochen, saß sie da. Sie hatte nichts mehr in ihrer Seele, sie konnte keine Empörung mehr aufbringen. Sie war jetzt auch müde und mürbe geworden.

Ihr Mann wartete. Er hätte gewünscht, sie sollte dreinfahren. Diese unheimliche Ruhe marterte ihn noch mehr. Er unterbrach sie selber.

"Warst Du bei Schlüter?"

Sie nickte.

"Thut er's?" würgte er hervor. "Wird er — mich anzeigen?"

Sie nickte wieder.

"Teufel!" fluchte er heiser. Und als ob er sich Muth gemacht durch seine eigenen Worte, redete er sich in einen Groll hinein.

"Dieser Unmensch! So viel Jahre, — solch eine Reihe von Jahren, — da war man nun bei ihm, hat geschuftet, sich abgequält für den Hungerlohn, — und nun der Ewald! — Wenn der Ewald mich nicht so gehaßt hätt', — ich wollt's ja zurücklegen vom Gehalt, er hätt' ja nie 'was erfahren, man braucht doch 'was! Und nun zeigt er mich an, er zeigt mich an: — er — zeigt — mich" —

"Anna," lachte er, "hilf — mir — doch! Warum hilfst mir — keiner von allen? Ich bin — ein ehrlicher — Mensch, — ich will ja — besser werden! O mein Gott, mein Gott!"

Sein Kopf sank vor. Es blieb wieder still. Dann plötzlich sprang er auf.

"Ihr alle seid schuld!" schrie er in ohnmächtiger Wuth, — "Ihr alle müßtet ins Gefängniß, wenn's einen Gott gäb! Was war ich für ein Mensch früher! Für ein guter, fröhlicher Mensch! Aber da kamst Du, da hab' ich Dich geheirathet! Was ich bin, Du hast es aus mir gemacht! Wenn ich nach Hause kam, warst Du freundlich zu mir? Hab' ich ein liebes Wort gehört? Ein gutes Gesicht gesehen? Hast Du mich nicht verachtet? Warum bin ich in die Schänke gelaufen? Der Fusel hat mir zuerst nicht geschmeckt, aber lieber in der Kneipe, als hier zu Hause Dein Gesicht sehen, — immer dasselbe Gesicht, das in jeder Minute sagt: Du bist ein Schandkerl, ein Tagedieb, ein Kuntreiber! Ich bin nicht ins Wirthshaus gegangen, Du hast mich reingestoßen, verstehst Du, Weib? Dein Werk ist's, Deine Schuld! Und wenn man ins Bureau kam, zum Frühstück die Buttersemmel, immer die Buttersemmel! Und Mittags Brühkartoffeln! Und überall das graue Elend: kein Geld, schlechtes Essen, Dein Gesicht, — Dein Gesicht, Weib, das mich gepeinigt hat Tag und Nacht! Hab' ich einen Sohn? Hast Du mir sein Herz nicht gestohlen? Sieht er mich nicht Jahre schon ebenso an wie Du? Und von wem hat er's? Von Dir! Nur von

Dir! Du hast ihn gelehrt, seinen eigenen Vater zu verachten! Ihr habt mich schlecht gemacht, so bin ich's geworden. Anna, — und jetzt — werden sie — mich holen!"

Seine Stimme war zuletzt wieder weinerlich geworden. Er schwieg wie erschöpft.

Frau Anna hatte den Kopf erhoben. Je weiter er kam, je mehr er ihr ins Gesicht geschleudert, um je mehr schien sich ihr Körper auch zu straffen in der alten Energie. So hatte er in allen den Jahren noch nie zu ihr gesprochen.

"Mann," sagte sie und trat dicht an ihn heran, "weißt Du, was Du redest? Beim allmächtigen Gott, weißt Du das? Uns hast Du vernichtet, und sagst, wir hätten's mit Dir gethan! Weil Du ein Schandkerl warst, mußten wir Dich verachten! Und sagst, weil wir Dich verachteten, wardst Du ein Schandkerl. Advocatentüß, — warst ja lang genug beim Rechtsanwalt, hast's ja gelernt. Ich hab' nichts mehr mit Dir zu reden. Ich bin fertig mit Dir für die Ewigkeit. Aber hüte Dich, sage ich Dir. Hast mich schon genug beschmutzt, beschmutzt mich nicht weiter!"

"Und es ist — doch wahr," murmelte er. "Ich fürchte mich jetzt nicht mehr. Es ist doch wahr!"

Da brach's noch einmal durch.

"Dieb!" schrie sie auf, "Schurke!"

Wie unter einem Keulenschlag sank er zusammen.

"Wenn sie Dich morgen holen, ins Gefängniß, sag doch den Richtern! Schrei's in die Welt, daß ich es war, die Dich geheißt hat, ein Lump zu werden, daß ich Dir befohlen habe, zu stehlen, daß ich Dir befohlen habe, Klientengelder zu unterschlagen, daß ich Dich ins Zuchthaus gebracht habe. Nicht wahr, weil's solch eine Ehre ist, wenn morgen jeder sagt: seht 'mal die Sträflingsfrau! Wenn morgen jedes Kind auf mich zeigt! Wenn morgen kein anständiger Mensch mir mehr die Hand drückt! Wir beide, Franz und ich, haben geschlemmt mit dem Gelde, das Du stahlst, sag's doch den Richtern! Vielleicht machen sie's billiger! Vielleicht kommt Du mit einem Jahr weg, vielleicht nehmen sie Rücksicht auf einen Menschen, der solch schlechte Frau und solch schlechten Sohn hat!"

"Franz," stöhnte der Mann, — "um Gottes Barmherzigkeit willen, sag's ihm noch nicht, Anna! Sag's ihm erst, wenn ich weg bin! Bitt' ihn, er möcht seinen Vater, — seinen Vater —." Mit starren Augen richtete er sich plötzlich auf. Als ob er ein Gespenst sähe, streckte er die zitternden Hände vor.

Franz Brunk stand todtenbleich in der Thür.

"Mutter," sagte er klanglos.

Und jetzt, wo sie ihr Kind sah, dies Kind, von dessen goldener Zukunft auch sie in ihrer stilleren Art geträumt, dies Kind, das von morgen ab gleich ihr so Unerhörtes leiden sollte, — erst jetzt brach sie ganz zusammen, alle Kraft, aller Stolz verließ sie. Bitterlich weinend legte sie den Kopf in die Hände.

"Also wahr, — also mein — Vater — ist ein Dieb, — hat Klientengelder — unterschlagen. Wo hat er — sie unterschlagen? Bei Schlüter's? Und morgen — führen sie ihn — ab, — durch die ganze Stadt, — ins Gefängniß, — meinen — Vater!"

Es war halb verständnislos, abgerissen hingeprochen, fast geplappert, als wollte er sich alles erst klar machen, als fasse er das Ganze noch nicht recht.

Und dann plötzlich, mit weit aufgerissenen Augen, that er taumelnd einen Schritt vorwärts und sank mit einem wahnsinnigen Schrei gegen die Thür zurück.

Der Schrei mußte dem Vater durch die Seele gehen wie der Schall der Postame am jüngsten Gericht.

Niedergeschmettert sank er in die Knie. Auf seinen Knien rutschte er seinem Sohne näher.

"Veracht' mich nicht, Franz," wimmerte er flehend, "veracht' Deinen Vater nicht. Du bist ja mein Legel, Franz, und wenn ich's that, wenn ich's that —"

"Sag' doch ein Wort, erbarme Dich," rief er stärker. "Nur ein Wort, mein Sohn! Nur das kleinste Wort!"

Der hörte nicht. Oder er hörte und verstand es nicht. Mit irren Augen sah er sich um.

Sein Vater vor ihm auf den Knien, — die Arme ausstreckend wie der Sünder nach dem Gnadenbild, — was wollte der denn?

Er sah verständnislos auf ihn herab. Es war, als müßte er von neuem erst wieder begreifen, was so jetzt hereingebroden. "Dieb," sprach er halb zu sich, — "Dieb!"

Der Knieende verstand es. Mit einem Wehlaute schlug er lang vor dem Sohne hin, versuchte seine Knie brünstig zu umflämmern. Dabei fiel aus der Brusttasche klirrend die Flasche heraus, der Kork löste sich. Der scharfe Geruch des Fusels drang durchs Zimmer.

Und da mit einem Male wußte Franz Brunk wieder alles. Von Entsetzen geschüttelt, schrie er noch einmal auf. Es mußte hinausklingen in den späten Winterabend, hell, so furchtbar rief er's: "Dieb! Dieb!"

Und in einem Ekstase, der ihm bis zum Halse stieg, spie er den Mann, der vor ihm lag, an, — seinen Vater.

Der lag ohne Bewegung, lautlos, wie todt. Hoch aufgerichtet schritt sein Sohn über die Schwelle zurück und schloß die Thür der Kammer hinter sich.

Als Frau Anna eine halbe Stunde später in die Kammer trat, lag ihr Sohn auf dem Bett. Sein Gesicht hatte er ganz in die Kissen gedrückt, — sie sah es nicht.

„Franz,“ sagte sie und legte die Hand auf seine Schulter.

„Ja.“
„Willst Du — nichts essen. Du hast seit Mittag — doch nichts gegessen.“

„Ja.“
„Willst Du's hier haben?“

„Ja.“
Das Ja klang stets so apathisch, als wüßte er selber nicht, was er sagte. Frau Anna presste die Lippen zusammen. Dann stellte sie ihm das magere Abendbrod auf den Tisch.

Aber nach einer weiteren halben Stunde war es noch unberührt. Sie trat noch einmal an ihn heran.

„Willst Du heute nicht mehr arbeiten?“

„Ja.“
„Oder schläfst Du lieber?“

„Ja.“
Es zuckte weh durch ihr Herz. „Mein armer Junge!“ So streichelte sie seinen Kopf, ganz weich und leise mit ihren harten Händen. Dann sagte sie Gute Nacht und ging.

Und nun wieder die alte Stille. Draußen still, drinnen still. Nur das geheime Summen der Lampe und nebenan das Ticken der Uhr. Nichts anderes störte die große Ruhe.

Wie lange er noch so da lag, das Gesicht vergraben in den Kissen, — er wußte es nicht. Die Lampe war tief gebrannt, als er sich halb aufhob. Er sah sich um: das alte wohlbekannte Kammerchen. Drüben die paar Bücher, — die geliehenen Bücher aus der Bibliothek. Neben ihnen seine Hefte, — das lateinische lag oben. Sie hatten eine lateinische Arbeit auf zu morgen. Da war das Heft.

Er strich sich über die Stirn. Die Stirn glühte. „Ich muß doch meine lateinische Arbeit machen“, dachte er.

Er stand leise auf, ging leise zum Tisch. Er setzte sich. Er schlug ein Buch auf. Ach nein, das Diarium brauchte er ja.

Die weißen Blätter grinsten ihn an. Er nahm den Bleistift, er wollte schreiben. Was schrieb er denn da? Das war doch nicht die lateinische Übung.

„Meine goldene Zukunft,“ so stand es in unsicheren Zügen auf der weißen Seite.

Da stöhnte er auf wie ein verwundetes Thier. Still! Was brauchte seine Mutter es zu hören? Wenn die schlafen konnte, um so besser für sie.

Wie selig noch vor ein paar Stunden! Wie selig noch, als er ins Kammerlein vom Hofe her geschlichen war, sich aufs Bett geworfen und geträumt hatte. Geträumt von Hanna Schlüter! Ihre herzlichen Worte hatten ihn halb eingewiegt: „Es bleibt bei morgen!“ Die waren so lieb und weich gewesen, wie eine, — ja wie eine Liebeserklärung. Keiner hatte je so gut zu ihm gesprochen. Und in all den seligen Träumen von Glück, Zukunft, Ruhm, Liebe war er halb eingeschlafen in dem dunkeln Zimmer. Er lag so da im wachen Dämmern, die Bilder schwankten vorüber an ihm, er war müde vom Glück.

Bis dann die furchtbaren Worte klangen, die ihn aufhorchen ließen, die furchtbaren Worte, die seine Mutter gegen den Menschen schleuderte, der sein Vater war. Was folgte, das wußte er kaum. Er wußte nur, daß etwas Entsetzliches geschehen sei, daß er wieder auf dem Bette lag, das Gesicht in die Kissen verwühlt, aber diesmal so ganz anders, — so zerfurcht, — so dumpf, — so theilnahmslos.

Und wie er jetzt bei der Lampe saß, da wußte er noch mehr. Da wußte er, daß nun alles aus sei. Daß seine goldne Zukunft nun versunken sei für immer. Daß er Hanna Schlüter morgen nicht sehen würde. Daß seine Kameraden sich schon vorbeidrücken würden an dem Sohne des Sträflings.

„Warum schrei ich denn nicht?“ fragte er sich selbst, halb dumpf von dem Brüten. „Warum sitze ich denn hier? Wie spät war es gleich?“ Es ging schon auf Mitternacht. Und der Zeiger stand nicht still. Der Zeiger ging ewig weiter, Minute auf Minute.

Wenn er das Glas hob, wenn er ihn anhielt? — Dann würden die Uhren draußen doch weiter gehen,

unaufhaltbar und erbarmungslos. Und wenn er die Uhren der ganzen Welt zum Stehen brachte, — es nützte ja doch nichts: das Licht kam und der Morgen. Der Morgen, der seine Schande offenbar machen würde allen Leuten.

O jetzt war's noch gut. Jetzt hielt die Nacht noch ihren tiefen Schleier darüber gedeckt. Aber wenn der schwand? Wenn die Glocke sechs, sieben, acht schlug? Wenn das Läuten scholl vom Gymnasium?

Er sieberte. Seine Stirn war jetzt glühend heiß, und einen Augenblick später rann ihm ein kalter Schauer über den Leib.

Nein, er ertrug's nicht. Jetzt nicht mehr. Nun war auch das Letzte vorbei. Nun versank vor ihm der Steden und Stab, an den er sich geklammert. Wie hieß er? Da stand's:

„Meine goldene Zukunft!“

Er schrieb's wieder und wieder. Die Buchstaben geriethen ungleich. Er starrte daraufhin.

Dann trat ihm der kalte Angüßschweiß ins Gesicht. Wenn er morgen in die Klasse kam, und sie rüdtten ab von ihm? Wenn die Lehrer ihn mitleidig ansahen? Wenn sie die Nasen rümpften? Wenn sein — Vater abgeführt würde?

„Nein,“ sagte er vor sich hin. Dann nickte er. Wie war doch das: „Es bleibt bei morgen! Bei morgen! Du wirst morgen nicht kommen, Hanna Schlüter!“

Seine Augen hatten seltsamen Glanz. Auf dem Tische lagen noch seine Schlittschuhe, er streichelte sie. Auf denen war er neben Hanna Schlüter gelaufen. Das machte sie ihm lieb, wenn's auch keine „Eispräsidenten“ waren.

Und nun war's aus! Jetzt lief er nicht mehr darauf. Ach, und er sah' doch so gern noch 'mal die Stelle, wo sie beide Vogen gelaufen, — schöne, regelmäßige Bogen! Es war ein Staat gewesen, wie gut sie es gemacht.

Er stand auf, hielt den Athem an.

„Vogen laufen,“ flüsterte er. Seine Augen schienen in der Luft etwas Glänzendes zu sehen.

Ob ich das Hofthor auch vorhin gut zugemacht hab'?

Er stand noch ein Weilchen.

„Ich glaube, ich habe das Hofthor nicht gut zugemacht,“ murmelte er unsicher. „Ich will doch — nachsehen.“

Er nahm Hut und Mantel. Dann griff er schein nach den Schlittschuhen.

Er schlich leise. „Wie ein Dieb!“ dachte er. O, das furchtbare Wort. Er schauderte zusammen.

Nun war er draußen. Er klinkte das Hofthor von draußen zu. Er sah sich um. Hier die stille Straße, — kein Mensch weit und breit. Er ging instinctiv den alten Weg von heute Abend.

Da wohnten Höhne's, da der Amtsrichter Krause. Und aus jedem Hause, den großen und kleinen, den vornehmen und häßlichen, würde es sich morgen herausrecken wie ein Finger, wenn er hier vorüberging, wie ein Finger, der nach ihm wies: Seht da, den Franz Brunk, den Sohn des Diebes, den Sohn des Sträflings!

Der Angüßschweiß kam wieder. Jetzt war ihm, als sei er selber der Dieb, und nicht sein Vater, als streckten sich schon jetzt nach ihm aus den grauen Fenstern und Thüren die Finger aus, als tönte und höhnte es: Haltet den Dieb!

Er stürzte vorwärts wie gejagt. Drüben kamen Leute an. Sie hatten sich wohl in der Schänke verspätet. Nur ihnen nicht ins Gesicht sehen, nur fort!

Er wich ihnen aus, schen, verzweifelt, wie ein Verbrecher. Er stürzte weiter. Hanna Schlüter's Haus! Das Porzellanschild glänzte. Dort wohnte sie, schlief sie, athmete sie. Aber dort oben hatte sein Vater auch gestohlen.

Er hörte es wieder: Haltet den Dieb! Und in Todesangst lief er weiter.

Da lag der See. Was war das? Das Eis krachte und grollte im Frost. War denn jetzt Frost? O, ihm war so sehr heiß, sein Blut toste, seine Stirn glühte.

Dort mußten ja auch die Stätten sein, wo er Vogen gelaufen war. Die schönen Vogen! Mit Hanna Schlüter!

Er schnallte sich die Schlittschuhe an. Ihm war ganz wirr. Und in Fieberschauern glitt er über die blickende Fläche. —

Um die Ecke bog der Nachtwächter und machte die Runde. Sein Hund neben ihm winselte vor Kälte. Sein Blick schweifte hinaus über den schweigenden See. Sah er recht? Zum Teufel, wer lief da? Er nahm den alterthümlichen Spieß vor und ging zum Ufer hinab. Ob's ein Holz- oder Wilddieb war, der seinen Schlitten über den See stieß zu den Kiefern und Fichten der Ufer?

Der Wächter legte die Hand vor den Mund:

„Halloh!“

Der Ruf schwang sich über die Fläche. Dem Wächter war, als drehe sich der Mann um. Da drohte er zu allem Ueberflus mit dem Spieß.

Und wie in jähem Schreck raste der einsame Läufer plötzlich vorwärts, — raste immer weiter, — jetzt war er nur noch wie ein Schatten.

„Da ist doch kein Eis mehr,“ brummte der Wächter für sich.

Aber der Schatten war noch da, — dann plötzlich war er spurlos verschwunden.

Eine Weile starrte der Nachtwächter noch hinüber.

„Es ist nicht geheuer auf dem See,“ murmelte er dann, seinen Patrouillengang wieder aufnehmend.

„Voriges Jahr erkrank der junge Körner beim Schlittschuhlaufen, — es war seine Größe. Ich sag' ja!“

Aber am nächsten Abend wußte er's besser. Der junge Körner war's doch nicht gewesen. Es war ein anderer, den man vermisse. Er hatte keine Zeile zurückgelassen, nur das Diarium lag aufgeschlagen, und ein Duzendmal stand auf den weißen Blättern: „Meine goldene Zukunft.“

Dazwischen ein Mädchenname. Aber er war ausgefrichen und überkritzelt.

Ende.

Radbruch verboten.

Selbstaufopferung.

Erzählung aus dem Frauenleben.

Von Ant. Andrea.

(Schluß.)

Wie lange der Professor in seinem Zimmer saß und vor sich hin grübelte, er wußte es nicht. Er hatte das beängstigende Gefühl, daß ihm etwas Wesentliches fehlte; aber wo? An seinem Körper, — seiner Seele, — seinem Leben! Ueberall eine vage, fürchterliche Dede, ein Lebensunbehagen, für das er keine Erklärung fand.

Endlich that seine Thür sich auf. Er hob den Kopf: Hedda, — liebe Frau!“ murmelte er. Sie hörte es nicht.

Das Todesröcheln ihres Kindes klang noch in ihren Ohren.

„Nächst Du wohl schreiben, daß Vater herkommt?“

„Gewiß! — Selbstverständlich. — Ich — weiß nur nicht, ob er zu Hause sein wird —“

Hedda war schon wieder gegangen. Noch hielt sie die Leiche ihres Kindes über der Erde! Tag und Nacht wach sie nicht von ihm. Mit eigenen Händen legte sie es in sein letztes, weißes Bettchen und deckte es mit Blumen zu. Da schlummerte es süß und still, um sein blaßes Mündchen das letzte Lächeln, das der Tod ihm gelassen hatte, als er es aus dem Arm der Mutter nahm

Leise trat der Professor herein.

„Hedda! Du solltest wirklich etwas genießen.“ —
Sie schaute nicht auf. „Ist Vater da?“ murmelte sie.

„Noch nicht.“ —

Er stand am Sarge und betrachtete das Kind: Ein schönes Wachsmodell unter weißen Stoffen und Blumen, das war es, was von seinen stolzen Hoffnungen und der Erfüllung seines heißesten Wunsches geblieben!

Seine Brust zog sich zusammen; aber er unterdrückte seinen Seufzer und suchte das Antlitz seiner Frau. „Sie ist noch jung, und ich bin nicht ein alter Mann,“ dachte er. „Warum sollten wir kleinmüthig werden? Wie viele Eltern müssen ein Kind nach dem anderen zu Grabe tragen! Das Leben ist nicht anders.“

Ähnliches sagte er zu seiner Frau. Er glaubte, sie damit zu trösten. Sie hörte nicht hin; nur als er den Arm um sie legen wollte, machte sie eine Gebärde der Abwehr.

Als er fort war, schlich Guste herein, — bleich und verstört. „Haben gnädige Frau von dem großen Unglück gehört?“

Hedda schüttelte apathisch den Kopf. Es war ihr alles gleich. Ein Unglück mehr oder weniger, — was machte es aus?

„Ein Schiff, das von Amerika kam, ich glaube „Schiller“ heißt es, soll in der Nähe von England an Klippen zerfchelt sein.“

Da riß Hedda weit die Augen auf. Ein Gedanke, ein fürchterlicher meldete sich. „Wo ist der Herr?“ fragte sie.

„In seinem Arbeitszimmer, mit der Frau Hofrathin.“

„Bitte ihn, ins Wohnzimmer zu kommen.“ —
Ueberrascht trat der Professor ihr hier entgegen:

„Du liehest mich rufen?“

„Was ist es mit dem Schiffsunglück?“ unterbrach sie ihn schnel.

Er wechselte die Farbe: „Mein armes Herz!“

„Bedaure mich nicht, antworte nur! Ein neues Unglück?“

„Ich konnte es Dir nicht sagen, bei Deinem Kummer um den Kleinen. Das verunglückte Schiff ist der „Schiller“, mit dem sie zu Hause Walter zum Besuch erwarteten.“

„Ja — wollte er denn kommen? Ich wußte nichts davon.“

„Ich habe wohl vergessen, es Dir zu sagen. Dein Vater schrieb es uns vor einigen Wochen. — — Aber, liebes Kind, seze Dich! Du bist erschöpft.“

Hedda lehnte sich an die Wand. „Daß er mich nur nicht anrührt!“ dachte sie, halb sinnlos vor Schmerz und Gram.

„Es macht mich wahnsinnig, zu denken, daß er mein Gatte ist, — dieser Mann!“

„Sind die Passagiere gerettet worden?“ stammelte sie.

„Man sagt, — niemand. Heute stand aber in der Zeitung, daß man die Post aufgefischt hätte.“

„Also auch Walter dahin!“ dachte Hedda stumpsinnig. Dann raffte sie sich zu einer neuen Frage auf:

„Warum hast Du mir dies alles verschwiegen?“

Der Professor stupte vor dem Ton ihrer Stimme. Etwas Feindliches klang darin. „Mein armes Kind, hatten wir nicht an unserem eigenen Unglück genug?“

„O, — Du meinst dieses andere, — es wäre nicht unferes, — ganz recht: es ist nur meines. Erst die Knospe, dann die Blüte! Der Tod ist kein Stümper. Schlag auf Schlag, — Leben um Leben. Ich kenne eine Hand, die greift nicht so fest zu; aber sie ist desto grausamer. Sie tippt und reibt und schiebt und drückt an den zarten Knospen des Herzens herum, bis eine nach der anderen weck wird und abfällt. Das geht dem Baum allmählich ans Leben. Es wäre ihm besser, er würde abgehauen und ins Feuer geworfen.“

Langsam, ihr Trauerkleid nachschleifend, ging sie hinaus, düster und geisterhaft in der grellen Beleuchtung des Wintertages. Sprachlos schaute der Professor ihr nach: war das seine Hedda, seine kleine, freundliche Frau? Er behielt aber nicht Zeit zum Nachdenken, denn die Stunde, wo der Kleine beigelegt

kann nach solchem Tage nicht schlafen. Komm doch herüber. Was willst Du hier allein? Sie hockte vor ihrem Koffer. In der Hand hielt sie Phillis's Höschen.

„Du verwahrest wohl seine Sachen?“ fuhr er eintönig fort, während er die Lampe aus der Hand setzte: sie blendete ihn. „Das ist recht. Wenn man erst die alte Ordnung wieder hat, findet man sich auch wieder! Vor allen Dingen Arbeit. — Ich habe heute nicht arbeiten können.“

Es fiel ihm nicht auf, daß sie stumm blieb; denn er kam seinem eigenen Bedürfnis nach, sich frei zu reden. Jetzt fragte er überrascht: „Ist das nicht Dein Koffer? Und hier, — Kleider von Dir! Du willst doch nicht verreisen?“

Hedda erhob sich von den Knien und strich mechanisch das Haar zurück, das ihr über die Stirn gefallen war.

Er stand auf und wollte seine Lampe nehmen; aber seine Hand war so unsicher, daß er fehl griff.

„Ich wußte doch alles nicht,“ sagte er erschöpft. „Ich dachte, Du wärest eine glückliche und zufriedene Frau. Es war ein Irrthum. — — — Wann willst Du reisen?“

„Morgen.“
Er nickte. Die Lampe in seiner Hand zitterte. „Jedenfalls versuche, die Nacht zu ruhen. Der Tag hat uns alle angegriffen. Gute Nacht, Hedda!“

Er verließ das Zimmer. An der Schwelle stolperte er. Die Glasglocke auf seiner Lampe fiel hinunter und zerplitterte.

Hedda stand unbeweglich. Sie schaute sich nicht mehr nach ihm um. Da sammelte er schweigend die Glassplitter zusammen und machte leise die Thür zu. — —



Ostia an der Via Appia. Nach dem Gemälde von Alb. Flamm. — Siehe Seite 167.

werden sollte, rückte heran. „Wenn nur alles erst vorbei wäre!“ dachte er.

Die Hofrätin, die zum ersten Mal sich wirklich nützlich im Hause ihres Bruders machte, trat ein.

„Hedda will durchaus mit zum Kirchhof,“ sagte sie. „Es ist nichts mit ihr anzufangen. Ich denke, Ihr fahrt allein in einem Wagen.“

„Ja — jawohl — —“

So gaben sie zusammen dem Kinde das letzte Geleit. Schweigend saßen sie Seite an Seite. Keine versöhnende Thräne floß zwischen ihnen. Er versuchte, sie zu trösten; aber es klang alles so ungeschickt, so banal, daß er schwieg und sich in seine Ecke drückte, rathlos, unbehaglich: die Gewalt ihres Schmerzes schüchterte ihn ein!

Auf dem Kirchhof, an dem offenen Grabe, ließ sie es geschehen, daß er sie umfaßte. Sie merkte es nicht, denn er berührte nur ihren Körper; ihre Seele lag in dem kleinen Sarge, den sie in die Gruft senkten. Als die Erdschollen darauf schlugen, ging ein Bittern durch ihre Glieder: Es waren die Schauer eines zweifachen Todes, — denn durch das Bräunen und Stochen der fallenden Erde hörte sie ein fernes Brausen und Tosen, — das Meer, das die andere Hälfte ihres Lebens verschlang.

Ein herzzerreißender Jammerlaut brach über ihre Lippen, dann fiel sie ohnmächtig hin, und man trug sie in ihren Wagen.

Untenwegs kam sie wieder zu sich. Als der Professor und seine Schwester sie ins Haus führten, bat sie, man sollte sie allein lassen.

„Geh zu Bett,“ sagte der Professor, „es ist das Beste, was Du thun kannst.“

Dann stand sie verlassen in dem Schlafzimmer vor dem leeren Bettchen Phillis's. Oben lag sein weißes Nachthemden: er hatte seinen letzten Athemzug darin ausgehaucht.

Eine Stunde nach der anderen verrann. Die Nacht umfing die einsame Frau. Da kam Leben in sie: ein Entschluß war in ihr gereift, und sie mußte darnach handeln!

Nach einer Weile pochte es an die Thür. Sie beachtete es nicht. Sie kauerte am Boden und packte Sachen in ihren Koffer, — alles, was das Kind getragen hatte.

Der Professor, seine Studierlampe in der Hand, trat ein. „Du bist noch auf?“ — sagte er. „Ich dachte es mir. Man

„Ja,“ antwortete sie.

„Jetzt! — Lieber Gott, wohin nur?“

„Nach Hause.“

„Was willst Du da? Dein Vater ist ja noch in Liverpool, wegen des gescheiterten „Schillers“, — sonst wäre er gekommen. — — Wie lange gedenkst Du fortzubleiben?“

Sie schlug die Augen zu ihm auf: „Zimmer!“ sagte sie fest.

„Hedda!“ Er mußte sich niederlegen, so bestürzt war er.

„Du — — meinst — — Du willst mich verlassen?“

„Ja.“

„Mein Himmel, — warum denn?“

Sie zuckte mit der Wimper: „Weil ich das Leben an Deiner Seite nicht länger ertrage. Es war von Anfang an eine Qual. Wie ein paar Fremde sind wir neben einander hergegangen, — jetzt stehen wir uns wie Feinde gegenüber: das ist das Ende.“

„Aber, Kind! Das ist ja reine Ueberpanntheit. Als ob nicht in der glücklichsten Ehe kleine Zwistigkeiten vorkämen! Im ganzen warst Du doch mein gutes, liebes Weib.“

Ein gequältes Lächeln blitzte durch ihre düstere Miene: „Im ganzen warst Du auch wohl glücklich und zufrieden?“

„Ja, gewiß“ — —

„Und daß ich gedemüthigt, beleidigt, seufzend unter meinen Pflichten hinsichtlich, das merktest Du nicht: Im ganzen war es Dir so recht! Aber ich bin kein Mensch im ganzen! Ich lebe im einzelnen, und in jedem war ich elend. Von dem Tage an, als ich Dein Weib wurde, habe ich gedürstet, — nicht nach Dir im ganzen, sondern nach Deiner Liebe, Deinem Vertrauen, Deiner Seele. Hast Du diesen Durst je gestillt? Dann kam das Kind, — es gab mir Kraft, Dich im ganzen zu ertragen. Es ist gegangen, — ich zerbreche meine Ketten!“

„Das heißt, Du brichst Dein Wort, das Du mir vor Gott und Menschen gabst.“ — —

„Du warst es mir vor die Füße, so oft Du mich gering schätztest, mir Dein Vertrauen verweigertest und in mein heiliges Recht als Gattin und Mutter griffst. Dennoch, — ich hätte ausgehalten, wenn das Kind mir geblieben wäre. Es wurde mir genommen: das Schicksal hat zwischen uns entschieden.“

Er sah am Tisch. Der Kopf war ihm auf die Brust gesunken. „Das hätte ich gethan?“ murmelte er. „Das hätte sich zwischen mir und meiner Frau abgespielt, und ich wußte nichts davon? Dann — darfst Du sie wohl nicht halten.“ — —

Am nächsten Morgen früh trat Hedda reisefertig in das Speisezimmer. Im Hause war noch alles still. Da sah sie in der Sopha-Ecke ihren Gatten sitzen. In dem blaffen Morgenlicht erschien er jähdhaft fahl und verfallen. Die Augen lagen ihm tief in den Höhlen, an seinem Munde zogen sich zwei scharfe Furchen herunter, und das Haar an seinen Schläfen war wie mit Mehlstaub bestreut.

„Hast Du nicht geschlafen?“ fragte Hedda peinlich berührt. Er schüttelte den Kopf. „Du gleichfalls nicht? Ich dachte es mir.“ Dann erhob er sich schwerfällig. Die Glieder waren ihm vor Kälte steif geworden, ohne daß er es merkte.

„Ich habe in der Nacht nochmals alles überlegt,“ sagte er klanglos. „Es wäre ein neues Unrecht, Dich hier festzuhalten, — nach allem, was Du ausgestanden hast. Du brauchst Freiheit. Ich habe es Dir zurecht gelegt. Später werde ich weiter für Dich sorgen.“

Sie machte eine abwehrende Bewegung. „Du hast kein Verpfändung mehr gegen mich. Ich habe Dich böswillig verlassen. — das Gesetz wird zu Deinen Gunsten entscheiden.“

„Das Gesetz? Ich werde es nicht gegen Dich anrufen! Du bist mein Weib. — — — Daß Du von mir gehst, ist meine Schuld. Warum verstand ich nicht, Dich glücklicher zu machen. Ich handelte nach bestem Ermessen, — — — daß alles falsch war, verfehlt, — — es lag ja an mir. — Du sagst es, — Du hast auch wohl recht.“ Er legte einen geschlossenen Umschlag vor ihr nieder. „Hier, — das wird für Deine Reise genügen. Ich — — darfst Du doch Lebewohl sagen?“

Sie reichte ihm die Hand. Als er sie los ließ, fiel er auf einen Stuhl. „Mein Kind fort,“ — stöhnte er, — — — mein Weib! Ich bin ein einsamer Mann.“

Hedda stand vor ihm, unfähig sich loszureißen. In ihrer Seele, die der Gram verübet hatte, quoll es empor, — wie ein Quell aus der Brust des Felsens, erwachte die todte Liebe zu einem neuen Leben, oder ein großes, alles überwindendes Weib. Sie sah ihn gebeugt, ergraut in einer Nacht, weil sein Weib ihn verlassen wollte, und ihr Herz, das warme, nie versiegende erhob seine Stimme.

Nach einmal zuckte blüthartig über sie hin, was sie in diesen Jahren durch ihn gelitten hatte. Klar lag die innerste Erkenntnis vor ihr, daß seine innerste Natur der ihren fremd war, daß er kein Verständniß hatte für alles, was ihrem Leben



Was sich liebt, das neckt sich. — Nach dem Gemälde von J. Barison.

Licht und Wärme gab. Er war anders geartet, anders erzogen als sie. Zu einer reinen Harmonie konnte es schwerlich zwischen ihnen kommen. So wenig, wie sie aus der ihren, konnte er aus seiner Natur heraus. Hier gab es nur einen Ausgleich, — eine versöhnende Möglichkeit: Entweder er mußte sich ihr oder sie sich ihm opfern! Wieder schaute sie auf seine gebeugte Gestalt, auf sein ergrautes Haar. Freilich, — wenn sie ging, zu Hause gab man ihr alles, was sie an seiner Seite entbehrt hatte; aber glücklich werden ohne ihn, der der Vater ihres Kindes war, — nie konnte sie es, eben so wenig, wie sie das Mädchen von ehedem wieder werden konnte. Was weiter, wenn sie sich ihm opferste? Nicht wie bisher gezwungen, widerwillig, grollend, sondern freiwillig, geduldig, freudig: Das allein war die rechte Selbstaufopferung, die ihr Frieden und ihm Segen brachte.

„Philipp!“
Er horchte auf. Diesen Ton hatte er lange Zeit nicht gehört. Er rief ihm jene ferne Zeit zurück, da er den Brautkuß von ihr empfangen hatte.

„Behieltest Du mich lieber bei Dir?“
„Ob ich es thäte, — mein Weib!“

Er wollte sich erheben; aber seine Erschütterung war so groß, daß er nur eine zitternde Hand ihr entgegen strecken konnte. Hedda ergriff sie: „Dann bleibe ich!“ — —

Da ging die Thür auf, und die Hofrätin im Schlafrock, das Haar noch in Unordnung, stürzte herein.

„Philipp — Hedda! Seht nur, dies hat der Postbote eben abgegeben, einen Brief, ganz von Seewasser durchtränkt. Er sagt, es wäre einer vom „Schiller“. Ist das nicht Walters Handschrift?“

Die junge Frau taumelte auf einen Stuhl. „Lies Du ihn!“ sagte sie zu ihrem Gatten.

„Meine Herzensschweiter!“ — — Dem Professor versagte die Stimme; als er aber mit den Augen weiter las, fand er sie wieder. — — „Ich muß also meine Reise bis zum Herbst verschieben. Dann kehre ich dafür auch heim, ein gemachter Mann. Meine Fahrkarte, die ich schon gelöst hatte, bin ich an einen armen Theologen los geworden, der in dem Matter of fact-Lande Amerika nicht fertig werden konnte und in die alte Heimat zurück wollte. In sechs Monaten also, will's Gott, bin ich bei Euch!“ — —

Hier schaute der Professor zu seiner Frau hinüber. Sie sah zurückgelehnt, das Antlitz aufwärts gerichtet, und Thräne auf Thräne rollte über ihre Wangen.

„Hedda, mein liebes Weib,“ sagte er ergriffen. „Ich bin so froh, daß wenigstens dieser Schmerz sich in Freude verwandelt. Den anderen, — wir werden ihn gemeinsam tragen, wie alles, was das Leben uns noch bringen mag.“

Er legte den Arm um sie, ein wenig besangen, denn er dachte daran, daß er sie um ein Haar breit verloren hätte. Plötzlich, im Ausbruch eines starken Gefühls, drückte er sie an seine Brust und hielt sie lange fest. Sie hörte sein Herz an dem ihren pochen; ihre Wangen schmiegte sich an die seine, — diesmal verstanden sie sich.

Nochdruck verboten.

Bob und Dolly.

Eine Manövergeschichte von Alwin Römer.

(Schluß.)

er Kaffee wurde im Park eingenommen, und da die schönen, alten Bäume Herrn Arno's Interesse erweckten, so ergab sich ein kleiner Spaziergang von selbst. Wie majestätisch die alten Linden rauschten! Wie fröhlich die jungen Vögel darin zwitscherten! Bei jedem Stamm von einigermaßen auffallendem Umfange blieb der Schall stehen und gab seiner Freude über den alten Riesen Ausdruck, bis die Entfernung zwischen dem Ehepaar und ihm, der die liebliche Schwester der Wirthin am Arme hatte, groß genug geworden war, um ein wenig von seinem lodernen Herzen verrathen zu können. Aber das rechte Wort fand er zunächst doch nicht. Alle die banalen Phrasen, die ihm einfielen, schienen ihm eine Entweihung der schönen Viertelstunde. Das holde Mädchenwunder da an seinem Arme sollte nicht von ihm glauben, daß er so ein Schablonen-Lieutenant sei, der nichts weiter wisse, als die abgebrauchten, parfümirten Salon-Redensarten, mit denen in Sedenheim die Garnisons-Damen vom Schlage der Mühlenbrecher's gefüttert wurden. Schlicht und einfach wollte er reden, ihr seine Zukunft schildern und das Leben, das sie an seiner Seite führen würde, und dann fragen, gerade heraus und ohne Umschweife, ob sie ihn ein klein wenig lieb haben könne und es mit ihm versuchen wolle.

Aber dafür war jetzt denn doch wohl der richtige Augenblick nicht gekommen, wiewohl er aus der leisen Sprache ihres lieben, ungeschulden Antlitzes einen geldigen Schimmer von Hoffnung herauslesen zu dürfen glaubte. Er konnte sich da eben so gut täuschen! Und eine Abweisung von ihr schien ihm unmöglich zu ertragen! Ein paar Tage noch, während der sie sich gegenseitig näher treten würden, wollte er abwarten. Das Quartier war ja für fünf Tage bestimmt in Aussicht genommen. Und so schwieg er denn zunächst von der Leidenschaft, die ihn durchtobte, und nur der heiße Druck seiner Hand, die lodernde Sprache seiner Augen, gaben ihr ahnungsvolle Zeichen von dem Zustande seines Herzens. Ach, und wie erfüllten ihr diese verstorbenen Voten der heimlichen Liebe die jungfräuliche Seele mit jagender Wonne, mit freudigem Leben! Wie eine Rosenknospe in linder Mainacht, war ihr keusches Herz erwacht. Und ob sich ihre Gefühle auch in mädchenhafter Scham nicht durch die leuchtende Klarheit der Gedanken zum Bewußtsein wachlaffen ließen, ihre Träume waren von ihm erfüllt, der ihr so plötzlich in den Weg getreten war und sie mit seinem fröhlichen, offenen Angesicht schon am ersten Tag wie ein alter, lieber Bekannter angemuthet hatte, sodas sie am Morgen beim Erwachen jäh in Gluth getaucht erschienen, als sie sich darauf besann, was für thörichte Dinge sie diese Nacht im Traum gehört und gesprochen! . . .

Arno wartete am anderen Morgen den Briefträger ab, der aber trotz eines gestern aufgegebenen Telegramms noch immer nicht mit dem vom Photographen zu liefernden Bilde erschien. Sein Mißmuth darüber verschwand jedoch schnell, als er beim Betreten des Gutshofes Dora traf, die gerade damit beschäftigt war, die Tauben und Hühner zu füttern und dabei ab und

zu einem schönen, großen Hühnerbunde einen tätschelnden Klappß gab. Es war ein entzückendes Bild, das er da genoss. Aber es schien, als ob sie seinen Blick fühle, wiewohl sie ihm das Antlitz nicht zulehrte. Sie drehte sich auf einmal um und begrüßte ihn erröthend.

„Haben Sie Hunde so gern?“ fragte er sie, und als sie es bejahte, erfüllte ihn das mit großer Freude. Sie posierten eben in allen Dingen zu einander.

„Ich auch!“ erklärte er nun und fing an, dem mächtigen Kerl die Ohren zärtlich zu zausen.

„Wie heißt denn der gute Bursche?“ fragte er dabei.

„Bummel!“ sagte sie. „Ein drolliger Name, nicht?“

„Sehr!“ gab er zu und dachte an seine Engländer, die Menschnennamen trugen.

„Wie ihn mein Schwager kaufte, hieß er Leo. Aber das klang uns absehnlich, weil wir einen alten, guten Dntel haben, der auch Leo heißt! Da haben wir ihn einfach umgetauft! Und „Bummel“ kann ein anständiger Mensch doch wohl kaum heißen!“ lachte sie.

Er war roth geworden, und in seinem Herzen stand der Entschluß fest, daß bei ihm daheim auch Umtaufe stattfinden müsse. „Phylax und Moppel“ wollte er sie nennen, oder „Tipps und Tapps“, aber nie mehr Bob und Dolly! Dieser Engel sollte ihn in Zukunft nicht wieder an Menschenfreundlichkeit beschämen. —

„Dolly!“ klang es in diesem Augenblicke über den Hof weg. „Dolly!“

Wie elektrisirt fuhr er herum. Aeffte ihn da jemand? Oder hatte er Hallucinationen?

„Ich komme!“ antwortete nun aber das Fräulein an seiner Seite, und blitzschnell fiel es ihm ein, daß Dora und Dorothea der gleiche Name seien, aus dem die Engländer sich Dolly geformt hatten! Merkwürdig, wie oft die britische Abtürzung gerade in dieser Gegend vorkam.

„Heißen Sie auch Dolly?“ fragte er lächelnd.

„Meine Schwester ruft mich mitunter so!“ gab sie zur Auskunft. „Sind Sie die Form nicht nett?“

„Im Gegentheil, ganz köstlich!“ entgegnete er, und in Gedanken fügte er leusend hinzu: „Ich wollte, Kind, ich dürfte Dich auch erst Dolly nennen!“

„Es klingt wenigstens nicht so steif wie Dora oder so pathetisch wie Dorothea!“ lachte sie, und mit einem fröhlichen „Auf Wiedersehen!“ schwebte sie über den Hof hin.

Arno sah ihr nach, so lange sie überhaupt sichtbar war. Dabei hatte er sogar den Hufschlag seines Braunen nicht vernommen, der von Stübede gefattelt aus dem Stall geführt, jetzt ein munteres Gewieher neben ihm erhob.

„Das war 'n seiner Spielkam'rad für Bob und Dolly!“ meinte Stübede, dabei auf Bummel zeigend, der an dem ihm schon vertrauten Burschen in läppischer Freude emporprang. Aber die Nennung dieser Namen war so ziemlich das Dummste, was der arme Stübede vorbringen konnte.

„Stübede,“ sagte der Lieutenant wäthend, „wenn Du noch ein einziges Mal, so lange wir hier sind, von Bob und Dolly redest, dann fliegst Du drei Tage in den Kästen, verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!“ murmelte Stübede ganz gefnickt. Er hatte keine blasse Idee, was für ein Verbrechen er mit der Erwähnung der „positivlichen Viecher“ schon wieder begangen haben konnte. Indessen prägte er sich den Uks seines Herrn Lieutenants gehörig ein; denn der Teufel konnte wissen, ob die drei Tage nicht vielleicht doch ernst gemeint waren. So bärbeißig hatte sein Gebieter überhaupt noch nicht ausgehoben, wenn er ihm ähnliche schöne Dinge in Aussicht gestellt hatte, wie diesmal! — —

Ein paar Stunden nach Herrn von Eschenborn's Ausritt fuhr ein leichtes Korbwägelchen unter lustigem Peitschenknallen auf den Hof.

„Holla, Wirthschaft!“ rief sein langaufgeschossener Lenker, der die Uniform der königlichen Steuerbeamten trug, warf einem Anechte die Fägel zu und sprang gewandt ab, um einer schmucken, kleinen Frau und darnach auch dem Kindermädchen, das ein etwa halbjähriges Baby trug, auf den Erdboden zu helfen.

Währenddessen war auch schon die Hausfrau in der Thür des Herrschaftsgebäudes erschienen und rief den Ankömmlingen ein fröhliches „Willkommen“ zu.

„Dolly!“ rief sie dann in den großen Flur zurück. „Komm schnell, es ist Besuch da! Die Trimbürger: Vater, Mutter und Kind!“

„Wie geht's, gnädige Frau?“ fragte nach herzlich Begrüßung der Ober-Steuer-Inspector Köhling. „Viel Wirthschaft durch die Einquartierung, nicht? Wir sind auch bloß auf zwei Stunden da! Ich war drüben auf der Zuckerrabrik in Gilmrode und muß nachher noch nach Hohenstebel! Weil's so schönes Wetter ist, habe ich das ganze Volk mitgenommen!“

„Aber Ihre Frau müssen Sie uns hier lassen, Herr Ober-Inspector! Nicht, Eva, Du bleibst doch ein paar Tage?“

„Freilich bleibt sie!“ sagte jetzt Dora, die eben in der Thür erschien, und schüttelte den Gästen fröhlich die Hände.

„Auf keinen Fall!“ entschied der Inspector lachend.

„Er ist nämlich eifersüchtig!“ ergänzte die junge Frau seine kategorische Ablehnung.

„Eifersüchtig? Auf wen denn?“ erkundigte sich lachend die Frau vom Hause und bat die Herrschaften durch eine Handbewegung, endlich näher zu treten.

„Geben sie mir Dolly nur her, Anna!“ forderte die junge Mutter ihr Mädchen auf. „Sie können in die Küche gehen und die Freundschaft besuchen!“

Als sie nun aber im Salon waren, gab sie Antwort auf die Frage. „Auf Euere Einquartierung!“ sagte sie kichernd.

„Ihr habt doch einen Lieutenant von den blauen Husaren, nicht?“

„Ja, ganz recht!“

„Eschenholz oder so muß er heißen!“

„Eschenborn! Aber woher weißt Du?“

„Ich bin vor etlichen Tagen von Sedenheim bis Trimbürg mit ihm in der Eisenbahn zusammen gefahren!“

„Ah! — Aber woher weißt Du denn, daß der hier bei uns —?“

„Weil wir ihn vorhin in Gilmrode durchreiten sahen, den Weg von Kleinkoberstedt her, dem Sammelpfad bei Kaltenberg, glaub' ich, zu! Daraufhin hab' ich sofort gefragt: der liegt in Kleinkoberstedt im Quartier, und ätsch!“ — dabei schabte sie ihrem langen, strunrunzelnden Ehegemahl allerliebste Mädchen — „ich habe recht gehabt!“

„Wenn Sie glauben, gnädige Frau, daß ich in Wirklichkeit eifersüchtig bin,“ begann der etwas pedantische Inspector.

„Na, na!“ drohte die Hausfrau.
„Auf keinen Fall! Aber man weiß doch: diese Herrn Offiziere, — zumal die von der Kavallerie!“

„Sogar, leichten Kavallerie!“ fügte Frau Eva hinzu.
„Findet Ihr ihn nicht komisch, Constanze? Dolly? Was? Was einen so lieben, gutmüthigen und zärtlichen Familienkennner wie diesen Lieutenant eifersüchtig zu sein?“

„Familienvater?“ fragte erstaunt die Hausfrau, während Dolly in tödlichem Schrecken erbleichte.

„Ja, wißt Ihr denn das nicht?“

„Kein Sterbenswörtchen! Im Gegentheil, wir dachten —“

„Ach, das ist aber wunderbar! Gewiß ist er verheiratet. Hat sogar Zwillinge! Und das Mädel davon heißt Dolly!“

„Wer's glaubt!“ murmelte der Inspector.

Aber nun entrüstete sich die junge Frau ernstlich. „Wer glaubt!“ echoete sie spöttisch. „Wo ich am Bahnhof in Trimbürg mit meinen eigenen Ohren gehört habe, wie die Fräulein dinnen seiner Frau mit ihm darüber schwätzten und sich die hübschen Kinder wegen den Wunderbeutel umhingen? Er ist extra aus dem Manöver nach Hause gefahren, um sich mit der Familie für seine Mutter zum Geburtstag photographiren zu lassen!“

„Du erzählst Wunderdinge, Eva!“ sagte die Hausfrau.
„Täuschst Du Dich da auch wirklich nicht?“

„Wenn er nicht einen Doppelgänger hat: nein! Wir haben lang und breit gerade über die Kinder gesprochen. Bob und Dolly heißen sie und sind jetzt sechs, — nein, nun ja schon sieben Wochen alt! Und Dolly heißt nach einer Tante in England, wo seine Frau nämlich her ist!“

„Ich erkläre!“ sagte Frau von Koberstedt. „So ein Dummhäuter!“

Dolly war ans Fenster getreten und lehnte wie berauscht den Kopf gegen die Scheiben. So qualvolle Gedanken hatten ihr armes Hirn noch nie zermartert. Konnte ein Mann wirklich so falsch, so bodenlos falsch sein und dabei ein so ehrliches, treuherziges Aussehen haben?

„Er hat Dir was vorgefunkert, liebe Eva,“ hörte sie jetzt den Inspector sagen, „weil Du Dich sonst nicht mit ihm einlassen hättest!“

„Und das Gespräch auf dem Bahnhof habe ich geträumt?“ trumpfte sie.

„Na, ich möchte wetten, —“ murrte der Ehemann. „Wie sein Weibchen ließ ihn nicht ausreden.“

„Alter, eifersüchtiger Drummbar!“ lachte sie ihm aus.
„Hätte ich lieber den nächsten Zug nehmen und Dich warm lassen sollen, als ich in Hildesheim keinen Platz mehr in Frauen-Coupé fand, was? — Komm, Dolly, laß uns ein bißchen durch den Garten streifen! Vielleicht finden wir ein paar reife, blaue Pflaumen! — Pflaumen, mein Herr, machst, und nicht Husaren, verstanden?“

Und mit ihrem Baby auf dem Arme wandelte sie Arm in Arm mit deren großer Namensschwester durch die Blätter über die Veranda in den Park hinunter.

„Hast Du wirklich richtig gesehen, Eva?“ fragte wieder Dora Walden die Freundin.

„Ich glaube, Dolly, Du hast Dich in ihn verschoben!“ verlegte die junge Frau, und wie sie ein paar Thränen an den schönen Wimpern hängen sah, fügte sie theilnahmsvoll hinzu.
„Arme Dolly! es giebt ja noch ganz andere und viel schönere Männer, als so einen windigen Lieutenant! Denn, wenn eine seine Familie so verleugnet und den Trauring vom Finger zieht, nur um im Manöver dummen Mädeln die Köpfe verdothen zu können, so muß das doch ein gräßlich windiger Patron sein, obgleich mir dieser Herr von Eschenborn damals in der Eisenbahn so recht solide und ehrpüßig vorgekommen ist!“

„Ich kann's auch wirklich nicht glauben, liebe Eva!“ schluchzte herzbrechend die unglückliche Dolly und lehnte die dunkelblonden Stirn gegen die freie Schulter der Freundin, was der kleinen Dolly offenbar als eine Aufforderung zu zausen erschien; denn sie fing sofort an, ihre kleinen Händchen in dem braunen Oektafel zu vergraben.

„Dolly, willst Du wohl!“ wehrte ihr die Mutter. „Und was das Kind nun anfang, ob des gestörten Genusses so mein bemerke sie ernsthaft-drollig: „Das ist gut; hilf Deiner Tante, Kind! Desto eher wird sie damit fertig!“

Als aber auch diese leise Mahnung bei der großen Dolly nichts half, fing sie an, dem armen Mädchen wortlos das Haar zu streicheln, als ob ihre diese Liebkosung einen Trost gewähren könne.

Nun aber wurde auf den Kieswegen des Parkes ein Schritt hörbar.

„Es kommt jemand! Rimm Dich zusammen, Dolly!“ sagte Eva.

Sie blickte auf.

„Das ist Stübede, sein Bursche!“ flüüsterte sie. „Aber hier rechter Hand ist eine Laube.“

„Sein Bursche? Weißt Du, den werd' ich einmal nachfragen! Das ist doch das Einfache!“

„Ach, thu' das lieber nicht, Eva. Das sieht so ernstlich neugierig aus!“ tuschelte sie zurück.

Sie fürchtete sich davor, die Wahrheit zu hören.

„Ich werde schon so fragen, daß es harmlos erscheint. Laß mich nur machen! Aber stell' Dich so, daß er Deine weinenden Augen nicht sieht!“

„So gib mir das Kind!“

„Hier!“

Mittlerweile war Stübede herangekommen, hatte die Hand aus dem Mund genommen und wollte sich nun mit einem verlegenen Gruß vorbeischieben.

„Guten Tag, Herr Stübede!“ sagte indes die junge Frau und hielt ihn an. „Fräulein Dora sagt mir da eben, daß Sie der Bursche vom Herrn von Eschenborn sind?“

„Ja, das bin ich!“ grinste Stübede.

„Ich kenne Ihren Herrn Lieutenant nämlich und hätte ich gern mal gesprochen. Kommt er denn bald zurück?“

„Aee, heute wird's wohl sieben werden!“ meinte Stübede.

„Schade!“ erklärte Eva lächelnd. „Wie ist denn das ausgefallen, um das er neulich in Sedenheim war?“

„Ist es noch nicht angekommen?“

„Aee, aber wir lauern jeden Tag drauf!“

„So! Na, es wird schon noch eintreffen! Grüßen Sie den Herrn Lieutenant nur, bitte, von mir. Ich bin die Ober-Steuer-Inspector Köhling aus Trimbürg, mit der er neulich in der Eisenbahn zusammen gefahren ist! Wie geht denn seinen Kleinen, dem Bob und — der Dolly?“

Stübede bekam einen Heidenerschreck, als er die Hunde er- wahren hörte, und wurde roth wie ein gehehelter Bitter. Aber er hütelte sich, die heisse Frage zu beantworten. Verlegen kraute er sich den dicken Kopf und blinzelte bald nach dem Fräulein vom Hause, die ihm den Rücken zuwandte, bald zu der neugierigen, jungen Frau hin.

„Na, was haben Sie denn? Sie sind ja so roth geworden und so verlegen?“ fragte die Groß-Inquisitorin weiter. „Sie sind doch gesund?“

„O ja, sie sind alle beide ganz mobil!“

„Aber das konnten Sie doch gleich sagen!“ ermunterte sie ihn.

„Ach, es war nur, weil der Herr Lieutenant nicht wollten, hier einer erfährt —“ stotterte Stübede.

„So, so? — Na, es ist gut! Sie haben uns nichts gesagt, Herr Stübede, wenn's einmal so sein soll!“

Damit entließ sie den Schlauberger.

„Nun, habe ich zuviel gesagt?“ wandte sie sich an Dolly.

„Ach Gott, ich bin ja so todtunglücklich!“ stöhnte die Aermste.

„Ja, hat er denn ernstlich?“

„O nein, gar nicht! Keine Silbe! Aber ich dachte doch, — Ewa, nimm mich heute Abend mit nach Trimburg, ehe er zurückkommt!“

„Wern, liebe Dolly! Ich will meinem Mann gleich Bescheid sagen. Er kann ja von hier nach Hohenstiebeck reiten und halt uns nachher ab!“

„Wie Du willst! Ich bin mit allem einverstanden! Nur fort!“

murmelte Dolly und stüchtete in ihr Zimmer hinauf, um einige Vorbereitungen zu der so übersätzten Abreise zu treffen. Ewa begab sich zu ihrem Gatten, um diesem von dem Bescheid, den sie eben gefasst hatten, Kenntniss zu geben. Auch die Hausfrau wurde dadurch von Dolly's plötzlichem Einfall unterrichtet und kam jetzt eilig die Treppe herauf in das Zimmer der Schwester.

„Du willst mit nach Trimburg, Dolly? Ja, weshalb denn?“

„Wie sie aber das verweinte Gesichtchen sah, ging ihr schnell ein Licht auf, denn das Interesse, das die beiden jungen Leute für einander gehabt hatten, war ihr ja nicht entgangen.“

„Steht es so mit Dir, liebes Herz?“ fragte sie bekümmert.

„Ja, dann ist es wohl schon das Beste, Du verschwindest auf ein paar Tage, damit Dir der abscheuliche Mensch aus dem Sinn kommt. — Vorhin ist übrigens ein neuer Beweis dafür eingetroffen, daß Ewa recht hat.“

„O, wirklich?“

„Du glaubst es immer noch nicht?“

„Ach Gott, ich muß wohl!“

„Der Photograph hat das Bild geschickt!“

„So ist es? Unten? Laß es mich sehen!“

„Aber Kind, es ist doch ein Postpaket!“

„Ach so!“

„Heute Abend, wenn er kommt, werde ich es ihm selbst überreichen und sein verlogenes Gesicht dabei studiren!“

„Das hat er nicht! Ach, er sieht so grundecklich aus!“

„Eben deswegen! — Und wenn er nach Dir fragen sollte, so werde ich ihm Bescheid sagen, aber gehörig!“

„Das würde mich nur bloßstellen! Er hat ja kein Wort davon gesagt, daß er, — daß ich —“

„Auch gut, so werde ich ihm erzählen, daß Du zu Besuch zu Deinen künftigen Schwiegereltern gefahren bist!“

„Aber, Constanze, ich habe doch gar keine künftigen Schwiegereltern!“

„Diesen Bösewicht muß man mit seinen eigenen Waffen bekämpfen! So sieht er doch, daß er eigentlich der Genas-führer war! Hab ich recht?“

„Du, was Du willst, Constanze! Ich — ich — werde larmberzige Schwester!“ schluchzte Dolly.

„Na, natürlich. Darauf haben wir gerade gewartet! Du bleibst ein paar Tage in Trimburg, bis der Trubel hier zu Ende ist und Du den schlechten Kerl vergessen hast, und dann —“

„Ich werde ihn nie vergessen, Constanze!“

„Sei doch nicht thöricht, Dolly! Morgen schon sieht die Welt ganz anders aus! Kannst es glauben! Wenn Du fertig bist mit Paden, komm herunter. Ich habe für Nöbling's ein Wahl herrichten lassen, weil Ihr doch vor Abend fortwollt!“

„Ich kann nichts essen!“

„Brauchst Du auch nicht! Aber Du kannst doch bei uns sein! Nicht, Schatz?“

Damit huschte sie wieder hinab, um in Küche und Keller ihren Hausfrauenpflichten obzuliegen.

gleich nach Beendigung der Parademarisch-Uebung war Keno von Eschenborn vom Mandersfelde abgehwenkt und heimwärts geritten. Die Kameraden, die in einem halb städtisch eingerichteten Gasthof, der in der Nähe lag, Tafel halten wollten, waren vergesslich bemüht gewesen, ihn zum Bleiben zu überreden. Selbst Hagenfeld's allezeit spottlustige Zunge, die sich in Erkundigungen gütlich gethan hatte, ob er sich vielleicht „seiner Familie“ habe nachkommen lassen, hatte ihm kaum ein Wächeln abgedröhnt. Natürlich war auch von diesem und jenem die Vermuthung laut geworden, auf dem alten Rittergute müßte wohl ein junges, schönes Burgfräulein hausen: aber er hatte sich gehütet, diesen Vermuthungen Nahrung zu geben. Der Geburtstagsbrief für seine Mutter und die Verpachtung des hoffentlich nun eingetroffenen Bildes waren der Wall gewesen, hinter dem er sich sicher verchanzt hatte.

Zunächst hatte er sogar selbst geglaubt, keinen anderen Grund zu so schleunigem Heimritt zu haben. Bald aber merkte er doch, daß die Unruhe in seinem Blute durchaus nicht mit der Bummelerei seines Photographen zusammenhing, sondern irgend ein geheimnißvoller Drud wie Gewitterschwüle auf seiner Seele lastete.

Der Hof von Kleinobersiedt kam ihm wie ausgestorben vor, trotz des unbekanntem Wägelchens, auf dessen Deckleder die Nachmittagssonne frapenhaft-spöttische Lichter tanzen ließ. Er wartete Stübeden die Fügel zu und trat in das Haus. Ein fremdes Gesicht zog sich von einem der Fenster zurück, ohne seinen Gruß abzuwarten.

„Werkwürdig heute!“ dachte er und stieg leise die Treppe zu seinem Zimmer hinauf. Wie er oben eine Thür gehen hörte, blieb er stehen und horchte. Der Schall kam aus dem Seitenflügel, wo die Zimmer der Guts herrschaft lagen. Nun kam auch ein leichter, leichter Schritt näher, aber nicht halb so leise, als sonst. Und doch wußte er, daß es ihr Schritt war. Ob sie wohl lächeln würde, wenn sie ihn unvermuthet auf ihrem Wege fand?

Wie Einer, der im Aufstieg einmal rasten mußte, setzte er seinen Weg fort und stand nun vor ihr, ehe sie noch Zeit hatte, die Flucht zu ergreifen.

„Grüß Gott, Fräulein Dolly!“ kam es ihm leise und innig von den Lippen. Sein Gefühl für das herrliche Gesichtöpf hatte ihn fortgerissen und zu so vertraulicher Anrede verleitet.

„Guten Tag, Herr Lieutenant!“ sagte sie tonlos, aber mit zuckenden Lippen. Kein Blick traf ihn dabei, und hastig wollte sie an ihm vorüberstreifen.

Ein jäher Schreck zog ihm schmerzhaft durch die Brust. Was war denn vorgefallen, daß sie so bleich und verstört aus- sah und verweinte Augen hatte?

„Liebes Fräulein Dolly,“ hat er weich und ließ sie nicht vorüber. „Sie haben irgend einen Kummer!“

„Sie irren sich durchaus, Herr Lieutenant!“ entgegnete sie herb. Aber so ließ er sich nicht abspesen.

„Warum wollen Sie es mir verschweigen, Fräulein Dolly? Ich nehme so herzlichen Antheil an allem, was Sie angeht! Sie wissen ja noch nicht, — aber vielleicht ahnen Sie es doch, — vielleicht hat Ihnen mein Blick es verrathen, was meinen Lippen noch nicht entschlippen sollte —“

„Nicht weiter, Herr von Eschenborn!“ zürnte sie nun, empört über seine Gewissenlosigkeit. Und wie er im Begriff war, nach ihren Händen zu haschen, entwand sie ihm diese voll Ab- schein wieder und sagte schneidend: „Nähren Sie mich nicht an, Herr Lieutenant, oder ich schreie um Hülfe! Für Ihr Spielzeug bin ich denn doch wohl noch zu gut!“

Herrn von Eschenborn war es, als fielen er durch sämtliche sieben Himmel der Nothleuten mitten in den ärgsten und greulichsten Höllenpfuhl.

„Für Ihr Spielzeug, gnädiges Fräulein?“ fragte er, ganz aus der Fassung gebracht. „Wer sagt Ihnen denn —?“

„O, verließen Sie sich nur nicht mehr. Wir wissen jetzt alles! Und es ist eine Schande, daß ein verheiratheter Mann sich so vergehen kann, —“ fuhr es ihr heraus. Aber das letzte Wort erstickte schon in neu aufsteigenden Thränen.

„Ein verheiratheter Mann?“ fragte er, ärgerlich auslachend.

„Soll ich denn das etwa sein? Wer hat denn den Unsinn aufgetischt?“

„Kennen Sie Frau Ober-Steuer-Inspector Nöbling aus Trimburg?“ fragte sie ihn mit vernichtender Schärfe.

Er besann sich einen Augenblick lang und schlug sich dann schallend mit der Hand vor die Stirn. „Ah, da schaut's her- aus?“ sagte er nun, merkwürdig heiter für die feinen Ohren Dolly's.

„Ob ich sie kenne! Natürlich, wenn auch nur aus der Eisenbahn her!“

„Ganz recht!“ erklärte Dolly. „Diese Frau ist meine Freun- din, sie erwartet mich jetzt unten!“

„Diese arme Frau habe ich neulich schwer belogen, Fräulein Dolly! Ich will ihr sofort Aufklärung geben, und Sie sollen dabei sein. Aber vorher müssen Sie mir erst versprechen, dann auch allen Groll gegen mich fahren zu lassen!“

Seine Zuversicht beglückte sie, und wie von einem Alp be- freit, hob sich ihre Brust.

„Aber das Bild!“ sagte sie dann plötzlich.

„Ist es angekommen?“ fragte er schnell.

„Am Nachmittag! Es wartet unten auf Sie!“

„Eine bessere Hülfe konnte mir der Himmel nicht schicken!“ lachte er vergnügt. „Kommen Sie nur, liebes Fräulein, wir wollen es sofort auspacken, und dann werden Sie ja sehen! Verzeihen Sie mir nur die kleine, gute Frau Steuer-Inspector!“

Eifriges Schweigen herrschte im Salon, als die Thür geöffnet wurde und Eschenborn, doch ein wenig verlegen den Schnurr- bart zwirbelnd, jetzt hinter Dolly eintrat.

Nach einer kurzen allgemeinen Begrüßung fragte er sogleich nach dem Pakete, das für ihn angekommen sei, und indem er sich daran machte, die Fäden und Hüllen davon zu entfernen, sagte er lächelnd und mit einer leichten Verbeugung zu seiner erwartungsvoll dreinschauenden Eisenbahnbekanntschaft:

„Lügen haben kurze Beine, gnädige Frau! Ich bin ein arger Schalk Ihnen gegenüber gewesen und war doch, bei Gott, von keiner schlechten Absicht dabei befeelt! Als mir Ihre ver- ehrte Frau Gemahlin, Herr Ober-Inspector, dicht hinter Seden- heim so recht beglückt erzählte, ihr Baby hieße auch Dolly, da schämte ich mich fattig und hatte nicht die Courage, ihr ein- zugestehen, daß meine Dolly dieser kleine, alberne Foyterrier hier wäre!“ Dabei drehte er das Bild herum und zeigte die Gruppe, auf der er zwischen seinen Lieblingen paradierte.

„Das sind ja Hunde! Alle Donnerwetter!“ rief der Ober-Inspector schmunzelnd und warf seiner Frau einen Sieger- blick zu.

„Für die kleine Fahrstrecke, dachte ich damals,“ fuhr der Lieutenant fort, „darfst du dir schon den Spaß machen, um ihr den Stich ins Herz zu ersparen! Das übrige können Sie sich jetzt wohl hinzudenken! Wie ich gar hier in Kleinobers- stedt eine zweite Dolly kennen lernte, kam ich mir geradezu verrückt vor, solchen Namen mißbraucht zu haben! Und das schwöre ich Ihnen feierlich: sobald ich nach Hause komme, werden sie umgetauft, die kleinen Friedensförder. Vielleicht helfen Sie mir nachher Namen zu suchen; vor allem aber bitte ich jetzt um Absolution!“

„Eine verdrehte Geschichte!“ lachte fröhlich die Hausfrau, und wie er löst stimmten sie alle ein. Der Ober-Inspector schüttelte dem Schalk die Hand, und auch seine so arg hinters Licht geführte Gattin hielt dem um Verzeihung bittenden Blick des Sünders nicht lange Stand.

„So zu lügen!“ jagte sie zwar, aber es lag eine gewisse Bewunderung in dem Ton.

An demselben Fenster, wo sie vor etlichen Stunden so entzückert in den Park hinausgestarrt hatte, lehnte Dolly und beobachtete, wie dieser triegserfahrene Taugenichts ihr näher und näher rückte. Von der Frau Ober-Inspector zu ihrem Schwager, von dort zum Ober-Inspector, nun war er bei ihrer Schwester, jetzt legte er sein Bild auf das Tischchen, das ihrem Fenster am nächsten stand, — und nun stand er nach einer raschen Wendung vor ihr.

„Gnädiges Fräulein, bin ich rehabilitirt?“ flüsterte er.

„Ich denke!“

„Und darf ich Ihnen nun wieder die Hand drücken?“

„Gewiß!“

„Und auch einen respektablen Kuß darauf hauchen?“

„Muß das sein?“ fragte sie, leise verwirrt und langsam erröthend.

„Eigentlich nein!“ sagte er, sich aus der schon halbgebückten Lage wieder aufrichtend.

„Wenn Sie mir dafür gestatten wollen —“

„Herr von Eschenborn!“ mahnte sie ihn bestürzt; denn ihr heftig klopfendes Herz wußte wohl, was er gemeint hatte, ohne daß er seinen Satz zu Ende gesprochen.

„Fräulein Dolly,“ flüsterte er, sich schein nach den anderen umsehend, die in ein lebhaftes Gespräch gerathen waren. „Ihr Kummer vorhin hat mir mehr verrathen, als Sie mir in diesen flüchtigen Mandvertagen vielleicht zugestanden hätten! Ich weiß jetzt, daß ich ein Glückspilz bin, und wenn Sie tausendmal nein sagen! — Hast du mich lieb, Dolly?“

„Ja!“ hauchte sie.

Da bukete er sich nieder und küßte ihr glühend die schönen schlanken Hände. „Als Abschlag!“ flüsterte er dabei und sah sie bestelgt an.

Ober-Steuer-Inspector aber fuhren nun doch erst am anderen Morgen. —

Kochdruck verboten.

Ostria an der Via Appia.

Nach dem Gemälde von Alb. Flamm. — Siehe Seite 164.

Die Via Appia, die Königin der Straßen, wurde um das Jahr 312 v. Chr. von dem römischen Cenfor Appianus Claudius Cäcus angelegt, sie führte von Rom über Bovilla, Forum Appii, Terracina, Formia, Minturne nach Capua und erhielt im dritten Jahrhundert v. Chr. eine Fortsetzung bis Brundisium. Heute ist die berühmte, wie für die Ewigkeit gebaute Straße, die auf ihrer ganzen Länge mit gewaltigen Polygon-Steinen gepflastert war, zum größten Theil zerstört. Man benötigte die Steine theils zur Pflasterung neuer Wege, theils baute oder besserte man damit die Straßen der Städte und Ortschaften. Von den erhaltenen Theilen aber, namentlich bei Terracina, kann man die vorzügliche Bauart der Straße noch erkennen, und Unterbaue durch tiefe Gründe, wie z. B. bei Aricia, dürfen noch jetzt als Wunderwerke bezeichnet werden. Die Straße war so breit, daß zwei sich begegnende Wagen bequem ausweichen konnten, sie hatte zu beiden Seiten erhöhte Einfassungen, etwa wie unsere Fußsteige, und war von Rom aus meilenweit zu beiden Seiten mit prachtvollen Grab-Monumenten besetzt, von deren Herrlichkeit allein das Grabmal der Cäcilia Metella noch einen Begriff geben kann. Sonst sieht man nur noch Ruinen und Trümmer, und manche am Wege liegende Ostria (Wirthshaus) ist aus den Steinen der Grab- mauer und der Straße gebaut worden. — Als Canova einst von der Kunstsprache der Via Appia erzählte, erwiderte Napoleon I. geringschätzig: „Was war es denn Großes? Die Römer waren ja die Herren der Welt!“

Kochdruck verboten.

Zierliche Mode-Palmen.

Von Max Hessdorffer.

Mit Original-Illustrationen von Johanna Bedmann.

Auf dem Gebiete der Blumenliebhaberei giebt die Mode dem Gärtner die Richtung an, nach welcher er seine Kulturen einzurichten hat. Wie auf anderen Gebieten, so wechselt auch in der Blumenpflege die Mode nur zu häufig; eine Pflanze, die sie in einer Saison auf ihren Schild erhebt, läßt sie in der nächsten vielleicht schon wieder fallen, und so ist manche Blumenpracht in unverdienter Vergessenheit gerathen. Neben der Rose und dem Veilchen giebt es nur noch verschwindend wenig Pflanzen, von denen man sagen kann, daß sie über der Mode stehen, aber auch sie werden von ihr in einer gewissen Weise beeinflusst, indem schöne und beliebte Sorten in Vergessenheit gerathen und durch andere ersetzt werden, von denen man nicht immer behaupten kann, daß sie schöner und dankbarer seien. In mancher Beziehung kann man behaupten, daß der Einfluß der Mode auf die Gartenkultur ein unheilvoller sei, in anderer Hinsicht bringen die Modelaunen dem Züchter aber oft erhebliche Vortheile, indem sie dazu beitragen, daß das Interesse an der Pflanzenwelt wach erhalten wird.

Während durch eine ganze Reihe von Jahren die Blumen- mode vorzugsweise große und stolze Blüten begünstigte, sodas das Elegante und Zierliche aus den Gärten und Wohnräumen vollständig verdrängt wurde, hat sie sich in neuester Zeit wieder lieblichen Gewächsen zugewendet. Diese neue, noch im Zu- nehmen begriffene Mode-Richtung verdient thätigst unterstützt zu werden, da sie uns viele Blumen wieder näher bringt, die seit Jahrzehnten fast völlig verschollen waren und nur noch in den botanischen Gärten ein abgeschiedenes Dasein fristeten. Im Frühling begegnete man jetzt schon häufig in den Blumen- geschäften zierlichen Blüthengewächsen der neuholländischen Flora, die einmal vor fünfzig Jahren die Blüten des Tages waren, und die zierlichen und dankbar blühenden Stauden haben sich seit geraumer Zeit wieder mehr und mehr in den Gärten verbreitet.

Die Vorliebe für das Elegante hat sich aber nicht allein auf Blüthengewächse beschränkt, sondern auch auf mannigfache Blattgewächse ausgedehnt. Unter diesen Blattpflanzen, die gegenwärtig so begehrt sind, daß man sie in einzelnen Gärtnereien, namentlich in Belgien, zu Hunderttausenden heranzieht, sodas man in einigen Etablissements förmliche Wälder von ihnen sehen kann, gehören auch verschiedenartige Zimmerpalmen, von denen wir umstehend die wichtigsten und beliebtesten im Bilde vorführen. Früher beherrschten nur große, statlich belätterte Fächer- und Fiederpalmen die Salons unserer Wohn- räume, an deren Stelle jetzt allerliebste Zwergpalmen, und solche Zwergpalmen giebt es unter den stolzeften Pflanzen des Ge- wächshauses, was bisher nur wenig bekannt war, denn von allen Zwergpalmen hatte sich nur eine einzige Aufnahme in die Kulturen verschafft, es war dies eine zierliche Cocos-Palme, Cocos Woddellina, die unsere Abbildung veranschaulicht. Von den Cocos-Palmen ist namentlich die echte Art, die uns die herr- lichen Früchte liefert, eine der stolzeften und statlichsten Palmen, aber auch die übrigen Arten, von denen bis jetzt fünfundsreißig bekannt sind, sind meist statliche Pflanzen. Eine Ausnahme macht nur die abgebildete zierliche Art. — Sie ist in Brasilien heimisch und bildet in ihrer Heimat nur kleine 1 1/2 bis 2 Meter hohe Stämme, die sich in der Kultur erst nach vielen Jahren

entwickeln. Aber auch mit ihrem zierlichen Stamme ist diese Palme eine wirklich elegante Erscheinung. Die feinen, gefiederten Wedel sind von zierlichster Gestalt und von frisch dunkelgrüner Färbung. Diese niedliche Pflanze, die man jetzt häufig in den Schaufenstern der Blumenhandlungen sieht, gedeiht im Zimmer fast noch besser als im Treibhause, zumal sie weder zu große Luftfeuchtigkeit noch zu hohe Temperatur liebt, sie ist auch nicht schwierig zu behandeln, man muß sie aber vorsichtig mit nicht zu kaltem Wasser gießen, da die verhältnismäßig schwachen Wurzeln ziemlich empfindlich sind. Eine schon anspruchsvollere Mode-Palme ist *Geonoma gracilis*, die wir gleichfalls in einem wohlgetroffenen Bilde zur Darstellung

Viele dieser Arten haben sehr dünne, schlanke, rohrartig geringelte Stämmchen. Unter den eingeführten und in Kultur befindlichen ist die abgebildete die zierlichste und empfehlenswertheste, von der ich, so weit meine bis jetzt gemachten Erfahrungen reichen, annehmen muß, daß sie sich leicht und sicher an die Stubenluft gewöhnen wird. Eine zweite Art, *Geonoma imperialis*, scheint gleichfalls sehr in Aufnahme zu kommen; sie war in prachtvollen Exemplaren auf der vorjährigen Hamburger Gartenbau-Ausstellung zu sehen, doch ist sie recht wärmebedürftig, und es dürfte fraglich sein, ob sie sich so gut wie die erstgenannte im Zimmer halten wird.

Sehr interessant sind von den Fiederpalmen auch die Vertreter der Gattung *Kentia*, die auf den Lord Howe-Inseln in Australien vorkommen. Von diesen Kentien sind verschiedene stattliche Arten seit längerer Zeit beliebte Zimmergewächse, sie sind überhaupt die besten Palmenarten zur Zimmerkultur, da sie die trockene Stubenluft vorzüglich vertragen und fast in jedem Wohnraume üppig gedeihen. Eine Palme dieser Art, die ich seit mehreren Jahren im Zimmer pflege, hat, ohne besondere Arbeit zu verursachen, einen so großen Umfang angenommen, daß sie mir fast lästig wird, ein Fall,

der bei im Zimmer gepflegten Palmen nur selten eintreten dürfte. Die wenigen bekannten *Kentia*-Arten haben durch eine neue und höchst elegante Einführung eine wünschenswerthe Bereicherung erfahren. *Kentia Sanderiana* ist der Name dieser neuen Palme, die unsere Abbildung in einem kleinen Exemplare darstellt. Diese Palme, die mir im Zimmer sehr erfreuliche Fortschritte macht, ist von dem deutschen Gärtner Sander in St. Albans (England) und in Belgien durch dessen eigene Reisende aus Australien

geführt worden. Zwei Jahre waren die Reisenden unterwegs, bis sie größere Bestände dieser Palme fanden und ein größeres Quantum sammeln konnten. Die Einführung dieser Palme hat ein ganzes Vermögen verschlungen, Herr Sander ist deshalb nicht gewillt, erneut Reisende zu entsenden, sodas die kleine, zierliche Palme, die heute schon ein großes Exemplar mit fünfzig Jahren bezahlte wird, in mehreren Jahren zu den größten Seltenheiten gehören dürfte. In meiner eigenen Anwesenheit in Belgien sah ich

in der Sander'schen Gärtnerei größere Bestände dieser lieblichen Palmenart, die wohl ausreichen dürften, die begeistertsten Verehrer dieser Palme in der nächsten Zeit zu versorgen. Diese kleine Palme ist, wie gesagt, ein gleichfalls zierliche Erscheinung, in der Haltung etwas steifer wie die *Geonoma*



Kentia Sanderiana.



Geonoma gracilis.



Cocos Weddelliana.

bringen. Das Bildchen zeigt eine Pflanze, die ich seit längerer Zeit mit gutem Erfolge im Zimmer ziehe. Von den Vertretern der Gattung *Geonoma* sind gegenwärtig achtzig Arten bekannt, die alle im tropischen Amerika einheimisch sind, wo sie einen Theil des Unterholzes in den Tropenwäldern bilden.



Livistonea rotundifolia.



Phoenix Roebelinii.

die Fiederblättchen stehen auch etwas weiter, sind nicht ganz so schmal, von feisterer Beschaffenheit und haben ebenso wie diejenigen der Kentien eine mehr ins gelbliche schillende Färbung.

Eine gleichfalls sehr moderne Fiederpalme ist eine Dattelpalmenart, *Phoenix Roebelinii*, die in Asien einheimisch ist. Diese Palme wird allerdings bedeutend stattlicher als die übrigen dargestellten Arten; unsere Abbildung giebt ein getreues Bild von ihrer Eleganz. Auf den lehrjährigen Gartenbau-Ausstellungen in Hamburg und Gent in Belgien erregten schöne Schaupflanzen dieser Art überall berechtigtes Aufsehen. Es steht noch nicht fest, ob diese Palme eine neuere Erscheinung ist; sie ist vielleicht identisch mit *Phoenix humilis*, deren wissenschaftlicher Name ja schon auf den zwerghaften Wuchs hindeutet; jedenfalls ist diese interessante Palme die eleganteste unter allen Dattelpalmen.

Zum Schluß führen wir noch in der gleichfalls im Bilde dargestellten *Livistonea rotundifolia* die zierlichste der in Kultur befindlichen Fächerpalmen vor; sie hat, wie die Abbildung zeigt, kreisrunde, fächerförmige Blätter, die eine gelbliche Färbung zur Schau tragen und von kurzen, mit Dornen besetzten Stielen getragen werden. Man hielt diese Palme früher für äußerst empfindlich, es hat sich aber herausgestellt, daß sie zu unseren besten Zimmerpalmen gehört; sie bleibt im Zimmer immer elegant und zierlich, wenn sie auch in ihrer Heimat, dem malayischen Archipel, gegen 15 m hohe Stämme bildet.

Sollen diese und andere Palmen ihre volle Gesundheit behalten, so müssen wir sie gegen die directe Einwirkung greller Sonnenstrahlen schützen, die Erde immer gleichmäßig feucht halten, niemals völlig austrocknen lassen, zum Begießen stets etwas angewärmtes Wasser verwenden und durchaus Schutz bieten gegen plötzliche starke Temperaturerhöhungen gegen Zugluft. Sehr vortheilhaft ist ein wöchentliches Abwaschen der Blätter von beiden Seiten mit weichem Schwamm und lauwarmem Wasser, und bei warmem Wetter ein zweimaliges Besprengen, das dazu beiträgt, in der Umgebung der Blätter eine feuchte Luft zu erhalten und das Auftreten von Ungeziefer zu erschweren.

Redactions-Post.

Helene Z. in Lillst. — Theodor Fontane war ein Ruppiner Apothekersohn. Er kam mit 17 Jahren nach Berlin auf die Gewerbeschule und trat dann bei einem Apotheker in die Lehre. Die in Berlin und später in Dresden und Leipzig angeknüpften literarischen Beziehungen verleideten ihm seinen Beruf und bewogen ihn, sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. Der 30. December 1819 war sein Geburtstag, der 27. September 1898 ist sein Todestag. Hundert Jahre vorher, fast auf den Tag genau, war seine Mutter geboren.

Marie J. in Breslau. — Wir haben nur Gutes über das Institut gehört und glauben, Sie können ihm Ihre Töchterchen ohne Sorge anvertrauen.

Wihbegierige in Wien. — Ja, wenn das so leicht wäre, dann würde es bald keine Kunst mehr sein, Ausdauer und Fleiß führen zum Ziel, wenn — das nötige Talent vorhanden ist.

Nachdruck verboten.

Freien Herzens.

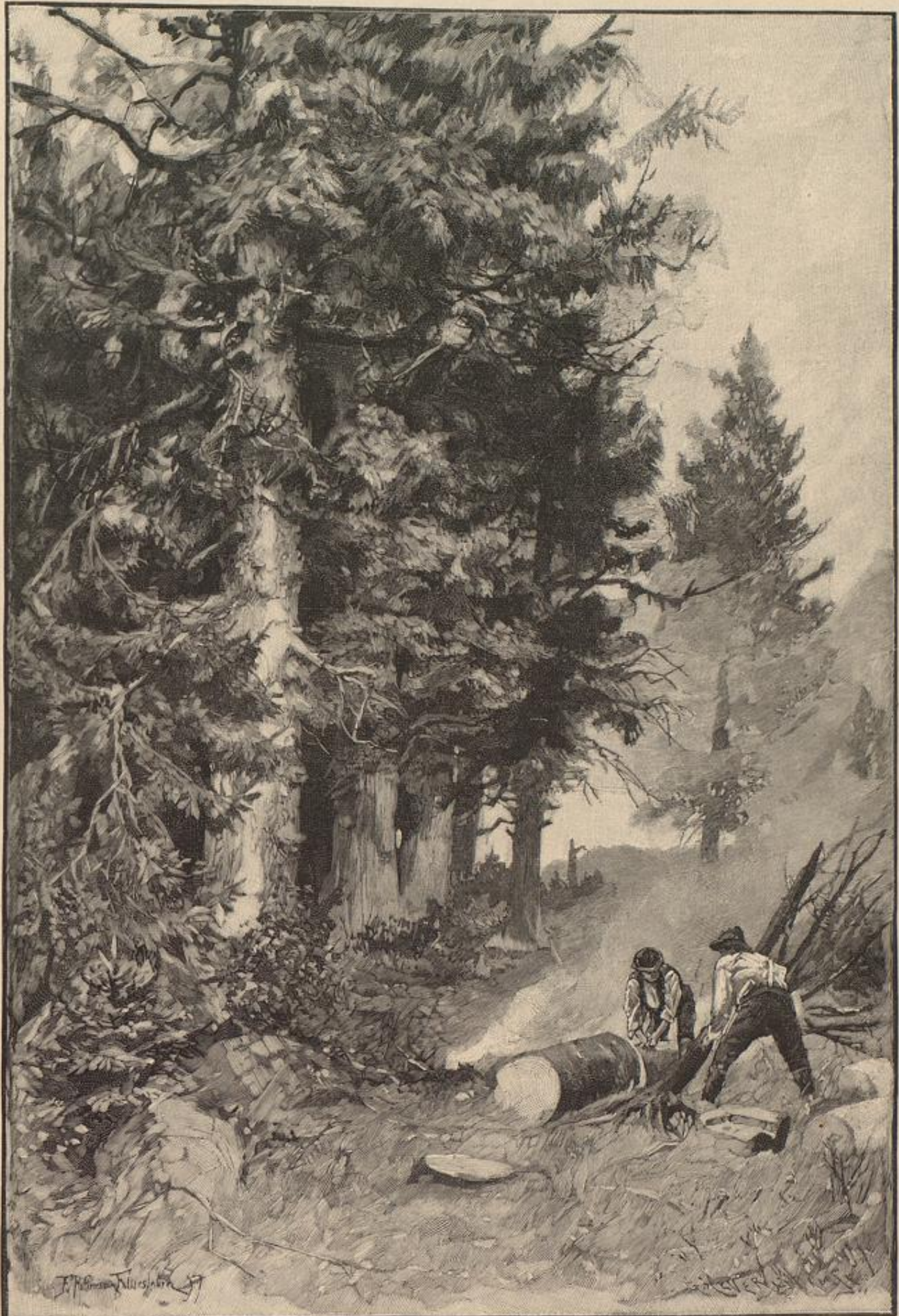
Novelle von Johanna Klemm
(Hanna Clemens).

Die Uhr an der Universität schlug sechs. Professor Mehring schloß seine Vorlesung, und die Zuhörer begannen sich zu zerstreuen. Es rauchte dabei von seidengefütterten Mänteln, Schleier wurden geknüpft, Handschuhe gesucht, und der ganze Aufbruch vollzog sich etwas langsamer, wie wenn sonst die studierende Jugend nach beendetem Colleg ins Freie drängt. Denn, — es waren die modernen „*lemmes savantes*“, die sich hier um das Catheder scharten! Nicht die echten Fachstudentinnen, so weit war man noch nicht in S., sondern Damen aus allen Kreisen und Ständen, die das Bedürfnis nach „Fortbildung“ empfanden, für welchen Zweck ja überall jetzt Kurse eingerichtet werden.

Auch hier waren mehrere Professoren gewonnen worden, während des Winters regelmäßige Vorlesungen in verschiedenen Fächern zu halten. Mehring las Geschichte, und wenn sein Auditorium nicht ganz so gedrängt voll war, wie bei College Wapdorf, der über moderne Kunst sprach, so lohnte es sich doch auch, seine Reihen zu überblicken. Und wenn er weniger den in sich gekehrten Blick des Forschers und Grüblers, als den eines beobachtenden Weltmannes gehabt hätte, er würde über das Capitel „moderne Frauen“ sich auch bald eine Ansicht gebildet haben. Aber es rührte ihn wenig, ob da vor ihm auf den schlichten Holzbanken seine gewohnten Studenten saßen, oder diese neue Art von Zuhörern, unter denen sich die verschiedensten Elemente befanden.

Ganz ernsthafte, vermutlich Lehrerinnen, mit Kneifern und Brillen und einfachen Anzügen, mit Heften vor sich, in denen sie mit unglaublicher Geschwindigkeit nachschrieben, oder stenographirten; ganz junge Mädchen, in deren Gesichtern Neugierde, Amusement und Langeweile abwechselten, — ältere, ja matronenhafte Erscheinungen, denen man es ansah, wie sie aus einer Welt der Zurückgezogenheit und Resignation noch einmal auftauchten zu einem jaghaften Versuch, in der neuen Fortschrittsströmung mitzuschwimmen, — endlich Modedamen, die alles mitmachten, was neu und sensationell, was eben „Mode“ war.

In Gruppen standen sie jetzt noch plaudernd oder kritisirend zusammen und verließen meist zu Zweien und Dreien die Universität. Als Letzte trat aus dem Portal eine schlanke Gestalt in vornehmer Trauerkleidung. Das Gesicht war hinter einem dichten Schleier verborgen, ihre Bewegungen waren ruhig, ein wenig müde. Sie sprach mit niemand, und während die meisten Damen in die belebte Hauptstraße einbogen,



Die Holzfäller. Original-Zeichnung von F. Hoffmann-Fallersleben.

wandte sie sich allein dem alten Thore zu, das rechts vom Universitätsplatz ins Freie führte.

Es dämmerte bereits und ein feiner Nebel stieg zwischen den Bäumen und Büschen der „Anlagen“ auf. Lautlos sanken die letzten gelben Blätter herab, um unter den Füßen der rasch Dahinschreitenden noch einmal aufzuräumen. Sie vermied die dunkle Baum-Allee, ging quer durch den helleren Theil der Anlagen und bog dann in eine der stillen Vorstadtstraßen ein.

Vor einem großen Garten, hinter dessen schmiedeeisernem Gitter man zwischen mächtigen Baumgruppen ein herrschaftliches Haus still und unbeleuchtet daliegen sah, hielt sie einen Augenblick an. Ihre warme Wange schmiegte sie an die kalten Gitterstäbe und blickte hinüber zu jenen schwarzen Stämmen und feuchten Nasenplätzen, von denen ein schwacher Duft von Monatsrosen und Nefeda kam, der im Herbst, vermischt mit dem Hauch von modernem Laube, so wehmüthig wirkt.

Als läge dort drüben ein Eden, von dem sie ausgeschlossen, so blickte sie hinüber. Dann richtete sie sich auf und setzte ihren Weg schneller fort, bis sie in der nächsten Straße ihre Wohnung erreichte und in einem größeren Miethshause eine Treppe erstieg. Mit einem Schlüssel öffnete sie selbst die Corridorthür und gelangte unbemerkt in ihr Zimmer. Fast schien es, als wollte sie mit einer letzten müden Bewegung, in Hut und Mantel wie sie war, sich im Dunkeln auf den ersten Stuhl neben der Thür setzen, doch widerstand sie dieser Anwandlung. Mit einem raschen Griff hatte sie die Streichhölzer gefaßt und Licht gemacht. Dann legte sie schnell ab und trug die kleine Lampe mit dem grünen Schirm zum Schreibtisch, und ohne sich aufzuhalten, weder rechts noch links sehend, begann sie, in einem blauen Schreibheft den heutigen Vortrag nachzuschreiben.

In dem sehr edelgebildeten, jugendlichen Gesicht erschien ein Ausdruck angestrengter Concentration, und der weiche, kindliche Mund war fest zusammengepreßt. Dennoch füllte sich die erste Seite sehr langsam; die dunkelbesäumten Augen schlugen sich manchmal mit einem hilflosen Blick auf, und die Hand griff ängstlich an die Stirn. Aber sie ließ nicht nach, bis plötzlich aus der Wohnung unter ihr Clavierpiel drang und dann eine sanfte Mädchenstimme. Die Schreibende schüttelte den Kopf, wie wenn sie etwas abwehren wollte, und arbeitete weiter.

„Ferne, — ferne, — ferne, —
Sang eine Nachtigall!“

Da lag die Feder! Zerrißen war der Faden, die Gedanken gehorchten nicht mehr. Das Gesicht in beide Hände gestützt, saß sie da und horchte, nicht eigentlich auf das Lied, sondern auf Töne, die aus dem Innern kamen. Ach, daß man sie gestört hatte! Woher hatte jenes Mädchen den Muth und das Recht, träumerische Lieder zu singen? Wußte es nicht, daß alles Träumen gefährlich ist, — daß immer ein Erwachen folgt, und oft ein unsäglich schmerzhaftes?

Nein, nein! Nicht träumen mit geschlossenen Augen, mit gläubiger Seele, — arbeiten, wachen Sinnes sein! Sie schrieb wieder. „Und Napoleon beschloß“, — was war es doch noch?

„Ferne, — ferne, — sang eine Nachtigall!“

Gab es denn überhaupt noch Nachtigallen auf der Welt? War nicht ewiger Herbst überall?

Sie sah wieder die schwarzen Stämme in dem einsamen Garten, aber sie schmückten sich vor ihrem inneren Auge mit jungem Grün, und in den schmalen Steigen, zu denen das Mondlicht verstohlen drang, sah sie eine weiße Gestalt, die wandelte langsam bis zum Fluß hinunter, und da, — in den dichtesten Büschen schlug die Nachtigall an. Und wie sie entzückt den Schritt anhielt, fiel ein Schatten vor ihr auf den Weg, und noch ein anderer laut drang zu ihr, der ihr schöner deuchte als alle Nachtigallengesänge der Welt, — und das ganze Frühlingmärchen schien sich zu erfüllen.

„Ferne — ferne, — ferne, —“

Ja, alles fern. Sie trug ein Trauerkleid, es war Herbst, und sie war allein. Sie las keine Märchen mehr, sondern studirte Geschichte. — „Und Napoleon beschloß“ —

Weiter sollte sie heute nicht kommen. Auf dem Flur wurde es jetzt lebendig, und eine kleine, alte Dame trat gleich darauf ins Zimmer.

„Mein kleiner Student schon zu Hause?“ fragte sie mit einer Stimme, aus der gekünstelte Munterkeit klang, „nun Herzchen, wie war's denn? Hat er hübsch gesprochen? Und wer war denn alles da?“

Das junge Mädchen stand bereitwillig auf, und in die fragenden Augen blickend, sagte sie lächelnd: „Hübsch gesprochen?! Respect, Tanten! Es war ja ein ordentlicher Professor und eine wirkliche Vorlesung.“

„Also gelehrt?“

„O ja!“

„Armes Kind! Und wie Du glühst, bekomme nur nicht wieder Deine Kopfschmerzen. Und nun schreibst Du wohl gar nach?“

„Ja, Tante, ich werde wohl noch stenographiren lernen müssen, denn mit meiner Schrift kann ich während des Vortrags nicht folgen, auf mein Gedächtniß allein kann ich mich aber auch nicht verlassen. Doch wollen wir nicht hinüber gehen? Verzeih' nur, daß ich noch nicht Thee gemacht habe, ich erwartete Dich viel später.“

„O laß doch, Kind! — Aber ich habe mein Spielkränzchen abgebrochen, weil es mich quälte, Dich hier so allein zu wissen, gerade heute!“

„Gutes Tanten! Ich komme gleich.“

Die alte Dame war schon an der Thür, und das junge Mädchen räumte noch einen Augenblick im Zimmer umher, ehe es ihr folgte. Es war ein schlichtes, ernsthaftes Zimmerchen, ohne jeden Tand, kein modernes Boudoir, wie es sich eigentlich schickte für diese vornehme Mädchengestalt, für Hermia Soldien, die Enkelin des Präsidenten.

Mit diesem Zusatz war so oft ihr Name genannt, bei jeder Vorstellung, überall, wo sie fremd erschien, oder wo man ihrer Erwähnung that als eines der reizendsten Mädchen ihres Kreises. Man sollte meinen, dies liebliche Geschöpf hätte keiner weißhaarigen Excellenz zur Folie bedurft, aber man war es so gewohnt, die Elterntöchter, deren Familiennamen sonst weiter nicht am Ort existirte, mit Excellenz von Lassen zusammen zu nennen und ihr dadurch ihre ganz besondere, unantastbare Stellung zu geben. Hermia nahm dies auch hin wie etwas Gewöhnliches und dachte nie darüber nach, ob die Freundlichkeit der Menschen ihr, der einfachen Hermia Soldien galt, oder der Enkelin des einflussreichen Mannes.

Sie selbst war, ihrer eigensten Natur nach, freundlich, zutraulich und entgegenkommend, warum sollte man nicht auch ihr so wieder begegnen? Sie war so ganz das, wie Goethe es nennt:

„Ein immer offen, ein Blütenberg,
Im Ernste freundlich und rein im Scherz.“

Und so ging sie auch zwei Jahre durch das Gesellschaftsleben, ohne das Geringste von dem Blütenzauber einzubüßen, der ihr anhaftete, als sie mit siebzehn Jahren zuerst hier erschien. Sie war nach dem frühen Tode der Eltern in einem kleinen, vornehmen Pensionat erzogen und mußte wohl in besonders sorgfältigen Händen gewesen sein, denn sie unterschied sich von den meisten Mädchen ihrer Umgebung. Die coquetten Spielereien und picanten kleinen Geheimnisse derselben theilte sie nicht, es war wie stillschweigende Verabredung, daß man Hermia nicht einweichte. Ebenso wagte sich in den Huldigungen der jungen Männerwelt nie ein freier Ton, ein zweifelhafter Scherz oder ein unberechtigtes Werben hervor, denn so heiter und lebendig Hermia sein konnte, man fürchtete die erstaunten Augen, die dann plötzlich wie fremd in dem reizenden Gesicht standen.

Das ging eine Weile so, bis der Assessor von Brade in ihren Kreis trat, einer von jenen Männern, die sofort zum Mittelpunkt der Gesellschaft werden, durch glänzende äußere Gaben und den Willen, diese nutzbar zu machen. Schon bei den ersten geselligen Zusammenkünften war es ausgemacht, daß Herr von Brade Fräulein Soldien in feinsten Weise, aber auffallend auszeichnete, und niemand wunderte sich darüber: es schien nur natürlich, daß zwei so auserlesene Menschenkinder zu einander strebten.

Brade war nicht wohlhabend, doch von sehr alter Familie; bei Hermia deckte die großväterliche Excellenz, wie der Umstand, daß sie als seine Erbin galt, den Mangel eines eigenen Adelsnamens. Wolff von Brade war ein geborener Jurist und von glühendem Ehrgeiz befeelt, die Carridre ging ihm im Grunde über alles; und da war es denn nicht nur die reizende Hermia, die man lieben mußte, es war mehr noch die Enkelin des Präsidenten, die die Leiter im Staatsdienst bequemer ersteigen helfen sollte. Brade war zuweilen Gast im Hause des Präsidenten, und schon nach Verlauf eines Monats, den er in H. zugebracht, kam jener Frühlingabend ins Land, an dem Hermia mit ihm zusammen die Nachtigall in den Weidenbüschen hörte.

Zwar war es, — wenn sie später oft und oft darüber nachdachte, — kein eigentliches Geständniß gewesen, er hatte kein bindendes Wort gesprochen, aber aus seinem Ton und Blick, aus seinem ganzen Menschen sprach doch äußerstes Werben.

Dann starb der Großvater, plötzlich am Herzschlag, wenige Tage nach jenem bedeutungsvollen Abend.

Ein Testament zu Hermia's Gunsten fand sich nicht, und das Vermögen erwies sich als viel geringer, wie man erwartete. Es ging in viele Theile, außer mehreren Legaten, die allem voranstanden. Hermia's Pflichttheil

war groß genug, sie vor Mangel zu schützen, aber — eine „Erbin“, eine „Partie“ war sie nicht mehr.

Doch dies alles begriff sie anfangs gar nicht. Der Tod, der ihr, der Frühverwaisten, zum zweiten Mal die Heimat raubte, erschütterte sie wohl tief, die Cerimonien des Begräbnisses wie der Testaments-Eröffnung waren ihr peinvoll, aber sie sah und fühlte doch alles wie durch einen leichten Nebel. Sie trug ja doch etwas in sich, das von all diesem nicht berührt wurde, und wenn jemand schonend ihres Verlustes erwähnte, meinte sie heimlich, eines anderen Besitzes so sicher zu sein, der alles aufwiegen mußte.

Unter den endlosen Condolenz-Besuchen war natürlich auch Assessor von Brade, und wie so viele andere, war auch er nicht angenommen worden. Mit scheuem Finger nahm Hermia seine Karte mit der stolzen Krone heimlich aus der Schale und wartete auf den Moment, wo er ein zweites Mal versuchen würde, sie zu sehen. Weniger förmlich, vielleicht zum Nachmittagsstee, wie einmal, als er bei Großpapa gearbeitet hatte und dann plötzlich unten bei den Damen eingetreten war.

Aber dieser Moment kam nicht. „Er ehrt unsere Trauer,“ dachte sie, „oder er wartet, bis alle Gäste fort sind.“ Doch diese reisten ab, und Hermia blieb allein mit Frau von Huther, die dem verwitweten Präsidenten seit vielen Jahren den Haushalt geführt hatte und Hermia eine mütterliche Freundin geworden war. Die Dame war mit einem ansehnlichen Logis bedacht worden und bot Hermia in liebevollster Weise an, nun einstweilen bei ihr zu bleiben, ganz als ihr Töchterchen, bis, — die alte Dame hielt zögernd inne und sah Hermia schalkhaft in die Augen, die den Blick erröthend und mit schüchternem Lächeln erwiderte.

Sie richteten sich dann, nachdem der große Haushalt aufgelöst, in einer kleineren Wohnung ein, nur „so vorläufig, bis“, — meinte Frau von Huther wieder, doch Hermia lächelte nicht mehr.

Es war jetzt Hochsommer. Brade war nicht gekommen. Man hatte zuerst von einer Urlaubsbereise gesprochen, dann meldete die Zeitung seine Versepung.

Hermia Soldien, das verwaiste Mädchen mit dem süßen Gesicht und dem bürgerlichen Namen, war doch nicht so viel werth, wie die reichgegläubte „Enkelin des Präsidenten.“ Ihre Hand war keine Sprosse mehr auf der Leiter, sie konnte ein Hinderniß werden.

Es war im Grunde eine alltägliche Geschichte. Nur, daß sie für den, der sie an sich erlebt, eine Summe von Lebenserfahrung bedeutet, die etwas Gewaltthames an sich hat. Mit Hermia ging in dieser Zeit eine große Veränderung vor. Nichts von Empörung oder Bitterkeit, aber sie glich einer Schlafwandelnden, die man plötzlich angerufen hat und die nun den Schreck nicht überwinden kann. Sie sprach nie über diese Sache, es war, als hätte sie sich in sich selbst zurückgezogen.

Frau von Huther, im Innersten empört über Brades Handlungsweise, ohne eigentlich eingeweiht zu sein, mußte sich auch jetzt ohne Aufklärung begnügen. Daß in Hermia viel vorging, daß in dem feinen Köpfchen allmählich allerlei Neues arbeitete, Ideen und Vorstellungen, die der harmlos Glücklichen bisher nie gekommen, das sah sie wohl, aber einen Einblick erhielt sie fürs Erste nicht. Sie konnte nur das „Töchterchen“ pflegen und verwöhnen, auf Zerstreung sinnen, kleine Reisen mit ihr machen und hoffen, daß das bekannte Allheilmittel „die Zeit“ auch hier nicht versagen würde.

Allein mit Hermia stand es anders. Sie dachte nicht daran, ihren vermeintlichen Verlust, dessen wahrer Bedeutung oder Unwerth sie nicht beurtheilen konnte, durch alltägliche Zerstreung von sich abzuschütteln. Sie hielt das einfach nicht für möglich. Aber so hinträumen, — sich dem Leben gegenüber als Besiegte fühlen, — nein, das wollte sie auch nicht! Ein Damm mußte aufgerichtet werden gegen alles, was Traum und Thorheit heißt. Und das konnte nur Arbeit sein! Eine anstrengende, ernste Thätigkeit, die Selbstvergeßen brachte.

Und nun löste sich von all dem verworrenen, krausen Hin und Her in ihrem jungen Kopf allmählich eine Vorstellung deutlich ab: die Frauen sinnen ja jetzt überall an, zu studiren! — Vielleicht konnte sie das auch! Medicin! Das war doch etwas Ernstes und Großes, gewiß, das mußte den ganzen Menschen hinnehmen.

Ach, der ganze, kleine, kindliche Mensch hatte keine Ahnung von dem, was er sich da ausgesonnen!

Frau von Huther erschrak nicht wenig, als Hermia, das sanfte Kind, plötzlich mit einer ungewohnten Festigkeit von Zukunftsplänen anfang. Ja, sie fiel beinahe in Ohnmacht, als sie dahinter kam, worin diese Pläne bestanden. Ihre Hermia, der schöne, verwöhnte Liebling wollte ein Blaustrumpf werden! Eine andere Vorstellung konnte sie sich nicht machen bei ihrem Aus-

Die gute alte Dame war aber conservativ durch und durch, allem Neuen abhold, und hatte vor allem, was man mit Emancipation zu bezeichnen pflegt, ein Grausen.

Aber nun fing Hermia an, zu erklären und zu überreden, daß Frau von Huther aus ihrem anfänglichen Entsetzen in ein gelindes Staunen überging, bis sich sogar eine gewisse Neugierde und Anteilnahme zeigte, wenn Hermia ihr erzählte und vorlas, wie viel jetzt in dieser Sache geschieht, wie unendlich verschiedene Fäden sich nach allen Seiten hin spinnen, die alle in dem Gesamtbegriff „Frauenbewegung“ zusammenlaufen.

Sie wollte es ja auch ganz bescheiden anfangen, nicht einmal die Tante gleich verlassen, nur vorläufig an den wissenschaftlichen Vorlesungen für Damen teilnehmen, um sich an planmäßiges, systematisches Lernen wieder zu gewöhnen. Und vor allem wollte sie die „Samariter-Curse“ durchmachen, um zu sehen, wie sie sich für Derartiges eigne.

Und heute nun war der Tag, an dem sie zum ersten Mal aus der Universität kam; und die alte Dame meinte, sich nicht genug thun zu können, ihren „kleinen Studenten“ zu verziehen, bis das junge Mädchen scherzend bat, noch etwas übrig zu lassen von dieser wundervollen Fürsorge, für die Zeit, wenn sie erst wirklich studierte. Denn dann mußte Tante Huther natürlich mitkommen als ihr „Studentenmütterchen.“

Vorläufig mußte sie nun am nächsten Tage in das städtische Krankenhaus, wo die sogenannten Samariter-Curse gehalten wurden. Sie war nie dort gewesen und es machte ihr einen beklemmenden Eindruck.

Der endlos scheinende Corridor mit den vielen nummerirten Thüren links und rechts, Wärter in ihren weißen Röcken, die gerade einen Krankenkorb trugen, eine Diakonistin mit ernstem, geschäftsmäßigem Ausdruck, geheimnißvolle Instrumente in der Hand haltend, — aus einer halb offenen Thür unruhiges Geräusch und Stöhnen eines Kranken, — und zu dem allen der starke, durchdringende Carbol-Geruch.

Sehr zögernd ging Hermia vorwärts, bis sie den Saal erreichte, wo die Vorträge gehalten wurden. Die Versammlung sah heute etwas anders aus, als gestern in der Universität. Ueberwiegend verheirathete Frauen, ältere Erscheinungen. Hermia war entschieden die Jüngste.

Sie blickte sich furchtsam um und entdeckte sofort hinter einem halbverschobenen, grünen Vorhang — das Skelett! Schnell setzte sie sich so, daß sie es im Rücken hatte, aber das Bewußtsein, daß es dort war, ließ sie keinen Moment los. Sie schalt sich kindisch und richtete ihre ganze Aufmerksamkeit auf den alten Professor, der eben eingetreten war und mit scharfen Augen die Versammlung musterte.

Was dann kam, nach einigen einleitenden Worten, waren die einfachsten Grundzüge der Anatomie. Hermia merkte angestrengt auf, aber sie empfand mit Schrecken, daß ihr fortwährend heiß und kalt wurde; sie fühlte ihren eigenen Körper, Glied um Glied. Der Hals war ihr wie zugeschnürt und ihre Fingerspitzen zuckten.

Und als gar ein menschlicher Oberkörper vor ihnen aufgestellt wurde, der Professor aus einem Gefäß ein präparirtes Etwas nahm und ihnen zeigte, wo „dieser Muskel, genannt Herz“ hingehörte, da fühlte sie ein so rasendes Herzklopfen, daß sie meinte, man müsse es im Saale hören.

Aber der Vortrag nahm ruhig seinen Fortgang, nur daß Hermia nicht mehr viel davon verstand. Herzklopfen, Klappen, — Blut-Circulation, — das nahm sie mit halbem Ohr auf, während sie daran dachte, was dieser besprochene „Muskel“ für uns bedeutet, so lange er Leben hat und schwillt — und sinkt. —

Sehr kleinlaut und in sich gekehrt kam Hermia an diesem Abend nach Hause, und ungern beantwortete sie die Fragen von Frau von Huther, die sich denn auch nicht wenig entsetzte, über das, was heute Damen zugemuthet würde.

Die nächste Vorlesung war Literatur und betraf Goethe's Faust. Das war nun etwas anderes! Der junge Literatur-Professor war ein glänzender Redner, und der Gegenstand war ja wahrlich anziehend. Aber, — Hermia lag nachher die halbe Nacht schlaflos und that, was sie sich selbst so streng verboten: sie träumte mit offenen Augen. Gretchens Gestalt und die „Garten-Scene“ führten ihre Gedanken abermals in jenen Garten mit den Weidenbüschen am Fluß. —

„Und ich wollte es doch bekämpfen,“ sprach sie laut in die Nachtstille hinein, „werd' ich denn nie wieder freien Herzens sein?“ —

Tapfer ging sie indes ihren Weg weiter. Sie fing an, sich auch an das Krankenhaus zu gewöhnen, und hatte nicht ganz so nervöse Empfindungen mehr bei den Vorträgen, wenn sie sich auch sagte, daß sie eine ähnliche „Dörerin,“ wie ihre Nachbarin nie werden würde.

Eine solche Sammlung, Klarheit und Ruhe glaubte sie nie in einem weiblichen Gesicht gesehen zu haben, das noch dazu jung erschien.

Es war schon die Rede davon gewesen, daß die Damen einer leichteren Operation oder der Behandlung einer frischen Wunde beizuhelfen sollten, und heute bot sich Gelegenheit dazu. Ein Knabe, der eben ins Krankenhaus gebracht war, sollte verbunden werden, und der Professor sonderte drei Damen aus, ihm zu folgen: Eine sehr energisch aussehende junge Frau, eine ältere, ruhige Dame, und dann — fiel sein scharfer Blick auf Hermia und er bestimmte kurz: „Sie, Fräulein, mögen auch assistiren.“ Sie erhob sich erschrocken und ging mit in den anderen Saal, in dem es ihr noch unheimlicher wurde als in dem jetzt schon einigermaßen vertrauten Vorlesungssaal.

Da lag auf dem Tisch der Körper eines schönen Knaben, der, durch einen Steinwurf an der Stirn getroffen, aus einer tiefen Wunde blutete. Die Augen waren geschlossen, und das blonde Haar klebte von geronnenem Blut.

Hermia sah starr hin. Am liebsten hätte sie die Augen zugemacht, wie zuerst vor dem Skelett, doch riß sie sie weit auf und folgte den Vorgängen. Die junge Frau durfte die Wasserschüssel halten, die ältere die imprägnirten Wattebäuschchen hingeben, „die Tupfe reichen“, wie es hieß. Von Hermia wurde nichts verlangt, als Zusehen.

Aber als das Blut noch immer floß, als der Knabe jammervoll aufstöhnte, sah sie plötzlich einen rothen Nebel vor den Augen, fühlte ein Säusen in den Ohren, dann noch einen raschen Schmerz, — und dann nichts mehr.

Als sie die Augen wieder aufschlug, lag sie auf einer Chaiselongue, in einem kleinen, gemüthlichen Zimmer, in dem eine Unmenge von Büchern und Instrumenten, sowie der unvermeidliche Carbol-Geruch ihr wieder das Krankenhaus in Erinnerung brachten. Der Schirm, der seitlich an der Lampe angebracht war, wurde gerade gedreht, so daß der Schein voll auf ihr Gesicht fiel, und sie sah, daß die Hand des alten Professors dies that, der vor ihr stand und sie forschend betrachtete.

„Na, sind wir wieder da?“ fragte er mit etwas grimmigen Lächeln, „was heißt denn das? Wenn man im Krankenhause ‚hören‘ und ‚assistiren‘ will, darf man doch nicht solche Geschichten machen. Fallen mir da einfach vor die Füße!“

„Ach ich, — ich weiß gar nicht,“ — stotterte Hermia, während sie wieder einen heftigen Schmerz fühlte.

„Aber ich weiß,“ schnitt er ihr das Wort ab, „man kann kein Blut sehen, kein Stöhnen hören, keinen Carbol riechen! Da wird man ohnmächtig! Aber, mein Kind, wer so zugeschnitten ist, der soll hübsch zu Hause bleiben, bei seinem Nähzeug. Na! davon ein ander Mal,“ unterbrach er sich, als er Hermia's verängstigtes Gesichtchen sah, „nun sagen Sie mir erst: Wie fühlen Sie sich? Wo thut's weh?“

Hermia hob den linken Arm ein wenig und zuckte leise. „Um, Sie sind mit der Schulter gegen die Tischkante gestoßen, doch das wird nicht erheblich sein. Aber steh'n Sie 'mal auf, — der rechte Fuß, — aha, da sitzt's. Mal den Schuh herunter, Strumpf auch, so, — vorsichtig einmal auf und nieder biegen, — geht nicht, halt!“

Hermia hatte gehoramt alles gethan, was der Professor sie geheißen hatte, jetzt wurde sie aber blaß vor Schmerz, und behutsam zog der Arzt ihre Füße wieder empor auf das Lager.

„Dorothee,“ sagte er dann zu der eben eintretenden Dame, in der Hermia ihre Nachbarin aus der Vorlesung erkannte, „sieh Dich nach einem passenden Zimmer für diese Patientin um,“ und dann zu Hermia gewandt: „Sie müssen gleich hier bleiben, wir werden Ihre Verwandten benachrichtigen, wollen Sie mir Ihren Namen sagen?“

„Hermia Soldien.“

„Soldien? Mir unbekannt. Ihre Familie wohnt hier am Ort?“

„Ich siehe allein, der verstorbene Präsident von Lassen war mein Großvater.“ Sie sagte es unwillkürlich, aber heute that der Zufall keine Wirkung. Professor Canzler war noch nicht so lange am Ort, um mit den Familien- und Geschäftsverhältnissen genauer Bescheid zu wissen.

„Ihre Wohnung?“ fragte er geschäftsmäßig weiter, und „bei Frau von Huther, Kastanienstr. 16,“ sagte sie nur noch leise, worauf sie wieder eine große Schwäche-Anwandlung fühlte und froh war, als sie in ein anderes Zimmer und zu Bett gebracht war.

Da lag sie nun, mit einer zerrissenen Sehne am Fuß und einer Contusion an der Schulter, und als eine Stunde später Frau von Huther entsetzt an ihr Bett trat, zeigten sich schon Fieberspuren. Die gute, alte Dame

wollte sich hier gleich häuslich einrichten, doch der Professor wehrte energisch ab. „Fräulein Soldien findet hier alles, was sie braucht, und als Privatpflegerin ist meine Tochter Dorothee da.“ Er wies dabei auf die ruhige, dunkle Gestalt, die sich mit sicherer Selbstverständlichkeit im Krankenzimmer bewegte und eben daran ging, sich auf dem Sopha ein Lager für diese erste Nacht zu machen.

„Sie sind die Tochter vom Herrn Professor?“ fragte Hermia überrascht, als die Mädchen allein waren.

„Ja, Dorothee Canzler. Ich habe mir's von Papa ausgebeten, Sie pflegen zu dürfen. Ihr Fall ist kein allzu bedenklicher, nur etwas Geduld werden Sie haben müssen. Das Haus ist augenblicklich überfüllt, und die Wärterinnen haben reichliche Arbeit, da erlaubt Papa mir zuweilen, mit einzuspringen und unter seiner Aufsicht zu pflegen.“

„Wir waren ja Nachbarinnen in den Vorlesungen,“ sagte Hermia, „wie lächerlich und kindisch muß ich Ihnen erschienen sein.“

Dorothee lächelte. „Kindisch gar nicht, aber ich gestehe, daß ich darüber geräthelt habe, warum Sie sich mit diesen Dingen beschäftigen, wenn Sie sich doch, verzeihen Sie, so wenig dafür eignen. Mir fiel dies nicht erst im Operations-Saal auf, ich sah schon immer Ihr ängstliches, unglückliches Gesicht, — und weil ich mich für Sie interessirte, bat ich Papa, bei Ihnen bleiben zu dürfen. Aber so viel sprechen darf ich eigentlich nicht mit Ihnen, das ist gegen die Vorschrift. Sie sollen mir auch jetzt nichts antworten, versuchen Sie lieber zu schlafen. Sie liegen doch gut?“

Hermia nickte nur und schloß schweigend die Augen, aber Dorothee's Fragen gingen ihr durch den Sinn. „Warum thun Sie solche Dinge, wenn Sie sich gar nicht dafür eignen?“ Ach, wenn sie ihr ins Herz sehen könnten, in dies arme, thörichte Herz, das von seinem Wahn nicht lassen konnte und doch so ernstlich strebte, sich zu befreien und zu heilen!

(Fortsetzung folgt.)

Kachdruck verboten.

Zur Reise des deutschen Kaiserspaars nach dem Orient.

Von Hans Rejener (Kairo).

Mit sechs Illustrationen nach photographischen Aufnahmen.

Schon seit Monaten bildet die Reise des deutschen Kaiserspaars nach dem Orient einen beliebten Gesprächsstoff der Presse aller Länder und wird in all ihren Einzelheiten mit allgemeiner Aufmerksamkeit verfolgt. Und dies mit Recht, da sie nach den verschiedensten Richtungen hin ein allgemeines Interesse beansprucht. Ueberlassen wir indessen die politischen Auslassungen der Tagespresse und betrachten die Reise heute von dem dankbareren Standpunkte des harmlosen Touristen, d. h. des Reisenden, der, unbekümmert um politische und sonstige Betrachtungen, lediglich nach fremden Ländern und deren Anziehungspunkte und Schönheiten fernen zu lernen.

Keine Gegend der Welt übt wohl auf den reiselustigen Europäer eine gleiche Anziehungskraft aus, wie der Orient, und zwar gerade jene Länder, denen das Kaiserpaar seinen Besuch zugesagt hat: Konstantinopel, die imposante Centrale der muslimanischen Welt mit ihren prächtigen Palästen, den herrlichen Gärten und dem wunderbaren Landschaftsbilde des Goldenen Horns, ferner Syrien, Palästina und das Wunderland der Pyramiden mit ihren imposanten Ueberresten längst verschwundener Pracht und Herrlichkeit, den stummen Zeugen einer Epoche, in der hier Kunst und Wissenschaft bereits in hoher Blüthe standen, während Europa noch tief in der Nacht der Barbarei schlummerte. Aber noch andere Betrachtungen drängen sich uns auf diesem Boden auf. Ist er doch der Schauplatz der Erzählungen der Heiligen Schrift und die Stätte, da der Heiland gewandelt! Für alle Christen, mögen sie einer Geistesrichtung angehören, welcher sie wollen, müssen Orte wie Gethsemane, Jerusalem, Bethleem, die Pyramiden u. s. w. eine eigenartige Anziehungskraft besitzen. Der Zauber, den sie in den glücklichen Tagen der Kindheit ausübten, er wird auch im späten Alter kaum etwas von seiner Kraft eingebüßt haben. Und die Erzählungen der schönen Schaherzade, die Märchen aus Tausend und eine Nacht, an wem sind die wohl vorübergezogen, ohne ein wunderbares Etwas zu hinterlassen, das beim Betreten der Stätten, wo die Erzählungen von Aladin mit der Wunderlampe, vom „Sejam, Sejam öffne dich!“ u. s. w. entstanden, aufs neue zu klingen beginnt? Wem stiegen da nicht die alten Träume wieder auf von Harun al Raschid und seinem Wunderreiche, von Märchenerzählern, von guten und bösen Geistern, von Abenteuern, von Feen und Wundern? Wer fühlte sich da nicht zurückversetzt in jene Zeit, da man mit angehaltenem Athem und glühenden Wangen zu Großmutter's Füßen saß und den Erzählungen der Wunder lauschte, die sich da fern, fern im Morgenlande zugetragen? Dann die Geschichten der Kreuzfahrerzeit, von Friedrich Barbarossa, Richard Löwenherz und Saladin, dem tapferen und edelherzigen Mäuselman! Welche Fülle von Eindrücken! —

Die Reise nach Konstantinopel, bis vor kurzem noch ein gefährvolles Unternehmen, ist heute, Dank der bestehenden ausgezeichneten Verbindungen, sozusagen ein Ausflug geworden. Viele Landleute begeben sich alljährlich als Touristen nach der Stadt am Goldenen Horne, und auch für Kaiser Wilhelm ist es nicht das erste Mal, daß er Konstantinopel seinen Besuch abstattet. Wir enthalten uns deshalb eines näheren Eingehens auf diesen Theil der Reise.



Ferborbereitungen. Nach dem Gemälde von Carl Sohn.
Photographie-Berlag der Photographischen Union in Bräun.



Der Hafen von Jaffa.

Der Ansschiffungshafen für die nach den Heiligen Stätten Reisenden ist gewöhnlich Jaffa, das, mit Ausnahme der in der Nähe liegenden Kolonien des deutschen Tempels, wenig Interessantes bietet.

Von Jaffa führt die Eisenbahn in drei und einer halben Stunde nach Jerusalem. Welche Enttäuschung erfährt hier der Reisende, der nicht bereits weiß, was seiner wartet. Enge, winkelige Gassen, Schmutz und Unordnung überall, und vor den Heiligthümern zur Aufrechterhaltung der Ordnung Cigaretten rauchende türkische Soldaten! Alle noch so bescheidenen Bilder, welche sich die Phantasie zu Hause gestaltet, sinken vor dieser traurigen Wirklichkeit zusammen. Dieses Gefühl der Enttäuschung und Niedergeschlagenheit, das der Anblick Jerusalems hervorruft, beschränkt sich indessen nicht allein auf den Fremden und Christen. Auch die hier ansässigen Juden werden durch die Ruinen der Heiligthümer beständig an den Untergang ihres Reiches und die Rolle, die sie einst gespielt, erinnert, und man wird der Scene, die sich jeden Freitag Nachmittag an der sogenannten „Klagemauer“ abspielt, nicht ohne Theilnahme beizuhören können. Allwöchentlich kommen hier die Juden zusammen, um zu beten und den Verfall Jerusalems zu beklagen. Prächtige, patriarchalische Gestalten sieht man hier zu Boden sinken, die verwitterten Steine küssen und mit wirklicher Ergriffenheit in den allgemeinen Klagegesang einstimmen: „Wegen des Palastes, der wüste liegt, — wegen des Palastes, der zerstört ist, — wegen der Mauern, die zerrissen sind, — sitzen wir einsam und weinen; wegen unserer Majestät, die dahin ist, — wegen unserer großen Männer, die darniederliegen, — wegen der kostbaren Steine, die verbrannt sind, — sitzen wir einsam und weinen; wegen der Priester, die gestrauchelt haben, — wegen unserer Könige, die ihn verachtet haben, — sitzen wir einsam und weinen.“ —

Die Bevölkerung Jerusalems beträgt gegen 60000 Seelen, von denen mehr als zwei Drittel Juden sind. Die deutsch-evangelische Gemeinde zählt nur gegen zweihundert Seelen. Trotz der Kleinheit der deutschen



Das Jaffa-Thor in Jerusalem.



Hauptportal der Grabeskirche in Jerusalem.

Der Besuch Syriens, Palästinas und Aegyptens, obgleich mit mehr Umständen verknüpft, bietet, von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet, unstreitig mehr Interessantes als der Besuch Konstantinopels.

Was die heiligen Stätten selbst anbelangt, so pflegt das erste Gefühl, das den Reisenden bei ihrem Besuche zu beschleichen pflegt, das einer tiefen Enttäuschung zu sein. Und in der That sind die dortigen Verhältnisse keineswegs geeignet, den Christen mit Stolz oder Genugthuung zu erfüllen. Fast überall Bewahrselosigkeit und Verfall, Streit und Hader kleinlicher Art unter den verschiedenen Confessionen, der oft sogar in Thätlichkeiten ausartet, sodas die türkischen (!) Wachsoldaten gezwungen sind, zur Aufrechterhaltung der Ordnung am größten Heiligthume der Christenheit einzuschreiten und die sich streitenden Parteien zu trennen.

Wie so ganz anders be- trachtet Einen im Gegenseite hierzu die außerordentliche Toleranz der Mohammedaner innerhalb des Is- lams, so unduldsam sie auch noch außen hin sein mögen, und ich erinnere mich stets mit Vergnügen einer charak- teristischen Scene, die ich einst in der berühmten Al- Azhar-Hochschule, dieser ersten Pflegstätte und Hoch- burg des orthodoxen Mo- hammedanismus, sah. Zwei Professoren, verschiedenen Riten angehörend, standen an einer Säule und er- klärten den zu ihren Füßen sitzenden Studenten den Ko- ran. Jeder nach seiner Weise, das heißt der Auffassung seines Ritus entsprechend und der anderen diametral entgegengesetzt. Von irgend einer Feindseligkeit oder auch nur einem Gegenseite war im Benehmen der Lehrer und Lernenden weder wäh- rend, noch nach der Vor- lesung auch nur das Ge- ringste zu gewahren.



Der Garten Gethsemane.

Colonie besitzt sie indessen eine Schule, ein Kinderhospital, ein Hospital der Kaiserswerther Diakonissen, das „Johanniterhospiz“, das „Syrische Waisenhaus“, ein Mädchenwaisenhaus und ein Aussätzigen-Asyl. Mit der „Er- löserkirche“, zu deren Einweihung sich das Kaiserpaar nach Jerusalem begeben hat, erhält die Colonie nun auch ein eigenes, äußerst würdiges Gotteshaus. Der Grundstein zu der Kirche wurde im Jahre 1893 gelegt, und zwar auf einem Grundstücke, das der Sultan im Jahre 1869 anlässlich der Anwesenheit des Kronprinzen Fried- rich Wilhelm, des nachmaligen Kaisers Friedrich III. im Gelobten Lande, dem König Wilhelm schenkte. Auch ein deutsches Hotel (Lloyd-Hotel), in dem man in jeder Beziehung gut aufge- hoben ist, ist vorhanden.

Die Heiligen Stätten in Jerusalem selbst, ferner Bethlehem, Jericho u. s. w., von denen wir einige Abbildungen bringen, eingehend zu schildern, würde zu weit führen und den Leser nur ermüden. Außerdem sind sie in letzter Zeit so häufig Gegenstand der Be- sprechung gewesen, daß wir es vorziehen, den Leser mit anderem zu unterhalten. An und für sich machen die Heiligen Stätten keineswegs den Eindruck, den man erwartet, sondern nur, wenn man sich ihre Bedeutung und die

Rolle, die sie einst in der Vergangenheit gespielt haben, vergewaltigt. Durch eine einfache Beschreibung der Bauten läßt sich dieser Eindruck nicht erreichen. Das muß selbst erlebt und selbst gefühlt werden! Auch pflegt es dem Reisenden im Gelobten Lande wie überall zu gehen: er wird außerordentlich rasch überfättigt von all den Lebenswürdigkeiten, legt Reisehandbuch und Führer bei Seite und widmet sich dem ihn umgebenden Leben, beobachtet Sitten und Gebräuche.

Und in der That läßt sich kaum etwas Interessanteres denken! Da ist in erster Linie das buntsfarbige Völkergemisch, das das Interesse des Reisenden erregt. Alle nur möglichen Hautfarben und Kleidungen, Rassen, Nationen und Religionen, scheinen sich hier ein Stellbildlein gegeben zu haben.

Zuerst ist die Bevölkerung der arabischen Eroberer zu erwähnen, deren Sprache, mit verschwindenden Ausnahmen, in ganz Palästina, Syrien und Aegypten die Volkssprache bildet, die sich indessen nur noch in den Beduinensstämmen der Wüste rein erhalten hat. Ihre Wanderungen nach Syrien begannen nicht erst mit der Bewegung des Islams. Schon von jeher war die große syrische Wüste das Ziel zahlreicher nord- und südarabischer Beduinensämme gewesen, die indessen erst in dem letzten Jahrhundert vor dem Auftreten Mohammeds zu einer wirklichen Macht anwuchsen, und zwar zu einer Macht, mit der die Byzantiner, die damaligen Beherrscher Syriens, aufs Ernstlichste zu rechnen hatten. Was ihnen indessen fehlte, war das einigende Band, und erst, als sie die religiöse Lehre Mohammeds ergriffen, die kleinlichen Stammes-Eifersüchteleien bei Seite setzten und die Ausbreitung der neuen Glaubenslehre als wichtigstes Ziel auf ihre Fahnen schrieben, waren sie im Stande, den altersschwachen und morischen Thron der Byzantiner umzuklopfen und an seiner Stelle den Halbmond in Syrien und Palästina aufzurichten.

Mohammed, der Begründer der islamitischen Glaubenslehre, war ursprünglich Kaufmann gewesen, er war vierzig Jahre alt, als er seine religiöse Rolle begann. Den Anstoß dazu gab ein Traumgesicht, das er auf dem Berge Hira bei Mekka hatte. Er predigte den Monotheismus und bedrohte diejenigen, die den Götzendienst fortsetzen würden, mit Höllestrafen. Er hatte aber in Mekka keinen großen Erfolg und war schließlich in Folge der vielen Anfeindungen gezwungen, mit seinen Anhängern die Stadt zu verlassen. Nun begab er sich nach Medina, von wo aus die neue Lehre, besonders nachdem es Mohammed gelungen war, die Beduinen auf seine Seite zu bringen, bald große Fortschritte machte. Im Jahre 632 starb er in Medina, wo er auch begraben wurde.

Unter dem zweiten Kalifen, Omar, begann die Eroberung Syriens und wurde in verhältnismäßig kurzer Zeit zu Ende geführt. Das Land nahm unter den neuen Herrschern einen gewaltigen Aufschwung, und zwar besonders in der Zeit nach dem Tode des vierten Kalifen, Ali, des Schwiegersohnes des Propheten; man darf diesen Zeitraum als die glänzende Epoche der syrischen Geschichte bezeichnen. Die Herrschaft der Omajjaden wurde für Syrien insofern von Segen, als der Sitz des Kalifats von Medina nach Damaskus verlegt wurde und all der Reichtum und die Pracht, welche die kunstfertigen und verschwenderischen Omajjaden an ihrem Hof vereinigten, dem Lande Syrien zu Gute kamen.

Es folgten, — wir greifen nur die wichtigsten Ereignisse heraus, — die Zeit der Kreuzzüge, die Herrschaft der Mameluken und die wiederholten Einbrüche der Mongolen. Zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts endlich nahmen die Kriege mit den Osmanen ihren Anfang, die schließlich zur Eroberung Syriens führten. Auch die Herrschaft der Türken wurde zwei Mal, — allerdings nur für kurze Zeit, — in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts unterbrochen, um der ägyptischen Flagge zu machen. Es war in der Zeit, als Mehemed Ali Pascha von Aegypten war und sein Stiefsohn Ibrahim Pascha, der geniale Feldherr, die ägyptischen Operationen gegen die Türken leitete, ganz Syrien über den Haufen warf und im Fluge fast vor den Thoren Konstantinopels stand. Er hätte dieses auch sicher eingenommen, wenn die Großmächte nicht eingeschritten wären und seinem weiteren Vordringen ein Ziel gesetzt hätten. Es würde indessen der Entwicklung der Türkei sicher nicht zum Schaden gereicht und auch den Interessen der Großmächte keinen Abbruch gethan haben, wenn man Mehemed Ali hätte gewähren lassen und die gesammte Türkei unter die Herrschaft des thatkräftigen und intelligenten ägyptischen Vizekönigs gelangt wäre. Die Entscheidungsschlacht, durch die sich die Aegyptier in den Besitz Syriens setzten und das türkische Heer fast vollständig aufrieben, wurde bei Nisibi am Euphrat geschlagen, sie ist für uns Deutsche noch dadurch von Interesse, weil im türkischen Hauptquartier unser großer Stratege Moltke als Instruktions-offizier wirkte. Der Aegyptier nennt daher noch heute mit Stolz Ibrahim Pascha, — der übrigens nach Mehemed Ali ebenfalls zur Regierung gelangte, jedoch schon wenige Monate nach seinem Regierungsantritt starb, — den „einzigsten Besieger Moltke's“.

Auch die Eroberung Aegyptens machte den Arabern keine große Schwierigkeiten. Hier war es hauptsächlich der Haß gegen die Griechen, der den arabischen Eroberern die Wege ebnete. So ging beispielsweise der Statthalter des byzantinischen Kaisers in Alexandria sammt seinen monophysitischen Glaubensgenossen einfach zu den Arabern über und stellte sogar zur Bedingung, daß mit den Griechen kein Friede geschlossen werden solle, bis sie alle zu Sklaven gemacht seien. Wie die Sage, — indessen nur die Sage, — erzählt, habe der Kalif Omar nach der Eroberung Alexandriens die viertausend Bücher der Stadt sechs Monate lang mit den Büchern der Bibliotheken heizen lassen. Er sagte: „Widersprechen sie dem Koran, so sind sie schädlich; stimmen sie mit ihm überein, unnützlich.“

Zahlreiche arabische Einwanderungen folgten der Eroberung des Nilthales, und auch hier, wie in Syrien, vermischten sich die Eindringlinge mit der ansässigen Bevölkerung, nur in den Beduinensstämmen haben sie sich rein erhalten.

Was die übrige Bevölkerung anbelangt, so sind die Türken, die eigentlich herrschende Klasse in Syrien sowohl, wie in Palästina, besonders aber in Aegypten, — das besonntlich nominell ebenfalls der Türkei untersteht, — nur in sehr geringer Anzahl vertreten. In Syrien gehören sie fast durchweg der Beamtenklasse an, während sie in Aegypten im öffentlichen Leben selten eine Rolle spielen, indessen durchgängig wohlhabend und auf ihre Abstammung sehr stolz sind. In den vornehmen arabischen Familien gehört es zum guten Ton, türkisch zu reden oder wenigstens reden zu können, und „Stambul“ ist für sie der Inbegriff alles Erhabenen und Großen.

Weniger Achtung erweisen sich die im ganzen östlichen

Mittelmeergebiet zahlreichen Levantiner, Nachkommen von Italienern, Griechen, Dalmatinern u. dergl., die ihre Nationalität verloren haben und fast ganz Orientalen geworden sind.

Juden sind sehr zahlreich vertreten, allein in Wilajet Beirut giebt es nach der letzten Zählung über 25 000. Sie sind fast alle in den letzten Jahrhunderten von Europa eingewandert und sprechen theils spaniolisch, d. h. ein verdorbenes spanisch, theils das bekannte jüdisch-deutsch.

Europäer sind in Syrien verhältnismäßig nicht besonders zahlreich, sie halten sich auch fast nur in den Hafenstädten auf. Eine besondere Erwähnung verdient hier die deutsche Gemeinschaft der „Templer“ oder der „Jerusalemfreunde“, die gegen 1300 Seelen zählt und von einem Württemberger, Christoph Hoffmann, ins Leben gerufen wurde. Ihr Zweck ist, ein ideales christliches Gesellschaftsleben gemäß den Weissagungen des Alten Testaments herzustellen. Sie gründeten zu diesem Zwecke zwei Colonien in Haifa und Jaffa, die in jeder Weise ausgezeichnet gedeihen. Ihr Unternehmen ist der erste große und in systematischer Weise betriebene Versuch deutscher Colonisation im Orient, und man muß den unerschrockenen Pionieren das Zeugniß großer Thätigkeit und besonderen Verständnisses ausstellen, daß dieser Versuch, trotz der vielen Schwierigkeiten, gelungen ist. Es waren nicht nur Schwierigkeiten des Klimas und des Bodens, mit denen die Colonisten zu kämpfen hatten, sondern fast noch mehr der böse Wille und die Unehrllichkeit der türkischen Beamten, und zu verschiedenen Malen, — zum ersten Male im Jahre 1877, — mußte erst das Erscheinen deutscher Kriegsschiffe den Forderungen, welche die deutsche Reichsregierung im Interesse ihrer Staatsangehörigen gestellt hatte, den gehörigen Nachdruck verleihen. So erschienen von Zeit zu Zeit deutsche Corvetten, Kanonenboote oder gar die Mittelmeer-Banzenflotte unter Admiral Baisch, und es waren für die Colonisten die höchsten Festtage, wenn die deutsche Flagge draußen im Hafen wehte und sie den schmutzen Blaujaden im fremden Lande Gastfreundschaft gewähren konnten.

In Aegypten ist die Bevölkerung noch gemischter und interessanter. Außer den Elementen, die wir bereits in Syrien kennen lernten, haben wir hier noch die zahlreichen Kubier (Berberianer) und Neger (Sudanesen). Indier, Perjer u. s. w. finden sich ferner hier wie dort.

Eine interessante Thatsache ist, daß es noch heute unter der Bevölkerung des Nilthales, besonders in Oberägypten, zahlreiche Typen giebt, deren Gesichtsschnitt in ganz auffallender Weise die scharf geschnittenen, charakteristischen Züge, wie sie uns in den Abbildungen der Pharaonenzeit entgegenreten, wiedergiebt. Es ist dies um so merkwürdiger, als das Land von grauesten Alterthume bis heute stets nur ein Spielball fremder Interessen gewesen ist und ein Unterdrücker dem anderen folgte. Die alte Sprache ist zwar verloren gegangen, doch ist sich das Volk in vielen anderen Dingen, trotz all der Stürme, die im Laufe der Jahrtausende das Land erschüttert haben, treu geblieben, und noch heute sehen wir beispielsweise den Aegyptier seinen Acker mit den gleichen Werkzeugen wie zur Pharaonenzeit bearbeiten. Völkerverwelle auf Völkerverwelle ist über das Land dahingebraust, aber alle, Perjer und Macedonier, Griechen, Römer, Araber, Türken und wie sie heißen mögen, haben der Bevölkerung keinen bleibenden Stempel aufzudrücken vermocht und sind mit der Zeit, trotzdem sie als Sieger einzogen, im einheimischen Elemente aufgegangen.

Abgesehen von dem bunten Völkergemisch sind es in erster Linie wohl die von den unsrigen so gänzlich abweichenden Lebensgewohnheiten, die das Interesse des Reisenden erregen. Der Neuling, der mit dem Einheimischen in Berührung kommt, wird hier aus Unkenntniß manchen falschen Schritt thun, bis er sich, — was lange Zeit zu dauern pflegt, — eine gewisse Vertrautheit erwirbt. Besonders ist es die eigentliche Stellung des weiblichen Geschlechtes, die unsere Aufmerksamkeit und Neugierde erregt. Wie viel ist hierüber bereits geschrieben worden, wie viel und wie falsches! Man neigt in Europa oft zu der Ansicht, daß die orientalische Frau die untergeordnete Rolle, die sie spielt, schwer empfindet, und daß sie eine „Erlösung“ aus ihr mit größter Freude begrüßen würde. Dem ist indessen keineswegs so, und der bei weitem größte Theil der Frauen des Orients würde es als Beleidigung auffassen, wollte man ihnen zumuthen, sich mit der Freiheit der europäischen Frau zu bewegen. Diese Thatsache ist lediglich eine Folge der Erziehung und der Unkenntniß unserer Lebensverhältnisse, gestattet indessen kaum, die Frauen des Orients als „unglücklich“ zu beklagen. Da sie sich keineswegs unglücklich fühlen und unter Singen, Spielen, Tanzen und Süßigkeiten-Naschen gleich Kindern ihre Zeit zubringen, und ihnen ernstere Lebensanschauungen vollständig fremd sind. Der Standpunkt der orientalischen Frau, ihre Erziehung, ihr ganzes Sinnen und Trachten ist so gänzlich verschieden von unseren Verhältnissen, daß wir keineswegs den bei uns üblichen Maßstab bei den dortigen Verhältnissen in Anwendung bringen dürfen. Unglücklich fühlt sich nur die Orientalin, die auf europäische Weise erzogen wurde und dann in die alten Verhältnisse zurückgekehrt ist. Derartige Fälle ereignen sich indessen sehr selten, und es ist zweifellos, daß Ehen, in denen auf beiden Seiten volle Zufriedenheit herrscht, im Orient in mindestens gleicher Häufigkeit anzutreffen sind, wie in Europa. Von dem durch den Koran eingeräumten Rechte, bis zu vier Frauen zu ehelichen, — welches Mohammed einführte, da es ihm aus politischen Rücksichten erwünscht war, mehrere Frauen gleichzeitig heimzuführen, — wird nur selten Gebrauch gemacht, und die Fälle, in denen der Mann mehr als eine Frau besitzt, sind äußerst gering. Uebrigens ist die Herrschaft der Frau in der orientalischen Ehe keineswegs so illusorisch wie man bei uns oft anzunehmen geneigt ist.

Einen großen Vortheil haben die orientalischen Frauenverhältnisse aber auf jeden Fall vor den unsrigen: jedes Mädchen ist sicher, „unter die Haube zu kommen“, und es hat nicht nöthig, sich einen Erwerb zu suchen. Wie viel Elend und Trostlosigkeit wird allein hierdurch vermieden!

Zu bemerken ist ferner, daß der Frau während der Ehe das alleinige Verfügungsrecht über das Vermögen und die Werthsachen, die sie mit in die Ehe gebracht hat, zusteht, und daß sie diese, sollte die Ehe gelöst werden, ungeschmälert mitnimmt. Die Ehe kann außerordentlich leicht gelöst werden, während indessen die Frau, falls sie es ist, welche die Lösung beantragt, beim Kadi gewisse im Koran vorgesehene Scheidungsgründe anführen muß, steht es dem Manne frei, durch einfache dreimalige Wiederholung der Scheidungsformel die Ehe rechtlich zu lösen. Auch über die sogenannte „Kaufsumme“, mit welcher der Orientale seine Frau „erkauft“, sind oft recht

unklare Ansichten verbreitet. In Wirklichkeit dient diese allen besseren Familien nur dazu, die bedeutenden Ausgaben, die dem Vater durch die Mitgabe der Aussteuer, Brautgaben u. s. w. entstehen, wenigstens theilweise zu ersetzen. Der Rest der festgesetzten Summe behält der Gatte, ist indessen verpflichtet, ihn der Frau im Scheidungsfalle auszuzahlen, eine Verpfändung, die oft die Ursache ist, daß Ehen, die sonst gelöst werden würden, bestehen bleiben.

Die orientalischen Frauen leben außerordentlich abgeschlossener, aber nur dem männlichen Geschlecht gegenüber; unter sich pflegen sie die größte Geselligkeit. Während sie sich im Hause bewegen und schmücken, erscheinen sie außerhalb des Hauses in prächtigen, saftartigen Ueberwürfen, in den sie sich alsdann fleißig unformlich und plump, und die Gesichtszüge sind bis auf die Augen durch den Schleier, — der bei dem geringeren Wohlstande bereits zum großen Theil in Wegfall gekommen ist, — verhüllt. „Meine Frau gehört mir“, sagt der Orientale, „und geht die übrige Welt nichts an, und wenn sie sich für jemanden schmückt, so geschieht es für mich und zu Hause!“

In nächster Linie ist es wohl das religiöse Leben des Mohammedaners, das unser lebhaftes Interesse erregt. Der Islam ist die am weitesten verbreitete Weltreligion und verdankt seine Thatsache in erster Linie der Einfachheit und leichten Fasslichkeit seiner Lehre. Trotzdem ihm die Propaganda fehlt, ist er dennoch in jedem Zunehmen begriffen. Mit Rücksicht auf die Toleranz, welche die Mohammedaner in dieser Beziehung üben, wird es dem Fremden, falls er über einen kundigen Führer verfügen kann, einen Einblick in das religiöse Leben der Beherrscher des Islams zu gewinnen. Es ist dies um so interessanter, als Sitten und Gewohnheiten der Mohammedaner in letzter Linie immer auf den Koran zurückzuführen, der nicht nur für das religiöse Leben, sondern auch für die Rechtsprechung, für die socialen Verhältnisse u. s. w. die Richtschnur ist.

Im großen Ganzen wird der Fremde von den Betrachtungen des modernen Lebens mit weit mehr Befriedigung erfüllt werden, als von den Betrachtungen, welche die Ueberreste der alten Zeit hervorrufen. Aber auch diese verlieren bei längerem Verweilen, und besonders, wenn man sich in die Geschichte vertieft, viel von dem, was im Anfange mühsam und zurückstößt; man sieht schließlich in dem Wilde der grossen Verwahrlosung, welches das Land jetzt bietet, nur die nothwendige Schluss-Apotheose der ergreifenden Tragödie, die sich im Laufe der Jahrhunderte hier abgespielt hat. Es wird dem Reisenden dann nicht mehr schwer fallen, sich in Schatten der mächtigen Ruinen in jene Zeit zurückzutransportieren, der hier noch Macht und Herrlichkeit wohnten. Ist es überhaupt eine Eigenthümlichkeit des Orients, daß man ein Schritt und Tritt an verbliebene Pracht gemahnt und zum Gedanken an gefallene Größe gezwungen wird! Kein Volk träumt wohl mehr als das orientalische. Fühlt sich der Mohammedaner bedrückt, so zieht er sich in sein Innenleben zurück, läßt den Dingen den Lauf, den Allah ihnen vorgeschrieben hat, und fügt sich in Ergebung in sein Schicksal. Er kämpft nicht mehr gegen das Unabänderliche, sondern leidet still, malt sich in süßen Träumen aus, wie schön das Leben sein könnte, wenn es nicht eben gar so traurig wäre, und träumt sich im Geiste in die Wunderzeit seiner Märdchen zurück, in der es noch ein Geister gab, die dem Bedrückten beisanden und ihn wider aufrichteten, den Bekümmerten trösteten und ihm helfen zu den Trostlosen Linderung brachten und ihre Wünsche erfüllten.

Kadbrud verboten.

Die Himmelmutter im Glaskasten.

Von Karl Wolf.

Ganze Büge von Leuten steigen den Hügel hinauf, auf welchem die Kirche steht, umgeben von der Gottesacker.

Die Sonne scheint so hell und warm in die Ersthalde, daß man gar nicht daran denkt, es sei schon November, schon das Fest Allerheiligen. Auf allen Gräbern blühen noch die mannigfaltigsten Blumen, die Trauerweiden tragen noch ihr zartes Blattwerk, und die Rasenumsäumung ist noch frisch grün bei den Gräbern, so grün wie die Weiden unten im Thale. Nur in den Kastanienwaldungen und in den Weinbergen, da schimmert es, als wäre ein Goldregen nieder gegangen. Auch die Föhren, Nichten und Tannen röthen sich schon, während die Alpenmatten und Bergspitzen im Neuschnee erglänzen. Die Welt hat ihr schlauestes Kleid angezogen.

Die Weiblein tragen in Körben messingene oder gläserne Leuchter mit geweihten Kerzen. Dann Weibbrümmen trägt eine und einen Rosmarin- oder einen Buchsweiz, in geweihte Wasser auszusprenken. Die Kinder stolzen mit Kränzen aus künstlichem Laubwerk und Blumen, eine Weiblein die sich aus der Stadt eingebürgert hat.

Die Männer und die jungen Burischen, die schwanken zum beim Wirth vorerst noch einmal ab, um einen Krug Wein zuzulegen, wie sie sagen, damit das Gebet nachher kräftiger ansetzt.

Jetzt kommt die Klosterbäuerin mit ihren Kindern und dem Ehehalten. Das ist schon der Mühe werth, was die Weiblein alles daher tragen und schleppen. Sie ist die reichste Bäuerin und Bäuerin im Dorfe, der Klosterhof kann sich sehen lassen, und ebenso der Grabschmuck. Ein schönes, schmiedeisernes Kreuz steht am Kopfende mit einem vergoldeten Heiland darauf, und einem großen, getriebenen Weisbrunnentessel aus Kupfer, und wenn auf anderen Grabsteinen nur glattnweg zu lesen: „Hier ruht der ehr- und tugendsame“, so ist das der Klosterbäuerin zu wenig gewesen.

Als ihr Mann begraben wurde, ließ sie das Kreuz renovieren. Da stand nun zu lesen:

Allda ruht in Gott
der wohl, ehr- und tugendreiche
Großbauer

Herr Anton Huber auf dem Klosterhofe.

Das machte sich fast so, wie auf dem Marmorsteine des Schlossherrn.

Während die Leute den mitgebrachten Graberschmuck auf den Körben holten, warf die Bäuerin prüfende Blicke ringsum. Plötzlich stieg ihr die Hornröthe auf.

„Ah, da schaut's 'mal her, was sich die Leut' heraufnehmen! So'n hergelooffenes Volk! Hat die Kreuzwirthin da drehten mit ihr'm Grab acht Leuchter und vier geweihte Einsteck- Wachskerzen! Leni! — Leni! Wo steht denn der Frau wieder! (Wet gel)

Geschichte des Menschengeschlechts; aus dem Schoße der Frau sproßt ewig jung und frisch der Menschheit goldener Baum! Dieselben Bedenken darf man den auf die volle Vereins- und Versammlungs-Freiheit gerichteten Forderungen entgegenstellen. Würden sie erfüllt, so träte die Gefahr ein, daß die der Frau notwendige innere Ruhe und Harmonie empfindlich

suchung aufgegriffener Mädchen". Beide Petitionen sind abschläglich beschieden worden, — ein ausreichender Grund für Frau Viber, die mehr als heisse Sache wieder vorzubringen, die sie als eine „Menschheitsfrage“ betrachtet. Es mag ja richtig sein, daß man sich über die herrschenden Zustände auf diesem schwierigen und dunkeln Gebiete erst genügend orientiren muß, ehe man wirksame Heilmittel gegen sie in Anwendung bringen kann, aber gegen die öffentliche Behandlung solcher Angelegenheiten muß ebenso lebhaft Protest erhoben werden, als gegen die mehr als wunderliche Forderung, daß schon in der Schule „die heranwachsenden Kinder in erster, würdiger Weise (!) über die natürlichen Dinge aufgeklärt werden sollen.“ Nach unserem Gefühl müssen diese „natürlichen Dinge“ dem heranwachsenden Mädchen so lange als möglich ein noli me tangere bleiben, und die einzige denkbare Lehrmeisterin darf hier die Mutter oder eine sonstige nächststehende Verwandte sein. Was ist das für eine Art von Pädagogik, die solche Vorschläge machen und einem neuen Unterrichtsgegenstand, die „Geschlechtslehre“ in die Schulen hineinzerrren will! Wie denkt sich eigentlich Frau Viber einen solchen Unterricht, und wer soll ihn erteilen? Ich kann nicht annehmen, daß sie sich den Unterricht so denkt, wie ihn in einer mir zur Beurteilung übersandten Schrift: „Das Weib im Existenzkampf“ ein Herr Max Rehbürg sich vorstellt. Nachdem er verkündet, daß man den Töchtern eine Erziehung geben müsse, die „sie das Leben kennen lehrt,“ sagt er wörtlich folgendes: „Statt der Jugend beiderlei Geschlechts die Uebersicht von Bibelsprüchen und lyrischen Gedichten lernen zu lassen, die für das praktische Leben gar keinen Werth haben, sollte man in den entsprechenden höheren Klassen Anatomie der Genitalien des jeweiligen Geschlechts und der Funktionen, sowie die Krankheiten derselben (!) vortragen und die jungen Leute mit den trüben Folgen bekannt machen, die aus all diesen Krankheiten auf Lebenszeit hervorgehen.“ Es wäre nicht unmöglich, daß dieser „feinsüßliche“ Neuerer auf pädagogischem Gebiete seine erste Anregung zur genannten Schrift durch die Kasseler Petition um Einführung eines hygienischen Unterrichts zum Zwecke der Bekämpfung der Unkeuschheit empfangen hat; dann würde der Frau Viber-Böhm doch vielleicht vor den Konsequenzen ihres Special-Gebietes etwas bange werden. Erwähnt muß übrigens noch werden, daß ein öffentlicher Vortrag

in ihrer Einzelarbeit durch die Gemeinschaft mit anderen einen zu kräftigen und zu fördern; zweitens, diese Einzelarbeit der Vereine durch organisiertes Zusammenwirken immer erfolgreicher in den Dienst des Familien- und Volkswohles zu stellen, zu der Unwissenheit und Ungerechtigkeit entgegenzuwirken und zu erstreben, daß die sittliche Grundlage der Lebensführung für die Gesamtheit eine stetig sich hebende werde; drittens, Gelegenheit zum Gedankenaustausch, zu Vergleich, zur Kenntnisaufnahme mustergültiger Einrichtungen, zur Anregung neuer selbständiger Schöpfungen zu bieten. Es wäre vielleicht ganz zweckmäßig gewesen, wenn der Vorschlag der Frau Cauer angenommen wäre, der die sämtlichen vorhandenen Frauenvereine nach den Provinzen und nach den Interessen gruppiert wissen will, sodah z. B. alle, die sich mit Bildungs- und Erziehungsfragen, alle, die sich mit Erwerbsfragen, alle, die sich mit dem Rechtsschutz der Frauen befassen, zu einer Gruppe zu gemeinsamem Vorgehen sich zusammenfinden und durch wirkungskräftiger werden sollen. Uns scheint dieser Vorschlag ein festes und sehr brauchbares Element für die immer noch lange nicht beendete Organisation der Bundesbestrebungen zu enthalten.

Der dem Frauentage zur Erledigung vorliegende Arbeitsplan war für die kurze Zeit der Tagung vielleicht allzu reichhaltig, aber doch zeigte der Erfolg, daß die Freude an der Arbeit, wie die Kraft, sie nach bestem Wissen und Können zu erledigen, eine gleich große war. Aus der großen Fülle des Vorliegenden nehmen wir einige besonders bedeutende Einzelheiten heraus, die von der rüstigen und verständnißvollen Thätigkeit der einzelnen Vereine Zeugniß ablegen. So konnte Fräulein Minna Salomon mit Genugthuung von der Einrichtung von Vorbereitungs-Kursen für Fabrik- und Gewerbe-Inspectorinnen in Berlin und München, sowie von der in Hesse und Preussen bereits erfolgten Anstellung von Fabrik-Inspectorinnen berichten. Für den Anschluß von Kindergärten an Schulen zur Errichtung von staatlichen Seminaren für Kindergärtnerinnen suchte die Leiterin der Kommission für Erziehungswesen, Frau Dr. Goldschmidt-Leipzig, in sehr würdiger und eindringlicher Weise zu wirken. Hocherfreulich waren die Mittheilungen von Fräulein Helene Bonfort über die sociale Hilfsbätigkeit in Hamburg, die in Deutschland in ihrer durch gewaltige Kräfte gestützten Wirksamkeit wohl einzig dastehen dürfte.

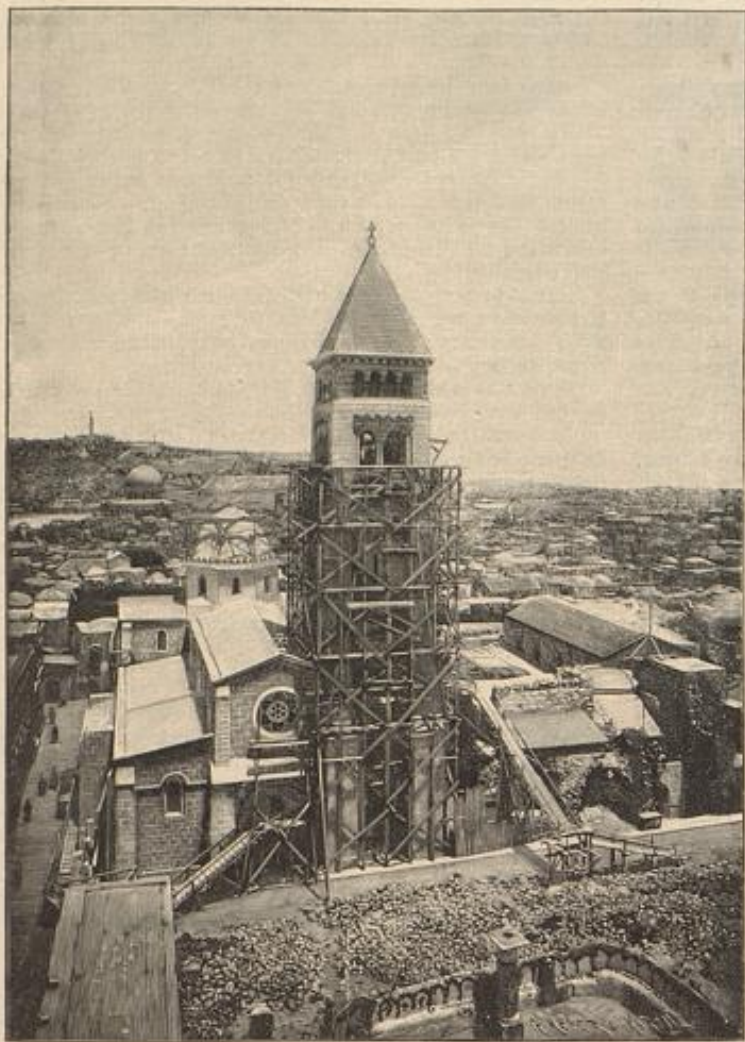
Der Antrag der Ortsgruppe Nürnberg, vertreten durch Frau Berg-Anspach, die Aufsicht und Pflege der Kost- und Ziehkinder, sowie die General-Vormundschaft über alle arbeitsfähigen Kinder, deren es in Deutschland etwa 200 000 gibt, zur Sache der Bundesthätigkeit zu machen, wurde im Voraus angenommen, jedoch soll die Thätigkeit erst beginnen, wenn noch einige wesentliche Punkte klargestellt sind. Ebenso wurde der Antrag, bei den Regierungen für Einführung obligatorischer Fortbildungsschulen für Mädchen nach Kräften zu wirken, mit Einstimmigkeit angenommen. Von Interesse war die Regierung des Fräulein Dr. Castner, die Frauen auf das Gebiet der Gärtnerei und des Obstbaues hinzuweisen; es gelang durch ihre überzeugende Darstellung, die Thätigkeit des Bundes für die Erschließung dieses neuen Gebietes wachzurufen.

Es war vorauszu sehen, daß auch die Friedensbestrebungen in der Versammlung vertreten werden würden; daß aber Frau Lina Morgenstern die Sache in die Hand nahm, hatte man kaum erwartet. Man hatte erst an eine feurige, jüngere Kraft gedacht und verhielt sich anfangs zurückhaltend, da Frau Morgenstern bei der Begründung ihres Antrags „auf eine Kundgebung der deutschen Frauen für den Friedens-Kongreß der deutschen Fürsten“ etwas zaghaft vorging. Als sie aber an Fräulein Mellien, der treuen Mitstreiterin Bertha von Suttner, hitzigen und beredten Beistand fand, wandelte sich die laue Stimmung, und der Antrag der Frau Morgenstern wurde mit begeisterten Zustimmung angenommen.

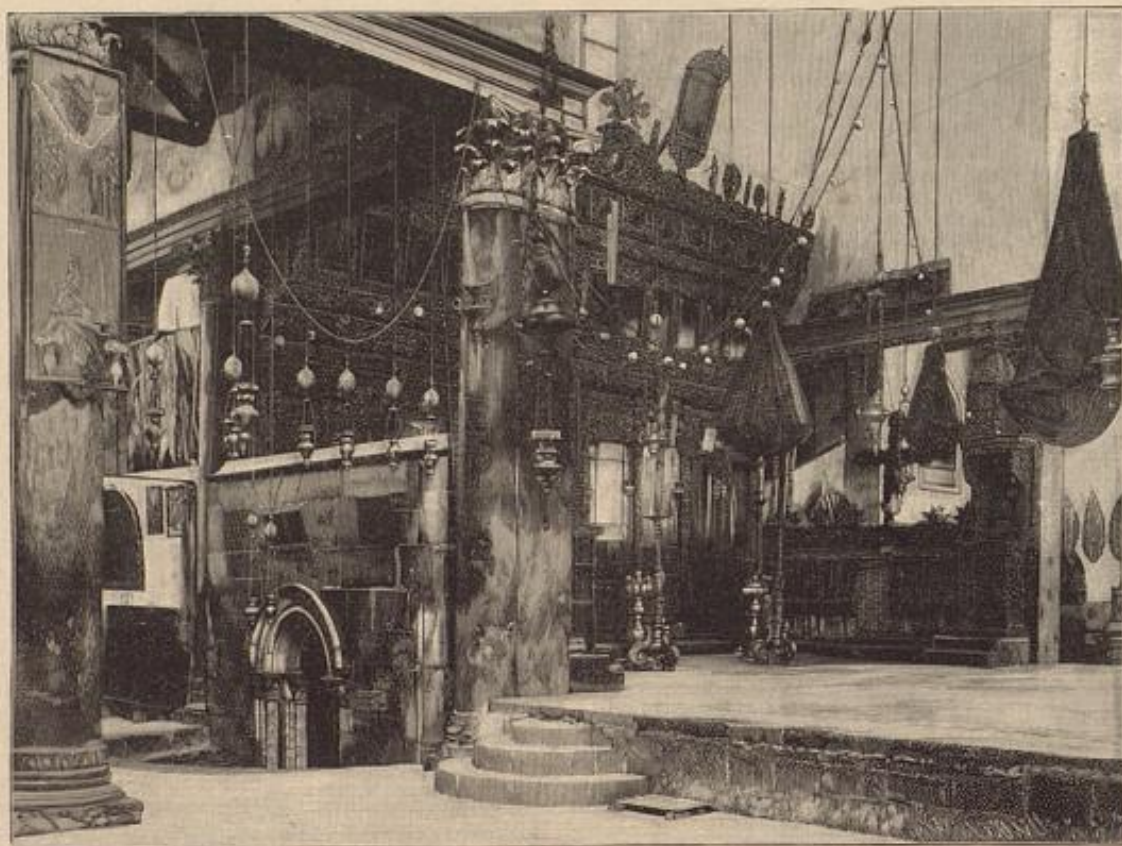
Der Bund der deutschen Frauenvereine wurde im Jahre 1896 in München gegründet und sollte alle Frauenvereine des Deutschen Reiches einschließen. Da aber die Vereine mit socialistischen Tendenzen nicht durchdringen konnten, kam es nicht zu einer wünschenswerthen Klarheit in den Sitzungen und in der Geschäftsordnung, was sehr zu bedauern war, da nur ganz wenige Directiven die große Zahl von Vereinen mit verschiedenen Tendenzen hätten zusammenhalten können. In dieser ersten Versammlung, die eigentlich nur einen Mittelpunkt der Frauenvereine darstellte, wurden vorwiegend Wohlfahrtsbestrebungen behandelt, und an die Aufgabe gegangen, die verschiedenen Vereine in nähere Fühlung mit einander zu bringen, sich über ihre Bestrebungen zu unterrichten und darüber zu referiren.

Der zweite Frauentag in Kassel (1896) zeigte bereits eine festere Gestaltung, wenn auch von einer engeren Zusammengehörigkeit der einzelnen Vereine oder von einer Gleichartigkeit der Bestrebungen nicht die Rede sein konnte. Hier kamen sociale und wirtschaftliche Fragen zur Behandlung, und es wurden ziemlich weitgehende, auf Gleichstellung mit dem Mann abzielende Forderungen erhoben. Die sogenannten „Jungen“ in starker Richtung nach links traten lebhaft hervor, und einige von ihnen, Frau Marie Stritt-Dresden, Frau Hanna Böhm und Jeanette Schwerin wurden sogar in den Vorstand gewählt. In Kassel kam schon der Arbeiterinnenschutz durch weibliche Fabrik-Inspectorinnen, der Rechtsschutz der Frauen im bürgerlichen Gesetzbuch, die Sittlichkeitsfrage und andere aktuelle Fragen zur Sprache, sodah trotz des Mangels einer geeigneten Geschäftsordnung die Verhandlungen sich doch sicherer und produktiver gestalteten.

Inzwischen hat sich der Kreis der Aufgaben und Ziele erweitert, Sitzungen und Geschäftsordnung haben eine feste Fügung erhalten, eine von Frau Anna Stimson-Breslau verfaßte Broschüre: „Was der Bund will und was er nicht will“ hat Klarheit über die Ziele zu verbreiten gesucht, sodah die diesjährige Versammlung als eine sehr wohl vorbereitete im Ganzen auch als erfolgreich angesehen werden darf. Besonders erfreulich ist die Wägung in den Debatten, daß Fernbleiben gebärdiger Angriffe gewesen, auch sind einige vagante Forderungen nur in geringem Maße hervorgetreten. Alles in allem: der Hamburger Frauentag bedeutet einen neuen Schritt in der Entwicklung der Frauenbewegung. Und nun „auf zur Arbeit, aber nicht nur für die Sache des Bundes, sondern für die Interessen der Nation und der Menschheit!“ Das waren die schönen Schlussworte der allgemein verehrten Vorsitzenden. Man kann nur ehrlich wünschen, daß sie zur That werden.



Die Erlöserkirche in Jerusalem im Bau.



Innere der Geburtkirche in Bethlehem. Siehe den Artikel auf Seite 171.

gestört und dadurch ihr Seelenleben in falsche, unweibliche Bahnen gedrängt würde. Diejenigen Damen, die den Antrag so stürmisch begrüßten und mit lebhafter Zustimmung annahmen, sind sich wohl dieser schweren Gefahr kaum bewußt gewesen. Das ist kein wirklicher Erfolg der Frauensache, sondern eine den besten weiblichen Eigenschaften drohende Schädigung.

Für noch bedenklicher als diese Uebergriße in die gewohnte Thätigkeits-Sphäre des Mannes müssen aber die Diskussionen über die Sittlichkeitsfrage gehalten werden, die in Hamburg zum zweiten Male durch Frau Viber-Böhm angeregt und sehr ausgiebig behandelt wurden. Schon die Kasseler Versammlung des Jahres 1896 beschloß eine Petition an den Kultus-Minister um Einführung eines „Unterrichts in der Gesundheitspflege, zwecks Bekämpfung der Unkeuschheit und des Alkohols“, ebenso eine solche an den Minister des Innern um „Anstellung gebildeter „Polizei-Matronen“ und weiblicher Aerzte zur Unter-

suchung aufgegriffener Mädchen“. Beide Petitionen sind abschläglich beschieden worden, — ein ausreichender Grund für Frau Viber, die mehr als heisse Sache wieder vorzubringen, die sie als eine „Menschheitsfrage“ betrachtet. Es mag ja richtig sein, daß man sich über die herrschenden Zustände auf diesem schwierigen und dunkeln Gebiete erst genügend orientiren muß, ehe man wirksame Heilmittel gegen sie in Anwendung bringen kann, aber gegen die öffentliche Behandlung solcher Angelegenheiten muß ebenso lebhaft Protest erhoben werden, als gegen die mehr als wunderliche Forderung, daß schon in der Schule „die heranwachsenden Kinder in erster, würdiger Weise (!) über die natürlichen Dinge aufgeklärt werden sollen.“ Nach unserem Gefühl müssen diese „natürlichen Dinge“ dem heranwachsenden Mädchen so lange als möglich ein noli me tangere bleiben, und die einzige denkbare Lehrmeisterin darf hier die Mutter oder eine sonstige nächststehende Verwandte sein. Was ist das für eine Art von Pädagogik, die solche Vorschläge machen und einem neuen Unterrichtsgegenstand, die „Geschlechtslehre“ in die Schulen hineinzerrren will! Wie denkt sich eigentlich Frau Viber einen solchen Unterricht, und wer soll ihn erteilen? Ich kann nicht annehmen, daß sie sich den Unterricht so denkt, wie ihn in einer mir zur Beurteilung übersandten Schrift: „Das Weib im Existenzkampf“ ein Herr Max Rehbürg sich vorstellt. Nachdem er verkündet, daß man den Töchtern eine Erziehung geben müsse, die „sie das Leben kennen lehrt,“ sagt er wörtlich folgendes: „Statt der Jugend beiderlei Geschlechts die Uebersicht von Bibelsprüchen und lyrischen Gedichten lernen zu lassen, die für das praktische Leben gar keinen Werth haben, sollte man in den entsprechenden höheren Klassen Anatomie der Genitalien des jeweiligen Geschlechts und der Funktionen, sowie die Krankheiten derselben (!) vortragen und die jungen Leute mit den trüben Folgen bekannt machen, die aus all diesen Krankheiten auf Lebenszeit hervorgehen.“ Es wäre nicht unmöglich, daß dieser „feinsüßliche“ Neuerer auf pädagogischem Gebiete seine erste Anregung zur genannten Schrift durch die Kasseler Petition um Einführung eines hygienischen Unterrichts zum Zwecke der Bekämpfung der Unkeuschheit empfangen hat; dann würde der Frau Viber-Böhm doch vielleicht vor den Konsequenzen ihres Special-Gebietes etwas bange werden. Erwähnt muß übrigens noch werden, daß ein öffentlicher Vortrag

von Frau Viber-Böhm über die Sittlichkeitsfrage vom Vorstand abgelehnt wurde und das Thema daher nur in der Kommission zur Behandlung kam. Ueber die erwähnten Mißlichkeiten darf man nun aber die vielen anregenden, der Frauenbewegung förderlichen Fragen nicht vergessen, welche die Hamburger Versammlung behandelt hat. Sie hat in den neu ausgearbeiteten Satzungen die Ziele des Bundes in bestimmter und angemessener Fassung zum Ausdruck gebracht, und wenn man auch bekennen muß, daß diese Fassung im Vergleich mit der ursprünglichen durchaus eine Schwächung nach der linken Seite bedeutet, so hat sie dafür den Vorzug zweifellos Klarheit. Wir möchten hier aus den Satzungen die Hauptbestimmung hervorheben: „Der Bund deutscher Frauenvereine bezweckt die Vereinigung aller gemeinnützigen Frauenvereine, sowie aller Verbände von solchen Vereinen zur Erreichung folgender Ziele: Erstens, alle Frauenvereine



Ein Gebet. Nach dem Gemälde von L. Koffi.
Copyright 1897 by Franz Hanfstaengl, München.

Nachdruck verboten.

Freien Herzens.

Novelle von Johanna Klemm (Hanna Clemens).

(Fortsetzung.)

Hermia's körperliche Heilung ging gut von Statten. Nach einigen Tagen fühlte sie sich, abgesehen von ihrem eingegipsten Fuß, ganz wohl und hatte sehr gern Gesellschaft. Frau von Guther kam täglich und erzählte

ihr alles Mögliche aus der „Welt“, zu der auch Hermia früher so ganz gehört hatte und die ihr nun so fern ab lag. Es kamen auch einige sogenannte Freundinnen, aber am liebsten hatte sie eigentlich Dorothee Ganzler neben ihrem Bett, die zwar durchaus nicht immer unterhaltend, aber auch im Schweigen, im passiven Verhalten ihr interessant war. Sie beobachtete dann gern das feine, etwas strenge Profil Dorotheens, das lange Zeit sich über ein Buch wissenschaftlichen Inhalts zu neigen pflegte, bis sie das intensive Anschauen Hermia's merkte

und mit einem Lächeln, das sie sehr verschönte, aufsaß und fragte: „Nun, Kleine, sind wir zum Bauldern aufgelegt?“

Und wenn der Professor bei seinem Rundgang sich etwas länger aufhielt, als just nöthig, so war das Hermia eigentlich die größte Freude. Er hatte sich einen onkelhaften Ton ihr gegenüber angewöhnt, seine gelegentliche Barschheit schreckte sie nicht mehr, und seine humoristischen Ausfälle konnten sie zum Lachen bringen, wie sonst seit lange nichts mehr. Eines Abends, als er Wiene machte, sich besonders lange aufzuhalten, da er sich Hermia als Letztes aufgespart hatte, wie er sagte, fragte er plötzlich:

„Nun, wie gefällt's uns denn eigentlich jetzt im Krankenhause? Haben wir uns an den Carbol-Geruch, an die weißen Männer und all den beängstigenden Kram gewöhnt?“

„O ja,“ gestand Hermia, „als dankbare Resconvalescentin sieht man alles ganz anders an.“

„Na ja, — nun sagen Sie mir aber 'mal, kleines Fräulein, wie in aller Welt sind Sie darauf verfallen, Sich mit der Samaritererei zu befassen? Sie taugen doch nicht im mindesten dazu!“

Wieder diese Frage! Hermia erröthete und senkte den Kopf.

„Na, na,“ fuhr der alte Herr fort, „da ist doch nichts zu schämen! Arzt spielen lernen ist doch nicht jedermanns Sache!“

„Ach, und es war mir so ernst!“ sagte Hermia leise.

„Ernst! Ja sehen Sie, das ist es gerade, was mich wunderte. Zuerst, als ich Ihr junges Gesicht vor mir im Saal sah, dachte ich ärgerlich: Was will das Kind hier? Zum Spaß und aus Mode-Laune kommt man nicht hierher. Dann sah ich aber Ihre ernsthaften Augen, sah bei all der Angst, ja allem Grauen, das aus Ihrem Gesicht sprach, Ihren redlichen Willen, — deshalb wollte ich Sie bald einmal auf die Probe stellen und nahm Sie mit zum ersten Act im Operations-Saal. Und da hatten wir's. Mein erstes Gefühl bestätigte sich, Sie taugen nicht zur Samariterin, trotzdem Sie, glaub' ich, das beste, liebevollste Herz von der Welt haben!“

„Ach, und ich hatte gedacht, — ich könnte vielleicht, — wie so viele jetzt, — Medizin studiren!“

„Studiren!“ Der Professor lachte laut auf und lehnte sich im Stuhl zurück. „Studiren! Welche Thorheit! Armes Kind, was hat Ihnen denn die Welt gethan, daß Sie so verzweifelte Entschlüsse fassen? Ich sollte meinen, Ihr Reich läge wo anders. — Und nun Thränen? O, o, Kind, die kann ich nicht sehen, so gut wie Sie kein Blut sehen können! — Habe ich Sie so sehr gekränkt?“

„Nein, nein! Ach, Herr Professor, könnte ich Ihnen doch erklären, — ich wollte mich ja müde arbeiten, etwas recht Schweres thun, — um — um etwas zu vergessen!“ Außer sich hielt Hermia inne, aber er wurde nun

plötzlich sehr ernst, und es klang streng, als er erwiderte:

„Da sind Sie aber auf einem falschen Wege! Welch seltsame Vorstellungen. Die Wissenschaft ist eine strenge Herrin und fordert ganze und freie Menschen, keine halbfertigen Kinder, die um ein zerbrochenes Spielzeug weinen! Was weiß ich, ob's ein Rußnacker oder ein Hanswurst war! — Ja, ja, nun wird der alte Dackel grob! Aber es bringt mich in Harnisch, wenn ich solche Thorheit höre. Freilich, — was können Sie dafür! Sie sehen's an Ihren Mitschwestern, sie rühren sich mit

Macht und wollen in unsere Grenzen hinüber. Aber, — so lange sie erst kommen, wenn etwas anderes Gewünschtes, Gewolltes versagt, so lange das Studium von Euch nur angesehen wird als Freihafen für gezeitete Hoffnungen oder Präntensionen, — so lange gestehe ich Euch das Recht an unserer heiligen Wissenschaft nicht zu und will von solchen Zerrbildern nichts wissen.“

„Aber es giebt doch Ausnahmen!“ wagte Hermia einzuwerfen.

„Die giebt es, wie es sie immer gegeben hat, das bestreite ich nicht. Und wenn denen der Weg jetzt freier gemacht wird als früher, — meinetwegen, ich hindere sie nicht. Aber,“ — ein Lächeln durchleuchtete plötzlich die strengen Züge und die Augenbrauen zuckten, „zu diesen Ausnahmen gehören Sie nicht, mein Kind, ich möchte sagen: Gott sei Dank, nicht! Warum so traurig deshalb? Ich sagte Ihnen ja, Ihr Reich liegt wo anders, und ich meine, es wird ein schönes sein.“

Mit einer etwas bärenmäßigen Zärtlichkeit streichelte er Hermia's Hand und sah ihr herzlich in die verstorbenen Augen.

„Aber, Ihre Tochter, Herr Professor,“ wagte sie nochmals einzuwenden, „die möchte doch auch studiren!“

„Meine Tochter! Das ist etwas anderes. Die habe ich erzogen, fast ohne weiblichen Beistand, da sie die Mutter sehr früh verlor, habe sie erzogen anstatt eines Sohnes, der mir versagt war, nicht um etwa ein Experiment mit ihr zu machen, — es kam so, weil,“ —

„Weil's nicht anders kommen konnte, Vaterchen,“ sagte da Dorothee, die leise hinter seinem Rücken eingetreten war und nun herzlich den Arm um seine Schultern legte. „Aber verleugne nur den Pflegeohn nicht, den Du Dir trotz meiner noch zugelegt hast, das wäre ein übler Empfang, denn wenn ich mich nicht täusche, so kommt er.“

„Hast Du einen Brief von Heinrich?“ fragte der Professor lebhaft.

„Ein Telegramm sogar. Der Bote ist draußen, willst Du es ihm abnehmen?“

„Sofort. Fräulein Hermchen, ich komme wieder!“ — Damit nickte er ihr noch einmal herzlich zu, und dann trat Dorothee zu der Erregten, die halb aufgerichtet auf ihrem Lager saß, mit glänzenden Augen und rothen Wangen, während die blonden Haare, die sie abgesteckt, weil sie sie im Liegen drückten, über ihr weißwollenes Morgenkleid fielen. „Was ist denn?“ fragte Dorothee erstaunt, weil sie ihre Pflegebefohlene noch nie so schön gefunden. Aber in dem Augenblick hörten sie draußen ein joviales „Hoho! Du bist der Bote?“

Auf dem Corridor stand ein junger Mann im Reiseumantel und streckte dem Professor die Hände entgegen mit einem munteren „Tag, Alterchen!“

„Tag, mein Jung! Warum fällst Du uns denn so ungemeldet ins Haus? Wir erwarteten Dich erst nächste Woche.“

„Ja, dies gilt auch noch nicht, ist nur eine kleine Spritztour. Ich hatte in G. eine Operation und mußte hier durch, da konnte ich mir den Sprung vom Bahnhof herein nicht versagen. Mit dem Nachtzug muß ich weiter.“

„Na, schön, Heinrich, ich komme, — will mich nur von einer Patientin verabschieden.“

Damit trat er noch einmal ins Zimmer zurück, drückte Hermia die Hand und sagte: „Also, Kleine, tragen Sie dem bärbeißigen Onkel seine Grobheit nicht nach, oder sonst verklagen Sie mich bei meiner Tochter und schwören Sie das Herz frei. Gute Nacht!“

Draußen fragte der junge Reisende: „Wen hast Du denn da, Vater, das klang ja so vertraulich, beinahe zärtlich.“

„Klang es? So!“

„Wer ist denn das?“

„Das, — das ist ein relegirter Student,“ sagte der Professor trocken.

„Seit wann tragen denn Studenten blonde Böpfe über spitzenbesetzten Nögliges?“

„Seit wann spähen junge Aerzte in Krankenzimmer hinein, in denen sich andere Patienten befinden, als ihre eigenen?“

„Spähen! Na, Alterchen, wenn Du die Thür sperrangelweit offen läßt! Und übrigens, — das Gold dieser Böpfe scheint wohl auch durch Spalten und Schlüßellocher.“

„Na, ich kann Dir sagen, mein Junge, daß heute Manches Böpfe trägt, was lieber einen Schnurrbart hätte.“

Mit dieser räthselhaften Bemerkung, die von einem kleinen, grimmigem Lachen begleitet war, hatten sie den Ausgang erreicht und verließen die Klinik.

Drinne fragte Dorothee: „Was haben Sie mit Papa gehabt?“

„Dasselbe, was auch Sie mich gleich am ersten Abend

gefragt haben, was mich eigentlich hierher getrieben, — mein Urtheil ist gesprochen, ich tauge nichts.“

„Eine Frage, Hermia. Sie sagten, Sie wollten etwas vergessen, — natürlich eine Herzensgeschichte. Ist es eine ganz aussichtslose Sache?“

„Völlig.“

„Was steht zwischen Ihnen, Schuld oder Schicksal?“

Hermia zögerte. Dann sagte sie leise: „Beides nicht, nur die Verhältnisse, glaub' ich.“

Dorothee machte eine geringschätzig Bewegung, unterdrückte aber die scharfe Bemerkung, die ihr auf der Zunge schwebte, und fragte nur: „Und Sie leiden noch immer, haben das Gefühl von Reigung nicht überwunden, trotzdem Sie wissen, daß es Verschwendung war?“

Hermia schwieg wieder einen Augenblick, dann sagte sie mit innigem Ton: „Verurtheilen Sie mich nicht, Dorothee! Diese Erfahrung war etwas so Ungeheures für mich. Nicht nur mein Herz, auch mein armer dummer Kopf mußte so viel Neues begreifen lernen, und ich kann den Schreck über die große Veränderung in Allem nicht verwinden. Ist das so schlimm von mir?“

In ihrem Gesicht lag dabei ein so fragender, rührender Ausdruck, daß Dorothee nicht anders konnte, als sich küßend über sie beugen und murmeln: „Süßes Kind, warum hat man Dich gewedt!“

Dann ging sie hinüber, um mit dem Gast noch etwas zusammen zu sein, kam aber zur rechten Zeit zurück, ihren „Nachtbesuch“ bei Hermia anzutreten. Beim Auskleiden erzählte sie lachend, ihr Pflegebruder habe sich auch erkundigt nach der Patientin, die lieber einen Bart statt der Böpfe hätte; es schien ihr, daß Papa in einer etwas spottlustigen Laune gewesen, in der es ihm auf eine drastische Bemerkung ja nicht ankäme.

„Wer ist eigentlich dieser Pflegebruder?“ fragte Hermia ablenkend, „Sie haben mir nie ordentlich von ihm erzählt.“

„Ich denke, Sie werden ihn kennen lernen, Hermchen, er kommt nächste Woche auf längeren Urlaub. Er ist“ — Dorothee machte ein schelmisches Gesicht, — „weder ein Ruffnader noch ein Hanswurst, womit Papa, wie Sie wissen, Männer bezeichnet, die er nicht für voll ansieht! Er ist der Sohn eines verarmten Jugendfreundes von Papa. Mein Vater hätte Heinrich nach dem Tode seines Vaters am liebsten ganz zu sich genommen, doch ging das bei unserem etwas wunderbar mangelhaften Hausstand damals nicht an. So wurde er bei einem Lehrer ganz in unserer Nähe in Pension gegeben und stand doch fortwährend unter Papas ganz directem Einfluß. Ich war noch ein Schulmädchen, als er zur Universität ging, aber wir waren immer die besten Freunde, und mein Interesse für den ärztlichen Beruf stammt nicht nur von Papa, sondern von meiner Theilnahme an Heinrichs Studiengang her, da er die ersten Semester hier absolvierte. Das war eine herrliche Zeit! Meine eigenen Schularbeiten waren mir nicht so wichtig, als das „Büffeln“ mit Heinz, und ich konnte es nicht erwarten, gleich ihm wirklich zur Universität zu gehen. Doch Vater blieb fest dabei, daß vor meinem einundzwanzigsten Jahre nicht davon die Rede sein dürfe. Und so ist denn Heinz mir um ein paar tüchtige Pferdelängen voraus, ich werde ihn nie einholen. Doch nun genug davon, Hermia, Sie sind müde. Wie ich schon sagte, hoffe ich, Sie lernen Heinrich kennen. Es ist zwar wahrscheinlich, daß Sie bis dahin aus der Klinik entlassen sind, aber jedenfalls nicht aus unserer Freundschaft, nicht wahr?“

Hermia umarmte Dorothee und versicherte, daß sie das nie und nimmer zu erleben hoffte; auch würde es nie geschehen können, daß sie Dorothee und ihren Vater, wie diese ganze Zeit vergäße.

Und der Zufall kam diesem jungen Freundschaftsbunde zu Hülfe. Am nächsten Tage kam Frau von Huther in großer Erregung und erzählte, daß sie schlechte Nachrichten von ihrer einzigen Schwester habe und sofort zu ihr reisen müsse. „Würde das gehen, — würde Hermia“ —

„Aber natürlich, gnädige Frau,“ beeilte sich Dorothee zu versichern, „Fräulein Hermia bleibt in unserer Obhut, bis Sie zurückkehren, und so leid mir dieser Zwischenfall für Sie thut, so freut mich's für uns, daß wir auf diese Weise Hermia als unseren Gast beanspruchen dürfen. In diesen Tagen sollte der Verband abgenommen werden, dann kann sie sofort zu uns übersiedeln. Sie mögen doch, Hermia?“

„O, wie gern,“ rief diese freudig, „aber geht das?“

„Wird Ihr Herr Vater —?“ fiel Frau von Huther zweifelnd ein.

„Mein Vater? Das muß Hermia fühlen, daß es dem gerade die größte Freude sein wird. Also abgemacht. Reisen Sie deswegen ruhig, gnädige Frau.“

So kam es, daß Hermia nach zwei Tagen in das Wohnhaus des Professors hinüberzog, und das Zusammenleben dieser drei verschiedenen Menschen gestaltete sich auf das Er-

freulichste. Durch Hermia's ganzes Wesen ging ein unbewußtes Aufathmen, und erst jetzt lernten Vater und Tochter sie in ihrer ganzen Lieblichkeit kennen.

Hermia selbst aber machte auch eine schnelle Entdeckung. Dorothee, die sich drüben in der Klinik mit solcher Sicherheit bewegte, schien hier, als Hausfrau, die sie doch vorstellte, eine ganz andere zu sein.

In den schönen Zimmern des großen Hauses sah es ungemüthlich, steif und langweilig aus. Die Möbel waren aufgestellt und wurden rein gehalten. Das war alles. In Bezug auf geschmackvolle Anordnung schien niemand sie anzusehen. Von Blumen, weiblichen Handarbeiten, oder sonstigen graziosen Kleinigkeiten keine Spur. Bei den Mahlzeiten gab es einfache Gerichte, die von der Köchin selbständig und ganz gut bereitet waren, aber es fehlte jegliche Anmuth im Serviren. Der Tisch zu lange Eßtisch war nur halb gedeckt, Schüsseln und Teller schienen die Reste eines feinen Services, bei dem das Fehlende von geringem Steingut ergänzt war; abgestoßene und rissige Stücke schienen niemand zu geniren, und daß beständig irgend etwas fehlte, schien auch eine gewohnte Sache. Dorothee stand dann auf, um es zu holen, und ärgerte sich nur, wenn sie in einem interessanten Gespräch mit ihrem Vater unterbrochen wurde.

Noch mangelhafter ging es bei den kleinen Mahlzeiten zu. Kaffee und Thee wurden fertig heringebrockt und waren mit der bei schlecht angeleiteten Diensthöfen üblichen Verständnislosigkeit bereitet. Hermia wunderte sich höchlich über den grauen Kaffee und den dünnen lauwarmen Thee, den sowohl Vater wie Tochter mit großem Gleichmuth zu sich nahmen, als konnten sie nichts Besseres. Sparsamkeit war das nicht, denn Dorothee feuerte oft über das viele Wirthschaftsgeld, das die Köchin verlangte.

Hermia sah dies mit äußerstem Erstaunen und dachte: Also das kommt bei der Gelehrsamkeit heraus! Dem daß Dorothee eine wirkliche Gelehrte war, stand fest. Als Hermia zuerst ihr Zimmer sah, sagte sie sich ganz schnell: „Ach nein, so hätte es doch nie bei mir aussehen können, — darin wäre ich nie heimisch geworden.“ Diese Menge Bücher, Instrumente, Karten, Sammlungen, — nein, nein, sie verzichtete demüthig auf den Anspruch, eine Gelehrte zu werden! Sie hatten es ihr ja auch ausgedrückt, Vater und Tochter, die beider, deren Urtheil ihr jetzt am nächsten lag. Und nachdem jenes verfehlte Streben abgethan und sie anfing, sich wieder gesund und frei zu fühlen, kam ein neuer Thätigkeitsdrang über sie, der eigenste weibliche Trieb: die Lust zum Haushalten.

Sie schmeichelte Dorothee die Schlüssel ab, jähden in allen Schränken herum, entdeckte Schätze, von denen Dorothee nichts ahnte, und erbat sich allerlei Rechte zu kleinen Aenderungen. „Siehst Du,“ sagte sie in ihrer herzugewinnenden Art, „ich wollte doch so gern etwas Nützliches im Leben thun! Nun habt Ihr mir das Eine abgeknitten und Du mußt mir Ersatz geben, mich als Deine ‚Stütze‘ dulden, so lange ich Eure Gastfreundschaft genieße.“

Lachend gewährte Dorothee alles, und nun verging kein Tag, wo nicht eine angenehme Neuerung zu spüren war. Aus dem Eßtisch waren einfach zwei Platten herausgenommen, das Tischtuch, das jetzt genau zu den Servietten paßte, deckte ihn ganz, und in der Mitte prangte ein blühender Chrysanthemum. Sämmtliche Eßgeräth war heil und ganz, denn es war genug davon vorhanden, wie Hermia sich bald beim Inspiciren des mächtigen Eichenchranks überzeugt hatte. Kaffee und Thee machte sie selbst und hatte zu diesem Zwecke in eben demselben Schrank einen silbernen Schwungkessel entdeckt, den sie strahlend zu Dorothee brachte mit der Frage, ob sie ihn benutzen dürfe. Und wenn sie dies nun so zierlich über den chinesischen Theeschalen bemogt, oder die Toascheibchen röstete, geschah es, daß der Professor eine runde halbe Stunde sitzen blieb, während er sonst seinen Thee in fünf Minuten zu erledigen pflegte, und daß er kopfnidend bekräftigte: „Jetzt sind wir in unserem Element, Hermchen! Das sind andere Däse und Hantirungen.“

Der Raum, in dem diese gemüthlichen Stunden standen, war auch eine neue Erfindung. Da lag nämlich neben dem Eßsaal, den Hermia so ungemüthlich fand, ein schmales Stübchen, dessen Wände wie mit Büchern tapeziert erschienen, auf den aber sonst keine Sockel verwendet war. Möbel waren gar nicht vorhanden, dafür aber war in den Ecken allerlei Ueberflüssiges aufgestapelt und, — o Schrecken! es standen ausstrahlende Stiefel vom Herrn Professor darin! Hier legte Hermia kühn ihre verschönernde Hand an. Die Bücher rückte sie natürlich nicht an, nahm nur überall den Staub weg, daß die hübsche Schnitzerei an den Ecken der Regale zum Vorschein kam, dann trug sie einen runden Tisch herzu, und belleidete ihn mit einer Decke, jähden

Nachdruck verboten.

Das Kunsthandwerk im Münchner Glaspalast.

Von Arthur Beeje.

Mit acht Abbildungen.

wei bewährte Federn haben unseren Leserinnen schon die Gründe und die Ziele der großen neuen Bewegung im Kunstgewerbe klar gelegt. Zudem geben die Ausstellungen in allen größeren Städten Gelegenheit, die berechneten Ausführungen der Kritiker und Schriftsteller durch eigenes Studium zu ergänzen. Die Anschauung wird ohne Zweifel das Wichtigste bleiben. Denn wie bei allen künstlerischen Dingen kommt es auch hier darauf an, daß die oft wiederholten Lehren nicht durchs Ohr, sondern durch das Auge aufgenommen werden. Eine Ausbildung des Geschmacks ist eine Schulung des Auges. Die Frau ist in dieser Beziehung bildungslustiger als der Mann, sie wird ja auch durch die sorgsame Wahl der Toilette und durch ihre freundlichste Ausgabe, dem eigenen Heim jenen häuslichen und persönlich gestimmten Charakter zu geben, der die eigene Wohnung erst behaglich macht, fast täglich darauf geführt, den Farbensinn und das künstlerische Empfinden des Auges zu üben. Sie kann und sie muß selbst eine Künstlerin sein, indem sie innerhalb ihrer vier Wände alle Gaben der Decoration entfaltet, die gerade ihr in so reichem Maße verliehen sind. Die Aufgabe ist nicht leicht, und sie wurde bisher sogar erschwert, weil die Hausfrau die notwendige Unterstützung durch wirkliche Künstler entbehrte. Was sie thun konnte, das war meist nur durch ihrer eigenen Hände Arbeit zu erreichen. Da wurden Sopha-Kissen gestickt, — etwa mit einem todgebehten Motto, — Tischdecken und Wandbehänge gearbeitet, alle möglichen Eckretter und Etagères gebrannt; kurz nur die Kleinigkeiten und Intermezzeos der Ausstattung waren ihr überlassen.

Für die Hauptsachen aber, Möbel, Teppiche und edleres Zierrath war man nicht etwa auf die Werkstatt des Handwerkers, — oder nur in seltenen Fällen, — sondern auf die Fabriken angewiesen, die in ihren Magazinen eine große Auswahl stilgerechter Waare feilboten. Die Grenzen für die persönlichen Wünsche waren also festgesetzt; es handelte sich nur darum, welche der Uniformen man wählte; aber eine stereotype Maskerade blieb es doch, ob man sich nun in Rococo, Renaissance oder Empire-Ausstattungen einrichtete.

Das ist nun alles ganz anders geworden. Man kann sagen, soviel Wünsche, soviel Lösungen sind möglich. Und alle haben den Vorzug oder können ihn wenigstens haben: modern zu sein. Das ist gewiß ein besonderer Reiz, der seine Wirkung sicher nicht verfehlen wird.

Die Künstler selbst, jene vornehmen Meister der hohen Kunst sind es, die die Sammetjacke ablegen, die Staffelei in die Ecke rücken und im Mittel des Werkstatt-Arbeiters erscheinen, um sich in den Dienst des Kunsthandwerkers zu stellen und für unsere Frauen zu arbeiten. Das veränderte Kostüm steht ihnen sehr gut, und es muß immer wieder betont werden, daß, wer auf dem so lange verachteten Felde des Kunsthandwerkes thätig sein will, sich zuerst ernstlich in der Werkstatt des Schreiners, des Töpfers und Schlossers umzusehen hat. Auf dem Reihbrett allein werden die neuen Lorbeeren nicht erworben. Das eben giebt ja den Führenden der Kunstgewerblichen Meister vor den Neulingen den weiten Vorsprung, daß sie mit jedem Werkzeug umzugehen verstehen und von den Handwerkern nicht etwa technische und constructive Unmöglichkeiten verlangen, wie das leicht geschieht, wenn man nur auf dem Papiere entwirft. Die Material-Unterkunft hat unendlich viel Schaden angerichtet, ja sie besonders hat auch im letzten Grunde die Künstler von den technischen Aufgaben fern gehalten.

In München hat nun das Kunsthandwerk seit langem eine der besten Pflegestätten Deutschlands. Wie sehr auch jetzt die stillgetreuen Bestrebungen der älteren Meister, die in den Vorlagensammlungen eines Wendel Ditterlin und Virgil Solis, eines Peder und Cuvillie so genau Bescheid wußten, verachtet werden, so muß doch anerkannt werden, welchen Aufschwung das rein technische Können der Handwerker genommen hat, bloß durch den Zwang, alte Muster getreu nachzubilden. Unendlich segensreich sind die enormen Aufträge Königs Ludwig II. gewesen, die zum allergrößten Theil in München ausgeführt wurden, denn wir haben hier einen geschulten Handwerkerstand, wie kaum wo anders. Vor allem haben unsere Leute gelernt, den Intentionen des Künstlers sich eng anzuschließen.

Indessen ist ein gewisser Schlandrian eingetrissen, das kann nicht geleugnet werden.

Es fehlte nicht an Stimmen, die ernstlich vor der Nachbetung des Alten warnten und mit klaren Gründen auf die Natur und die eigene Erfindungsgabe hinwiesen, als die allein richtigen und unerschöpflichen Quellen künstlerischer Decoration. Aber man hatte sich nun einmal in all die Schnörkel so gut hineingearbeitet, daß man es beinahe besser zu können meinte, als die alten Meister selbst. Man blieb beim Alten. Auch die Japan-Schwärmerie, die allerdings hier später als sonstwo Mode wurde, brachte den schweren Triumph-Wagen des Münchner Kunsthandwerkes nicht aus dem Geleise. Ein streng conservativer Sinn hat in den leitenden Kreisen die ungestümen Forderungen der Modernen so lange als es irgend anging abgewiesen. Das ist das gute Recht jeder herrschenden Richtung, sich auf ihrem Platz mit allen Kräften zu verteidigen. Die Jungen mußten erst ihre Macht erproben. Nun, es ist ihnen gelungen sie haben die Thüren durchbrochen und besipen im Glaspalaste auch einige Räume, in denen sie ihre Arbeiten dem Publicum zeigen können. Im vorigen Jahre hatten sie nur zwei kleine Cabinetts; heuer durften sie es sich in acht großen Sälen bequem machen.

Freilich wer da erwartet, nun in allen Räumen moderne Arbeiten zu finden, der ist im Irrthum. Denn gleich beim Eintritt stoßen wir auf einen gothischen Altar, auf dem ein echtes altes Dreiflügel-Altarbild ungefähr aus Wohlgenuth's Zeiten prangt, davor Kelche, Monstranzen und allerlei Kirchengeschick, — kurz, man ist betroffen und möchte wieder zurück, da man offenbar irgegangenen. Sollte dieser kapellenartige Raum wirklich zur modernen Kunstgewerbe-Ausstellung gehören? Wozu dann die drei- bis vierhundertjährigen Bilder und die Trümmer und Bruchstücke einer längst vergessenen Welt mitten in der

allerlei Stühle zusammen, — einen tiefen Lederseffel für den Professor, einen geradlehnen Bambusstuhl für Dorothee und einen Schaukelstuhl für sich, kniffte mit stinken Fingern aus blutigem Seidenpapier einen phantastischen Lampenschleier und richtete sich mit ihrer Theemaschine hier häuslich ein. Freundestrahlend lud sie dann den Professor und seine Tochter in diesen freundlichen Raum ein und hatte die Genugthuung, daß ein „Ei der Tausend!“ und „o wie hübsch!“ den beiden entschlüpfte, und niemand eine zu weitgehende Freiheit in diesem selbständigen Vorgehen sah. Hermia war eben so reizend in allem was sie that, jetzt, wo sich ihr eigenstes Wesen wieder entfaltet, daß ihr „gar nicht zu widerstehen ist, der Hexe!“ wie der Professor sagte.

Nun sollte sie auch wieder an die Luft gehen, wozu sie sich herzlich sehnte, und an einem wundervollen Wintertage stand sie, auf Dorothee wartend, auf der Veranda-Treppe, die in den großen Garten führte. Sie hatte die Trauer jetzt abgelegt und trug zum ersten Mal ein dunkelgrünes Tuchkleid. Unter dem Sealskin-Mäntchen war das blonde Haar tief im Nacken geknotet und hauchte sich in Wellen und Locken um das feine Oval des Gesichtes. Die blauen Augen hingen an dem ebenso blauen Himmel, der kindliche Mund war halb geöffnet, als athmete sie mit der frischkalten Luft neue Lebensfreude ein, und eben hob sie die aufgestützten Arme weit von dem eisernen Treppengeländer mit dem leise jauchzenden Ruf: „O frei, wieder ganz frei!“

Da kam ein fester Schritt um das Nasenrund; vor der Gebüschwand tauchte eine Männergestalt auf, die dem Hause zustrebte und eine klingende Stimme rief: „Das nenne ich hübsch empfangen werden! Darf ich fragen, mein Fräulein, ob Sie diese einladende Gebärde im Namen des Hauses machen?“

Dabei nahm er drei Stufen auf einmal und stand dicht vor der erschrockenen Hermia, die unwillkürlich mit abweisender Miene bis an die Hauswand zurückgetreten war, dann aber, als sie den Ausdruck von tölllichem Frohmuth in dem intelligenten Gesicht sah, sich bestimmend sagte: „Sie können nur Doctor Anselm sein, oder —“

„Oder Sie wissen nicht, wer sich sonst mit solcher Frechheit hier einführen sollte!“ fiel er lachend ein. „Ganz recht, mein gnädiges Fräulein, Doctor Heinrich Anselm.“

Er machte eine tiefe Verbeugung, und da tönte auch schon von der Thür her Dorotheens freudiger Ruf: „Heinz, Du? Bist Du da? Und durch den Garten?“

„Ja, die kleine Thür war offen.“

„Nun komm, — habt Ihr Euch schon bekannt gemacht?“

„Wir waren eben dabei, aber die Sache blieb noch einseitig.“

„Nun, dies ist Fräulein Hermia Soldien, unsere liebe Hausgenossin, von der Du alles Nähere erfahren wirst. Jetzt muß eben diese Hermia durchaus einen Spaziergang machen, das läßt sich nicht ändern. Es ist ein erster Versuch, und Du weißt, dann spricht der Arzt in mir. Du geh' einstweilen zu Papa, der wird sich freuen, und in einer Viertelstunde sind wir dann auch wieder da.“ Damit stieg sie in den Garten hinab.

„Willst Du nicht mit ins Haus gehen?“ fragte Hermia zögernd.

„O nein, die Männer begrüßen sich ganz gern erst allein.“

„Aber müßten wir nicht für den Reisenden etwas besorgen? Nach der kalten Fahrt!“

„Hausmütterchen!“ spottete Dorothee, „wer wird junge Leute so verwöhnen. Jetzt ist es vier Uhr, in einer Stunde giebt es Thee, das weiß Heinz. Was soll ich denn noch für eine Zwischenmahlzeit anrichten?“

Hermia schwieg, aber sie dachte geschwind an einige delicate Bratenstücke, die heute Mittag übrig geblieben waren und die mit ein paar Schinkenscheiben nachher den Thee verherrlichen sollten, gegen die Hausordnung, ganz einfach, anders litt es ihr Hausfrauengefühl nicht.

„Was denkst Du?“ fragte Dorothee nach einer Weile in die Stille hinein.

„Ich? O, ich finde es kalt, und das Gehen auf dem hartgefrorenen Boden ermüdet mich mehr, als ich gedacht hätte.“

„Wirklich? Ich glaube, Du denkst bloß an Deinen Theeseffel! So komm jetzt nur ins Haus, fürs erste Mal ist es auch genug.“

Dorothee ging direct in ihres Vaters Zimmer, Hermia mit Eifer an die Zurüstung ihrer kleinen Mahlzeit. Dann trat sie auch unbefangen bei den Herren ein und bat zum Thee.

„Dies ist also der relegierte Student,“ sagte der Professor, der in sehr munterer Laune zu sein schien, und Doctor Anselm fiel ein:

„Es ist mein Schicksal, Sie immer zu belauschen, mein gnädiges Fräulein, wenn Sie keine Ahnung davon haben! Nicht nur heute als bewillkommenden Hausgeist, — ich sah Sie schon drüben in der Klinik zwischen Thür und Angel. Doch was ist dies?“ unterbrach er sich erstaunt, „was habt Ihr aus diesem armseligen Raum gemacht? Wie urbehaglich!“

„Ja, siehst Du,“ sagte listig der Professor, „Fräulein Soldien ist so arg gelehrt, daß sie ihre Mahlzeiten nur zwischen Bücherwänden einnehmen kann.“

„Und dennoch relegiert?“ fragte Doctor Anselm mit seinem Lächeln.

„Ja, nämlich außerdem hat sie zu luxuriöse Gewohnheiten für einen Studenten, wie dieser Silberseffel und das chinesische Zeug da beweisen, sowie jene idealen Butterbröde, und endlich ist sie so herrschsüchtig, daß sie ihre Professores um den kleinen Finger wickeln muß, oder sie fällt ihnen gleich für todt vor die Füße.“

Hermia kam gar nicht zu Wort, sah aber unter dem Reden und Lachen der anderen ein wenig verwirrt und höchst liebreizend aus, und der Gast schien sich ihre Fürsorge mit Wonne gefallen zu lassen.

„Seit wann trinkst Du denn so viel Thee?“ fragte Dorothee erstaunt, als er sich schon in kurzer Zeit seine Tasse zum zweiten Mal füllen ließ.

„Ich? Seit wann? Oh!“

„Früher verachtetest Du ihn gründlich.“

„Ja man wird eben solide mit der Zeit.“

„Wird man? Na, das läßt sich hören, ist auch besonders nützlich, wenn man nach Hause kommt,“ sagte der Alte. „Nun bleibst Du doch eine nette Zeit lang hier?“

„Vierzehn Tage den! Ich, es ist mein erster Urlaub in diesem Jahr.“

„Schön, da wollen wir etwas Gescheidtes draus machen, aus diesen vierzehn Tagen. Ich habe Dir viel zu sagen und zu zeigen. Drüben im Krankenhaus sind große bauliche Veränderungen vorgenommen worden und weitere werden folgen. Es ist alles unzulänglich geworden, und ich habe viele Vorschläge gemacht, die Dich interessiren werden. Du weißt, ich kann das Regieren nicht lassen.“

„Und möchtest doch nur freie Menschen um Dich sehen,“ schaltete der Pflegerohn ein, mit warmem Ausblick.

„Freilich, wen könnt' es reizen, über willenslose Geschöpfe zu herrschen? Doch das gehört eigentlich nicht hierher, mein Junge, Du weißt, es handelt sich hier mehr um Einrichtungen, um Betrieb, mehr um Dinge als um Menschen!“

„Ich verstehe, Vater. Du würdest im Augenblick prächtig zu meinem Geheimrath passen, wir bauen auch zum Frühjahr, die Augenlinik ist beschlossene Sache. Nur ist er nicht so praktisch wie Du; denke Dir, er fragt mich in allem um Rath. — Fräulein Soldien, sind Sie kurzichtig?“ unterbrach er sich plötzlich.

„O nein,“ antwortete Hermia und schlug die großen Augen verwundert auf.

„Dann dürfen Sie aber nicht so nah auf Ihre Arbeit sehen. Es liegt wohl am Licht — ist's so besser?“ Er hauchte einfach den Lampenschleier vor ihrem Platz in die Höhe, daß das Licht voll auf sie fiel, und schob ihren Stuhl näher an den Tisch, als wäre das selbstverständlich. Dorothee blickte verwundert, der alte Professor belustigt, und schmunzelnd sagte er:

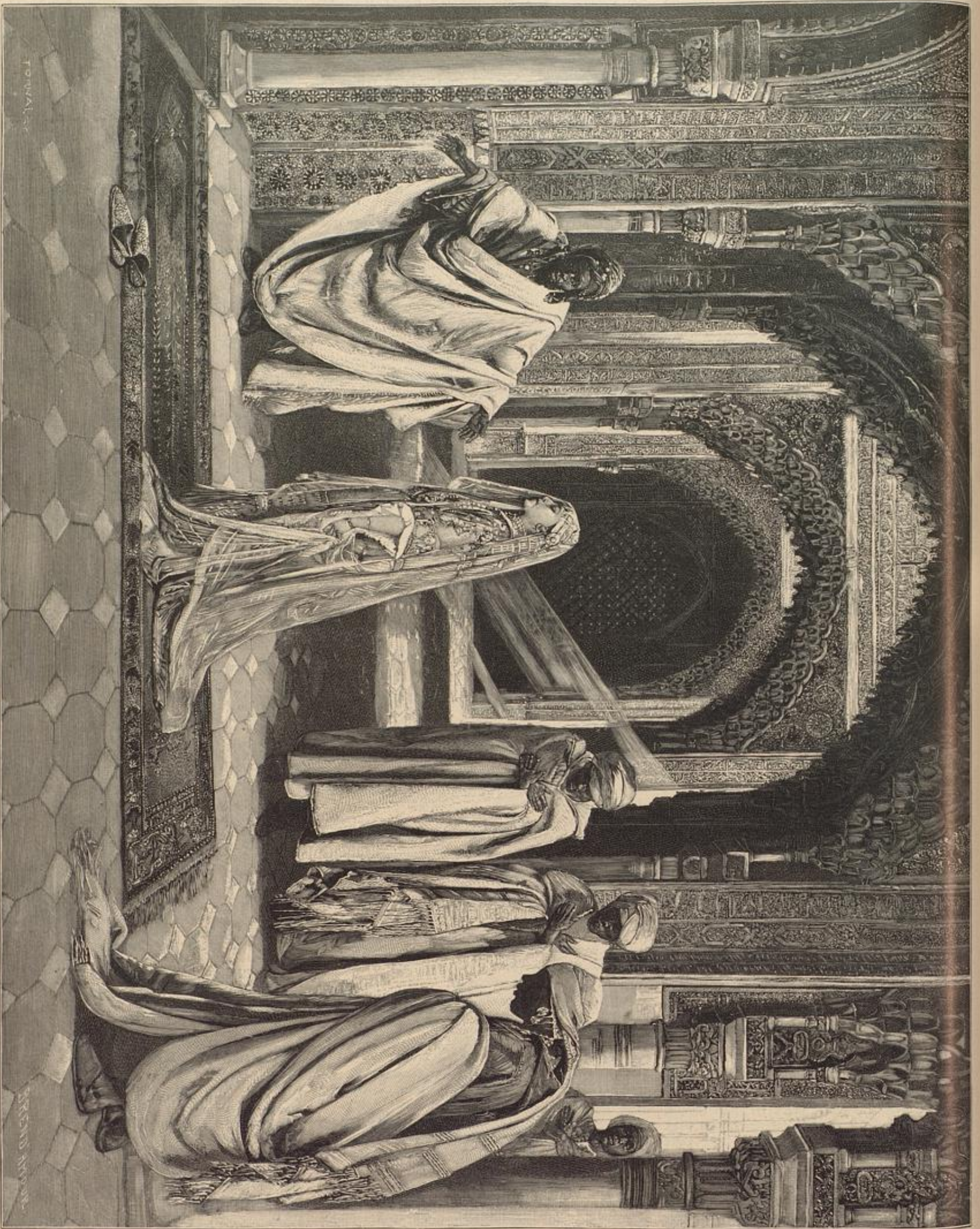
„Ja, ja, Hermchen, unter uns Aerzten ist das nicht anders, da wird man gleich unter die Lupe genommen. Von dem Alten wissen Sie ja schon aus Erfahrung, daß er Herz und Nieren prüft, — bei dem jungen Augen doctor heißt es gleich: Aug' in Auge! Es ist übrigens wahr, Sie halten Sich beim Arbeiten manchmal etwas zu bescheiden, um nicht krumm zu sagen! Wenn man von Natur ein Tannenbaum ist, muß man sich nicht zum Fidebogen machen!“

Hermia strich zutraulich über seinen Rockärmel und sagte: „Erste Schelte vom Onkel Professor! den Tag werd' ich roth anstreichen.“

„Ja, sehen Sie, kleine Hexe, wie der Alte unterjocht ist? Muß sich den Muth erst an dem Jungen da stärken. — Aber Du wolltest von Cuerm Bau erzählen, Heinz.“

„Ja, und noch von etwas, was Dich noch mehr interessiren wird. Wir haben neulich den ersten Fall von Kurzsichtigkeit geheilt und einen eclatanten Erfolg gehabt. — Sehen Sie mich nur nicht so erschrocken an, Fräulein Soldien, Sie dachten wohl, ich hätte eben in Ihnen ein neues Object für diese Operationskünste gesucht? Keine Sorge, ich sehe jetzt, daß Ihre Augen durchaus keinen Fehler haben!“ — Als den, daß sie von einer ganz gefährlichen Schönheit sind! septe er in Gedanken hinzu.

(Schluß folgt.)



Einführung in den Harem. Nach dem Gemälde von G. Tornat.



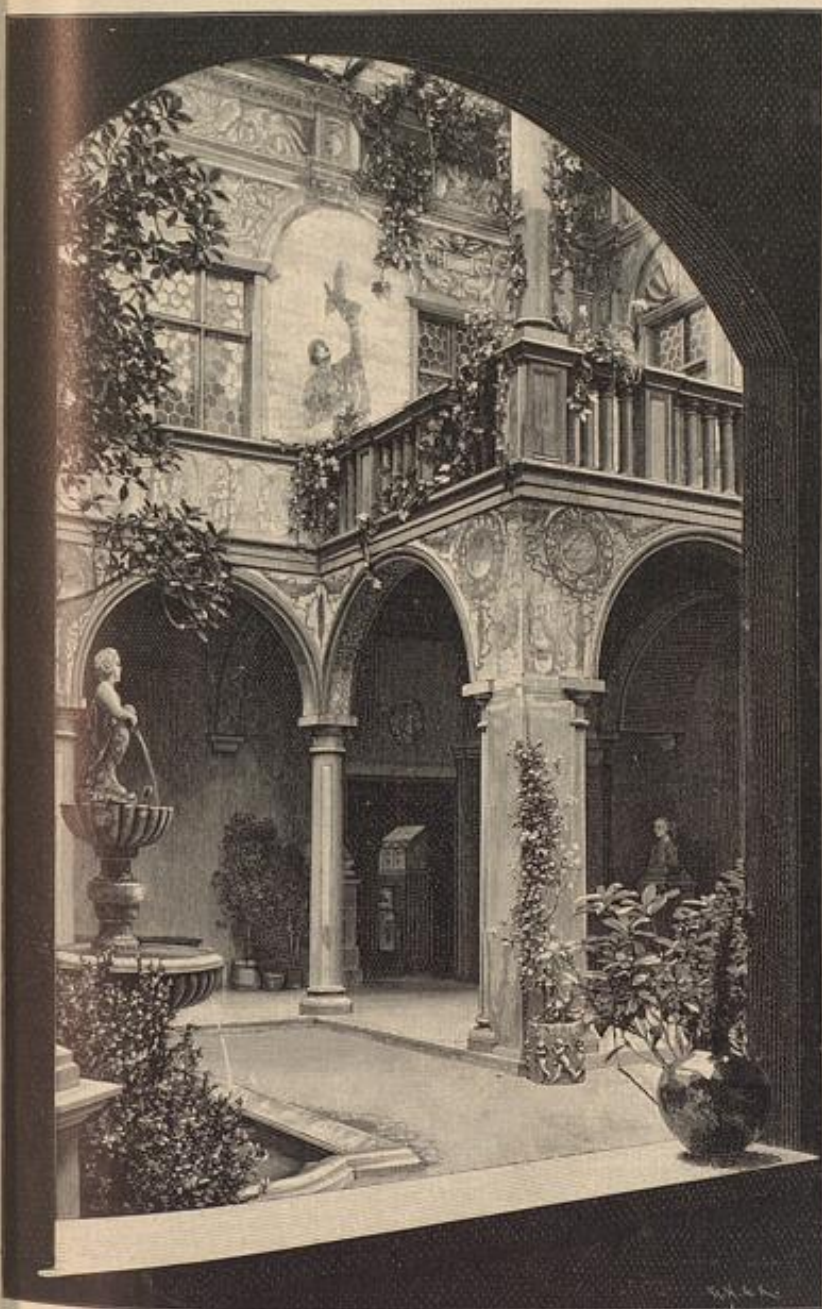
Fensterbänke. Aus dem Zimmer von Martin Dülfer, entworfen von Bernhard Pankof.



Interieur von Martin Dülfer.



Sitz-Truhe von Hans E. von Verlepsch.



Renaissance-Hof, nach dem Vorbilde im Fuggerhause in Augsburg von F. von Thiersch entworfen.

neuen Zeit? Wir sind hergekommen, den Frühling zu sehen und frische Blüten; statt dessen werden uns Reminiscenzen aus den WC-Büchern des Kunsthandwerks aufgetischt. Man glaube nicht etwa, daß wir zu jenen Stürmern gehören, die mit dem Alten um jeden Preis brechen wollen, bloß weil es alt ist. Durchaus nicht. Es giebt große Gebiete der decorativen Kunst, auf denen die Modernen noch nicht einmal die ersten Schritte versucht haben. Ja, wenn wir an all die großen Aufgaben der Kirchenausstattung, an die kostbaren Altar-Geräthe denken, Aufgaben, in denen sich das gesammte Schaffen früherer Perioden erschöpft hat, so erscheint es unmöglich, sich von der canonicen Formensprache unserer Väter loszureißen. Der Kirchenraum der Gotik ist für unser Empfinden eine so endgültige Leistung, daß schon die festlichen Renaissance-Kirchen Italiens oder die prunkhaften Bauten des Barock und Rococo Stimmungselemente für uns bergen, die zu der Welke eines Gotteshauses nicht ganz passen. Wenn jetzt Kirchen-Neubauten errichtet werden, so halten sie sich stets streng an die Muster der Gotik oder des noch älteren Stiles der romanischen Periode. Darin verräth sich ein durchaus richtiges Tactgefühl. Ebenso, wenn für unsere Theater und großen Festhale immer die heiteren Formen des Rococo bevorzugt werden. Das verwegene, coquette Spiel der Phantasie, das in solchen Schöpfungen Wucht und Schwere aller Formen auflöst und Wände wie Decken mit lustigen Ornamenten überwuchert, ladet zwingend zur Festlichkeit, zu Tanz und Spiel ein. So hat die Zeit der Kreuzzüge und Mystik uns künstlerische Ausdrucksformen vererbt, die für alles Kirchliche klassisch geworden sind, während die höfische Pracht und aristokratische Grazie der Schlösser von Versailles und Trianon die unerschöpfliche Quelle aller Architekten ist, die Festräume zu bauen und zu schmücken haben.

Haben sich aber unsere Modernen an solche Aufgaben schon herangewagt? Und wenn sie ihnen gestellt würden, — ob sie nicht doch, wohl oder übel, immer wieder auf jene unerreichten Muster einen Blick hinüberwerfen würden? Jede Zeit hat ihren größten und wichtigsten Inhalt in der Kunst zum Ausdruck gebracht und damit der Nachwelt einen Schatz überlassen, von dem sie ohne Gewissensstrupel das nehmen soll, dessen sie bedarf.

So wird es auch uns gelingen, etwas zu leisten, was sich aus allem bisher Dagewesenen scharf und groß heraushebt. Aber es werden nicht Kirchen und Residenz-Schlösser sein. Wie oft müssen wir es hören: Wir leben unter dem Zeichen des Verkehrs. Und haben wir nicht schon Bauten geschaffen, die aus solchen ganz modernen Bedürfnissen entsprungen sind? Stehen die mächtigen Bahnhöfe des neunzehnten Jahrhunderts in unseren Großstädten nicht ebenso stolz und riesengroß da, wie irgend ein hochragender Kirchenbau? In Köln liegt dicht am Dom der neue Bahnhof. Neben dem imposanten Steinbau, der dem Gottesdienst geweiht ist, erhebt sich das kühne Eisengepinst der großen Einfahrtshalle, in dem sich mit allen Maschinen und Einrichtungen die staunenswerthe Intelligenz eines erfindertischen Zeitalters concentrirt. Dort die engbrüstigen, hohen Kirchenschiffe, hier die breite, weitausladende Halle; welche Kunst, Räume von dieser Breite zu überspannen! Mit dem Baumaterial und Wölbungs-System der Gotiker waren solche Wagnisse unmöglich; der moderne Baumeister benutzte das Eisen an Stelle des Steins und erreichte spielend technische und künstlerische Wirkungen, welche die Alten ebenso anstaunen würden, wie wir ihre Leistungen bewundern. Und man werfe mir nicht ein, daß diese modernen Eisenbauten nichts mit der Kunst zu thun hätten. An poetischem Zauber fehlt es ihnen gewiß nicht. Wenn in die mächtige Eisenhalle, wie etwa in München, die untergehende Abendsonne hineinleuchtet und die Dampfvolken der ungebuldig zischenden Lokomotive mit Gold und Roth färbt, dann ist's, als ob all die Schienenstränge, die aus dem Bahnhof hinausfliehend in der Ferne sich vereinigen, insgesammt gerade in dieses lodende Licht einer goldenen Zukunft hineinführen. Ueber uns der dunkle, ernste Bau, vor uns der Blick ins Ungemeinere. Noch umfaßt die Halle mit ihren

Niesenarmen die langen Büge, die nach allen Richtungen der Welt eilen; Wünsche, Hoffnungen, Besorgnisse und alle Empfindungen der letzten Abschieds-Minuten sind in den unzähligen Menschen, die kommen und gehen, rege; — dann, wenn der Zug hinausgedampft ist, stehen wir mit einem Male allein unter dem gewaltigen Dach, unter dem sich zu tausend Malen bewegte Scenen abspielen. Ein Endziel und ein Ausgang ist diese Halle; sie ladet ein und gewährt Schutz, sie entläßt und grüßt, sie ist ein Hafen, sie hat etwas von der Heimat; das drückt sie klar und stimmungsvoll aus mit ihrem dichtverzweigten Eisenetz über dem Niesenraum, in dem die Ströme des Verkehrs ebbten und fluthen.



Kamin für Gasheizung. Entworfen von Wilh. Bertsch.

Das ist der Ausdruck unserer Zeit. Eigentlich bedarf es hierbei keines Cicero. Diese Bauten sprechen eine klare Sprache, ebenso wie die luxuriösen Warenhäuser, in denen die ganze Erde ihre Erzeugnisse und Reichthümer ausschüttet. Sie müssen nur künstlerisch durchgeführt sein, wie das in den Centren des Handels wahrhaft genial geschehen ist. Wieder ist es das Eisen, das die überraschenden Wirkungen der Weiträumigkeit erlaubt. In den Sälen herrscht Klarheit, Uebersicht, Ordnung; aber der bunte Reiz orientalischer Teppiche, japanischer Bronzen und persischer Gefäße, die Prachtstoffe Englands und die Marmorarbeiten Italiens, alles schön gestellt und bequem zu sehen, — das giebt einen phantastischen und malerischen Zusammenklang, der das Auge entzückt. Und das sind alles moderne Errungenschaften und künstlerische Thaten.

Ich glaube jedoch, daß vor allem das bürgerliche Wohnhaus die Stätte ist, auf der die moderne Kunst ihre dauerndsten Erfolge erringen wird.

Das Zimmer des vorigen Jahrhunderts hat durchaus aristokratischen Charakter. Die reichen Schnitzereien, die Vergoldungen, die Seidenbezüge an den Möbeln, die Ausstattung mit Stuck-Ornamenten und Vertäfelungen erforderten große Kosten, sodaß der Bürger nur durch alle möglichen Compromisse das Vorbild des reichen Feudalherren nachahmen konnte. Vollends die Empire-Einrichtung ist der Ausdruck imperatorischen Wesens. Sie hat nur in Schlössern ihren Sinn. Deshalb geschah es auch, daß im Anfange unseres Jahrhunderts die bürgerliche Einrichtung eine Armuth an künstlerischen Formen und decorativen Gedanken aufwies, die das Wiedermeier-Zimmer zum Inbegriff philiströser Einfachheit gestempelt hat. Die Romantik unseres Jahrhunderts bewegte sich auf den höchsten Höhen der philosophischen Ideen-Malerei, der historischen Darstellung und der kirchlichen Kunst; sie hatte keine Zeit, für die Fragen des Alltags und die Bedürfnisse, die das Leben stellte, zu sorgen. Es gab nur eine „hohe Kunst“, kein Kunsthandwerk. Als man sich darauf besann, daß es doch ein schönes Ding war um die trauten, holzgetäfelten Erkerstübchen, in denen Meister Dürer gehaust hatte, da begann, wie wir schon sahen, in Deutschland die Renaissance-Begeisterung, die aber einen gelehrten, künstlichen, antiquarischen Zug trug und der frischen, lebendigen Impulse entbehrt. Die altdeutschen Möbel waren eigentlich, sollten sie gut und stilgetreu sein, auch nur für den Reichen. Damit war aber wenig gewonnen. Auch eine nationale und wirtschaftliche Seite ist bei der großen Aufgabe zu berücksichtigen, die dem Kunsthandwerk gestellt ist, und soll sie erfüllt werden, dann müssen die Bedürfnisse ganz andere Kreise, als der des materiellen Reichthums maßgebend werden. Es gilt, der individualistischen Tendenz unserer Weltbildung gerecht zu werden. Jeder Gebildete setzt heute seinen Stolz darin, eine Persönlichkeit zu sein oder zu bedeuten. In Geschmack und Liebhabereien, in philosophischen, moralischen und selbst in Alltags-Fragen sucht er, Selbständigkeit der Anschauungen hervorzuheben und sich von jeder conventionalen Gesellschaftsform loszumachen. Auch in seiner geistigen Haltung erstrebt er einen ureigenen Besitz, wo er sich wie in seinen vier Wänden gegen die Außenwelt abschließen kann. Hier ist er ganz sein eigener Herr.

Wie er durch seine Sprache, sein Benehmen und seine Kleidung sofort andeutet, weß Geistes Kind er ist, so soll auch sein Heim den Stempel seines eigenen Wesens tragen.

Eben deshalb frage ich, um auf unsere Ausstellung zurückzukommen, was hat die merkwürdige Combination von kirchlichem Gerath und modernem Gestühl im Saale des Architekten Hocheder mit dem neuen Kunsthandwerk zu thun. Das ist kein Wohnraum, kein Festsaal, keine Kapelle, keine Gothik, kaum etwas Modernes; es ist ein Räthsel.

Auch der Hof, im Geschmack der Augsburger Renaissance, den der Baumeister des Münchner Justiz-Palastes, F. von Thiersch, nach dem Vorbild des Juggershauses eingerichtet hat, bedeutet keinen Erfolg der neuen Bestrebungen. Es scheint, als wollten die stilgerechten Meister zeigen, daß sie bei ihren Ueberzeugungen fest beharren. Niemand wird sie darin behelligen, denn wie wir gesehen haben, brauchen wir sie, so lange die Modernen an monumentalen Aufgaben ihre Kräfte noch nicht erprobt haben. Einweilen ist das Zimmer ihr eigentliches Feld.

Sie können stolz sein auf das, was sie erreicht haben. Schon der römische Raum, den Emanuel Seidl entworfen und arrangirt hat, ist trotz der Anlehnung an die Formensprache der Antike so fein und geschmackvoll für den Gebrauch als Vestibül oder Siesal-Zimmer während der heißen Sommermonate eingerichtet, daß wohl nur der moderne Fanatiker gegen ihn Einspruch erheben wird.

In dem Raume des Münchner Kunstgewerbe-Vereins hingegen ist alles neu, da herrscht der Geist der Jugend, der Zukunft. Der Saal ist nach Angaben des Architekten Wilhelm Bertsch ausgeführt, freilich nicht im einheitlichen Charakter eines Wohnzimmers. Es ist ein Ausstellungsraum, in dem sich das Verschiedenste zusammengefunden hat. Aber die Grundsätze moderner Decoration sind klar ausgeführt. Die Wände schließen oben mit einem Fries ab; über die weiße Decke ziehen sich leichte großbewegte Ornamente, und an die Fenster, die mit einem Bogen nach oben abgerundet sind, schmiegt sich ein Paar von Stühlen; man sitzt in einer Nische. Kaum einer der Architekten hat auf das trauliche Motiv verzichtet mögen. Denn Behaglichkeit des Ganzen, bequeme Sessel, ruhige Ecken mit Sophas, von wo aus der Blick über das ganze Zimmer schweifen kann, freie Witten und in den Höhenverhältnissen keine allzu großen Dimensionen, — das sind die in die Augen springenden Gesichtspunkte, durch die sich die Künstler leiten lassen. Ein Zug zur Einfachheit zeichnet sie aus. Ein Möbel, wie das Büffet mit Schrankaufsatz nach dem Entwurf von Hohlwein*) streift sogar fast ans Unscheinbare. Der graue, tiefe Ton

des Holzes ist gewiß sympathisch; doch bei der schwachen Profilierung der tectonischen Glieder saugt er das Licht zu stark auf, und schon bei wenigen Schritten Abstand wirkt der ganze Schrank flächenhaft, wie eine graue Wand. Um so greller springen dann die bunten Füllungen heraus, und trotz der reizenden Erfindung und gewandten Zeichnung hören sie den Gesamt-Eindruck. Es kann niemand Wunder nehmen, wenn anfangs ungleichmäßige Wirkungen erzielt werden, denn bei frischem Wagen greift man leicht fehl. Um so leichter, wenn ein Möbel nicht gleich für einen bestimmten Platz und in eine voraus berechnete Umgebung gebaut wird, sondern nur als Ausstellungsstück den Zweck hat, sich zu zeigen. Die Hauptabsicht solcher kunstgewerblichen Sammlungen ist indessen wohl eine erzieherische; es muß stets ein Ganzes gegeben werden, wohlabgewogen in allen Theilen, in den Farben abgestimmt und in den Proportionen ausgeglichen. Durch Schautafel wird der Geschmack des Publicums leicht irre geführt. Auch schadet das Uebermaß der Sache selbst.

Eine straffere Leitung scheint in dem benachbarten Saale des Architekten Theodor Fischer geherrscht zu haben. Allerdings kommt uns auch hier sofort beim Eintritt ein „Aber“ auf die Lippen. Wer sollte wohl in einem Raum mit so starken Farbenwirkungen auf die Dauer sich wohl fühlen. Gewiß, der Gesamt-Eindruck ist überraschend. Die Decke strahlt in reichen Gold-Ornamenten, die sich von dem Grün des Grundes kräftig abheben und mit dem Roth der Wandbezüge einen vorzüglichsten harmonischen Eindruck hervorrufen. Glanz, ja noch mehr Pracht herrscht in diesem Zimmer. Aber es wird kaum jemandem gelingen, hier seine Gedanken zu sammeln oder Arbeitsruhe zu gewinnen. Es ist mehr ein Repräsentations-Zimmer, als ein Wohngemach.

Mit dem vornehmen Charakter der Wand- und Decken-Decoration wollen aber die einfachen Niemeerschmid'schen Möbel nicht recht zusammenstimmen. Sie müssen wieder für sich betrachtet werden und gewinnen dann durch ihre verständige Redlichkeit. Da ist mal ohne irgend welche Phrasologie der Zweck allein zum Ausdruck gekommen, die Stühle aus Mahagoni-Holz, fest und bequem, ein Theetisch frei von irgend welchem Zierrat, aber handlich und leicht beweglich; in demselben Charakter daneben noch ein Contorschrank, der nichts als Fächer und Schubladen enthält. Das ist ein einfacher Hausrath, bei dem die künstlerische Phantasie nicht zu Rathe gezogen ist, weil nur die nüchterne Zweckmäßigkeit den braven Schreinermeister geleitet hat. Oder ist es etwa doch ein Künstler, der sich sehr Gewalt angethan hat? Soll denn die heitere Erfindung von Schmud und Zierrat auf einmal ganz unterdrückt werden? Das ist doch hoffentlich nicht das letzte Ziel, dem unser Kunsthandwerk zugetrieben wird. Es ist auch nicht die Meinung aller, denn nicht weit davon hat Alfred Petrasch einen Bücherschrank aus ungarischem Eschenholz ausgestellt, auf dessen fastiggrünen Thüren kostbare Bronze-Reliefs aufgenagelt sind. Bei genauerem Zusehen entpuppen sich allerdings diese Reliefs als bronzirte Holzschmuckereien, — ein arger Verstoß gegen die Grundregeln des Material-Stiles, — und eigentlich sieht dieser gepanzerte

*) Ausgeführt von Pöffenbacher-München.

Kasten wie ein diebessicherer Geldschrank aus, aber in Pracht-Schmuck und Construction zeigt sich doch eine glückliche Hand. Ueberaus zierlich und gefällig erscheinen zwei Leuchte und doch ziemlich große Bücherschränke von Charles Plumet in Paris, deren große Glasfronten einen Blick in das Innere gestatten. Die Bücher selbst, wenn sie gut und geschmackvoll gebunden sind, sollte man doch nicht dem Auge entziehen, wenn man sie schon wegen der Staubfreiheit verschließt. Es giebt kaum eine schönere und gehaltvollere Stierde für ein Zimmer als solch einen Bücherschrank, in dem man gleich auf den Rücken der Einbände ablesen kann, womit ihr Besitzer sich beschäftigt. Ebenso wie man Kostbarkeiten, zierliche Glasgefäße, Eisenbein-Arbeiten, Gold- und Silbergerath hinter Glas wahrhaft, müssen auch Bücher als edler Hausbesitz besüßet und doch gezeigt werden.

Auch der Martin Dülfer'sche Saal mit seinem japanisirenden Deckenfries ist mit etwas allzu prächtigen Accenten ausgefallen. Dem warmen Ton nebenan wird eine kühlere Haltung vorherrschend Grau und Silber wirksam entgegengejezt. Bernhard Kanold, ein junger westfälischer Künstler, hat hier die Möbel entworfen und gezeichnet und im wesentlichen sehr geschmackvolle und fein abgestimmte Wirkungen erzielt. Namentlich seine Fensternische ist eins der einladendsten Plätze in den stattlichen Räume. Ein Frauenauge wird hier nun überall an den vorzüglichen Stickerien haften bleiben, deren schöne Stücke nach Zeichnungen von Hermann Obrist ausgeführt sind. Kissen, Decken, Wandbezüge offenbaren eine Liebe in der Zeichnung und eine Farbenstimmung, an der sich auch das verwöhnte Auge erfreuen kann. Die Heider'schen Gefäße in Thon, die elektrischen Beleuchtungskörper von Otto Eckmann, die kostbaren Silber- und Goldfassungen, namentlich des Steinbodengebirges von Fritz von Miller sind wahre Juwelen und Prachtstücke kunstgewerblicher Arbeit. Man sieht, daß überall Verheerung unternehmungslustige und phantastische Erfindungsgeister im Gange ist. Wir stehen nicht vor Erzeugnissen einer verfeinerten und überfättigten Luxuskunst. Eine starke, wiederholte Bewegung hat sich angebahnt, die hoffentlich bald in breitem Strom das gesammte Schaffen Deutschlands ergreifen und im Kunsthandwerk antreten, befruchten und beleben wird. Mancher dieser Künstler ist schon über das Stadium der talentvollen Versuche weit hinaus. Keiner indessen hat eine so geläufige und einheitliche Leistung aufzuweisen als Hans C. von Verelshoff. Ihm sind zwei Räume zugewiesen worden, die er ganz allein decoriren und ausstatten durfte. Die schöne Aufgabe hat er mit künstlerischer Meisterschaft gelöst. Schwierigkeiten, die nicht zur vollen Entfaltung seiner Absichten gelangen ließen, fand er allerdings auch vor. Denn mit den kleinen und hohen Räumen konnte er nicht so frei schalten, wie er wohl wollte. Aber er hat doch einen vollen Gesamt-Eindruck erreicht. Er zeigt, wie man den ganzen Raum mit verhältnismäßig geringen Mitteln intim, wohnlich und doch bürgerlich einfach ausstatten kann. Ein lebhaftes Temperament, das mit lebensschaffender Naturliebe aus dem großen Schatz der vegetabilischen Formwelt alle Motive der ornamentalen Decoration schöpft, hat Verelshoff'schen Räumen reichend erfindener Reliefs überzogen. Er ist Meister in der Kunst, die Fläche zu beleben; es ist ihm unmöglich, jener gewaltigen Abstraction die Möbel nur aus nackten Stützen und fahlen Brettern zusammenzusetzen. Die constructiven Theile der Schränke, die Seitenwände und Füllungen tragen seine und zarte Ornamente; reiche geschwungene Beschläge heben die Wirkung. Es ist ihm hoch anzuzurechnen, daß er dabei nicht unruhig wird. Alles klingt gut zusammen. Die Behandlung des Materiales entzückt jeden Kenner. Er hat dem Holz nach einer Erfindung der Firma J. Kuntz Söhne in Düsseldorf ganz neue Effecte abgewonnen. In weichen Theile der Holzplatte sind durch ein Sandstrahlverfahren weggejezt, und nur die Maserung, die durch verschiedenartige Töne vom Grunde noch besonders abgehoben wird, ist zurück geblieben und wirkt nun völlig decorativ wie ein Zusatz der Natur. Nach demselben Verfahren konnten auch ornamentale Motive aus dem Holz herausgearbeitet werden. Verelshoff's Erfolg ist unbestritten und durchschlagend.

Wer möchte nach alledem bestreiten, daß das Kunsthandwerk einer neuen Entwicklung zugeht? Wähten wir die Bestrebungen der Künstler auch bei den Berufenen in Klang und Unterstüzung finden. Und niemand ist dazu mehr berufen, als die Frau, die das Haus zum Heim macht, die es ordnet und schmückt.

Wachdruck verboten.

Eine Vorlesung im „Salon“ der Kleinen Martha.

Von Peter Rosegger.

„Sechszehnjährige Mädchen gehören nicht in öffentliche Vorlesungen, — basta!“ Das war der Bescheid. Die kleine Martha schaute mich anfangs mit ihren runden Augen ängstlich verblüfft an, machte füllten sich ihre Augen mit Wasser. Was hatte sie denn zu thun, daß ich ihr so unwirksam eine kleine Herzel stieß? Mit leiser einschmeichelnder Stimme und die Fingerspitzen der beiden Händchen zusammengelegt, hatte sie mich schon das zweite Mal gebeten, ihr zu erlauben, daß sie mit der älteren Schwester eine Vorlesung „Wie die Steirer reden“, besuchen dürfte, da an einem der nächsten Tage im Ritteraal der Stadt von gehalten werden sollte.

Als sie nun wie ein Figürli Betrübniß davon schleichen wollte, rief ich sie an: „Na, Dirndel, kleines, komm her. Ich will Dir was sagen. Setz Dich da aufs Knie. So! Schau, wie die vielen großen Leuten im Saal würdest Du dastehen wie ein gefangenes Käferlein, nichts sehen und nichts hören, nur lauter Elbogen und Budel um und um. Nein, da thäte mein Kindele zu leid. Da weiß ich was Bessehteres. Am nächsten Sonntag ladest Du Dir auf Deine Stube Deine kleinen Freunde und Freundinnen ein, dann werde ich kommen und Euch ganz allein, eine Vorlesung halten, wie die Steirer reden.“ Sei es in Schmerz oder Lust, — die Kleine schreit nicht mehr. In stiller Innigkeit trägt sie auch das freudig hüpfende Vergnügen umher, nur an ihren schwebenden Schritten, die kaum den Boden berühren, und an ihrem leuchtenden Gesichtlein kann ich lesen. So auch jetzt, wie sie davon huscht, um ihren schwärmern das Heil mitzutheilen, das ihr eben widerfahren war.



Interieur von Hans E. von Berlepsch.

zu finden, 300 Jahre vergingen, ehe die Durchfahrt wirklich erreicht wurde, aber zugleich mit der Erkenntniß, daß es einen schiffbaren Handelsweg nach Asien und Amerika nicht giebt und niemals geben wird. Dieses ursprüngliche Ziel der Nordpolfahrer hat man längst aufgegeben. Materielle Erfolge wird die Polarforschung nimmermehr erzielen. Und weshalb dann, werden Sie, verehrte Leserin, fragen, immer und immer wieder dieser geheimnißvolle Zug nach dem Nordpol, der in unseren Tagen die kühnen Thaten eines Nansen und eines Andree gezeitigt hat? Ich will Ihnen diese Frage, soweit Ihnen mein Brief die Antwort darauf nicht schon gegeben hat, mit den kurzen Sätzen beantworten, die schon vor 15 Jahren einer

unserer namhaftesten Geographen ausgesprochen hat: „Schauplatz der Geschichte werden die Gebiete der Polarforschung nie mehr werden. Die Bühne der Welt wird durch unbewohnbare Gefilde nicht erweitert. Der Einzelne kann stumpf, auch tausend Geister können müde werden und ihr Interesse der Sache abwenden. Der Menschengestalt aber, der Geist der Menschheit tritt vor keinem Probleme zurück, das in erreichbaren Grenzen liegt. Es ist gegen die innerste Tendenz des Menschengeistes gehandelt, wenn die größeren Opfer und die geringeren Ergebnisse der Polarforschung bereits schon für maßgebend erachtet werden, um letztere Aufgabe auf die Seite zu schieben: der menschliche Geist wird immer wieder Expeditionen herbeiführen!“ Selten ist eine Prophezeiung so voll in Erfüllung gegangen, wie diese. Aber ein neues Problem ist inzwischen in den Vordergrund getreten: die Erreichung des Nordpols. Daß diese nicht minderere Bedeutung sei, als die des Nordpols, davon bin ich Sie in meinem nächsten Brief zu überzeugen versuchen. Wollen Sie frühzeitig hier ab, gen Süden.

Die lange arktische Winternacht macht sich schon unangenehm fühlbar. Aber ehe ich abreise, will ich noch ein übliches Entdeckungsereignis erfüllen. Ich will den Nordpol, der höchsten Spitze der Erde, welcher ich mich befehle, einen Namen geben. Ich werde sie „Die Frau“ taufen. Einmal bin ich das der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ schuldig, und dann, eine Jungfrau und allerlei Frauen giebt es schon auf der Erdoberfläche, aber „Die Frau“ noch nicht. Die bösen Männer werden sagen: „Natürlich, die Frau“, weil sie so veränderlich ist.“ Ich aber versichere Ihnen, das ist Verleumdung. Sie soll „Die Frau“ heißen, weil sie die einzige ihrer Art ist auf dem weiten Erdenrund. Ihr Ihnen sehr bei gefrorenem Land silberthermometer warm ergebener Wilhelm Stief



Buffet, entworfen von V. Hohlwein, ausgeführt von Bösenbacher.



Möbel von Hans E. von Berlepsch. — Siehe den Artikel auf Seite 179.

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Hest 24, I. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60).

Berlin und Wien, 15. December 1898.

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60).

XXV. Jahrg.

1874. — Fünfundzwanzig Jahre! — 1898.

Mit dem vorliegenden Hefte beschließt die Illustrirte Frauen-Zeitung ihren fünfundzwanzigsten Jahrgang. An einer solchen Wegwarte richten sich die Blicke unwillkürlich zurück auf die durchmessene Bahn. Sie war reich an Arbeit und Mühe, aber auch gesegnet mit köstlichem Preis. Und dieser köstliche Preis, dessen wir uns rühmen dürfen, das ist die Treue, die wir in all den Jahren erfuhren, das Vertrauen, das die deutsche Frauenwelt uns geschenkt und erhalten hat. Stärker als je drängt sich uns deshalb heute ein herzliches und kräftiges Dankgefühl auf. Nicht den Einzelnen können wir es aussprechen, die im Wechsel der Zeiten so fest zu uns gestanden, — nur allen, den jungen und alten Freunden, möchten wir an dieser Stelle sagen, wie froh solche Treue macht. Gibt sie uns doch die Gewähr, daß der Baum gut ist, der solche Früchte trägt.

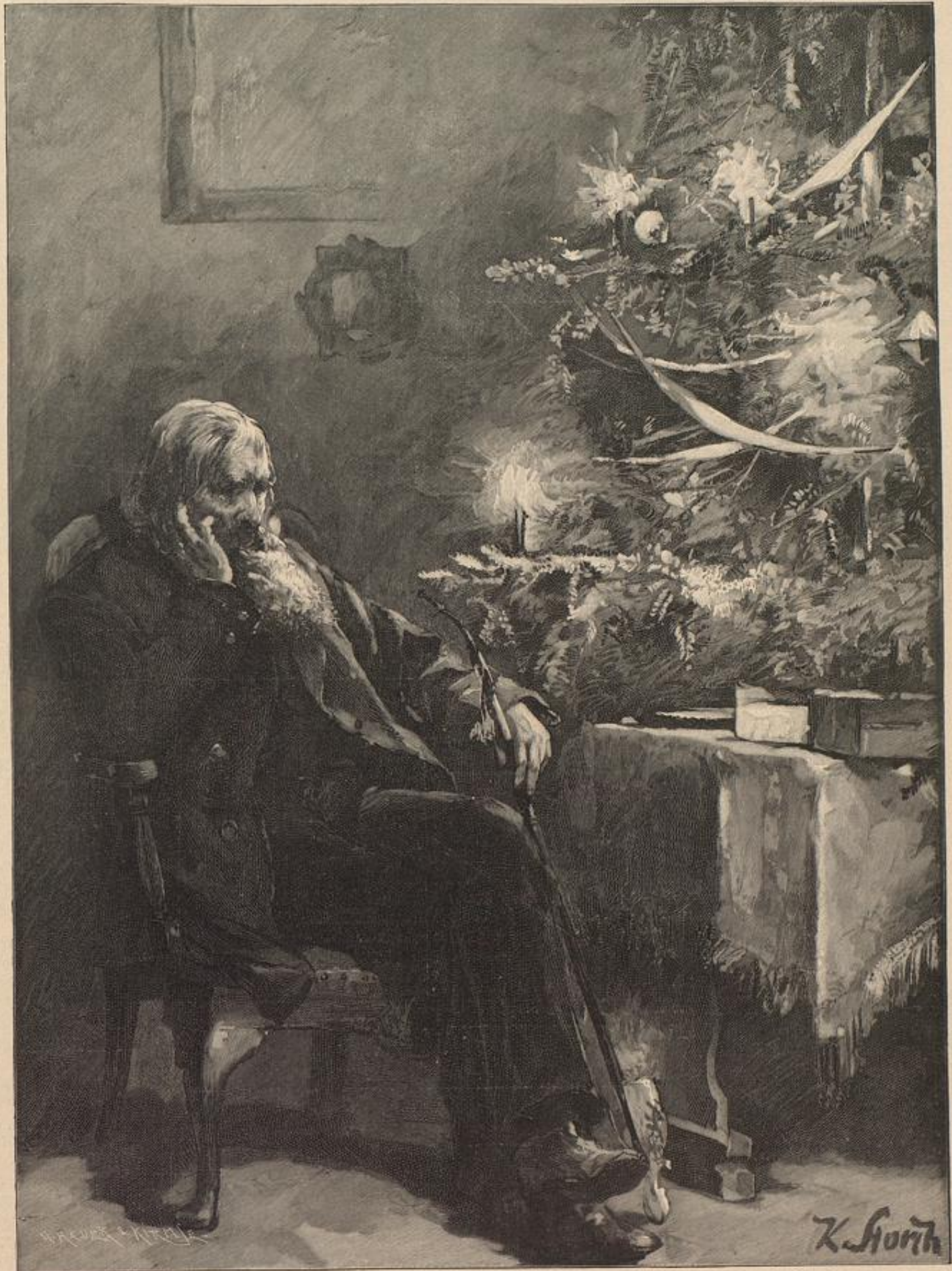
Aber sie thut mehr! Sie spornet immer von neuem an, die besten Kräfte einzusetzen für das Ziel, das wir von Anfang an erstrebten: in unserer Zeitschrift einen festen Mittelpunkt zu schaffen für alle Interessen der deutschen Frauenwelt. Unsere Leserinnen wissen, auf welchem Wege wir dieses Ziel zu erreichen hoffen und theilweise schon erreicht haben. Hand in Hand mit der Berücksichtigung alles dessen, was das praktische Leben fordert, soweit das die Sphäre der Frau berührt, in erster Linie also mit Berücksichtigung der zeitlichen Moden, ging und geht unser stetes Bemühen auf sorgfältigste Auswahl herz- und geistesbildender Lectüre. Die ersten Dichter und Schriftsteller Deutschlands unterstützen uns seit langem in diejem Bestreben. Und neben Roman und Novelle bringen wissenschaftliche Plaudereien, kurze Artikel über Kunst und Kunstgewerbe u. s. w. in leichtfaßlicher Form unseren Leserinnen alles näher, was das geistige Leben der Zeit berührt und von allgemeinem Interesse ist. Daß es auch an guten Bildern nach Gemälden und Zeichnungen erster Künstler in künstlerischer Holzschnitt-Wiedergabe nicht fehlt, brauchen wir unseren Freunden nicht erst zu sagen.

Ein neues Vierteljahrhundert geht nun für uns an, und mit frischem Muthe gehen wir hinein. Mit einem herzlichen Danke haben wir an der ersten großen Wegwarte zurückgeschaut; mit einer nicht minder herzlichen Bitte blicken wir vorwärts, — mit der Bitte, daß alle, die je Unterhaltung, Belehrung und Anregung aus unserer Zeitschrift geschöpft, ihr auch weiterhin treu bleiben mögen. Was Fleiß und

Liebe ausrichten können, soll auch fernerhin geschehen, unsere Zeitschrift zu neuen Siegen zu führen. Und neue Siege werden gewiß nicht ausbleiben, wenn unsere Leserinnen uns ihre Sympathie bewahren und

fest zu der alten Fahne halten. In dieser Zuversicht grüßen wir froh die Zukunft!

Redaction und Verlag der Illustrirten Frauen-Zeitung.



Einame Weihnachten. Nach dem Gemälde von K. Storck

Nachdruck verboten.

Freien Herzens.

Novelle von Johanna Klemm (Hanna Clemens).

(Schluß.)

So behaglich und angeregt wie der erste Abend sich anließ, vergingen auch die nächsten Tage. Die beiden Männer hatten, wenn sie nicht im Krankenhause waren, lange intime Unterredungen, nach denen sie oft ernst, aber nicht verstimmt ausfahen. Dann saß der junge Doctor mit Dorothee in deren Gelehrtenstübchen, und das Gespräch drehte sich abermals um wissenschaftliche Dinge. Doctor Anselm sprach mit seiner Pflegeschwester über Erfindungen, Nuren und Operationen wie mit seinesgleichen, und sie nahm dies freudig, aber auch wie selbstverständlich hin. Sie selbst sprach mit der Klarheit und Logik, die auf den ständigen Verkehr mit klugen Männern schließen ließ. Hermia dachte indessen kleinlaut: Wenn ich das sollte!

Uebrigens gab es in ihrer Gegenwart auch andere Gesprächsstoffe. Heinrich Anselm war kein einseitiger Mensch, und das Frohe, Jugentliche, das trotz des ernstesten, tiefersästen Berufs in ihm steckte, kam Hermia gegenüber aufs Liebenswertigste zum Ausdruck.

Mit ihr zusammen begann er seinen Tageslauf, das heißt, sie war ihm mit dem ihnen immer um einige Stunden voraus, denn er war ein Spätaufsteher, der in dieser Urlaubszeit alte Studentenrechte wieder wahrnahm.

„Sie leisten mir doch Gesellschaft, Fräulein Soldien?“ fragte er gleich, als sie einmal Miene machte, gleich nach dem „Guten Morgen“ das Zimmer zu verlassen. Da hatte sie auch schon ihr Arbeitsbüchlein zur Hand und setzte sich ihm gegenüber.

„Ich bin ja kein so nützlicher, immer beschäftigter Mensch,“ seufzte sie dabei, „Dorothee ist schon wieder seit acht Uhr im Krankenhause, der Herr Professor im Colleg.“

„Und Sie, sind Sie nicht auch ganz an Ihrem Platz? Ist es nichts, die höchste Urbehaglichkeit zu verbreiten? Sehen Sie, solche Morgenstunden gab es hier früher nicht. Wenn ich erschien, mußte ich mir mein täglich Brod mühsam zusammensuchen. In der Küche fand sich dann wohl eine graue, verbruzelte Flüssigkeit, die ich mit Todesverachtung zu mir nahm, und von den Semmeln hieß es sehr oft: die Semmel? Ja, die sind wohl all!“

Hermia lachte ein bißchen, und er fuhr lebhaft fort: „Dorothee ist ja ein prachtvoller Mensch, aber — zur Hausfrau hat sie nun mal keine Anlagen. Was ein Haus sein und bieten kann an Wohlsein und Traulichkeit, das weiß man doch erst, seit Sie hier walten.“

„D.“ wehrte Hermia erschrocken ab, „wenn Sie es so hinstellen, muß ich fürchten, daß ich zu weit gehe, mir Dinge anmaße, die mir nicht zukommen. Ach, und ich that es so aus reiner Freude an der Sache, ganz gewiß nicht, um mich wichtig zu machen.“

Sie sagte das so treuherzig und sah ein bißchen unglücklich dazu aus, daß er zwischen Rührung und Heiterkeit schwankend ausrief: „Aber das ist ja gerade das Geheimniß des Behagens, das um Sie her entsteht, weil Sie alles mit solcher natürlichen Freude thun, weil Sie's machen wie die Sonne, die scheinen muß.“ Hermia ward verlegen. Es lag eine gewisse Huldigung in seinen Worten, und davor hatte sie seit ihrer ersten Erfahrung eine instinktive Furcht.

„Trinken Sie noch Kaffee?“ fragte sie rasch, und „ganz gewiß,“ antwortete er vergnügt, „obwohl es schon meine dritte Tasse ist. Das ist auch so Ihr Geheimniß, daß Sie immer auf die Minute, wenn ich komme, ganz frischen, heißen Kaffee haben! Ich denke, der verträgt das Stehen durchaus nicht?“

Hermia lachte. „Das Geheimniß ist, daß ich um acht Uhr, wenn wir übrigen trinken, Extract mache, der in einer festverschlossenen Flasche sein Aroma behält und dann, mit kochendem Wasser vermischt, nach Stunden noch frisch schmeckt, auch um — zehn oder elf Uhr,“ schloß sie schelmisch, und mit dieser kleinen hausfraulichen Erklärung hatte sie ihr Gleichgewicht wiedergefunden.

Jetzt trat Dorothee ins Zimmer. „Guten Morgen, Ihr Sybariten,“ rief sie, „Ihr Frühstück hier wohl den halben Tag lang! Mokka- und Cigaretten-Duft, hm, da werd' ich wohl kaum geduldet mit meiner klinischen Atmosphäre.“

„D, was hast Du an der Hand?“ fragte Hermia erschrocken, als sie eine große schwarze Stelle an Dorotheens Finger erblickte.

„Nichts Besonderes, ich habe mich vorhin mit Carbol verbrannt und Thiol darauf gestrichen. Siehst Du

wohl, wie gut es ist, daß Du Deine weißen Pfötchen davon gelassen hast? Wenn Du übrigens noch Kaffee hast, wäre ich nicht abgeneigt.“

Hermia schenkte den Rest ein, und während Dorothee aß und trank, erzählte sie, zu Heinz gewandt: „Das war heute ein interessanter Fall drüben. Wir haben da ein junges Mädchen, das vor einiger Zeit gefährlich den Arm gebrochen hat, der dann falsch angeheilt, dadurch verkürzt und steif geblieben war. Der Arm mußte frisch gebrochen werden und wird hoffentlich ein zweites Mal besser geraten.“

Heinz schob seine Tasse fort und legte seine Cigarette hin. Er sah, wie Hermia sich verfärbte, und es schien ihm plötzlich peinlich und unnatürlich, daß Dorothee während einer Mahlzeit so gelassen von diesen Dingen sprach. Er hatte auch eine rasche Vision, daß es für einen Mann seiner Berufsart dereinst erquicklicher sein müßte, beim Heimkommen von der Beschäftigung mit den schmerzlichen Schattenseiten des Lebens eine frische, sonnige Erscheinung zu finden, mit sanften Händen und sympathischem Gefühl, als eine sogenannte starkgeistige, die mit dem Verständniß für den männlichen Beruf auch das Recht erworben, alles zu theilen, und so auch in das Privatleben, in häusliche Feierstunden diese Dinge zu tragen, die auch der ernsteste Mann gern einmal abschüttelt.

Als Dorothee fortfuhr, sich noch in Einzelheiten zu vertiefen, unterbrach er sie etwas ungeduldig: „Fräulein Soldien verträgt diese Gespräche nicht, Dorothee, hab' doch Mitleid.“

Dorothee sah erstaunt auf. „Noch immer nicht?“ und in ihrem Achselzucken lag zum ersten Mal etwas Geringschätzung. Sie stand auch gleich auf und ging hinaus. Hermia räunte schnell das Kaffeegeschirr zusammen und konnte es nicht hindern, daß eine kleine Thräne an ihrer Wimper hing. Die Sonne verrieth sie erbarmungslos, und plötzlich stand Heinz dicht vor ihr und hob ihr das Kinn in die Höhe.

„Da sehen Sie's, wie Sie mich vorhin überschätzt haben, und daß ich eigentlich gar nicht zu brauchen bin,“ sagte sie rasch, um ihrer grenzenlosen Verlegenheit Herr zu werden. „Was muß ein Arzt von solcher kindischen Schwäche denken!“

Er sagte nicht, was er dachte; er strich nur wie verloren über ihr seidiges Haar, bis sie den Kopf wegbog und nun wirklich mit ihrem Theebrett aus dem Zimmer ging.

Diese erste kleine Mißstimmung zwischen den Dreien hielt indessen nicht an, oder vielmehr sie wurde rasch verdrängt durch etwas anderes. Der Professor that nämlich etwas sehr Unverständiges, wie er selbst sagte, er erkältete sich so stark, daß er am nächsten Tage das Bett hüten mußte und Doctor Anselm eine ganz tüchtige Influenza feststellte.

Er war kein allzu liebenswürdiger Patient, und da er es „sich ja leisten konnte, diesem Heer von pflegefüchtigen Hausgenossen gegenüber“, schien es manchmal, als dächte er sich allerlei aus, sie zu „drangsaliren“. Die beiden Mädchen sowohl wie Heinz waren vier Tage lang keinen Augenblick ihrer Ruhe sicher, und sie selbst setzten ja auch ihre Ehre darein, das Möglichste zu leisten. Am fünften Tag trat eine auffallende Besserung ein, die Laune war gnädig, und die buschigen Augenbrauen fingen schon wieder an, humoristisch zu zucken.

„Na,“ sagte er, „dies war noch keine ernsthafte Attaque, nur ein kleines Manöver. Nach Schluß des Manövers heißt es ja auch immer: Zur Kritik, meine Herren! Also, ich will Euch die meinige auch nicht vorenthalten. Im Ganzen bin ich zufrieden mit Euch, Ihr waret von einer Pünktlichkeit, daß man die Uhr nach Euch stellen konnte. Du, Heinrich, hast auch eine gute Diagnose, nur bist Du zu sehr Specialist und kümmerst Dich zu viel um meine Augen. Du, meine Tochter, hast alles sehr weise besorgt, hast eine leichtere Hand als ich Dir zugetraut. Meinen schmerzenden Arm hast Du mit solcher Sicherheit und Accurateffe gewickelt, daß ich ihn Dir auch im Falle der Amputation anvertrauen würde! Und nun zum Dritten dieses Weltkind, das unerfahrene! Das hat feurige Kohlen auf mein Haupt gesammelt, und obgleich das einem nicht ganz fiebersfreien Kranken sonst nicht dienlich sein soll, so haben mir diese nicht geschadet. Hermchen hat mir Krankensuppen gelocht, die auch ein Gesunder mit Vergnügen gegessen hätte, denn sie suchten an Schmachhaftigkeit und Befömmlichkeit ihresgleichen. Und wenn sie mich gefüttert, hat sie weder gestopft, daß ich den Löffel mit zu schlucken kriegte, noch ihn so weit abgehalten, daß ich mir den Hals verrenken mußte, sondern mir das Süppchen richtig eingeslößt, ohne einen Tropfen zu verschütten.“

Und wenn ich mein grimmigstes Gesicht aufsetzte,

hat sie gelächelt und mir was vorgeplaudert, und das ist das größte Kunststück.

So, und nun macht, daß Ihr fortkommt, alle Drei! Ich will aufstehen, und da frag' ich Keinen von Euch um Erlaubniß. An die Luft mit Euch, laßt Euch 'nen Schlitten kommen!“

Die Drei also Entlassenen standen sich in der Bibliothek gegenüber und lachten herzlich. Dann meinte der junge Doctor: „Ich finde, wir ‚Fachleute‘ haben den kürzesten gezogen, Dorothee!“

Dann aber wurde wirklich der Schlitten bestellt, und bald darauf fuhren sie in den hellen Nachmittag hinein. Heinrich saß hinter den Damen auf dem schmalen Kutschersitz und trieb die Pferde zu lebhaftem Tempo an. Die Stadt ließen sie bald hinter sich, und über freies Feld, wo die Luft scharf ging, flog der Schlitten mit Windeseile, bis sie den Wald erreichten, wo es wundervoll still und geschützt war, daß Heinrich die Pferde langsam gehen ließ.

Gelbroth schimmerte der westliche Himmel durch die Lichtung, hin und wieder knarrte eine Tanne unter ihrer weißen Last, eine Krähe flog auf oder ein Hase rannte über den Weg, sonst war alles still, und auch die kleine Schlittengesellschaft schien nicht zum Plaudern aufgelegt. Nur Heinrich pfiß leise vor sich hin, bis Dorothee fragte: „Was summt Du denn eigentlich immerfort?“

„Ein sogenanntes ‚Winterlied‘, das ich neulich bei uns im Akademischen Gesangverein gehört und das mir Eindruck machte, durch seine Stimmung.“

„Wie heißt es denn?“ fragte Hermia und drehte den Kopf ein wenig herum. Er sah ihr gerade in das schöne, blühende Gesicht und fing an, halb singend, halb sprechend:

„Komm aus der engen Stadt,
Auf, daß die Felder blühen,
Blid' auf den Dornenstrauch,
Damit die Rosen glühen!
Tritt in den weißen Schnee,
Damit die Knospen springen,
Schau' diese Bäume an,
Damit die Vögel singen.
Blid' auf das starre Eis,
Daß Leben werd' im Bache,
Falte die Hände fromm,
Daß die Natur erwache.
O hauche jaust sie an,
Dann grünt und blüht die Erde,
Breit' Deine Arme aus,
Damit es Frühling werde!“

„Ganz hübsch, aber ein wenig verworren,“ bemerkte Dorothee, „man weiß nicht recht, auf wen das gehen, wer damit angeredet werden soll.“

„Muß ein lyrisches Gedicht auch zergliedert und alles darin begründet werden?“ fragte Hermia schüchtern.

„Ist es nicht genug, wenn wir die Stimmung fühlen?“ Und Anselm sagte rasch: „Liebes Theechen, Du wirst es doch nicht machen, wie jener alte Mathematiker, der, als man von Heine's Gedichten sprach, achselzuckend sagte: „Was beweisen sie eigentlich?“

Dorothee lachte etwas gezwungen, aber da sie selber fühlte, daß sie seit kurzem immer heimlich mit Empfindlichkeit und Mißstimmung kämpfte, zwang sie sich zu der gleichmüthigen Bemerkung: „Ja, lieben Leute, ich bin denn wohl keine lyrische Natur, ich kann mir eben nichts dabei denken.“

Die Unterhaltung stockte, und da sie beim Umwenden den Wind scharf entgegen hatten, duckten sich die Mädchen tief in ihre Mäntel und Decken, und ziemlich schweigend langte man zu Hause an.

„Schade, daß Ihr kein Klavier habt,“ sagte Hermia abends zu Dorothee, und diese erwiderte: „D, wir haben eins, oben im Eckzimmer steht ein uralter Klimperkasten. Ich wußte nicht, daß Du Dich nach Musik sehnst, denn hatt' ich ihn Dir schon vorgestellt.“

„D, da können wir ja —“ rief Hermia lebhaft, brach aber schnell wieder ab.

„Da könnt Ihr musciren, gewiß. Wir wollen heißen und das Klavier stimmen lassen. Heinz, hast Du Noten hier?“

„Nein, Du weißt ja, daß es mit meinem bißchen Singen immer von zufälligen, äußeren Umständen abhängt. Noten werden sich aber wohl finden, wenn Sie mich nur begleiten wollen, Fräulein Soldien?“

„Ja, das kann ich nämlich am besten, zum Solospiel reicht's bei mir nicht.“

Am nächsten Tage war wirklich das besagte Eckzimmer geheizt, die Bezüge von den Möbeln genommen, und es lag nun ein eigenartig anmuthiger Raum da, von dem Hermia keine Ahnung gehabt, da das Zimmer verschlossen gewesen. Möbel im Rococo-Stil mit gelber Seide bezogen, dazwischen ein hochbeiniges, schmales Klavier in gelbpolirtem Gehäuse. „Ein richtiges Spinnett!“ rief Hermia und prüfte den harzenartigen Ton.

„Diese Einrichtung stammt aus Mama's Elternhause und war immer so eine Art Heiligthum für uns.“

sagte Dorothee, „aber wenn Ihr noch einmal Leben hineinbringen wollt, soll's mich freuen, ich passe ohne ihn nicht hierher.“

Da hatte sie nun recht. Dorothee's große, dunkle Gestalt stand fremd und ernst in diesem lichten Raum. Hermia aber war überall dieselbe. In glänzender Umgebung schien diese wie der passendste Rahmen für ihre zarte, vornehme Schönheit, und in dem ärmlichsten, nüchternsten Raum wirkte sie wie eine Blume, die man an ein schlichtes Kleid steckt.

Ein kunstloses Musizieren war's, was die beiden nun hier begannen, aber es sollte ja auch nicht vor Kennern bestehen. Die Ausübenden hatten beide die gleiche harmlose Freude daran, und die wunderbaren, halbverstandenen Gefühle, die in den Tönen des rührenden alten Klaviers, wie der jungen, frischen Männerflehle zu zittern schienen, waren doch die Hauptsache dabei. Das „Winterlied“ wurde gleich der erklärte Liebling.

„Nur zu kurz, zu kurz!“ rief Hermia mehrmals, und am nächsten Tage sagte denn Heinz während des Nachspiels: „Bitte, noch einmal von vorn,“ und zu Hermia's Erstaunen begann er einen neuen Vers:

„Frühling gekommen ist,
Die Erde prangt im Segen,
Und in der Seele tief
Fühl' ich ein holdes Regen.
Du hast mein Winterherz
Mit Deinem Reiz erschlossen,
Von Deiner weissen Hand
Sind Blüthen draus entsprossen.
Wie Knospen aus dem Zweig
Aus mir die Lieder bringen,
Dir weihen muß ich sie,
Kann sie zurück nicht zwingen!
O nimm sie lächelnd an,
Laß alle Vögel schweigen,
Sei Du der singende Lenz
Und nimm mich ganz zu eigen!“

„O, o!“ rief Hermia und sprang vom Stuhl auf. „Wo haben Sie das gefunden?“

„Gefunden?“ wiederholte er mit eigenem Lächeln. „In einem Archiv, wo alle Träume, alle holde Thorheit und Hoffnung aufgespeichert liegen.“

Sie sah ihn fragend mit großen Augen an, und langsam stieg eine sanfte Röthe in ihrem Gesicht auf. „Soll das heißen, daß Sie das gemacht haben?“

Er nickte, und seine Augen sagten, was der Mund noch verschwiegen.

Jetzt trat Dorothee ein. „Es thut mir leid, Euch zu stören, aber Heinz, Papa fragte schon zweimal nach Dir.“

„Ich komme,“ sagte Heinz und stand auf.

Dorothee sah über Hermia's Schulter in die Noten. „Was singt Ihr? Noch immer das Winterlied?“ Ihr Ton klang müde, und Hermia war so befangen von dem eben Erlebten, daß sie nichts erwidern konnte.

„Nun werdet Ihr's denn wohl bald ergründet haben! Sieh' mich einmal an, Hermchen, was hat es Euch Alles gelehrt, das Lied? Du weißt, ich verstehe mich nicht auf das Pyrische.“ Das sollte scherzhaft klingen, doch lief ein fremder Ton mit unter. Sie bog Hermia's Gesicht ein wenig zurück, und ihre Augen wurzelten ein paar Momente in einander. In beiden stand, ihnen unbewußt, eine bange Frage. Und Dorothee's Blick war traurig, resignirt, sodas Hermia in plötzlichem Hellsehen erschüttert ausrief: „Du irrst, Dorothee, glaube mir, Du irrst!“

Dorothee schwieg und schüttelte den Kopf über Hermia's blondem Scheitel, als sagte sie: Ich weiß es besser.

Unten im Arbeitszimmer des Professors hatten unterdessen die beiden Männer ein langes, eingehendes Gespräch über einen Punkt, der schon mehrmals berührt war, über den sie heute zum Schluß kommen wollten. Es handelte sich um Doctor Anselm's fernere Carrière. Er hatte sich ja mit besonderer Vorliebe der Augenheilkunde gewidmet und arbeitete seit kurzem unter den Assistenten eines berühmten Augenarztes, in der Hoffnung, dort einst sichere Anstellung zu finden.

Professor Canzler aber konnte sich von dem Lieblingsgedanken nicht trennen, den Pflegeohnen neben sich und dereinst als seinen Nachfolger zu sehen. Zu dem Zweck mußte aber Heinrich zur Chirurgie übergehen, mußte sofort seine jetzige, ihm so sehr zusagende Thätigkeit aufgeben, um nach den einschlägigen Studien hier gleich einzutreten.

Und dazu konnte er sich nicht entschließen! So sehr der Aeltere ihm alle Vortheile auseinander setzte, ruhig und sachlich, ohne seinen persönlichen Wunsch in den Vordergrund zu bringen, so fest blieb der Jüngere bei seiner Meinung; bei aller herzlichen Ergebenheit, bestand er auf seinem Kopf. Eine stille Erregung war in ihnen beiden, die aber in keinem lauten Wort zum Ausbruch kam. Es war wie ein stilles Messen Zweier, die sich ebenbürtig finden.

Dieser Abend verlief schweigsamer und man ging früher aus einander als sonst. Am nächsten Nachmittag, als Dorothee bei ihrem Vater saß und etwas für ihn schrieb, sagte der Professor: „Es ist nun abgethan. Aus unserem Plan mit Heinz wird nichts.“

„Ich dachte es mir, Vater,“ entgegnete Dorothee ruhig, „und vielleicht hat er recht. Auf dem eingeschlagenen Wege kommt er wohl schneller zu etwas Festem, Lohnendem, und es scheint, daß das bald sein Wunsch sein wird.“

Der Professor horchte auf, und Dorothee, eine Frage fürchtend, sprach rasch weiter: „Lassen wir einmal die Carrière des Sohnes jetzt bei Seite, Vaterchen, und denken wir 'mal an Deine Tochter. — Ah, da ist Hermia. Wolltest Du etwas, Hermchen?“

„Nur sehen, ob noch einmal gehezt werden müßte, aber es sind ja noch vierzehn Grad.“

„Kleines fürjorgliches Wesen,“ sagte Dorothee herzlich, als Hermia wieder gegangen, „ich wollte, ich könnte sie bei Dir wissen, wenn — ich Dich einmal verlasse.“

„Verlasse? Sprichst Du auch davon? Seid Ihr denn im Complot gegen mich?“ Sein Gesicht klärte sich auf. „Ja, hat denn Heinrich's Drang nach schneller Carrière etwas mit Dir zu thun?“

Dorothee erröthete, aber erwiderte tapfer: „Nein, Vater, Heinz und ich sind Kameraden, Geschwister, und ich glaube nicht, daß er sich sein Leben lang mit einem solchen Verhältniß begnügen wird, so schön es auch wäre, wenn wir Drei einstmals hätten hier zusammen wirken können. Aber, Vater, Du weißt wohl, Söhne und Brüder sind dazu da, daß man sie weggiebt, anderen giebt!“

Sie machte eine kleine Pause und fuhr dann fort: „Was ich aber vorhin sagen wollte, — ich meinte, Hermia könnte vielleicht bei Dir bleiben, wenn Du mir nun erlaubtest — auf die Universität zu gehen.“

Der Professor blieb lange still. Dann sagte er mit bewegter Stimme: „So zerbrechen mir heute zwei meiner liebsten Pläne: Heinrich als meinen Nachfolger zu sehen, Dich als seine Frau.“

„Vater!“ rief Dorothee und hob bittend die Hände.

„Still, Kind, das soll Dich nicht kränken. Ich weiß wohl, ein Alter irrt in solchen Dingen. Und wenn Du mir sagst, es ist nichts zwischen Euch, nun so glaube ich das eben.“

Wenn ich nun meine Zustimmung zu Deinem Vorhaben geben soll, so wirst Du mir vorher versichern, daß Dir ganz bewußt ist, was Du thust mit diesem Schritt, was Du hingiebst, — was Du auf Dich nimmst. Vorbereitet bist Du, aber dennoch, — es darf keine Laune, kein Sensations-Gefühl, — kurz, kein ‚peinlicher Erdenrest‘ an solchem Entschluß haften. Halbheiten dulde ich nicht.“

„Vater, es ist mir heilig.“

„Gut denn, es ist abgemacht.“ Er küßte seine Tochter auf die Stirn, und sie empfand diese seltene Lieblosung wie einen Segen zu ihrem Vorhaben.

„Danke Dir, Vater. Und noch einmal: Sieh zu, daß Du Hermia behältst, so lange sie kann und will, allzulange wird das freilich wohl nicht dauern.“ Und nun fing sie an, mit lächelndem Munde von ihren Beobachtungen zu sprechen, um den Vater vorzubereiten. —

Hermia vermied an diesem Nachmittag das Noco-Zimmer. Seit gestern war ihr ganzes Innere gespannt und sie suchte Heinz aus dem Wege zu gehen. Von ihren erregten Gefühlen getrieben, ging sie rasch den Gartenweg entlang, als ihr der entgegenkam, dem sie ausweichen wollte. Mit seinem beredtesten Ausdruck blieb er neben ihr und meinte, es sei schon zu dämmerig für sie allein im Garten.

„Es ist auch sehr kalt,“ sagte Hermia befangen und beeilte ihre Schritte.

„Finden Sie?“ fragte er, sie unverwandt ansehend, „und doch ist mir, als spürt' ich ein gewaltiges Frühlingsahnen.“

„Oh, — das ist doch wohl verfrüht!“

„Verfrüht? Ach, Hermia, dann — ‚breit‘ Deine Arme aus, damit es Frühling werde!“

Er machte eine ungestüme Bewegung, aber sie hob die zusammengepreßten Hände vor ihm auf und sagte stehend: „O nicht, nicht! Lassen Sie das!“

„Hermia! Soll ich nicht endlich sprechen?“ fragte er dringend und vorwurfsvoll.

„Nein, nein, Sie täuschen Sich! So hat sich schon einmal jemand mir genähert und, — er irrte sich auch, er hatte mich garnicht lieb!“

Heinrich stand erschrocken. Darauf war er nicht vorbereitet. Er sollte nicht der Erste sein, der diesem holden Geschöpf von Liebe sprach? Dieses Kinderherz, das er für ein weißes Blatt gehalten, trug schon seine Zeichen!? Einen Augenblick schmerzte ihn diese Wahrnehmung, aber dann sagte er sich schnell, daß es ihn

ebenso sehr verwundern müßte, wenn so viel Liebreiz von anderen unbeachtet für ihn aufgehoben sei, für ihn ganz allein! Das konnte ja nicht sein! Und darauf kam es auch gar nicht an, nur auf Hermia selbst. Und so fragte er denn wieder dringend:

„Aber Sie, Hermia, Sie waren ihm gut —? Sie lieben ihn noch?“

„Ich? Ach —!“ In dem zitternden, langgezogenen Ton lag eine Welt von räthselvollem Ausdruck, sie schüttelte den Kopf, aber die Augen blieben tief gesenkt.

„Sehen Sie mich an!“ sagte er leise, mit dem herrischen Ton, den die Leidenschaft ebenso leicht annimmt wie den der Bitte.

Sie that es, schüchtern, angstvoll, aber dann wurde der Blick groß, weit und voll von dem, was er suchte.

„Diese Sterne lügen nicht,“ sagte er und küßte sie rasch auf beide Augen. „Was auch der Mund mich glauben machen möchte, — ich werd' ihn auch zur Wahrheit zwingen.“

Aber da, ehe er sie küssen konnte, machte sie sich heftig los und, — „Dorothee!“ stieß sie ängstlich hervor.

In der Meinung, sie seien belauscht, drehte Heinrich sich um, aber es war niemand da, und nur Hermia flüsterte rasch: „Lassen Sie alles, wie es war, — nicht ich, Dorothee, die gute, die kluge Dorothee, die ist für Sie!“ Und dann flog sie, wie geschleucht, auf dem hellen Kiesweg vor ihm her, dem Hause zu.

Heinrich stand wie angewurzelt. Dann folgte er langsam.

Im Hause öffnete Dorothee gerade die Thür zur Bibliothek und rief freundlich: „Kommst Du zum Thee, Heinz? Wir warten.“

So trat er ein, und während er seinem erregten Gesicht einen ruhigen Ausdruck zu geben trachtete, sah er mit einem Blick, daß auch hier keine gleichgültigen Gespräche stattgefunden hatten. Hermia war noch nicht da, und Dorothee machte sich einstweilen mit den Tassen zu schaffen, dann sagte sie heiter: „Weißt Du, Heinz, daß ich mir eben ein kostbares Weihnachtsgeschenk von Papa erbeten habe? Rathe, was es ist.“

Diese Bemerkung kam ihm unerwartet und er sah etwas abwesend dazu aus, daß Dorothee lächelnd meinte: „Dein geistreicher Ausdruck sagt mir, daß Du nicht gerade zum Rathen aufgelegt bist, also will ich Dir's sagen, was wir eben abgemacht haben: Ich gehe Ostern nach Zürich auf die Universität.“

Blitzschnell kam ihm Hermia's lepter Ausruf: „Dorothee, nicht ich, Dorothee ist für Sie!“ in den Sinn. So hatte sie sich doch getäuscht. Diese gelassene Heiterkeit Dorothee's sah nicht darnach aus, als stände hinter dem ausgesprochenen Entschluß eine abgethane Hoffnung. Ein Zug von Erleichterung ging bei diesem schnellen Erwägen über sein Gesicht. Dorothee sah es, und mit einem ganz leisen Anflug von Bitterkeit sagte sie: „Ich erwarte Deinen Glückwunsch, Heinz!“

Da trat er auf sie zu: „Ist das Dein völliger Ernst, Dorothee?“

„Seit wann scherze ich in solchen Fragen?“

„Ich meine nur, war es nicht ausgemacht, daß vor Deinem einundzwanzigsten Geburtstage nicht die Rede davon sein sollte?“

„Ja. Da dieser in drei Tagen ist und sich heute von selbst die Gelegenheit zu einer Aussprache fand, hat Papa schon jetzt eingewilligt. Ich wüßte auch nicht, was in diesen drei Tagen noch geschehen könnte, meinen Willen zu ändern.“

Nein, es würde nichts geschehen. Heinz wußte, daß er das Wort nicht sprechen konnte, das vielleicht eine Aenderung bewirkt hätte. Auch wenn es von ihm erwartet wäre! Und Gottlob, es schien nicht erwartet. — Dorothee legte eben in der alten vertraulichen Weise ihre Hand auf seinen Arm und sagte: „Aber Heinz, so freue Dich doch ein bißchen! Wie oft haben wir diese Pläne besprochen, wie oft hast Du gesagt: Theechen, Du würdest einen famosen Arzt abgeben! Wenn Du nun nichts sagst, nehme ich an, Du fürchtest in der künftigen Kollegin schon den Rivalen.“

Das Letzte sagte sie neckend, und da umschloß er fest ihre Hand mit seinen beiden und sagte warnend: „Auf Dein Glück denn, Theechen! Niemand wird Dein Streben mit größerem Antheil verfolgen als ich. Und Rivalität? Die giebt's nicht zwischen uns! Bleiben wir nicht Schwester und Bruder?“

Ruhig hielt sie seinen Blick aus, und in dem klaren Auge stand nichts, als was ihn sicher machen konnte.

Der Professor, der schweigend zwischen Bibliothek und Arbeitszimmer hin und hergegangen war, fragte jetzt: „Wie ist das mit dem Thee heute? Wo bleibt Hermia?“

Wie wenn der Name zwischen ihnen einschlug, so ließen die beiden sich los, und Dorothee jagte schnell: „Ich hole sie.“

Er fütterte doch sein Abendbrot der kleinen Waise ein, dann nahm er sie bei der Hand und ging mit in ihr Haus. Da begriff er, warum das Kind sich fürchtete. Vor ihres Mannes entstellter Leiche lag die Mutter schreiend am Boden; mit der linken, beweglichen Hand zerraupte sie ihr Haar.

„Frau Kother, grüß Gott! und der tröste Sie. Da bring' ich Ihnen Ihr Kind.“

Aber die Frau fuhr auf: „Warum hat das Wetter es nicht auch erschlagen, wie meinen Mann, und mich dazu?! — Wie soll ich Krüppel ein Kind groß füttern?“

Ramloh wußte nicht, wie es geschehen war, er wußte auch kaum, daß er's that. Das weiche Körperchen, das sich an ihn schmiegte, bebend abgewandt von der rasenden Mutter, wirkte wie Zauber.

Er trat zu der Verzweifelten, er legte ihr die Hand auf die Schulter. „Seine Schuldigkeit muß der Mensch thun, Frau Kother, dann hilft ihm Gott. Lassen Sie sich zusammen. Daß die da keinen Hunger leidet, dafür will ich sorgen.“

So kam er in einem Augenblick zu einer Familie, er, dessen Kindheit keine Familie behütet hatte. Er fand's nicht leicht. Mit dem fröhlichen Junggefelleneben war es aus. Er hatte es doch nie bereut. Wenn das Kind Abends seine Arme um den Hals schlang, ihn „guter Onkel Claus“ nannte, war er bezahlt für alle Entbehrungen. Und nun war das Kind ein großes Mädchen und seine Braut. Seine Braut! — Nein, ihn froh nicht. Er war auch nicht müd.

An solchem Tag ist man nicht müd. Seine Braut! — Freilich, so willig wie das Kind schmiegte die Erwachsene sich nicht an ihn. Sie war ein bißchen still geworden in den letzten Monaten, in ihrem Blick lag manchmal etwas Scheues. Und — ein glänzender Bräutigam war er ja nicht. Aber so lieb wie er, konnte Keiner sie haben, nein, Keiner auf Erden! — Das war auch etwas. Und wenn sie erst seine Frau war, würde sie das begreifen und ihn wieder lieben, wenn er auch nicht mit ihr lachen und toben konnte, wie der Andre Winter. Der Andre Winter! — Gut, daß der fort war.

Doch! Schlug da nicht ein Hund an? Das Dorf kann keine Viertelstunde fern sein. Er hat Zeit zu rasten. Und ihn friert nicht, er ist auch nicht schläfrig. Sonst wär' ja Gefahr. Warm ist ihm, wonnig warm.

Hinter ihn ist sein schweigender Gefährte getreten. Er merkt ihn nicht. Er lauscht. Das ist ja Gesang! Gesang aus der Kirche! Mit hellen Fenstern steht sie da, dicht vor ihm. Aber was singen sie denn? Nie hat er die Melodie gehört. Hell klingen die Glocken drein.

„Freude auf Erden! Freue Dich! Der Armersten, der Letzten Einer bist Du gewesen. Gott hat Deine Treue gesehen. Freue Dich heute.“

Da steht er mitten in der Kirche. Die vielen Menschen! Die vielen Lichter! Das sind ja Christbäume! Ein Wald von Christbäumen. Die Engel, die um die Kronen schweben, bewegen sich, lächeln ihm zu. Und was ist das für ein Glanz? Roth, bläulich, weiß. — Wie schön! — Ja, aber er muß doch heim. Seine Braut wartet. Ja, er hat eine Braut, er, der arme Claus Ramloh. Und für die Braut giebt er all das hin, die ganze Welt! Und wenn dahinten in dem Glanz der Himmel anfängt, auch den Himmel!

„Claus Ramloh!“

„Hat sie ihn gerufen?“

Mitten aus dem blendenden Glanz tritt sie hervor, aus dem Wald flammender Christbäume, einen Myrtenkranz im Haar, einen weißen Schleier um die blühenden Wangen. Sie sieht ihn an wie damals, als sie, ein verschüchtertes, verarmtes Kind über seine Schwelle trat, und doch anders, ganz anders. Das sind eines Weibes Augen, und eines Weibes Leidenschaft spricht daraus. Der Athem stoßt ihm. Jetzt streift sie seine Schulter.

„Claus! Dummer Claus Du! Ich hab' Dich lieb. Dich! Dich! — Nur Dich! — So lieb.“

„Anna!“

Christnacht! Nacht der Wunder! Da das Unmögliche Wahrheit wird! Da die Engel aus dem Himmel niedersteigen, die Erfüllung in segenspendenden Händen. —

Als die Leute aus den Thälern zum Frühgottesdienst zu der hochgelegenen Kirche hinaufstiegen, jeder sein brennendes Licht in der Hand, fanden sie einen Büchsenknall vom Fleder am Wegrand den Postboten Ramloh sitzen, den Rücken an einen Fichtenstamm gelehnt, die Augen geschlossen. Sein Leib war kalt wie der Schnee; sein Antlitz lächelte. Man hatte den schwermüthigen Menschen im Leben nicht oft lächeln sehen, aber nun lächelte er.

Das Glück war ihm gekommen in der Christnacht.

Nachdruck verboten.

Tante Justine's Christnachtsfunde.

Eine heitere Weihnachtsgeschichte von Hermann Wille.



„Dühtes Weihnachtswetter!“ sagte mit einem befriedigten Blick in die wirbelnden Flocken einer der Jungen, die sich seit Wochen schon verabredet hatten, an diesem „Heiligen Abend“ vor anderer Leute Thüren Weihnachtlieder singen zu wollen.

„Das hat das Christkind famos gemacht!“ bestätigte sein Kumpan; da riß ihm im gleichen Augenblick der übermüthige Wind, der den Schnee kaum zur Erde kommen ließ, die dicke Mütze vom Kopfe, nahm sie eine Weile mit in die Lüfte hinauf, als wäre sie genau so leicht wie die tanzenden Schneeflocken, und trieb sie dann quer über die Straße in eine Thorwegede, wo sie das hurtig hinterdrein stapfende Menschlein glücklich wieder einfiel.

„Das hat das Christkind famos gemacht!“ dachte beim Anblick dieser lustigen Jagd auch ein schönes, dunkeläugiges Fräulein, das am Fenster eines hohen, alten Patrizierhauses stand. Laut aber kam es von den feinen, rothen Lippen:

„Es ist ein wahres Unwetter, Tante! Du kannst unmöglich mit zur Kirche gehen! Sieh nur, wie der Sturm den Leuten die Sachen vom Kopf reißt! Und dieses Schneetreiben! Ganz sicher, Du bekämest einen neuen Gichtanfall, wenn Du Dich dem aussettest!“

Tante Justine lächelte nur ein wenig und rückte sich dabei im Lehnstuhl zurecht. Dann fragte sie plötzlich:

„Sag' mal, Kose, was ist denn das für ein Fräulein

Fasner, mit der Du jetzt öfter zusammen gesehen wirst? Ich kenne hier gar keine Familie dieses Namens!“

„Fasner? — Liebe Tante, ich — nein, das muß eine Verwechslung sein, — ich kenne gar kein Fräulein Fasner!“

„Aber einen Herrn Roderich kennst Du doch?“

„Roderich?“ stammelte Kose, und das Blut schoß ihr jäh in die Wangen.

„Ganz richtig: Roderich! Derselbe, der Dir den Brief geschrieben hat, in dem von dem Fräulein Fasner die Rede ist, nach der ich vorher fragte. Ich habe ihn zufällig in Deinem Ruff gefunden, wie ich den Corridor schlüsselte. Und da sieht es mit durchaus nicht zu verkennenden Buchstaben: Fasner!“

„Hoffentlich kommst Du morgen ohne Dein schredenverbreitendes Fräulein Fasner zur Kirche; ich erwarte Dich dann am Portal. Und wenn Ihr Eure Ehre singt, stell' Dich in die vorderste Reihe, daß ich Dich sehen kann, süßes Herz.“ — Das ist ja ein recht intimer Ton von einem wildfremden Mann! Schämte Dich, Kose!“ sagte die alte Dame und faltete den Brief wieder zusammen.

„Er ist aber gar kein Wildfremder! Du kennst ihn ganz gut, Tante, und hast ihn früher auch wohl leiden mögen!“

„Ah, dacht' ich's doch,“ entrüstete sich die darauf, „daß es dieser ungezogene Herr Lieutenant sein müsse, dieser Besserwisser, der alten erfahrenen Leuten über den Mund fährt, als ob's seine Rekruten wären! Dieser Tempelschänder! Dieser —“

„Aber, Tante, rede Dich doch nicht in Zorn!“ bat Kose, der die Thränen schon in den Augen standen.

„In Zorn brauch' ich mich nicht erst zu reden, der locht schon lange in mir! Dieser Herr von Habenicht's will Dich also heirathen und denkt natürlich, ich, das Fräulein Fasner, das schredenverbreitende Ungethüm, der Lindwurm aus dem Nibelungenring —“

„Tante, liebste Tante!“ seufzte Kose, entsetzt über diese unermüthete und leider unangreifbare Interpretation des bösen Wortes. Aber Tante Justine ließ sich nicht unterbrechen; es mußte herunter, was ihr einmal auf dem Herzen saß, trotz der Würde des Festtages, an dessen Schwelle sie standen, und so wiederholte sie:

„Ich, der Lindwurm aus dem Nibelungenring, bin dazu gut genug, Euch die Moneten zu geben, ohne die's, Gott sei Dank, nun einmal nicht geht! Aber da irrt er sich, der Herr Roderich von Wilmfen. Keinen Heller geb' ich dazu, daß Du's gleich weißt! Und wenn morgen der Älteste von Bürgermeisters aus Berlin kommt, der schon immer seinen Narren an Dir getroffen hatte, so thust Du gut, ihm kein schiefes Gesicht zu schneiden; denn den mag ich! Punktum!“

„Aber ich mag ihn nicht!“ trostete Kose.

„So thu, was Du gut dünkst! Die Welt steht Dir ja offen. Aber so lange Du noch in meinem Hause bist, — und das dauert immer noch über ein Jahr; denn eher bist Du nicht mündig, — so lange streich diesen edeln Herrn von Unverschämtheit aus Deinem Gedächtniß. Ich werde es als meine vornehmste Pflicht betrachten, jede Zusammenkunft zwischen Euch zu vereiteln. Deshalb gehe ich auch heute mit Dir zur Kirche, trotz aller Gichtanfalle, die Du befürchtest. Und sobald der Gottesdienst zu Ende ist, werde ich am Portale stehen und Dich erwarten. Es ist arg, daß ich auf meine alten Tage noch dergleichen auf mich nehmen muß, aber es geht nicht anders!“ orakelte die Tante und schlug dabei mit der Hand auf die Lehne ihres Armstuhles, während die arme Kose ihren Leichtsinns verwünschte, der sie verführt hatte, den Brief in dem dunnen Ruff stecken zu lassen. Uebrigens war sie nicht ganz so niedergeschmettert, wie ihre Pflegerin, die seit dem frühen Tode ihrer Eltern wahrhaft mütterlich für sie gesorgt hatte, annahm. Wußte sie doch, daß Tante Justine ein gutes Herz hatte und daß nur ihr hartnäckiger Starrsinn sie so gegen den Geliebten poltern ließ. Sie machte daher noch einen leisen Versuch, ihr beizukommen.

„Wenn ich nur wüßte, was Dir No —, ich meine Herr von Wilmfen so Schlimmes angethan hat!“ seufzte sie. „Denn daß er Dir damals nicht recht gegeben hat, als Du die armen Soldaten, die in der Kirche eingeschlafen waren, zu wer weiß was für harten Strafen verurtheilt haben wolltest, kannst Du ihm doch nicht so lange nachtragen. Er beurtheilte die Sache von seinem Standpunkte aus, jedenfalls nicht gerade falsch! Pastor Niebuhr predigt wirklich mitunter über die Köpfe der armen Bauernjungen weg, und wenn sie Sonnabends bis in die Nacht hinein haben scheuern und puzen müssen und nicht ausgeschlafen haben, so kann so was Menschliches eben passieren!“

„Das verstehst Du nicht, Kose. Es ist unter allen Umständen eine Frechheit, ob sie den Pastor verstehen oder nicht; ein Skandal, den ein Offizier niemals verteidigen sollte!“

„Er hat sie ja auch gar nicht verteidigt. Die Leute haben einen gehörigen Wischer bekommen. Verlaß Dich drauf.“

„Ein Wischer nützt da nichts. Ins Loch gehören solche Lämmer! Punktum! Und nun mach', und zieh' Dich an, daß wir in die Kirche kommen!“ trumpfte Tante Justine, und ziemlich verstimmt schlich Kose in ihr Zimmer hinüber, um sich für den Aufenthalt in der ungeheizten Kirche einzunehmen.

Die ganze Festfreude war ihr verdorben. Wahrhaftig, wenn sie nicht ein paar Soloflöte in den Weihnachtsschören zu singen gehabt hätte, sie wäre jetzt zweifellos dabei geblieben. Aber dann hätte sie den alten Cantor in die größte Verlegenheit gesetzt. Das ging denn doch nicht gut an.

Eine Stunde später stand sie daher richtig auf dem hohen Chore, mit den übrigen Sängern und Sängerinnen um den weißkledigen Dirigenten geschart, während Tante Justine in dem vergitterten Kirchstuhl ihrer Familie, der schon seit Jahren nur noch von ihr und Kose benutzt wurde, Platz genommen hatte, wohl verwahrt in Pelz-Capote, Pelz-Mantel und Fußsack, die erprobten Abwehrmittel gegen die abscheuliche Gicht. Nicht immer haben die Wächtposten eine so fürsorgliche Ausrüstung. Fast war es ihr zu warm in dem trefflichen Pelzwerk; denn die Temperatur in der Kirche war noch ziemlich erträglich, weil Wind und Kälte die Mauern noch nicht durchdrungen hatten. Doch ließ sie sich nicht verleiten, den Mantel zu öffnen; sie hatte darin ihre Erfahrungen gemacht. „Vieher ein bißchen schwinzel!“ dachte sie. „Einen Knaz hat man gar zu leicht weg!“

Und dann verfolgte sie mit Andacht und Festfreude den einleitenden Gesang des Chores, stellte zu ihrer Beruhigung dabei auch fest, daß Kose nicht in die vorderste Reihe getreten war, und lauschte dann der Weihnachtspredigt des geschätzten Pastors Niebuhr, der die Weisheit so recht aus dem Vollen zu

schöpfen verstand und seine Zuhörer immer an der rechten Stelle zu paden wußte.

Nur einmal, als er von der Macht des Kreuzes sprach und dabei Constantin als Beispiel anführte, geschah es im Eifer der Rede, daß er das prophetische Wort: „In diesem Zeichen wirst Du siegen!“ lateinisch citirte. Und da ihr dieses

„In hoc signo vinces“ fremd war, wurde ihr der ganze Satz nicht recht verständlich. Sie nickte gedankenvoll. So ganz und gar unrichtig war das doch nicht, was Kose gesagt hatte „über die Köpfe wegreden“! Aber einzuschlafen brauchte man deshalb noch lange nicht! Uebrigens empfand sie, daß die Altar-

kerzen, in die sie gerade hineinsehen mußte, am Abend doch viel mehr blendeten, als während der Sonntag-Vormittage, an denen sie hier zu sitzen pflegte. Auf die Dauer wurde das ungedämpfte Kerzenlicht wirklich eine kleine Pein für ihre alten Augen. Aber es hinderte sie ja niemand, ab und zu die Lider zu schließen. Man hörte dann sogar viel deutlicher. Dieses

„Friede auf Erden“, das sich durch die Rede des Predigers zieht, scheint ihr jetzt viel tiefer ins Herz zu dringen als vorher. Leise fangen ihre Gedanken an zu wandern. — Leise — leise löst sich ein Stück nach dem anderen von jenem Starrsinn, der ihr Herz verhärtet. Hat sie wirklich ein Recht, das Leben Kose's eigenmächtig in ganz andere Bahnen zu lenken, als das Kind sie wandeln möchte? Sie beschließt, das ein- einmal ernstlich mit sich zu Rathe zu gehen und den Bürgermeistersohn zunächst nicht zu ermuthigen. Und wie nun nach dem Amen des Pastors der Chor oben einsetzt:

„Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Amen! Amen! Amen!“

und diese heiligen Worte in immer andere, köstliche Melodien kleidet, da wird ihr so frei und froh ums Herz, wie das ganze Jahr nicht. Es thut eben noch immer Wunder, das Christ-

kind! —

Der Gesang ist verhallt. Leise fängt der Organist auf der großen Orgel sein Nachspiel an. Und das klingt und singt, als kämen wirklich die „Menge der himmlischen Heerschaaren“ vom Himmel und schwebten durch die Kirche über den Altar hin. Wie Silber glänzen die weißen überirdischen Flügel. Man mag wollen oder nicht: vor so viel Glanz muß man die Augen schließen.

Draußen am Portal stand, in seinem grauen Mantel gehüllt, Lieutenant von Wilmfen und mürrte die Herausplagernden. Endlich sah er unter einem rothseidenen Kopftuchlein das süße Gesicht Fräulein Kose's auftauchen. Mit einer leisen Kopfbewegung ging er ein paar Schritte seitwärts, um sie im Dunkel des nächsten Pfeilerschattens zu erwarten. Aber er stapfte vergebens in dem frischen Schnee herum. Kose kam nicht. Währenddem hatte das Gotteshaus sich geleert. Verwundert kam er daher ans Portal zurück.

„Kose!“ flüsterte er halblaut; denn sie stand noch da und blickte in das Schiff der Kirche hinein, wo der Küster eben eifrig ein Licht nach dem anderen verlöschte. „Hast Du mich denn nicht gesehen vorhin?“

„Doch!“ lächelte sie zurück. „Aber ich muß hier auf Tante Justine warten!“

„Die ist längst hinaus!“ flunkerte er. „Warum hattest Du sie überhaupt mitgebracht? Das Wetter war doch schlecht genug!“

„O, — sie hat Deinen letzten Brief gefunden und mir verboten, mit Dir weiter zu verkehren!“ —

„Wozu ihr der Teufel ein Recht gegeben hat! Wie darf sie Dich derartig tyrannisiren?“

„Du weißt doch wie abhängig wir von ihr sind!“

„Leider Gottes!“ seufzte er. „Aber wenn alle Stränge reißen, hänge ich den Waffensack an den Hals und nehme irgend eine Civilstellung an. Dann kann sie uns den Hohl ausblasen!“

„Still doch, Roderich. Vielleicht steht sie hier irgendwo und horcht! Sie wollte mich bestimmt an der Pforte erwarten, damit ich mit Dir nicht zusammentreffen könnte! — Das Fräulein Fasner“ hat sie Dir sehr übel genommen!“

„Ja, höre 'mal, hat sie denn das verstanden?“ fragte er verwundert.

„Natürlich! Sie ist früher sehr oft nach Dresden ins Theater gefahren und hat sich Wagner angehört!“

„O weh! — Aber sag' 'mal, wollen wir hier denn noch lange stehen —?“

„Still, da kommt sie! Ich bitte Dich, geh!“ wisperte Kose, und wie ein Dieb war er wieder hinter den im Schatten liegenden Kirchenpfeiler gebückt. Aber es war nur der Küster, der, das letzte Licht in der Hand, aus einem Seitengange kam, um die Kirchthür zu schließen.

„Ich warte auf meine Tante, Herr Gispel!“ sagte sie. „Klingt fort! Alles fort!“ murmelte der hagere, vor Frost zitternde Mann und drehte den großen Schlüssel herum. „Frohliche Weihnacht, liebes Fräulein! Und Gute Nacht!“

Damit schlurste er davon.

„Hurrah!“ rief halblaut Roderich, als der Küster verschwunden war. „So darf ich Dir doch noch einen weihnachtlichen Kuß geben! Komm, Kose, einmal, weil Du so schön gesungen hast, und ein anderes Mal, weil Du in der Kapuze so unverschämte lieb aussehst. Drittens —“

„O nein, Du Unhold, jetzt ist's genug. Wenn Tante das wüßte!“ —

„Glaubst Du nicht, daß sie es wenigstens ahnt?“

„Wo sie nur sein mag?“

„Ich denke mir, es wird ihr hier draußen zu kalt und nach der Predigt da drin im Herzen zu warm gewesen sein. Da hat sie sich reumüthig allein auf den Heimweg begeben!“ sagte er.

„So komm', daß ich auch heimkehre! Mir ist so ungewiß zu Muth. Vielleicht ist sie krank geworden!“ meinte sie, und ziemlich hastig schritt sie darauf an seiner Seite durch die dunkeln Straßen ihrem alten Hause zu.

„Noch nirgends Licht!“ flüsterte sie. „Wie merkwürdig! Vielleicht weiß die Köchin etwas!“

„Ich werde hier unten auf und abgehen und Deinen Bescheid erwarten!“ erklärte er. „Aber für den Fall, daß Du nicht wieder herunter könntest, bitte ich —“

„Um was?“ fragte sie ahnungslos.

„Um das!“ lachte er und hatte ihr schnell noch einen Kuß auf die Lippen gedrückt.

Scheu stieg sie die Treppe hinauf und eilte in die Küche:

Marie wußte nichts. Nun durchleuchtete sie alle Zimmer: aber Tante Justine war nirgends zu finden.

„Sie wird noch einen Weg gehabt haben!“ tröstete die Achten. Doch ließ sich Rose dadurch nicht beruhigen.

„Ich gebe, sie zu suchen!“ erklärte sie hastig. „Wenn Tante unterdessen kommen sollte, so sagen Sie ihr, daß ich ihretwegen noch einmal fortgegangen bin!“

Und dann huschte sie die Treppe wieder hinab mit einer Geldemangl im Herzen. Wo konnte sie nur sein? Alle bekannten Familien ließ sie Revue passieren, ohne zu einem Resultate zu kommen.

Roderich schlug ihr vor, hier und dort nachzuzugreifen, auch bei Kaufleuten, wo sie Aufträge zu geben pflegte. Das thaten sie denn auch, aber überall ohne Erfolg.

„Könnte ihr nicht etwas in der Kirche zugestofen sein?“ fragte Rose endlich. „Du sagst zwar, Du hast sie herauskommen sehen, aber —“

„So genau kann ich das auch nicht behaupten!“ meinte er heimlich. „Vor allen Dingen wollte ich Dich damit vorhin beruhigen!“

„O Roderich, so liegt sie vielleicht ohnmächtig auf den kalten Plätzen in der Kirche! Und wir —“ schluchzte sie.

„Aber fasse Dich doch, Rose. Du weißt's ja noch gar nicht. Warte an der Kirche, bis ich mit dem Küster komme! Der alte Mann wird auch eine Freude haben, wenn er noch einmal aus dem warmen Bau heraus muß!“

Und eilig trabte er der nahen Wohnung des Küsters zu.

Tante Justine hatte zwar sehr süß in ihrem Kirchenstuhle geschlafen und dabei Engel und Erzengel um sich her versammelt gesehen, aber als der Kirchendiener den knarrenden Schlüssel im Schloße gedreht hatte, war ein so seltsamer Hall durch die Kirche gegangen, daß sie davon erwacht war. Zunächst hatte sie nun nicht gewußt, wo sie eigentlich war. Dann aber war's in ihr aufgedämmert, und durch das Betasten des alten Stuhles, in dem sie saß, hatte sie sich Gewißheit verschafft: das war in der Kirche! Und sie war wirklich und wahrhaftig darin eingeschlafen, gerade wie die nichtsnutzigen Aumerkümmele, die sie so verdammt hatte. Sie fühlte, wie ihr die Nässe der Scham in die alten Wangen stieg. Es war entsetzlich, daß ihr gerade das hatte passieren müssen! Die unverbüllten Kerzen waren daran schuld gewesen! Und ihr dieser Pelz! Und der süße Gesang! Und das sanfte Orgelspiel!

O Gott, was würden die Leute sagen, wenn sie es erführen! Wie würden die spitzen Zungen über sie herfallen, wie die Jugend sie auslachen!

Aber vielleicht war die Pforte noch offen, vielleicht konnte sie noch unbemerkt entschlüpfen! Langsam tastete sie sich in dem weiten, dunkeln Naume nach der Thür. Der Drücker gab nicht nach. Sie war eingesperrt.

An dieser Pforte hatte sie Rose erwarten wollen, um dem schlammigen Leutnant einen Streich zu spielen! Hatte das Christkind das anders haben wollen? Fast kam es ihr wie ein Spiel der Vorsehung vor, und lange dachte sie darüber nach. Dann begann sie zu rufen; aber niemand hörte sie. Die Kirche lag so weit ab von allen Wohnungen. Vielleicht mußte sie nun hier bis morgen früh ausharren, wenn Rose nicht kam und sich um sie kümmerte; Rose, die sie halb und halb aus dem Hause gelassen!

Gott, sie hatte es so schlimm ja nicht gemeint! Nicht halb so schlimm! Aber gesagt hatte sie's doch! Und wenn das Kind in seiner Unerfahrenheit nun einen unüberlegten Schritt that, so hatte sie's auf dem Gewissen! Das half also nichts, sie mußte nach Haus und wenn sie die Stufen deswegen ziehen mußte. Schon hatte sie sich mit diesem Alarmgedanken mehr und mehr vertraut gemacht, da hörte sie draußen plötzlich sprechen.

„Es ist wirklich niemand mehr drin!“ sagte Gispel mürrisch.

„Ach was,“ antwortete darauf eine Stimme, die ihr arges Herz klopfen bereitete; denn die gehörte unsehbar dem Leutnant von Wilmsen, dem sie sich am allerlesten in dieser Situation zeigen mochte, „machen Sie keine Nebenarten und klüßeln Sie auf. Die Dame kann eine Ohnmacht bekommen haben. Bei ihren Jahren wäre das kein Wunder, noch dazu, wenn so ein Wetter herrscht!“

„Ganz gewiß!“ erklärte jetzt auch Rose. „Tante muß noch in der Kirche sein! Wenn ihr nur nichts Schlimmes zugestofen ist!“

Darauf wurde endlich die Thür geöffnet, und mit einer Laterne bewaffnet traten die Drei in das hallende Gewölbe. „Tante!“ rief ängstvoll das junge Mädchen. Aber keine Antwort erfolgte.

„Sie ist nicht mehr hier!“ murmelte der Küster.

„Wo ist ihr Stuhl?“ fragte der Leutnant.

Und dann leuchtete er mit der Laterne in das Gitterwerk und rief:

„Rose, komm schnell, sie ist wirklich ohnmächtig!“

Denn Tante Justine hatte, um der Schande zu entgehen, geirrt, was sie in den langen Jahren ihres Lebens bisher nicht für möglich gehalten hätte: sie hatte einen Ohnmachtsanfall erlitten! Gott der Herr mochte es ihr vergeben!

Eifrig bemühte sich Rose, sie ins Leben zurückzurufen. Langsam gab sie den Anstrengungen nach. Wie das Kind jubelte, als sie die Augen aufschlug! Wie behutsam sie der Leutnant emporrichtete! Es that ihr wohl, das zu beobachten, obgleich es ihr abschrecklich vorkam. So Komödie zu spielen! —

Nachdem der Leutnant den Küster belohnt hatte, ließ er es sich nicht nehmen, im Verein mit Rose die Tante heimzuführen, wiewohl sie erklärte, jetzt wieder vollständig bei Kräften zu sein.

Erst an der Hausthür wollte er sich verabschieden. Aber da bot die Tante ihn, noch auf einen Augenblick mit hinauf zu kommen, da sie ihnen beiden etwas zu sagen habe.

Dastig schüttelte er sich den Schnee vom Mantel und schritt dann klopfenden Herzens den Frauen voran, die Treppe hinauf. Eine ganze Weile stand er allein in einem der großen Zimmer und sah auf die Straße hinab, wo trotz des Schneefalles noch immer Kindertrüpplein umherzogen und ihre Christnachtweisen sangen. Dann endlich that sich die Thür zum Nebenzimmer auf und auf der Schwelle erschien Tante Justine.

„Bitte, Herr Leutnant, hier hinüber!“ sagte sie und winkte ihm, zu folgen.

Er schritt ihr nach, durch ein paar dunkle Zimmer, bis er plötzlich hinter einer schnell geöffneten Thür einen stolzen Weihnachtsbaum prangen und leuchten sah.

„Sie haben Sich mir gegenüber heute so wacker und theilnahmsvoll benommen, Herr Leutnant,“ begann sie.

„O bitte, verehrtes Fräulein!“ sagte er. „Das war nur meine Pflicht!“

„Ritterlich gedacht!“ nickte sie. „Aber auch, wie Sie's thaten, hat mich gerent! Ich habe nämlich alles gehört; auch wie Sie vor der Kirche mit dem Küster sprachen! Denn, — ich muß es Ihnen gestehen, was Sie auch von mir denken mögen, — ohnmächtig war ich gar nicht, sondern — eingeschlafen! — Der Himmel weiß, wie es gekommen ist! Vielleicht, um uns ein fröhliches Christfest zu stiften! Wenigstens habe ich mir das in meinem einfältigen Sinn gedacht! — Sie haben damals Ihre eingeschlafenen Soldaten entschuldigt, vielleicht verzeihen Sie einer alten Frau auch das sündliche Theater, das sie in der schrecklichen Verlegenheit und aus Angst vor dem staatshafsten Küster aufgeführt hat! Und wenn Sie's auch schändlich und einer christlichen Creatur durchaus unwürdig finden: schon daß ich es Ihnen jetzt gebeichtet habe, ist eine große Erleichterung für mein arg bedrücktes, altes Herz!“

„Liebes Fräulein!“ rief Roderich feurig, „ich glaube, Sie haben mir zur Feier des Tages alle meine Sünden vergeben! Was hat da Ihre unschuldige, kleine Täuschung noch für Bedeutung! Ich war doch manchmal ein viel größerer Sünder!“

„Alles vergeben! Und nicht nur meiner thörichten Selbstgerechtigkeit wegen, die vorhin so böse Schiffbruch gelitten hat!“ lächelte Tante Justine. „Doch damit Sie's auch glauben, hat Fräulein Hafner, das schreckenverbreitende Ungethüm, sogar ein paar Ringe aus dem alten gleichenden Nibelungenhort geholt, mit denen Ihr Schlingel Euch hier unterm Weihnachtsbaum verloben soll!“

„Einzige Tante!“ rief glückstrahlend Rose und fiel ihr um den Hals, während Roderich sich büdete, ihr die Hand zu küssen.

Im gleichen Augenblicke setzte unten auf der Straße ein frischer Knabenchor ein:

„Stille Nacht, heilige Nacht!
Alles schläft —“

Aber just hier brachen die Stimmen ab, wohl weil ihnen ein frühlicher Spender die Hände mit Weihnachtsgaben füllen mochte. Und die Drei oben waren gerührt und mußten doch lächeln. Tante Justine aber nickte und flüsterte: „Weil es das Christkind so wollte!“

Nachdruck verboten.

Moderner Frauenschmuck.

Von Dr. Arthur Fels.

Mit 18 Abbildungen.



Die Formen des modernen Frauenschmuckes werden von drei verschiedenen mächtigen Strömungen beeinflusst. Am schwächsten ist die, welche vom alten Volkschmuck, vom Bauernsilber, ausgeht. Das ist einfacher Natur. Aus reinem oder vergoldetem Silber gefertigte, glänzende Blechstücke, rund oder eckig, glatt, höhl oder gefaltet, vereinigen sich mit zierlich geschlungenen, feingekerbten Silberdrähten zu Rosetten, Bommeln, Knöpfen, Rügeln, Schnallen und Ketten, Anhängern und Wiederstücken, Knotensteln und Hemdspannen. Vereinzelt gefestigt dem Ganzen ein Halbedelstein. Die Dame der Gesellschaft bedient sich dieses Schmuckes nur zu besonderen Gelegenheiten, z. B. während der sommerlichen Erholung am Meeresstrand oder während der winterlichen Vergnügungen auf den Kostümfesten. Die zweite, schon wirksamere Strömung entspringt den alten Stilen, wie sie im Kunstschmuck vergangener Zeiten gepflegt und in unseren Tagen immer wieder erneut worden sind. Je nach Laune, Geld und Kleidung trägt man den Schmuck heute im Stil der Renaissance, morgen im Stil des Barock oder Rococo und übermorgen im Stile des ersten Kaiserreiches. Nicht alle diese Schmuckarten sind schön im Sinne des Künstlers, aber immer gut im Sinne des Goldschmiedes. Denn nicht das billige Silber wie im Volkschmuck, sondern das theure Gold im Verein mit raffiniert geschliffenen, feuerprägenden Diamanten, Rubinen, Saphiren und Smaragden drängen sich hier zusammen zu buchstäblichen „Brillant-Effekten“. Die dritte Strömung endlich geht von denselben Gesichtspunkten aus, nach welchen man das ganze Kunstgewerbe allmählich umgestalten will. Sie lehnt sich nicht an einen der historischen Stile an, sondern sie leitet in selbständiger Linienführung die Gestalt des Schmuckes entweder stillförmig aus dem uns umgebenden Thier- und Pflanzenreiche, oder frei empfindend aus der eigenen Gedankenwelt ab. Jeder Knalleffekt ist ihr zuwider; sie mattirt die Oberfläche des verarbeiteten Goldes, damit sie nicht durch ihren Glanz blende, und schleift die Edelsteine möglich, d. h. rundlich, damit sie nur durch verhaltene Gluth entzücken und nicht durch blizende Strahlen verwirren. Noch ist diese Strömung nicht die stärkste unter den dreien, aber sie schwillt unaufhaltsam an und wird, wenn sie sich nur erst von dem jetzt noch mitgeführten Sand und Schlamm gereinigt haben wird, die Richtung unseres gesammten Schmuckes bestimmen, den eigentlichen modernen Frauenschmuck bilden.

Wodurch diese Wandlung? Es ist schon lange her, daß die Erkenntniß von der Nothwendigkeit einer Reform in unserem Kunstgewerbe sich Bahn gebrochen hat. Unsere Leserinnen werden selbst genugsam zu erzählen wissen von den Umwälzungen, welche diese Reform mit sich gebracht hat. Die Gründe, die im Schmuck zu den neuen Formen geführt haben, sind natürlich theilweise dieselben gewesen, welche das ganze Kunstgewerbe in andere Bahnen gelenkt haben, zum Theil sind sie aber auch dem Schmuck allein zugehörig. Von den allgemeinen Gründen ist der wichtigste das zunehmende materialische Empfinden, das sich aller Kreise bemächtigt hat. Dasselbe Gefühl für farbige, dekorative Wirkung, das in den Plakaten, den Anschlagzetteln, zwar eine Kunst der Straße, aber doch eine wahre Kunst sich entfalten ließ, — das hat auch im modernen Schmuck von den früher üblichen Hieraten, die eigentlich nichts anderes sind als neben und aneinander gereihete Brillanten, zu den Kleinodien geführt, die in satten angenehmen Tönen das röthliche Gold, den milben, halbfuchten Schimmer der Perle, das schillernde Spiel des Opals, das ruhige Leuchten des möglich geschliffenen Rubins oder Saphirs zu Symphonien der Farbe vereinen. Dieselbe Erkenntniß, die

von den herkömmlichen, ganz unnatürlichen und wahrlich durch nichts anderes als durch die Tradition berechtigten Mustern unserer Tapeten und Möbelstoffe uns hinweg geleitet hat zu den heutigen klaren, ruhigen, den Blumen der Felder und Wiesen entnommenen, kunstmäßig stillförmigen und doch in freier Bewegung wiedergegebenen Pflanzenmustern, — sie hat auch im Kreise der Goldschmiede und Schmuckkünstler Bahn gebrochen, und setzt an Stelle der überlieferten, architektonisch gegliederten Schmuckformen die köstlichen, Pflanzen-Blätter und -Blüthen nachbildenden modernen Schmuckstücke. Derselbe Ueberdruß, der aus den vielen Pilastern und Friesen, Simsen und Consolen, Kartuschen und Schnecken, Muscheln und Schnörkeln unserer Möbel, aus den franzenbehangenen Plüschgarnituren und buntsfarbigen Sophas sich gestücht hat in die glatten, einfachen, von schlichten Linien und schönen, geraden Flächen begrenzten englischen Möbel, — er hat uns auch freigemacht von den Brillantringen, die mit schreiend großer Raute voll Brillanten das Fingerglied vollständig bedecken, frei von den mächtigen Brillant-Ohrgehängen, den geradezu sinnverwirrenden Blumensträußen, Federbüscheln und sonstigen Agraffen, wie sie, ganz aus Brillanten zusammengesetzt, in überladener Pracht Büten, Hals und Haar unserer Damen zu schmücken pflegen. Es hat uns dafür die schönen Formen finden lassen, welche mit ihrer milden Wirkung, durch ansprechende Linien und wohlthuende Farbenvereinigung uns nicht betören und blenden, sondern freundlich stimmen, erheitern. Und dann noch so manche andere Frage. Was that denn eigentlich in unserem bisherigen Schmuck das Gold? Es war nichts als der Träger des geschliffenen Steines, fast kaum noch sichtbar. Seine Form und seine Farbe, die Arbeit des Goldschmiedes daran, sie waren ziemlich gleichgültig. Dann wieder, was wurde nicht manchmal alles aus Gold und Steinen geschaffen? Ich erinnere nur an die Schweine-Periode, als jedermann ein goldenes Glückschweinchen mit kleinen Rubin-Augen trug. Was das nicht zum Lachen, wenn dieses Sinnbild blinden, unverbundenen Glückes als Schmuckstück einer Dame paradierte? Dieses selbe Schwein, das sonst nur als Muster von Unreinlichkeit gepriesen wurde!

Genug der Gründe für die Umgestaltung unseres Schmuckes. Die Bewegung setzte in Frankreich, in Paris ein und breitete sich anfangs ganz langsam aus, gleichsam unter der Decke. Es ging aber die neue Bewegung von wahren Künstlern aus, und es dauerte lange, bis weitere als die allerengsten Bekanntenkreise von den Arbeiten dieser Männer erfuhren, die sich erst nach gründlicher Vorbildung als Zeichner und Bildhauer dem Kunsthandwerk des Goldschmiedes zuwandten. Erst als der Salon und der Champs de Mars, diese beiden berühmten Kunstausstellungen von Paris, der angewandten Kunst ein ganz bescheidenes Plätzchen einräumten, da traten auch Schmuckachen, von Künstlern entworfen und ausgeführt, vor das Publikum, das sich nicht gleich dafür erwärmen wollte, sondern meist vorübergehend, achselzuckend ob „dieser verrückten Hefte von Künstlern, die sich mit solchem Blunder befaßten und da gar noch reformiren wollten.“ Aber siehe da, das Plätzlein war nicht zu verdrängen und nicht zu erstickend; es wuchs und wuchs. Heute reitet es, noch kaum sechs Jahre alt, seine Zweige weit über alle Lande.

Es liegt im Wesen der französischen Bildhauer, daß sie sich, mit geringen Ausnahmen, ungern mit der reinen Stillirung der Pflanzenwelt befaßen. Ihr reger, mehr auf das Menschliche gerichtete Sinn neigt vielmehr zur körperlichen, zur figurlichen Darstellung. Daher sehen wir, daß die französischen Künstler, die Vierge, Feuillade, Bernier u. a., meist nur menschliche und thierische Gestalten in ihren Schmuckstücken nachbilden. Männliche und weibliche Köpfe erscheinen als Broschen oder Anhänger (s. Abb. 1—3), oder weibliche Figuren legen sich, wie z. B. bei Lalique, über den Bogen des Einsteckammes, oder es erscheint die Büste einer träumerisch vor sich hinsiehenden Frau zwischen blühenden Pflanzen. Auch das Thier wird gern herangezogen; der Pfau zeigt sein schillerndes Gefieder, der Schwan spiegelt seinen weißen Leib in saphirblauer Fluth u. s. w. Allein nicht nur das stillförmige Naturobjekt wird von den Franzosen gepflegt, sondern auch die reine künstlerische Linie, die sich nicht an Historisches oder Vorhandenes anlehnt, sondern nur dem freien Schwunge des Gedankens folgt. Das ist entschieden der schönste und reifste, aber auch der schwerste Zweig der Goldschmiedekunst.

Den Franzosen haben sich die Belgier angegeschlossen, die namentlich, wie van de Velde, auch die freie Linie im Schmuck pflegen. Die Engländer hingegen, die doch sonst im modernen Kunstgewerbe uns so weit vorangehen, zeigen sich dem Beschmeide gegenüber ziemlich zurückhaltend, während die Nordamerikaner in Formen und Farben sich gefallen, für welche europäisches Verständniß nicht ausreicht, um sie schön zu finden. Vermögen wir doch auch nicht zu begreifen, daß man drüben von einem Damenmund entzückt ist, der beim Lächeln diamantenebesetzte Zähne enthüllt.

Den nachhaltigsten Einfluß haben die französischen Künstlergoldschmiede jedenfalls auf die Deutschen ausgeübt. Nicht etwa, daß das figurliche Element viel von uns gepflegt würde. Dazu fehlen uns Schule, Neigung und Verständniß. Die französischen Künstler, die es auf dem Gebiete der Medaille zu tonangebender Höhe gebracht, diese Künstler, deren heimisches Publikum das Moderne, Persönliche, Knappe, Welsagende des Medaillenstiles zu schätzen und sachkundig nachzufühlen weiß, sie können mit Erfolg Medaillonbroschen modelliren, deren Vorwurf von irgend einem Idealopfe gebildet wird, wie z. B. Abb. 1—3. Wir Deutschen aber wollen mit unseren Medaillonbroschen und Anhängern einen in unserem Gemüthe in unseren Sagen und Ueberlieferungen, unserem Glauben und unserer Geschichte wurzelnden Sinn verknüpfen; darum tragen wir Schmuckstücke mit den Bildnissen unserer verstorbener Kaiser, oder Thaler mit der Jungfrau Maria als Patrona Bavariae, oder Hentelmünzen mit dem heiligen Georg als Schirmherrn der Ritter. Dagegen besitzen wir volles Verständniß für alle Schmuckstücke, welche in Anlehnung an Pflanzenformen geschaffen werden, und in Verbindung mit Pflanzen lassen wir uns auch gern einzelne Thiergestalten gefallen. So z. B. die prächtige Gürtelschleife, Abb. 18, welche mit ihren schlanken Rohrtolben, ihren blühenden Seerosen und ihrer schillernden Velle so recht für deutsche Augen einen Weltausschnitt von einem sonnigen, träumerischen See-User wiedergibt. Natürlich darf man die Vorbilder aus unserer einheimischen Pflanzenwelt nicht unmittelbar, rein naturalistisch, übertragen. Das würde nun und nimmermehr einen guten Schmuck abgeben. Sondern



1. Brosche Diana, modellirt von Bernier.



2. Brosche Frühling, modellirt von Bernier.



3. Brosche Gretchen, modellirt von Bernier.



4. Brosche Schote, von J. H. Werner in Berlin.



5. Brosche Pilz von J. H. Werner in Berlin.



6. Gürtelschließe von Max Rothmüller in München.



7. Brosche Maßliebchen von R. Rothmüller in München.



8. Manschetten-Knöpfe von J. H. Werner in Berlin.



9. Anstecker von G. Merk in München.



10. Brosche Blüthe von J. H. Werner in Berlin.

man muß sie stilisiren, sie künstlerisch derart vereinfachen, daß nur ihr Wesentliches, ihr Gesamtteindruck festgehalten, alles Nebensächliche aber weggelassen wird. In diesem Sinne hat man auch die Arbeiten zu verstehen, welche wir in Nr. 4—18 abbilden. Sie sind alle stilisirt, aber dennoch wird jedermann in Abb. 11 die Blätter und Früchte unserer Eiche, in Abb. 9 u. 13 das brennende oder Jungfernerbz unserer Gärten, in Abb. 7 das Maßliebchen unserer Wiesen sogleich wiedererkennen. Daß der moderne Schmuck sich aber nicht streng an ein bestimmtes pflanzliches Einzelwesen halten muß, sondern auch Typen, Allgemein-Erscheinungen darstellen kann, das zeigen die Abb. 4, 5, 10. Die meisten der vorgenannten Arbeiten sind aus Gold und Silber in Verbindung mit edeln Steinen und Schmelzfluß hergestellt; doch ist in ihnen der modernen Forderung, daß der Schmuck nur mäßig durch farbige Einlagen aufzulichten sei, vollkommen Genüge gethan. Sie tragen nur spärlich Edelsteine oder Schmelzüberzug. Es schadet übrigens gar nichts, wenn im Schmuck farbige Einlagen ganz fortbleiben. Hirtzel z. B., ein deutscher Künstler, der es vortreflich versteht, die Gebilde unserer Pflanzenwelt als Vorwürfe für Geschmeide zu verarbeiten, verzichtet meist ganz auf farbiges Beiwerk, Edelsteine u. s. w., und begnügt sich mit der satten,



11. Brosche vom Kunst-Gewerbeverein in Pforzheim.

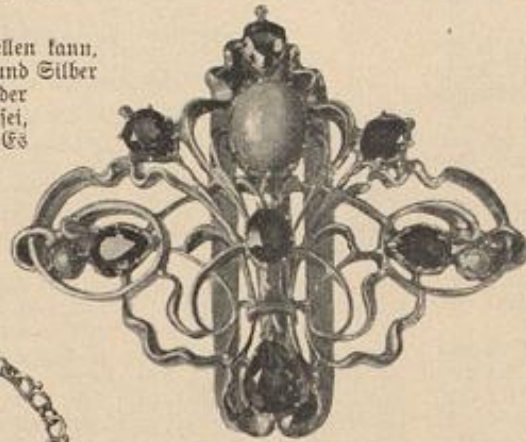


12. Brosche von J. H. Werner.

tiefen Farbe des matten Goldes (Abb. 15). Daß andere deutsche Künstler wiederum dem Ornament der reinen Linie neue, moderne und doch ganz deutsche Züge abzugewinnen wissen, zeigt die gestrichelte Schließe Abb. 6. Daß endlich auch der Japonismus, die Anlehnung an japanische Dekorationsmanier, die von so weittragender Bedeutung für unser ganzes Kunstgewerbe geworden ist, im Schmucke sich Eingang verschafft hat, lassen Abb. 8 u. 12, eine deutsche Arbeit von ganz japanischer Auffassung, erkennen.



13. Halsband von G. Merk in München.



14. Gürtelschließe von R. Rothmüller in München.

Welche Einflüsse sich auch geltend machen mögen in unserem modernen Frauenschmuck, und wie man auch über die Art der neuen Bewegung denken mag, zweierlei wolle man nicht vergessen: Erstens, die Mehrzahl dessen, was heute als moderne Arbeiten an uns herantritt, ist hervorgegangen aus ernstem, künstlerischem Streben, aus dem Ringen nach dem Ideale der angewandten Kunst. Das hatte man sich namentlich dann gegenwärtig, wenn Einem das Moderne gar zu herb, gar zu neu und absonderlich erscheinen will. — Zweitens das, was brauchbar und anerkanntswürdig unter dem Modernen ist, das sucht immer auf dem guten Alten. Wenn auch unter den Arbeiten früherer Zeiten manche längst überwundene ist, die Grundlage für das was heute geschaffen wird, hat uns doch das Alte gegeben. Das wolle man sich namentlich dann ins Gedächtniß zurückrufen, wenn man Gefahr läuft, nur noch das Moderne zu schäpfen. Noch stehen wir mitten im Kampfe



15. Gürtelschnalle von H. Hirtzel, ausgeführt von Louis Werner in Berlin.



18. Gürtelschließe von Max Rothmüller in München.



16. Gürtelschließe mit Schieber von J. H. Werner.



17. Gürtelschließe von G. Merk in München.

zwischen Altem und Neuem, aber schon ist es nicht mehr zweifelhaft, daß der Sieg dem Modernen zuneigen wird. Wir haben es daher für unsere Pflicht gehalten, unseren Leserinnen einige Vertreter der modernen Schmuckrichtung in ihren Arbeiten vorzuführen. Außer den von uns genannten sind noch viele, gute Kräfte in gleichem Sinne thätig; zu erwähnen ist nur unterblieben, weil das über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausgegangen wäre.

Bezugsquellen: J. H. Werner, Berlin W., Friedrichstraße 190, Abb. 15. — Keller & Reimer, Berlin W., Friedrichstraße 122, Abb. 1—3. — Max Rothmüller, München, Theatinerstraße 38, Abb. 6, 18. — G. Merk, München, Hofgarten-Platz 9, Abb. 9, 13, 17. — R. Rothmüller, München, Müllerstraße 14. — Kunstgewerbe-Verein, Pforzheim, Abb. 11.